Reiſen

durch einen Theil

Teutſchlands, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799

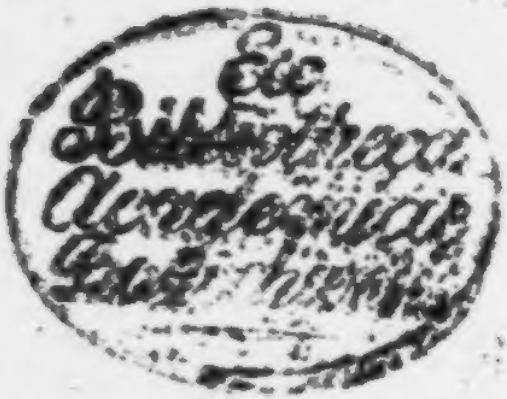
von

Ernſt Moriz Arndt.

Erſter Theil.

Leipzig 1801.

bey Heinrich Gräff.



Bruchſtücke

aus

einer Reiſe

von

Baireuth bis Wien

im Sommer 1798

von

Ernſt Moritz Arndt.

Leipzig, 1801,
bey Heinrich Gräff.

Ex
Bibliotheca
Academiae
Monachiensis

Abreiſe von Baireuth den 19. Jun.

Um drey Uhr Nachmittags zog ich langſam in großer Hitze fort, immer Bergan. Von hier herab ſieht man Baireuth mit ſeinen Vorſtädten und allen Thürmen der Kirchen und Schlöſſer, und mit ſeinem freundlichen Thale noch viel reitzender, als von der Anhöhe vor Bindloch. Oft ſtillſtehend und meine Stirn kühlend, ging ich fürbaß, und kam bald in eine Lindenallee, die bergan zu Tannen und ſchlechten Kornfeldern nach Maizberg führt. Wie ich hier den Hohlweg hinankeichte, zog ein Stein zur linken Seite des Berges mein Herz an ſich, und meine Thränen aus den Augen. O! auch ein Emigré bleibt ein Menſch und menſchlich ſein gewaltiges Schickſal, welches ihm keine Stätte in der bewohnten Welt zu laſſen ſcheint. In dieſen vorragenden grauen Granitblock waren folgende Worte gehauen, die freylich eher bemooſen werden, als die denkwürdige Zeit woran ſie erinnern ſollen. „Unter der Regierung Friedrich Wil-

helm des zweiten, da Karl August von Hardenberg dirigirender Minister war, fanden in diesem glücklichen Lande tausende eine Freystätte, die auswärts den Wanderstab hatten ergreifen müssen; und Menschenliebe, Wohlthätigkeit und Edelmuth, die noch mehr verscheucht waren, zogen sich in das Herz dieses Monarchen zurück. Rufe, du Fels den kommenden Jahrhunderten diese denkwürdige Zeit ins Gedächtniß zurück. Und die alles belohnende ewige Gerechtigkeit löse unsre Schuld durch Erhörung der Wünsche unsers reinsten Danks. 1796. von einem französischen Ausgewanderten.

Eine halbe Stunde von Maizberg findet man links am Wege die Fantaisie, das vormalige Lustschloß der Herzogin von Wirtemberg; ein Ort, den wirklich die Natur in einer holden Fantasie erschaffen zu haben scheint; so schön und zugleich so grotesk sind alle Gegenstände unter einander geworfen. Ich ging hinein, aber bald trieb mich ein herrliches Donnerwetter, das von Osten nach Westen über die Berge fortrasselte, unter einen großen Granitblock, unter welchem man eine natürliche Bank aus dem Stein gehauen hatte. Als die Stimme des Herrn verstummte, wanderte ich alles durch, und was ich gesehen habe, will ich schreiben. Gleich am Eingange hart am Dorfe Dondorf liegen die fantastischen Gebäude, die durch nichts Großes und Merkwürdiges ausgezeich-

net ſind. Hinter ihnen, gegen Nordoſten, erſtrecket ſich der Park. In den Oſten hat man eine treffliche Ausſicht vom Schloſſe in ein ſchönes Wieſenthal hinunter und weiter über blaue Tannenberge; die andern Seiten ſind verſchloſſen. Der Park läuft in vier Terraſſen ſehr ſchön hinab. Die erſte machen hübſche Buchen und Lindengänge und Obſtbäume und Blumen zierlich, und manche Schnörkeley unzierlich. Die Grotte, les ſouvenirs und eine andre an der Auſſenſeite au bout du monde überſchrieben, ſind nicht beſonders. Die zweyte Terraſſe hat auch noch vieles von Menſchenhand gelitten, Gutes und Schlimmes. Hübſch iſt des Einſiedlers Grotte, ganz hübſch auch das Birkelhaus nach der Weiſe des zur hermitage, an der andern Seite Baireuths. Die andern Zierlichkeiten, Treppen, bunte Häuschen mit Blumentöpfen, die Fontainen ohne Waſſer mit Neptuniſchem Zeug, die ſchlechten Statuen, alles das wünſchte man in dieſer ſchönen Natur lieber gar nicht da; denn hier ſchon fängt ſie ihr wunderbares Spiel an, das ſo bis tief hinunter fortläuft. Große Steinmaßen hat ſie unter den ſchönen Bäumen hingeworfen, woraus die Menſchen kühle Sitze, Grotten und Höhlen gebildet haben. Dieß geht bis in die dritte Terraſſe fort, den ſchönſten Theil des Gartens, wo man bloß durch gehauene Gänge und Bildungen aus dem Granit der Natur ein wenig geholfen hat.

Bäume aller Art, Birken, Tannen, Eichen, Platanen, Erlen ſtehen hier in wilder Ordnung, oder Unordnung durch einander; ein rauſchender Bach ſtürzt in ſanftem Fallen den Berg hinunter und läuft nachher in einem Erlenkranze durch die üppigen Wieſen nach Süden auf Eckersberg zu. Gegen über thürmt ſich der Berg mit Tannen auf, und unweit Eckersberg glaubt man Ruinen des Chaos zu ſehen, ſo wunderbar ſind die großen Steinmaßen auf und durch einander geworfen. Die Lieblichkeit und Rauhigkeit dieſer reitzenden Seite läßt ſich nur empfinden. Die vierte Terraſſe endlich ſenkt ſich ohne alle Wahrnehmung von Menſchenkunſt mit Tannen und Birken zu dem Bache und den Wieſen hinab, und mehrere Gänge führen an den erlenumſchatteten Bach. — Leider hat unter allen dieſen lieblichen Natürlichkeiten die Menſchenhand auch mit vielen tollen Fantaſieen geſuſcht, und vor allen mit verrückten Inſchriften, die zum Glück für Manchen franzöſiſch ſind. Sie ärgern, weil ſie Schmeicheley und Schuhputzerwitz an einen Ort tragen, wo man die nicht ſuchen ſollte. So lieſt man in einer niedlichen Grotte aus natürlichem Stein: les reveries de la petite souveraine; eine feine Zuſammenſetzung, das petite und souveraine! Wie in dieſem Miſchmaſch Klebis und Biton zu einem Tempelchen kommen, in Form eines 15 bis 20 Ellen hohen Thürmchens mit Zin-

nen', weiß man nicht. Es ſteht hinten auf der Wieſe, mit einem elenden Kranz von Stieren en haut relief umſchlungen, mit den Worten: Cleobis et Biton à leur mere. Und doch trotz aller Schnörkel und Zierereyen biſt du ſchön und lieblich, traute Fantaiſie! aber auch deiner wartet wohl bald der Verfall, wo nicht wieder mal was Prinzliches in dich einzieht.

Die beyden Dörfer Dondorf und Eckersberg, dieſes in Südoſten jenes in Weſten, ſchließen die Fantaiſie ein, beyde durch das tiefe Thal geſchieden, welches die Wieſen und der Bach bilden. Man geht fort, zur rechten Seite hohe Schieferwände, woran die Häuſer Dondorfs ſich zum Theil lehnen, zum Theil hineingebaut ſind, und worin faſt alle kleine Niſchen, manche auch Keller gearbeitet haben. Sobald man aus dieſem lieblichen Wege heraus iſt, kömmt man wieder in eine ähnliche Natur, wie die der bergiſchen Gegend vor Baireuth. Man wandert zwiſchen magern Feldern bis Troppach fort, und ſieht, auſſer Haſer und Roggen, zuweilen Gerſte und Weizen, aber kümmerlich, und hie und da auf den hohen Wieſen und an den Bergen Rinder und Ziegen weiden, doch nehmen die beſchindelten Häuſer immer mehr ab, und Strohdächer und einige beziegelte geben einen freundlichern Anblick.

Eine halbe Stunde vor Troppach ſteht dicht

am Weg eine Kapelle des heiligen Rupertus, wohin mit reichen Opfern von Landespräsidenten nach jährlich viele Menschen wallfahrten. Sie steht beständig offen für die, so beten und anbeten wollen. Zu gewissen Zeiten wird Messe darin gelesen und Gottesdienst gehalten. Ich wunderte mich, wie ich bey den heiligen Bildern statt der Köpfe bloß noch zerfetzte Stümpfe und statt der Arme kleine Splitter sah, und ärgerte mich über den Unfug, in der Meynung, die Lutherschen hätten es den Katholiken zum Aerger gethan. Aber ich bin anders belehrt worden. Gegen alle Uebel und Gefahren des Lebens, die da sind und noch kommen können, holen sich die gläubigen Seelen hier Amulete, und so wird denn so ein armer Heiliger vom Kopf bis zu den Füßen geschunden und abgesplittert, bis ein andrer seine Stelle einnimmt, um von den Messern seiner Kunden eben so gemißhandelt zu werden. Gegen Zahnschmerz, Viehsterben, den Schrot des Himmels, (so sagt man hier: es hat heint geschrötet, für gehagelt) bey Schwangern und Säuglingen, bey allen Wagnissen des Lebens, als da sind Heyrathen, lange Reisen, Kriegszüge, ist so ein Span in der Tasche, oder am bloßen Leibe von wundersamer Wirkung. Die Unfruchtbare hoffet Erhörung, der Schwache Stärkung seiner schlaffen Nerven, der Sterbende ein sanfteres Hinsinken auf das letzte Kissen, der Verbrecher Lösung seiner

Schuld, ſo er ein Stück hölzernes Gebein erwiſchen kann. Hinter der Kapelle ſteht ein kleines Häuschen, welches den Rupertsbronn deckt, welcher, wie die Kapelle mit Krücken und Stäben von denen geziert iſt, die nach einigen Bädern, oder bloß nach einen Sprung ins Waſſer für lahme Gebeine ſtarke und geſunde bekommen haben, und, wie aus dem Teiche zu Bethesda, friſch und wacker fortgewandelt ſind. So ſtark iſt der Glaube und der heilige Rupertus. Das Waſſer ſoll ſonſt wirklich gut ſeyn und über 30 Meilen durchs Land verfahren werden. Daß die Kapelle in den letzten Jahrhundert nicht an Kredit verloren hat, noch ihr Waſſer an Kraft, zeigt die Aufſchrift: 1760 erneut und erweitert.“

Weil es zu regnen drohte, und ich von meiner vorigen, in der hermitage durchwachten und durchſchwärmten, Nacht müde war; ſo blieb ich in einem Dörfchen vor Troppach in der Schenke, wo ich einen Schwarm von Bauern und Fuhrleuten um mich hatte, die aus meiner Ausſprache bald den Fremdling herauswitterten. Mein Wirth, ein groſſer Politikus machte ſich bald an mich, jedoch mit freundlichen Worten. Denn ſo ein Fußwanderer, obgleich er im Gebirgklettern mit ſeinen Füßen, wie mit ſeinem Gemüthe, oft über den Höchſten ſteht, ſcheint doch ſelbſt denen, die mit einem Ochſengeſpann fahren, noch oft eines Kopfes nie-

drigen, und man macht also keine Umstände mit ihm. Er hat mir den ganzen Abend, und zwar zum Theil mit fränschen Brocken, von den Franzosen vorgeschwatzt, wie sie hier herum im Bambergischen gehauset und selbst im Baireuthischen Ungezogenheiten begangen haben. „Ja die Weibsen, die nahmen sie arg mit, und sollt Er's glauben, doch giebts ihrer, die sie wieder haben mögten." Ich lachte. „Ho! ich versteh' Ihn, Er ist ein loser Vogel, nu es schadt nicht." Nun kam er auf seinen geistlichen Pfaffen und schimpfte wenigstens allerliebst, ob wahr und gerecht, das ist nicht meine Sache. „Ein rechter Baalspfaffe ist es, eine rechte Kirchentrommel, einen Bauch hat er halter, wie meine Biertonne, und wenn man dran schlägt, so wackelt er von 12 zu 12 Uhr, und eine Stimme, wie eine Orgelpfeise; er schreyt, erbärmlich schreyt er, wie ein Kapaun, der krähen will, und kollert, wie ein Puter, wenn er was rechts zu sagen meint, viermal nach allen vier Winden und Wänden; und das ist grade das Dümmste: Sprüchwörter sind es und Räthsel, worüber schon der Schulmeister lacht. Wie Ein Jahr, so drischt der Ochse das andre; Holzhacken sollte er und bey seinen Ochsen stehen und nicht Kinder lehren und predigen wollen. Und so ein Dummblock verzehrt seine 1000 Gulden jährlich. O es ist eine Schande um solche Baalspfaffen, hier wo die Bamberger

immer unter uns ſitzen. Sie haben da drüben, eine Stunde von hier, zwey rechte Prediger, die lachen dann über uns. Und das Publikum iſt zu geſcheid, um alles für baar anzunehmen, was so ein Schaaf im hellen Pluraliter herblöckt. Was? hab ich nit recht? Die Pfaffen und Advokaten lieben den Singulariter nicht, do brauchts Gedanken. O pecunia! du Teufelsding! Ich verſteh auch Latein, gelter, bin in Sekunda geweſt und kann mehr diſputiren und judiciren, als unſer Pfaff. Ja der alte ſeelige Herr, das war ein Mann! der konnt's uns demonſtriren aus Schrift und Vernunft. Aber, dieſer ſchläft täglich zweymal ſein Stadtbier aus, und fängt dann von vorne wieder an.“

Ein andrer Bauersmann ſang luſtige Lieder, und lachte unverſtändig laut, griff jeden an und fing mit ihm an zu ſprechen, und ſprang dann auf einen andern ab. Dann ſchlug er die Hände über den Kopf zuſammen und fluchte wild: „wehe! wehe! Vater, ſchrie ſie — o der Verfluchte, wenn ich ihn hätte! Eine Piſtole mir, oder ihm! So jung, ſo geſund, ſo roth, als eine Roſe und nun unter der kalten Erde! o es iſt erbärmlich!“ dann lachte er wieder und trank. „Heute ſtarb ſie, fremder Mann, es war eine gute Dirne.“ Die Thränen liefen ihm die Wangen hinunter und er riß mich fort, als ſollte ich mit. „Wehe, Vater, wehe! o daß ich ſo jung ſterben muß und in Unehren! So ſchrie ſie und

verschies und ihr Kind. O daß die Hölle den Kerl hätte.“

O Natur wie wunderbar zeigst du dich und wie mannigfaltig! So war einst deine Sprache. Wir ist wohl unter euch Menschen aus niedrigem Volk. Da findet man doch bey aller Beschränktheit des Geistes noch oft Kraft und Selbstständigkeit. Und was ist unsre Aufklärung? meistens äußerer Schimmer, kein innres warmes Licht, kein glühender Feuerstrahl. Ach sind wir nicht Puppen, lernt nicht selbst die Empfindung, die heilige Zunge der Seele eine fremde Sprache? und wird nicht auch sie durch Konvenienz und Drechseley eine widerliche Karrikatur? ein Zwerg auf Aeschylus Kothurn, der hohe Worte pfeifend abschnarrt?

Wanderung nach Muggendorf den 20. Jun.

Um 10 Uhr wanderte ich mit einem Schneider aus Sans Pareil, den der Zufall mit mir in Eine Schenke gebracht hatte, aus, und hatte an ihm einen treuen Führer durch alle möglichen Steige und Gehölze, bald auf bamberger, bald bayreuthischem Gebiet. Der Weg war schlimm — denn es hatte die ganze Nacht und den Morgen geregnet — und der Boden überdieß lettiger, als der vorher betretene, aber darum nicht fruchtbarer. Wir stiegen über Schönfeld und Gelbstreih bis Sans Pareil fast im-

mer bergan. Statt des Schwarzholzes ſtanden auf dieſem Wege häufiger Eichen, Buchen, Haſeln und andre Arten, und außer dem gewöhnlichen Getreide auch ſchlechter Weizen, Linſen und Wicken. Die Gegend iſt hoch und heißt mit beſonderm Namen das Gebirg. Die vielen kleinen Steine im Felde und die zuſammengehäuften Hügel von Steinen, mit Geſträuch umwachſen und hohen Bachen beſchattet, erinnerten mich lebendig und wehmüthig an die Hügel meiner mütterlichen Inſel. So nahm ich von meinem Schneider bey Sans Pareil Abſchied und ging in den großen Buchenwald ein, oder in den Wald der großen Buchen, denn er iſt nicht groß. Er läuft von Weſten nach Oſten länglicht fort und mag nicht über 400 Fuß breit ſeyn. Hoch und ſchlank ſind ſeine Bäume. Aber welche Steinmaſſen haſt du, o ewige Natur, hier hingeworfen! mit welchen Geſtalten und Gebilden haſt du geſpielt, als du dieſes Paradies ſchufeſt! Schon ehe man in das Dunkel des Hains tritt, kündigen ſich die Kalkblöcke einzeln auf dem Wege zwiſchen Gelbsreih und Wörnitz an; aber wie überraſcht ſtaunt man, wenn man die ſeltſamen Geſtalten im Walde ſelbſt nun vor ſich erblickt? Ich hätte von der Fantaiſie her hierauf etwas vorbereitet ſeyn ſollen, aber ich war es nicht; alles traf ganz neu und gewaltig mein innerſtes Weſen. Dazu ſtimmte dann auch alles zuſammen. Der Himmel war dü-

ster und rauh, wie die Natur, fornher grollte der Donner und der Wind schüttelte die Gipfel der Bäume. Meine Seele war froh, aber nicht leicht, ich sah alle Dinge nur groß und furchtbar. So betrat ich dieses heilige Schattenreich, worin die alten Germanen sicher einmal gefeyert und geopfert haben. Wunderbar ward mir ums Herz, als ich die einzelnen großen Massen erblickte, die aus Zauberhänden als ein Spiel der Zauberey hingewälzt schienen. Nichts sagen will und mag ich von den Brockelhäusern am Eingange des Parks, nichts von den zierlichen Häuschen und Tempelchen im Walde auf den höchsten Felsenstücken. Laß sie zerfallen und zertrümmern, die große Natur bleibt und bedarf keiner Kunst. Der vordere Theil des Hains besteht aus hohen Buchen ohne Unterholz. Diese umklammern zum Teil die Felsen und scheinen sie zu halten, indem sie ihre Spitzen mit den Wipfeln umspielen. Diese liegen in allerley Gruppen umhergestreut. Natur hat hie und da Grotten und Sessel gegraben, Kunst zuweilen verbessert, öfter verschlimmert. Ueber allen Ausdruck erhaben ist die Felsgruppe, die man Dianens Adler und Grotte, und Vulkans Grotte überschrieben hat. Man erbebt in seinem Innersten bey dem großen Anblick und kann doch nicht fort. Die Buchen berühren mit ihren Wipfeln kaum die hohen Gewölbe und oben wachsen neue Buchen und Tannen aus dem Stein.

Widerlich sind hier die hölzernen Bänke und Tiſche und die Schnörkeleyen von Menſchenhänden, unten und oben; aber gottlob, dieſe werden vermodert ſeyn, wenn der zwanzigſte Enkel nach mir noch wallfahrtet, hier im großen Tempel der Natur anzubeten. Den zweyten Theil des Parks macht ein Reisholz, wie man hier ſagt, aus; Eichen, Buchen, Haſeln und anderm Geſträuch, welches mit ſchönen Gängen durchflochten iſt. Auch hier ſind am Oſtende herrliche Felſen, und ich weiß nicht, ob ich die Felsgrotte der Sybilla und die Maſſe mit dem ſchimmernden Tempel droben nicht der im hohen Buchenholze vorziehe. Man hat von hieraus eine unbegränzte Ausſicht in drey Winde, nur nicht in den Oſten, da ſind die Vorberge und Wälder zu hoch. Unten ſind die lieblichſten Büſche, ein grüner Kranz, um die bemoſten Felsklumpen gewoben. Unter dem ſchimmernden Tempelchen hat man nun außer den natürlichen noch künſtliche Arkaden gemacht, mit Muſchelwerk, Fratzen und Faunen und andern elenden Statüen. Das ärgert einen hier nur. Ich weidete mich lange in dieſem köſtlichen Aufenthalt der Schwärmerey und finſtern Betrachtung, und ſchlenderte dann Erdbeeren (Rothbeeren) leſend und träumend fort, und ſaß ſo, ohne mich deſſen zu verſehen, bey einem Frauenzimmer unter einer dunkeln Wölbung auf einem Seſſel aus Stein. Wir fuhren gewiß beyde gleich ſehr zuſammen und

gaffen an, bis endlich zierliche Worte und Fragen kamen. Sie sprach mit gewaltiger Schwärmerey und den tiefen schwarzen Augen konnte man Wahrheit dieser Melancholie zutrauen; schwarze Haare hingen um den weißen Nacken. Aber dies war auch alles; das übrige schien nach den Modellen gemacht, die mich unten in der Grotte so geärgert hatten. Ich blieb nur, so lange es der Wohlstand wollte, bey diesem unliebsamen Abentheuer, und machte mich dann hurtig, wie ein Gebissener fort, um meine alten Lieblingsplätze wollüstig noch einmal zu mustern.

Das alte Schloß, das Markgraf Friedrich von Culmbach vor etwa 70 Jahren wieder herstellte, hatte außer seiner auf Felsen gethürmten Lage und himmlischen Aussicht für mich heute keine Reize. Ich schlenderte also um 3 Uhr weiter durch öde Gegenden über Wunsee und Holfeld, welches schon Bambergisch ist, nach Hostall. Hier war große Feyer und von fernher tönten schon die Stimmen der Pfaffen, und die Orgeln und Pfeifen mir widerlich entgegen. Der ganze Kirchhof lag voll Knieender. Ich klopfte an alle Häuser an, um den Weg nach Muggendorf zu erfragen, es war nichts drinnen, als Kinder von 1 bis 5 Jahren. Da ärgerte mich die Frömmigkeit der guten Christenkinder und ich ging mißmuthig aufs Gerathewohl fort. In den folgenden Dörfern war es eben so. Heili-

genbilder, Kapellchen, Chriſtuſſe und Marien an allen Ecken und Kreuzwegen in allerley Geſtalten, aber keine Menſchen. Endlich aber traf ich ein Paar Zimmerleute, aber das waren fremde Ketzer weit rechts her, die von Muggendorf nichts wußten. Ich mußte alſo wieder ohngefähr nach der Himmelsgegend ſteuren. Im dritten Dorfe fand ich wieder alle Thüren verſchloſſen und die Kinder auf den Gaſſen. Da klopfte und fragte ich nicht mehr, ſondern ſteuerte, indem ich auf die Höhen von Sans Pareil zurückblickte, ſüdöſtlich durch's Dorf, als mir mit einem Male ein Paar Erwachſene durch die Fenſterſcheiben entgegenſtrahlten. Ich freudig hinein. Sie gafften mich ſtarr an; der eine flickte einen Vogelbauer, und der andere ſchnitt an einem Stock. Ich fragte nach dem Weg, kein Wort, ſondern der eine zeigte auf einen Heiligen der an der Wand hing. Ich glaubte, ſie ſeyen taub, und ſchrie zum zweyten Mal recht herzhaft. Da fuhr der eine mit ſeinem Meſſer unter den Tiſch und der andre hielt ſeinen Vogelbauer vor die Augen. Ich merkte nun erſt, daß ich unter Tollen war, und machte mich auf die Behendigkeit meiner Füße. Glücklich war ich, als ich auf dem Felde einen Knaben erſah, der Kühe hütete, weil er mir ſagte, ich ſey recht gegangen. Ich ſtieg nun in ein tiefes, felſenummauertes und gewäßertes Thal, ſo ging es mit tauſend Schweißtropfen bergan, und

erst nach einer halben Stunde stieg ich wieder tief nach Wiggendorf hinab, wo ich nun sitze unter Werbern und Amtschreibern und Posthaltern aus Streitberg und mich in politischen Diskursen für den Schlaf bereite.

Der Karakter des Landes ist noch fast derselbe, wie ich ihn zwischen Hof und Bayreuth gefunden habe, doch werden die Felder hier fast noch ärmlicher. Am Wege findet man indessen hie und da Linsen und Wicken, auch etwas Gerste, die man dort herum nicht siehet, und in den Dörfern selbst, oder auf den nächsten Stücken, die mehr wie Gärten bearbeitet werden, baut man Hanf und Flachs, Kartoffeln und Kohl. Meine viehische Empfindsamkeit wird noch immer bewegt, obgleich sie durch die Gewohnheit abgestumpft ist, wenn ich Kühe, mit Ochsen oder einem Pferde vergesellschaftet, Wagen und Pflug ziehen sehe. Dies ist mir eben so widerlich, als wenn ich ein zartes Weib unter einem schweren Sack keichen, oder einen beladenen Schubkarren fortschieben sehe. Pferde sieht man auch hier äußerst selten, und die Ochsen müssen sie ersetzen, die hier äußerst schön sind, wie meine Lieblinge, die Tauben. Auch auf den Menschen ruht nicht mehr der Fluch der Häßlichkeit, der über die im Thüringer Walde und in den ersten Bergen Frankens ausgesprochen zu seyn scheint. Das Zigeunerbraune jener weißt sich immer mehr, und der ungeheure

heure Knochenbau des gemeinen Thüringers macht glatteren Wangen und leichteren Füßen Platz. Die Weiber, die an allen Orten den Maßstab für die Menschenbildungen geben, werden nicht bloß leidlich, sondern oft niedlich, und nicht selten begegnet man schon solchen, die einem einen Augenblick auf dem Wege stillstehen machen.

Aber nicht bloß die Kühe geben meiner Empfindsamkeit den Stoß. Heute bekam sie einen sehr argen durch die Menschen. Als ich Vormittags mit meinem Führer eine grüne Alpenhöhe mit einem hellen Teiche eben hinanstieg, sah ich unter einem schönen Baum am Wasser ein Paar Menschen liegen, von denen ich so viel sehen konnte, daß sie Mann und Weib waren. Ich war in süßen Träumen, und so machte ich aus diesen beyden einen süßen Traum. Ein Liebender sein Haupt auf dem Schooße der Lieblingin in einer reizenden Gegend, adamisch bloß von einem säuselnden Baum beschattet, so süß empfindend und genießend, was es Schönstes giebt. Und siehe da, die Schöne, die nicht häßlich war, suchte in seinen Haaren sehr unromantische Thiere, und mein kleiner Anfall von Schwärmerey war plötzlich geheilt. Ein andres Abentheuer hätte mir schlimmer bekommen können. Ich kam an einen Pfosten, an welchem ich ein loses Stück Blech, doch etwas geöffnet, eine Nische verdecken sahe. Ich steckte meinen Stock dazwischen

und es fiel zur Erde. Nun sah ich ein verbleichtes Heiligenbild darauf. Zwey alte Weiber, die weiter hin im Felde Kohl pflanzten, schrieen. Ich machte, daß ich fort kam. Wären es auch Kerls gewesen, sie hätten mich nicht eingeholt, es sey denn, daß sie die Sturmglocken gezogen hätten. Es war Zufall von mir, und kein Muthwille. Man muß selbst das dumme Menschliche ehren, so lange man es nicht klüger machen kann.

Den 21. Jun. Abends halb 7 Uhr auf einem hohen Gestein über Wäschenfeld.

Hier auf und zwischen den Altären, die du dir erbauet hast, heilige Natur, unendliches, unbegriffenes Leben und Weben der Welt, hier sitze und kniee ich, selig durch dich, selig schon durch das Gefühl des Daseyns, wenn ich auch ewig in Nichts zerfallen sollte, wie deine zertrümmernden Felsen. Hier kniee ich, entzückt schon durch das Gefühl der Kraft und Güte, welches dein Genuß auch dem Schuldigen giebt. Du längster Tag des Jahres sollst einst einer meiner schönsten seyn. Rund um mich tönt die Stimme froher und arbeitender Menschen; unten singen ein Paar grasende Mädchen und von oben her klagt eine süße Stimme der Kohlpflanzerinnen; still weht die Luft, der Himmel schwärzt sich im Westen, und die Stimmen der

Donner brauſen von ferne, wie die Wiſend drunten im Thale.

Ich war heute Morgen um 7 Uhr mit meinem alten 73jährigen Wunder von Muggendorf, auf und bin bis drey Uhr mit ihm herumgeklettert. Von da an habe ich mich ſelbſt nach Rabeneck und Rabenſtein gemacht, ſitze hier nun noch ein Stückchen und ſchreibe, und dann geht es in das bambergiſche Städtchen Wäſchenfeld ins Quartier. Dieſer Tag war ein lieblicher und freundlicher, und ich ſelbſt bin fröhlich über die Maßen. So iſt meine Tagesgeſchichte vollendet, nicht die Geſchichten deſſen, was ich ſahe. Der alte Wunder, Aufſeher der Muggendorfer Höhlen und Führer der Reiſenden, ſey der erſte Gegenſtand; dann mag das andre folgen, wie es ſich trifft. Dieſer Greis hat noch einen ziemlichen Athem in ſeiner Bruſt, und eine geläufige Zunge. Die Reiſenden, ſeine Geſchäfte, die Botaniker und Mineralogen haben ihn ausgebildet, und er weiß von allen Gegenden und ihren Geſchichten, wie von Blumen und Steinen das Nothwendige. Er ſammelt Steine, Verſteinerungen, Pflanzen, Vogelneſter, Eyer, Saamen, und verſchickt ſie, und iſt ein guter Bekannter von Schreber und Humboldt; übrigens ein kleines ſchiefbeinigtes Männlein, das man auf den erſten Anblick immer für einen Berggnomen nehmen könnte.

Muggendorf, ein kleiner Marktflecken, liegt mit ganz hübschen Häusern tief im Thale an der Wisend, ganz zwischen waldigten Bergen versteckt. Von Westen nach Osten hat es Wiesen und den Strom. An der Südseite liegt grade gegenüber der sogenannte Hohe Stein, und weiter hinter diesem und viel länger die Mogersberge, an deren westliches Ende der Neidecker mit seiner Burg, an das östliche das Dorf Gailenreuth stößt. An der Nordseite liegt drüben der Laibesberg, welcher gegen Osten den Hohlenberg, den Adelstein, das Quarkenschloß, den Leinenfels, und gegen Westen die Kuppe, (Koppe) oder Kupfen, und das Lange Thal und weiter herum Streitberg hat. Unter dem Adelstein gegen Norden liegt das Dorf Engelhardsberg und in derselben Richtung fort, eine Viertelstunde weiter, die Riesenburg wieder an der Wisend, die von Muggendorf sich in Gestalt eines Flaschenkürbißes um diese Naturwunder herumwindet, gegen Westen fortläuft, die Aufseß aufnimmt, dann nördlich unter Rabeneck und Wäschenfeld, und von da wieder westlich fließet.

Jetzt komme ich zur Beschreibung der einzelnen Theile dieses reizenden Fleckes Erde, das den Johannismond des 1798sten Jahres mir vielleicht zum lustigsten meines Lebens gemacht hat.

Die Rosenmüllershöhle.

Dieſe ſchöne Höhle liegt in der Kuppe, oder Kupfen dieſſeits der Wieſend, nördlich über Muggendorf. Sie ward vor 7 Jahren von dem iuſgen Wunder, dem 9½ zolligen Grenadier (der Alte kann ihn deswegen nicht loß bekommen, um ihn zu ſeinem Nachfolger zuzuſtutzen) entdeckt und zuerſt mit Seilen befahren; dann machten Vater und Sohn ſich drüber her und brachten Leitern hinein und erforſchten ſie weiter. Der erſte Fremdling, der ſie befuhr, Doktor Medicinä Roſenmüller gab ihr den Namen. Man ſteigt wenigſtens 75 Fuß tief auf Leitern hinab, ehe man Grund hat. Sie war die erſte, die mein Fuß betrat, und verdiente in mancher Rückſicht die erſte zu ſeyn. Sie hat nicht ſo viel Großes und Erhabenes, als manche der andern Höhlen, aber in der Mitte eine Höhe des Gewölbes von einigen 40 Fuß, deren keine der andern ſich rühmen kann. Dieſes Gewölbe mit den ſchönſten Stalaktiten in mannigfaltigen Spielen und Launen der Natur umwoben und geſchmückt, mit den blitzenden Perlen des thauenden Tropfens beſäet und von den Lichtern des kühnen Wandrers matt erleuchtet — o Katharina, dein Eispallaſt an der Neva in aller Pracht des orientaliſchen Deſpotismus kann ſich damit nicht vergleichen. Wie der fühlende Menſch in einer heitern Winternacht den geſtirnten Himmel ſieht, indem ſein Fuß auf Schnee

knirscht, so stand ich zitternd da, und nur einzelne Worte unterbrachen das tiefe Schweigen. Allein nicht bloß dieses Gewölbe ist groß und schön, schönere und reichere und mannigfaltigere Stalaktiten, als diese, hat keine der andern Höhlen, die ich nachher gesehen habe. Größer und gewaltiger mögen hie und da die Massen seyn, keine ist so lieblich und jugendlich anmuthig. Unten im Grunde liegen noch Gebeine von zwey Gerippen, welche der alte Wunder dort fand, und die den Zeichen nach lange Jahre dort gelegen haben müssen. Die Höhle müsse, meynt er, vormals einen andern Eingang gehabt haben, oder dieser müsse verschüttet worden seyn; denn so wie er ihn gefunden, habe kein Menschenkörper so tief hinunterrutschen können. Auch haben sie nicht dicht unter dem mit großen Steinen verrammelten Eingang, sondern weiter hinein an der Seite neben einander gelegen. Eines der Gerippe war ein weibliches und konnte nicht über das 16te Jahr, den Terenzischen flos ipse annorum, hinaus seyn. Vielleicht sind die beyden Armen wegen einer süßen Stunde von harten Vehmrichtern hier versenkt, die selbst der übermächtigen Natur keine Schuld gestatteten. Daß solche Versenkungen fern aus den Augen und dem Gedächtnisse der Menschen üblich gewesen, das bezeugen alte Urkunden und Archive, und daß gerade in diesen Gegenden so ein Gericht gesessen habe,

behauptet die Sage. Ich faßte dieſe Gebeine — der Schädel und das Meiſte davon iſt ſchon verſchleppt — nicht ohne ein Schaudern des Mitgefühls und ſtieg beklommen meine Leiter an das ſchöne Tageslicht hinan. Dieſe Höhle hat, ſoviel ich mich deſſen erinnern kann, auſſerordentlich viel Aehnliches mit der Bielshöhle bey Elbingerode am Harz, beſonders in Rückſicht der Bildungen und Formen; doch möchte jene eher noch reicher ſeyn. Ihr Gewölbe iſt nicht ſo hoch, als das dieſer Höhle, aber länger iſt ſie um vieles mit ihren neun Abtheilungen.

Die Oswaldhöhle.

Dieſe Höhle iſt die erſte in den ſogenannten Hohlenberg nordöſtlich und dieſſeits Muggendorf. Sie iſt lange bekannt. Es iſt ein etwa 40 Schritt langer Durchgang in Höhlen durch den Berg, ſo daß man das Tageslicht durch die krummen Gänge durchſchimmern ſehen kann. Von Stalaktiten hat ſie bloß einige Spuren, aber ihre Wölbungen ſind groß und erhaben. Sie hat erſt einen weiten und kühnen Vorhof mit kleinen Seitenhöhlungen, die nicht tief gehen. Dann bilden zwey mächtige Säulen zwey Thore im mittleren Gewölbe, das bey weitem größer und ſtattlicher iſt, als der Vorhof, und mit mächtigen und ſcharf zerriſſenen Decken tiefer an den Seiten einläuft. Aus dieſem Raum

geht man in den Hinterhof, wenn ich so sagen darf. Dieser, welcher nichts grosses und Merkwürdiges hat, führt durch eine kleinere Pforte wieder auf den Berg hinaus. Oswaldshöhle heißt sie wohl wegen ihrer geräumlichen Gewölbe; den Oswald war ein Mann mit breiten Händen und Füßen.

Die Wisendhöhle.

Ist nicht weit von der vorigen und die merkwürdigste und grauenvollste von allen. Wenn man aus der Oswaldshöhle kömmt, so klettert man ein wenig seitwärts um die Felsen herum durch Gebüsch, so steht man mit einem Male vor dem Eingang und tritt in die vordere weite Höhle ein. Hier müssen Menschen in bösen Zeiten sich mit ihrem Vieh hineingeflüchtet haben; denn man findet hie und da noch allerley blättrigen Kuhmist. In einer kleinen Seitenhöhle, worin man kaum kriechen kann, haben sie Federvieh gehabt, wie Wunder durch eben so unwidersprechliche Urkunden bewies. So wie man hinabsteigt, wird die Höhle schwärzer und schwärzer und breitet sich in Weite und Tiefe aus. Schwarz und düster sind die gewaltigen Wände, zerrissen und eckigt die Wölbungen, woran neben den gelblichten hie und da schwarze Stalaktiten zu sehen sind. Der finstere und grausende Eindruck des ersten Anblicks wird noch viel furchtbarer, wenn man anfängt, die Ge

genſtände bey Licht zu unterſcheiden. An allen Seiten ſieht man tiefe Spalten und Nebenhöhlen, die oben ins Gebirg hinauf und tief zu ſeinen Wurzeln hinabſteigen, alle grau und ſchwarz von Farbe. Man kann nur wenige und auch dieſe nur mit großer Mühe und Arbeit befahren. So wie man nun da ſteht, mit dieſen Gefühlen, und den plutoniſchen Pallaſt anſtaunt und wähnt, man ſtehe an den Ufern des Tartarus, ſieht man einen groſſen runden Stein, durch Kunſt, oder Natur, iſt ungewiß, da liegen, und neben ihm zur Rechten noch einen. Man ſchaut darunter, er liegt hohl, wie unſre rügiſchen Altäre und Opferſteine, hie und da mit ſchwarzer Erde umbröckelt. Dieſer Stein liegt ſo zierlich auf den Einfaſſungen, die ihn tragen, als wäre er durch Meiſel und Künſtlers Hand aufgeſetzt. Ich beſah ſie lange und ſinnend und fragte Wunder, was dieſes hier ſey? „Das ſind Opferſteine, lieber Herr Doktor, große und uralte, die von Ewigkeit hier gelegen haben. Sehn Sie — er nahm eine Hand voll Erde und zerrieb ſie — das iſt andre Erde, als der Stoff, den man hier findet; es iſt Opfererde, das iſt offenbar. Schauen Sie nur hier — er führte mich zu einen runden Stein — dieß iſt der Stein des Gottes, der hier ſeitwärts zwiſchen den beyden Opfertiſchen ſtand. O es iſt ſchändlich, daß ich mir den wegnehmen laſſen mußte! Es ſind 20 Jahre

heil, aber was halfs? Er ward nach einem fürstlichen Schloßgarten transportiert und von da wieder weg. Ich weiß nicht, wo er geblieben ist, aber zerschlagen soll er seyn. Es war ein Brustbild roh auf einen Steinblock, der länglicht in Mannshöhe behauen war. — Ich zürnte mit ihm über den unersetzlichen Raub. — Ja wenn das alles wäre, rief er, indem er mich gegen die Wand des Felsen an die andre Seite der Tische führte; wir treten hier jetzt auf Gruben und Höckern, aber wie ganz anders war das vordem! Man hat hier so lange nach Urnen und Münzen und alten Waffen gegraben, daß keine Spur des vorigen Zustandes mehr da ist. — Hat man denn ihrer gefunden? — Ja freylich hat man, und zwar von aller Gattung. Sehen Sie, hier lagen sonst noch Splitter von Bänken, worauf die Priester und Richter gesessen haben; alles war eben und zierlich um den Tisch her und erinnerte an die alten Heidenzeiten; aber nun ist es nichts, und wenn ich todt bin und keiner mehr da ist, der es auslegen kann, so ist es ja gar nichts. — Ich horchte zitternd und bebend dem Alten, der selbst, wie ein Berggeist, oder Zauberer, aussieht, und die schauervolle Höhle ward mir noch schauerlicher. Ich äußerte die Besorgniß, muthwillige Leute könnten eingehen und noch dieses und jenes verderben. — O es hat nicht Noth, wenn nur keine mit Befehlen von den Ministern kommen; es geht

keiner hinein, die Angſt vor Geſpenſtern iſt zu groß. — So traten wir weiter hinauf und beſahen die Seitenhöhlen und die ſchwarzen Stalaktiten. Beym Rückmarſch zeigte er mir nicht weit von den heiligen Alterthümern eine Seitenhöhle, die weit und enge hinabläuft und einen andern Ausgang hat. — Da krochen die Prieſter hinein und brüllten dem Volke vor, das am Eingange ſtand und nicht begreifen konnte, woher doch dieſe Stimme kam. Jenes Götterbild ſoll Wieſen oder Wieſend geheiſſen und dem kleinen Fluß im Thale den Namen gegeben haben.

Eppele von Gail.

Beym Wandern von hier nach dem Adelſtein zeigte er jenſeits auf Burg Gailenreuth, die Mogersberge, den Hohenſtein und den Neidecker. Da tummelte ſich der wunderſame Ritter und Schwarzkünſtler Eppele von Gail herum, der in einem Nu an allen Weltenden ſeyn konnte. Er hatte rings umher ſeine Burgen und flog wie ein Sturmwind von einer zur andern, doch zu Gailenreuth war ſein Hauptſitz. Mehr, als einmal, iſt er von einer Bergſeite zur andern über die Wieſen und den Wieſend (oder Witſend) geſetzt, ohne daß ſein Roßeshuf einen Halm berührt hätte. So ſetzte er über die Nürnberger Stadtmauern und fiel in ihre Burg ein. Das ſind Mährchen der Leute, aber ſie

erzählten noch und noch viele andre wunderbare und abentheuerliche Dinge von diesem großen Schwarzkünstler. So schwatzten wir. Er lehrte mich einige Kräuter kennen, erzählte von Siebenschläfern und Schuhus, und wir standen unter dem Adelstein.

Den 22. Jun. auf dem Riesenthurm geschrieben.

Der Adelstein.

Dieß sind drey abgerissene Kalksteinfelsen, wie sie in Sans Pareil allenthalben und auch hier herum gar nicht selten zu sehen sind. Sie sind nicht besonders groß, aber stehen alle drey in einer Linie sonderbar da, unten spitzig und oben flach und immer breiter werdend, wie ein umgekehrter Kegel. Ihre Lage und der Gebrauch, den man davon macht, die Gegend umher zu beschauen, macht sie so merkwürdig. Woher sie zusammen den Namen Adelstein bekommen haben, wußte Wunder nicht. Vielleicht weil man von dort so weit umher die Pracht und Herrlichkeit des alten Adels in Trümmern liegen sehen kann; denn auch der noch stehende und seine Schlösser bewohnende ist doch herunter. Der Adelstein liegt auf einer der höchsten Berghöhen dicht über Engelhardsberg hinaus, das

er auf halbem Wege nach der Rieſenburg zurückläßt. Man hat von ihm eine grenzenloſe Ausſicht. Alle die hohen Berge, die ſchon hie und da genannt ſind, ſieht man umher mit ihren grünen Rücken. Ferner dämmert der Fichtelberg, der hohe Ochſenkopf, und die Berge der Oberpfalz im Norden und Oſten, umher die Neuberg (neuen Berge) und die quellenreichen hohen Miſtberge, wo oben aus den kahlen Gipfeln eine Menge lebendiger Quellen hervorſprudeln. Dicht vor ſich hat man im Südoſt den Leinenfels und das wunderbare Quarkenſchloß und weit hinter Gailenreuth hinüber große Felsmaſſen, z. B. Biberach, die aus der Ferne wie Ruinen von Schlöſſern ausſehen. Rund umher nach allen Gegenden ſpringen dann mehr oder weniger die alten und neuen Schlöſſer hervor, als Neideck, Stritberg, der Greifenſtein, Wüſtenſtein, Hohlfeld, Sans Pareil Aufieß, Oberaufieß, Wäſchenfeld, Rabeneck, Rabenſtein, Potenſtein, Gailenreuth und viele andre, die ich vergeſſen habe, ſo daß die, welche man von hier entweder ganz oder mit ihren Thürmen und Trümmern ſieht, an die 30 ausmachen.

Das Quarkenſchloß.

Liegt eine gute halbe Stunde von Adelſtein näher an der Wieſend gegen Süden, beynahe Gailenreuth gegen über. Es giebt unter dieſen großen

Felſentrümmer, die man hier ſieht, mehr als eine Gruppe, die man für Ruinen, oder wirkliche alte Schlöſſer anſehen könnte, zum Theil ſtattlicher und täuſchender, als das Quarkenſchloß. Weil das aber einmal den Namen Schloß führt, ſo muß ich es doch ein wenig näher beſchreiben. Dieſes Quarkenſchloß beſteht aus hohen gerade aufſtehenden und gegen Norden durchgeriſſenen Felſen, die wie Säulen und Pfeiler eines Tempels da ſtehen und von ferne einem ſtattlichen und herrlichen Schloſſe gleichen. So wie man näher tritt, verſchwindet dieſe Täuſchung freylich um vieles, aber die Säulen und Pfeiler werden um eben ſo viel größer, als jene kleiner wird und ſteigen in ihren koloſſaliſchen Maſſen ſtolzer und gewaltiger vor dem Blicke auf. So ſteht man unten vor dem erhabenen Pallaſt, den die Natur ſich in ihrem Heiligthume gebauet hat. Buchen und Buchengeſträuch läuft bis zu ſeinem Fuße hinan. Hinten ſtößt der Berg höher mit ſeinen Bäumen und Büſchen dran, und da kann man das Schloß beſteigen und hat von einem herrlichern Thron faſt ganz die Ausſicht des Adelſteins. Weit jenſeits Gailenreuth hinaus liegt Biberach, ein ähnliches Gebilde, das man durchaus für eine alte Burg nimmt, und dieſſeits nicht weit von hier der Leinenfels, der aber lange ſo ſchön nicht iſt.

Die Rieſenburg.

Liegt unter dem Dorfe Engelhardsberg im Norden an der Wieſend, die von hier ſich bald nordweſtlich auf Rabeneck und Wäſchenfeld wendet. Ich möchte ſie gern das Schönſte nennen, was ich in dieſen Gegenden geſehen habe, wenn die Wunder unter der Erde nicht ſo ganz anders auf das menſchliche Gemüth wirkten, als alles was noch unter den Strahlen der Sonne liegt. Mit Recht heißt es eine Rieſenburg. Für Rieſen thürmte ſie die ewige Natur, ſo groß und furchtbar ſteht ſie da, wenn man von unten hinauf durch ihre Thore ſchaut in die heiligen Gewölbe hinein und dann wieder zu dem Thron der Rieſen rechts und links. So ſtand ich ſtaunend am Strome, gewiß mit eben der Zermalmung und Demuth meines ganzen Weſens, als hätte ein Rieſe ſeine Keule über meinem Haupte geſchwungen. Denn groß iſt die Rieſin Natur, gewaltiger die Kraft, womit ſie uns zerſchmettert. So kletterte ich langſam hinauf und in die Rieſenwohnung ein, und ſetzte mich im ſtummen Grauen im dunkeln Gemache auf einen Steinſeſſel und ließ die Fantaſie luſtig und ſchrecklich ſpielen; dann kletterte ich an der Weſtſeite durch die Oeffnung höher hinauf, und ſah vom Thron herab die beyden ſtolzen Felſenbogen über dem doppelten Thore, welche die Rieſen der Urwelt mit ihren Häuptern berührten. Dieſer Hin-

abblick iſt noch faſt gröſſer, als der von unten hinauf. — Dieſe Rieſenburg liegt eine Viertelſtunde nördlich vom Dorfe Engelhardsberg über der Wieſend. Man ſteigt eine mondförmige Vertiefung hinab, worin ein Paar gewaltige Linden ſtehen, und geht dann wieder ſanft bergan auf die Spitze von Felszacken, die ſteil über dem Strom hängen. So wie man dieſe erſteigt, offenbart ſich das gewaltige und kühne Werk der Natur. Man ſieht auf zwey groſſe und weite Felsbogen, die auf ſtarken Säulen ruhen und mit den Seitenfelſen zwey weite und prächtige Thore bilden. Sie ſind eben mit Gras und Blumen und Geſträuch bekränzt. Dieſe Felſenthore führen in eine geräumige Höhle mit einer groſſen Oeffnung und einem hohen weitvorſpringenden Dache, welches der Stein bildet, worauf man oben ſteht. Dieſe Höhle geht nicht tief hinein; aber die Höhe ihres Eingangs, die ſtolze Decke über dem Eingange, die rauhe und mächtige Wölbung drinnen; die weiten Seitenhöhlen; alles, alles erfüllt hier mit Ehrfurcht und Grauſen, wenn man ſo im Helldunkel ſteht, wo Tag und Nacht mit einander kämpfen. Eben ſo furchtbar ſchön iſt der grüne offene Platz vor der Höhle und der unter den Felſenthoren durch deren Bogen man den blauen Himmel und die Geſtirne ſchimmern ſieht. Der Pfad von hier geht ſteil hinunter an den Fluß; bequemer ſteigt man

an

an der Weſtſeite durch eine Oeffnung, die auf den Rieſenthron führt. So nennt man die rauhen und kahlen Felsmaſſen, die zu beyden Seiten weſtlich und öſtlich ſich über der Rieſenburg erheben und ſie einſchließen. Uebrigens ſteht die Burg und der Thron kahl und ſchmucklos da. Deſto größer und wilder iſt der Anblick; alle die andern Bergſeiten mit ihren Felſenthürmungen und Zacken, ſind mit Buchen und Tannen bewachſen.

Mit Empfindungen eines gedemüthigten und dann erhöhten Daſeyns wandelte ich aus dieſen großen Tempel der Natur längſt der Wiſend, und kam bald zu einem Waſſerfall, den man auch den Reiſenden als eine Merkwürdigkeit zu preiſen pflegt. Er iſt ganz hübſch, aber verſchwindet zu Nichts unter den großen Gegenſtänden, welche ihn umgeben. Die Auffeß, welche hier in die Wiſend fließt, fällt über einen kleinen Felſen hinein, und macht, wann das Waſſer niedrig iſt, ein Toſen, welches unter dieſen hohlen Felſen ziemlich weit tönt. Hier wendet ſich die Wiſend mit einem Male nordweſtlich und man wandert eine Viertelſtunde durch ein enges Gebirgthal, welches zu beyden Seiten mehr als eine Rieſenburg, die einem über dem Haupte hängen, ſchauerlich, und das lieblichſte und ſchimmerndſte Buchengrün lieblich machen. Auch hier iſt Zauberey, und nichts hat die Schöpferin Fantaſie je ſo Abentheuerliches und Sonderliches er-

sannten, was nicht die Schöpferin Natur gebildet hätte. So steht man mit Schaudern unter der alten Burg

Rabeneck,

die, wie der Rabenstein einst denen von Rabenstein gehörte, jezt aber mit jenem an die Grafen von Schönborn gefallen ist. Es ist ein wahres Rabennest, wenn man es von unten ansieht und liegt auch grade an der Ecke des Waldgebirgs, das hier einen Einschnitt macht, und hinfort kahl, mit einigen Sträuchen besäet, und niedriger nach Wäschenfeld und von da mit dem Stamm westlich, und mit einer andern östlichen Vertiefung nach Rabenstein läuft, welches eine halbe Stunde diesem Schlosse gegenüber in Osten liegt. Rabeneck liegt steil und viel höher als der Rabenstein und Schloß Wäschenfeld über der Wisend im Nordwesten. Die großen Kalksteinmassen sind alle mächtig durchgerissen und sehen wie angelehnte Stützpfeiler aus. Schön sind die Zwischenräume mit Buchen, Fliedern und Epheu von unten bis oben bekränzt, und der letzte Kletterer windet sich hoch, nicht weit von der kleinen Kapelle, an der einen Mauer hinauf. Dieser Aufblick von der Wisend und zwar von der Wassermühle her, ist über alle Beschreibung; aber noch entzückender ist es, von oben hinunter zu schauen. Gegen Südwesten ist der Fels noch schiefer und abgerissener, und alles öder. Dort ist auch das Ge-

mäuer der Thürme und Zimmer und die untere Mauer zuſammengeſtürzt, und liegt nur noch in ſeinen Trümmern da. In Oſten, wo die Burg am ſchwächſten war, liefen mehrere Mauern weit vor dem Bückengang nach und um einander hin, die nun noch durch einzelne Steine und Hügel bezeichnet werden. Hier iſt alles flach und ebener Raſen mit einem ſehr engen Rücken. Auch Thürme ſtanden hier am Eingange und zur Seite, wieder mit Mauern umgeben. Im Norden ſteht noch ein kleiner Thurm und Gemäuer, und weiter hinaus eine wohl erhaltene Kapelle, hoch über den Felſen gebaut, welche ſehr reich ſeyn ſoll. Man hat von dem Boden oben eine entzückende Ausſicht jenſeits hinüber, und diſſeits auf die ſonderbaren und groſſen Felsmaſſen, die hier ſchön mit Bäumen durchwebt ſind. Unten ſchlängelt der Fluß durch das blumige Thal, in welchem die Mühlen und Schöpfräder klappern, und dicht unter einem gähnt der grauenvolle Abgrund. Die ganze Burg iſt nicht groß, und der Hof, den ſie einſchließt, etwa 30 Fuß lang und breit. Das große Gebäude rechter Hand am Eingange gegen Norden, iſt in einen Getreidebehälter verwandelt, das öſtliche und weſtliche ſteht meiſt leer, die Fenſter ſind mit Brettern vernagelt und die Zimmer verlaſſen. So fällt es wohl mit der Zeit zuſammen. Der Brunnen auf dem Hofe iſt von ungeheurer Tiefe, und ein ſtolzes Denkmal al-

rer Beharrlichkeit. Unten am Strom liegt eine Mühle, und seitwärts im Norden einige ärmliche Häuser den Berg hinan.

Rabenstein.

Ich ging von Rabeneck grade über den flachen Rücken des Gebirgs, und kam nach einem halben Stündchen zu seinem Bruder dem Rabenstein, der in einer kahlen Gegend liegt, wo hie und da oben an den Burghöhen ein kümmerlicher Tannen- und Buchenstrauch hinankriecht, und auf den Feldern streifenweise das Korn oft besser steht, als man es hier erwarten sollte. Aber rund umher, in allerley grotesken und wundersamen Gestalten, sind größere und kleinere einzelne Kalksteinmassen hingeworfen, welche die Gegend wilder und rauher machen, als sie an sich schon ist. Auf so einem einzelnen Kalkstein, etwa 150 Fuß hoch über dem Bach, der unten durch die Wiesen fließt, ist mächtig das alte Schloß gegründet, und hängt steil über seinen Felsen, als wollte es zu dem staunenden Wanderer herabkommen. Diese großen Steinmassen haben tiefe und weite Höhlungen, Gewölbe und Spalten. In einer derselben gegen Süden hatten in diesem Kriege der oben wohnende Pächter und andre Leute ihre besten Sachen verpackt. Seiner Lage nach muß dieses alte Schloß äußerst fest gewesen seyn. Jetzt liegt die Feste in Trümmern, nur der vordere nicht feste Theil, ein rundes Thürm-

chen mit Zimmern, und der Flügel des westlichen Eingangs steht noch da. Man geht über eine Brücke, die mit mehrern gemauerten Bogen über einen nicht tiefen Wallgraben führt, eine elende hölzerne, die vordem aus anderen Stücke gebaut war; denn über der Thüre sieht man noch die Rolle, woran sie aufgetrizt ward. Da prangt auch das alte Familienwappen der Rabenstein mit der Inschrift: Daniel von und zum Rabenstein und Margaretha von Kerpen. In diesem vordern Gebäude sind mehrere Zimmer, zum Theil modernisirt, zum Theil im alten Geschmack mit Jagd- und Kriegsstücken Decken und Wände bemahlt. Nur nach hinten hin läßt man es auch verfallen, und da hat sich ein Weber eingenistet, der mich weiter um- und einführte. Diesem Gebäude zur linken Seite, am Eingange gegen Norden, ist eine Art von Hof, dessen umgebende Mauern schon zusammengebröckelt und die Zimmer eingefallen sind. Bloß ein alter hoher Thurm steht noch drinnen, mit gewaltigem Gemäuer hoch über die ganze Burg emporragend. Aus diesem ersten, wahrscheinlich erst vor einigen Jahrhunderten erbauten, Gebäude geht man weiter durch einen gewölbten und vorn eingefallnen Gang in die zweyte Abtheilung. Aus dem zweyten Stock führte noch ein zweyter Eingang über diesem gewölbten hinein, wie man an den hohen und weiten Pforten

stehen, die mit offnen Schlünden noch da stehen. Diese zweyte Abtheilung war nun die eigentliche alte Burg der Väter, und die Burgfeste, die unbezwinglich gewesen seyn muß; denn sie liegt durchaus auf Felsen, welche schroff und schichtweise ins Thal hinablaufen, und die man doch gegen die Südseite unten noch mit Mauern eingefaßt hatte. Diese alte Burg hatte drey Abtheilungen, so deuten die Trümmer, die noch trauernd da stehen und die alte Herrlichkeit predigen. Bloß der kleine runde Eckthurm, auf der äußersten östlichen Spitze über dem Bache, steht noch ganz da. In einer der Abtheilungen hatte der Weber sich aus dem Schutt heraus ein Gärtchen gewühlt, wo Salat, Mören und Bohnen lustig wuchsen. Er zeigte mir mit wunderbarer Miene verbrannte Weizen und Rockenkörner, und sagte: diese haben hier so seit dem Schwedenkriege gelegen, da haben die Wäschenfel, der die Burg zerstört, damit die Schweden sich nicht drein festsetzten. Zugleich erzählte er, vor ihm habe lange niemand drinnen hausen wollen, weil zu Nacht ein Rittersmann mit blutigem Schwerte und gefällter Lanze umgehen solle; er aber habe bis jetzt noch keinen gesehen. Vor dem ersten Gebäude an der Brücke nach der Westseite liegt viel altes Gemäuer; da sind wahrscheinlich Ställe und Wohnungen für Rosse und Knappen gewesen; wie oben hinauf nach dem Pachtgehöft hin die

Ruinen der Gartenmauer noch in vollem Reize zu sehen sind. Unten in dem öden Thale der Ostseite, der alten Trümmer gegen über, ist jenseit des Baches am Anberge eine Höhle, etwa drey Mannslängen, in den Berg hinein und geräumig und eben. Diese wird das Kühlloch genannt, wahrscheinlich, weil bey großer Hitze und Ungewittern Menschen und Heerden sich hineinflüchten. Weiterhin unter einer kleinen Kapelle, die einer evangelischen Gemeine jenseits gehört, ist eine zweyte solche Höhle, das Schneideloch, die auch sonst eben nichts außerordentliches hat, wenn man die andern Naturwunder gesehen hat, woran die Wisend so reich ist.

Von hier ging ich über das kahle Gebirg fort und machte auf einer schönen Höhe vor Wäschenfeld Halt, um mich noch einmal an Erinnerungen und wollüstigen Anschauungen dieser herrlichen Natur zu weiden. Gewitterwolken stiegen am Himmel auf, bald warnten mich einige Regentropfen, ich sprang schnell auf, traf unten einen freundlichen Benediktiner, mit welchem ich mich in das Städtchen hineinschwatzte, und so kam ich ins Quartier zu einem artigen Mann, Namens Förster, an den der alte Wunder mich empfohlen hatte. Da war volle Gesellschaft, besonders die Honoratioren des Oertchens, die nach Landessitte gegen Abend gewöhnlich einige Stunden in der Schenke versitzen. Ich mußte ihnen von meinen Hyperboreern erzäh-

len. Sie prahlten, wie die Jourdanſchen Franzoſen auf dem Rückzug hier herum gewürgt wären; auch waren alle Wände verziert mit saubern Kupferſtichen, wo Tyroler und Kroaten und Rothmäntler ſo einige Republikaner kalt machen; einfältige Reimlein forderten zum Patriotismus und recht katholiſchen Glauben auf, der darin beſtehe, die Welt von dieſen Teufelskindern zu ſäubern. So ward der Schlaf ſanft herbey geführt, und ſelbſt einige Wanzen ließen mich bis 6 Uhr des Morgens ſchnarchen.

Wäſchenfeld.

Dieſes bambergiſche Städtchen Wäſchenfeld liegt an der Wiſend in einem tiefen und engen Thale, und man iſt faſt ſchon in den Thoren, ehe man es ſieht. Die rauhe und wilde Gegend umher ſieht wie eine Nachgeburt des alten Chaos und Erebus aus, in ſo mancherley Gruppen und Klumpen ſind die grauen Kalkſteine hingeworfen, ohne alle Verhüllung und Bekleidung ihrer traurigen Nakheit. Weiter hinauf nach Lankendorf ſind dieſe Steine am höchſten und grauenvollſten. Das Städtchen iſt ſchmuzig und unlieblich, und ſehr klein, obgleich es eine ſtattliche Kirche und zwey Kapellen hat. Oben liegt ein Schloß, nach Art des Rabenſteins, ſchroff auf Kalkſteinen gegründet, aber bey weitem nicht ſo hoch, als jenes. Es iſt alles

noch wohlerhalten, aber zu sehr modernisirt. Ohnweit davon steht ein schlankes Thürmchen auf einem einzelnen Felsstück, den man weit her sehen kann. Ich fragte meinen Führer, ob er nicht unterhalten und bestiegen werde? O, sagte er, der bedarf keiner Unterhaltung; der steht so in Ewigkeit und von Ewigkeit her. Ich lächelte und freute mich über die unbewußte Weisheit und ging mit ihm aus dem Städtchen wieder des Weges nach dem Rabenstein und dann nördlich bergan, um die berühmte

Förstershöhle

zu besehen. Sie ist vor 20 und etlichen Jahren wieder gefunden, und von Einzelnen mit Seilen befahren worden. Doch erst seit vier, fünf Jahren hat sie der Gastwirth Förster in Wäschenfeld mit Leitern und Stufen versehen, sie fahrbar gemacht und ihr seinen Namen gegeben. Sie liegt auf halben Wege, zwischen Wäschenfeld und Rabenstein, in einem kahlen Berge über dem bambergischen Dorfe Zeilbach. Die Tiefe mag 85 bis 90 Schuh betragen. Sie ist von allen Höhlen, die ich in diesem schönen Bezirk einiger Meilen gesehen habe, fast die merkwürdigste, so groß, so ungeheuer und so fremdartig sind die Formen, die sie dem erstaunten Auge bey jedem Schritte darbietet; so abentheuerlich und zugleich so reitzend die Bildungen aus dem

Tropfsteine, die man wie Gestalten aus einer fremden Welt angafft. Nach allen Seiten sind Decken mit kühner und fester Hand gewölbt. Höhlen laufen nach den verschiedensten Richtungen, wohin man sich nur wenden kann, fort, einige tief hinab andre hoch hinauf, welche noch kein Fuß betreten hat, und vielleicht nie betreten wird. Wasser tröpfelt herunter, rieselt die Wände nieder, fällt kleine Becken, rauscht in Bächen und schafft neue Wunder für die Enkel, die nach solchen Dingen fragen werden. Der Tropfstein bildet hier alles in weißen Formen, da er in den Höhlen um Muggendorf alles gelb oder auch schwarzgrau abbildet. Was nur die schaffende Fantasie zu denken und zu dichten wagt, und kaum wagt, das kann man hier erblicken. Massen und Gestalten, die, im Dämmerlichte gesehen, wieder tausend andre aus der Hirnschale hervorschlagen, und worin jeder diese oder jene Aehnlichkeit mit wirklichen Gegenständen wiederfindet. So klomm ich mit meinem Führer durch diese grausenvollen Schlünde und Klüfte, jeder ein kleines Lichtlein in der Hand, und er eine große Stange mit vier Kerzen umsteckt, mit denen er wie mit einem Kronleuchter die düstern und hohen Gewölbe erhellte. O dieß war eine Morgenandacht, wie ich sie täglich haben möchte! Ich hatte gestern viel Liebliches und Furchtbares gesehen, hier sah ich alles nur grauenvoll und gräßlich; so weit die

Spalten, ſo tief und hoch geriſſen die kleinen und großen Höhlen an allen Seiten, deren einigen wir nachkrochen, ſo weit wir ohne Gefahr konnten; ſo rauh und zackigt die grauen und braunen Gewölbe, hie und da ſchimmernd mit den weißen Tropfſteinformen, und von den träufelnden und erhärtenden Tropfen funkelnd, wie ein düſtrer Himmel mit ſeinen freundlichen Sternen. Der Weg der Haupthöhle geht ſteil und glatt hinauf; aber Förſter hat Stufen eingehauen, und dieſe mit Bretchen ausgeſetzt; denn nur einige Finger dick fand er die Glaſur des Tropfſteins und dann eine Art lettiger Erde. Die ſchönen Zapfen und Orgelpfeifen, die der Tropfſtein hier gebildet hat, haben hie und da durch Frevlers Hände Verſtümmelung erlitten. Förſter behauptet, es ſey einmal in einer Nacht mit Aexten geſchehen, und er argwohnt auf den alten Wunder und ſeine Söhne, die für ihre Höhlen Abbruch gefürchtet hätten. Unten lagen Gebeine von zwey Gerippen, die er hier fand, als er zuerſt hinabſtieg. Der eine Schädel hatte viele Hiebe gehabt, die aber wieder zugewachſen waren. Alt ſind die Gebeine offenbar nicht. Vielleicht ſind es preußiſche Freybeuter aus dem ſiebenjährigen Kriege, die hier in den höflichen Ländern böſe hauſten, und derer vielleicht bey Gelegenheit, ſo in der Heimlichkeit, mancher abgewürgt iſt. Mein Wunder, der bey mir ſitzt, erzählt mir

eben, nicht ohne eine kleine Verabſcheuung: die Bamberger haben anderthalb Stunden von hier 5 Franzoſen in eine Höhle hinabgeworfen, und man habe einige mehrere Tage noch wimmern hören. Ich hätte heute auch leicht ſo einen franzöſiſchen Sprung thun können, indeſſen blieb es bey der Probe. Als ich in einer Seitenhöhle, um ein wunderſchönes Gewölbe zu beſchauen, eine Leiter hinaufſtieg, ſchlug dieſe um, und ich machte einen fliegenden Rückſprung, und bekam erſt einen derben Hieb auf den Kopf; dann ging es abwärts immer hinunter, und ſchon empfahl ich meine Seele den Berggeiſtern, als ich einen Zapfen faßte, ſchon über einer Spalte hängend, die mich leicht hätte verſchlucken, und dann an allen Ribben zerſchlagen können. Ich faßte an meinem Kopf, nicht wie der Campiſche Robinſon, um zu ſehen, ob ich noch lebe, ſondern weil mein Hut tief über die Augen geſchlagen war. An meinen Händen und Knöcheln fand ich mich etwas geſchunden, als ich anfing mich nach der erſten Betäubung zu erholen. Doch ließ ich, um meinen bebenden Führer nicht noch zitternder zu machen, mir nichts merken, ſondern kletterte mit ihm fort durch alle Ecken und Spalten, ſo weit wir beyde konnten, und ſo ging es die erſte Leiter hinauf. Bey'm Anfang der zweyten, die etwa 20 Fuß tief hinabgeht, iſt zur Linken der Aufſteigenden eine enge, ſehr ſchöne Seitenhöhle.

In dieſe kletterte ich noch um ein 30 Fuß tief mit meinem Führer auf allen vieren und auf den Bauch hinein, ſo daß wir oft in einer Klemme waren, weder rück- noch vorwärts zu können; aber auch hier entſchädigten uns die herrlichſten Stalaktiten, woran noch keine Menſchenhände was verdorben hatten. Dieſe Höhle läuft noch viel tiefer fort, aber ihre ſcheußliche Enge ſchreckt ab, weiter die gefährliche Fahrt hinabzuwagen. Noch war keiner mit dem Führer ſo weit geweſen, als ich.

Ich machte mich nun wieder auf den Rückweg und wanderte von Wäſchenfeld im Thale längſt der Wiſend, wieder auf Rabeneck zu. Dieſe viertelſtündige Wandrung iſt in einer ganz andern Natur, als von Rabeneck nach der Rieſenburg. Kahle Felsklumpen, wie ſie der Zufall wunderbar unter einander geworfen hat, ragen an den Bergwänden vor in macherley Geſtalten. Kein Buſch, kein Strauch, kein Grün erhellt die gräßliche Trauer dieſer Gegend. Selbſt die Wieſen ſind hier ſteinigt und uneben, und die zürnende Wieſend macht tauſend mäandriſche Krümmungen. Es iſt einem, als wandle man unter den Trümmern einer untergegangenen Welt. Und gewiß eine alte Welt mußte untergehen, um alle dieſe Naturwunder ſo ſonderbar zu verſammeln. Ich ſchlenderte nun fröhlich meiner Naſe nach, Rabeneck vorbey, lagerte mich ein Stündchen auf dem Rieſenthrone, ſonnte mich

auf dem Quarkenſchloß, erſah mich mit Wonne ſelig vom Adelſtein in dieſer himmliſchen Natur, und ging dann zu Muggendorf hinab in das ſtille Hüttchen des alten Wunders, der mir ſeine Kräuter, Verſteinerungen, Zoolithen, kurz alle ſeine Herrlichkeiten gezeigt hat, die er nicht wie ein Narr auskramt, ſondern wie ein Weiſer verſteht. O es iſt wahr, nicht Bücher, nicht alle Ziererey der Welt, was man Lebensart, Anſtand, und der Teufel weiß, wie ſonſt noch, nennt: nicht dieß macht den Menſchen; ſondern die lebendige Welt, worin ſein Gemüth ihn hineinzieht, und die überſinnliche Welt, die in dieſem Gemüthe ſelbſt ſich entwickelt, wenn es im Sturm des Lebens Zeit hat, ſich ſelbſt je bewußt zu werden. Köſtliche Stunden habe ich dieſen Abend mit dem Alten verlebt. O ein menſchliches Herz und eine menſchliche Sprache findet alles offen, was noch nicht ganz verdorben iſt. Der Alte ſprach mit mir nicht im Ton eines Halbwiſſens, ſondern eines aufmerkſamen und beſcheidnen Belauſchers der Natur. Entzückt riß ich ihn endlich mit in meine Schenke, wo freylich nicht viel für den Schnabel war. Doch erfreute das Bamberger Bier unſre Herzen. Ein kleiner Rauſch machte den Rauſch ſeines Herzens nur noch flatternder und liebenswürdiger, und er fing in Begeiſterung an mir die Güte und Größe der Vorſehung aus der Natur zu predigen; aus

ihrer Schönheit; aus der Anmuth des Lebens; aus der Thätigkeit und Strebsamkeit des Menschenthiers — und dies alles auf eine rührende und treffliche Weise. Ich bin 73 Jahre alt, sprach er, bin arm, und doch ist mir das Leben schön. Langeweile habe ich nicht. Gehe ich so hinaus und finde ein Kraut, das ich noch so nicht kannte, ein Insekt, einen Wurm, den ich sonst nicht sah, lese ein seltnes Steinchen, ein Petrefakt auf, betrachte eine Holzart, sehe einen raren Vogel, oder ein Vogelnest, und denke dann so, wie dieß alles gut und schön ist und seinen Nutzen hat, wer es nur so wüßte und verstünde; da dünkt mich oft, ich sey zu früh alt geworden. Meine Beine wollen nicht mehr so mit, als mein Muth drinnen wohl fortstrebt. Abends und Morgens ist Großes und Gutes um mich, in den Höhlen wie auf den Bergen, unter Bäumen und Felsen — Sanft nickte er ein und seine weißen Haare flossen über den Tisch. O wenn du auf immer nun dein Haupt neigst, mögest du dann als eine der duftigsten Blumen im Gebirg stehen auf deinen Lieblingspfaden, oder als ein wohlthätiger Geist um den einsamen Enkel hinsäuseln, der die Natur bewundert und sucht, wie du.

Den 23. Jun., geſchrieben im Kellergewölbe der alten Burg Neideck.

Mein alter Freund kam um halb 7 Uhr, und wir verzehrten in guter Ruhe unſer Frühſtück. Dann bezahlte ich eine impertinente Zeche und ſo trollten wir uns. Es regnete, wir indeſſen wanderten rüſtig fort über Berg und Thal, zuerſt über die Kuppe. Hinter dieſer Kuppe liegen auf ebenem Berggefilde kleine Hügel. Dieſe und die Gegend umher nennt man das Heidenlager. Eine gute Viertelſtunde weiter nach Norden dehnt ſich eine Anhöhe fort, die der Hundsrück heißt. Hier ſtanden, geht die Sage, die Heiden (alten Germanen) und Hunnen in Schlacht gegen einander, und die Hunnen gewannen das Treffen. Von hier liefen wir durch ſchmutzige Holzwege, um nach dem langen Thale zu gelangen, wo heute unſre Herzen Andacht halten ſollten. Endlich um halb 9 rief er: Wir ſind gleich da! Große Steine hie und da aus den Bäumen hervorragend, kündigten Größeres an, was wir ſehen ſollten. Wir ſtanden vor dem Eingang des Bronnenſteins.

Der Bronnenſtein.

Man geht in eine hohe und weite Höhle mit erhabenen und wunderbar geſtalteten Gewölben und Aufriſſen am Eingange. Zwey wilde Tauben kollerten oben aus den Ritzen heraus. So ſtand ich

bebend

bebend da, ein Lichtlein in der Hand und leuchtete herum. Meine naſſen Füße, meine triefenden Haare, mein ſchlappender Wams, alles, alles war vergeſſen. Ich war jetzt nur ein Menſch.

Von Stalaktiten giebt es hier wenige Anſätze, aber gewaltige Decken und Höhlungen, die doch nicht tief eingehen. Endlich war der Alte fertig und rief: mir nach! Wir mußten uns auf den Bauch werfen und ein 30, 40 Fuß auf Händen und Füßen kriechen, und uns mitunter herzlich beugen, ehe wir zu dem Bronnen kamen. Hier konnten wir uns etwas aufrichten. Dieſer Bronnen iſt ein rundes nicht tiefes Becken, welches immer kühles und klares Waſſer hat, woraus zur Mittagszeit die Schnitter zuweilen ſchöpfen gehen. Er giebt der Höhle den Namen. Unſre Rückfahrt, die etwas bergab ging, war noch viel mühſeliger und ſchmutziger, und wir ſahen beyde aus, wie ein Paar, das man durch eine Miſtpfütze gekeilhohlt hat. So ging es ins Gebüſch hinaus, und gleich linker Hand über bemooſte Steinhaufen und durch verwachſenes Geſtripp immer hinan, bis wir vor einer engen Spalte ſtanden. Da kletterten wir einige Ellen hoch hinan und dann hinein. Wir waren im Eingang der

Schönſteinhöhle.

Durch dieſen Eingang muß man ſich eine zien-

liche Weise durchwinden, kriechen und klettern und ſich fein drehen: ſonſt iſt man in Gefahr, hängen, oder Recken zu bleiben. Gleich den Anfang macht ein niedriges Kriechloch rechts. Ein Zwey- und Dreyhundertpfünder verzagte bey dieſem Anfang und er thäte wohl; denn ſchwerlich käme er durch den andern Kampf. Heute und geſtern und ehegeſtern habe ich zum erſten Mal mich meiner Kleinheit freuen können. Hat man ſich einige Zeit auf Händen und Füßen und ſeitwärts, wie der Fuchs, durchgewickelt, ſo tritt man mit einem Male in eine weite und hohe Wölbung. Wir ſtanden von der Herrlichkeit und dem Nachtlicht geblendet da. Aber als unſre Augen ſich allmählig aufthaten und des Dunkels gewohnt wurden, welche Geſtalten traten da aus der Nacht hervor! O dieß läßt ſich nicht beſchreiben, wie der Menſch dann da ſteht in ſeiner Kleinheit und Größe, beydes in gleichem Maße, nach einander empfindend! Ich war wie in eine neue Welt hinabgeſtiegen, meine Sinne verwirrten ſich, und das Lebendige in mir war in einem fremden und ſchmerzlichen Gefühle aufgelöſt. So tappte ich umher und leuchtete an den Wänden und Gewölben und ſah die große Bildnerin Natur auch in den Tiefen der Erde wirken und weben. Große Zacken und Spitzen, Meereswellen, zu Eis zerronnen, wie der Wind ſie be-

wegte, Gewänder, Panzerhemder, Säulen und Thüren alles in großen Massen unter einander; einiges vielleicht lange Jahrhunderte schon gebildet, andres noch jung und frisch, und an seinen erst gewordenen Spitzen gleich dem hellsten Krystall durchsichtig und klar. In dieser großen und tiefen Oeffnung steht beym Eintreten rechts eine Gebirgsmasse, die stuffenweise mit vielen kleinen Zacken, Buckeln und Erhöhungen hinanläuft, ganz aus dem Tropfstein gebildet und zu beyden Enden mit hohen Thürmen aus eben dieser Masse. Diesem hat man naiv den Namen Oelberg gegeben. Sicher stand ich mit größerm und heiligern Gefühl an seinem Fuße und auf seinem Gipfel, als ich auf dem bey Zion stehen würde. So ändern sich Zeiten und Wallfahrten. Zur linken Seite geht man durch eine enge Oeffnung in eine Seitenhöhle, die durch ihre Pfeiler merkwürdig ist, besonders durch die große Säule, die, vom Grunde bis an die Decke aufs schönste canelirt, einen bis anderthalb Fuß im Durchmesser, aufsteigt. Nach allen Richtungen ging es nun durch neue Höhlen immer auf und ab; wir freuten uns der immer wechselnden Schönheiten und Formen, der gehöhlten Becken voll des klarsten Wassers, ja selbst der Tropfen, die uns eiskalt auf Haupt und Nacken fielen. So wanderte ich auch diesen dritten Morgen beynahe

zwey Stunden unter der Erde herum, und trat dann geſättigt und geſtärkt, und von Geiſtern des Himmels und der Erde umweht, mit meinem Alten den beſchwerlichen Rückzug an. Dieſe Höhle, wie der Bronnenſtein, liegt im Buchenwald im langen Thale, unweit Oberfellenberg und Streitberg diſſeits der Wieſend.

Wunder brachte mich auf den Weg nach Streitberg und nahm Abſchied. Nicht ohne Rührung ſah ich ihn oft nach und flüchtete mich dann unter eine dicke Eſche vor einen fürchterlichen Regenſchauer. Als der vorüber war, ging es nach Streitberg und ſeinen Marmorbrüchen, und dann wurden die Schlöſſer Streitberg und Neideck in hohen Augenſchein genommen.

Doch ehe ich weiter gehe muß ich noch einer merkwürdigen und mehrerer unbedeutenden Höhlen erwähnen, die ich vergeſſen habe, mit den vorigen aufzuführen.

Die Zoolithenhöhle.

Dieſe merkwürdige Höhle liegt jenſeits Muggendorf in den Mogersbergen. Sie hat eine tiefe Hinabfahrt, welche man in zwey Abſtuffungen auf zwey hohen Leitern hinabſteigt. In dieſer Rückſicht, wie in Rückſicht ihres Innern, hat ſie mit der Förſtershöhle faſt alles gemein, nur nicht die weißen Stalaktiten; denn die ihrigen ſind gelblich.

Wie jene läuft ſie ſehr weit in den Berg hinein, mit mehrern Nebenhöhlungen und Spalten, die an große Umwälzungen erinnern. Mehr noch, als dieſe, erinnern daran die verſteinerten Gerippe und Knochen, die man hier findet, und die einem faſt glauben machen, auf dieſen Gebirgen haben in der Urzeit Wallfiſche und Robben geſpielt, Löwen und Seebären ihren Raub gefunden. Die Höhle hat von dieſen untergegangenen und Gott weiß, durch welche Revolution, hier begrabenen Körpern einen ſehr unangenehmen Geruch, der an Kerker und Todesgrüfte erinnert. Man hat viele Gebeine herausgewühlt und findet deren noch immer, wenn man darnach gräbt. Ich habe bey dem alten Wunder ſolche Gerippe und Schädel und Knochen geſehen, die offenbar von keinem Landthiere ſind, wie wir ſie kennen. Alle dieſe ſind mehr, oder weniger inkruſtirt und mit Steinmaſſen umgeben, zum Theil auch kryſtalliſirt. Unter andern hat er eine Ober- und Unterkinnlade mit gewaltigen Zähnen, die noch glatt und unverſehrt ſind. In dem einen war der große Hauer des Seeungeheuers noch ganz deutlich, obgleich vorne abgebrochen und abgeſtumpft. Wie kommen dieſe hieher, und ſo tief? Wurden ſie vielleicht von einem Meeresſtrudel, woraus die Berge unter den Waſſern ſich bildeten, zuſammengeſchluckt und in dieſe Gebirgsmaſſe mit eingeribbt? Es iſt wunderbar und unbegreiflich.

Muſcheln und Seeſchnecken findet man freylich auf allen dieſen Bergen verſteint und in allerley Steinmaſſen eingeformt. Iſt der größte Wallfiſch der allmächtigen Natur mehr, als ein Kies und Sand, die ſie mit in ein andres Leben verknetet? — Die Mogershöhle, eine Nachbarin von dieſer, ſoll äußerſt ſchlüpfrig und gefährlich zu beſteigen ſeyn; deswegen hätte der Alte keine Luſt, mit mir hinein zu fahren, weil er ſeinen ſchwachen Beinen dort nicht mehr recht traut.

Noch ein Paar Höhlen, die neben den andern eine weitläuftige Beſchreibung nicht verdienen, ſind 1) die Ludwigshöhle, im langen Thale, nicht weit von der Schönſteinhöhle, in welcher man viel Mondmilch findet, 2) die Wundershöle, nicht weit von denen im hohlen Berg. Sie iſt ein kleinerer Abdruck der Roſenmüllers- und Schönſteinhöhle, und ſoll den Namen des alten fleißigen Naturlieblings unſterblich erhalten.

Schloß Streitberg.

Liegt dicht über der Straße von Baireuth nach Erlangen vor Streitberg, auf hohem Felſengeſtein, und hängt ſchroff und dräuend hinüber, zum Theil mit ſeinen Trümmern, zum Theil mit erhaltenen, aber moderniſirten und in Kornböden, Heuböden und Haushaltungen verwandelten Gebäuden. Der Eingang und die ſchwache Seite dieſes alten Schloſſes iſt nach Norden. Hier laufen große Mauern

um Wallgraben her, die nicht mehr da ſind, andre ſtehen gegen Nordoſt, aber zertrümmert. Der nördliche Thürm iſt faſt ganz zerfallen, der öſtliche ſteht zum Theil und mit gewaltigem Gemäuer, daß einem Grauſen und Entſetzen ankommen mag. Hier gegen Norden liegen an der Mauer rechts am Eingange hohe Trümmer mit ſtarken Kellergewölben, über die noch drey Wölbungen hinaufſteigen, ehe dieſe Trümmer der Höhe des innern Hofraums gleich kommen. Man kann alle noch mit ihren Treppen beſteigen; eine vernagelte Thüre in den höchſten Gemächern trennt ſie von dieſem Hofplatz. Ueber den Eingang ſteht noch wohlerhalten das alte Wappen. Dann hat man zur Linken ein bewohntes Gebäude und geht durch eine Seitenpforte (die Alten hatten ihre Pforten faſt immer, wie die Elſtern) in den innerſten Hofraum, der ſich hoch auf Felſen erhebt und mit den äußern Mauern eben, zum Theil höher liegt. Hier iſt gegen Norden ein Seitenflügel zum Kornboden umgeſchaffen, gegen Weſten hängen über einander Thürme und Mauern, die auf ungeheuren Felſenzacken gegründet waren, welche viel zerriſſener und ſchroffer da ſtehen, als die Rabenſteiner. Sie ſind unten faſt alle gewölbt, ſo wie die im Mittelraum, und zum Theil mit hohem Gemäuer noch feſter übergewölbt und an einander gebunden. Man bekömmt Luſt zu fliegen, ſo wie man hinabſchaut.

Einige stehen als Vorläufer tiefer unten mit rauher Stirne einzeln da, und der eine hat so einen grauen Nachbar grade sich gegen über. So schienen sie sich, wie Riesen der Nacht, dräuend zuzuwinken, wer den ersten Sprung in die Tiefe thun will. Von ferne scheint es, sie schweben in der Luft, so hängen sie ins Thal über. In Süden steht noch ein hohes Seitengebäude ganz abschüßig auf Felsen, grade über dem Städtchen; auch dieses ist zu einem Kornmagazin geworden; weiter nach Osten sind prächtige Trümmer mit gewaltigen unterirrdischen Gewölben. So steht dieß alte Schloß seinen Nachbarruinen auf dem Neidecker im Osten gegenüber, dem Wandrer ein lehrreiches Denkmal alles Menschlichen und eine große Erinnerung an die Tage und Sitten der Väter. Nur unten fühlt man die Größe solcher Gegenstände, oben schwächt die Lithotomie der einzelnen Theile den Eindruck des Ganzen. Im westlichen Thale muß man stehen unter den gespaltenen Felsen und den überhängenden Trümmern. Das wohin man aufsieht, ist immer größer, als das, von dem und auf welches man hinabschaut. — Gleich hier hinter dem Schlosse giebt es Brüche von schönen gelblichten, geäderten Marmor.

Der Wind saußt hier fürchterlich und schlägt den Regen gegen die Wände. So muß die Natur über die Trümmer trauren, wenn der Mensch es

fühlen ſoll, daß er unter ihnen umhergeht. Ich will hinaus und dann beſchreiben die Ruinen von

Neideck,

die ſchönſten Trümmer einer Burg, die ich bis jetzt auf teutſchem Boden ſah, obgleich mir bey den ſtattlichen Thürmen und Mauern der Bergfeſte der Wallenrodt über Berneck eben ſo zu Muthe war. Sie ſollen auch, auf mein Ehrenwort gelob' ich es, die ermüdenden Beſchreibungen des todten und der tödtenden Gefühle beendigen; doch werd' ich mich bey ihnen zuletzt noch ein wenig zuſammennehmen, und ſie ausführlicher darſtellen, weil in ihnen mehr als hundert Elegieen in Keim für die künftigen Matthiſſone liegen. Eine gute Stunde bin ich zum zweyten Male herumgegangen und habe alles durchgeklettert. Der Wind weht noch rauh und kalt, wie über Morrens Haide; dieſe Nacht müſſen ſich die Väter über Wolken niederbeugen. Die Sonne blickt freundlich durch düſtres Gewölk und beſtrahlt den Adelſtein und das Quarkenſchloß von ferne. Ich ſitze unter einem Flieder, der mich mit altem Gemäuer ſchützt; der halbe Klotz eines alten Heiligen vielleicht, dient meinem Papier zum Tiſche. So muß ſich was ſchreiben laſſen, oder nie. Dieſe Ruinen des alten Schloſſes Neideck ſind die größten und romantiſchſten, ſo ich geſehen habe. Tauſend Schlöſſer mögen höher und lieblicher und weitausſehender gelegen haben, wenige ſicher ſo

ſo ſtattlich, als dieſes, bis das Pulver die Schlöſſer und Ritter niederwarf. Der Neidecker neigt ſich ohngefähr 150 Fuß mälig hinab; ſo läuft er in einem ſchmalen Rücken von Südweſten nach Nordoſten fort und ſchließt dieſe ſeine letzte Kraft in furchtbare Felſen ein. Auf dieſer Nordoſtſeite des Berges erſah ein Ritter einen Platz für ſich, und gründete eine mächtige Burg. Sie war von der erſten Abtheilung bis zum Ende mit allen Einfaſſungen ohngefähr 300 Schritte lang und mehr und weniger von 140 zu 70 Schritten breit. Jetzt ſind die Ruinen mit Hafer und Erbſen beſäet; die Gruben mit Maßholder, Eichen, Buchen, Epheu, Eſpen, Haſeln und Lindenſträuchen durchwachſen; die Thürme und Mauern oben mit Tannen und Quitzen und innen mit Flieder, Dornen, Schöllkraut, Frauenhaar, Mauerpfeffer und Wanzenſtorchſchnabel durchſponnen. So liegen dieſe grauen Ruinen noch herrlich in der Verweſung und Zertrümmerung da. Den erſten Raum faßt vorne eine Mauer ein, die faſt ganz darnieder liegt und zu der man durch einen Graben hinan ſteigt. Um der ſüdweſtlichen Seite läuft dieſe ſo fort, an der öſtlichen hat die Natur aus Felſen eine gebauet, die faſt unerſteiglich iſt, wodurch ich kaum, und nicht ohne Gefahr, zurückzuſtürzen, hinaufkletterte. In der Mitte dieſer Vorderabtheilung iſt ein tiefes Loch nach der Oſtſeite aus natürlichen Stein gebil-

det; die Fläche trägt elenden Haſer. Offenbar war dies nur eine Einfaſſung um des Ganzen willen, ſo mächtig auch die Trümmer der Mauern noch ſcheinen; denn im Ganzen war dieſer Vorſprung wenig feſt. Der Raum, den er einfaßt, iſt bis an die Mauer des zweyten Theils an 130 Schritt lang. Vor dieſer zweyten Mauer nun iſt ein tiefer Graben und ihre beyden Enden im Oſten und Süden ſtoßen an zwey Thürme, die eine Mauer von 6 bis 7 Ellen Dicke haben, und ſelbſt zerfallen noch eine hohe Idee erregen. Der im Süden war bey weitem der ſtärkere, ſo wie die Seite die ſchwächere. Die Mauer iſt ganz eingeſtürzt. Hier nun ging die Feſte recht an, und an der Südweſtſeite war eine gewaltige Mauer aufgethürmt; an der Oſtſeite hat die Natur wieder gemauert. Man hat vom Eingang bis zum Wallgraben der Burg 70 Schritt. Dieſer Graben iſt tief und ſteil und trotz alles Schuttes muß man behutſam hinabrutſchen. Beyde Enden ſchließen ſtarke Mauern ein, die öſtliche ſteht noch ganz. Der Graben muß zum Theil ein Werk der Natur ſeyn; denn ſchwerlich hätte man öſtlich die Felſen weggebrochen und weggeſprengt und dafür künſtlich gemauert; da ſonſt die Oſtſeite allenthalben ungeheure Felſen gethürmt hat. Ueber dieſen Graben lief hoch in der Luft ſchwebend eine Brücke zu einem Thurme, und ſo erſt kam man noch durch zwey Pforten in den Hof der

Burg. Noch ſtehen die Trümmer von zwey Mauern, die an der Süd- und Weſtſeite um die Burg liefen, und dieſen tiefen Graben unter ſich hatten, und an beyden Ecken wieder durch Thürme, von welchen nur noch ſchwache Spuren ſind, geſchloſſen wurden. Hoch hinauf, faſt über dieſe hinaus, auf dem Gipfel und der Spitze des Bergrückens, ganz auf Felſen gemauert, ſtand dann die eigentliche Burg mit ihren Kammern und Gemächern ſtolz und hochprangend über den Ufern der Wiſend, in dem Norden hineinſchauend. Jetzt liegt alles in Schutt und Aſchen; nur ein herrliches Denkmal ſteht noch auf der äußerſten Spitze, ein großes Viereck, an der Weſtſeite noch vier, an den andern drey Fenſter hoch; aber ſeine Rippen haben keine Haltung mehr, denn immer mehrere der großen Steine, die ſie einfaſſen, fallen aus, und die kleinen gemörtelten wittert die Luft und ſpühlt Regen und Hagel leicht weg. An die Weſtſeite lehnt ſich noch eine Mauer mit einem Thore, der letzte traurige Nachgelaſſene ſeiner Nachbarn. Dieſe ſtattliche Trümmer ſteht nach allen Seiten auf gähen Felſen. Schöner und ſchrecklicher geſpalten, als die der Nordſeite, habe ich keine geſehen, ſo grauſend und kläffend ſpringen ſie thalab. Wohl ſtehen nun die Ruinen zu ihnen. Tief unter ihnen rauſcht der Strom vorbey und gegenüber antworten ihre grauen Brüder. Gegen Oſten ſieht man den Waſſern des

Stroms nach bis nach Ruggendorf; fernherüber ragt die Spitze des Adelſteins und des Quarkenſchloſſes; und im Süden und Norden ſchimmern die Waldberge mit ihren Felſen. Im Weſten das ſtattliche Streitberg und rund umher weiter, oder näher die unvergänglichen Burgen der Natur. Von der Nordſeite unten ſieht man dieſe Trümmer in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit, und einem ſchwindelt bey dem Anblick der ewigen Pfeiler, worauf die Vergänglichkeit niſtete. Lebt wohl, ſtolze Ruinen! ich ſehe euch nicht wieder.

Die Berggegend.

Man ſieht in dieſer ganzen Berggegend, vom Sans Pareil bis einige Stunden hinter Streitberg auf der bayreuthiſchen Straße hinaus, wenig Schwarzholz. Das meiſte ſind Buchen und Buchenunterholz, wenige Eichen, Linden, Weißahorn, Maßholder und Haſeln und anderes Strauchholz. Der Boden iſt faſt durchgehends lettig und leimig, und trägt hie und da, ſelbſt auf den ſteinbeſäeten Bergen ganz gutes Getreide. Allenthalben ſieht man dieſes mit Kartoffeln und Kohl durchmiſcht; auch hie und da mit Hanf und Flachs, den man eben erſt geſäet hat, alles mit den engen, zwey Fußbreiten Rücken, wie man ſie ſo häufig in Franken auf den Feldern ſieht. Sonderbar, daß man ſelbſt in Einer Gegend ſo ungleich ſäet. Man ſieht

Getreyde in den Aehren und Flachs in der Blüthe, und hat dabey dieselbe Gattung einige Zoll hoch. Eben so ist es in den Thälern, wo man schon häufiger Obstbäume aller Art in den Feldern und um die Dörfer antrifft, als vorher. Alles verräth im Durchschnitt einen fleißigen Anbau, und wird bey den kleinen Ackerabtheilungen auch zum Theil mit Hacke und Spaten bearbeitet. Unten im Thale sind nun die Wiesen. Auch dieser nimmt man sehr fleißig und sorgfältig wahr, und sucht sie bey dürrer Zeit durch fleißiges Wässern fetter und üppiger zu machen. An allen Bächen und Strömen von Bedeutung sind große wasserschöpfende Maschinen, die dieses in Röhren und Rinnen gießen, welche es bis an die Anhöhen leiten, von wo es durch kleine Seiten und Quergräben überall durch und über die Wiesen fließet. Auch benutzt man überall, wo an einer Anhöhe nur ein Quell, oder ein kleines fließendes Wasser ist, dieses durch Leitungen für die Wiesen, und so tragen diese denn auch ein Gras, wovon man kaum eine Vorstellung hat. Diese wasserschöpfenden Maschinen stöhnen oft fürchterlich und menschenähnlich, daß man ernstlich zusammenfahren kann, wenn man so einsam durch das verlassene und öde Bergthal wandelt, wo alles Traurige und Fürchterliche doppelt wirkt.

Bergbau ist in diesen Gegenden nicht, sondern weiter im Fichtelberge bey Kronach und Wunsiedel,

wo Eiſen und Kupfererz, auch weniges Silber erbeutet wird. Sandſtein giebt es viel und hie und da Schiefer- und Marmorbrüche; und der bayreuthiſche gelbe und weiſe Marmor gehört nicht zu den ſchlechteſten Arten. Die Wohnungen werden hier ſchon immer wieder beſſer. Man ſieht weniger Schiefer und Schindeln, und mehr Stein- und Strohdächer. Die Menſchen haben die alte deutſche Baurentracht, braun, oder blau, mit weniger Veränderung der unſrigen; doch tragen ſie meiſtens ſchwarze lederne Hoſen ohne Knöpfe und Schnallen am Knie, ſpitze Hüthe, das Haupthaar kurz beſchnitten und ſtatt unſrer wollenen Mützen meiſt mit ledernen Käppchen bedeckt. So iſt der kleine Bürger in ſeiner Art. Die Weiber ſind meiſt wie die Thüringerinnen gekleidet, deren Kopfputz beſonders von dem ihrer nördlichern Schweſtern abweicht. Sie haben gewöhnlich keine Mütze auf dem Kopfe, die die Thüringeringen doch bey dem um die Stirn gebundenen Tuche noch tragen; ſondern ſie ſchlagen ſich bloß ein Tuch künſtlich um den Kopf, daß der eine Zipfel hinten und zwey an den Ohren niederhängen. Sonntäglich trägt faſt alles dieſe Tücher ſchön weiß, ſonſt von allerley Farben. Die Hemden tragen die Männer auf dem Rücken offen, ſo daß ſie die ſchönere Bruſt nicht zeigen; wie es die Weiber hierin halten, hab' ich nicht ausgeforſcht. Statt des Schnürleibes tragen die

enges Leibchen, blank Knopf an Knopf — die Männer halten es eben ſo mit ihren Weſten — bis dicht an den Hals, und über der Bruſt zugeknöpft. Andre ſetzen noch den ekelhaften thüringiſchen Bruſtharniſch darüber, der oben wie eine Kontreſkarpe vorſpringt, und eine Vertiefung macht, welche den Muthwillen grade zu Eingriffen einladet. Die Weiber ſind hier meiſt beſſer gebaut, als die Männer, die in der Regel zu dürr ſind, obgleich viele gewaltig dicke Beine, wie geſchwollene, haben. Pommerſche und mecklenburgiſche Körper können ſie freylich nicht haben, da ſie wenig Fleiſch und feſte Speiſen eſſen, ſondern mehr dünne Suppen, Salat mit Kartoffeln, oder zum Brode, Gurken und andre leichte Sachen; aber treffliches Bier trinken faſt alle und laſſen ſich nichts davon abgehen. Das Bier iſt hier in Franken ſchon wieder viel beſſer, als in Thüringen, aber dafür auch theurer; Brantwein wird auch mehr getrunken, als man denken ſollte, und Kaffee, wenigſtens eine Gauche, die ſo bereitet und benannt wird, ſelbſt von den Allerärmſten. Sonſt iſt der Franke meiſtens eine muntre, freye und zutrauliche Art, die mir immer beſſer, als der feine und eigennützige Sachſe gefällt, und als der grobe Thüringer, der nicht weniger die Beutel plündert. Sie knüpfen gleich menſchlich ein Geſpräch an, lauren nicht auf und deuten nicht gern ſchlimm. Eben ſo ſind die

Bam-

Bamberger, die ſonſt auf einen Ketzer doch noch ein wenig ſcheel ſehen; aber dies iſt bald vorüber, wenn man nur erſt mit ihnen im Ton iſt.

Auf den Bergen um Muggendorf und in den Felſen ſind keine Adler, aber Reiger und Schuhus; kein Hamſter, aber der Billing und der Siebenſchläfer, den Wunder hier zu Schrebers Erſtaunen gefunden hat: der meynte, er ſey nur in Böhmen. Es giebt zwey Arten, den großen und den kleinen. Der große iſt wild und wird ſchwerlich zahm; der kleine wird es leicht. Sie ſchlafen vom October bis in den May, ſieben Monden lang, die vier Füße gegen einander, krumm zuſammengerollt, die Ruthe über Kopf und Rücken geſchlagen. Wenn man ſie ſo findet und lange rüttelt und ſtößt, ſo kommen ſie endlich in eine Art Leben zurück und wimmern kläglich, wie Kinder. Doch nicht leicht ertragen ſie ſolche Erſchütterungen, ſondern ſterben oft daran. Ihr Neſt bauen ſie aus Gras und Moos, in deſſen Mitte ſie eine Art von Pfeiler aufführen, um welche ihre drey, vier Jungen in der Runde herum liegen. Der Schuhu legt ſein Neſt auf kahlen Sand und Erde, ganz bloß zwiſchen den Felſen. Von Tauben giebt es nur die große Ringeltaube. Sonſt ſind hier die übrigen ſtein- und bergbewohnenden Thiere; Füchſe, Marder, Iltiſſe, Wieſel. Wein wird in dieſen Bergen nicht gebauet.

Den 25. Jun.

Der Weg von Streitberg bis Erlangen, den man 7 bis 8 Stunden rechnet, geht die erſten zwey Meilen immer an der Wiſend durch ein ſchönes reiches Thal fort, wo Getreide und Wieſen üppig ſtehen. Dieſes Thal dehnt ſich, je weiter man geht, immer mehr aus, und die Berge zu den Seiten ſenken ſich. Der Boden iſt die erſten drittehalb Meilen ſo lehmich und fett, daß ich bey dem Regen von geſtern und heute beynahe drinn ſtecken geblieben bin, und ihn gern etwas magrer gewünſcht hätte. Allenthalben im Felde und an den Bergen ſind die ſchönſten Fruchtbäume, und an den ſüdweſtlichen Bergen ſieht man ſchon, faſt bis nach Forchheim hin, Weinberge. Endlich, wie man näher nach Forchheim kömmt, werden die Berge Hügel, und im Süden über Forchheim hinaus ſieht man ihrer gar nicht mehr. Schöne Dörfer und zuweilen ſtattliche Schlöſſer zeigen den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Landes. Der Boden wird nun auch immer leichter und ſandiger, aber doch iſt er fruchtbar. Statt der Wiſend bekömmt man nun die Rednitz, die immer in den Süden hinein auf Erlangen zufließt. Man findet hier herrliches Getreide, hie and da Hirſefelder und Tabacksplanzungen. Zwey Drittheile des Weges von Streitberg bis Erlangen geht es durch bambergiſches Gebiet. Dies kündigen ſogleich die vielen ſoge-

nannten Marterpfoſten und Krucifixe an, die vor den Dörfern und auf allen Kreuzwegen ſtehen. Ich wünſchte mir oft bey einem zweifelhaften Wege lieber einen Wegweiſer, als einen Deus crucifixus. Und ſo nannten ſie mir zuweilen ſo; denn auf meine Frage hörte ich mehr, als einmal: da wo der gekreuzigte Herrgott ſteht, geh er nur herum.

Mein Weg führte mich dicht die kleine bambergiſche Feſtung Forchheim vorbey, die nicht weit vom Einfluß der Wiſend in die Rednitz unter lauter Wieſen und Waſſern liegt, und ich machte mich ſogleich hinein. Am Städtchen iſt nicht viel zu ſehen. Die Franzoſen haben ſie ſogleich eingenommen, und nachher mit den Kaiſerlichen, die ſich in die jenſeitigen Berge gelehnt haben, in der ſchönen Ebene geſchlagen. Bey dem bayreuthiſchen Städtchen Baiersdorf, weſtwärts an der Rednitz, liegt ein altes Schloß Namens Scharfeneck, welches man ſchon fernher mit ſeinem Gerippe ſieht. Es iſt in einem großen Stil erbauet und ſeine hohen Mauern aus gehauenem blauen Stein ſtehen noch faſt alle ganz da, und geben auf den ſtillen und grünen Wieſen am Strom einen ſchönen und wehmuthsvollen Eindruck. Offenbar war dieſes Schloß nicht in dem Sinn, noch zu dem Gebrauch der alten Burgen aufgeführt, ſondern zu einem Luſtſchloſſe alter Fürſten am einſamen Strome. Die Forchheimer ſollen es in einem Kriege angegriffen und

ſo weit zerſtört haben; nach andern iſt es nie ganz vollendet und ausgebauet geweſen. Nun wird es ſchwerlich jemand wieder ausbauen.

Der Regen, der heute Nachmittag anfing, ließ mich nicht nach Erlangen kommen, ſondern trieb mich in das Dorf Bubenreuth, eine kleine halbe Meile von Erlangen. Hier war ein Leben! Alles hallte und knallte von den klappernden Krügen, den ärger klappenden Sporen, und den, wo möglich, noch ärger hallenden Sprachen und Zungen. Es war Barſchenwelt aus Erlangen da, und da iſt es laut. Daß die Muſik, eine wahre Klappermuſik, auch noch drein orgelte, hätte ich bald vergeſſen, aber das verſteht ſich von ſelbſt auf Dörfern, wo Barſchen hauſen. Mir war indeſſen dieſe Wirthſchaft eben recht. So ſieht man Menſchen und ihr Treiben, und das iſt doch endlich das Merkwürdigſte, was einer ſehen kann, dem die Natur nicht vier Füße, oder Federn gab. Die Herren waren übrigens ordentlich und beſcheiden, ſo gewaltig auch der Eindruck ihrer Hüte auf mich war, die ſie gleich Sturmhauben mit groſſen goldnen Sternen und Agraffen und Kordons trugen; dabey denn geflucht und die Haare kurz abgeſchnitten und das Uebrige zum Theil auch nicht zum elegantesten. So ein Burſche iſt ein abentheuerliches Thier in der Regel, aber auch das muß ſeyn. Viele Mädel gab es dort auch; denn wo das Aas iſt, da ſammeln

schöne Adler. Einige unter ihnen waren Honoratioren, unter denen zwey ganz leidlich waren, das Uebrige war Plebs, aber auch dieser nicht grade Ausschuß. So ward denn von 5 Uhr Nachmittags bis Mitternacht, daß ich der Gesellschaft beywohnte, abgeschliffen und gewalzt, während der Himmel alle seine Schläuche zerrissen und alle Schleusen geöffnet hatte. Es ging hier übrigens auf gut Jenensisch her, obgleich die Mütter und Basen der Mädchen als Zuschauerinnen saßen. Die Tänzer faßten das lange Kleid der Tänzerinnen, damit es nicht schleppte und zertreten ward, weit hinauf, klemmten sie in dieser Verhüllung, die beyde Körper unter Eine Decke brachte, so dicht als möglich gegen sich, und so ging das Gedrehe in den unanständigsten Stellungen fort; die haltende Hand lag hart auf den Brüsten und machte mit jeder Bewegung kleine lüsterne Eindrücke; die Mädchen waren dabey wie Tolle und Hinsinkende anzusehen. Bey den Umwälzungen an der abgewandten Lichtseite gab es dabey keckere Eingriffe und Küsse. Ländlich sittlich; so schlimm ist es nicht, wie es aussieht, ruft man: ich aber begreife nun sehr wohl, warum man hie und da im Schwaben- und Schweizerlande den Walzer verboten hat. Für mich war dieser Narrentanz des Lebens indessen eine ganz lustige Unterhaltung; ich aß und trank

[illegible] legte mich um 12 Uhr auf [illegible], worüber man mir ein Bette ausgespreitet hatte.

Von hier wanderte ich den folgenden Mittag unter den lieblichen nordöstlichen Hügeln hin, die näher heran traten, erst durch Tannengehölz, dann in einem anmuthigen Wege, südlich zur Rechten die Rednitz, zur Linken die nördlichen Hügel, mit Eichen und Linden, und tiefer hinten mit Tannen besetzt, und von kleinen Gärten in Terrassen abgetheilt, welche Obstbäume, Gemüse, Korn und theils anmuthige Häuschen tragen. So stand ich, ehe ich mir das träumte, vor dem freundlichen Erlangen, und nahm bald bey einem freundlichen Landsmann Quartier, um ein sechs bis sieben Tage drinnen zu bleiben.

Ich besah in den ersten vier Tagen in lustigen Spaziergängen die Gegenden um die Stadt, wohin die schöne und muntre Welt gewöhnlich wallfahrtet. Bruck, Bubenreuth noch einmal, Uttenreuth mit seinem Brunnen, Margloffstein und den schönen Kranz von Hügeln, wie er von da bis Erlangen fortläuft. Uttenreuth mit seinem Brunnen und der schöne nordwestliche Bergrücken über Erlangen sind liebliche Auszeichnungen in der weiten sandigen Ebne, der indessen Nikolai mit Unrecht ein: en patria tellus! zuruft; denn nirgends in der Mark sieht man solche Fruchtbarkeit. Uttenreuth liegt östlich unter Margloffstein in einer an-

muthigen Ebne. Der Brunnen ist mit Tannenwald und näher mit gepflanzten Pappeln eingefaßt, und hat vor sich einen murmelnden Bach und schöne Wiesen, und weiterhin Kornfeld und Gebirg in der Ferne. Es ist eine gar freundliche Gegend, und wundert nicht, daß die schönen Erlangerinnen sich oft dahin ergehen, ein Schälchen Kaffee schlürfen und dann mit ihren Herzensverwandten sich ins anmuthige Gebüsch vertiefen. Von hier liegt Marglofstein nördlich. Wir bestiegen gleich die Spitze des Schlosses, wo sich uns eine fröhliche Aussicht aufthat. Oestlich schimmern dunkle Berge und Neuberg mit seinen Thürmen, nördlich die Gebirge der Pfalz und Schloß Rothenstein; südlich liegt die Ebene von Erlangen mit der Stadt, den prächtigen Dörfern und dem blauen Faden der Rednitz in seinen üppigen Wiesen. Auf diesen Augen- und Seelenschmauß, glitt der Kern der schönen Jägerin desto glatter die Kehle hinunter. Von hier ging es auf das anmuthige Atlitz, das selbst ein schöner Garten in einem Garten zu liegen scheint. Hier wurden während eines zweystündigen Regens Kirschen gegessen, und so ging es immer den Berg entlang, wieder näher nach Erlangen. Das Wetter ward nach den Regen freundlich, die Abendsonne schimmerte durch die Bäume, und mahlte tausend Perlen auf Zweige und Blätter. So schlenderten wir fort bis zu des Edlen von Bürette

verfenden Atzelsberg. Dies freundliche Gütchen, eben auf dem schönsten Theil des Berges, ward uns schon lieb durch die wunderschöne Promenade dahin, die wechselnd die schönsten Aussichten zeigte; noch mehr entzückte es uns durch seine eigne Lage; denn sein Aeußeres entspricht nicht der schönen Natur umher. Wir setzten uns, mit Kern und Kirschen versehen, auf die westliche Mauer, und sahen weit in die reizende westliche Ebene hinab, die im Schimmer des Abends vor uns lag. Baiersdorf im Vorgrunde mit den Trümmern von Scharfeneck, weiter hinten Forchheim mit den Bergen im Hintergrunde; hie und da schimmerte die Rednitz blau durch die braunen und grünen Gefilde. Nördlich und östlich schloß sich das Thal mit der Lehne von Bergen, zwischen denen der Weg nach Streitberg führt. Meine Gesellen zeigten mir, wie die Kaiserlichen unter Wartensleben an dem nordöstlichen Berghang, und die Neufranken an dem südwestlichen bey Forchheim standen, bis endlich die Letzten die Ersten zum Rückzug nöthigten. Damals spazierte aus Erlangen alles fleißig auf diese Berge, um das Plänkeln und Scharmützeln der Vorposten zu sehen. Späterhin standen die Franzosen einige Tage diesseits des Berges, wo wir saßen, unter den Mauern von Erlangen. Ihre Armee soll ein ganz disorganisirtes und zerlumptes Ansehen gehabt haben. Zum Theil ohne Kleider und Schuh, in

allerleyfarbige Lumpen und Lappen gehüllt: ohne die geringsten Gezelte, aber mit guten Waffen versehen, gingen sie mit einer Frohherzigkeit und Gewandheit in die Schlacht, wie man in einen muntern Tanz hineinspringt. Beute zu machen haben sie verstanden, und die Dukaten und Laubthaler auf die schlaueste Art herauszuklauben gewußt; selbst aus den Finsternissen der Erde und aus Baumstämmen und Mauern, denen die Angst sie anvertrauet hatte. So viel Silber haben einige geschleppt, daß sie, um leichter zu tragen, für 6 Laubthaler den Louisd'or eingewechselt haben. Ein sonderbarer Kontrast ist es gewesen, wie sie die geplünderten Kleider angethan, oder aus geplünderten Zeugen sich deren gemacht haben. Wämser von Bettdecken, alte Ueberröcke, Bauerkittel, Weiberröcke, alles hat man in seltsamer Vermischung neben einander gesehen. Sie hatten eine erstaunliche Menge Juden bey sich. Ihre Flucht nach der Schlacht bey Neumark war schnell, wie ihr Verdringen. Nun aber rächten sich die bambergischen und würzburgischen Bauern fürchterlich. Mit kannibalischer Wuth haben sie ganze Korps zusammengemetzelt, und mit ihrer Art Waffen grausam getödtet. Sogar in die Höhlen hat man einige hinabgestürzt. So sind unmenschliche und viehische Scheußlichkeiten unmenschlich bezahlt worden.

Erlangen.

Zerfällt in zwey Hälften, in Alt- und Neu-Erlangen. Alt-Erlangen iſt eigentlich neuer, als Neu-Erlangen, denn die ganze Altſtadt brannte im Anfange dieſes Jahrhunderts ab, wurde aber leider eben ſo krum und ſchief wieder aufgebaut, als ſie vorher geweſen war: vermuthlich weil man über die Plätze ſich nicht vergleichen konnte, wenn alles hätte zierlich und grade werden ſollen. Die Neuſtadt ward 1686 von dem Markgrafen Chriſtian Ernſt erbauet, und führt auch den Namen Chriſtian-Erlang, mit welchem die ganze Stadt zuweilen benannt iſt. Dieſe Neuſtadt hat recht hübſche, breite und grade Gaſſen, einen ſchönen Marktplatz und niedliche Kirchen. In ihr liegt auch das fürſtliche Schloß am Markte, welches die verwittwete Markgräfin bewohnt. Die Häuſer in beyden Städten ſind ſelten über drey Stock hoch, haben aber faſt alle ein freundliches Anſehen. Sie ſind meiſt aus gehauenem Sandſtein aufgeführt. Jede Stadt hat ihre eigne Kirche, ferner giebt es hier noch eine katholiſche und eine deutſch- und franzöſiſchreformirte. Das Komödienhaus, trotz ſeines wenig verſprechenden Aeußern, iſt ganz hübſch eingerichtet; das Univerſitätsgebäude und die Reitbahn könnten beſſer ſeyn. Neu-Erlangen iſt ein vollkommenes Viereck mit ſchönen Mauern aus gehauenen Steinen

eingeschlossen. Es ist in einem weiten Plane angelegt, aber noch lange nicht ausgebaut, und mag es auch wohl nie werden. Viele Plätze liegen Wüste und werden zu Bauplätzen gebraucht, andre sind mit Kohlstecken und zu Gärten eingerichtet, besonders nach der nordöstlichen Seite und dem Schloßgarten hin. Die Neustadt hat ein hübsches Vorstädtchen an der Nürnberger Chaussee, die Altstadt an der Streitberger, durch welche in seichten Ufern die Schwabach fließet, die nicht weit davon in der Rednitz ihren Tod findet. Die Rednitz fließt nahe an der Stadt südwestlich durch schöne Wiesen und Fluren hin, und macht hier zum Theil eine Gränze mit Bamberg. Die Stadt liegt in einer sandigen Ebene, die doch sehr fruchtbar und wohl bebaut ist. Diese Ebene läuft südöstlich und südwestlich mit ihren schönen Dörfern fort: die Rednitz durchströmt sie, und wechselnd hemmen Wälder die Aussicht. Im Nordosten aber liegt nahe an der Stadt ein schöner Bergrücken, oder lieber eine Hügelgruppe, welche östlich weiter zurücktritt. Von der Stadt aus sieht der Berg über dem Schießplatz mit seinen Gärten und Pflanzungen wie eine Nebenpflanzung aus: weiter decken ihn Tannen und Eichen. Diese Berge enthalten die reizenden Gegenden, die ich oben beschrieben habe, von Margloffstein bis Atzelsberg. Gleich hinter den Gärten und den Schießplatz ist die sogenannte So-

[illegible], eine hurtliche Anhöhe jenseits, wo Sitze aus Steinen und Rasen aufgeführt sind; von denen man einer trefflichen Aussicht genießt, die der von Atzelsberg nichts nachgiebt. Der Schießplatz selbst ist sehr angenehm, besonders durch seine hundertjährigen Eichen, die man schwerlich mächtiger und ehrwürdiger findet. Auf diesem Schießplatze findet man fast täglich kleine Gesellschaften, wenigstens Spaziergänger, aber besonders ist dort lebendiges Leben, die Sonnabende Nachmittags von drey, vier Uhr bis Abends. Dann findet man dort Gesellschaft alles Alters und Geschlechts, Professoren, Studenten und die übrigen Honoratioren mit ihren Söhnen und Töchtern, welche Kaffee, Wein, Bier und andre Erfrischungen genießen, und sich fröhlich unter einander herumtreiben. Lebendigeres Grün, ein schöneres Rückengeländer, als das der freundlichen Hügel, und ehrwürdigern Schatten, als den der Eichen, kann man sich gar nicht denken. Von hier hat man einen kleinen anmuthigen Spaziergang zu Wels Garten. Dieser Garten, der im Kleinen wirklich viel Lustiges und Niedliches hat, und einen schönen Hinabblick auf die Stadt gewährt, gehört einem Privatmann, dem kayserlichen Postmeister Wels. Dieser wackre Mann, ein Freund des Schönen und Guten, hat zu seiner und seiner Mitmenschen Freude, mit bewundernswürdiger Geduld und Aufwand diesen Garten angelegt,

über den mancher spottet, weil er gleichsam ein Duodezformat eines englischen Gartens ist; denn er hat Grotten, Gezelte, Tempelchen, Häuschen, sogar ein kleines Wasserbecken, (worin ein Paar Esel das Wasser schleppen müssen,) Blumenbeete, Alleen und Labyrinthe. Aber man sollte doch nie über die uneigennützige Güte spotten. Er steht, ausser am Mittwoch einen jeden offen, und man findet die Nachmittage fast immer Gesellschaft darin. Auch eine Lesegesellschaft hält der Besitzer, woraus man unentgeldlich Bücher bekommen kann; und obgleich ihm manches Buch entwendet, und manche seiner schönsten Blumen zerbrochen wird, so schließt er doch sein menschenfreundliches Herz nicht zu.

Wer also in Erlangen das frohe ländliche Leben und seine Freuden sucht, der kann es leicht haben. Selbst mitten in der Stadt, in dem geräumigen Schloßgarten, weht einem schon ein ländlicher Geist an, obgleich sein Geschmack noch zu französisch und alles mit Verschneidungen und Schnörkeleyen überladen ist. Indessen sollte ihn doch seine Nähe, seine schattigen Alleen und kühlen Lauben fleißiger von den Erlangern besuchen machen, als es geschieht. Seine Lage ist durchaus flach und sein Grund Sand. Nur gegen die äussere Landmauer hin hat er eine ganz hübsche Erhöhung, mit einem offenen Häuschen, von wo man

eine ziemliche Aussicht auf das Feld und auf die Berge hat, und den Garten selbst mit seinen Spazierenden besser übersehen kann. In dem mittlern größern Gange sind mehrere Springbrunnen und die Statue eines Markgrafen zu Pferde, nach dem Muster der ehernen in Berlin; doch ist sie nur schlecht und aus groben Stein gearbeitet. Der Springbrunnen ist ein rechter Repräsentant der neueren Kunst, die nur zu oft, wenn sie recht ehrbar und handgreiflich seyn will, lächerlich und Karrikatur wird. Oben auf der Spitze der Gruppe thront der Markgraf in seiner Allongenperrücke mit mehreren mythologischen und allegorischen Personen umher, welche den unten stehenden in die offnen Mäuler und Hände Wasser gießen. Diese Untern nun stellen französische Refugies vor, (deren viele in Erlangen aufgenommen wurden und die Neustadt mit anbauten,) die in ihren altfränkischen Kleidungen und Haarputz gar fein auf einen Springbrunnen stehn. Man führe nur einen, der seinen Sinn für Schönheit an den ewigen Mustern der Griechen und Römer genährt hat, zu den Perrücken, Zöpfen, Haarbeuteln und Kleidern mit langen Schössen und hängenden Aermeln, und er wird gewiß eben so sehr vor Aerger, als Ergötzung lachen. Die Deutung des Ganzen und besonders der aufgerissenen Mäuler, die gefüllt werden, ist sehr leicht, wenn man es wie bey den dummen

Räthſeln macht. Am Schloſſe links und rechts am Eingange ſind zwey Pavillons. Den linken bewohnt die alte Markgräfin zuweilen und hält dort Mittags- und Abendmahlzeiten.

Die Stadt ſoll an die 9000 Einwohner haben. Die meiſten ſind Fabrikanten in Baumwolle und Wolle. Die im vorigen Jahrhunderte hier aufgenommenen franzöſiſchen Flüchtlinge, haben Induſtrie hieher gebracht und die Stadt anſehnlich vergrößern helfen. Dieſe ſind durch die Zeit und durch Verbindungen mit deutſchen Familien ſehr germaniſirt, wiewohl unter ihnen noch immer die Sprache der Väter herrſcht, die ſie denn auch geſonntäglich in der franzöſiſchen Kirche hören können. Aber es geht den Erlangern, wie den meiſten Fabrikſtädten Teutſchlands, daß ſie nicht reich ſind, wiewohl auch von Armuth eben keine Spuren ſind. Die Leutchen haben ein fideles und munteres Aeuſſere und viel Lebhaftigkeit; man findet manche hübſche Weibesgeſichter, beſonders unter den ſogenannten Bürgern, welche hierin hier, wie in den meiſten Städten, ein Monopol zu haben ſcheinen. Dieſe Dinger kleiden ſich auch ganz niedlich und man ſieht ſelten mehr ein Zipfeltuch um den Kopf. Die Art des geſelligen Lebens ſcheint hier übrigens, wie in Thüringen zu ſeyn, und an Sonn- und Feſttagen wandert jeder, der es irgend durchſetzen kann, zu Tanz, Bier, Kirchmeß,

Bar frischen Würstschmauß oder Hammelbraten zu Dorf, und thut sich für die sauren Wochentage gütlich. Honoratioren giebt es, außer den Beamten und Professoren, äußerst wenige, da keine Kaufleute von Bedeutung hier wohnen. Einige kommen durch den Hofstaat der Markgräfin hinzu, der aber nicht groß ist. Die Geselligkeit soll trotz der allgemeinen Fidelität und Bonhomie doch lahm seyn unter den bessern. Zum Theil vielleicht trägt die sehr kargs Besoldung der jüngern Professoren wohl dazu bey, und doch, wenn auch alles in Fülle wäre, die nordische Hospitalität und Lebensweise liegt lange hinter mir. Juden wohnen hier nicht, oder höchstens einige; desto dicker aber sind sie in Bayersdorf und andere benachbarten Ortschaften ausgesäet, von wo sie täglich zum Schacher und Betrügen der bedrängten Bürschenwelt in Menge hereinkommen; diese fassen sie gewöhnlich dann mit sichern Klauen und rupfen sie, so lange noch ein Haar daran ist. Es ist unglaublich, wie weit sie darin die Industrie treiben, und wie sie von allem, was das Vermögen und die ganze Lage ihres Kundmanns betrift, sich zu unterrichten wissen. Sie lassen die Wechsel theils auf die spätern vollbürtigen Jahre voraus datiren, und wissen es immer so zu machen durch Abzug und Waaren, die sie ihnen für baares Geld hoch anrechnen, daß sie sogleich nur die Hälfte von dem zahlen, worüber

sie

ſie das recepiſſe empfangen. Und doch bey alle dem kann ſo ein hungriges und oft hungerndes Thier einen jammern, wenn es zerklümpt mit einem Beutel voll Hadern und Lumpen auf den Schultern einherſchleppen geht. „Wir wollen doch auch leben“ iſt ihre Entſchuldigung, gegen die ſich freylich wenig einwenden läßt.

Der Ton ſcheint hier übrigens unter der beſſern und gebildetern Klaſſe frey und ungezwungen: ich habe in dieſer Hinſicht Erlangen lange vor meiner Ankunft rühmen hören, und es freut mich, dieß durch Erfahrung beſtätigen zu können. Im Sommer ſpricht ſich die feine Welt ſehr oft im Welſiſchen Garten und auf dem Schießplatze, ſtößt auch auf den gemeinſchaftlichen Tummelplätzen des Vergnügens, den Dörferi, zuſammen. Im Winter giebt es häufigere Bälle, als im Sommer, auch Konzerte und einen Klub, von dem aber die alte Klage geht, daß ſein weſentlicher Beſtandtheil Spiel ſey, und daß man der jüngern, frohern und freyern Welt ihren Jubel und Spas nicht recht erlaube, weil das natürlich die Andacht ſtöre. Die übertriebene Veneration des Amts und Regiments, die auf der Stirn jedes kleinſten Officianten am hellſten zu leuchten pflegt, habe ich hier weniger bemerkt, als an den meiſten Orten, beſonders denen, die unter den Flügeln des ſchwarzen Adlers ſtehen. Doch das wird ſchon kom-

mehr; der Subordinationsgeist liegt im preußischen System.

Die Lage der Stadt ist ihr sehr vortheilhaft, weil sie eine große Durchfahrt auf Nürnberg und Regensburg giebt. Es ist erstaunlich, was an Kärnern und Fuhrleuten hier täglich durchfährt und Halt macht; auch andre Fremde giebt es hier fast täglich. Dieß muß die Ursache davon seyn, daß fast die Hälfte aller Häuser die Schenkgerechtigkeit haben, wenigstens zählt man an 300, obgleich nicht alle dieses Recht ausüben. Der erste Gasthof in Rücksicht auf Eleganz und Ordnung ist der von Toussaint im Wallfisch am Holzmarkt. Es ist da wirklich eine so nette table d'hôte und ein so anständiger und freyer Ton, als man in wenig Städten findet. Wer bey ihm ißt, hat auch den Vortheil, fast täglich neue Gesellschaft zu sehen, manche interessante Bekanntschaft zu machen und fast immer sein Brod mit Freuden zu essen und seinen Wein mit gutem Muthe zu trinken. Für viele der Studenten ist dieß natürlich eine gute Schule, sich unter allerley Welt finden und fassen zu lernen, und auf eine gute und leichte Art den Anstrich des Lebens, und manche Erfahrungen sich an- und einschmieren zu lassen. Da sitzt alles ohne Grandezza und Auszeichnung unter einander: der Graf bey dem Amtsschreiber und der Bursche bey seinem dreymal gekrönten Lehrer. Jeder gilt, was er gelten kann,

oder will. Kein Zwang von oben, er ſey denn Naturdruck, hält Kopf und Mund verſchloſſen, und Geſpräch und Urtheil gehen frey durch den Mund der Männer.

Der Boden um die Stadt iſt meiſt heller Sand, aber nicht von der ſchlechteſten Art. Dieſer hier nemlich verträgt den beſten Anbau, und iſt jezt mit Früchten und Getreide aller Art reichlich bedeckt. Man findet noch immer die fränkiſchen ſchmalen Rücken gepflügt, welche ich mit kleinen Veränderungen durch das Nürnbergiſche und Oberpfälziſche bis nach Regensburg hin bemerkt habe. Außer den gewöhnlichen Getraidearten bauet man in der Gegend hier und um Nürnberg viel Taback, der im Sande trefflich fortſchießt; auch ſieht man hie und da in kleinen Quadraten Hopfenpflanzungen und ganze Feldrücken mit der ſogenannten Weberdiſtel. Die Dörfer hier herum ſind meiſtens zierlich gebaut, und einige mit Ziegeln, andre mit Schindeln gedeckt; im Wieſenbau beobachtet man die alte Aufmerkſamkeit, und, wo ſie nur irgend anzubringen ſind, ſtöhnen die Schöpfräder. Obſtbau wird ſehr aufmerkſam getrieben, und an allen Anhöhen, in Wäldern und auf Wieſen findet man Kirſchen, Pflaumen, Wallnüſſe und andre Früchte.

Die Univerſität iſt noch nicht viel über 50 Jahre alt, und gewöhnlich ſehr unbedeutend gewe-

sen. Freylich gehört sie nicht zu den reich dotirten, und kann wegen der kargen Besoldungen und des Mangels einer ansehnlichen Bibliothek und anderer Anstalten, nicht mit den ersten protestantischen Universitäten wetteifern. Indessen hat sie seit einigen Jahren, seitdem sie unter dem preußischen Scepter steht, sehr zugenommen, und manche der zahlreichen Unterthanen dieser Monarchie, die sonst Halle und Frankfurt besuchten, ziehen nun das anmuthigere und freundlichere Erlangen vor. Man zählt jetzt beynahe 400 Studenten, von welchen denn doch die meisten Eingebohrne und Franken sind. In Rücksicht des Tons und Zuschnitts ist es hier, wie auf vielen andern Universitäten Teutschlands; doch möchten die Abschnitte und Kontraste hier leicht greller und vorschimmernder seyn, weil die Menge so groß nicht ist, und bey einer kleinern Zahl mancher eher den Kitzel fühlt, sich durch Renommiren und Sonderbarkeiten auszuzeichnen. Ich habe hier solche Renommisten gesehen, wirklich mit recht goliathischer Stirn und Knochen, mit fürchterlichen Hüthen mit Kordons, mit pfundschweren Sporen, deren Räder immer gegen einander aufrasseln mußten, und welche die Herren mit einem gewissen Avec zusammenzuschlagen wissen, daß es sich ausnimmt. Dabey sieht man Hosen und Jacken mit bunten allfarbigen Streifen besetzt, inwendig mit Leder ausgenäht, und wie

Ueberhosen, Knopf an Knopf, über die Stiefeln bis unten hinab zugeknöpfet. Welch ein Schritt und welche Miene dazu gehöre, läßt sich leicht denken. Ein Glück ist es noch, daß die Löwenhaut meist ein sehr sanftmüthiges Thier bedeckt. Dieß gilt nur von einigen, die meisten gehen anständig und elegant gekleidet, ohne daß man das Kleinliche und Stutzerige mancher Universitäten Teutschlands bemerkt, welches Müßiggänger und Schuldenmacher erzeugt, und für den Karakter oft weit schlimmere Folgen hat, als jenes herkulische Aeußere, weil es endlich allen Karakter aufhebt. Im Ganzen also kann die Erlanger Welt sich ihrer Sitten und Studenten rühmen, so selten sind Händel, Skandale und Excesse. Den ächten fidelen Ton freylich, der sonst die Jugend so leicht und so gern vereinigt, sucht man auch hier vergebens, und merkt es den verschiedenen Haufen und Gruppen, welche sich an einem Versammlungsorte sogleich bilden, bald an, daß es Partheyungen und Gesellschaften giebt, die sich natürlich zu einander halten, und alles Fremdartige von sich absondern.

Nürnberg.

Der Weg von Erlangen nach Nürnberg, der zwey kleine Meilen beträgt, geht auf einer schönen Chaussee immer durch ebnes und sandiges Land, welches links und rechts schöne Wälder

kränzen. Aber trotz dem Sande ist der Boden trefflich bebauet und äusserst fruchtbar, und man sieht allenthalben gutes Getraide, Taback, Weberdisteln und wechselnd Hopfenplätze. Schönere ziegelgedeckte und freundlichere Dörfer sah ich noch nicht, und diese wenigstens sind für das alte Nürnberger Regiment kein Vorwurf. Wir sahen links Kraftshof liegen, welches den Blumenorden an der Pegnitz gehört, und weiterhin zeigte man den Pegnitzwald, wo in dem labyrinthischen Gehäge die Sänger und Sängerinnen dieses berühmten Ordens sich zuweilen ergehen, und die poetische Ader begeistern. Es soll da wirklich ein Athem der Begeisterung wehen; schade, daß er nicht durch die dicke Haut dringen kann. Indessen werden doch die ausgegangenen Stellen sogleich wieder besetzt, damit Apoll, wenn er einmal wieder mit seinen Neunen auf das Hanssachsische Nürnberg herabkömmt, wisse, woran er sich zu halten habe.

Nürnberg selbst hat, wenn man des Weges von Erlangen einfährt, ein groſses Ansehen, wenn sie mit ihrer Burg, ihren Kirchen- und Thorthürmen, ihren Gartenhäusern und Vorstädtezierrathen in ihrer ganzen Weite vor dem Auge da liegt, und dieser Eindruck wird nicht getäuscht, wenn man einfährt; alles wimmelt da und lebt und webt, und die Häuser drängen sich an einander in die Wolken empor, als könnten sie sonst die Menschen

nicht faſſen, welche Fleiß und Thätigkeit darin zuſammengehäuft haben. Aber dieſer erſte Eindruck iſt bald ausgelöſcht, wenn man mehrere Tage in der Stadt herumgewandert iſt, und die Dinge und Menſchen etwas ſchärfer aufs Korn gefaßt hat. Da ruft man mit einem wehmüthigen Gefühle aus: fuit Ilium fuimus Troes! Die hohen Mauern und Thürme ſind denn freylich immer noch da, als Zeugen der ehemaligen Herrlichkeit, wovon viele andre Werke und Anlagen zeugen. Die Stadt mit ihren Vorſtädten gehört unſtreitig zu den größten Städten Teutſchlands, und hat um ihre Ringmauern, mit Ausſchluß der Vorſtädte, wenigſtens anderthalb Stunden im Umkreiſe. Ihre Mauern und Gräben, die gewaltigen Zwinger ſchräge gegen die Thore, die Kirchen und das Rathhaus, die Springbrunnen und Waſſerleitungen, ſelbſt ihre gekünſtelten, aber doch koſtbaren Werke der Kunſt ſind Beweiſe, welches Blüthenalters ſie einſt genoſſen haben muß. Jetzt iſt das freylich alles anders. Bis über die Ohren in Schulden, durch ſchlechte Wirthſchaft und Verfaſſung lange mit ihren Patriciern in Prozeſſe verwickelt, ſind ſie nun noch mehr in die Klemme gekommen durch den König von Preußen, der ſeine Soldaten bis an die Thore der Stadt hat rücken, und unter dem Namen des Burggrafthums von Nürnberg, als Oberlandsherr, alle ihre Dörfer und Vorſtädte hat beſetzen laſſen,

mit Ausnahme einiger Aemter, welche Bayern gefallen haben. Die Stadt selbst ist nach alter Art krumm und schief gebaut, und meistens mit engen Gassen. Alle Häuser, auch die neuen, haben etwas Schwerfälliges und beleidigen durch die Erker und vielen Schnörkel das Auge. In den lebhaften Gegenden der Stadt sind sie meistens auch zu fünf Stock hinaufgebaut. Dagegen findet man nach den östlichen und südlichen Mauern hinaus ganz erbärmliche Hütten und Schmutzwinkel, und öde und menschenleere Plätze. Daß ehedem viel Mahlerey und Geschmack an heiligen und bunten Geschichten in Nürnberg gewesen ist, das beweisen die Vorderseiten mancher Häuser, wo aus der Legende ganze Geschichten, seltener aus der profanen Mythologie, zum besten gegeben sind, mit gar zierlichen Inschriften. Dieses einfältige Geklexe entstellt auch oft ganz gute Häuser. Ich habe es schon gesagt, daß die mächtigen Zwinger innerhalb der Stadt vor den Thoren, und die Thürme der Kirchen ihr ein großes Ansehen geben; aber alles dieses verliert sich drinnen, weil man meistens wie in einem Kessel ist, und keine Aussicht über das Ganze genießen kann. Die öffentlichen Plätze sind für so eine Stadt meistens arm und enge, und die besten Gebäude zu sehr umbaut. Mitten durch die Stadt fließt die Pegnitz, worüber mehrere Brücken laufen, und die zu Mühlen und zum Umtriebe einiger Gewerke und

Fabriken gute Gelegenheit giebt. Sie wendet ſich nachher mehr weſtlich, bildet vor der Stadt ſchöne Wieſen und manche hübſche Parthieen, und fällt etwa dreyviertel Meilen davon hinter Fürth in die Rednitz. Ein tiefer doppelter Graben umgiebt die Stadt, jetzt zu Gärten und an einigen Stellen ſelbſt zur Weide umgeſchaffen; denn Kühe graſeten darin. Die Vorſtadt Wöhrd, öſtlich vor der Stadt, könnte man allein ſchon ein Städtchen nennen; auch weſtlich und ſüdlich hat ſie noch ganz hübſche Gärten und Gartenhäuſer, wo alles ſich verluſtiget. Um dieſe Vorſtädte läuft ein großer Wall, der gleichſam die Auſſenwerke der Stadt macht, nie aber zur Feſte gedient haben kann, wahrſcheinlich ein Werk des dreyßigjährigen Krieges.

Das Nürnberger Gebiet war ſonſt eines der größten in Teutſchland für eine Reichsſtadt. Aber es ward doch ſo übel regiert und verwaltet; die Patricier hatten ſo viele Güter und Exemtionen darin, und es gab ſo manche andre Verſchuldungen einer ſchlechten Verwaltung, daß die Stadt immer mehr zerrüttet und verſchuldet worden iſt. Nun hat vollends der neue Markgraf von Anſpach und Baireuth ſeine Rechte als Burggraf geltend zu machen gewußt, und alſo ihnen ihre Einkünfte noch mehr beſchnitten, weil die Oberherrlichkeit ſo eines Mächtigen immer ein eignes Ding iſt, wenn auch die Güter, wie es natürlich iſt, als

Privateigenthum den Nürnbergern bleiben. Die iura regalia und was daraus in Nürnbergs Kasse floß, oder fließen sollte, sind doch einmal verloren. Daß übrigens das Nürnberger Joch ein sanftes seyn mußte, davon zeugen die Dörfer um die Stadt und auf dem Stadtgebiete, die so elegant und nett, wie Städte gebauet sind. Das schönste Getraide wächst auf dieser Sandebene, Taback und Hopfen in Menge, und man findet nicht leicht schöneres Vieh, als um Nürnberg und Erlangen, so daß man oft versucht wird, an Holsteiner und Schweitzerkühe zu denken. Von der Sorgfalt und Pflege, welche diesen Thieren zukommen, zeugen die zierlichen Halsbänder und Glocken, die alle nubilis aetatis um den Hals tragen.

Das Land um die Stadt ist flach und sandig und also wenig für das Vergnügen gemacht. Doch hat der Adel hübsche Landsitze auf mehrere Meilen um die Stadt, und in den Waldungen an den Ufern der Pegnitz sollen ganz feine Plätzchen und Gegenden zur Belustigung seyn. Tannenwälder sperren fast allenthalben die Aussicht in größerer, oder geringerer Entfernung. In dem nächsten südöstlich von der Stadt, an der regensburger und bairischen Straße rechts, liegt mitten im Walde der Dutzendbrunn. Hier ist ein großer, runder See mit dunkeln Tannen und dürren Riedgrase rund umwachsen. Man macht Spazierfahrten darauf in

einem lächerlich gebautem flachen Boote, fischt auch zuweilen darin. Vorn an diesem See nun hat man ein großes Gasthaus mit mehreren kleinen Nebengebäuden angelegt, nebst Garten und Promenaden in den Wald hinein, zum Theil an fließenden Wassern recht allerliebst. Hier sind allerley Erfrischungen und Essen zu haben, und alle Tage, besonders Mittwochs und Sonnabends, ist Menschengewimmel da, und gewöhnlich auch Musik, und oft großer und feuriger Tanz. Ich habe dort einige fidele Nachmittage gehabt, und mich der Geselligkeit und Freundlichkeit der guten Nürnberger gefreut. Auch unter den schönen Linden an den Ufern der Pegnitz und am Schießplatze, giebt es recht anmuthige Spaziergänge, und in den schönen Gärten und Gartenhäusern an dieser Seite vor der Stadt, sind für einen großen Theil der Nürnberger angenehme Tummelplätze des Vergnügens. Doch gefällt mir die Gegend auſſer der Stadt zwischen der Burg, und Wöhrd noch fast besser, und auch da sind allerliebste Gefilde und Baumpflanzungen.

Einen Nachmittag machte ich einen kleinen Absprung von Nürnberg nach Fürth, eben als die kleine preußische Armee von 6 bis 7000 Mann ihr Lager vor der Stadt zum Generalexercice aufgeschlagen hatte. Das Städtchen war an dem Tage wegen der vielen Fremden auſſerordentlich lebhaft,

und das Gewimmel so groß, daß kaum unter zu kommen war. Fürth ist eine offene Stadt, wie ein Dorf, in tiefem Sande gelegen, und in den stumpfen Winkel hineingebaut, den die Pegnitz und Rednitz hier bey ihrer Vereinigung bilden. Sie hat einige sehr gerade, breite und hübsche Gassen, aber die andern haben ein desto unangenehmeres und widrigeres Ansehen und sind schmutzig, welches vielleicht eine Folge von den vielen Kindern Israel ist, die hier in großer Menge wohnen. Die Häuser sind meistens von dem gelblicht weissen Sandstein gebaut, wie die Erlanger, und, wie diese, meistens zwey, drey Stock hoch. Die Stadt ist bloß Fabrikstadt und ein Ableger von Nürnberg, denn mit dessen Sinken hat diese angefangen zu steigen, und soll sich noch immer aus Nürnberg rekrutiren. Ueber die vielen Juden klagt man bitter, sie könnten, dünkt mich, ehe über die Christen klagen. Ey, mer wolle doch läben: ist in ihrem, wie in jedes Menschen Munde eine sehr gültige Entschuldigung. Wann wird man endlich einsehen, daß es Rechte für alle Lebendigen giebt, gemeinschaftlich, wie Wasser und Luft? Was soll der Jude thun? Soll er verhungern, oder betrügen? Denn diese fürchterliche Alternative hat er meistens nur. Die Stadt ist nicht groß, soll aber sehr volkreich seyn. Von dem heutigen Gewimmel darf man eben keinen Schluß machen; auch ist in

einer Fabrikſtadt ein groſses Getümmel, wie an einem Handelsorte. Hier an den Thoren von Fürth hatte mein ſchwarzer Kopf die Ehre von einem alten Soldaten für einen jüdiſchen genommen zu werden. Er begegnete mir, trat mit ſeinem Gewehre traulich herzu und rief: Na geb' Er mir ein Paar Kreuzer, ich ſoll die Hebräer hier hüten. Dieſs Wort war das Schiboleth, das ihn verrieth: bald ſprachen wir platt mit einander, und brachten es heraus, daſs wir Landsleute waren. Er ward ſo herzlich und geſchwätzig, und fing ſo lang und breit von ſeinen Kriegsthaten aus dem ſiebenjährigen Kriege zu erzählen an, daſs ich, ſo ſüſs auch die Sprache des Vaterlandes klang, ihn endlich nur mit einigen Grobſchen abfertigen muſste. O was iſt die Sprache für ein Band der Menſchen! und der ſollte nicht der härteſte und grauſamſte ſeyn, der einem Volke dieſe raubt? Es giebt keine Gränzen der Natur, als die ihrigen.

Auch ein Schauſpiel war wieder in Nürnberg. Die Truppe, die hier ſpielte, ſteht eigentlich in Augsburg, und heiſst auch die Augsburger, oder Fuggerſche Truppe. Sie iſt gewöhnlich einige Sommermonate in Nürnberg. Die Schauſpieler waren ſo ſo, aber für das Publikum denn doch offenbar noch viel zu gut, und ſelbſt die plumpen Schikanederſchen und Kaſperleiſchen Sachen, die ſie gewöhnlich ſpielten, noch zu fein. Denn hatte

die blinde Taube auch wirklich mal ein Erbschen gefunden, und war was Leidliches an Laune und Wendung im Stücke, so wußte das keiner nachzufinden, aber Ochs und Esel und was sich in den Wiener Stücken, Schlüpfriges und Plattes findet, das drang durch die dicke Haut ans Herz, und Lachen und Klatschen aus allen Fäusten und Backen belohnte den Verfasser und die Spieler. Zuweilen ärgerte es mich, aber im Ganzen war es belustigend, doch wünschte ich dabey, sie möchten ihres alten Schuhmachers Fastnachtspiele doch mal wieder hervorsuchen, da ist doch noch Witz und Styl darinnen. O es ist eine gar gutherzige Nation die süddeutsche! Ich meyne es wahrlich nicht im schlimmen Sinn. Ich glaube wirklich, sie lachen und und klatschen oft, weil sie meynen, es müsse so seyn, oder aus bloßer Gefälligkeit. Daß übrigens die jungen Patricier, die hier wie die Kalekuttischen Hähne herumstrotzen, auch im Schauspiel den Ton angeben, versteht sich natürlich. Die meisten sind verdorbene Stutzer mit hochfrisirten Häuptern und Brillen. Man kennt sie an dem Wörtchen Ihr Gnaden und an der hohen Stirn und Selbstgenügsamkeit, die sich unter den übrigen gutmüthigen und harmlosen Gesichtern Nürnbergs gar seltsam ausnimmt.

Die Burg, wornach der König von Preußen sich nicht umsonst auf allen Pfosten und Thüren

benennt, und die ehedem Kayſer und ſpäter die kleinen Burggrafen von Hohenzollern bewohnt haben, iſt eine erhabene Gegend an der Nordweſtſeite der Stadt, die man hoch über die ganze Stadt ragen ſieht. Sie ſtößt hart an die Mauer an, und trägt noch die alten Burggebäude, worin einer der Erſten des Raths wohnen ſoll, gewöhnlich aber ein Kaſtellan hauſet. Man geht ſchon vom Rathhauſe an ſanft und endlich ziemlich ſteil bergan, und wandelt längſt der Mauer einen krummen Pfad in die Thüre ein. Als Gebäude hat die Burg gar keinen Werth, wohl aber, wenn man an die Zeiten denkt, wo die alten Beherrſcher Germaniens hier zum Theil ärmlich und doch groß gewohnt haben. Man zeigt einem drinnen die Zimmer der Majeſtät. Beſonders aber die Gemächer, welche man die der Kayſerin nennt, ſprechen ſchlecht für die Galanterie und Ritterlichkeit des Mittelalters, womit man nun in allen Legenden und Romanen ſpuckt. Die Damen müſſen damals ſehr leicht zufrieden geweſen ſeyn, oder ein Lug ins Land, dem man hier freylich leicht und ſchön hat, und der für unſre empfindſame Leſewelt was Ueberaußes iſt, wie man hier ſpricht, hat ihnen genügt mit den Schönheiten der weit ausgebreiteten Welt, die ſie unter ſich liegen ſahen. Man zeigt da ſonſten noch alten Plunder und Raritäten, alte Bilder und Gemählde, die meiſten ſchlecht,

Staatsactionen und Staatsperrücken. Man nannte bey einigen den Namen Albert Dürer; das ist immer möglich; konnte man sie doch vor Dunkelheit und Entfernung nicht recht sehen. Mir gefiel denn auch mit den alten Kayserinnen nichts besser, als die Aussicht von der Burg. So die ganze Stadt mit ihren Thürmen und Zinnen unter sich zu sehen, die doch wirklich von Ferne eine sehr schöne Stadt ist, dann die weiten Gefilde mit den rothen und schimmernden Dörfern, Fürth und einige Burgen und Schlösser weithin in der Oberpfalz; es ist doch was Großes und Erhabenes. Der Geist des deutschen Volkes und seiner Edlen war doch ein großer, kühner und stiller. Sollte er nicht mal wieder erwachen? Man zeigt hier in den Steinen der Mauer Rosseshufen. Das sind Hufschläge des Rosses des Erzritters und Zauberers Eppele von Gail, der an den Ufern der Wisend fehhaft war, und in einer Fehde mit Nürnberg hier zu Pferde über die Gräben und Mauern in die Stadt sprengte. Dieß ist eines von Nürnbergs Raritäten. Dahin gehören noch die famöse Riesin mit dem Schuster, und die Juden, auf einem Schweine reitend, oder in ähnlicher schimpflicher Verbindung mit ihm, welche ich leider beyde nicht gesehen habe. Letzteres soll in haut Relief an einer Kirche angebracht seyn. Die Legende sagt: die Juden boten viel Geld, daß es abgenommen würde, zur

Zeit

Zeit der Reformation, aber der theure Mann Gottes, Lutherus ſchrie: mit nichten! ſie haben es um unſern Herrn wohl verdient, daß ſie zum Spott der Welt gemacht werden.

Die Sebaldus- oder Dohmkirche iſt unſtreitig eines der ſchönſten altgothiſchen Gebäude. Man wird von einer tiefen Ehrfurcht und einem heiligen Schauder durchdrungen, wenn man in das tönende Dunkel eintritt, und die hohen und ſchlanken Säulen hinaufſchaut, bis an die ſchwindelnde Decke. So ſteht man in einem Walde heiliger Tannen, durch deren erhabene Kronen ein mattes Licht des leuchtenden Himmels bricht. Alles hat hier den Anſtrich des Alterthums und des Heiligen. Macht der kühne Aufflug der Säulen ſchwindeln, ſo verſetzt die bunte Fenſtermahlerey, mit den blendendſten und lebendigſten Farben plötzlich tief in eine alte Welt, deren Sitten und Weiſe hier in den Perſonen und Dingen ſo lebendig dargeſtellt ſind. Dies iſt wirklich in ſeiner Art was Prächtiges und Seltenes, das man an keinem Orte in der Verſchwendung und Pracht wiederſieht. Auch an dem hellſten Tage giebt es der Kirche, trotz der Menge ihrer Fenſter, ein dämmerndes Licht. Die Wände und Decken hat man, wie es ſcheint, abſichtlich ſchwarz und dunkel werden laſſen, um den Gedanken des Alten und Väterlichen recht tief in das Herz zu drücken. Das Ganze zuſammen macht

ſy einen rührenden Eindruck, als ich ihn in keiner andern Kirche je empfunden habe. Dazu tragen denn alle die übrigen Gegenſtände reichlich bey. Mit vielem Vergnügen ſah ich in der kleinen Emporkirche die alten Bilder des ſaliſchen Heinrichs des 2ten und ſeines Weibes. Es ſchien ſelbſt aus dieſer rohen Bildnerei jene Kraft und Treuherzigkeit zu wehen, die aus dem ganzen Leben dieſes Fürſten hervorſpringt, und die ihn zu dem mächtigſten Herrſcher ſeiner Zeit, und zu einem der größten Könige Germaniens machte. Nicht weit davon zeigt man den Taufſtein, worüber Wenzel getauft iſt. Natürlich machten ihn die Mönche und Nepomukianer zu einem zweyten Kopronymus; der Alte, der mich herumführte, erzählte die Legende getreulich nach mit einem Lächeln und mit der Anmerkung, es ſey ein ſchlimmer Herr geweſen. Auch der Stifter der Kirche, der fromme Graf Sebaldus, liegt in dieſer Kirche mit ſeinen Gebeinen in einem ſilbernen Särglein in verſchiedenen Einſchachtelungen verwahrt, die drüber und umher ſehr künſtliche Verzierungen haben. Hätten die Franzoſen vom ſilbernen Sarge gewußt, ſie hätten ſicher nicht vor den heiligen Knochen zurückgebebt. Man zeigt hier verſchiedene Gemählde, mit einem Schleier bedeckt, unter andern eine Abnahme vom Kreuz von A. Dürer, und ein Ecce homo! von Sandrart über einem Altar eines Kapellchens, deſ-

ſen Kolorit ſehr verbleicht und das überall gemeiner Natur geſtohlen iſt. Man zeigte auch noch auf das Krucifix, von Fiſcher aus Stein gearbeitet, und prits [illegible] mir als eines der berühmten Werke der Bildhauerei. Das Anatomiſche ſchien auch mir wirklich trefflich; aber darüber war dem Künſtler die Seele entflogen, oder hatte er ſie nicht geſucht, oder auch gemeynt, das todte Antlitz brauche nicht mehr das Gehäuſe eines großen Bewohners zu verrathen? — Hier brennt Tag und Nacht ein ewiges (ſo heißt es nur) Lämpchen, das nebſt einem Altare ein Edler von Tucher geſtiftet hat. Sollte man ſo eine Albernheit nicht dem Geiſt der Zeit gemäß fahren laſſen und das Geld zu was Beſſerem anwenden? und vollends in einer lutheriſchen Kirche, wo es ſogar nach orthodoxen Glaubenslehren weder was Nützliches, noch Verdienſtliches hat.

Die Lorenzkirche iſt völlig ſo groß und hoch, als die vorige, macht aber bey weitem den Eindruck nicht. Sie iſt erſtlich viel heller und jünger von Anſehen, wenn ſie es gleich nicht ſeyn mag, auch haben ihre Säulen nicht das Schlanke und Kühne der Sebalduskirche, mit welcher ſie um den Vorrang ſtreitet; denn auch dieſe iſt eine Hauptkirche. Man hatte mir viel Herrliches von dem engliſchen Gruß in dieſer Kirche vorgeſchwatzt, ſo daß ich äußerſt neugierig war, ihn zu ſehen. Siehe, da ich nun eintrete, ſehe ich dieſen Gruß hoch

über dem Altare, so hoch, daß ihn kein Mensch dort sehen konnte. Aber damit er durch das viele Anglotzen und Ankugen (wie man fränkisch spricht) nicht zu viel verlieren möchte, hat man zur Vorsicht einen großen Sack darum geworfen; so muß der Teufel selbst ihn wohl ungesehen lassen. Ich fragte, wie man es denn anfangen müsse, um ihn zu sehen. Das geschehe nur, wenn vornehme Herren kämen, da würde es den Tag zuvor angesagt, und mehrere Leute müssen hin, um es an Stricken herunter zu lassen und den Sack abzuziehen. Ich weiß nur zweymal, daß das geschehen ist, sagte der Wiesner, ein alter Eisbart. Uebrigens soll die Arbeit vortrefflich seyn. Es ist im Anfang der Reformation von Veit Stoß in Holz gearbeitet und 6 bis 7 Ellen hoch. Noch zeigt man den Reisenden, als ein Nürnberger Mirakel, das künstliche Sakramenthäuslein von Adam Kraft, das wegen der Menge und Glätte der Figuren und Figürchen, und wegen des unendlichen Fleißes an den kleinsten und winzigsten Theilen allerdings die Art Bewunderung verdient, die solchen Zierlichkeiten gebührt, und die mit Verwunderung nahe verwandt ist. Was mit keiner Begeisterung gemacht seyn kann, kann auch keine erregen. O, schrie der Alte, das war ein Mann! mit zwey Gesellen hat er über fünf Jahre daran gearbeitet, und täglich Gott gebeten, er solle ihn nur das noch vollenden

laſſen. Als der König von Schweden hier war, den ſie erſchoſſen haben, o das wär ein ſchöner Herr! der ſagte, das ſey das Schönſte, was er noch in ſeinem Leben geſehen habe. Noch iſt hier ein Abendmahl, recht gut gemahlt, mit vielem Ausdruck in den Köpfen, nur der des Herrn iſt nicht herriſch genug. Die Thürme dieſer beyden mächtigen Kirchen ſind ſtattlich, und geben der Stadt Anſehen und Ehre. Sie ſind nach alter Weiſe bis oben hinan mit vielen Schnörkeln und allerley Bas Reliefs geziert, wie auch die hohen Wände und Mauern der Kirchen bis an die Dächer mit allerley bibliſchen und weltlichen und mönchiſchen Hiſtorien, zum Theil mit großem Fleiß und ſeltner Mühe gearbeitet.

Man zeigt auch noch gern die Egidien- oder Neue Kirche, welche ganz zierlich iſt, und die Spitalkirche, nicht wegen ihrer Größe oder Zierlichkeit, ſondern wegen mancher Raritäten. Vormals waren hier in einer eigen Schatzkammer die Reichsinſignien zu ſehen. Sie ſind aber in dieſem Kriege fortgeflüchtet und dies ſchmerzte meine Neugier nicht. Dafür zeigte man mir einen ganzen Plunder von Reliquien und Gebeinen, und eine Menge der koſtbarſten Meßgewänder, welche an beſtimmten Feſten die Herren Geiſtlichen anthun. Ich wünſchte, die Franzoſen hätten dies dumme Zeug zuſammengepackt und das Gold, was dran ſitzt, eingeſchmolzen.

Als Rarität mag es immer hingehn, denn es ist wirklich manche recht feine Stickerey darauf, aber daß die Geistlichen noch darin umherstrotzen und sich aufblähen, das ist dumm und unprotestantisch. Dicht vor dem Altar liegt der Stifter des Spitals und der Kirche begraben; Friede sey mit seiner Asche! Im Spital übrigens war es lumpig und garstig, und ich war froh, so einer faulen Luft entronnen zu seyn. Seine Lage ist überall zu eingeengt und umschlossen. Ueber dem Altar ist die Ausgießung des Geistes zu sehen, ein Gemählde und Geschenk des Edlen von Volkhamer, von dem sich weiter nichts Edles sagen läßt.

Noch muß ich einer Kirche erwähnen, die, wenn sie vollendet werden sollte, ein sehr schönes Gebäude werden muß. Es ist die katholische Kirche, die nahe am teutschen Hause angelegt wird. Man hat schon 10 Jahre daran gebauet und oft niedergerissen und wieder aufgeführt. Jetzt ist der Grund und das erste Säulengeschoß fertig, welches viel Einfalt und Adel hat. Ob es übrigens nicht ein Abderitenstreich sey, jetzt Kirchen, und zwar so kostbare zu bauen, da sie an manchen Orten verkauft und weggeschleudert werden, darüber kann ich nichts entscheiden.

Das Zeughaus, sonst eine große Merkwürdigkeit in Nürnberg, hat seit dem vorigen Jahre alles Interesse verloren, da beydes Kaiserliche und

Franzoſen aufgeräumt haben, daß wenig Rechtes mehr zu ſehen iſt.

Das Rathhaus iſt wirklich ein ſehr ſchönes Gebäude, nur zwey Stock hoch über dem Erdgeſchoß, und, wie es ſcheint, nicht ganz vollendet. Es iſt jammerſchade, daß es nicht einen beſſern Platz hat. So wie es hier ſteht, ſieht man es kaum, und die beſten Schönheiten gehen dem Auge verloren. Es iſt vor dem dreißigjährigen Kriege und zum Theil noch im Anfange deſſelben erbaut, und ſeitdem haben den Nürnbergern Muth und Luſt gefehlt, es weiter durchzuführen. Im Innern iſt ein offener Hof und um die Säle des zweiten Stocks läuft ein Säulengang herum, deſſen Decken ganz zierlich al fresco bemahlt ſind; doch ſind ſie zum Theil ſchon ſchimmlicht und modrig von Anſehen, und möchten mit der Zeit mit ihren Helden und Streitroſſen wohl den Leuten auf die Köpfe kommen. Man wandert nun durch eine ſchöne Reihe Säle, worin die Herren des Raths und die übrigen Kollegien ihre Sitzungen halten, und die mit Gemählden, Schildereyen und allerley Schnurrigkeiten ausgeziert ſind. Man findet hier mehrere Gemählde von A. Dürer und Sandrart. Von letzterm iſt das Friedensmahl merkwürdig; ein großes Stück, welches lauter Portraits enthält, nemlich: die Fürſten, Geſandten und Doktoren, die den Osnabrücker Frieden, wenn nicht alle abſchloſſen, doch abſchmauſten;

alle im alten lächerlichen Kostum dargestellt, welches den Mahler nicht eben sehr begünstigt. Die meisten Gemählde hängen leider so übel und schattig, daß man die besten gar nicht sieht und sich tantalisch ärgert. Die beyden Menschenrepräsentanten von Dürer sind recht brav, wenn er gleich eine andre Eva hätte in petto haben können. Der Kampf des Herkules und Antäus hat einen außerordentlichen Ausdruck der Glieder, Muskeln und Gebährden. Es ist einem, als fühle man die Angst des Erstickten, so eine gräßliche Quaal, eine zu gräßliche, liegt auf seinem Gesichte. Peter der Große von Copeschi gemahlt, ist ein herrlicher Kopf, ganz die Idee gebend, wie die Geschichte diesen großen und schöpferischen Mann zeigt. Die Verhöhnung Christi ist auch ein wackres Gemählde. Besser indessen sind die unedlen und gemeinen Züge der Verhöhner ausgedrückt, als die stille in sich versunkne Kraft des Dulders.

Unten im ersten Stock sind mehrere Säle und Gemächer, unter andern der berühmte große Saal, worin Kaiser Maxens Triumph abgemahlt ist. Das Gemählde ist wie der Saal, groß und ungeheuer, doch bey weitem in seiner Art nicht so schön, sondern was solche Darstellungs- und Prachtstücke gewöhnlich zu seyn pflegen, bunt und lieblich dem Auge und dem großen Haufen schmeichelnd, der in allen Dingen das Grelle und Auffallende erhascht.

Da ſind Gott weiß wie viele Pferde vor dem Wagen geſchirrt, denen eben ſo viele Tugenden mit mancherley Attributen zur Seite gehen. Abſtrackte Dinge und Allegorieen ſind faſt immer unlieblich im Gemählde, und der Mahler thut durchaus beſſer, Sachen und Perſonen hiſtoriſcher Beſtimmtheit zu wählen; bey jenen muß man, wie man hier weislich gethan hat, immer drunter ſchrieben, was jede Figur vorſtellen ſoll.

Eine Bibliothek iſt ein gar zu todtes Ding für einen jeden, der nicht drin ſtudiert. Von bunten Bänden und alten Handſchriften läßt ſich wenig Unterhaltendes ſagen, wenn man ſie ſelbſt bloß durch das Angaffen einiger Stunden kennt. Ich ſage alſo nichts von der Nürnberger. Beſſer erluſtigte mich die bekannte Frauenholziſche Kunſthandlung. Dieſe iſt in Rückſicht der Mannigfaltigkeit und Auswahl und des großen Reichthums gewiß eine der erſten in Teutſchland, und ſowohl dieſes, als die ungemeine Gefälligkeit und Humanität, womit man einen fremden Gaſſer aufnimmt, gereicht der Handlung ſehr zur Ehre.

So unvollſtändig und einzeln auch alles das hingeworfen iſt, was ich bisher von der alten Reichsſtadt geſchrieben habe, ſo deutet doch alles auf vorigen Reichthum und Flor. Die mächtigen und ſchönen Kirchen, die Springbrunnen, die Brücken, die Thore und Thürme und Mauern, das

Rathhaus und viele andre öffentliche und private Gebäude und Anstalten weisen offenbar auf eine bessere Zeit zurück, als die jetzige ist. Man sieht es der großen Stadt leicht an, daß sie einst mehr als 30000 Menschen in sich halten, und größeres Gewimmel in ihren Häusern und Gassen haben mußte. Jetzt sind mehrere Theile der Stadt ganz öde und menschenleer, und Plätze mit Gras bewachsen, wo vordem vielleicht thätiges Leben und Regsamkeit war. Vor einigen Jahrhunderten hieß es immer: das reiche, das kluge, das kunstreiche Nürnberg. Alles das ist nun anders. Die Ursachen davon sind vielleicht mancherley, und mögen tiefer liegen, als man glaubt. Natürlich mußte Nürnberg um vieles in seinem Handel und Verkehr sinken, jemehr Nebenbuhler kamen, je aufmerksamer die Monarchen selbst auf den Handel und Kunstfleiß ihrer Unterthanen wurden, und je nachdem der ganze Handel theils durch Zufall, theils durch den Geist der Zeit, der oft auch nur Zufall scheint, eine ganz andre Wendung bekam. Dafür konnte die Stadt nicht, das hat sie mit mehreren italischen, teutschen und andrer Länder Städten büßen müssen, und muß sich mit der Nothwendigkeit trösten, welche die Welt und alle Dinge regiert. Als eine andre Ursache des Verfalls und der Abnahme der Stadt nennt man ihre Verfassung, die offenbar zu altfränkisch, unbiegsam und pedantisch war, und

nicht mit dem Geiſte des Jahrhunderts fortgeſchritten iſt. Dahin rechnet man den ägyptiſchen Zunft- und Kaſtengeiſt, und manche Gebräuche bey den Zünften und Gewerken, welche oft die fleißigſten und nützlichſten Arbeiter aus Nürnberg jagten, und andern Städten ihre Kunſt und Nahrung gaben. So entſtand Fürth meiſtens aus Nürnberger Arbeitern, und iſt immer gewachſen durch Nürnbergs Abnahme. Dieſe Zunftverfaſſung und Steifheit in alten Weiſen und Gebräuchen, hat endlich der wahren Induſtrie und Erfindſamkeit geſchadet, indem er alles zu ſehr beſchränkte, und nur an den alten Muſtern und Handgriffen feſt hielt. Immer mochte Nürnberg vor 200, ja noch vor 100 Jahren eine der erſten und vollkommenſten Manufakturſtädte ſeyn, ſie iſt nicht fortgeſchritten, und manche Dinge, die man ſonſt nur in Nürnberg ſuchte, werden jetzt an vielen andern Orten beſſer und wohlfeiler gemacht. Eine gute Verfaſſung müßte über dergleichen Dinge ſeine Bürger aufklären und leiten, und die alten Gebräuche und Mißbräuche abſtellen, wenn ſie durch die Zeit wirklich veraltet ſcheinen. Aber wo iſt dieſe Verfaſſung? wo in einer Stadt, die ſeit vielen Jahren mit ihrem eignen Magiſtrat in ſchlimmen und koſtbaren Händeln liegt? Dieſer Magiſtrat beſteht aus den Patriciern, die das Vorrecht haben vom Fett des Landes zu leben. Sey es immer, daß ſie ihre Landgüter im Nürnberger

Gebiet mit Fug und Recht beſitzen, ſicher iſt es eine Uſurpation, daß ſie alle beſten und einträglichſten Stellen im Staat bekleiden, und dafür obenein noch ſtolz und unwiſſend ſeyn dürfen. Gott behüte mich, daß ich alle dieſe Männer in Einen Topf werfen ſollte, es gab und es giebt biedre und geſcheidte Leute unter ihnen. Aber der Grund taugt nicht und kann nichts Gutes hervorbringen. Wenn ſo ein Herrchen ſeine jungen Jahre meiſt in Müßiggang und Stutzerey vertändelt, vielleicht nicht weiter, als Altorf kömmt, wo er des Gebrauchs wegen ſtudirt, dann noch einige Jahre herumhüpft und faullenzt, gegen nützliche Bürger übermüthig, gegen geſcheidte Leute grob, gewohnt, das, Ihr Gnaden, von allen Lippen zu hören, und den Hut von allen Köpfen fliegen zu ſehen, ſobald es erblickt wird, was kann daraus Gutes werden? So rückt es endlich in eine gute Stelle ein und immer höher hinauf, bis Alter und ſpaniſcher Mantel und Kragen ihm Grandezza geben, und Würde, die ſein Herz nicht kennt. So iſt es mit Mehrern, wenn wackre Leute klagen, die ihre Stadt lieben. Der Geiſt des zu Ende gehenden Jahrhunderts, macht freylich den Bürger und Bauer keck und oft plump und grob, und man ſieht die alte hundiſche Teutſchheit nicht mehr ſo ganz in der vorigen Form; aber das Uebel dauert und ich habe mehrere dieſer Herrchen geſehen, die hier als kleine Souverains

verehrt werden, und bey deren Miene des schaafsköpfigen Wahlgefallens und Uebermuths einem freien Manne die fünf Finger in der Hand oft unwillkührlich zusammen kribbeln. Und doch trotz alle diesen Unwesen ist Nürnberg noch immer eine der ersten Fabrik- und Handelsstädte Teuschlands, welche manche Artikel noch allein hat, und in manchen noch immer mit andern Städten wetteifert. Sie liegt so bequem zu einem Umlagsplatz für das südliche Teutschland und hat so schöne Gelegenheiten zum Handel mit Italien, daß sie in Rücksicht ihrer Waarenlager und ihres Verkehrs noch immer sehr bedeutend ist. Manche sehr unwichtige Zweige ihres Handels, die kleinen Spielwaaren z. B., sind doch durch die Menge bedeutend.

Was soll ich endlich von dir sagen, gutes harmloses Volk in Nürnberg? Ich glaube, ich thäte besser, gar zu schweigen. Hast du mir doch in den Tagen meines Aufenthalts alles Gutes und Liebes erzeigt, und mich mit der Freundlichkeit und Gutmüthigkeit aufgenommen, die, ein redlicher Mensch im Leben nicht vergessen sollte. Nun laß mich immer ein Paar Worte von dir schreiben, sie werden die Beschriebenen endlich vielleicht in einem besseren Lichte zeigen, als den Schreiber, der natürlich durch das viele Schmieren und die Wuth, zu bemerken, den Geist eines Recensenten und Richters,

wie alle Schreiber, gewinnt, und endlich die hellſten Dinge mit ſchielenden Augen ſieht.

Man ſollte denken, es ſey abgeſchmackt, über die äußere Geſtalt der Menſchen in einer Stadt, oder Provinz viel zu bemerken, weil es allenthalben häßliche und ſchöne Menſchen giebt. So iſt es freylich, aber doch mit einem erſtaunlichen Unterſchiede, oft mit einem ſo auffallenden, daß man nicht begreift, wie es in der Entfernung von 5 bis 10 Meilen möglich iſt; und doch iſt es dies. Man vergleiche Erlangen mit Nürnberg, und man wird ſich ſchon wundern. Man ſehe die Nürnberger in den Häuſern, auf den Gaſſen, auf ihren Tummelplätzen des Vergnügens, im Theater, und wo ſonſt noch, und immer dringt ſich die unangenehme Bemerkung auf, daß es keine der ſchönſten Racen iſt. Sieht man die Männer an, wie ſie meiſt bleich und marklos dahergehen — es giebt freylich der dicken Bäuche auch, aber dieſe ſind nicht ſelten ohne Mark und Kraft — mit mattem Blick und verſunknen Zügen, ohne Kraft und Leben in den Gliedern und in dem Antlitz, wie ſie ſie tragen; wie alles ſo abgeſpannt, ſo ohne Keckheit und Trotz und Großherzigkeit iſt; ſo iſt das ein ſehr widriges Gefühl. So ſind die Frauen und Mädchen in ihrem Geſchlecht, ohne Ausdruck und Lebendigkeit, ohne Wohlgemüthigkeit und Grazie, ohne die Fatbe der blühenden Jugend und den freundlichen An-

ſtrich des erſten jugendlichen Lebens. Man findet mitunter manche hübſche und intereſſante Geſichter, aber dieſes meiſt nur in der Ferne. Es fehlt das Stechende und Reizende, das kleine unſichtbare und unbeſchreibliche Flämmchen, das aus einem holden Geſichte leuchten muß, wenn es gefallen ſoll. Die meiſten haben die langen hängenden Geſichter der Männer, die ſtummen Augen; wollte Gott, ſie hätten auch die ſtummen Lippen! denn ſie empfehlen ſich ſchlecht durch ihre Zahnloſigkeit, wenn ſie ſie öffnen. Dieſen Mangel tragen hier auch die meiſten Männer mit ihnen, und es iſt ein Sprüchwort im Lande umher: die Nürnberger kannſt du am Munde kennen. Ergötzend war es mir ſchon in Erlangen, wenn Fremde an der table d'hote waren, und die Stimmen flüſterten: der da und jene dort ſind Nürnberger, ſie haben keine Zähne. Daß dieſe Bemerkungen nicht allgemein ſeyn ſollen, dagegen proteſtire ich im Namen von Nürnbergs Mädchen, und ihres alten Meiſterſängers Hans Sachs, der ſich wohl auf einen feinen Körper verſtand; auch hier habe ich recht hübſche Mädel geſehen, aber das ſind Seltenheiten. Das Schminken fängt hier an ſehr gemein zu werden. Ich ſah es nachher im ſüdlichen Teutſchland überall mehr, ſelbſt in kleinen Städten, als im nördlichen, ſo wie das ſchöne Geſchlecht überall ungebildeter und doch

nicht züchtiger iſt, als drunten. Woher? das weiß ich nicht, und wenn ich's auch wüßte — — —;

Woher kömmt die viele häßliche Welt in Nürnberg? Ja da antworte einer geſcheidt. Vieles kann man ſicher auf den Zunftgeiſt rechnen und die kranke krüppelhafte Verfaſſung. Die äußern Zwangſtiefeln des Geiſtes wirken gewiß mehr auch auf die äußere Geſtalt, als mancher denkt, und rauben endlich allen Ausdruck von Kraft, ohne den keine Schönheit beſteht. Einige meinen, das weichliche Leben thue das meiſte; möglich, da es für die fleiſſige Klaſſe der ſitzenden Arbeiter nicht paßt; aber es wirkt doch nicht ſo in Wien; indeſſen arbeitet man da auch nicht viel. Die Sitten ſollen hier übrigens im Verhältniß gegen andre Städte Teutſchlands von gleicher Größe noch ziemlich rein ſeyn, welches ich freudig bejahe, weil noch viel Anſtand herrſcht, der zu unſern Zeiten troß aller Maſken und Larven, die er verbirgt, doch gewöhnlich etwas beweißt.

Man findet auch im häuslichen Leben der Nürnberger, in ihren Kleidungen und Verzierungen noch viel Altes und Ehrbares, mehr, als man in einer Stadt erwarten ſollte, wo alle Artikel des Luxus und der Mode in großer Menge feil ſind. Da ſieht man reiche Bürger und Bürgerinnen im einfachſten Anzuge, ſie mit der blanken Müze der Großmutter, ihn mit einem Rock, der vielleicht 10

Jahre

Jahre aus, der Mode ist, ohne Verlegenheit an den Oertern der Freude herumgehen und fahren, und es im Uebrigen den Reichsten und Vornehmsten gleich thun. Ja selbst unter diesen Reichsten herrscht in Kleidungen und Equipagen eine rühmliche Simplicität. Wagen und Pferde und Reitpferde hat fast alles, was es irgend erzwingen kann, und jeder benutzt das Leben, das den armen Sterblichen so schnell entflieht, und genießt seiner mannigfaltigen Güter aufs beste. In dieser Hinsicht sind die Nürnberger in der ganzen Gegend berühmt, und die Neigung zum Wohlleben und Schwelgen soll sich vom Kleinsten bis zum Größten erstrecken. Dieses merkt der Fremde auch bald an den zahlreichen Gesellschaften, die er täglich an allen solchen Orten, in den Städten und auf den Dörfern, findet, und an der Menge Wagen und Reiter, welche immer die Straßen auf und abgehen. Es ist sogleich bekannt, wenn in einem Städtchen oder Dorfe was Leckeres aushängt, und, sey es meilenweit, der Nürnberger muß dahin. So theilen viele von ihnen die Woche ein; nicht bloß die reichen Müßiggänger, sondern thätige Kaufleute und fleißige Fabrikanten; nicht in Dekaden, sondern in Duaden und Triaden. Wo ein junges Schwein abgestochen ist, wo ein Hammelschießen, ein Wurstbraten ausfteht, wo grade die besten Früchte und Kuchen und Fische, an diesem und jenem Tage zu haben sind, das weiß

man sogleich, und zieht gierig dem Geruch der kalten Küche nach. Je jünger und weichlicher die Gans, je zarter das Ferkel, — es ist einem auffallend, wie sie hier und in Regensburg bey hunderten zu Markte gebracht und gegessen werden — je feister der Puter und der Kapaun ist, desto mehr zieht es an. Gebackenes und Süßes wird wohl an keinem Orte mehr verschlungen; dies zeugen am besten die vielen Lebküchler und Zuckerbäcker und die zahmlosen Mäuler. Es ist keine Fabel, daß so Eine Familie oft an Einem Tage drey bis vier Dörfer zechend und schmausend durchzieht. Nicht gern fährt ein Nürnberger einem Wirthshause vorbey, ohne etwas zu sich zu nehmen. Nun der Himmel gönne es ihnen, wenn es ihnen nur zu Fleisch und Blut würde! Aber das ist denn doch sehr ärgerlich, wenn man sie nun sprechen hören muß und nichts vernimmt, als wo die besten Bratwürste und Ferkel sind; wo das und das Bier und der und der Wein am besten ist; wo der beste Kaffe geschenkt wird ꝛc., wenn der Geist selbst in den Freßcharakter übergeht, dann wehe einem Volke! es ist zu jeder Hudelei und Unterdrückung reif. Doch nicht weiter! ich fühle, ich werde ungerecht. O ihr habt doch ein Herz, ich muß es euch zutrauen, ihr ehrlichen und freundlichen Menschengesichter. Ihr seid wohlwollend und freundschaftlich. Man sieht es euch an, ihr wollt jeden, auch den Fremdesten,

auch ſo einen Spion, wie mich, ſo wohlgemuth und glücklich ſehen, als ihr ſelbſt euch fühlt. Was könnt ihr dafür, daß ihr keine beſſere Freuden kennt? daß Verfaſſung und Lebensweiſe euch ſo im ſtillen Gängelbande halten? daß ihr durch Weichlichkeit alle ſtarke Leidenſchaften verloren habt, und der Stempel der Menſchenkraft auf eurer äußern Geſtalt ſchwach abgedruckt iſt? Ihr ſeid dienſtfertig und gefällig, ihr ſeid zutraulich und verdient Vertrauen. So trinkt und eſſet und ſchlafet! was kennen die meiſten Menſchen aller Orten beſſeres? Lacht über die Schwänke eurer Bühne, lacht über die ganze Welt, wenn ſie euch nur in Ruhe läßt; und lebt ſo glücklich, als es ein gutes und wohlwollendes Herz macht, welches ihr habt. Der Himmel wird euch ſchon aus eurer lethargiſchen Ruhe ſchütteln zu ſeiner Zeit; geſchehe es nur durch kein Donnerwetter oder Erdbeben.

Reiſe nach Regensburg.

Den 5ten Jul. wieß ich Nürnberg die Ferſen und wanderte des Weges nach Regensburg fort. Der Weg bis Neumark in der Oberpfalz geht faſt immer durch Nadelholz, womit einige Schenken und Dörflein abwechſeln. Bey Neumark öffnet ſich die Gegend, und man ſieht die Stadt vor ſich in ſchönen Kornfeldern, und fernher mit Wald um-

kränzt. Eine Viertelstunde davon liegt der Wolfsstein in seinen Trümmern, herrlich herabdräuend gegen Norden, und im Nordosten ein kleiner Weinberg. Hinter Neumark wird der Weg romantischer. Immer noch steigt die Gegend und ist doch meistens Fläche, mit schönem Getreide, auch mit Weizen besäet, immer noch mit schmalen Rücken; fleißig mit Kalk bedüngt, den einige Ortschaften aus dem Kalkstein brennen. Die Dörfer werden schlechter, mit Stroh und Schindeln gedeckt, und dem Auge, das die Nürnberger Stadtdörfer verwöhnt haben, nicht lustig anzuschauen. Die Menschen werden ebenfalls verstockter und tückischer von Ansehen, obgleich sie meist besser gebildet sind, als die Thüringer und Frankenbauern. Das Land ist sonst fruchtbar und schön. Meine Wanderung war heute heiß durch den Himmel und die Geschwindigkeit meiner Füße. Schlaf ward mir nicht gereicht; denn das ganze Haus war voll von Fuhrleuten und Fremden, die die Nacht durch polterten, indem immer die einen nach den andern reiseten. Ich war um vier Uhr auf, frühstückte gut, und wanderte lustig in einer glühenden Hitze fort. Mein Weg ward immer reizender, je näher ich den Ufern der Nab kam, und ich glaubte mich zuweilen an die Wisend versetzt. Himmlisch und entzückend war die Aussicht, deren ich genoß, als ich auf der Anhöhe über der Donau war, und Regensburg mit

allen seinen Thürmen und Zinnen sich tief unten im schönen Thale ausbreitete. Trotz der Sonnenglut des Mittags wanderte ich fröhlich den Berg hinab, durch schöne Felder und Weinberge, und so ging es unter dem Berge längst der Donau fort. Lächeln mußte ich, als ich unter einem Kruzifixe am Berge einen alten kahlscheitligen Mann unter der flammenden Sonne knieen, und seine Hände auf und abrecken sahe. Ich fragte einen Mann nach ihm. O der ist hier alle Tage, die Gott werden läßt, es mag regnen oder schneyen, und wie Sie sehen, die Hitze scheut er auch nicht; noch den langen Weg aus Regensburg, denn daher ist er. Ich dachte an mich und alles ernste Wollen, wanderte über die schöne Donaubrücke durch Stadt am Hof, und nahm in einem sanftmüthigen Thiere, dem weissen Lamm, mein Quartier. Es war Mittag. Man rechnet von Nürnberg hieher 10 bis 12 Meilen.

Der Ackerbau in der Oberpfalz sieht sehr gut aus, und überall auf den Bergen fand ich herrliches Getraide. Das Vieh ist schön, die Pferde groß und stark, die Tracht der Menschen die alte, nur daß sich die häßlichen Zipfeltücher um den Kopf in Mützchen und Häubchen verwandelt haben. Die Männer haben meistens die deutsche Tracht, die mit Abänderungen zuweilen in die der Bergmänner und Altenburger übergeht. Kruzifixe und

Heiligenbilder sind an allen Straßen und in allen Stuben, meistens abscheuliche. Ja selbst an den Bäumen im Walde findet man gar häufig solche Bilderchen angeheftet, mit einer Inschrift ex voto; besonders oft aber sieht man das sogenannte geheime Leiden Christi, wovon die katholischen Priester viel wissen müssen; denn bald liegt er in Ketten und Banden, mit Wunden durchbohrt, bald in Verdrehungen und Torturen, bald wird er gezwickt und [illegible]kköpft. Sie sollten sich nur ihr geheimes Leiden von den Pfaffen mahlen lassen, das wäre ihnen nützer.

Meine Tischgesellschaft für meine drey Tage in Regensburg, war eine der interessantesten und mir in Rücksicht mancher Notizen und Warnungen für Wien und die österreichischen Lande recht ersprießlich. Es waren nemlich an einem Tage mit mir zwey emigrirte Familien dort eingetroffen, die in verschiedenen Richtungen auf die Zeit fluchten. Der eine seit 33 Jahren in Wien als Kaufmann ansäßig mit seiner dickleibigen und freundlichen Wienerin, hat bey dem bekannten Lärm des französischen Gesandten Bernadotte in Wien sich verdächtig gemacht, und als Franzose und Enragé die Stadt räumen müssen, und wird sich nun in Regensburg setzen. Er war im eigentlichen Sinn ein Toller, und in Wuth über alles Nichtfranzösische, geberdete sich auch, als habe er in 40 Jahren,

daß er in Deutschland ist, kein Wort deutsch gelernt. Der andre, ein gebohrner Mayländer und seit 18 Jahren aus seinem Vaterlande abwesend, hatte sein Weib bey sich, eine hübsche Engländerin, wie er ein freundlicher Lombarde war. Vergebens hatte er in sein Vaterland zurückkehren wollen. Man hatte ihn den Eingang und den Eintritt in seine ansehnliche Erbschaft, die ihm durch seines Vaters Tod zukam, dort versperrt, und will ihn nun auch nicht als einen Ausländer in Wien aufnehmen, obgleich er 4000 Louisd'or deponiren will. Mit diesen Leuten ward nun immer politisirt, besonders mit dem Franzosen, der ein gescheidter Mann, nur ein zu mächtiger Stürmer war. Der fünfte Tischgeselle und mir der liebste, nicht weil er von Thuiskon stammte, war ein wackrer Bayer, der durch sein biederes Gesicht und sein festes deutsches Urtheil gleich mein Herz gewann, noch mehr aber durch seine Worte und seinen Zorn, sobald von Recht und Unrecht die Rede war. Er reist als Kaufmann in seinen Geschäften, sein Weib wohnt zu Krems in Oestreich. Als ich den Sonntag Nachmittag abreiste, kam dieser Mensch mir wie ein guter Engel nachgeschlichen zum Schiffe. Ich hatte ihn nur bey Tische gesehen, und wenig mit ihm gesprochen, weil er nicht Französisch konnte. Freundlich trat er zu mir, und blieb wohl eine Stunde, bis das Schiff abstieß, drückte mir

dann herzlich die Hand und gab mir nun erst seinen Namen preis. Er hieß Hirschnagel. Ein fester braumer Mann, mit freyer Stirne und hoher Brust. „Wir werden uns wieder sehn“ rief er. O, es hat es mir so mancher nachgerufen, und ich habe so selten einen wieder gesehen! Meine Tage hier in Regensburg war ich immer in der Stadt und auf den Plätzen des Vergnügens herum, besonders auch in den Kirchen bey den Messen und Predigten, um Menschen zu beluchsen und spioniren.

Auch Regensburg ist eine große und dickleibige Stadt, etwa um ein Drittel kleiner als Nürnberg, und ungefähr in diesem Styl gebaut. Rund herum laufen doppelte Mauern, ausser am Strom. Die erste Einfassung zunächst an der Stadt ist mit Gärten und Bäumen besetzt, die zweyte ist an einigen Stellen Sumpf, an andere Wiesen, an andern Garten. Innerhalb der Stadt läuft, wie an einen Theil Nürnbergs und in mehrern altdeutschen Städten, fast rund herum an der Mauer eine hölzerne Gallerie, worauf man auf Treppen steigt. Auch in dieser Stadt giebt es keine einzige gute Straße, keinen einzigen schönen Platz, keine so hohen und stattlichen Thürme, als in Nürnberg. Die Häuser sind dieselben, gute und schlechte; die guten können bey den elenden engen und krummen Gassen gar nicht erscheinen. Auch hier ist das An-

weſen mit den Erkern, wie in Nürnberg. Die fremden Geſandtſchaften mit ihren Wappen, die Heiligenbilder und Klöſter prunken hie und da ein wenig, aber ärmlich, und ohne das Ganze dadurch ſtattlicher und anſehnlicher zu machen. Der Dom iſt von innen ſchöner, als von auſſen, und hat eine treffliche Wölbung, aber nicht die ſchimmernde Erleuchtung des Paſſauiſchen. Er iſt ganz voll von Gemählden, worunter aber nichts beſonders iſt. In einer Seitenkapelle zeigte man mir eine Katherina, das Geſicht einer glatten buhleriſchen Bayerin: keine Idee des Ideals höherer Menſchheit. Doch iſt ſie hier in Regensburg bey den Gläubigen in hoher Gunſt, ich denke wegen der blanken Farben und des andern künſtlichen Putzes umher. Das Stift Sanct Emmeran beſuchte ich den Sonnabend Nachmittag, und ward durch eine herrliche Muſik und ſchönen Menſchengeſang vom Chor ſo entzückt, daß ich nie in einer andern Kirche ſolche Gefühle der Erhabenheit und zugleich der tiefſten Rührung empfunden habe. Ich hatte hier wahrlich eine recht fromme Stunde, wenn es fromm ſeyn iſt, in dem vollen Gefühle der höheren und edleren Menſchenkräfte und der himmliſchen Mächte unſers Geiſtes von dannen zu gehen. Dieſe Kirche iſt bey weitem die prachtvollſte in Regensburg, ſchön gewölbt, mit leichten emporſtiegenden Pfeilern.

In der Collegiatkirche zeigte man mir, mirandum dictu! ein Gemählde der Gebenedeyeten von Sanct Lukas, welches außerordentliche Dinge gewirkt haben soll. Zu schön für Sanct Lukas ist es nicht, aber sicher zu jung. In noch einer andern Kirche, ich weiß, der Karmeliter, war ein heiliger Nagel in die Wand geschlagen, mit dem Avis: Dieser Nagel ist mit jenem oft und lange zusammengerieben worden, der am Kreuze Christi in der Wiener Schatzkammer als eines der köstlichsten Kleinodien aufbewahrt wird.

Am Sonntag Morgen besuchte ich die Kirche des Niedermünsters, um Nonnengesichter zu sehen, welches mir denn auch gewährt ward. Ich drängte mich durch die Menge der Knieenden und Anbetenden bis dicht zu ihnen hinan. Nur Eine von 15 hatte eine ächte Nonnenmiene, und eine jüngere schien auf dem Wege zu seyn; die andern alten sahen weißhaarig und rauch, gleich unsern alten verwelkten Jungfern. Zwey sehr schöne Mädchen waren unter ihnen und in der Jugendblüthe, die schon bleichte; Wie jammerten sie mich! denn ach! das rousseauische plaisir isolé wie abscheulich ist es für das ganze Leben, das für sie nicht mehr da ist! Die eine sah mit ihren schönen schwarzen Augen so traurig unter dem weissen Schleyer heraus, als wollte sie die Steine anflehen sie zu befreyen; eine schöne, interessante Gestalt, so daß ich mein

Auge nicht von ihr wenden konnte; auch sie ließ die ihrigen oft auf den braunen unstäten Fremdlitz fallen, und sank verschämt auf ihr Gesangbuch nieder, so oft die meinigen ihr begegneten. Ich ging zweymal hinaus und wieder von einer andern Seite herein, um das holde betrogene Mädchen zu sehen und zu bejammern.

Die Stadt liegt hart an der Donau, von Südwesten nach Nordosten, und eine kühne steinerne Brücke verbindet sie mit dem bayrischen Stadt am Hof, welches am linken Ufer liegt. Schöner wäre es, wenn sie die Stadtmauer an der Donau nicht hätte, und dafür am Strom schöne Häuser zeigte. Um die andern Landseiten laufen schöne Promenaden von allerley Bäumen, die auch des Abends von Menschen wimmeln, und im Süden findet man den Platz unter den Linden, wo einige große Tanz- und Restaurationshäuser, einige Häuschen, Lauben, Bänke und Sitze rings umher sind. Da findet man alle Nachmittage, von 4 bis 8 Uhr Leute alles Standes, Alters und Geschlechtes, und an gewissen Tagen auch Tanzparthieen. Der Rasen hat ein üppiges und frisches Grün, die Bäume einen ausserordentlichen Wuchs und dunkeln Schatten. Es ist ein stumpfes Dreyeck und stößt an die Promenade, die um die Stadt läuft; an den andern Seiten sind die reichen und blühenden Kornfelder der fruchtbaren Ebene, die weit in den Süden und

Südost sich erstreckt. Man lebt hier sehr zwanglos im Menschengewimmel und findet sogleich Menschen, mit denen man frey und freundlich ein Wörtchen plaudern kann. Viel fährt und spaziert man nach dem nahen Dörfchen Kumpfmühl, welches nach dieser südlichen Seite eine kleine Viertelstunde von der Stadt liegt, und einige recht hübsche Gärten hat. Mich führte der Zufall mit einigen geistlichen Herren, und ihren Schülern zusammen, mit denen ich eine Stunde das Kugle spielte. Die Bursche erfreuten mich durch ihren Muthwillen und Witz, und durch die obscurorischvirorischen Brocken Latein, die sie einmischen. Mit einem oremus riefen sie den Spieler auf, an dem die Reihe war, und hatten den Kegeln, die fielen, allerley Namen gegeben; so, als einer 7 warf, schrie einer: septem dormitores expergefecit. Lächerlich war es mir hiebey, wenn die Magd etwas zur Leibesnahrung und Nothdurft brachte, und dem einen, der vermuthlich was Rechtes bedeutete, einen hallenden Schmatz auf die Hand drückte, den er mit vieler Würde anzunehmen wußte.

Die dritte und schönste Promenade der Regensburger, ist die über die große Donaubrücke, und dann zur linken Seite über die hölzerne zu der schönen Insel Niederwöhrd, die von der Brücke in der Länge einer halben Stunde, mit der größten Breite von 400 bis 500 Schritt von Nor-

den nach Süden ſich erſtreckt. Vorne liegen mancherley Häuſer und Gärtchen, meiſtens zur Luſt. Beſonders ſchön iſt das des Herrn von Diſtmer, dem die Inſel gehört, mit ſeinen kleinen Gärtchen. Durch dieſe Häuſergaſſe kömmt man in eine ſchöne Allee von Sturmweiden, Linden und Kaſtanien, die mitten durch die Inſel bis ans Ende läuft, und zu beyden Seiten grüne Wieſen mit Schaafen, Kühen und Pferden zeigt, dann den getheilten Strom, weſtlich das oberpfälziſche Ufer und Hof, öſtlich Getraideſelder und die weite Stadt mit ihrem Schiff- und Menſchengewimmel. Dieſe freundliche Inſel, wo doch wenig Menſchen wandeln, würde mein Lieblingsplatz ſeyn, wenn ich in Regensburg lebte. Das Gegenſtück hiezu liegt an der andern Seite der Brücke, in gröſſerer Entfernung von der Stadt, nemlich der Oberwöhrd, ungefähr in eben dieſen Styl, zwiſchen Stadt am Hof und Regensburg. Die Promenade iſt da nicht ſo ſchön und entfernter, denn ſie liegt am öſtlichen Ende der Stadt, wo ſie durch eine Brücke ſich anknüpft, und hat mit der groſſen Brücke keinen unmittelbaren Zuſammenhang.

Die Gegend um die Stadt iſt äuſſerſt reich und anmuthig. Am weſtlichen Ufer hat ſie Hof und die freundlichen, mit Reben, Getraide und Gebüſch bekränzten Ufer der Oberpfalz; an der öſtlichen Seite breitet ſich eine ſchöne Ebene weit und

segensvoll mit Dörfern und Getraide aus, und wird ferne durch einen dunkeln Fichtenkranz geschlossen. Zu diesem allen nenne den ersten Europäis, und du hast viel gesagt.

Inwiefern alten Reichsstadt nun ist der immerwährende Senat des heiligen deutschen Landes, und viele andre fremde Gesandte mit ihrem Anhange und Gefolge. Doch giebt dieß der Stadt kein wahres Leben, zweil die meisten sehr still haushalten, und nach dem steifen spanischen Ceremoniel hergeht. Der Fürst von Thurn und Taxis, als erster kayserlicher Minister, macht denn nun eine Art Hof, hält auch ein sehr mittelmäßiges Theater. Doch hat dieses die Folge, daß in der ganzen Stadt der altfranzösische Ton in den Sitten zu herrschen scheint, obgleich die Regensburger dazu eigentlich nicht gebaut scheinen. Sie dünken mir wenigstens ein sehr zutrauliches, und treuherziges Völkchen. Ein sehr nerviges und robustes sind sie wenigstens und ein wohl gebautes. Unter den Weibern findet man sehr viele hübsche Gesichter, die unter den kleinen Mützchen und Häubchen, die oben nur das aufgebundene, oder geflochtene Haar bedecken, mit der freyen Stirne allerliebst stehen. Ich habe viele sogenannte Madonnengesichter gesehen. Das kömmt von den Muttergottesbildern, sagt Nicolai; nein, sage ich, mi domine, das kann Er und ich nicht wissen, denn in den luther-

schen Kirchen hier habe ich diese schönen Mädel viel häufiger gesehen, als in den katholischen. Die thüringische und niederfränkische Citronenfarbe verschwindet auch immer mehr und mehr, und sie müssen haben einen sehr schönen Teint, blendend weiß mit lieblichen Rosen, wie die Röthe eines Mädchens billig sehn sollte. Ich habe immer geglaubt, Schönheit sey ein Beweiß für gute Sitten; aber dieß ist wohl keine so sichere Regel, als die, daß die Häßlichkeit zum Theil dem Laster anhängt, wiewohl es an einigen Orten doch durchaus ein häßliches Menschengeschlecht giebt. Uebrigens ist das weibliche Geschlecht dieser südlichen Provinzen äusserst schwach und leicht. Ich sehe täglich Proben davon. Es ist unglaublich, wie bey gewissen Fragen und Anspielungen sich das ganze Wesen der meisten erheitert, man treffe sie auf unserm Schiffe, (ich schreibe dieses im Donauschiffe,) im Hause, auf der Gasse, wo man will. Unser Jude z. B. hier in der Gesellschaft, ein arger Bursche, und bey übrigens stattlichem Körper häßlich, wie die Sünde, hat gleich die Schönsten auf seiner Seite und schleppt sie, wohin er will, und bey manchen, schön und unschuldig, wie sie erscheinen, bedarf es nur eines ernstlichen Wortes, und sie weigern ein Rendezvous nicht.

So groß die Stadt ist, so wenig soll sie doch bevölkert seyn. Welch eine Lage hat sie, fast im

Mittelpunkt Deutschlands und der Donau zum Handel und zu jeder Art von Betriebsamkeit. Diese aber ist hier, wie im ganzen Bayern, nicht zu Hause, und machten die Donauschiffahrt und die Speditionsgeschäfte es nicht noch ein wenig lebendig, so würde man meynen, das steife diplomatische Korps hätte hier allen Lärm und alles Streben des thätigen und schaffenden Lebens verbannt. Wer mehr von Physiognomien weiß, als ich, möchte auch einen Rechtgläubigen und Ketzer an den Falten seines Gesichts schon auf 20 Schritte unterscheiden können. Aber wenn der religiöse Glaube aus dem Herzen immer mehr entwurzelt wird, wie sollte er seine Zeichen noch so lebendig, wie vormals, in den Mienen tragen?

Der Magistrat ist hier evangelisch, so wie die eigentliche Bürgerschaft; katholische Bürger wohnen nur für ein gewisses Schutzgeld. Der Pöbel, dagegen, Knechte, Tagelöhner und Arbeitsleute sind fast alle katholisch. Geistliche, Mönche, Priester und Nonnen sind hier leider zu viel, und man kann fast nicht gehen, ohne auf sie zu treten. Auch emigrirte französische Pfaffen sind hier jetzt mehr, als gut ist, und man von diesem Geschmeiß wünschen möchte. Aber bey der Menge dieser Pfleger des Gottesdienstes ist die Klage, daß die Ehrfurcht für die Heiligen abnimmt, die Klöster sich

schwer

ſchwer füllen, und niemand mehr recht zu der Fahne des Papismus ſchwören will.

Von Regensburg nach Wien.

Geſchrieben den 9. Jul. an den Ufern der Donau bey Straubingen.

Eben kömmt unſre honorige Schiffsgeſellſchaft vom Mittagseſſen aus Straubingen heim, der Wind weht ſtark und unſer Schiffer iſt feige, und nichts mit ihm anzufangen, grob und dumm dabey und ein geſchwörner Pfaffenfeind. Alles liegt alſo auf dem Rücken, und ich habe mich hier hinter eine freundliche Anhöhe gemacht, um zu ſchreiben und zwar einmal in verkehrter Ordnung; ſo führe ich den Leſer recht epiſch ſogleich in die Handlung ein. Um 10 Uhr ging es nach Straubingen, weil der vorige Kondukteur von Regensburg hier abgelöſt wird, und darüber einige Stunden verfließen. Wir fanden gleich vor den Thoren eine kleine Beluſtigung, nemlich mehrere Schwadronen Ulahnen, die, trefflich beritten, ihre Uebungen machten. Bald aber jagte ſie und uns ein Regen in die Stadt, und nun war unſer erſtes, Eſſen zu beſorgen. Dieſes war bald bereitet, und eben ſo ſchnell verzehrt. Dann kam ein Harfenſpieler mit ſeiner

Donna, die zu seinem Geklimper lustig anstimmte mit dem Stücke aus den Tyrolerinnen „Du bist ja mein Schatzerl, juchheisa, juchhei! komm, gieb mir ein Schmatzerl und bleib mir getreu.“ Die Seele unserer Tafel war aber eigentlich die hübsche Kellnerin, deren Huld und Anmuth so auf die Gemüther wirkte, daß sich keiner, auch der argen und schlimmen nicht, Unanständigkeiten gegen sie erlaubte. Eine schöne hohe und schlanke Gestalt mit einem Gesichte voll Engellieblichkeit, mit zarten rosigen Wänglein, einem schneeweißen Stupfnäschen und einem Munde, um den die Grazien spielten; und über dieses holde Antlitz leuchtete eine freye Stirne, unter der die schönsten blauen Augen funkelten; schwarze Haare flogen um die weiße Brust, hinten zierlich in Locken gerollt. O es ist unbeschreiblich, was ein schönes Weib vermag. Diese machte uns die ungeheure Zeche, den Regen, Sturm und alles, alles vergessen. Nach dem Dudeldum der Harfe mußte sie und einige schlechtere Lückenbüßer mit den Tanzlustigen rundwalzen. Woher so ein Mädchen den Schein der Sittsamkeit und Unschuld doch in einem Gasthause nimmt? Oder giebt es auch in dieser Hinsicht privilegirte Menschen, welche die gewöhnlichen Schulden menschlicher Gebrechlichkeit nicht so hart drücken? oder endlich solche, die täglich den Verführungen aus-

gesetzt, nicht erliegen? die letzten wohl am wenigsten.

Heute Morgen um 4 schallte die Glocke, und wir wanderten aus Vater, wo wir geschlafen hatten, in allerley Gruppen dem Boote zu, lustig und poßierlich anzuschauen. Am besten nahmen sich die armen Weiber aus, alles Standes und Gewerbes, wie sie einzeln, oder von ihren Nachtgesellen und Eheherren geführt, heran kamen, besprützt und besudelt vom Koth bis über die Knöchel, und so mußten die Armen denn in ihrer fatalen Kleidung das steile, schlüpfrige Ufer mehr hinabrutschen, als steigen, und sich uns Spöttern und Spionen Preis geben. Daß man nicht so viel von politischer Selbstständigkeit des Weibes schwatze; sie sind fast immer schutzlos und des Schutzes bedürfend, und in so vielen Zuständen, ihrer Natur nach, fast unbehülflich. Billiger Weise soll man nur mit einer jungen und schönen Frau auf Postwägen und Postschiffen reisen. Gegen halb 5 stießen wir vom Lande, noch immer bey umwölkten Himmel und Staubregen. Aber allmählig brach die Sonne durch und bildete auf den Bergen am linken Ufer die magischesten und feenhaftesten Gestalten, indem sie ein Loch nach dem andern in den silbernen Schleyer riß, womit der dampfende Morgennebel die buschigten Berggipfel und die Thürme der Dörfer umhüllte. So legte ich mich aufs Verdeck hinaus, und genoß

frisch und gestärkt des wunderschönen Anblicks der Welt um mich her. So segelten oder schwammen wir langsam weiter, dem mäandrischen Strome nach, dem es hier in wunderlichen Krümmungen durch blühende Wiesen und Kornfelder hinzuspielen beliebt; zur Linken mit aufsteigenden Bergen, hie und da mit Reben bekränzt; zur Rechten immer noch die fruchtbare und kornreiche Fläche. Dörfer, mit Stroh und Schindeln gedeckt, doch alle mit schönen, stattlichen Kirchen; und die weidenden Rinder- und Roßheerden erinnerten uns an Menschen, noch mehr aber die Menschen selbst, die zu zweyen und dreyen über den Strom fuhren, und zu 30 und 40 auf stattlichen Roßen saßen, und Salzschiffe, alle an einander gekettet, den Strom hinan schleppten. Sie sind stark und rüstig gebaut, meistens braun und mittlerer Statur, breitschultrig und nervig an Waden, aber mit dummen und vom Aberglauben zusammengedruckten und gefalteten Physiognomien, worin eben so viel Ehrlichkeit, als Bestialität liegt. Gott verzeihe das Wort; aber so ist es. O man möchte das alte Unwesen des Aberglaubens verfluchen, wenn man diese Menschen und dieses Land so zusammen sieht. Der Bayer, wie man ihn hier und auf den Dörfern sieht, ist grob, stumm und dumm. Anders schon die Weiber; diese haben es doch immer durch ihre Natur voraus, in ihrem ganzen Wesen nicht so

ſehr verwandelt und zerrüttet zu werden, als der unbeweglichere Mann, beſonders in jugendlichen Jahren. Der Weg kurz vor Straubingen ward entzückend durch die Täuſchungen, womit er uns zaubertäuſchte, immer in wechſelnden Zickzacken der Stadt bald näher, bald ferner, bis wir um 10 Uhr Vormittags anlegten.

Den 8. Jul. Nachmittags um 2 Uhr machte ich mich an Bord des Donaubootes, das binnen 6 bis 8 Tagen für 5 Gulden für den beſten Platz, der freylich noch kein guter iſt, die Reiſe nach Wien von 60 deutſchen Meilen zu machen verſpricht. Es war eine ſchreckliche Hitze, welche die Menge der Menſchen auf der Brücke und dem Verdecke noch abſcheulicher machte, und ſo mußten wir beynahe 2 Stunden braten, ehe wir klar wurden; und dieß alles einem unſrer Paſſagiere zu Gefallen, der ſich indeſſen durch ſeine Freundlichkeit jetzt ſchon uns alle wieder verſöhnt hat. Unſer Schiff, oder Boot, worauf wir fahren, iſt ein flaches Ding, etwa 35 bis 40 Ellen lang, zu beyden ſpitzen Enden offen, und mit Fäſſern und Körben gefüllt, unten etwa 3 bis 5 Ellen hoch bedeckt, und ebenfalls mit Gütern, Bagage und Menſchen vollgepfropft. Dieſe Menſchen haben zwey Abtheilungen: die am hintern Ende, das eben ſo gut, als das vordere, iſt, ſitzen, zahlen bis Wien zwey, die andern vier und fünf Gulden. Da ſitzt und liegt

um ſteht alles über und unter einander, wie es der Zufall und die Laune eines jeden gebietet. Zum Glück hat man das Verdeck, wenn es nicht regnet; ſonſt würden Hitze und Ausdünſtungen es ganz unausſtehlich machen. Dieſe Schiffe werden in Wien verkauft, wenn ſie ausgeladen ſind, und gehen dann mit neuen Menſchen und Waaren die Donau weiter hinab, oft bis an das ſchwarze Meer hin. Wöchentlich, alle Sonntage, geht regelmäßig ſo ein groſſes Schiff von Regensburg ab. Für dieſe Donaupoſt ſind 16 bis 17 beſchworne Schiffmeiſter, die wechſelnd fahren. Unſer jetzige ſoll einer der langſamſten und feigſten ſeyn. Sobald wir hinter Niederwöhrd waren, wehte uns eine friſchere Luft an, und wir erholten uns nach und nach und konnten einander in Augenſchein nehmen. Es gab Leute faſt aller Nationen, Franzoſen, Engländer, Schweizer, Juden, Weiber und Mädchen; von letztern leider nichts feines. Die Fahrt wird ſogleich entzückend ſchön. Die Berge des Regensburger Stifts laufen zur linken Hand dicht am Ufer mit Weinbergen, Getraide und Bäumen fort, und zur Rechten breitet ſich die ſchöne korn- und wieſenreiche Ebne immer weiter aus. Die hohen Bäume, Linden, Ulmen, Sturmweiden ſtehen am Ufer alle von einem gigantiſchen Wuchs, und mit einem ſo üppigen Grün, als man es bey uns Hyperboreern nicht ſieht. Bald fuhren

wir unter dem mächtigen Donauſtauff und ſeinen hohen Trümmern hin, die einen weiten Umfang haben, und rings bis zum Ufer hinab mit Gärten und Weinbergen umpflanzt ſind. So fuhren wir dann Brennberg, Riefenholz in weiterer Ferne vorbey, ſo dem ſchönen Wörth, dem gegenüber wir landeten im Dorfe Pater, oder Vater. Die Geſellſchaft theilte ſich. Wir, die rüſtige und unbeweibte und unbepackte Jugend, nahmen ſogleich das beſte Wirthshaus ein und machten eine frohe Mahlzeit und einen muntern Kommers, beſtehend aus mir, einem Buchhändler nebſt ſeiner Gefährtin, einem Studenten aus Würzburg, einem Schweizer und einem teutſchen Kaufmann, einem engliſchen Fabrikanten und unſern Kondukteur. Um 12 lagen wir auf dem Ohre, nicht ohne manchen Spas und eine verwünſchte Hitze; auch die Mücken ſchwiegen die ganze Nacht nicht. Der arme Engländer verſteht faſt kein Wort teutſch; ich machte ihm, ſo gut ich konnte, den Dollmetſcher; er war einem Entzückten ähnlich, als er die ſüßen Töne der Themſe hörte.

Heute Vormittag habe ich mich mit den Franzoſen unterhalten, feinen und zierlichen Leuten. Ich gab mich für einen Schweden, der ein ſechs, ſieben Jahre in Deutſchland gelebt habe, um deſto ungezwungener mit ihnen zu ſeyn, aus, und werde dieß bis Wien behaupten, um deſto weniger ver-

achtig zu seyn. Der eine schien ein geschiedter Mann im Gespräch, ein vierzigjähriger und was drüber ist, ein Emigrant; er gestand endlich, er sey 7 Jahr abwesend, Priester, und treibe jetzt Handel. Er hat was einzubrocken, 4000 Louis im Vermögen, sagte der andre heute Nachmittag, als uns dieser in Straubingen verlassen hatte. Der zweyte, ein Breton, ist ein wüthender Feind der neuen Ordnung der Dinge; doch gab er Gründe an, die dieses menschlich erklären. Mir, sagte er, kostet diese neue französische Freyheit zwey Brüder und neun andre Personen meiner Verwandtschaft, die die Guillotine gefressen hat, ohne das Geld zu rechnen, was ich durch sie verloren habe. Er führt ein artiges kleines Weib bey sich, eine Wienerin, die aber seiner Lebhaftigkeit nicht entspricht. Es sind übrigens allerliebste Leute, fröhlich und freundlich und sich mittheilend. Das andre Ende ist mir immer noch ein unentdecktes Land. Hübsches und Artiges ist indessen nicht da, soviel habe ich wohl beym Ein- und Aussteigen gesehen. Handwerkspursche, häßliche Frauen und Mädchen, und andre lose Leute. Eine Dirne trat gestern Abend zu uns spionirend. Der Schweizer, der Buchhändler und ich standen vor der Thüre. Auf Stroh könne sie nicht liegen, meynte sie. Wir proponirten, wie gewöhnlich. O drey Kerls ist

nichts, das iſt nicht des Anfangens werth! Wir lachten und gingen.

Ilſihofen den 10. Jul. Abends.

So ſaß ich und ſchrieb, und unſre Mannſchaft trieb ſich, immer günſtiger Winde wartend, herum. Aber der Wind ward immer ſtärker, und um 6 Uhr eilte alles der Stadt zu ins alte Quartier, wo die reizende Kellnerin war, nachdem man ein Stündchen wieder den Ulahnen zugeſehen hatte, die ſich auf dem alten Platze umtummelten. Der Abend war luſtig durch mancherley Scherz und Kurzweil, den die von Officieren, Bootsknechten und Paſſagieren gemiſchte Geſellſchaft angab. Zugleich gab das ſchöne Kind allem einen wunderbaren Reiz, und ließ den ſchlechten Oeſterreicher ſelbſt, leidlich die Kehlen hinabgleiten. Wir kamen ſpät in die Betten, konnten aber nicht ſchlafen, weil im großen Ballhauſe, uns queer gegen über, die ganze Nacht geſiedelt und getanzt ward. Um 3 Uhr Morgens ward geweckt. Ich trank eine halbe Bouteille Wein, ſagte dem holden Mägdlein herzlich Lebewohl und ſo ging es über die Wieſen, beynahe eine Viertelmeile, am Bord zurück.

Der Morgen war einer der ſchöneren und ſeltnen. Die aufgehende Sonne leuchtete wohlgefällig auf den wogenden Weyhrauchdampf, den der

Strom und die Berge den geſtirnten und himmliſchen Mächten darbrachten. Kein Lüftchen wehte auf der Spiegelfluth, keine Kehle ſchallte aus den hohen Bäumen an den Ufern des Stroms. Es war eine hohe Feyer der Natur, eine Anbetung der ewigen Kraft, die kein Sterblicher erkennt. So froh ſtand ich auf dem Verdecke. Bald ſauſte unſer Schiff unter der Straubinger Brücke fort, die man für eine der gefährlichen Durchfahrten der Donau hält, und von der Agnes Bernauerin herabgeſprungen ſeyn ſoll. Die Gegend wird immer romantiſcher und lieblicher. Die linken Ufer ſind noch immer hoch, die rechten flach, mit Wieſen, Wald und Korn wechſelnd bedeckt. Schöne Inſeln, mit weiſſen Weiden, Möven und Strandläufern, ſperrten zuweilen die ſchöne Ausſicht und erinnerten mich an die lieblichern Meeresufer des vaterländiſchen Himmels. So kamen wir unter Bogen, wo eine entzückende Ausſicht alle Blicke zu ſich reißt. Hoch und hart am Ufer läuft ein ſteiler und runder Berg empor mit einer ſtattlichen Kirche, die dem unten ſchiffenden auf den Kopf herabzukommen ſcheint, und hinten ſtreckt ſich das dunkle Tannengebirg weit in die Ferne hinaus. Um 6 Uhr flogen wir unten im ſchnellen Lauf vorbey, und beneideten der heiligen Jungfrau ihren ſtolzen Wolkenſitz, der eine wahre Vergötterung iſt. Es wohnt nemlich hier die berühmte Maria zum Bo-

gen, die in ihrem Bauche das Jesus-Kindlein zeigt. Zu ihrem unversiegbaren Gnadenquell wallfahrten noch jezt jährlich eine Menge Menschen den steilen Berg hinan, was allein schon einen reichen Ablaß verdiente. Diese heilige Gebenedeyete ward in irgend einem Kriege aus ihrem Sitz vertrieben, gerieth, ich weiß nicht, ob durch Zufall, oder frevle Ketzerhände, auf den Donaustrom und schwamm trotz ihrer steinernen vis inertiae hier an, und bezeugte so, daß sie diesen Platz zu ihrem Sitz gewählt habe. Es fehlte nicht auf unserm Schiffe, die sie mit entblößtem Haupte und Kniebeugung begrüßten, auch nicht an Katholiken, die laut spotteten. Hinter Bogen läuft die Donau immer in Krümmungen, bald breiter, bald schmäler, bald langsamer fort. Die Berge wenden sich rechts ab und treten mehr in die Ferne zurück, auch so noch schön und lieblich. So fuhren wir an drey Stunden etwa, wo der Adamberg mit seinen großen Trümmern, auch er ein Denkmahl des Schwedenkrieges, zur rechten Hand plözlich in der Ebene majestätisch und prächtig emporsteigt. Eine fröhliche Erscheinung bey meinem Zahnschmerz und bey der Schwüle des Tages. Bald ging es das links liegende Städtchen Deckendorf vorbey, unter einer hölzernen Brücke. Von hier wandten wir uns durch die freundlichsten und fruchtbarsten Ufer mehr östlich, und sahen nicht ferne die schö-

den Mauern der Burg Winzer vom Berge herabdräuen, die der berühmte Franz Trenk im Kriege von 1740 abbrannte. Hinter Winzer ward die Gegend immer flacher und die Luft immer heißer, und mein Zahnschmerz böser, bis es 5 Uhr schlug, und Hitze und Schmerz mit schönerer Gegend und milderer Luft sich legten. Zu beyden Seiten steigen die Ufer wieder mit Tannen und Felsenmassen, welche den Strom einengen, und seinen Lauf schneller machen. Wir bewunderten die schönen Trümmer der Fuggerschen Burg Iggersheim, die hoch über unserm Haupte am Eingang der Berge herabhing. Um 6 Uhr schwammen wir im Städtchen Filzhofen an, wo ich nun in der grünen Tanne einsam im großen Saal sitze, und über die Donau und das menschliche Treiben und Thun weit hinausblicke. Doch der Barbier wetzt auf meinem stachlichten Bart sein Messer. Noch ein Blick auf das herüberdämmernde Iggersheim, und Adieu.

Allenthalben am Ufer ist die Aerndte, und Wagen voll Korn und Wiesen voll Vieh, das aber nicht so gut ist, als man billig bey den schönen Wiesen fordern sollte. Man wendet nicht die Sorgfalt darauf, als selbst in den ärmsten Gegenden Frankens. Die Häuser sind mit Stroh gedeckt und beschindelt, und diese reich mit Feldsteinen belegt, damit der Wind sie nicht abblättere. Alles hat ein finsteres und trauriges Ansehen, wie der Abtey-

glaube und die Dummheit, die die Menschen hier unterdrücken. Und doch, da das Holz hier reichlich und so wohlfeil ist, so müßten Ziegel so kostbar nicht zu brennen seyn; aber bey allem Reichthum der Gefilde giebt es keine Industrie, wie in dem ärmeren Thüringen und Franken. Von diesem Ansehen sollen alle bayrische Dörfer mehr, oder weniger seyn, gerade wie sie das arme Tyrol und Salzburg hat.

Ich hätte heute frohes Muthes seyn können, wäre es nicht so heiß am Himmel und meinen Zähnen gewesen. Der junge Breton ist ein munterer und lieber Mann, und wir haben doch manchen Spaß mit einander gehabt. Ein andrer Alter ist ein Obersachse und im Dienste des Herzogs von Sachsen-Teschen, hat mich in Affektion genommen und mir tausend Schnurrigkeiten von Joseph, vom siebenjährigen Kriege und von Brabant erzählt. Seine Frau, ein junges Weib von etwa 30 Jahren, ist eine ächte Brabanterin aus Brüssel, und trägt ein Kind von einigen Jahren auf dem Arm, das uns wegen seines Zahnens viel vormusicirt hat. Sie ist eine anständige brave Frau, wie es scheint, beredt und muntrer, als die Flamländerinnen gewöhnlich seyn sollen. Sie gehen nun als Emigranten von Brüssel, wo die Frau ihr Erbe hat holen wollen, nach Wien. Der Alte trägt seine 64 Jahre auf dem Nacken, ist rüstig und

munter, und klug in politischen Dingen, fertig mit Kopfnicken und Schulterziehen, mehr andeutend, als wissend. Mit diesem und dem demokratischen Buchhändler politisirte ich, während unser Franzose auf Marat und Danton fluchte. Ich mußte indessen vom Norden erzählen, und log auch nichts, als meine schwedische Herkunft. Die Leute sehen mich hier nun freylich als was Seltsames und Ungeheures an, weil der Schwede hier in einem verfluchten, aber großen und tapfern Andenken steht; aber dies giebt doch einen Respekt, und bey den Glaubensgenossen eine große Ehre. „Ja Sie sind ein braver Mann, klopfte mir der Schiffmeister auf die Schulter; das sind die Schweden alle, die haben doch den Glauben gerettet.“ — Andre sagten mir, sie hätten sich die Schweden nicht so vorgestellt, wie sie mich sähen. Ich unterlasse dann nicht, die schwedische Nation zu preisen, und ihr Lob aus vollen Backen zu posaunen, so daß alles aufhorcht.

Eine ernsthaftere Unterhaltung war heute Abend die mit dem jungen Würzburger, dem Studenten, der desperat und auf gut Glück in die Welt hinein geht. Dieser Bursche ist schlank und hager, aber sein ganzes Wesen hat sehr viel Einnehmendes, ohne zu bestechen. Sein Gesicht spricht Leidenschaft und Empfindung, seine Sprache drückt sie lebendig, sein Gesang schön und rührend aus. Die Liebe sagt

ihn nun in die Welt hinein, die ihm noch vor kurzem alles Schönste des Lebens versprach. Ein Mädchen, das mit Jugend und Schönheit Reichthum verband, das ihn innig liebte und selbst die Genehmigung dieser Liebe von einem strengen Vater erhielt, läßt sich bethören und geht mit einem glattköpfigen Violinspieler durch. Die Thränen liefen ihm über die Wangen, als er es sprach, und fest preßte er mich an sich. „Ich bin geliebt worden, wie es nie ein Mann ward. Sehen Sie hier Ihre Silhouette, war sie nicht schön? ach! schön und gut, und doch ein so leichtfertiges Herz! Es giebt nichts Beständiges in der Welt. Ich suche nun Ruhe im Weiten; das Schicksal kann mir nichts nehmen. O der ist reich, der nichts mehr von ihm bettelt!“ So lief er fort. Ich ging auf unsern großen Speisesaal und sah sehnend und glücklich über den silbernen Strom und die dämmernden Berge hinüber. Als ich in mein Schlafzimmer kam, war nebenan ein fürchterlicher Lärm. Ich hörte den alten Engländer fürchterlich toben und wüthen und ein God dam und rascals und villains! jagte das andre. Ich mit dem Lichte hinein. Da stand der Alte im Hemde vor seinem Bette in der lächerlichsten Stellung, mit geballten Fäusten und fletschenden Zähnen. See Sir these boys are rascals, they have shiten in the pot. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten und gebot Ruhe, schalt

die Baben, und brachte den Thäter, den der Alte schon geohrfeigt hatte, zu Thränen: Smell but, it smells devily. Ich bejahte es in vollem Ernst, er stieg wieder ins Bette, die Burschē krochen unter die Decke und ich ins andre Zimmer; nicht ohne Lachen über den tollen Auftritt, obgleich der Alte mich jammerte. Heute Morgen kam er noch zornig heran und fluchte über Flöhe und Wanzen und Gestank und schimpfte das Wirthshaus ein Newgate und infernous house. Wir zahlten eine gute Zeche und sitzen jetzt in der Kajüte.

Donnerstag Morgens den 12ten Jul.

Ein Maß guten österreichischen Weins ist die Kehle hinunter. Mit meinem lieben Franzmann und seiner klejnen runden Frau habe ich durch Engelhardszell und längst der Donau einen Spaziergang gemacht, und sitze nun in einem Erker über den alten majestätischen Strom und schreibe.

Wir stießen gestern den 11ten Jul. halb 5 Uhr von Filzhofen ab, und landeten um 8 Uhr in Passau. Hinter Filzhofen breiten sich die Ufer wieder aus und senken sich, besonders das rechte, zu reichen Fluren und Feldern. So schwimmt man durch mannigfaltige Krümmungen nach Passau hinan, wo sie enger und enger zusammentreten, und sich

mit

mit majestätischen Felsenmassen, Buchen und Tannenwäldern erheben. Wir hatten keine Langeweile, denn alle Augenblicke kam ein Zug von 30, 40, 50 Pferden, die große Böte mit Mehl, Hafer und Ungarwein zogen, indem kleinere mit einzelnen Menschen beladen, sich langsam den Strom hinan, oder hinüber schaufelten. Kaum in Passau angelangt, durchwanderte ich mit dem jungen berliner Kaufmann den schönen fürstlichen Park jenseits des Stroms, erstieg mit vielem Schweiß die Citadelle, ruderte dann in einem Kahn auf der Donau und dem Inn um die Stadt herum, eilte dann in den Strauß, wo die ganze Gesellschaft schon schmausend am Tische sah. Darauf wurde mehrere Stunden in der Stadt herumgeschwärmt, bis wir Nachmittag um 3 Uhr vom Lande stießen.

Passau ist in einem spitzen Winkel zwischen der Donau und dem Inn eingeklemmt, und giebt einen ganz feinen Anblick, wenn man es oben von der Citadelle, oder auf der Donau vorbeyfahrend sieht. Tritt man aber hinein, so verschwindet dies ganz, und man hat häßliche enge und höckerige Gassen, und fast in der ganzen Stadt nichts, als Schindeldächer. Für diese häßliche todte Natur entschädigt nun die lebendige reichlich, und es war eine Wonne für uns Zugvögel, in den Kirchen und auf den Gassen, und selbst auf den Waschplätzen am Inn so viele reizende Weiber- und Mädelgesichter zu sehen.

In der That, Passau will ich kühn eine der schönweibrigen Städte Teutschlands nennen. Welch ein Blut haben die Weiber bey ihrer blendenden Haut! welche schlanke und doch schwellende Gestalten! wie schön und verführerisch die schwarzen und blauen Schelmaugen, wie nett die Füßchen, wie kastanienbraun die Haare! Leider soll diese schöne Natur nur zu sehr in Wien beliebt seyn, wo die Passauerinnen in vielen Häusern die kleinen Stuben und Kammerdienste verrichten. — Der Dom ist ein schönes Gebäude, hell und licht, mit kühnem Gewölbe und Pfeilern, und mit fürstlicher Pracht, ja Ueberpracht. Daß er an allen Ecken und oben an der Decke mit Schildereien überladen ist, versteht sich. Mir war von allem nichts merkwürdig, als die Anbetung der heiligen Jungfrau mit dem Kinde. Die hohe Forderung der Kunst, zu idealisiren, erfüllt sie freylich schlecht, aber wegen der getreuen Darstellung der gemeinen Natur mag sie immer jeder bewundern. Die Gesichter der Anbetenden haben einen solchen Ausdruck von gemeiner Stupidität, Staunen und Gaffen vor etwas Großem und Unbegreiflichen, so eine dumme Hingebung des Schwärmers und Fanatikers, daß sich nichts Treffenders denken läßt; und als wirkliche Originale, die man noch täglich vor Heiligenbildern und Krucifixen knieen sieht, sind sie mit außerordentlicher Treue und Wahrheit getroffen. —

Am Dom liegt das fürſtliche Schloß, ein ganz artiges, ungothiſches Gebäude. Marktplätze giebt es keine. Die Geiſtlichen wohnen hier am beſten, wie natürlich. Die Canonici regulares im Nordweſten der Stadt wohnen ſehr hübſch, aber jenſeits des Inn's am Gebirg haben die Kapuziner zu Maria Hülf eine ſo romantiſche und liebliche Lage und Ueberſicht über die Stadt und die beyden Ströme, daß einem die Sehnſucht anwandeln kann, bey ihnen ſich einzuniſten. Die Häuſer in der Stadt ſind auch meiſtens ſchlecht gebaut, und alles deutet auf Armuth und Unthätigkeit. Und doch wie viele Städte haben ſo eine Lage? Die Bettler müſſen hier ſchlimm ſeyn; denn man lieſt die merkwürdige Warnung: Jeder Bettler kömmt ins Zuchthaus und der Geber bezahlt einen Dukaten. Sollte man eine Pflicht der Wohlthätigkeit ſo verbieten dürfen? Sonſt iſt es freylich angenehm, nicht ſo von Bettlern überlaufen und überſchrieen zu werden. Denn von Nürnberg an habe ich ſie auf allen Straßen und Gaſſen zahlreich und unverſchämt gefunden; auch der Nichtbedürftige probirt doch, ob er nicht etwas erſchnappe, und ſchreit die Reiſenden und Fremden an.

Der fürſtliche Park liegt eine halbe Meile von der Stadt. Man geht über die zitternde Donaubrücke zur linken Hand gegen Norden den Berg hinan. Er gehört zu den ſchönſten, die ich geſehen

habe. Von der Kunst will ich nichts sagen, denn was es davon giebt, das habe ich an vielen Orten, ja an den meisten, besser gesehen, aber die Natur ist hier bewundernswürdig schön. Unten fließt der mächtige Strom, und kleine Häuschen und stolze Gebäude lehnen sich hart an sein Ufer, und lassen einen schmalen Fahrweg. Hoch über diesen steigen dann die stolzen Himmelssäulen, die Felsen, mit ihren hundertjährigen Fichten bergan. Alle Augenblicke stößt man auf schöne italienische Pappelgänge; auf rieselnde Bäche, die brausend vom Felsen ihrem großen Vater zustürzen und hie und da lustige Teiche, mit Erlen, Platanen und Weiden umkränzt, bilden, süße Asyle der liebenden und lockenden Sprosser des Frühlings, mit Grotten von Bäumen und Felsen, von kühlem und frischem Wasser umschwätzet und auf mancherley Weise von ordnenden Händen verschönert und geschmückt. Hölzerne Brücken führen über die Schlünde und Schluchten. So steigt man immer den Berg hinan und hat endlich eine Aussicht auf Gefilde, Dörfer und Wälder. Wir trafen einen ganzen Haufen Schnitter am Walde, die Roggen einfuhren. Wir gingen durch das Schloß des Parks, und seine Nutz- und Orangeriegärten wieder zum heiligen Strom hinab, nicht ohne Rührung des Spruchs eingedenk, der als Aufschrift auf einer Brücke stand, die über eine tiefe Schlucht führte: Alles ist Uebergang. So

ging es die Donaubrücke vorbey zur Citadelle hin, um der entzückenden Aussicht über und auf dem Strom in ihrer ganzen Herrlichkeit zu genießen. Man geht hier durch ein Felsenthor, das in einer Höhe von 24 Fuß durchgehauen ist. Nun kömmt man an die Ilze, einen kleinen Strom, der hier in die Donau fällt, und an welche sich ein kleines Städtchen lehnt. Wir krochen von hier in zehrender Sonnengluth den Berg hinan; mein Gefährde mußte alle fünf Schritte stillstehn, um Athem zu schöpfen. Diese Citadelle steigt schroff auf zackigen Felsen den Berg hinan, und alle Lücken zwischen diesen sind mit gewaltigen Mauern verwahrt, so daß sie von unten angesehen, ein kühnes Ansehn hat. Oben verliert sie dieses, denn hinter ihr im Norden liegen höhere Berge, und zu dieser Pulver- und Kanonenzeit ist sie dort, trotz ihrer trocknen Gräben und Zugbrücken, Mauern und Thürme nicht mehr fest. Aber wenn sie oben an ihrem eignen Platze an Ansehen verliert, so giebt sie es andern Dingen desto reicher. Ich stand hier eine schöne Stunde auf dem obersten Mauerwall, und genoß nach allen Seiten der herrlichsten Aussicht, sah die Stadt mit ihren Thürmen und Kirchen, ja selbst auf ihre krummen Gassen, und auf die Menschen hinab, die darin wandelten, sah drüber die schönen Berge mit dem Kapuzinerkloster, den schnellen Inn und die Donau, mit tausend Kähnen

und Böten befahren, und vom Getöse der Rossetreibenden Führer, und dem Klatschen der Ruder belebt. So sah ich über die schrecklichen und schrofsen Felsen hinunter und wünschte mir Flügel. Die grünen waldigen Gebirge, die braunen Felder mit den schneidenden und ärndtenden Menschen, das Gewimmel der Kähne und der Bootbauer auf und an der Ilze, alles, alles Leben und Weben gab auch mir frisches Leben und Muth in der Brust. Es liegen hier einige Soldaten, würdige Proben des Reichskontingents. Hier oben in der Luft ist das Spital. Löblich und brav; zu solchen Gebrauch können diese alten Felsennester nun nur einzig noch dienen. Unten an dem Felsenthore ist das mächtige Gebäude, welches über der Donau hängt, zu einem Strafhause geworden; auch dieses gut; denn auch sie haben frische Luft, und zugleich Unterhaltung und Belustigung durch den Blick über den wimmelnden Strom und die Stadt. Von hier stiessen wir in einem Kahn ab, und fuhren ein halbes Stündchen auf der Donau und dem Inn, und landeten dann am Thore unsers Gasthofes, wo die Gesellschaft schon bey einem lustigen Mahle sas, dem vier elende Fiedler ein widerlich gellendes Getöse machten.

Um drey Uhr stießen wir ab, und hatten zur Rechten bald österreichisches Gebiet, zur Linken noch immer passauisches. Die Berge senken sich und er-

weitern ſich zum Theil zu Feldern. Aber nicht lange, und ſie heben ſich wieder. Die Donau bildet einige liebliche Inſeln. Wir fuhren um eine ſchöne Krümmung, und hatten den Krempeſtein vor uns. Dieſes kleine Schloß liegt an der Mitte des Berges auf einem abgeriſſenen Felſen hoch über dem Waſſer ſehr romantiſch und mahleriſch. Zur paſſauiſchen Seite ſtanden ihm alle 500 Schritt kleine Kapellchen mit Heiligenbildern als Gegenſtücke. Man nennt dieſe Burg auch das Schneiderſchloß, weil ein Schneider, der eine todte Gais durch ein Fenſter hinabſtürzen wollte, ſo unglücklich war, ſich dabey zu verwickeln, und den Sprung mit zu machen. Hinter Krempeſtein wird der Strom durch die zuſammentretenden Berge eingeengt, und tiefer und ſchneller, und die Berge ſteigen immer höher. Man wendet ſich aus den Norden nach Süden, ſieht das ſchönt Schloß Fürſtenſtein weiter hinauf zur Rechten, ſegelt dicht vor einem Felſenſtück in der Donau vorbey, worauf ein Kapellchen ſteht, und welches Links die Gränze des Oeſterreichiſchen und Paſſauiſchen macht, hat Links in weiter Ferne einen ſchönen alten Thurm, der wie ein Geſpenſt aus den Tannen und Buchen herabnickt, und ſchwimmt ſo an Engelhardszell an, wo ich dieſes ſchreibe. Unterwegs war der freundliche Franzmann mein Geſelle, und wir haben frohe Unterhaltung gehabt, und manchen Spaß getrieben. Er iſt Se-

Kutsche des österreichischen Gesandten in Petersburg, des Fürsten Dietrichstein, und wird ihm von Wien aus folgen. Jetzt kömmt er von Rastadt, und schwört, daß der Krieg wieder anfangen wird, und daß die Franzosen dann werden verweht seyn. Noch vielen Spaß hatten wir mit einem fränkischen Bauersmann, der nach Linz geht. Er erzählte vom französischen Kriege. Einmal packten ihn Rothmäntler, und brauchten ihn zur Bauswehr gegen die Franzosen, indem sie ihm die Gewehre auf die Schultern legten, und so einen Mann nach den andern niederpurzeln machten. So ging es einige Zeit und ihm war nicht wohl dabey zu Muthe. Aber endlich hatte sich der Feind gedreht, einige Rothmäntler wurden gefangen, und sein Schulterleger hinter ihm mit einer Kugel erschossen. Die Franzosen nahmen ihn erst für einen Spion und wollten ihn hängen. Aber durch das Gefangenen klärte sich die Sache auf, er ward unsern Gelächter, und mit einigen grosen Thalern beschenkt, frey gegeben.

Die Mauth in Engelhardszell widerlegte das Gerücht von ihrer Strenge. Die Leute waren alle sehr artig und visitirten leicht. Unsre Päße nahm man uns ab. Sie werden versiegelt und man bekömmt sie in Linz gegen eine Gebühr wieder. Ich wanderte um die abendliche Zeit in Engelhardszell herum, unterhielt mich mit unsrer französischen Ge-

fellschaft, hatte eine frohe, durch Wein und Politik begeisterte Abendtafel, wobey der alte Burton sehr warm ward, legte mich dann in den Erker träumend über die Donau hin, worin der Vollmond glänzte, und unterredete mich endlich zu Burton und dem Berliner ins Bette. Die Donau ist hier ohngefähr 400 Schritte breit und fließt nicht sehr schnell, muß also sehr tief seyn. Der Grund ist meistens felsigt, und hie und da ragen einzelne Felsen wie Ungeheuer aus dem Wasser hervor; andre liegen tiefer, und bilden kleine Wirbel auf der Oberfläche des Wassers. Am Ufer hat sie Kapellchen und Bilderchen, wo berühmte Kirchen mit Wallfahrten, und auf den Brücken den heil. Nepomuk mit seinem gestirnten Haupte, welches oft noch mit einem Glockenschirm gedeckt ist. Dieser paradirt auch oben auf der passauer Citadelle. Freylich wenn er mal wieder ins Wasser müßte, so würde der größte Theil von Teutschland sich noch im Schwimmen üben müssen.

Donnerstag den 12. Jul.

Ich war frühe auf und hielt bey einer Bouteille Wein auf einem Erker über der Donau die Morgenandacht, freute mich der schönen Na-

tür, und machte dann mit Burton und meinem Franzosen einen Spaziergang. Burton ist ein gescheidter, äußerst heftiger und jovialischer Mann, gut in den Lateinern bewandert, und er spricht von allen menschlichen Dingen mit der äußersten Einsicht, gesteht auch frey, seine Nation sey an Artigkeit die letzte von allen, viehisch, stolz und unwissend in den Gebräuchen anderer Völker. Mit gleichem Eifer fuhr er über den Aberglauben und Neger- und Judentyranney los, wozu die Ausschliessung unsers Juden von der gestrigen Mittagstafel Gelegenheit gab, da der Schweizer ihn weggewiesen hatte. So haben wir, neun Mann hoch, heute Mittag und Abend mit unsern Damen ganz fröhliche Zeche gemacht, und endlich bis in die sinkende Nacht uns an der Gesellschaft des hintern Schiffsraums ergötzt, die unten im großen Saale ihre Orgien hatten, wo die Handwerksmusche bey Wein und Tanz froh aufjauchzten, um endlich ein jeder mit seiner schmierigen Dame bey Seite zu kriechen. Wir wollten freylich heute Nachmittag abstoßen, aber theils war die Mauth erst um fünf Uhr berichtigt, theils ward der Regen mit Donner und Blitz so heftig, daß keiner von den Schiffsleuten aus dem Quartier wollte.

Freytag den 13. Jul.

Wir haben bis Aſchach, wo ich ſchreibe, eine wunderſchöne Reiſe gehabt. Der Wind wehte kalt und ſcharf, und die Sonne konnte noch nicht über die hohen Berge vor uns kommen, doch ſtand ich feſt auf dem Verdecke und ließ die andern in unſerm Loche die ſchimpfliche Luft ſaugen. Die Berge ſteigen hinter Engelhardszell immer noch empor, bald kömmt man durch die ſchönſten Krümmungen bis unter das ſchöne Schloß Rheinach, welches hoch im Waldgebirge zur Linken liegt, und ſchauerliche Siten, Bäche und Bergſchlüchte als Verzierungen unter ſich hat. Bald folgt Marsbach oben im Gebirg, welches unter ſich ſchroff über dem Waſſer auf einem Felſenzacken einen alten Thurm, und gegen ſich über zur Rechten herrliche Trümmer hat, aus deren Mauern gewaltige Tannen hoch in die Wolken emporſtreben. Bald ſieht man wieder linker Hand einen Thurm hervorgucken, durch ſeine Geſpenſter berühmt, und ſelbſt ein Geſpenſt der Schiffer und Wandrer. Der Strom wendet ſich nun links um eine Bergſpitze durch die engeren, ſteileren, felſigeren Geſtade reißend fort, und man ſieht den Thurm mit ſeinen Trümmern, vom Strahl der Morgenſonne vergoldet, herabnicken, und freut ſich der Felſen, die mit ihren Buchen und Tannen immer grauſer und himmelanſteigender hervorſpringen. Dieſe Fahrt von Rheinach bis Neuhaus iſt

entzückend, und auch dieses Schloß mit seinem Thurm und der brausenden Michel hat eine anmuthige Lage. Hinter Neuhaus senken sich die Berge wieder und zeigen Dörfer, Kornfelder, Weiden und Erlen am Ufer. Wir sind hier wegen eines kleinen Windstoßes und Regengestöbers bey Aschach gelandet, welches mit einem alten Schlosse rechts am Wasser liegt. Es ist hier jetzt ein großer Artillerieparkplatz, wo viele Hunderte arbeiten, um dem menschenmordenden Kriege neue Opfer zu bereiten. Die Dörfer hier, heißen, sind, strohern und schindlig zum Theil. Man sieht schöne Pferde und Rinder, und ganz hübsche Menschengesichter, nur hie und da leider wieder in die häßlichen Kopfzipfeltücher gehüllt. Die Sprache wird immer barscher und rauhtönender, mit dem Ausdruck der Ehrlichkeit und Diminutiven, wie, und, erl.

Hinter Aschach wird die Ehne immer breiter, wie der Strom, und man schwimmt mäandrisch durch eine Menge der anmuthigsten Inseln fort, die ihre grünen Weiden und Erlen in dem Spiegel des Stromes zeigen, und von Möven und Strandläufern schallen. Es ist ein unbeschreiblich süßes Gefühl, wenn man stundenlang zwischen engen Bergen eingeklemmt gewesen ist, und nichts als schauervolle und große Gegenstände gesehen hat, mit einem Male in die stille und sanfte Natur entrückt zu seyn. Diese Inseln mit ihren Büschen und grü-

nen Ufern, das Geschrey der Möven und das Pfeifen der Strandläufer, brachten mich mit süßen Erinnerungen in das geliebte Vaterland. An beyden Seiten zeigten sich herrlich bebaute und bunte Fluren, zum Theil gedüngt und abgeerndtet, zum Theil mit ihren grünen Halmen die Sichel des Schnitters erwartend. Mit größerer Wonne und stillerem Gefühl des Lebens bin ich nie gereist. So fuhren wir einige Stunden durch die Inseln und flachen Gestade hin, sahen Schloß Ottenheim, wo der dritte Kunigundische Otto gebohren und als Kind in Stein gehauen ist, und fuhren dann wieder zwischen höhern Ufern auf das freundliche Linz zu, wo wir um Mittag landeten und uns die mancherley Fastenspeisen und den leidlichen Wein wohl schmecken ließen.

Nach dem Essen ging es zur Polizey, wo unsre zu Engelhardszell versiegelten Päße examinirt und dann mit dem Stempel des freyen Einpassirens versehen wurden. Man hatte mir von einer Inquisition gesagt, wir fanden die Leute artig und nicht zu schwierig. Ein einziger Bäcker durfte nicht passiren, weil er durch Mainz hatte passiren und seine Kundschaft mit dem Stempel der Municipalität von Mainz stempeln lassen müssen Nachher besah ich mit meinem Franzosen, der hier bekannt war, die Stadt und die Promenaden, ging auf ein halbes Stündchen zum hiesigen Kasperle, und stieg dann

auf einen hohen Berg, um die Reiche der Welt umher und ihre Herrlichkeit ein wenig zu besehen. Hier saß ich eine gute Stunde und genoß des reizendsten Anblicks, den man sich nur denken kann. Die Strahlen der sinkenden Sonne begossen alle Gegenstände mit dem holden Dämmerlichte, worin die Fantasie sogern mit ihren goldbesäumten Flügeln spielt. Still floß und silbern die Donau, mit Kähnen und Böten beladen, und vom Getöse der Menge umhallt, die Stadt vorbey. Jenseits schimmerte Uferlinz längst der Brücke hin, und man sieht weit hinaus ein anmuthiges Bild des süßen Friedens, Rüben, Kornfelder und Bäume, unter welchen das hochthronende Bestelberg sich dem Auge des Gebers als ein schöner Ruhepunkt zeigt. Gegen Westen am diesseitigen Ufer bey der Stadt sind steile Berge, woran sich wie an ewig stehern Gewölben, unten längst der Donau, kleine Häußerchen gelehnt haben, und die weiter hinauf Gärten, Gartenhäuser und blühende kleine Thäler zeigen. Aber unbeschreiblich ist die Aussicht nach Süden und Osten. Die Stadt breitet sich selbst wie ein schöner Garten Gottes nach Süden hin aus, und reiche und fruchtbare Fluren mit schönen Dörfern und ferneren Wäldern laufen amphitheatralisch hinter ihr fort, und weither dämmern die salzburgischen Schneeberge mit ihren leuchtenden Gipfeln, und erregen ein Gefühl des Aufflugs in die Unendliche

keit, das zu einem milderen Gefühle verſchmolz, als meine Augen der dampfenden Donau folgten, die mit Gebüſch umkränzt ihr ſchönes Haupt dem ſinkenden Sonnenſtrahl zum Vergolden darbot. — Fröhlich eilte ich heim, und ſah im teutſchen Dreher unten im Saale die ſchönen Linzerinnen einige Stunden walzen, weihte die letzte lebendige halbe Stunde dem Strom, und ſank in die Arme des Schlafs.

Stein den 14ten Jul. Abends.

Ich ſitze hier im Elephanten, unter mir die Donau mit Weiden und Erlenbüſchen, und das freundliche Kloſter Küttwein auf ſeinen ſchön gerundeten Fichtenbergen mir gegenüber.

Linz, wenn man die Altſtadt mit den Ringmauern rechnet, iſt ein kleines Städtchen. Sie hat ſchlechte Gaſſen mit ſchönen Häuſern, aber einen ſehr ſchönen Platz, ein hintres abhängiges Oblongum, welches hohe und zierliche Häuſer einfaſſen, und ein glänzendes Monument zu Ehren Gott Vaters und Gottmutter verziert. Die Kirchen mit ihren blanken und ſchimmernden Thürmen erhöhen die natürliche und künſtliche Freundlichkeit des Orts. Auch an dem Fluſſe machen die Häuſer hier beſſere

Miene, als die in Passau und Straubingen. Aber weit schöner als diese alte Stadt, sind die neuen Straßen, die eine größere Stadt bilden, und südlich der Stadt nach allen Richtungen hinlaufen. Hier findet man grade und breite Gassen, und fast durchgehends hübsche Häuser drey bis vier Stock hoch. Die Gräben um die alten Mauern der Stadt sind zu Gärten geworden, und an diesen läuft eine hübsche Promenade mit einer doppelten Baumreihe hin. So liegt diese niedliche Stadt an den Ufern der Donau von Westen nach Osten hin, und breitet sich wie ein Fächer nach Süden aus, mit dem reizendsten Hintergrunde von der Welt. Und was fehlt dem Vordergrunde? Die stolze Donau mit dem Gewimmel und den Stimmen der arbeitenden Menschen, mit der langen Brücke und dem jenseitigen Ufer hin, mit der schloßähnlichen Kirche von Bestelfeld, und den reichen Kornfeldern und Weinbergen; wo findet man dies alles leicht so wieder? Nach Osten hin sind an den Donauufern schöne Fluren und ein prächtiges Gebäude, worin eine große Tuchfabrik ist. Schade, daß die übrigen schönen Häuser doch fast alle mit Schindeln gedeckt sind. Oben auf dem Berge, wo ich so frohe Abendstunden feyerte, liegt eine stattliche und lustige Kaserne, hoch über den Felsen der Donau. Es giebt hier vorzügliche Fabriken in Baumwolle, vorzüglich aber in Wolle, und das Linzer Tuch ist weit berühmt

rühmt wegen seiner Güte. Noch angenehmer aber und dem Auge erfreulicher sind die Menschenfabrikantinnen, deren es hier wirklich allerliebste giebt. Fast alle sind wohl gestaltet und gebaut, und haben die frische und rosenstäubige Farbe der Weinländer; doch sucht man umsonst Witz und ein Fünkchen von der Prometheusflamme, die so wundersreizend aus einer lieblichen Gestalt zurückstrahlt. Unbegreiflich ist es mir, wie ein weinländisches Volk in Wort und That so träge und feuerlos seyn kann. Doch liegt nicht vielleicht das Meiste an Religion und Erziehung? Auch die Männer sind stark und meistens wohl gebildet. In unserm Wirthshause wurden wir übrigens gut barbirt, und der wasseranwohnende Krebs faßte uns mit scharfen Klauen an, und leider hatte er mit schmutzigen vorher alles besudelt, und auch seine Dienerschaft den rückwärtsigen Gang gelehrt, so daß man nach allen selbst laufen mußte, und ich mich mit dem alten Sachsen um ein Glas Wasser beynahe geschlagen hätte.

Nun noch einen Blick auf einige Personen unsrer Gesellschaft. Der Jude ist ein närrisches Thier und verbirgt unter einem gefallenden Betragen die ärgsten Gaunerkniffe, ein arger Mädchenräuber, dreist, verwegen und glücklich in seinen Unternehmungen. Er spielt mit einer Dame unsrer Gesellschaft täglich Komödie zur allgemeinen Belustigung.

Es ist eine alte Prüde, die Ansprüche macht und gefallen will. Sie ist nie unter Menschen gewesen, wenigstens nicht in einer solchen Lage unter so gefährlichen und verwegenen Menschen. Anfangs hielt sie sich ganz gut, als ein Mann, der uns in Passau verließ, sich ihrer noch annahm. Jetzt helfen ihr die Ausrufungen und Betheuerungen der alleinseligmachenden Kirche nicht mehr, sie wird immer alberner, und spricht und handelt wie eine Unkluge, und da macht der Jude denn lustig genug, in Einer Person den Necker und Liebhaber, und führt sie noch mehr auf das Glatteis der Albernheit. Meine gewöhnliche Unterhaltung ist der kleine Franzose, der mir immer lieber wird. Auch sein kleines rundbäuchiges Weib lebt bey der Annäherung ihrer Vaterstadt Wien auf, spricht zuweilen ein freundliches Wort mit, und kann recht artig seyn. Er war im Gefolge Ludwigs des XVI. bey seiner Flucht, und entkam mit wenigen andern ins Oesterreichische. Der Engländer ist ein politischer Weltverbesserer, der mit man the greatest foe to men, und God damn my father, to have begotten me und for teen miserables there's but one happy um sich wirft. Ich half ihm gestern mit seinem Passe aus, durch Bitten und Vorstellungen und öfteres Hin- und Herlaufen, sonst wäre er schwerlich nach Wien gekommen.

Der heutige Morgen war kalt und schön.

Fernher schimmerten aus den Süden im Morgenglanze die Schneeberge, über welchen der Traunstein wie ein Riese mit rauher und furchtbarer Stirn emporragte, und eine tiefe Sehnsucht nach den Alpen der Schweiz, diesen einst so glücklichen Alpen, in mir erregte. Vor uns dampfte der Strom mit seinen grünen Inseln und Bergen, und die Wolken legten um die dunkeln Tannen den rothen Schleyer der Heiligung. So schwammen wir in mannigfaltigen Krümmen durch Inseln fort, die Anhöhen ferner vom Ufer. Bald sahen wir rechts die Traun in den Strom fallen, die am Traunstein nispringt, und an welcher sich sehr reiche und kostbare Salzwerke befinden, ignobilis amnis. Ihm folgte bald die Ens, an der freundlich das Städtchen eben des Namens liegt; stattlicher, als jener fließt er daher, und zollt sein Wasser dem König der Ströme Germaniens, der immer noch zwischen grünen Eylanden und flachen Gefilden hinfließt. Etwa 3 Stunden von Linz fuhren wir unter dem reizenden Spielberg hin, welches bald ganz mit seinen Trümmern zusammenstürzen wird. Es ist nicht hoch über dem Wasser auf Klippen gelegen und rund vom Strom umflossen, der eine waldige Insel bildet, die lieblichste, die die Fantasie zaubern kann, worauf der alte Geschmack diese schöne Burg gründete, und deren neuer Besitzer, ein Graf von Wolfenstein, durch

das Krächzen von Fasanen die Schiffer sehr unleidlich aus ihren schönen Träumen aufschreyen läßt. Bis Mauthhausen ist die Fahrt von Linz her immer durch Ebene und Inseln gegangen. Nun erhebt sich die Gegend wieder zu Hügeln, und man schifft mit einer Krümmung nordöstlich unter dem schönen dauischen Schlosse Waldsee hin, welches vor sich im Nordost eine äußerst liebliche Gegend hat. Man sieht weithin den graden Strom entlang, und jenseits ein flaches Amphitheater, das sich mit Feldern, Dörfern und Büschen zu einem schönen Halbmond rundet, und nach den freundlichen und stillen Inseln, die eben so fröhliche Idee des Ackerbaues und des ländlichen Lebens lebendig erregt. Nun treten die Berge allmählig näher, und man kömmt nach einer langen Krümmung unter das stolze Schloß Kreyn, welches hoch und auf schroffen Felsen da hängt, unter sich brausende Wasser an seinen Klippen brüllen hört, und hinter sich das Dorf Kreuzing als Kontrast aus der Ferne darhält. Dieses schöne Schloß gehört dem Grafen Salaberg. Das Wasser drunten bricht sich zuweilen so kraus und laut, daß es den Namen Kreyner Schwall davon getragen hat.

Hier werden die Berge schroffer, die Ufer enger, das Wasser wilder. Hohe Felsen in fürchterlicher Unordnung und Größe liegen wie Schneebälle der Titanen auf einander gehäuft. Man

merkt es an allem, daß der Strudel nahe ist. Mehrere beten und falten die Hände, und der alte helfende und führende Pilot hält seine Hand gegen die Brust und bekreuzt sich. Ich habe den ganzen Vormittag gebetet, und die brausenden Wasser schießen mit meinem Empfindungen vorwärts. Das Boot tanzt auf den Wellen, die Schiffer rüsten sich zur Arbeit. Man fährt auf dem Strudel, ehe ich es merke, daß überall ein Strudel da ist, und bald ist man auch über den Wirbel hin, ohne daß jemand hier was Schlimmes und Gefährliches geahndet hätte. Dennoch hat man hier Beyspiele, daß von diesen Schiffen durch Unvorsichtigkeit und Zufall verunglückt und von dem Wirbel an die zackigen Felsen geworfen sind, um nie wieder die Donau zu befahren. Doch wie dem auch sey, für einen halben Seehund, wie ich bin, hat so ein Donaustrudel nicht viel Großes und Merkwürdiges, aber die Natur hat es desto mehr, und man möchte, um ihre Herrlichkeit noch mehr zu heben, Strudel und Wirbel noch etwas furchtbarer wünschen. Die Donau, die dicht zwischen die steilen Ufer geklemmt ist, hat sich hier durch den harten Fels einen Weg gebahnt und einen Rücken mit einer zackigen Krone stehen lassen. Dieser Felsrücken ist nun eine grüne buschigte Insel, an den Seiten gemauert, damit das Wasser nicht zu sehr aus einander fließe und durch Seichtigkeit mit seinen

Klippen den Strudel noch ſchlimmer mache. Auf der zackigen Krone ſteht der Reſt eines alten Thurms und Gemäuer mit einem heiligen Kreuz; dieſer Thurm hat jenſeits gegenüber ſeinen Bruder, der von einem gleichen Throne in die furchtbare Tiefe ſchaut. Durch dieſes herrliche Felſenthor ſtrudelt das Waſſer nun raſch durch, und das Schiff tanzt nach. Reizende Schluchten öffnen ſich links und brauſende Gießbäche vermehren die Schauerlichkeit der Gegend. Auch um die andere Seite der Thurminſel kann man fahren, aber es geht langſam und ſeicht und nicht eben ſicherer. So wie man aus dem Strudel heraus iſt, kömmt man zu dem Wirbel. Dieſer entſteht gleichfalls durch einen großen Felſenblock, welcher rechts hoch im Strom emporſteht und an dem das Waſſer ſich zürnend bricht, und unten Schlünde bildet, die es in einem weiten Kreiſe umdrehen und die Schiffe zugleich mit, ſo der Schiffer nicht Acht hat. Dieſer Felſen hat auch einen Thurm, ſtattlicher, als das Strudelthor, ein Emblem des Unvergänglichen im Wechſel aller Dinge. Weder Wirbel, noch Strudel ſind alſo das, was man ſo gern daraus machen möchte, eine Scylla und Charybdis, aber in anderer Rückſicht haben ſie viel Erhabenes und Großes, und man möchte ſich, wie Einige gewollt haben, die Felſenthore nicht gerne wegſprengen laſſen.

Kaum waren wir aus dem Wirbel herausgetanzt, ſo kam ein Mönchlein aus dem nächſten Dorfe mit Sankt Nikolaus, dem Seepatron, und bat um eine kleine Steuer für den Heiligen und ſeine Officianten, und erhielt von jedermänniglich nach Stand und Würden. Auch unſre Schiffsleute ließen einen Teller rundgehn, um etwas zur Erquickung zu haben, nach überſtandener Arbeit und Gefahr. Ich faßte noch einmal meine Felſen ins Auge mit ihren Thürmen, und blickte voll von Gegenwart und Vergangenheit links an den hohen Geſtalten und abſtürzenden Lithen hinauf, und ſchwamm in eine flachere und unbedeutendere Gegend ein. So fuhren wir faſt zwey Stunden hinter dem Strudel mit ſtillerem Strome fort, als eine himmliche Ausſicht in den Oſt ſich öffnete. Mehrere alte Schlöſſer, furchtbare Felſen, ſchöne Thürme ſieht man über die Fläche herdämmern, ohne den Strom zu ſehen, und eine bunte Ebne ſchwimmt wie ein Paradies unter Ruinen mit einem fort. Rechts liegt eine Lobſchrift des großen Kayſers Joſeph, das prächtige Armenhaus zu Ips, worin wohl Fürſten wohnen könnten. Von hier hebt ſich die Gegend wieder und der Strom geht enger und ſchneller. Links hoch im Gebirg liegt ein altes Schloß mit ſeinen Trümmern, und rechts Weiſſenberg auf fürchterlichen Felſen. Mit einem Male wendet ſich der nördlich fließende

Strom wieder östlich, und man sieht hoch im Gebirge das niedliche Mariataferl unter seinen tausend Weinstöcken. Dieses ist einer der besuchtesten Orte im österreichischen Lande, und noch jährlich wallfahrten viele Tausende mit Gaben und Gelübden zur gnadenreichen Mutter Gottes, die sich durch Wunder und Erscheinungen bey den gläubigen Christen berühmt gemacht hat. Bald kam auch Sankt Martinus in einem Boote und die heilige Jungfrau in einem andern, und holten sich die Almosen ein. Links sind die Ufer schroff und steil, rechts abhängigt und mit den schönsten Reben bedeckt. So läuft man rechts unter einem zertrümmerten Schlosse hin, und ist, wie durch einen Zauberschlag unter Melk, nachdem man um die lange Krümme kömmt. Diese Abtey, wohin der heilige Vater, Pius der VI., einmal in seinen Nöthen ziehen wollte, gehört zu den schönsten Ansichten des Donaustroms, und würde täglich von mir zum Wohnort gewählt werden, wenn nur keine Benediktiner darin hausten, und ich weiter dürfte, als seine schönen Thürme. Sie liegt stattlich da mit kecken Thürmen und Mauern und lacht gleichsam des Stroms, der so arm zu ihren ehernen Füßen zu spielen scheint. Hinten steigt ein schöner Garten empor, und südlich breiten sich die lieblichsten Dörfer mit ihren Hocken und Halmen aus.

Bald hinter Melk kommen rechts die herrlichen Trümmer von Schönbühel, die wie ein Rabennest über den Strom hinabhängen. Wir bejammerten es alle, daß so ein herrliches Schloß so ganz in Schutt und Asche zerfallen muß. Gleich daneben liegt das zweyte Schloß, kleiner, als das zerbröckelnde, auch lieblich in dem Strom sich spiegelnd, ein freundliches Kind der Sonne und des Aethers. Mögen es die Piaristen auch seyn, die darin wohnen! Die Gegend wird hier zur rechten Hand immer schauervoller und heiliger, und springt mit hohen Felsenzacken immer höher in die Wolken; zur Rechten in mancherley wunderbaren Bildungen; zur Linken sind die Berge bald steiler, bald abhängiger, und, wo irgend ein Abhang ist, mit lustigen Reben bepflanzt. Zur Rechten steht hoch ein Gefels mit neuern vorspringenden Steinklumpen, den Trümmern alter Größe, mit Tannen und Buchen durchwachsen, mahlerischer und kühner, als ich je eines gesehen habe. Ueber ihr und um sie hat die Natur in großen Massen ihre unerschöpfliche Bildungskraft geübt, und hohe Säulen der Anbetung mit heiligem Tannendunkel übergossen. Weiterhin findet man eine natürliche Felsmauer mit einigen Durchschnitten von oben bis unten hinablaufen. Sie heißt die Teufelsmauer, wie alles Schwere und Tolle auf diesen armen Verstorbenen gewälzt wird. Er wollte die Donau zumau-

ern, aber die Steine entglitten ihm immer, wenn er sie zusammenfügen wollte, und der Strom spottet noch jetzt seines eitlen Unterfangens. Hinter dieser Mauer liegt das Schloß Spitz mit den schönsten Weinbergen rund umher; ein Weinberg liegt da, eben kein großes Rund, der Spitz am Platz heißt, und jährlich an 1000 Eymer Wein liefert. Hinter Spitz wird die rechte Seite immer kahler und schroffer, und die Felsen stehen wie zerschlagene Weltruinen dräuend da. Man sieht die schönen Trümmer des Schlosses Thiernstein, wo der große Richard Löwenherz von seinem kleinherzigen Feinde ins Gefängniß geworfen ward. Dieses Schloß, fast das schönste an den Donauufern, liegt oben am Gebirge, mit einer Felsenmauer furchtbar schön umzackt. Diese Felsenmauern laufen nach allen Seiten hin, und stehen als eisgraue Vertheidiger in ihrer ewigen Herrlichkeit da. Die alte Burg liegt zertrümmert mit ihren Thürmen in einem schönen Amphitheater, und die Felsen bilden bis zum untern Schlosse eine starke Umschanzung zu beyden Seiten, und decken mit grauen sonnenvergoldeten Spitzen seinen Rücken. Das untere Schloß mit seinen Nebengebäuden fasset Mönche, die hoch über der Donau auf Felsen thronen. Wir kamen bey Gelegenheit dieser alten Burg in einen lebhaften Streit über den Platz, den der Mensch eigentlich bewohnen sollte, und schwatzten vieles

über Stadt- und Landleben. Gegen Osten folgen diesem furchtbaren Naturspiele Weinberge, gegen Süden machen die grünen jenseitigen Berge einen angenehmen Kontrast. Wir wandten uns nun wieder gegen Osten; rechts grüne Berge, die zur Ebne werden, und links Weinberge, die immer weiter und weiter sich ausbreiten. Bald landeten wir in Stein, und schauten im zweyten Stock des Elephanten zum Fenster hinaus.

Die Donau fließt auf diesem Wege von Linz nach Stein, welches 20 Meilen seyn sollen, bald breiter, bald enger, aber immer an Schnelligkeit wachsend, je näher sie der großen Kayserstadt kömmt. Seit dem Inn hört man ein eignes Getöse von unten auf wirbeln, wie das des halbgefrornen Wassers, wenn der Wind die gekräuselten Eisstücke gegen einander treibt. Jetzt ist sie mit einer Menge großer Fahrzeuge bedeckt, welche Proviant führen für die Armeen in Bayern und Schwaben. Oft sind vier bis fünf mit mehrern kleinen Böten, die zum Lenken und Uebersetzen der Pferde von einer Seite zur andern dienen, an einander gekettet, und ein Zug von 40 bis 50 Pferden mit 30 und 40 Menschen zieht so Strom an. Dieß ist ein abscheuliches Fahren und Lärmen. Das Schreyen der Menschen, das Knarren der Böte, das Stöhnen der Seile und das Brausen des weichenden Wassers, macht ein wildes Getöse, das man schon lange

vorher aus der Ferne vernimmt. Diese Züge gehen äusserst langsam, und so ein Zug braucht von Wien nach Regensburg 6 bis 8 Wochen. Alle Augenblicke müssen die Pferde abgeschirrt und einzeln in kleinen Böten nach dem jenseitigen Ufer übergesetzt werden; weil sie nicht allenthalben Pfade zum Gehen finden, und zuweilen fast schwimmen und sich an einander und hinter einander schlimm fortarbeiten müssen. Ausser diesen grossen Schiffen, wie man sie hier nennt, laufen allenthalben kleine Böte, von ein, zwey, drey Pferden, auch Kähne von einigen Menschen gezogen und fortgerudert, und einzelne fliegen mit ihren Schaufeln herüber und hinüber, und unten am Gebirg, um das Ganze noch mehr zu beleben, wandern und fahren oft Menschen. Die Häuser in den Dörfern sind meistens reinlich, und, wo der Ort nicht zu schlecht ist, auch zierlich von aussen und innen, meistens gelb und weiß angestrichen, mit lichten Fenstern; doch sind die Schindeldächer mit Steinen belastet, ein trauriger und finstrer Anblick. Strohdächer findet man in diesen Gebirgufern selten, öfter Ziegeldächer. An den Felsenbergen sieht man hier, einige Meilen vor Stein schon fast eine schweitzerische Art. Man hat die schroffen Berghänge, daß der Regen die Erde nicht fortspüle, ummauert, und so dazwischen Korn gesäet und Reben gepflanzt. Eine sonderbare Mode beobachtet man hier mit den

Hocken Getreides; über vier, fünf Garben nämlich ist eine Garbe verkehrt, die Aehren nach unten, wie ein Schirm gestülpt, so daß es wie ein umgestülpter Hühnerkorb aussieht. Essen mag hier ein jeder gern gut und läßt sich nichts abgehen: man merkt es schon, daß man sich Wien nähert, und die Fastenspeisen, wie wir sie gestern und ehegestern gefunden haben, lassen diese Büßung dem lieben Gott zu Ehren wohl ertragen.

Stein ist eigentlich nur eine lange Gasse mit einigen Nebengäßchen, welche längst der Donau unter dem Berge hinläuft: eine halbe Viertelstunde davon liegt Krems, wohin eine schnurgerade Allee führt. Man kann beyde Städtchen, die in der Bauart Linz gleichen, als eine ansehen, da sie beyde auch einen Magistrat haben. Krems liegt nicht so nahe am Wasser, als Stein, sondern hat einen Vorwurf von Wiesen und Büschen an der Donau. Die Gegend umher ist sehr lustig und anmuthig. Im Rücken der Städtchen heben sich weite Weinberge mit sanftem Abhange empor, östlich fließt der große Strom und zeigt grüne Inseln und Gebüsch; gegenüber der Stadt im Süden sind Waldberge, und auf stumpfem Kegel das schöne Kloster Kuttwein, Benediktiner Regel, welches romantisch mit seinen schimmernden Mauern und Thürmen auf die Stadt hinabzusehen scheint. Im Elephanten war die Bewirthung schlecht und die Ze-

che hoch. Doch wie hoch sollte man die reitzende Aussicht über die Donau im Sternenschimmer des Abends anschlagen?

Heute Morgen, den 15ten Juli, fuhren wir um 6 Uhr von dannen, durch eine milde und flache Gegend, die in der Ferne Weinberge zeigte, und hie und da waldige Hügel und Bergrücken. Alle Augenblicke fuhren wir um ein lachendes Eyland. Es war ein helcyonischer Morgen, kein Läftchen war auf, der Sonnenstrahl matt, und der Strom so hell, daß die Bäume und Inseln sich bis zum Grunde in ihm mahlten. Schöne Heerden am Ufer, Enten und Möven belebten die Gegend, und einige alte Burgen erinnerten an die vorigen Tage. So muß die Fahrt in der Südsee zwischen den freundschaftlichen und geselligen Inseln seyn. Gegen 10 Uhr ward der Tag heiß, und die Sonne schoß brennende Pfeile auf unsre Köpfe herab. Bald sahen wir Klosterneuburg mit höhern Ufern voller Weinberge, bald den Leopoldberg, und einige Stimmen schrieen: Wien! Wien! Sie säumte nicht die herrliche und majestätische Stadt, die langersehnte, sich unsern suchenden Blicken zu zeigen. Weit breitete sich die Donau mit einem Male aus, sie zu empfangen, und schimmerte fernher mit ihren Inseln, die sie mit blauen und schmeichelnden Armen umfaßt. Die Stadt selbst mit ihren hohen Thürmen und Zinnen lag plötzlich vor uns. Alles

ſchrie Halt! und ſo ſtiegen wir bey Nußdorf unter dem Leopoldberg aus, wo ein ſchreckliches Gewimmel von Miethkutſchen und Menſchen war, die in den Gärten und Tanzhäuſern hier den Sonntag zu feyern kamen: Ich hielt mich nicht auf, ſondern nahm mit dem Berliner eine Miethkutſche, und rollte die Stadt vorbey zur Leopoldſtadt, um in dem Adler nach langer Flucht Ruhe zu finden.

Wien und was ihm zugehört.

Geſchrieben zu Wien gegen das Ende des Auguſts.

Man weiß nicht beſſer, wie es einem in einer Geſellſchaft gefallen hat, als wenn man nicht mehr da iſt; nur die Sehnſucht nach den Entfernten ſagt uns, ob wir ſie lieben. Die Gegenwart macht in dem verwirrten Kopfe und dem ſatten Herzen alles gleich; nur die Vergangenheit iſt gerecht. Ich ſtehe jetzt in dieſer Stimmung. Gleich einem Sterbenden, der nichts mehr auf der Erde hat, was er hinfort ſein nennen darf, dem alle Gegenſtände ſchon durch die Leichenfackeln beleuchtet werden, ſtehe ich hier auf dem Grabe vieler frohen Tage, wahrſcheinlich werde ich die prächtige Kayſerſtadt im Leben nicht mehr ſehen. Nichts hindet mein Urtheil, nichts feſſelt meine Zunge, als die Gerechtigkeit und Wahrheit, die ein ehrlicher Mann

nie von sich lassen soll. Diese süßen und wehmüthigen Gefühle, die sich in mir erregen; dieses bange Herzensklopfen; diese sehnende Unruhe, die ich empfinde, da sich die Zeit meines Abmarsches von Tage zu Tage nähert; alles dieses sagt mehr, als ich mit viel tausend Buchstaben sagen könnte, wie viel Schönes ich hier gesehen, wie viel Gutes genossen, wie viele treffliche und wackre Menschen ich hier gefunden habe. Ich könnte mich nun nach Art vieler Schreiber hierüber weidlich ausbreiten, und fein weitschichtig jede erbärmliche Anekdote, jeden kleinsten Vorfall berichten, der meine hohe und theure Person angeht; aber ich denke, der Pindarische Ausspruch: „Auch das Verschwiegene hat seine Grazie" behält noch immer seinen Werth, und wohl mir, wenn der Leser mir diese lieben Worte nicht selbst unter die Nase hält. Lieber möchte ich es, daß er mal fragte: warum von diesem und jenem nichts bey mir zu lesen ist? Da muß der Leser, wie der Schreiber sein Urtheil für sich haben. Meynt er, ich habe dieses und jenes aus Unwissenheit und Nachläßigkeit nicht berührt, oder es aus Furchtsamkeit übergangen, verzweifelnd, es gefällig schildern, oder schicklich darstellen zu können; oder aus einer verworrenen und kindischen Kurzsichtigkeit, die die wurmstichigen Aepfel am Boden gierig aufrafft, und die vollen und herrlichen an den Zweigen nicht sieht; glaubt

er

er dieß alles auch, so verarge ich es nicht. Auch kann ich seinem Urtheil eben so wenig wehren, als er mich zur Rechenschaft fordern, warum ich so und nicht anders, und in einer gewissen natürlichen Ordnung die Dinge erzähle und aufstelle. Er muß mir glauben, daß ich meine Gründe gehabt habe, manches zu verschweigen, was ich sehr wohl wissen konnte, und was sich vielleicht eben so lustig, als erbaulich erzählen ließ. Aus der lebendigen Natur und dem lebendigen Leben einige interessante Züge aufzufassen, war mein Hauptgesichtspunkt. Warum diese Züge nun so und nicht anders hingereiht und neben einander gestellt sind, das liegt vielleicht in dem eignen Karakter des Schreibers, wenn nicht in einem Entschlusse der Ueberlegung. Nur wenn das Ganze unbedeutend, wenn das Urtheil karakterlos, die Beschreibung lahm, die Sprache stammelnd und hinkend ist, nur dann ist der Schreiber verdammlich. Es giebt nicht in jedem Kopfe ein Hinten und Vorne und ein Erstes und Letztes, so wenig, als es dieses in der Natur giebt. Dieß sey meine einzige kleine Zugemüthführung, die ich ernstlich meyne, und nun zum Werke.

Wanderungen um Wien.

Kalenberg oder Kaltenberg. Leopoldberg.

Ich habe heute, den 19. Julius, einen entzückend ſchönen Tag gehabt, und mein ganzes Herz regt ſich noch freudig bey der Erinnerung aller Schönheiten und Lieblichkeiten, wovon es überſtrömt worden iſt. Ich war um 4 Uhr auf den Füßen, und wanderte durch die Roſſau längſt der Donau, über grüne Weiden fort, worauf die ſchönſten Heerden graſeten: ein ganz neuer Schlag von Vieh, Kühe beynahe von Größe wie Schweizerkühe, mit ſchönen Hörnern, und neben an in Koppeln und Gehägen ſilberweiße ungriſche Ochſen von einer Schönheit und einem Hörnerſchlag, wie man ſie im nördlichen Teutſchlande nirgends ſieht. Der Strom rauſchte ſanft, kaum wehte ein Lüftchen, und die geſtreiften Flammenwolken verkündigten einen heiſſen Tag. Ich genoß des herrlichen Morgens und ſchlenderte unter den Bergen fort, faſt bis Kloſterneuburg, durch ſchöne Baumklumpen und Alleen, rechts die Donau mit ihren Inſeln, die Thürme von Wien ferne mit dem Glockengetön, das wie Geiſterſtimmen aus der Tiefe empor zu klagen ſchien. Endlich wandte ich mich wieder, klomm allmählig zwiſchen den Weinbergen über Schluchten und Gräben empor, netzte meine heiſſen

Kniee an einem Quell, und so gings rascher berg-an, obgleich im adamschen Schweiß meines Angesichts. Aber auch der Lohn war groß, als ich auf dem Leopoldberg stand und die schöne Welt mit ihrer Herrlichkeit unter mir liegen sah. Ich stieg oben auf die Burg, und Auge und Herz öffneten sich den Wundern, die in Kraft und Fülle nach allen Seiten ausgebreitet lagen. Welche Aussicht über den Strom und die herrliche Stadt hin! O nie auf meiner Reise fühlte ich das liebe Vaterland mir so nahe, und doch seine Aussichten, seine Ufer und Thürme sind schöner. Es hat kein Wien, aber die Donau ist auch kein unendliches Meer. Dieser Leopoldberg liegt steil über der Donau, und ich war ihm schon vorbeygesegelt. Er ist nach drey Seiten mit Reben und gegen Westen mit Buchen bekränzt. Im Osten sieht man den mächtigen Strom, wie er mit blauen Armen liebliche Eylande umschlingt, die aus der Ferne mit seinen Wellen wegzuschwimmen scheinen. Auf den einen weiden spielende Heerden, auf den andern ist das ächzende Geklapper der hundert Mühlen im Strom, noch andre liegen still mit ihren gewaltigen Bäumen da, und erwecken die Sehnsucht, einsam, die Welt vergessend und von ihr vergessen, in ihrem Schatten sich anzusiedeln. Bald fließt der Strom breit und mächtig, wie ein See, bald verschwindet er in dünnen Streifen unter den Inseln, die er um-

ſchlingt, und den Wäldern, die er ſäugt; endlich fernerhin ſieht man ihn wieder ganz den ſtolzen Lauf ins reiche Ungerland lenken. Der Augarten und Prater mit ihren Inſeln, Waſſern und Häuſern, die ſchönen Vorſtädte, die er umfaßt, und endlich die Stadt ſelbſt, mit ihren Zinnen und Thürmen, ſich kühn und herrlich an ſeine Ufer lehnend, geben ein großes Gefühl. Fernhin im Norden, über dem Strom hinaus, breitet ſich eine weite blühende Ebene aus, von dämmernden Bergen umſchloſſen. Man ſieht nichts, als die ſchönſten Kornfelder, in denen die einzelnen Dörfer wie grüne Pünktchen mit ihren Büſchen und Bäumen verſchwimmen. Alles war in Bewegung, und die arbeitenden Menſchen gaben ein ſehr anmuthiges Bild. Hier ſtanden Hocken in langer Reihe, dort rührten ſich die Schnitter, deren Jubeln und Toſen man ſelbſt über den Strom hören konnte; hier wälzten ſich ſchwere Wagen mit ihren Staubwolkwolken fort, dort ſchnitt ein ſchneller Pflug das kaum abgeärndtete Feld in ſchwarzen Furchen durch. Ohne dieſe reizende Ebene wäre die ganze Ausſicht nicht halb ſo ſchön. Im Nordweſten lehnt ſich unter Weinbergen Korneuburg an den Strom und ſeine Inſeln, und links liegt das ſchöne Kloſterneuburg an der ſilbernen Fluth, mit dunkeln Bäumen und Alleen umſchattet, und hoch empor mit einem grünen Kranz von Weinbergen umwun-

den, die, mit einzelnen weiſſen Kornfeldern durchſtreift, endlich in Tannen und Buchen ſich verlieren, ſanfter im Weſten, ſchroffer und ſteiler im Oſten gegen den Leopold- und Kaltenberg. In Süden unter dieſen Bergen ſieht man bis dicht an die Stadt hin, faſt eine halbe Meile weit, nichts als Weinberge, in deren Schluchten einzelne Dörfer verſteckt liegen. Die Stadt funkelnd und majeſtätiſch vor einem mit ihren Palläſten und Thurmſpitzen, und einem iſt, als ſchlage das dunkle Getöſe an das Ohr. Weiter hinten ſieht man flaches Gefilde, ſchöne Wälder, Schlöſſer und ſanftere Hügel herdämmern. Seitwärts läuft der Kaltenberg mit ſeinen grünen Spitzen und Wäldern fort. Dieſer Kaltenberg, den einige Kalenberg nennen, und der durch eine Schlucht vom Leopoldberg getrennt iſt, und von ihm im Halbmond bis zum Gallizinberg ſüdweſtlich fortläuft, giebt faſt dieſelbe Ausſicht, zum Theil ſchöner, zum Theil ſchlechter. Manche Gegenſtände gewinnen offenbar durch das Dämmerlicht, worin die Entfernung ſie zeigt; aber unbegränzter nach allen Seiten iſt die vom Leopoldberg und ſeiner Burg, weil kein Wald, noch vorliegender Berg ſie hemmt. Hier ſieht man die ſchöne Ebne nur zur Hälfte, und die freundliche Nordweſtſeite von Klaſterneuburg und Korneuburg iſt durch den Wald im Rücken abgeſchnitten. Ich wanderte auf und am Rücken des Kaltenbergs fort

durch das schöne Kobenzl mit seinen Gärten und Gefilden, durch die reizenden Berge über Siegfrieden, und ging durch dieses Dorf wieder der Stadt zu. Die Weinberge unter und am Kaltenberge, hält man mit für die besten und ergiebigsten in ganz Oesterreich. Der Wein soll viel Milde und Feuer haben. Ich habe davon die beste Art getrunken; sein Geschmack ist lieblich, aber Glut hat er nicht viel.

Gallizinberg und Annerlabend,
den 25ten Jul.

Es war heute ein schrecklich heißer Tag. Erst gegen 6 Uhr Abends machte ich mich heraus, und trat eine kleine Wanderung nach dem schönen Gallizinberg mit zwey lieben Landsleuten an. Er hat seinen Namen von dem vormaligen russischen Gesandten, Fürsten Gallizin, und gehört jetzt einem Grafen Romanzow. Er macht beynahe den Schluß der schönen Bergreihe, die mit dem Leopold- und Kalenberg anhebt, und ist nicht der geringste und verachtetste unter seinen Brüdern. Man steigt sanft durch die lustigsten Weinberge hinauf und gelangt endlich auf einen glatten und frischen Rasen, worauf unten einige Häuser zur Wirthschaft und Schenke und

weiter oben einige zierlichere gebaut sind. Die schönen Büsche hat man mit einfachen Gängen und Steigen durchschnitten, und oben mit vieler Mühe einige zertrümmerte und durchgerissene Ruinen hingepflanzt, die doch die Schönheit der Gegend eben nicht verderben. Wir lagerten uns oben an einer derselben, die Sonne war im Westen erblaßt und schimmerte mit ihren letzten Strahlen durch die dunkeln Tannen des Hintergrundes. Die Berge im Süden mit ihren Dörfern und Landhäusern sanken in Dämmerung, wie das stolze Wien im Osten mit seinen Thürmen, die durch die Nebel trübe vorragten und durch ihre melancholischen Glocken uns erinnerten, welch ein Gewimmel noch drinnen sey. Unter uns lägen grüne Büsche und Weinberge, und tiefer Felder und Wiesen, über uns ging der liebe Mond auf, und goß auf alle Gegenstände einen magischen Schimmer, und zeigte sie in der milden Beleuchtung, die dem Auge und dem Herzen so wohl thut. So saßen wir und wanderten spät in die Stadt ein, wo gleichfalls ein ungeheurer Jubel uns empfing. Es war einer der schönsten Sommerabende, mild und lau nach dem heißen Tage, und fast das ganze schöne und junge Wien war auf den Gassen. Es ist heute Abend nemlich ein ganz besondres Wesen. Morgen ist St. Annen Tag, und da die meisten Weiber und Mädchen in dieser schönweibrigen Stadt den Namen der heiligen Anne

führen, so giebt es dabey allerley kleine Scherze und allerliebste Aufmerksamkeiten, die den Nannerln, Annerln und Nannerln, wie sie hier heißen, erwiesen und zu Ehren angestellt werden. Es ist nemlich hier Sitte, nicht den Geburts- sondern den Namenstag zu feyern. Alle Buchläden, Buchbinder und Kunsthändler stehen mit Gedichten, Verslein und Souvenirs für die reizenden Nannerle aus; Kasperl und Schikaneder kündigen für morgen in ihrem Schauspielhause Belustigungen für die Nannetten an und Stuwer hat seinen Avis eines Feuerwerks an alle Ecken der vornehmsten Plätze und Straßen angeklebt. Was also nun ein Annerl ist, oder mit einem Annerl zusammenhängt, oder zusammenhängen mögte, das jubilirt billig und patrullirt ein wenig länger, als gewöhnlich, herum. Alle Stutzer und Nichtstutzer, denen ihr Bette noch nicht zu sehr ans Herz gewachsen ist, oder was drinnen ist, opfern so einem Abend billig einige Stunden. Da sind Entdeckungen zu machen, neue Bekanntschaften zu erjagen, neue Vergnügen für die folgenden lästigen Tage einer langen Woche festzumachen und zu verabreden. Wir setzten uns am Graben vor einem Kaffehause, und ließen die Welt vorüberwallen, nachher strömten wir mit fort über den Kohlmarkt, und so durch alle lebendigsten Plätze und Gassen der Stadt. Gegen 11 Uhr huben denn die Musiken und Ständchen an, die den

Raunetten an dieſem Vorabende gebracht werden. Allenthalben und allenthalbenher ertönte es durch die feyernde Stille der Nacht. Gewöhnlich laſſen an dieſem heiligen Abend ſich die beſten Spieler und Virtuoſen hören, die ihren Freundinnen und Gönnerinnen damit eine kleine unſchuldige Aufmerkſamkeit machen, welche zugleich für jeden iſt, der Ohren hat zu hören. Das war ein Jubel und Gewimmel durch die Nacht! Die Mitternachtſtunde hat immer ihre Begeiſterung für die Menſchenherzen, noch mehr, wenn die der Muſik melodiſch mit einſtimmt. Bewundernswürdig war die Ruhe des Pöbels, ohne alle Wache. Aber man weiß hier, daß die Polizey nie ſchläft, ſonſt mögte die amphioniſche Gewalt der Saiten die rohen Gemüther allein nicht bändigen. Ich ging trunken und ſelig, Dank ſey's den ſchönen Annen, um 2 Uhr zu Hauſe, und an meinem Wunſche liegt es gewiß nicht, daß alles, was Anna heißt, nicht ein ſehr fröhliches Jahr hat.

Der Brühl. Heiligen Kreuz.

den 26ten Jul.

Heute am Annentagsmorgen um 7 Uhr fuhr ich mit meinen Gefährten durch die Wieden aufs freye Land hinaus. Es war ein ſchöner Morgen,

kühl und umwölkt. Allenthalben war das frohe Gewimmel der ärndtenden Menschen, der Fuhrleute und Fiaker, die auf dieser großen Straße immer zu hunderten fahren, der Pflüger, die die Stoppeln gleich wieder unterpflügten, und der schönen Heerden, die man hie und da schon auf das Feld hinausgetrieben hatte. Wir fuhren über den Wienerberg, die Anhöhen vor der Stadt, und sahen die Verschanzungen, unter deren Schutz eine zahlreiche Armee die Franzosen hier in letzter Instanz hatte empfangen wollen. Rechts hatten wir Schönbrunn mit der Reihe lieblicher Dörfer, die am grünen Gebirge fort bis nach Mödling hinlaufen, mit den schönen Ruinen des Schlosses Lichtenstein auf den Bergen hinter Mödling, Links eine weite Ebne, die mit Dörfern und Gefilden bis an die Gränzen Ungerns so fortläuft. Sobald wir durch den niedlichen Flecken Mödling gekommen waren, stiegen die Berge zu beyden Seiten empor, immer höher und enger, und kamen endlich wie ein rauhes Felsenthor näher und näher zusammen. Gewaltige Klumpen von Kalkstein liegen hier in wunderbaren Massen auf einander gethürmt, die kein Grashalm, keine magere Tanne zwischen den Felsritzen schmückte. Wir stiegen aus, um diesen Wundern der Natur in stillerer Anbetung vorüberzugehen, und begegneten einem schönen Regimente Infanterie, dem Kaiser Franz mit einer kleinen Begleitung folgte.

Das Felſenthor ward noch immer enger, und wir gingen durch daſſelbe in Brühl ein, und ließen uns ein gutes Frühſtück wohl ſchmecken, anfangs ſchon fürchtend, es mögte die marſchirende Mannſchaft alles aufgezehrt haben. Nun ging es bergan zu den öſtlich vom Dorfe liegenden Ruinen. Bald ſtanden wir oben auf den Trümmern der alten Burg, von der nur noch einiges Gemäuer und ein meiſt zerbröckelter Thurm ſteht, und deren Steine bis unten in das Dorf hinein die Seiten des Berges bunt färben. Man hat von hier eine unnennbar ſchöne Ausſicht, eine ſchönere, als ich manchen Tag geſehen habe. Die vom Leopoldberg ſelbſt in all ihrer Herrlichkeit iſt hiemit nicht zu vergleichen. Man ſieht das über zwey Meilen entfernte Wien mit allen ſeinen Thürmen, Inſeln und Donauwaſſern, die ſchönen Berge, vom Kalenberg an gerechnet bis Mödling mit ihren Umgebungen im Norden und Weſten. Oeſtlich hinaus öffnet ſich eine gränzenloſe Ausſicht über fruchtbares Blachfeld, mit ſeinen Dörfern und Flecken, und fernher dämmern wieder dunkle Berge. Wenn der Blick lange ſo in die Ferne hinein geſchwärmt hat, läßt er ſich gern durch die nähern Gegenſtände feſſeln, die den Brühl und ſeinen Felſenkeſſel zu einem Tempe machen. Schade, daß der rieſelnde Bach im Grunde kein Strom iſt. Dieſes ſchöne, von ſchroffen Bergen eingeſchloſſene Thal verdient von jedem

Freunde und Bewunderer schöner und erhabener Natur recht oft besucht zu werden. Die Wiener lassen es auch daran nicht fehlen; doch sind Tanz und Schmauß und ihre andern Unterhaltungen sicher der erste Bewegungsgrund. Ein Vergnügen durch Entbehren, durch Schweiß und ein kleines Bergklettern zu erkaufen, fällt diesen Menschen nicht ein. Wir stiegen hinab und wanderten durch die schönen Wiesen und Felder in die Weinberge gegenüber hinauf, und sahen noch einmal schweigend und bewundernd zu den Riesenbildern empor. Im Norden sieht man nichts, als kahle Felsen, hie und da mit einem Tannenschrub bewachsen. Diese lassen eine enge Oeffnung, wodurch wir einfuhren, und steigen in Osten jäh mit den Ruinen der alten Burg empor, worauf wir standen; und winden sich dann, mit sanfterer Neigung weiter zurücktretend und wechselnd, mächtige Felsenzacken zeigend, südlich herum, wo sie, oben mit Buchen und Tannen bekränzt, zu Feldern und Wiesen werden, und freundlich sich zu den Dörfern hinabsenken. Im Südwesten endlich treten sie noch weiter zurück und herab, und bilden einen reizenden Halbmond von Weinbergen, zu deren Fuße Korn und Wiesen prangen. Das Dorf hat manche niedliche Sommerhäuschen. Wir fanden fast auf allen Steigen Spaziergänger. So ist dieses liebliche Felsenthal wegen seiner sonderbaren Kontraste in der Einfal-

sung und seiner unbeschreiblichen Aussichten von oben eine der reizendsten Landschaften, die man im nächsten Umkreise der Kaiserstadt findet. Wir fuhren um 11 Uhr weiter, immer zwischen Bergen und Kalkbrennereyen, kamen durch das anmuthige Dorf Karre, das in einem ähnlichen, doch nicht so tiefen und engen Thale liegt, und endlich nach einem langen Walde sahen wir die wunderschöne Abtey Heiligenkreuz vor uns, die am Fuße schöner grüner Berge liegt, und schöne Thäler und Felder unter sich ausgebreitet sieht. Es ward Mittagessen bestellt, und wir gingen in die Kirche, wo Freund St: uns Orgelmusik machte. Hierauf ließen wir uns durch die Klostergänge herumführen, und beschauten die Gemählde, alle Legenden von St. Bernhards Wundern, das Muster der Cistercienser, die diese Abtey bevölkern. Man zeigte uns im Schatze eine Monstranz, die auf 30000 Gulden geschätzt wird, mit köstlichen Juwelen besetzt, und unter andern kostbaren Reliquien ein Stück Holz vom heiligen Kreuze, welches natürlich nicht zu taxiren ist. Die Mönche, die wir sahen, hatten freundliche und unverdunkelte Mienen. Sie halten das Leben hier wohl aus; denn des köstlichen Seimes und guten Brodes mangeln sie nicht, und wenn sie die Promenade oben ins Holz hinauf zu dem kleinen Kapellchen und auser der Abtey durch die hübsche Allee, die sieben Stationen durch oft

machen, und den schönen Hof und Garten oft durchspazieren, wie sollten sie nicht alt werden? Kloster und Kirche sind recht hübsch, licht und anmuthig, wie die Gegend. Besser indessen noch behagte uns unser Wirth, ein Fleischer, der mit seinem Weibe und seinen 9 Kindern gar stattlich auf einem großen Gemählde im Speisesaal sich darstellte, aber stattlicher in der lebendigen Person. Wir sagten ihm, daß wir für seine Person alle Mönche und den Abt obenein hingäben; er meynte indessen, die geistlichen Herren müßten auch seyn, sonst hätte alles in der Welt, selbst die Kinderzucht kein Gedeihen. Ich wünschte, er hätte persiflirt. Unsre Mittagstafel war froh, wie unsre Rückreise über Brühl, und unsre frohen Gespräche wurden nur froher zuweilen vom Jubel der Schnitter unterbrochen.

Feuerwerk im Prater.

Alles hing gestern mit den schönen Nannerln die Köpfe, daß der abendliche Regen die Stuwersche Lustbarkeit so unverantwortlich vereitelt hatte. Ich konnte mit meinem Tage wohl zufrieden seyn, er gehörte zu den angenehmsten, die ich hier genossen habe. Indessen ärgerte es mich doch nicht, als heute Nachmittag das Feuerwerk für heute auf allen Gassen ausgetrommelt ward. Es schlug 7 Uhr,

als ich mein Zimmer verließ. Ein Strom von Menschen, und ein langer Zug von Kutschen zeigten auch dem Unkundigsten leicht den Weg. So mußte man sich durchdrängen, und mit dem vollen Strome fortschwimmen. So weit man von der Leopoldstädter Brücke sehen konnte, waren Köpfe auf der Straße, und Kutschen und Fiaker, die langsam wie ein Leichenzug — denn die Rückkehrenden, ein eben so langer Schwanz, forderten Vorsicht, — dem Freudengelage zuzogen. Wolken von Staub wirbelten zu beyden Seiten empor. Dragoner hielten hie und da am Wege, um Unordnung zu verhüten, bis an das vulkanische Netz, welches Herr Stuwer gezogen hat. Dies ist kein Scherz, sondern der ganze Prater wird schon um Mittag, wo er zugänglich ist, mit einem Netze umzogen, und an dem einzigen Eingange empfängt jeder Eingehende ein Billet, das er bis um 7 Uhr zurückgeben, und seine Auslage zurückfordern kann, nachher geht dies nicht mehr an. Hie und da stehen einzelne Wachen am Netze, und es ist bewundernswürdig, wie der Wiener Pöbel diese Schranken respektirt. Am Eingange läßt man sein Billet und geht ein. Bis an das Gerüst hin, wo der vulkanische Künstler seine Hexereyen treiben soll, halten am Wege zu beyden Seiten noch einzelne Kavalleristen, auch im Innern des Praters. Schon das ist ein großes Vergnügen, unter Tausenden froher, schöner

und eleganter Menschen so mit fortzuschlendern; aber weit schöner ist es, nachher mit ihnen auf den Platz der Ruhe zu kommen, und unter ihnen ein wenig herumzuspioniren. Der Wiener ist ein harmloses und frohherziges Geschöpf, das sich nicht gern genirt, und alle seine kleinen Begierden und Bedürfnisse anspruchlos und bequem befriedigt, wie er kann. Mir machte es tausend Spaß, zu sehen, wie gierig alles um die Tische sich lagerte, und Bier, Wein und Braten nebst Back- und Naschwerk aus den Kellern und dampfenden Küchen der Restaurateurs, hervorging. Sobald der Mund in Arbeit ist, öffnen sich Herz und Lippen auch der Freude, und alle Züge schwimmen im Lächeln und Wohlwollen. Ein Wiener, der zwey Stunden verlebt, ohne daß sein Mund der köstlichen Gaben Gottes genieße, ist sicher ein rarer Vogel. Indessen ist es ein himmlisches Vergnügen alles im Genuß und zum Genuß einladend zu sehen, und ich glaube, es giebt kein Volk in der Welt, und keine Stadt, wo man dies bey einer großen Masse Volks so vollkommen fände, als bey den Wienern. Ich trieb mich fröhlich unter den Stehenden, Liegenden, Sitzenden und Gehenden herum, fand bald diesen, bald jenen Bekannten, freute mich der durch Lüsternheit und Roth des Krämers gefärbten Wangen, der schelmischen Augen, die im Halbdunkel so viel Freyheit haben, der

vielen

vielen hübſchen Jünglinge und Mädchen, die in allerley Trachten und Gruppen umherwallten, und ſah, wie die Paare ſich für eine frohere Rückkehr hier zuſammenſchloſſen; denn ſo ein Feuerwerk hat viel Erotiſches und Entzündendes mit ſich, beſonders am St. Annentage. Man kennt die eigentlichen Töchter des Vergnügens — im weitern Sinne ſind es in ſo einer Stadt wohl die meiſten — gewöhnlich daran, daß ſie allein, oder zu zweyen und dreyen ohne eine Mannsperſon gehn, ſie ſuchen Eine. Ein kühnerer Schritt und freyerer Schwung des Körpers, und ein flüchtigeres Auge mag ſie auch zuweilen bezeichnen, obgleich das hier nichts Auszeichnendes iſt. Daß unter ihnen die ſchönſten Geſtalten ſind, darf ich wohl eben nicht ſagen, das verſteht ſich am Rande. Am widerlichſten unter den Weibern iſt hier der Schlag, der ſich zwiſchen den 40 und 50 Jahren ſchon mit dem Verwelken beſchäftiget. Gewöhnlich ſind ſie bis an Augen und Ohren ekelhaft roth beſchmiert, und ihr Augenſpiel iſt, wie das Blinzeln eines zerbrochenen Oelkrugs in einer ſternenhellen Sommernacht. So war ich durch die Geſellſchaft und das Geſtrudel froher Adamskinder geſtimmt, als die letzten Kanonen abbraunten, und das berühmte Werk des Herrn Stuwer zu ſpielen begann. Schade, daß der Mond durch die Bäume ſchien, und mit allen Sternen des Himmels leuchtete; in einer dunkeln Nacht

wäre es freylich weit schöner gewesen. Herr Stuwer mag immer ein großer Feuerkünstler seyn, er machte auch ganz hübsche Sachen, befriedigte aber meine Vorstellung nicht, die nun freylich durch die vielen Berichte und Erzählungen und Prahlereyen vom Wiener Feuerwerke zu hoch gespannt seyn mogte. Der Brief, der sich öffnete und die Worte: Ich gratuliere, zeigte; die Landkarte von Oesterreich mit seinen größten Städten, Bergen, Strömen und Gränzen waren wirklich allerliebst, und die gewöhnlichen Begleitungen von Raketen, Knallfeuern und Sternenschaaren recht hübsch; aber Großes und Wunderbares sah ich nichts, nichts, das ich in zehnmal kleinern Städten nicht eben so gut gesehen hätte. Aber der Mensch macht alles groß und klein, ohne ihn würde eine Sonne selbst unbewundert und unangebetet ihre ewige Bahn durchwandeln. Bewundernswürdig ward der Anblick wegen der schönen Erleuchtung, der Myriaden Menschen in mancherley Stellungen und Gruppen wies; wegen des Jubelns und Jauchzens und lebendigen Hin- und Herrollens dieser Tausende; und selten war der Eindruck, als dies fröhliche Leben nun auf einmal in Nacht versank, die Menschenkinder sich taumelnd durch die Bäume fortdrängten, die Wägen langsamer in der Dunkelheit fortstöhnten, und die Fackeln der Magnaten mit den weißen Läufern dies Alles zu einem Leichenzuge machten. Es

war wenigſtens der Leichenzug eines begrabenen Tages der Freude. Wie viele hat nicht der arme Sterbliche zu begraben? So ſchleicht endlich der letzte herbey und die Farze des menſchlichen Lebens geht nicht immer ſo luſtig zu Ende, als dieß Spiel.

Der Platz, wo die Feuerwerke gegeben werden, iſt ein grüner Raſenzirkel, rings mit großen Ahornbäumen umpflanzt und zur Seite mit kleinen Häuſern umgeben, wo man lärmende Muſika hören und in Speiſe und Trank ſich gütlich thun kann. Am weſtlichen Ende bringt Herr Stuwer ſeine Vorrüſtung an. Gegen über iſt ein amphitheatraliſches Gerüſt gebaut, wo man für 20 Kreuzer Einlaß bekommen, aber nicht beſſer ſehen und lange ſo fidel und frey nicht ſeyn kann, als draußen. In der Mitte dieſes Gerüſtes iſt eine eigne Abtheilung für die kayſerliche Familie, die heute aber leer ſtand. Die Meiſten bleiben auf dem Freyen und tummeln ſich luſtig mit dem großen Haufen auf dem Raſen herum. Der Einlaß zum Feuerwerk koſtet 20 Kreuzer. Gewöhnlich giebt Stuwer jährlich 5, die von den freudeluſtigen Wienern nie leer gelaſſen werden. Ueberall iſt es zum Erſtaunen, wie dieſes Völkchen der alltäglichſten Vergnügungen und Poſſen nie ſatt wird, und wie doch bey ſo viel Freuden und Unterhaltungen ſein Geſchmack nicht ekler und feiner wird. Es ſcheint

sagt, als brauche es in allen Künsten, Musik allein ausgenommen, grade nur so viel, daß es vom Schlaf aufrecht erhalten werde, und seine platonische Augenseele, durch ein wenig Nachdenken nicht geplagt und empört, gehörigen Aufguß der gröbern Freuden ertragen könne.

Dornbach.

Dornbach ist ein anmuthiges Dorf, das in einem engen Thale zwischen dem Kobenzl und Gallitzinberg, doch dem letzten viel näher liegt, und dem Fürsten Lascy zugehört. Es hat hie und da hübsche Häuser, und ein paar Gasthäuser, die durch ihr stattliches Inneres und Aeußeres darthun, daß es hier täglich muntres Gelag geben muß. Man merkt es kaum, daß man von Wien an sanft bergan geht, so allmälig ist die Neigung. Zur Rechten am Eingange hat man Weinberge, die noch hinter dem Dorfe gegen Nordosten fortlaufen. In Südwesten zur Linken sind erstlich Kornfelder, Wiesen und Obstbäume, bis sich mit einem Male das Waldgebirg erhebt und in einem weiten Halbmonde eine Viertelmeile nach Norden umläuft. Dieser halbe Mond bindet ein wahres Tempe von Fruchtbarkeit und Lieblichkeit, und hier ist es, wo der Fürst Lascy so viel Schönes und Anmuthiges hingezaubert, oder vielmehr den unnachahmlichen Zauber dieser holden Natur spielen gelassen hat.

Wenn man links vom Dorfe gegen Westen aufsteigt, so führt eine hohe Lindenallee auf die niedliche Villa des Fürsten bergan, und diese steigt immer höher ins Thal hinauf, und hat zu beyden Seiten schöne Buchen, die links zu einem dampfenden Gebirge aufsteigen. Von diesem Gebirge senken sich unten feine Wiesen ab, mit einem unvergänglichen Alpengrün, die weiterhin ein Kranz dunkler Eichen einfaßt und ein Bach durchrauscht. Ueber die Wiesen kömmt man in die hohen Eichen, hinter welchen Gehäge für Wild sind. Oben hat die Kunst kleine Baucrhütten angelegt und bevölkert. Das gehört zu den Raritäten. Doch besucht man solchen Quark mit Entzücken, da man doch besser thäte unten im Dorfe in die erste beste Hütte eines Armen zu gehen, einige Kreuzer auszuspenden, und so mit dem Bilde auch dieses Menschenlebens und Menschengefühls wieder abzutreten. Schon diese rohe Gegend ist unbeschreiblich schön. Rechts an der Nordostseite des Thals sind nun die reizenden Gartenanlagen, die diesen Ort zum Paradiese machen. Es ist dieß ein sanfter Bergabhang, mit der weisesten Wahl und Mäßigkeit benugt. Es sind freylich die gewöhnlichen kleinen Gartenzierrathen, Häuschen, Hütten, Tempelchen, Brücken, Grotten; aber alles zeugt von Geschmack, und es stößt einen nie die fatale Frage auf: warum ist dieß grade hier? Man wandelt durch Wie-

ſen, mit klaren Waſſern durchſchnitten und durchrieſelt, durch Blumenſtücke, Baumklumpen, wildes Geſtrippe, Felſenſtücken, vom Waſſer durchrauſcht, an Schwanen- und Ententeichen hin, ſtößt bald auf kleine Aſyle der ſtillen Betrachtung, bald auf Jäger- Gärtner- und Hirtenhäuſerchen, ſieht hier ein bebautes Kartoffel- und Blumenfeld, dort einen Streifen mit Haſer und Stoppeln. Die Berge ſteigen im Norden hoch über dieſes Thal hinauf, und man hat durch den Buchenwald einzelne Durchhaue, die nun verwachſen ſind. Weiter öſtlich ſind ſie niedriger und weniger dunkelbelaubt, und unten hin mit Reben und weiter unten mit Kornfeldern eingefaßt. Dieſes ganze Thal hat einen äußerſten Anſtrich von Milde und Verſchwiegenheit, und wechſelnd eine romantiſche Erhabenheit und Schauerlichkeit. Man findet ſo vieles beyſammen. Die Ausſicht iſt begränzt und man ſieht etwa die Hälfte von Wien und ſeinen Vorſtädten von einigen Punkten. Da hat der Leopoldberg und Kalenberg unſtreitig ſeine Vorzüge, aber ſie gelten nur durch ihre Umgebungen. Dornbach gefällt durch ſich ſelbſt und genügt ſich allein. —

Hadersdorf und Mauerbach.

Den 7ten Auguſt um 6 Uhr des Morgens war ich ſchon auf den Beinen, und ſchlenderte im ſchönſten Morgenſchimmer über Mariahilf, Gumpendorf,

Grünberg, Schönbrunn, Mariahitzing und Penzing fort. Von hier ging es immer an den Ufern der Wien hin, die freylich jetzt ſeicht und kümmerlich allenthalben mit Stecken und Schuhſohlen zu paſſiren, aber nach dem weiten Kiesbette zu urtheilen nicht immer ſo ein ignobilis amnis iſt. Die Gegend fängt bald hinter Mariahitzing an, ſich mehr einzuengen. Links geht man unter dem ſchönen Kloſter Sanct Veit hin, das an einer bunten Anhöhe, einen Kranz von Bergen hinter ſich, liegt; dann hat man das Dorf Hacknitz mit ſeinem luſtigen Schloſſe am Berge und den kleineren Sommerhäuschen, und nun kömmt an dieſer Seite die hohe Forſt, mit einer langen weiſſen Mauer umgeben, näher und näher zum Bach herab. Bald kam ich in Hirldorf und auf die Linzer Chauſſee und war rings und dicht mit Wald eingeſchloſſen. Gleich hinter Hirldorf am Wege iſt wieder eine Dreyfaltigkeitsſäule, die die Kayſerin Eleonora gelobt hat; freylich keine ekelhafte Pracht daran, wie an der Linzer und Wiener, aber doch immer ein unkünſtliches Kunſtwerk. Bey dem reizenden Mariabrunn, das man bald erreicht, dehnt ſich der Wald wieder zu allen Seiten aus und bildet ein lachendes Rund; ein fröhliches Plätzchen, durch das die Wien ihre rauſchenden Wellen wälzt; ein Bergthal, das ſanft zu ſeinen grünen Höhen ſich hebt. Wenn man von Mariabrunn einen ſpitzen

Winkel schneidet, so liegen westlich und nördlich die schönen Schlösser des alten Laudon und seines Weibes Hadersdorf und Tweilingau, die dem Auge einen süßen Ruhepunkt geben. An der Klosterkirche zu Mariabrunn liest man eine Inschrift auf die Abreise von Wien weiland Seiner Heiligkeit des Pabstes Pius des VI., die ich der Rarität wegen abschreiben will, lateinisch und teutsch: Pius VI. S. P. Iosephus II. Rom. Imp. cum Maximiliano Arch. Austriae devote salutata Thaumaturga fontanensi inter teneerrimos amplexus excitis adstantium lacrymis ibi invicem valedixerunt Cal. Maj. 1782. So ist der Zeiten Wechsel. Hätte euch damals einer euer Schicksal vorhergesagt, ja wäre es die Thaumaturga selbst gewesen, ihr hättet es schwerlich geglaubt; ihr beyden größten Kronenträger der geistlichen und weltlichen Macht. Das Thaumaturga deutet auf ein wunderthätiges Marienbild, welches ehemals auf eine Quelle ausserordentlich und heilsam wirkte. Das Kloster hat nur noch wenige Mönche, es ist eines von denen, die aussterben sollen. Acht Herren sind nur noch drin, sagte mir ein alter Bauer. Immer noch zu viel dachte ich und ging auf Hadersdorf zu, vormals ein Sitz eines der Unsterblichen. Es liegt im Thale zwischen engen Bergen dicht an der Wien und ist ein ganz stattliches Dorf. Das Schloß ist einfach und prunklos und rings mit ei-

nem Waſſergraben umgeben. Man geht gleich an der Hinterſeite in den Garten. Auch dieſer iſt einfach und natürlich und der Geiſt ſeines alten Beſitzers ſcheint aus ihm zu ſprechen. Dicht am Schloſſe ſind Blumenſtöcke und Orangerien; dann kommen ſchöne Alleen von Linden, Kaſtanien und Pappeln, und endlich Obſtbäume und Wieſen, alles an der Seite des Weges nach Rauerbach. Aber links an der Wien iſt nichts, als Wieſen und Baumpflanzungen, mit waſſerreichen Gräben durchſchnitten. Hier ſind die ſchönſten Bäume, Lauben und Einſiedeleyen, die ich in meinem Leben ſah, und ein üppiger bunter Wieſenwuchs. Die Bäche rieſeln unter dem traurigen Grün der Trauerweiden und des Seedorns dahin, und aus den Platanen, Ahornen, Linden, Ulmen und Birken ſäuſelt der ſtille Geiſt der Betrachtung, und die ſchmeichelnden Flügel der Fantaſie ſchwirren und flüſtern mit den Stimmen der Liebe um die lieblichen Lauben zuſammen. Wenige kleine Bildſäulen ſtehen hie und da, mit Weisheit und Sparſamkeit angebracht. In der Mitte dieſer freundlichen und melancholiſchen Natur, ſteht eine ernſte Geſtalt, mit einem aufgeſchlagenen Buche, worin man die Worte lieſt: meditatio mortis optima philoſophia, ein Satz, gegen welchen ich ſogleich lebhaft proteſtirte. Durch dieſen Garten wanderte ich nun in einer Allee lombardiſcher Pap-

pein weiter ins Freye hinaus, meinen einsamen Pfad unter dem Wald hin und träumte von dem großen Todten, bis mich der Weg nach Mauerbach empfing. Dieser von hier etwa fünf Viertelstunden lang ist einer der angenehmsten. Er geht sanft sich hebend immer durch Wiesen hin, die die Berge zu beyden Seiten dicht einschließen. Heerden des schönsten Viehs sieht man selten, seltener eines der vernünftigen Thiere. Keine Vogelstimme, einzelne Geyer kreisen in der Luft. Etwas über die Hälfte des Weges findet man ein häßliches Kruzifix unter einem blanken Dache, und bald darauf freut man sich einer zierlichen Grotte rechts am Wege. Ich ging hastig hinein und fand ein scheußliches Kruzifix aus Sandstein und einen verstümmelten Heiligen neben ihm; unten grottirte Tuffsteinstücke mit Engelsköpfen und die Worte ihnen aus den Hals geschrieben: Domine da mihi hanc aquam! Zugleich stürzte dies Wasser krystallen aus einer Röhre hervor. Warum setzte man nicht lieber den Herrn mit der Samariterin hin? Das wäre doch eine fröhlichere Idee für den Wandrer in dieser schauervollen Einsamkeit. Ich benutzte indessen die Inschrift und ließ mir das Wasser gut schmecken. Von hier geht man einen Fußsteig durch den Wald und sieht bald Mauerbach unter sich. Dieß ist eine wunderbare Gegend. So müssen Appenzells grüne Alpenhügel unter den matten Strahlen einer halb-

umwölkten Sonne liegen, oben von Felsen und dichten Wäldern eingeschlossen. Es ist hier auch keine Spur vom Feldbau. Alles sind Weidplätze, oder Wiesen. Hier strichen Mäher auf den Bergen ihre Sensen, dort weideten Kühe, tiefer unten breiteten sich Wiesen, blumig und gewässert aus. Ich ging hinab durch das Dorf, stieg hinter der Karthause auf den Hügel und setzte mich auf einen alten Baumstamm am Wald, der stillen und blumigen Gegend zu genießen; denn eine blumigere findet man schwerlich, noch eine stillere; es ist eine Gegend der Hirten und Mönche. Unter mir lag die schöne Karthause mit ihren weiten Gebäuden und erinnerte mich zuweilen durch einen dumpfen Glockenschlag an Menschen. Eine schöne Stunde ließ ich so mein Herz spielen, dann stieg ich um 12 Uhr zur Karthause hinab. Diese Karthause war eine der reichsten und anmuthigsten, ehe Joseph ihre Bewohner zerstreute. Sie liegt dicht am Walde am Hange des Berges und hat hinter sich schöne Wiesen und Gärten. Am Eingange stehen stattliche Linden und die Aufschrift meldet, daß König Friedrich der Schöne, der durch sein Unglück und seinen Edelmuth so berühmt ist, sie 1313 baute. Sie ist nun zu einem edleren und besseren Gebrauche eingeweiht, nicht die Jugend des Landes zur faulen Andacht zu verführen, sondern Alten und Elenden ihr trauriges Daseyn

etwas milder zu machen. Man hat nemlich aus der Karthause ein Spital, Armen- und Zuchthaus gemacht. Das Letzte mag aus manchen Gründen wohl nicht eben recht zu dem Ersten passen. Hülflosigkeit und Verbrechen sollten nie mit einander vermischt werden. Im vordern Hofe des Klosters ist das ökonomische Wesen, der Verwalter, die Kanzley, das Waschhaus, Brauhaus, Wirthshaus, die Pferdeställe und der Förster zur Seite. Am Eingange des zweyten Hofes ist die Behausung der Wächter, und in den zahlreichen Zimmern und Zellen, die in allen Richtungen nach hinten auslaufen, wohnen die Pfleglinge und Züchtlinge. Viele sind arm an Geist und Körper, und fristen ein elendes und hinsinkendes Daseyn wie Pflanzen; andre, die noch arbeiten können, haben dazu ihre eigne Stuben, die reinlich und wohl eingerichtet sind. Ich sah dort auch Kinder, Buben und Mädchen mitarbeiten. Das war mir widerlich. Die junge Alter gehört nicht unter den Abschaum und Schlamm des Lebens, den es als krank und untauglich von sich stößt. Auch die Gänge und Wohnzimmer, und das große Krankenzimmer fand ich lustig und reinlich, und mit der Freygebigkeit ausgerüstet, die alle diese wohlthätigen Anstalten Josephs auch in Wien charakterisirt. Im hintersten Theile sitzen die Züchtlinge, im Raum freylich abgesondert von den Vordern, schwerlich aber in der Meynung.

Ich ſahe ſie nicht. Es iſt hier ein eigner Chirurgus für die Kranken und Gebrechlichen, und wöchentlich kömmt ein Oberarzt von Wien. Die Kirche iſt ganz artig, und mit einem groſſen Gemählde aller möglichen Märtyrer geziert, und aller Martern, die je geweſen ſind, oder haben ſeyn können; eine ſchöne Kompoſition für einen Künſtler. Die Höfe der Gebäude ſind ſchöne grüne Oblonga, und geben denen, die ſpazieren wollen, Luft und Licht genug, ſo wie die Gärten nach hinten. Die Züchtlinge müſſen arbeiten, Saiten ſchlagen, Kämmen, Wolle und Seide ſpinnen. Ich verließ das Kloſter, und nahm noch die Legende von einem Kaiſer Ludwig mit, einem der Karlinger. Dieſer verirrte ſich auf der Jagd von ſeiner Gemahlin. Sie that in der Angſt ein Gelübde, in dieſer Wildniß eine Kapelle zu bauen, wenn ſie ihren Herrn wiederfände. Wo das Kloſter ſteht, trafen ſie einander, und das Kapellchen ſtieg auf. Dieſer Ludwig ſoll hier auch begraben liegen. Ich ging mit frommen Gefühlen weg, als hätte ich noch Karthäuſern Lebewohl geſagt, ſprach wieder bey der heiligen Grotte an, und langte endlich wieder in Hadersdorf an. Hier ſah ich am Wege Links in einem kleinen Gehäge das Denkmal des Helden. Nach dem Schloſſe zu gehen, und Diener und Schlüſſel zu holen, ſchien meiner Ungeduld zu weitläuftig. Ich ſah, ob die Gegend rein war, denn als ein Einbrecher wollte ich mich doch nicht

ertappen laſſen, und ſchwang mich ſchnell über die hohe Einfaſſung. Dies Denkmal iſt ein etwa drey Ellen hoher Sarkophag mit einem flachen Dache und rund umher mit Trophäen in Hauts Relief umwunden, und mit einigen allegoriſchen Figuren, Ruhm, Friede, Tapferkeit, Wahrheit geziert; nichts von beſondrer Schönheit, doch gefällig durch das Einfache. Am Vorderende ruht ein geharniſchter Krieger in einer trauernden Stellung mit geſenktem Blick, ſein Schild neben ſich, ſein Schwert der Hand entſinkend, mit aufgezognem Viſir, eine ganz edle und brave Geſtalt. Hier lieſt man auf einer Marmorplatte die Inſchrift:

Tiro
ad Boryſthenem,
Dux
ad Moravam, Viadrum,
Boberim, Neiſſam, Viſtritiam.
Veteranus
ad Unnam, Iſtrum, Savum.
Clarus Triumphis,
Simplex, Verecundus,
Carus
Caeſari, militi civi.

An der Hinterſeite:

Ern. Guid. Loudono
Conjux contra votum ſuperſtes
ac heredes poſuere 1790.

Die Maſſe iſt leider nur Sandſtein. Warum ſetzt ihm der Staat kein Denkmal? etwa weil er ſich ſelbſt ein ewiges im Staate geſetzt hat? Die Worte ſimplex und verecundus ergriffen mich gewaltig. Ich ſah in ihnen den ganzen Helden und Mann, ſo wie ſie überall wohl das weſentliche Beſtandtheil eines groſſen Menſchen ſind. Ich ſchwang mich wieder über das Gehäge, und ging mit dieſem Gedanken immer Links am Wege durch einen Thiergarten mit einfachen Fußſteigen und kleinen Häuschen. Nun erſt dünkte ich mir den Garten an der andern Seite zu verſtehen, welchen ich heute Morgen beſahe. Auch er iſt einfach und beſcheiden, wenn es ein andrer iſt. Ich mußte ihn nachher noch einmal durchwandern, machte dann ſchnell meinen Rückweg durch Baumgarten, und hielt dort in einem bäuriſchen Tanzſal eine Milchcollation. Hier lagen unter dem groſſen Zelte, mit Säulen geſtützt, die grünes Tannenlaub und Roſenbänder umwanden, noch die Trümmer der Sonntagsfreuden umher, verwelkte Blumen, Stücken Bänder und Flitter, Pfeifenſtiele und andre Schelchen. Mein Gefühl, welches die Freuden des Armen und Niedrigen ſo bewegen, war wehmüthig und ſüß. Ich bewunderte auf dem Glacis noch drey ſchöne Regimenter, die dort vor dem Kaiſer ihre Uebungen machten. Der Gedanke, daß von ihnen nach zwey Jahren vielleicht nur Gebein mehr

übrig seyn wird, schickte mich noch wehmüthiger in die Stadt, wo der marinellische Kasperl, und die Kasperlischen Zuhörer mir diesen Abend nichts angewinnen konnten.

Der Prater.

Dieser schöne Tummelplatz der Freude und des Vergnügens liegt eine starke Viertelstunde von der Brücke, welche die Stadt von der Leopoldstadt scheidet, durch welche eine lange Allee, zu beyden Seiten mit Fußsteigen dahin führet. Am Ende der Leopoldstadt ist man nach einem kleinen Zwischenraum unter den Bäumen des Praters, und zwey breite Wege, der eine rechts, der andre links, führen hinein, und ein dritter ganz links geht nach dem Augarten, und zur Donaubrücke der böhmischen Landstraße. Für die Fußgänger sind Seitensteige neben den Wegen, und die weiten Wiesen und Flächen mit Bäumen bedeckt, wo sie nach Gefallen dem wirbelnden Staub der Wege ausweichen können. Man kann den Prater und Augarten füglich als eine Donauinsel ansehen, worauf zugleich die Leopoldstadt liegt, und woran weiter im Nordwesten eine Menge kleinerer Eilande gränzt. Diese große Insel, durch den mittelsten größten Donauarm, und durch den kleineren, der dicht an Wien, zwischen der Rossau- und Leopoldstadt, zwischen der Leopoldstadt und der Stadt, und zwischen dem Prater und den Erdbergen hinfließt, immer von

Westen

Weſten nach Oſten, und endlich nach dem Lauf einer ſtarken Meile ſich nördlich beugt, und in den großen Arm fällt, der alle die andern ſchon früher in ſich aufgenommen hat. Von dem Augarten wird der Prater durch mehrere Häuſer und Gärten, und einem Zwiſchenraum abgeſchnitten, durch den die böhmiſche Landſtraße geht; und iſt von da an gerechnet, bis zum äußerſten nordöſtlichen Ende nach dem niedlichen Jägerhäuschen gewiß an drey Viertel Meilen lang; ſeine höchſte Breite iſt wohl nicht ganz eine halbe. Er beſteht größtentheils aus ſchönen grünen Raſen, gruppenweiſe mit Bäumen bedeckt, meiſtentheils mit Ahorn und Silberpappeln, aus anmuthigen Flächen, grünen Wieſen, Erlenſümpfen, hie und da mit Rohr bewachſen, und von Waſſer durchſchnitten. Weiter hinten hin, wo das Gewühl von Menſchen nicht gar zu groß iſt, weiden viele hundert Hirſche, die des Winters zu ſchlimmer Zeit zum Theil mit dem Heu gefüttert werden, was jetzt für ſie in großen Schuppen aufbewahrt wird. Sie ſind gewöhnlich zahm, und fürchten die Menſchen nicht. Man ſieht außerordentlich ſchöne Thiere. Sonderbar iſt es, daß die Hindinnen mit ihren Kälbern ſich gewöhnlich allein halten. Dieſer große Raum, den der Prater ausmacht, hat nun wieder ſeine einzelnen Gehäge, und einige Plätze, wo nicht jeder reiten, gehen und fahren darf; ſonſt iſt alles ſeit Joſephs Zeit ein freyer

Tummelplatz, und ein schöner und freundlicher Erlustigungsort für die frohen Menschenkinder. Nach allen Ecken laufen Wege, Alleen und Fußsteige aus, die selten menschenleer sind. Die schönste Gegend des Praters ist unstreitig die nordwestliche, wo die große Donau ihn zunächst umfließt, der Theil, der gradaus, zwischen der Leopoldstadt und der Donau liegt. Da hat man eine wunderschöne Aussicht auf eine Menge lieblicher Eilande, die gegenüber liegen, in einem Kranz von Erlen und Weiden Auf einigen grasen Kühe, auf andern springen muntre Hirsche, auf andern wiehernde Rosse, und von andern endlich klappern Mühlen ihren einförmigen und unmelodischen Gesang. Fernher schimmert der Leopold- und Kaltenberg im Westen mit seinen grünen Reben, und eine schöne Ebne dehnt sich jenseits in die Unendlichkeit gegen Norden aus. Hier habe ich oft auf einem Deiche geruht, der mit Schilfrohr bedeckt, und von Rohrsperlingen umtönt, und Elsvögeln umpiept, in den Strom hineinläuft. Hier habe ich mich von den Wellen des Stroms oft in süße Träume einwiegen, und sanft an jene Gestade hinspielen lassen, die vor einem Jahre mich oft mit süßer Wehmuth erfüllten, wenn der Schimmer des Abends auf dem unendlichen Meere floß, und seine Wellen mir in sanften Wiegenliedern vorbeyrauschten. So habe ich diesen Platz mir in Wien als meinen eigensten geheiligt und er wird

nie aus meinem Gedächtniſſe verfliegen, wenn auch ſonſt nichts Holdes mehr durch die verhärtete Schale alles Denkens und Empfindens dringt.

Vorne im Prater, gleich am Strome, den Erdbergen gegenüber, ſind einige kleine Wohnungen und Gärten, ſo wie an der linken Allee, unweit des Eingangs. Nachher weiter hinein liegen links und rechts in der Mitte zwiſchen beyden, und zu ihren Seiten eine Menge kleiner Häuschen, Garküchen, Schenken und Keller, die um ſich her, wie in einem Lager, groſſe und kleine Sitze, Tiſchchen, Stühle, Bänke und andre Zurüſtungen und Vorrichtungen des Vergnügens haben. Dieſe Wohnungen mit den Plätzen herum, geben eine kleine Pacht, und ſo können die Unternehmer ſich mit ihren Sachen und Leuten darin einrichten. Des morgens iſt hier nie was zu thun. Wer ſich dann vergnügen und unterhalten will, der geht und fährt in den Augarten; aber des Nachmittags von 3 bis 9 Uhr findet man hier immer Geſellſchaft. Am zahlreichſten indeſſen iſt ſie an den Feuerwerkstagen, und an ſchönen Sonntagen, wo alle Geſchäfte ruhen, und wo ein Wiener gewiß eine groſſe Sünde zu thun meynt, wenn er ſeine Zeit nicht den Vergnügungen weiht. Dann iſt der Weg vom Leopoldſtädter Thor bis an die Allee rechter Hand in dem Prater Ein Gewimmel, wie wenn Ameiſen wandern. Man ſieht eine lange Reihe der ſchön-

ſten Equipagen und Fiaker, die immer neben einander mit Hoo! Hoo! hin und her rollen, indem zu beyden Seiten die zahlreichen Fußgänger im Staub und Gedränge beynahe erſticken. Hier an der rechten Allee ſteigt man aus, und läßt die Kutſchen halten, oder kutſchirt auch weiter hin nach allen Richtungen den Prater auf und ab. In dieſer Gegend alſo iſt der Tummelplatz der hohen und beſſern Welt. Sie ſpaziert entweder in den Seitenſteigen auf und ab, und läßt ſich bewundern, oder läßt ſich unter den Tauſenden mit wohl- und hochgebohrnen Hintern nieder, nimmt geſchlagenen Obers (Kern, Rahm) Kaffe, Chokolade, Limonade, Eis, Himbeerſaft ꝛc ein, und läßt ſich im neueſten Schmuck aus London und Paris begaffen. Da iſt ein Flattern und Fliegen und Sumſen der Stutzer, der brillanten Huren, und drunter das Schreyen der Markeurs, Bedienten und Kutſcher, wovon nur eine dunkle Vorſtellung dem Träumer bleibt, wenn er aus dieſem Faſchingsſpiel in die Stille kömmt — ein flüchtiges und vergängliches Bild des Menſchenlebens, wie es ſelbſt iſt. Man glaube aber nicht, bloß hohe Welt hier zu ſehen; nein, alles iſt traulich unter einander, nicht allein auf den Spaziergängen, ſondern auch auf den Bänken und Seſſeln, an den Tiſchen, unter den Bäumen, wie in den kleinen Zimmern. Es iſt ja alle acht Tage, oft noch öfter, ſo ein Karneval, wo der Gröſte, wie

der Kleinſte, gleiche Luft athmet, und oft gleiche Taſſen berührt, nur daß jener endlich ſtolz mit ein Paar Engländern oder Neapolitanern fortraſſelt, vom Schimmer der Livreen umgeben, und von einem Fackelträger begleitet, während dieſer in einem Fiaker eben ſo ſchnell, oder auf ſeinen Füßen eben ſo glücklich an den Ort ſeiner Ruhe kömmt, wo ihn der Staub, den jener mit ſeinen Roſſen aufwirbelt, und der Dampf nicht ärgert, den ſein Fackelträger ihm unter die Naſe ſchwingt. Es iſt eine Freude, ſo ein wenig umher zu lauſchen und zu ſehen, wie jeder hier das Seine ſucht. Die dicken Bäuche in ihrer ehrenfeſten Ruhe, wie ſie alles gewöhnlich genießen, und für das Uebrige kaum die Augen offen haben, wenn nur ein Täßchen nach dem andern die Kehle hinabgleitet, und ein Kipfen (eine Art Brod) auf den andern gepfropft wird. Die alten Weiber mit aufgeſpannten Buſen, und roth, daß ſie ſich ſchämen mögten, wie ſie wohlgefällig die vorübergehenden Herrchen muſtern und recenſiren, doch mit einer Miene der Gutherzigkeit, daß man höchſtens über ſie lachen kann. Die jungen Dinger, die weiter in der Welt nichts wiſſen, noch kennen, als das ſchöne Wien (Wiähn) und das herrliche Wien, wie ſie mit ihren hübſchen Geſichtchen umhergucken und jene Blitze ſenden mögten, die ſie nicht haben, und wie endlich ihr ganzes Weſen ſich in Einem holden Lächeln aufthut, wenn

ein Süßling mit einem faden Witz und einer alber-nen Frage die Langeweile des Erwartens unter-bricht. Die Stutzer endlich, dieſes zahlloſe Schöp-ſenheer, jetzt alle ſchwarz angethan von unten bis oben, und angliſirt an Köpfen und Füßen, ſo ſehr es die Wiener Polizey gut findet, wie ſie bald wohlgefällig auf ihre netten Beine, bald auf die blanke Halskette ſchauen, woran ihre Uhr hängt, dann mit einer Zehenhebung einen salto mortale machen, plötzlich horchen, und eben ſo plötzlich auf-lachen, als hätten ſie was Wichtiges gehört und geſagt, und ſo endlich wieder, ihrer Rolle einge-denk, in die alte feinengliſche etwas plumpe Stel-lung fallen, bis endlich die Lünetten der Naſe ap-plicirt, und die Unterröcke, wie ſie Wieland zu nen-nen vorſchlägt, eines nach dem andern gemuſtert werden. Auch Abbés kann man hier mit dieſen Inſtrumenten der Galanterie ſehen, mit ſchönen rundfriſirten Haaren und rothen Strümpfen; die ächten Pariſer weiland haben ſelbſt im Exile jetzt noch einen ganz andern Schnitt. Bey dieſem Ge-wirre der Tauſende verleugnet der Wiener ſein Phlegma und ſeine Guthmüthigkeit nicht. Es iſt wie ein Bienenſumſen um die Abendzeit, was frey-lich zuſammen ein feines Getöſe macht, wovon man aber ſelbſt in der Nähe keine Stimme erſchal-len, keinen Laut tönen hört. Die meiſten ſitzen ſtumm und mit abgebrochenen und ziſchenden Wor-

ten, wie die kraftloſen Schatten der Unterwelt bey den Mäoniden, und die Sprechenden laſſen es ſo in ihrer bequemen und ſtillen Manier gehen, daß ſie nicht Einen Schritt weit hörbar ſind. Kein Anſtoßen, keine Händel, niemals lebendige Wortwechſel. Bloß die Kutſcher laſſen durch derbe Stimmen und herzhafte Flüche noch zuweilen vernehmen, daß es hier leidenſchaftliche und beſeelte Thiere giebt. Zu lernen iſt hier wenig für den Zuſchauer, ſich zu tummeln nichts, aber gut für den ſechsten und ſiebenten Sinn zu ſorgen, und das iſt doch auch eine Sonntagspflicht.

Wenn man von hier nun den Weg ſchneidet über dem Raſen auf die linke Allee zu, ſo ſtößt man immer auf neue Häuschen und Schenken, und die zahlloſen Feuer, und der angenehme Fettduft, den man eine halbe Stunde weit riechen kann, ſagen einem, welchen Göttern hier geopfert wird. Auch hier iſt, wie oben, vollkommne Gleichheit, wie ſie die freye Natur immer einflößt, und alſo auch immer behaupten ſollte, gute und ſchlechte Geſellſchaft in einer reizenden Unordnung unter einander. So laufen die kleinen Häuschen und Kaſinen der Reſtaurateurs nach allen Ecken und Enden aus, weit über die linke Allee, und bey jedem findet man neue Arten von Spaß und Vergnügen. Kegelbahnen ſind allenthalben; gewaltige Schaukeln, worin die Bürger und Bürgerinnen ſich nach

den Strapazen ihrer Beine wiegen lassen, und die, in einer langen Reihe geschwungen, mit ihren Einsitzenden oft ein äußerst drolliges und lächerliches Schauspiel geben, wenn man das Geschrey der ohnmächtig werdenden und das Gewühl in den dicken Bäuchen, worin die gebratenen Händel und gefüllten Kalbsköpfe sich umrühren, mit dazu rechnet. In andern Häuschen laufen die Karussel rund, mit allerley Volk besetzt, und türkische Trommeln und quiekende Pfeifen machen eine wilde Musik, die man fernhin donnern hört. Banden Spieler aller Art sitzen nun da auf einem beliebig aufgeschlagnen Thron und donnern in das wilde Getöse der Tausende meistens populäre Stücke, und muntern zu Speise und Trank auf. Man sollte glauben, hier gehe es wilder und lärmender her nach der Weise des gemeinen Volks, welches hier doch häufiger ist. Aber nein, dieses auch behauptet den gemeinen Charakter, der gar keiner ist. Nie sieht man einmal Buben sich raufen, oder schelten, was in andern Städten einem Wunder gleich scheinen würde. Jeder genießt reichlich, was sein Vermögen und Magen vermag, kümmert sich nicht um seinen Nachbar, noch um die ganze Welt, und rückt kaum das Ohr von seinem Seidel Wein, gebackener Händel, oder Kapaunerl auf, wenn ein ungewohntes Tosen erschallt. Da sitzt und liegt und tummelt sich das liebe Menschengeschlecht in gar mancherley Grup-

pen, und freut ſich der helllodernden Küchen und der luſtigen Muſik, indem eine Taſſe die andre jagt, und Seidel auf Seidel, und Plutzerl auf Plutzerl (eine irdene Krucke von der Form eines Kürbiſſes, der hier Plutzerl heißt) die Naſe röther färbt, bis endlich Braten, Kuchen und Fiſche die Sprache ganz benehmen. Hier iſt es Zeit für die liebe genußfrohe Jugend, ſich anzumachen. Die Wienerinnen ſind mit Blicken ſehr gütig, nehmen, wie die meiſten Weiber, gewiſſe Anträge nie übel, und haben alſo einen leichten Hacken, woran man feſt werden und machen kann. So wie alles zuſammenſitzt und ſich ſetzen kann, läßt ſich die Spitze da leicht fortſtoßen. Einladend ſind die Bäume, ſich zur Vorrede vertraulich hinzulagern, und Büſche giebt es auch, wenn gleich die fromme Kaiſerin Königin manches ſchädliche Geſträuch hat weghauen, und den Prater lichten laſſen, um Amors loſe Diebsſchliche auszurotten. Endlich kömmt denn doch das trauliche Dunkel der braunen Nacht, wo alles zu zweyen, dreyen, vieren ſich aufmachen kann, und wo den wenig bedürfenden Sterblichen ein Baum oder Strauch allenthalben zu einer didoniſchen Höhle wird. Es iſt ein ſonderbares Gefühl, welches mich immer ergreift, wenn nun alles forteilt. Das Toſen der Wägen, das Lärmen der Kutſcher und Fiaker, das Lachen und Plappern ſo vieler illuminirter und froher Menſchen wälzt ſich wie

in einem Strome fort und rollt zu Einem wilden Klang zusammen. Stiller wird es und stiller unter den Bäumen, ein Licht erlischt nach dem andern, eine Musik verstummt nach der andern, bis endlich die letzten dumpfen Töne einer einsamen Trommel, oder einiger gellenden Pfeifen durch das einsame Dunkel schallen und einzelne Menschengestalten still und verloren vorüberwallen. Warum wird einem unter so einem großen Menschenhaufen, wo man keiner Seele angehört, und wie ein Tropfen in dem großen Strome fortrinnt, warum wird einem da so wehmüthig? warum erregt alle Pracht der Welt, alles was dem Ohr und dem Auge schmeichelt, alles, was die Sinne reizen und ergötzen kann, warum erregt das lebendigste und strudelndste Leben nur das große Gefühl der Vergänglichkeit?

Der Augarten.

Will man den Prater eine Lais und Phryne nennen, so ist der Augarten eine sittsame Danae, oder eine in eigne Unschuld und Milde versunkene Psyche, der man sich mit bescheidenern Blicken und ruhigerem Blute nahen muß. In der That der Karakter dieser beyden Lusthaine ist eben so verschieden als der Karakter der Vergnügungen daselbst, wenn diese gleich sehr oft einander ähnlich werden müssen. Der Augarten liegt südwestlich von der Leopoldstadt

und macht zusammen mit der Brigittau den südwestlichen Theil der großen Insel aus, von welcher die Leopoldstadt und der Prater der größere Theil sind. Er trägt durchaus das Gepräge der Lieblichkeit und Anmuth, und hat in jeder Rücksicht Vorzüge vor dem Prater, wenn man das zahlreichere Menschengewühl in diesem abrechnet. An seinem Eingange sind mehrere große Gebäude von Kaiser Joseph gebaut, in einem Viereck, und er trägt eine Aufschrift, die mehr für die Humanität, als den Geschmack dieses großen Mannes beweißt: Allen Menschen geweiht von ihrem Schätzer. Diese Zimmer hat ein gewisser Jahn gepachtet, bey dem alle mögliche Artikel des Magenluxus, oder der bloßen Leibesnothdurft wohlfeil und theuer zu haben sind. Hier ist meistens des Morgens Gesellschaft, die einen Kaffe, oder Chokolade einnimmt, und in den schönen Gängen oft bis Mittag herumwandelt, und in den Sälen, oder unter den hohen Kastanien und Pappeln endlich ein weidliches Mahl hält. Auch des Abends giebt es hier oft einige. In den größten Sälen werden häufig Akademien gehalten, oder Musiken von Dilettanten aufgeführt, wie jetzt alle Donnerstage geschieht. Häufig ladet man hieher auch eine ganze Gesellschaft, und Jahn richtet die Bewirthung ein, je nachdem man prächtiger oder frugaler schmausen will. Diese schönen Gebäude sind wieder mit österreichischer Liberalität

zum allgemeinen Vergnügen hergegeben, und der Wirth giebt eine Kleinigkeit dafür, um nur desto besser und wohlfeiler seine Gäste bedienen zu können. Zu Mittage findet man meistens Musik da, oft das Orchester der Leopoldstädter Bühne. Von diesen Gebäuden laufen nun die prächtigsten Alleen nach allen Seiten der Donau, deren beyde Arme hier so weit nicht auseinander sind. Die Gänge sind durchgehauen und werden unter der Schnure gehalten, das andre Gehölz ist dichtes Gebüsch. Schönern und üppigern Baumwuchs, als hier, kann man sich gar nicht vorstellen, noch kühlere und lieblichere Schatten zu allen Stunden des Tages; deswegen würde der Augarten, wenn ich in Wien bliebe, auch immer mein Lieblingsplatz seyn. Er ist es auch für die Wiener Schönen, die man hier des Morgens, besonders an Konzerttagen, in großer Menge auf- und ab wandeln sieht, in der liebenswürdigen und schmachtenden Blässe des Morgens — das ist nicht wahr, die meisten beschmieren sich bis an die Ohren mit Roth, wie sie aus dem Bette steigen — und in den holden Negligee, worin Amor seine größten Schelmereyen ausheckt, und worauf man allen unvorsichtigen Augen und flatternden Herzen mit großen Buchstaben ein Cavete! schreiben sollte. Hier also geht das große Schauspiel eines langen lästigen Tages an, löst sich im Prater, Maria Hitzing, Schönbrunn und wo sonst

noch auf, und endet im Hofthcater, in der Oper, auf der Burgbaſtei, oder zum Spaß auch wohl bey Schikaneder und dem Kaſperl, bis es die Gardinen und die Nacht bedecken. Die ſchönen Alleen ſind hier aus Kaſtanien, Silberpappeln, auch wohl aus Ulmen und Linden. Ich habe nie ſo hohe Bäume, ſelbſt auf dem Schießwall zu Regensburg nicht, und nirgends ein lachenderes und dunkleres Grün geſehen. Das Schönſte hiebey iſt, daß man ſogleich das Freye gewinnt, und die Donau, wo ſich die reizendſten Gegenden dem Blicke öffnen. Rechts vom Augarten geht die Straße nach Böhmen über eine lange Donaubrücke durch freundliche Inſelchen fort, und von der Seite queer über dieſe Straße geht und fährt man in den Prater. Hinten im Weſterende kommen nun mehrere kleine Häuschen und Küchen, wo es, wie im Prater, hergeht, nur iſt Frequenz und Maß kleiner. Hinter dieſen nun läuft die luſtige Brigittau zwiſchen zwey Donauarme eingeklemmt fort, wo man die ſchönſten Spaziergänge und zur Seite jenſeits die Roſſau und den ſchönen Weg nach Nußdorf mit den Wieſen am Strome hat. Da kann man ſich ergehen, wenn man vorne nicht müde werden kann, oder wenn man ſich nach der Einſamkeit und einer ſchönen einfältigen und unbeſchnittenen Natur ſehnt. Im Augarten wird übrigens weder gefahren noch geritten.

Schönbrunn.

Dieſes hübſche ländliche Schloß liegt von Wien etwa anderthalb Stunden, von den Vorſtädten aber, nemlich von Mariahilf und den zunächſt anſtoßenden etwa eine halbe bis drey Viertelſtunden in einer ſehr angenehmen Gegend, und hat einen Kranz luſtiger Dörfer um ſich, als Gumpendorf, Grünfeld, Mariahitzing und wie ſie weiter heißen, unter denen es ſich prächtig als Königin empor hebt. Das Schloß ſelbſt liegt in einer Ebne, oder vielmehr in einem Thale dicht an der Wien, und hinter ihm hebt ſich ſogleich ein ſchöner Hügel, und weiterhin ſchimmern grüne Berge. Es iſt in einem Stile mit Laxenburg, doch noch etwas gezierter und verſchnörkelter gebaut, wie ſie denn beyde als Gebäude nichts Schönes und Erhabenes haben. Es hat vorn einen ſchönen Hof zur Auffahrt, und an den Auſſenſeiten laufen große Reitſtälle hin, worin kaiſerliche Pferde ſtehen. Die Möbeln drinnen ſind faſt veraltet und keinesweges prächtig. Selten kömmt der Hof hieher, öfter die jungen Erzherzöge. Hinter dem Schloſſe iſt der Garten. Vorn hat man einen weiten offenen Platz bloßen Sandes, den endlich ein großer Teich mit neptuniſcher Steinhauerey beſchließt, worin zahlreiche Goldfiſche umherſchwimmen. Zu beyden Seiten dieſes Platzes laufen nun Gänge und Alleen mit ſchönen Bäumen nach Weſten und Oſten fort, ganz im alten fran-

östlichen verzierten Geschmack. Gleich unten am Schlosse sind Blumen und Fruchtgärten in einer Vertiefung. Der freye Platz und die Baumreihen und das Innere der Lauben sind mit einer Menge Statüen besetzt, die zum Theil gut gearbeitet sind; die besten sind Kinder des Wieners Bayer. Rechter Hand vom Schlosse westlich kömmt man zu einer Menagerie von allerley Thieren, die im Garten, in freyen Plätzen, auf Höfen, in Zimmern und Käfichten aufbewahrt werden. Man sieht da manches Merkwürdige, besonders aber einen schönen weissen Bären, Fasanen, Pelikane, und eine ganz vorzügliche Sammlung der kaiserlichen und scepterhaltenden Vögel. Aus diesen Partieen nun steigt ein Hügel sanft empor und neigt sich jenseits eben so sanft zu Wiesen und Waldgesträuch hinab. An seiner linken östlichen Seite steht ein ganz feiner Obelisk und in der Mitte, dem Schlosse grade im Angesicht, eine niedliche Ville, aus einem großen Saale und zwey Arkaden zu beyden Enden bestehend. Hoch breiten drüber ihre Flügel die goldnen Adler aus, die man weithin schimmern sieht. Die Aussicht, die man von hier auf das untere Gewimmel des Schlosses und Gartens, auf die reizende Gegend und auf die Kaiserstadt hat, und endlich auf die fernern südöstlichen Gebirge, ist entzückend, und diese Ville unstreitig der schönste Punkt in Schönbrunn. Hinten, wo der Hügel noch höher

steigt, hat man einen wilden Wald von Eichen und Tannen und Fasanengebüsch. Der botanische Garten hier gehört zu den berühmten in Europa; mehr kann ich Unkundiger nicht von ihm sagen; mich hat er bloß ergötzt. Dieses Schönbrunn mit seinen Umgebungen gehört, weil es so nahe ist, zu den von den Wienern am meisten besuchten Orten. Alle Tage geht und fährt und reitet es da in hellen Haufen und es ist fast nie leer. Ja mancher Wiener hat in den niedlichen umliegenden Dörfern, vorzüglich in Mariahitzing, seine Sommerwohnung aufgeschlagen, und mancher Fremde ahmt ihm darinn nach. Besonders ist es in Meidling und Mariahitzing immer voll Jubel und Gewimmel. Der Haupttag indessen ist der Sonntag. Ist dieser heiter, so kann man von Frühmorgens von 6, 7 Uhr an alle Wege und Fußsteige voll bunter und feingeputzter Menschen sehen. Die Fiaker nehmen die Feineren ein, andre schleppt der lange Schwanz eines Stiefelwagens, die Person für drey, vier Kreuzer zu 15 bis 20 zusammengepackt, die doch zwey arme Gaule, immer im Trabe ziehen müssen. Viele endlich brauchen das natürliche Gespann des Menschen, und trocknen sich oft den Schweiß und Staub von der Stirne, in Erwartung der Freuden und Belustigungen, die die Mühen und Arbeiten vieler saurer Tage belohnen sollen. Ländliche Musikanten stehen dann hie und da an Wege und

blasen

blaſen, und ſehen den zufliegenden Kreuzern der Vorüberfahrenden mit Sehnſucht entgegen. Vor den Schloßthoren aber harren die Fratſchlerinnen mit Obſt, Pflaumen, Pfirſichen, Kuchen, Brod, Wein und Roſolio, und haben gewöhnlich ihren Vorrath vor der Zeit abgeſetzt. So wimmelt und ſtrudelt es wie ein ewiger Bienenſchwarm im Schloß und Schloßgarten hin und her, und iſt der Prater im Kleinen für den Morgen und Vormittag. Schaarenweiſe ſieht man ſie nun in den kühlen Gängen auf- und abwallen, oder ſich auch Paarweiſe weiter in die Vertiefungen des Parks verlieren. Andre füttern die Goldfiſche in dem großen neptuniſchen Behälter mit Broſamen. Die meiſten aber ſind um die Thiere in der Menagerie her, und hier ſcheint ordentlich eine Art von Wallfahrt zu ſeyn. Da wird durch die mancherley Späße, Neckereyen, Urtheile und Anmerkungen für den luſtigen Seher und Horcher die Menſchenmenagerie endlich noch die luſtigſte. Dieſe Wirthſchaft dauert ſo bis um Mittag fort, wo die meiſten ſich zerſtreuen, und nach Meidling, Nußdorf, Gumpendorf für die fernere Unterhaltung des Mittags und Nachmittags ziehen. Manche aber bleiben hier und laſſen ſich in den wohlausgerüſteten Gaſthäuſern und Garküchen ein flottes Mittagsmahl ſchmecken, und die heißen Stunden vorübergehen, wohl wiſ-

ſtad, daß es noch lange Zeit hat, bis der Prater mit ſeinen Trommeln toſet, und ſeine dampfenden Garküchen aufthut, oder Schikaneder und der Kaſperle ihre Späße auftiſchen.

Laxenburg.

Dieſer ſchöne Sommeraufenthalt der kaiſerlichen Familie liegt zwey kleine Meilen von Wien in einer ſchönen Ebne, die im Südoſten die Berge hinter ſich hat, welche von WienerischNeuſtadt nach Oedenburg bis zum Neuſiedler See in Ungern fortlaufen. Es ſcheint aus einer ſüßen und ſchwermüthigen Phantaſie der Natur entſtanden zu ſeyn, und die Menſchenhand, die gewöhnlich mehr verdirbt, als verſchönert, hat es meiſtens leidlich gemacht. Große und erhabne Gegenſtände der Natur und Kunſt ſucht man hier vergebens, aber von dem, was ſie Sanftes und Holdes hat, was in den meiſten Stunden des Lebens der menſchlichen Gemüthsſtimmung nicht widerſtrebt, von dem findet man hier vieles beyſammen. Ich will das, was einen ſchönen Morgen meines Lebens gemacht hat, aus der Erinnerung zuſammenleſen, und eine kurze Schilderung davon entwerfen. Das Schloß iſt in dem Geſchmacke von Schönbrunn, leicht und anſpruchlos, und auch ſein Inneres ohne Prunk und Zierde. Hieran ſtößt nun gleich der Garten und

Park, und man geht durch das Schloß, oder einige Seitenpforten hinein. In zwey Hälften theilt ihn ein großer breiter Weg, der vom Schlosse sanft aufsteigt, und endlich in einen grünen Hügel über dem Park ausläuft. Mehrere Durchschnitte sind zu beyden Seiten durch den Wald, und Baumpflanzungen, Wiesen, Anger und Gänge wechseln ab, hie und da mit Wassern durchflossen, und in der lieblichen Mannigfaltigkeit und Unordnung, worin uns die Natur so sehr gefällt. Statüen sind sparsam angebracht, und Schnitzeley selten. Die rechte Seite vom Schlosse aufsteigend, ist die höhere, und hat hübsche Partieen und Gänge, aber die linke ist wasserreicher und zum Lieblingsplatz der kaiserlichen Familie geworden. Hier wandeln sie oft und tummeln sich herum, speisen im Freyen, und feyern kleine Feste an den bäurischen Tischen und unter den offenen Pavillons, und man bekömmt durch das Ganze eine recht freundliche Vorstellung von ihrem häuslichen Leben. Die Kaiserin selbst soll die Seele von allem, und sehr munter und beherzt seyn, und selbst oft den Wagen lenken, so hoch in die Berge hinein, und so keck über holprichte und abschüssige Stellen, daß der furchtsamere Gemahl oft ernsthafte Einwendungen dagegen gemacht hat. Die kleinen Anlagen und Gebäude dieser linken Seite sind meist aus ihrem Kopfe ge-

kommen, und machen ihrem Geschmack Ehre. Gleich oben ist ein kleines Fischerdörfchen, das aus mehreren Häusern besteht, in welchen man vieles findet, was zum Fischerleben und Fischergeräthe gehört, alles freylich zierlicher und netter, als es dieses arme Völkchen gewöhnlich haben kann, oder das nasse Element es verträgt, worauf es seine mühselige Erndte hält. Indessen werden doch auf Befehl und unter den Augen der Kaiserin häufig Proben damit in der umliegenden Gegend gemacht. Nicht weit davon ist ein Teich mit einem sehr hübschen chinesischen Glockenschlößchen auf einem Ende, und einem Gezelt auf dem andern. Aber niedlicher und reeller ist weiterhin das holländische Kaffehaus mit Billiard, Küche, Speisesaal und dem gehörigen Apparat, sehr simpel und geschmackvoll eingerichtet. So ist auch das sogenannte türkische Zelt und die Einsiedeley mit ihren Grotten, Gärtchen und Taubenschlage. Aber bey weitem das Schönste ist und bleibt die lebendige Natur, die kleinen Bäche, die grünen Wiesen und der herrliche Baumwuchs der alten Eichen, Ahorne und Platanen. Auch hier sind Durchschnitte auf die Ebne hinaus, auf die Dörfer und Thurmspitzen. Ganz am äußersten Ende des Parks arbeitet man emsig an einem großen Gebäude, woraus ein Rittersaal, oder besser, eine Ritterburg werden

ſoll. Unſer Führer ſagte uns ſehr naiv, die Kaiſerin wolle ihrem Herrn eine Freude damit machen, wenn es nun mit einem Male, wie durch eine Hexerey da ſtehe. Ja, ſetzte er lachend hinzu, er weiß es wohl, er thut es ihr aber zu Gefallen, daß er nie nach dieſer Seite des Parks hingeht. Näher am Schloſſe ſind Gänge und Gärtchen im franzöſiſchen Stil, und kleine Becken mit Goldfiſchen. Hier iſt auch eine ſtatua equeſtris, Kaiſer Joſephs, aus Bronze, kaum halbe Lebensgröße. Sie iſt wohl gerathen, und der Kaiſer gut getroffen, aber doch macht das Werk keinen Eindruck, weil es wirklich zu winzig iſt. Um das Fußgeſtell ſind Basreliefs, die ſeine Tugenden und Verdienſte vorſtellen, und auf einer Platte lieſt man die Worte: Joſeph. ſec. Rom. Imp. alteri parenti Franc. ſec. ex fratre nepos poſuit. Sie iſt erſt dieſen Sommer aufgeſtellt. Laxenburg ſelbſt iſt ein nettes Dörfchen, hat einige gute Wirthshäuſer, ein zierliches Kaffehaus, und alles, was ein Ort haben muß, der den vergnügenliebenden Wienern ſo nah iſt. Von hier bis Wien fährt man faſt immer in einer Allee, welche die Kaiſerſtraße genannt wird, und die keine andre Wagen befahren dürfen, als welche Menſchen geladen haben.

Wien und was drinnen ist.

Taubstummeninstitut.

Dieses Wesen ist nahe an der Mauth, bey den Dominikanern, in einem von Joseph zu dazu bestimmten und eingerichteten Hause. Unten ist eine große Buchdruckerey, die verpachtet ist, und an das Institut bezahlt, und worin mehrere seiner Zöglinge arbeiten. Die Speisezimmer, die Schlafzimmer, die Betten, alles ist äußerst reinlich und ordentlich, und erregt für das Ganze gleich eine vortheilhafte Idee. Dieser Idee entspricht auch das Aeußere der Kinder, das Gesundheit und frohen Muth verräth. Sie sind meistens in Grau gekleidet, und einige reichere in beliebigen Farben. So ist es ebenfalls mit den Mädchen. Die bestimmte Zahl ist 45, und nur, wenn mehrere ausgetreten sind, werden neue aufgenommen. Die Meisten vom niedrigen Stande lernen ein Handwerk, wenige eine Kunst; einige werden auch als Schönschreiber auf den Kanzleyen angestellt. Der Direktor des Institutes, und der heutige Examinant heißt Mai, ein Mann, der alle die Freundlichkeit und Geduld zu haben scheint, die zum Umgang mit Kindern, noch vielmehr mit solchen Kindern, durchaus nöthig ist. Sonst sind mehrere Unterlehrer und Zeichen- und Schreibemeister angestellt. Jeden Sonnabend ist

von 10 bis 12 Uhr öffentliche Prüfung, wo ein jeder hingehen und ſich eine Idee von der Art des Unterrichts und der Behandlung dieſer armen Kinder holen kann. Bey dem Examen ging es, wie faſt bey allen Examen. Es wurden Kunſtſtücke gemacht, die die meiſten Zuſchauer und Zuhörer auſſerordentlich, mich ſehr wenig erbauten. Ein Knabe hatte erſtlich ein Büchlein und las in ſeiner Art zu artikuliren die Worte her, indem er Zeichen dazu machte; nach dieſen Worten und Zeichen ſchrieb es ein andrer auf die Tafel, und ein dritter mußte es hierauf wieder ableſen. Dann ſtellte ſich der Lehrer hin und machte Zeichen, und die Kinder ſprachen, wie ſie konnten, die bezeichneten Worte nach, die er ihnen zum Theil mit dem Munde vormachte. Meiſtens waren es ſinnliche und zeigbare Gegenſtände, worin ſie ſich tummelten, und da ging es gut; bey abſtracten ſtießen ſie mehr an; auch kamen die nicht viel vor. Ja ſogar einige franzöſiſche Worte, einigen gegenwärtigen italiſchen Flüchtlingen zu Gefallen, mußte ein Knabe aufſchreiben. Das war doch bloß nach der Fertigkeit, die ſchnelle Fingerirung des Lehrers zu beobachten; denn hiervon verſtand er nichts; nachher überſetzte er es ins Teutſche ganz richtig. Hier ſchrieen einige: ſüperb, göttlich! und das ganze Miracel, immer ein ganz artiges, war, daß der Bube ſich bey der Bezeichnung der einzelnen Buchſtaben und

Sachen nicht verwirrte. Nachher wurden Rechenübungen angestellt, ganz einfache, die gut abliefen. Wie man aber Kindern von abstrackten Gegenständen nur einigermaßen richtige Begriffe beybringt, das begreife ich, trotz allem Geschwätz und Erklären der Lehrer, und allem Erstaunen der betäubten Zuschauer nicht. Man sollte da, glaube ich, wie überall, nicht so viel an ihnen künstelt, sondern sie ihren eignen Brüten und Nachdenken überlassen; scheint mir sie dabey glücklicher, als mit alle dem Zeuge, was man ihnen nun von Dogmatik einpfropft. Das ist ja gemacht, täglich viele zu verwirren, die Gehör und Sprachen haben; wie sollte es denn bey diesen Armen es nicht doppelt und dreyfach thun? O es ist eine Angst, dies ja einzutrichtern, als ob nicht jeder heller, oder dunkler in sich hineintrüge, und anschaue, was er von diesen Dingen zum Hausbedarf braucht! Für die alltäglichen Dinge des Lebens mag es gut seyn, ihre Sprache zu üben, und sie die Namen und Worte auch aussprechen zu lassen. Aber das, glaube ich, vergessen sie leicht nach der Schule, weil sie es nie üben, wie hier. Da wird denn doch die Zeichensprache wieder alles thun müssen, und die reicht schon hin für die meisten Dinge und Geschäfte des Lebens, und diejenigen, mit denen so ein Taubstummer umgehen muß, lernen leicht in einigen Wochen ihm alles ab, so daß sie ihm alles

bedeuten, und von ihm alles verſtehen können. Doch hat dieſer Unterricht und dieſe Abrichtung und Auftrizung ſein Gutes und Wohlthätiges für dieſe jungen Menſchen, weil alle Uebung den Geiſt weckt, und ſie alſo nicht in thieriſcher Dummheit fortträumen läßt. Für alle abſtrakte Gegenſtände, die Artikel, das Genus und die Beugungen der Deklinationen und Konjugationen haben ſie nun beſondre Zeichen, die freylich in der ganzen übrigen Welt nicht gültig ſind; doch mögen ſie immer ein bischen Licht in ihren Kopf bringen, aber ſicher nicht durch das Nachplappern der Worte. Was in aller Welt iſt es anders, als ein bloßes Papageiengequäck, wenn man ſie durch Zeichen lehrt, unbegriffene Dinge unvernünftig unterſcheiden, und es richtig an die Tafel ſchreiben? Dies ſind doch bloße Zeichen für ſie, wovon ſie gar keinen Begriff haben. Beſſer nun und nützlicher, und mehr an ſeinem Platze iſt hier alles Sinnliche, und das begreifen ſie, wie man ihren frohen Gebehrden dabey es anſieht, weil ſich das begreiflich und verſtändlich machen läßt. Dahin gehören die niedlichen Bilder aus der Naturgeſchichte, Mechanik und Baukunſt, womit das Lehrzimmer austapezirt iſt, dahin die Uebungen im Zeichnen, worin ganz hübſche Arbeiten von einigen Schülern vorgezeigt wurden, und einige es ſo weit gebracht haben, daß ſie von hier in die kaiſerliche Zeichenakademie überge-

gungen sind; dahin gehört das Schönschreiben und Rechnen, in wie fern es bloßes Nachmahlen von Aufsätzen ist, die vor einem liegen. So können Kanzley- und Rathhausverwandte aus diesem Institut hervorgehen; wirklich mahlen auch die Kinder, selbst die Kleinen schon, eine recht hübsche Hand. Wenn diese Uebungen, wenn die Beschäftigung und Zeichensprache mit den Kindern bloß auf sinnliche vorzustellende und darstellbare Gegenstände eingeschränkt werden, dann erst hat das Institut einen rechten Werth. Unsre Religionsmetaphysik und Philosophie sollte man ihnen wohl bloß durch Hervorlockung des eignen Geistes und Erregung des Gefühls beybringen; auf jede andre Art verwirrt man sie sicher. Doch auch so bey allem Leyermäßigen und Dressirartigen, was bey dergleichen großen Anstalten fast nie ganz zu vermeiden ist, ist es eine schöne und menschenfreundliche Anstalt des großen Mannes, der für seine Monarchie und für Teutschland 30 Jahre zu früh starb. Ein Vortheil wenigstens wird ihr immer bleiben, daß manche dieser armen Kinder wenigstens zu gesunden und nützlichen Menschen gebildet werden. Wenn die Natur sie nur nicht dumm gemacht hat, die ihnen die liebe Gabe der Sprache versagte, so können sie gescheidter leben, als die ihr biochen Witz ewig über die Zunge klappern lassen, und also nie zum Gedanken Ruhe finden.

Der Narrenthurm.

Auch hier giebt es Gemählde, die des Sehens werth sind, wie die Lichtensteinische Gallerie, woraus ich eben komme, die aber nicht aus der wirklichen Welt heraus, sondern leider nur zu sehr hineinführen, und zwar grade in ihre unlieblichsten Partieen. Aber wer nichts Menschliches sich fremde glaubt, der findet auch hier Manches, worüber er in freyen und müßigen Stunden nachdenken soll; und was dem Menschen Nachdenken giebt, das giebt ihm seine köstlichste Weide. Dieser sogenannte Thurm liegt hinter dem großen Spital, und seitwärts vom Militärspital an der Alster und Währinger Gasse, ein starkes zirkelförmiges Gebäude, doch kein Pantheon; wieder ein Denkmal österreichischer Freygebigkeit. Alles ist mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit eingerichtet, und wird in Ordnung und Reinlichkeit gehalten, daß ich erstaunt bin, wie es unter diesen Halbmenschen möglich sey, die freylich oft nicht einmal halbe Thiere sind. Dieser Thurm hat nach allen Seiten reichen Luftzug und Himmelslicht. Unten ist ein Garten, wo die Halbtollen und Genesenden spazieren können. Diese, versteht sich, die stark genug dazu sind, müssen auch kleine Arbeiten thun, Holz und Wasser tragen, fegen und dergleichen. Die Gänge, und Treppen, und selbst die Zimmer lassen es kaum vermuthen, wo man ist, wenn man nicht durch das

wilde Schreyen und Toſen der Umherſtehenden und Gehenden, und durch das Gewimmer und Gebelle der Raſenden und Geſchloſſenen drinnen, zuſtehhaft daran erinnert würde. Der Aufſeher und Oberarzt, D. Morthy, iſt ein Mann, dem man den liebenswürdigen und menſchenfreundlichen Karakter, durch den er berühmt iſt, aus jedem Zuge anerkennt, wie ſeine ſeltne Geſchicklichkeit und ſeinen außerordentlichen Scharfſinn in der Behandlung dieſer Unglücklichen, die des edelſten Theils ihrer Selbſt beraubt ſind. Auch die Aufſeher und Krankenwärter tragen nichts von der gewöhnlichen Rauheit und Härte an ſich, das ſolchen Leuten freylich bey dieſem Geſchäfte leicht natürlich wird. Doch auch dieſes hängt ſehr von dem Vorſteher ab, und deſto größer iſt ſein Verdienſt, ſo er ein menſchlicher iſt. Er beſucht täglich den Thurm, doch iſt jedesmal eine gewiſſe Abtheilung der Kranken daran, doch ſo, daß er die, ſo es bedürfen, alle Tage beſieht. Noch iſt eine Art von Unterarzt und Diſpenſator, dem er die Medicin und ihren Gebrauch zudiktirt, alle Tage da.

Die Meiſten dieſer Armen tragen ſich mit einer gewiſſen fixen Idee, welche auszurotten, oder auf etwas anderes hinzulenken des Arztes größte Kunſt iſt. Andre ſind wegen menſchlichen Elends, oder zerrütteter Organe entweder in einem ſtillen ſchwermüthigen, oder wilden raſenden Zuſtande.

So wie die Urſachen mannigfaltig ſind, ſo ſind es auch die Mittel, aber ſo wenig man immer auf den Grund der erſten kommen kann, ſo ſehr ſind auch alle Mittel oft unwirkſam, oder die rechten nur durch einen Zufall zu finden. Bey vielen iſt durchaus alles vergeblich, und wenn auch einmal ein guter Schein eintritt, ſo ſind doch ſogleich wieder Rückfälle da. Bey andern iſt es wegen körperlicher Beſchaffenheit durchaus unmöglich, z. B. bey denen, die von zarten Jahren her epileptiſch ſind. Wenn der Anblick abſcheulich und niederſchlagend iſt, wie ſo manche in thieriſche Wildheit und Katzenbosheit ausarten, und ſtatt der göttlichen Vernunft keinen andern Karakter als Tücke behalten, die ſich durch wildes Geſchrey und Ränke offenbart, ſo iſt es noch widerlicher und empörender, Geſichter zu ſehen, die bloß die ſtille Dummheit ſprechen, und deren ganze Haltung gar keine Idee von Kraft giebt. Diejenigen, denen man trauen darf, laufen auf den Zimmern und Gängen ungehindert herum neben einander, lachen und ſchäckern, oder klagen; jeder thut und treibt gewöhnlich das Seine, ohne ſich um die andern zu kümmern, oder ſie zu verletzen. Andre ſind an den Händen geſchloſſen, die entweder ſich ein Leid thun wollen, oder doch ſonſt nicht zu bändigen ſind. Manche dieſer Tobenden kann man übrigens frey und ungebunden laſſen,

ſie laſſen andre ihre Tollheit nicht fühlen. In jedem Zimmer wohnen zwey, jeder iſt für ſich und hält ſich auf dem Territorium ſeiner Bettſeite, gewöhnlich ſo, daß ſie niemals ein Wort mit einander ſprechen, wenn gleich die Zunge ſehr geläufig iſt. Dies mögte auch angehen bey der großen Ordnung und Sauberkeit, die hier durchaus herrſcht; aber es hat in Rückſicht auf die Krankheit doch ſeine Nachtheile, beſonders wenn der eine ſtill, und der andre laut iſt, oder der eine ſich beſſert, und der andre Tag und Nacht wüthet und tobt. Mich dünkt, bey ſo einem könnte ein Geſunder verrückt werden, geſchweige denn ein Verrückter geſund. Die Gewohnheit iſt freylich eine mächtige Göttin, und ſcheint hier wirklich ſo zu ſeyn. Aber mich dünkt doch, die gar Argen und Lärmenden müßten allein ſeyn. — Beyläufig, ehe ich von einigen merkwürdigen Phänomenen dieſer lauten Geſellſchaft eine kleine Skizze gebe, will ich denen, die ſich einer Glatze ſchämen, und nicht Gelegenheit haben, ſie, wie Cäſar, mit einem Lorbeer zu bedecken, rathen, hi[illegible] einige Monate ſich in die Kur zu geben. Denn D. North bemerkt, daß nach den Veſikatorien die Haare außerordentlich wachſen, und daß verſchiedene, die glatzig hineinkommen, nach einigen derben Ziehpflaſtern krausköpfig wieder heimgingen.

Der Lottoſpieler.

Dieſer war munter und wohlgemuth. Er erzählte uns, es ſey ſein gröſtes Unglück, daß er nicht frey gelaſſen werde. Alle Nacht zeige ihm der Traum die Nummern, welche die nächſte Ziehung herauskommen würden; er könne ein ſteinreicher Mann ſeyn, wenn das Schickſal ihm nicht ſo hart mitſpiele. Aber, meine Herren, wie ich hier bin, habe ich kein Geld, und kann auch nicht einſetzen. Bitten Sie doch den Herrn von North für mich, die ſchöne Zeit vergeht ſonſt. Sie ſollen auch was davon abkriegen. Sollte dieſer arme Teufel vielleicht im Lotto das Seinige verſpielt haben, und hinterdrein toll geworden ſeyn. Wunder wäre es nicht, daß dieſes ſchändliche Spiel, deſſen Kollektüren man auf allen Dörfern ſieht, hier viele toll machte.

Der Krebs.

Dieſer arme Teufel glaubt, er ſey des Todes, ſo er vorwärts gehe, und hat eine ganz entſetzliche Angſt, wenn man ihn ſo fortbewegt. Rückwärtsgehen muß er, das iſt nun einmal ſeine Natur. Ich bin unterdrückt, ſchrie er, und ein Krebs geworden, darf nicht mehr vorwärts gehen. Wie viele mögten da wohl mit ihm einſtimmen! Dann

ſchwatzte er hirnloſes Zeug vom Krebs, woraus nichts zu faſſen war.

Der Franzoſe.

Eine ſehr intereſſante Geſtalt, ein ſchön gebildeter Mann, deſſen Züge aber alle eine tiefe Schwermuth und ein düſteres Gefühl ſprachen. Seine Hände waren zuſammengeſchloſſen, weil er vorher mal verſucht hatte, ſich zu erhängen. Er flehte zu North im franzöſiſchen Dialekt: O Ihr Gnaden, nehmen Sie mir doch die Ketten ab! ich ſchäme mich faſt todt vor den andern, ſie lachen immer ſo über mich, und das kann ich nicht ertragen. Laſſen Sie mich doch ein wenig in den Garten gehen, ich werde mit Gottes Hülfe ſchon wieder beſſer werden, und will mir es nicht ſo zu Gemüthe ziehen. Daran thun ſie wohl, antwortete ihm der Arzt, ein entlaufenes Weib iſt keiner Thräne, geſchweige denn des Tollwerdens werth. Ein kleiner Bube, den North hatte kommen laſſen, hatte uns unten nemlich ſeine Tollheitsgeſchichte etwas aufgeklärt. Er hat, ſagte er, mehrere Jahre als Gärtner bey meinem Vater gedient, immer ſtill und außerordentlich fleißig und arbeitſam, und ſo fleißig, daß mein Vater ihn oft abrufen mußte; denn er arbeitete vom Morgen bis zum Abend und

im

im gröſten Sonnenbrande. Zuweilen trank er wohl zuviel, aber ſelten, und nur an Tagen, wo die unbändige Hitze ihn reizen mochte. Schon damals bemerkte man eine gewiſſe Schwermuth an ihm, die ſein Schickſal eines Vertriebenen und von einem ſeinen Vermögen Verjagten ſehr erklärlich machte, noch mehr aber ein böſes Weib, das, Gott ihm als einen Satansengel und einen Pfahl im Fleiſch zugegeben hatte. Dieſe lief endlich von ihm, und zwar ohne ſein Wiſſen, nach Mariataferl zu den heiligen und unheiligen Orgien. Er grämte ſich und ging ihr nach. Da fanden ihn Menſchen in der Gegend ohne Verſtand und Bewuſtſeyn, im Begriff ſich zu erdroſſeln. Dies war einige Tage nach ſeiner Abreiſe; ſo kam er denn hieher. Wir bedauerten ihn. Vielleicht genäſe er bald, wenn man es ihn anſchaulich machen könnte und fühlbar, wie viele mit ihm aus gleichen Urſachen eine Hölle im Herzen und auf der Stirn tragen, ohne ſo glücklich zu ſeyn, von Sinnen zu kommen.

Diebswuth.

Ein muntrer lachender Kerl, der ganz vernünftig ſprach und deſſen ganze Wuth darin beſtand, daß er zuweilen einen unwiderſtehlichen Anfall zum Stehlen kriegt, und dann mit der gröſten Liſt und Verſchmitztheit ſeine Kunſt in allen

Winkeln und Kammern ausübt. Bloß deswegen waren seine Hände zusammengeschlossen. Ertappt man ihn, so kriegt er schmähliche Streiche: aber es fruchtet nichts. Es wäre doch schade, wenn dieser lustige Narr einmal hängen müßte.

Die Hirnlose.

Diese bestätigt das, was die sogenannten Klugen von allen denen glauben, die in diesem Thurm sind, daß sie im Gehirn nicht recht verwahrt sind. Sie hat nemlich die fixe Idee, von der sie weder Hölle noch Himmel abbringen, ihr Kopf sey ohne Gehirn. So klopft und schlägt sie unaufhörlich daran, um zu fühlen, ob er hohl sey, drückt ihn und greift mit einer unbeschreiblichen Angst, die ihre hohlen und starren Augen sprechen, allenthalben auf ihm herum, ob der letzte Rest dieses Verstandesbrey's auch auslaufe. So lächerlich die Idee auch ist, so elend ist das traurige Daseyn, worin sie versunken ist.

Die Kindergebährerin.

Eine andere Gedrückte, die aber zuweilen sehr lustig und aufgeräumt seyn kann, ist die sogenannte Kindergebährerin, die schon lange hier ist. Sie schlägt sich immer an ihren Bauch, in dem eine Menge Kinder sich regen, die ans Licht der Welt wollen und die sie ungern dahin för-

dern will. Sie ängſtet ſich oft ſehr dabey ab, wie ſie zu andern Weilen wieder ganz keck dabey iſt. Ich fragte ſie das letzte Mal, was ihre Kinder machten und ob ſie noch nicht ſtill ſeyn wollten? „No, Ihr Gnodt, ſie regen ſich halter immer noch und ich denke, es wäre beſſer, wenn man mich herausgangen ließe.“ Vielleicht wäre das einzige Heilmittel, ihr zu einer wirklichen Geburt zu helfen; doch wer würde dazu den Grund legen wollen? Dies wäre eine Frage, die vielleicht einem Sanchez ſchwer würde in Rückſicht des peccati aut non peccati aufzulöſen.

Die Macht der Elemente.

Ein armes Weibsbild, welches glaubt, an all ihrer Tollheit ſeyen die Elemente Schuld, die ſie mit eiſernem Scepter beherrſchen. Auf alle Fragen war die Antwort: das thue ich nicht, das heißen mich die Elemente thun und was kann ich dafür? Sie ſchlug nach einem von uns, der Doktor ſchalt. „Schelten Ihr Gnaden die Elemente, nicht mich.“ Sie hatte Recht. O wohl ſind es furchtbare Elemente, die ſo über das Bischen Bewußtſeyn eines Sterblichen herrſchen. Kennen wir ſie etwa beſſer, als dieſe Tolle.

Der Benedacht.

Eine ſonderbare Erſcheinung; ein vormaliger Chirurgus, den, wie mehrere andre hier, wahrſcheinlich auch eine religiöſe Schwärmerey toll ge-

macht hat.' Er fragte North, ob er denn nicht bald frey komme, und wie es zugehe, daß er von seiner Familie und seinen Vermögensumständen nichts erfahre. Das sey doch nicht zu verantworten; denn wenn die Seinigen auch nicht dabey zu Grunde gehen, was leide die Welt nicht? Höllische Geister, oder teuflische Menschen müssen dabey im Spiele seyn. Ich begreife es nicht, wie Gott es noch zulassen kann? Nun es wird nicht lange dauren, denn Sie sehen ja wohl, ich gehöre nicht hieher; das muß ja wohl jeder mir ansehen. North sagte ihm, das habe immer noch Zeit, da für alles gesorgt und seine Stelle schon besetzt sey. Meine Stelle besetzt? Das kann nicht seyn, hochehrwürdiger Herr von North, Sie irren sich. Die zu besetzen steht in keiner menschlichen Gewalt; und kurz machen Sie nur, daß ich hier heraus komme? denn immer kann ich hier doch nicht seyn, und die Bosheit, die mich hieher gebracht hat, muß endlich zu Boden fallen. Und ich habe das nicht einmal zu sagen, denn Sie alle sehen ja wohl, daß ich nicht hieher gehöre. Darum machen Sie mich los, ehrwürdiger Herr von North. Man sieht aus allem diesen, daß der Alte sich für etwas mehr, als einen gewöhnlichen Menschen nimmt, für einen Aeon, oder ein Wesen, das im besondern Schutz der Vorsehung steht, und also nicht unter die gemeine Race zu zählen ist. So

viel iſt gewiß, daß er den Doktor für einen Cherub nimmt, und ihm deswegen ſo freygebig das Wort ehrwürdig und mit einem beſondern Ausdruck ſeiner Miene giebt. Vielleicht hält er ſich für einen geringern und untergeordneten Geiſt in der Reihe der Heerſchaaren, die mit den Cherubim anbetzen, für einen Sanctus, oder Benedictus. Den Namen Benedacht, den er ſich beylegt, wußte uns wenigſtens keiner zu erklären.

Weſtphäliſcher Chriſtus.

Ein ewig brüllendes und bellendes Thier voll der ungeheuerſten Ideen, die nur in eines Menſchen Gehirn kommen können. Er iſt ein großer robuſter Kerl aus dem Münſterſchen, der in ſeinem halbholländiſchen Dialekte immer fort deklamirt, ſchimpft und wüthet. Er hatte ein Paar Stückchen Holz vor ſich, die er wie ein Kreuz legte. Dann gafte er ſie ſtier an und faltete ſeine plumpen und breiten Fäuſte. Seht hier, ich bin beſſer, als ihr, als Er Doktor und die Jungen da. Dieſe Hände ſind das Ebenbild Gottes, und Gott hat mir Geſundheit und Vernunft in dieſe Augen gegeben, wie euch, darum dürft ihr nicht lachen. Und was Gott gemacht und gethan hat, das iſt gut, leſt es nur in der Schrift. Und ſeht hier die Nägelmahle an meinen Händen, wie ſie geſchwollen ſind. Und was Gott der Vater und un-

ser Herr Christus mir eingiebt, das muß ich wohl reden und das ist besser, als Sein dummes Zeug (zum Doktor) und Er meint, Er sey wohl klug, und weiß nichts von unsern Herr Christus. Geht nur! geht, und der Teufel mit euch! hörten wir ihn uns nachbrüllen, als wir gingen. Offenbar verwirrt er mehrere Begriffe, auch in der Verrücktheit, welches sie sonst nicht zu thun pflegen, denn bald hält er sich selbst für Jesus Christus, bald unterscheidet er sich deutlich von ihm. Unter seinem Gebrülle sang er immer einen Vers plattteutsch: Und wem der Herr Christus nicht ist Armrecht, der ist ein rechter Lungeknecht.

Wien. Die Stadt.

Die eigentliche Stadt ist nicht groß. Sie liegt meist in einem Zirkel und hat bey einem mäßigen Schritt drey Viertel Stunden im Umfang. In diesem engen Raum sind über 50000 Menschen zusammengedrängt, und während des Tages mehr als ein Drittheil der Einwohner der Vorstädte. Dies giebt ein unbeschreibliches Gewühl und Leben, und wenn man die Menge der Fiacker, die herrlichen Equipagen der vielen Magnaten, die hier leben, und die Müßiggänger, die hier auch mehr, als an einem andern Ort gleicher Größe, zu finden sind, dazu rechnet, so giebt es wohl nicht leicht eine Stadt, die ein ähnliches Bild der Thätigkeit

und des Gewimmels in allen Gassen und zu allen Stunden des Tages darböte, als eben Wien. Der Fremde, der sich in diesem frohen und harmlosen Gewühle umgedreht hat, empfindet wirklich eine Art von Sehnsucht und Schmerz, wenn er an einen stillern Ort, oder gar in die Einsamkeit versetzt wird. Schön kann man die Stadt freilich nicht nennen, aber wahrlich doch auch nicht häßlich, weil doch alle Häuser tüchtig gebaut sind, meist mit schönen Fenstern und zierlich abgeputzt, da man in Italien oft die herrlichsten Gebäude und Paläste mit Rauch und Schmutz bedeckt sieht. Die Gassen sind meistentheils eng und man sieht keine einzige grade durchlaufen. Dieses und die Höhe der Häuser macht sie zum Theil finster, und das Gewühl und Gedränge oft unbeschreiblich lebendig. Die meisten Häuser haben vier Stock, viele fünf, der von sechs sind wenige, und von sieben nur einige der Seltenheit wegen. Schon im ersten Anfang der Stadt muß man sehr auf die Ersparung des Raums bedacht gewesen seyn, den man findet keinen einzigen Platz, der einer solchen Stadt angemessen wäre. Alle sind für eine kleine Stadt schon zu klein und zeichnen sich, wie an andern Orten, nicht einmal durch die Schönheit ihrer Häuser aus. Der munterste von ihnen ist der Graben, ein unregelmäßiges Oblongum, der freylich in einer andern Stadt nur eine breite

Gasse seyn würde. Hier sind auch die gröſsten Häuser der Stadt, unter andern das neue Trattnersche, von sechs Geschoſs. Hier steht auch die berühmte Dreyfaltigkeitssäule, von der sich in allen kleinern Städten der Monarchie Kopien befinden. Sie verdankt, wie die Karl Borromäuskirche, einem Peſtgelübde Leopolds von 1679 ihre Entstehung, wie die Inschrift sagt, und hat unten zwey Springbrunnen. Das Ganze ist eine abentheuerliche Idee, und nur frommen Christen können die vergoldeten pausbäckigen Engelein und die Trinitas auf einem Monumente gefallen. Der beste von allen Plätzen ist unstreitig der Hof, der sich sonst eben durch seine Umgebungen nicht auszeichnet, denn auch das ehemalige Jesuiterkollegium, oder die jetzige Hofkriegskanzley, hat nichts besonderes. Hier sieht man wieder ein Monument, das von Ferdinand den Dritten in der Angst vor den Schweden gelobt, und, wie es in der Angst gewöhnlich geht, schlecht gewählt ist, eine Säule zu Ehren der unbefleckten Empfängniß. Nahe am Hof ist die Freyung, auch eine Art Platz. Den hohen Markt findet man weiter nach dem nordwestlichen Ende der Stadt zwischen dem Graben und Hof, und er pranzt mit den Statuen von St. Joseph und Maria, die auch einem Gelübde ihr Daseyn verdanken, als der Erzherzog, nachher Kaiser Joseph der Erste, glücklich in die Arme

ſeines bangen Herrn Vaters von der Rheinarmee zurückkehrte. Dieſer und der Neue Markt zwiſchen dem Kärnther und Burgthor ſind, am wenigſten lebhaft. Auf dem Neuen Markt iſt aber das einzige Denkmahl, das als Kunſtwerk Erwähnung verdient, nemlich eine ſchöne Nymphe aus Bley gegoſſen, von dem berühmten Donner aus Augsburg, welche das Waſſer des Brunnens beherrſcht, und ungeachtet einiger Riſſe außerordentlich ſchön iſt.

Bey aller dieſer Enge und Beſchränktheit indeſſen hat die Stadt ſehr viele ſchöne Häuſer, öffentliche Gebäude und Palläſte, die nur leider oft zu verſteckt und eng liegen, als daß ſie dem Auge recht erſcheinen könnten. Faſt alle Großen haben in der Stadt, oder in den Vorſtädten ſtattliche Palläſte. Ich will mit dem erſten Einwohner anfangen, mit dem Kaiſer. Dieſer wohnt am Burgthor noch immer in der alten Burg, die von außen und innen gar kein kaiſerliches Anſehen hat. Schöner und in einem beſſern Stile erbaut iſt der neue Theil der Burg, wo der Sitz der Reichskanzley iſt, ein Werk Fiſchers von Erlach, deſſen Thore gigantiſche Rieſen bewachen. Ein ſchöner und äußerſt lebendiger Platz iſt der Hof, den dieſe Burggebäude einſchließen, beynahe ein regelmäßiges Viereck. In der alten Burg iſt die vortreffliche Naturalien- und Mineraliensammlung und das Münzkabinett, wel-

ches zu den ersten in Europa gehört. Auch die Schatzkammer ist hier in einem hintern Seitenflügel. Doch dieses sind alles Dinge, die entweder ausführlich, oder gar nicht, beschrieben werden müssen. Hier muß ich auch des Theaters am Burgthor erwähnen, welches von außen gar nicht erscheint, aber innen fast zu zierlich und golden geschmückt, und für Wien nicht groß genug ist. Gleich hinter der Burg ist der [illegible] saal, in der Mitte dieses Jahrhunderts auf dem Platze gebaut, wo das alte Opernhaus stand, und die schöne Reitschule, die nach dem Michaelerplatz hinläuft, nebst der Bibliothek zwischen der alten Burg und der Augustinerkirche — alles von Fischer von Erlach. Näher am Kärntherthore ist das zweyte Theater, etwas größer, als das burgthorsche, und wegen seiner Simplicität jenem vorzuziehen. Von den Pallästen will ich nur die beyden Lichtensteinischen, den Lobkowitzischen, Friesischen, Stahrembergischen nennen. Die Münze, die Ungarische Hofkanzley, das Zeughaus und andre öffentliche Gebäude sind mehr durch ihre Masse als Schönheit merkwürdig. An Eleganz und Geschmack behauptet der neue Lichtensteinische Pallast in der Herrengasse vor allen Gebäuden in und um Wien sicher den ersten Platz. Alles ist mit einer kaiserlichen Pracht, und zugleich mit vielem Geschmack eingerichtet und angeordnet, und der Fürst hat es

ſich zum Geſetz gemacht, bey dem ganzen Bau ſowohl, als bey der Auszierung, durchaus alles von öſterreichiſchen Künſtlern und Fabriken machen zu laſſen, und der Fremde wird es gewiß gern und mit Bewunderung geſtehen, daß das Ganze der öſterreichiſchen Induſtrie Ehre macht. Man ſieht vortreffliche Damaſte und Hautelisſe aus der Fabrik von Kloſterneuburg, ſchöne Spiegel aus der Spiegelgießerey bey Wienerſchneuſtadt, und muß dem Geſchmack bis auf die kleinſten Arbeiten in Holz und Metall Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Im Erdgeſchoß iſt ein prächtiger Reitſtall, und die Hälfte der zwey obern Geſchoſſe iſt zu einer Bibliothek eingerichtet, die eben ſo viel Geſchmack in der äußern Einrichtung verräth, als die Auswahl und Koſtbarkeit der Werke zu bewundern iſt. Die Möbeln und das Uebrige will Augen haben. Doch war mir bey dieſem ganzen Bau nichts lieber, als das Bildniß der Fürſtin, einer Gräfin von Metternich. Ich habe faſt nie ſo viel Geiſt und Grazie mit himmliſcher Klugheit und engliſcher Weiblichkeit gepaart geſehen, als in dieſem ſprechenden Bilde.

Das Zeughaus gehört unſtreitig mit zu dem Merkwürdigſten und Sehenswürdigſten in Wien. Es liegt nicht weit von der Freyung in der Renngaſſe, und iſt, als Bau betrachtet, nicht nennenswerth, aber wegen der trefflichen Anordnung und

Einrichtung mögte man es einzig nennen. Man tritt zuerst in einen geräumigen Hof, um welchen das Gebäude im Viereck herumläuft. Hier findet man allerley Merkwürdigkeiten, besonders ungeheure Kanonen und Mörser türkischer Herkunft, und aus allen andern großen Kriegen und Feldzügen der österreichischen Monarchie einige zur Probe, mit sinnreichen und witzigen Inschriften, und zwar von der Art, die Mädchen lachen machte, wie wir es an unserer Gesellschaft erfuhren, wo einige ganz junge Kinder, die vor den Leuten billig hätten erröthen sollen, dergleichen zu verstehen, oder wenn sie es verstanden, nicht davor zu erröthen, in ein lautes Geschmetter ausbrachen. Die Wände des alten Gebäudes sind gar zierlich mit Kartätschen statt der Arabesken umwunden. Rund umher in dem untern Geschoß sind die Schmieden und die andre Menge der Arbeiter und Handlanger. Man tritt oben ein, und ein alter Unterofficier explicirt alles, natürlich im guten österreichischen Sinne. Man erstaunt, in große Säle zu treten, deren Colonaden aus Flintenläufen, und deren Decken aus Gemählden und Haut- und Basreliefs von Säbeln, Pistolen, Hellebarden, Lanzen, und wie die Mordgewehre der verschiedenen Zeitalter und Völker alle heißen, zusammengesetzt sind. Es ist wirklich außerordentlich viel Kunst und Geschmack in dieser Anordnung. Der Künstler hievon, oder viel-

mehr der Anordner war der alte verdiente Fürſt Wenzel von Lichtenſtein, in den ſchlimmen Zeiten Marien Thereſiens eine ihrer ſichern Stützen. Aber nicht bloß dieſes hat man zu bewundern, ſondern die Menge und Schönheit der Waffen aller Art und aller Zeit, die herrlichen Rüſtungen, auf Automaten in allen Stellungen zu ſehen, die Menge der Bildniſſe und Statüen der alten Helden und Fürſten, und ſo vieles aus der guten alten Zeit macht, daß man hier in einer ſüßen Täuſchung und mit einem heiligen Gefühle des Schauders umherwandelt. Daß es auch an Raritäten hier nicht fehlt, läßt ſich denken. Dahin gehört beſonders die Rüſtung des Attila, die man in mehrern Zeughäuſern ſieht, und des großen Skänderbeg Schwert, wie der Koller und Helm Guſtav Adolfs aus der Schlacht bey Lützen. Das war ein ſchlimmer König, und ein gewaltiger Kriegsheld, rief der Alte, aber wir kriegten ihn doch. Die Tropäen aus den verſchiedenen neuern Kriegen ſind jede beſonders geordnet, und werden mit vollen Backen genannt. Die Preuſſen und Franzoſen indeſſen werden ſchon Gegenrechnung halten. Am merkwürdigſten nächſt den Waffen des Mittelalters waren mir die türkiſchen Waffen und Roßſchweife und die neuern franzöſiſchen Fahnen aus dieſem Kriege, deren friſcher Staub und Blut auch in dem Herzen des Zuſchauers noch ſo neu iſt. Eigentlich aber, um von

diesen blinkenden Decken und Säulen, von den geharnischten Rittern und ihren Rüstungen einen recht grosen Eindruck zu bekommen, sollte man diese grosen Säle zur abendlichen Zeit von einigen tausend Lämpen erleuchtet sehen.

Das Pflaster in Wien ist vortrefflich, aus schönen viereckigten Steinen zusammengesetzt, die, sobald eine Höhlung entsteht, wieder zurechtgesetzt werden. Weil sie aber kalkartig sind, so blättert die Oberfläche ab, und es entsteht ein unsäglicher Staub, der ungeachtet des Sprützens auf den lebhaftesten Strasen, und des fleißigen Fegens nicht zu ändern ist. Aber eben so schnell ist bey dem geringsten Regen auch alles voll Dreck, dem die Fußgänger nicht entgehen können, obgleich in den meisten Gassen durch breitere Steine zunächst an den Häusern sehr gut für sie gesorgt ist. Die Stadt ist mit festen Mauer und Graben umgeben, und mit einem Glacis, das 6. bis 700 Schritte von den Vorstädten entfernt ist. Diese Vorstädte machen den gröſten Theil von dem aus, was man im Ganzen Wien nennt, und mit ihnen zusammen giebt man ihr 210 bis 220000 Einwohner, wiewohl einige diese Zahl noch höher rechnen. Sie sind im Anfange dieses Jahrhunderts von den Erdbergen bis an die Rossau mit Linien und Schlagbäumen eingefaßt. Es liegen aber innerhalb dieser Linien viele Gärten und Felder, und man kann noch Jahre

hunderte bauen, ehe dieſe Plätze alle voll werden, wenn man vollends das Glacis noch recht, das doch zu nichts dient, weil ja die Stadt keine Feſtung mehr iſt. Doch beſſer, es bleibt nur ſo, wie es iſt; die Stadt iſt doch ſchon eine Peſtkolonie für die Provinzen.

Die Vorſtädte haben meiſtens ſchöne Gaſſen und Häuſer von zwey bis drey Stock; die Gaſſen aber ſind nicht gepflaſtert, ſondern bloße Chauſſee. Auch hier wird in den heißen Sommermonaten fleißig mit Waſſer geſprengt; aber es reicht nicht hin. Die Wege auf dem Glacis ſind dann nur Eine Staubwolke, und in den Gaſſen und auf den Brücken der Stadt iſt es vollends ſo arg, daß man zuweilen erſticken mögte. Es wäre allerdings eine der erſten Pflichten, einer ſonſt ſo aufmerkſamen Polizey, dieſem Uebel, ſo ſehr es angeht, abzuhelfen, und die Hauptwege nach den Vorſtädten wenigſtens, ſo wie die Hauptſtraßen der Vorſtädte ſelbſt, ordentlich zu pflaſtern, da unter dieſem heitern und geſunden Himmel, und von einer ſo rüſtigen Nation jährlich Tauſende an der Schwindſucht ſterben, die ſie von den Rädern der Großen und dem unendlichen Gewimmel der Frachtwagen und Fiaker ſich holen, worin ſie ſich nicht immer ſetzen können. Man hat von dieſem Staub nirgends in der Welt, glaub' ich, eine Vorſtellung. An heißen Sommertagen iſt die Luft um Wien eine halbe

Meile weit nur Eine Wolke, man sieht kein grünes Blatt auf den schönen Bäumen, die an den Wegen und Pfaden auf dem Glacis gesetzt sind, und keine Läden und Chasis und Jalousien können die Zimmer vor dem feinen Staub sichern, welche zunächst an den gangbaren Straßen liegen. Das Glacis selbst ist ein schöner freyer Platz um die Stadt, der mit seinem Grün und seinen Akacien und Kastaniengängen noch einen fröhlichern Anblick geben würde, wenn der Staub es nicht zu frühe bedeckte. Die Hauptwege zu den Vorstädten sind, wie die Stadt selbst, Sommer und Winter erleuchtet, ohne auf die Beyhülfe Lunens zu sehen, und gewähren mit den Lichtern der Vorstädte und den hohen Häusern der Stadt einen wunderschönen Anblick. Man giebt der Stadt gewöhnlich mit den Linien der Vorstädte und der Leopoldstadt drey Meilen im Umfange. Sie hat wohl nicht ganz so viel, wo man nicht den Augarten und einen Theil des Praters mitrechnet; aber viel wird auch daran nicht fehlen. — Die muntersten Vorstädte sind die Leopoldstadt, die Wieden und Mariahilf nebst der Alstergasse, besonders auch wegen der vielen Landstraßen und Wege, die in die Monarchie, in Teutschland, oder auch nur in die Oerter des öffentlichen Vergnügens führen. In der Stadt ist der Kohlmarkt und der Graben nebst der Kärnthergasse am muntersten. Diese und die Wollzeile und

Herren-

Herrengaſſe von Burg, bis zum Schottenthor gehören außerdem auch zu den ſchönſten Gegenden der Stadt.

Vorſtädte.

Ich will mit der Leopoldſtadt, der nächſten und lebendigſten Vorſtadt anfangen, und ſo von ihr mit der Sonne von Oſten nach Weſten bis zur Roßau um die Stadt herumlaufen, und einiges, was mir einer kleinen Erwähnung werth ſcheint, kurz hinwerfen.

Die Leopoldſtadt.

Man kann ſie füglich die erſte der Wiener Vorſtädte nennen. Sie iſt unſtreitig die größte und beſtgebaute von allen, wenn man im Ganzen rechnet, obgleich hier keine beſondre Paläſte und öffentliche Gebäude ſind, ſie hat bey weitem die gradeſten Gaſſen, und durch ihre Lage längſt der Donau eine Munterkeit und Lebhaftigkeit, die den meiſten andern fehlt. Es wohnen hier daher auch viele Kaufleute, unter andern Griechen und Raizen, und die Donauſchiffahrt und die Menge Böte und Barken, die mit Holz und Lebensmitteln täglich anlanden, geben eine eigne Munterkeit. Ferner gränzt dieſe ſchöne Vorſtadt an die erſten und lebhafteſten Promenaden Wiens, an den Augarten und Prater, ein Vorzug, gegen welchen die

andern nichts aufzustellen haben. Ja wegen ihrer Nähe an der Stadt, von der sie bloß ein Arm der Donau scheidet, kann man sie beynahe wie einen integranten Theil derselben ansehen. Diese Vorstadt wächst auch von Jahr zu Jahr an Häusern, und noch jetzt wieder waren neue im Bau.

Zu ihren Merkwürdigkeiten gehören erstlich die barmherzigen Brüder. Diese wohnen etwa mitten in der Stadt in der schönsten Gasse, grade aus von der Donaubrücke nach dem Augarten. Sie haben sich bekanntlich der Verpflegung der Kranken gewidmet, und sind in dieser Rücksicht als ein nützlicher und wohlthätiger Orden anzusehen. Die Kranken werden in einem langen und hellen Saale verpflegt, wo zu beyden Seiten die Betten, doch eben nicht zu dicht, neben einander stehen, und durch die hohen Fenster und Gewölbe Licht und Luft gehörig streichen kann. Alles ist sehr nett und reinlich eingerichtet und hat ein heiteres und fröhliches Ansehen, so wie die guten Brüder selbst, die freylich ein erfreuender Geschäft haben, als die meisten ihrer gleichfarbigen Mitbrüder. Man sah auch nichts Mönchisches zur Unzeit hervorstechen, sondern alles war frey, und dicht bey dem heiligen Marienbilde spielten ein Paar Genesende Karten. Man glaubt immer, daß die Brüder alles nach eigenem Kopf dirigiren, verschreiben, Aderlassen und was ihnen einfällt, aber das ist

nicht so, sondern es ist ein eingener Arzt, der seine gewissen Ordinationsstunden hat, und nach dessen Vorschrift sie sich denn doch meistens richten müssen, und insofern geht es dieser Anstalt, wie jeder andern, nachdem ihr ein guter, oder schlechter Direktor zufällt. Die Apotheke freylich ist in ihren Händen, und manche andre von den kleinern Dingen. Hier werden nun fremde Handwerksbursche und andere verlassene Kranke unentgeldlich aufgenommen, und bey ihrer Wiederherstellung entlassen, und wer weiß, wie gute Pflege oft mehr, als alle Arzneyen, ist, der wird mit mir diese Anstalt bey allen Mängeln, die sie haben mag, doch immer segnen. Daß sie Zutrauen hat, oder vielmehr, daß genug sind, so ihrer bedürfen, zeigte das am besten, daß fast alle Betten besetzt waren, und das schönste Lob für ihre Wohlthäter legten die wiedergenesenden und herumsitzenden Kranken durch ihre zufriedene Miene ab.

Vom Marinellischen Theater und dem Kaspert auf einer andern Stelle; aber des Huglmannischen Kaffehauses kann ich nicht unerwähnt lassen. Dieses liegt hart an der Brücke, worüber man aus der Stadt kömmt links am Wege nach dem Prater, und hat den ganzen Tag eine große und unterhaltende Frequenz. Es ist freylich nicht prächtig, aber doch groß und hell, und auch die obere Etage ist zu demselben Gebrauch eingerichtet. Die Bedie-

nung ist gut und schnell, und die Gesellschaft freylich aus allen Klassen gemischt, aber eben darum die unterhaltendste. Hier und in dem gegenüberliegenden findet man viele Griechen und Raizen und Fremde, die aus Ungarn kommen, oder dahin wollen; ich glaube auch, hier die einzige ungrische Zeitung gesehen zu haben, die in Wien gehalten wird. Wenn man vollends an die Lebhaftigkeit auf der Brücke, dem Strom und den beyden berühmten Straßen des Vergnügens denkt, so zieht man dieses Kaffehaus allen selbst in der Stadt vor. Gleich unter diesem Kaffehause diesseits der Brücke liegen die Schiffe, die auf der Donau nach Ungarn und von da weiter auf das schwarze Meer zugehen, und werden hier befrachtet, welches noch die Lebendigkeit des Ortes vermehrt. Die Obstweiber verstehen sich sicher auf ihre Plätze, und gerade hier haben drey ihre reichen Buden neben einander aufgeschlagen.

An der andern Seite der Donaubrücke, und zwar am jenseitigen Ufer zwischen der Stadt selbst und dem Strom ist der erste und vorzüglichste Obstmarkt der großen Stadt, und dort landen ganze Böte mit allen möglichen Früchten, so schön und üppig, als sie dieses reiche Land nur hervorbringt. Es ist ein gar freundlicher Anblick, wenn so Boot an Boot liegt, von unten bis oben mit Pflaumen, Nüssen, Weintrauben, Pfirsichen und

Aepfeln angefüllt, und was die gütige Natur sonst noch alles den Menschenkindern giebt. Aber lustiger noch ist das Gedränge der Käufer und Verkäufer, und das Geschrey der Buben, Hunde, Bettler, die, jeder in seinem Geschäft, sich hier tummeln. Die Fratschler und Fratschlerinnen, die im Großen kaufen, haben natürlich den ersten Platz, den sie sich auch nicht nehmen lassen. Von ihnen kaufen dann sogleich die andern wieder, oder warten, bis auch an sie die Reihe kömmt. Diese, die bessere Gesellschaft, spaziert längst dem Ufer hin und her, oder sitzt schmausend und schauend auf einer Reihe von Bänken, die oben längst einer Mauer stehen. Hier liegen auch die Holzschiffe und Flößen, und auch da ist eine kleine Welt versammelt. Einige baden sich die Füße, die sie zwischen den Balken durchstecken, oder von den Seiten herabhängen lassen, andre stehen und wandern darauf, und richten ihre Pudel ab, aus dem Wasser zu apportiren. Alte Weiber endlich und Kerle baden Hunde, die durch das Lärmen und Tosen der Buben ängstlich heulen, und noch andre sitzen und benutzen diese vergänglichen Brücken zu Waschplätzen. Nicht weit von hier ist ebenfalls dicht am Ufer ein niedliches und wohleingerichtetes Badehaus, wo man immer Morgens und Abends Menschen findet, die zum Theil bloß die Erfrischungen, die dort gereicht werden, sich schmecken

lassen. Vor dem Häuschen stehen grüne Akacien mit zierlichen Bänken, wo man ausruhen und das Gewimmel des Stromes und seiner Ufer betrachten kann. Aber hier ist eine interessante Welt gleich unter den Füßen der Sitzenden. Auf der Donau nemlich sind Fußbäder angelegt, fünf, sechs Reihen von Sitzen über dem Wasser mit Durchschnitten, die grade für das dickste Bein weit genug sind. Da wimmelt es von Menschen an warmen Tagen, die ungenirt neben einander sitzen, alles Alters und Geschlechts, Strümpfe und Schuhe ablegen und sich bis auf die Kniee aufstreifen. So plätschern und schlagen sie neben einander mit den Beinen im Wasser und an einander, und oft vielleicht führt diese Bekanntschaft der Füße zu einer höhern, wie im Theater die zufällige Nachbarschaft der Hintern so manches süße Abenteuer veranlaßt. Man kann hier umsonst manche schön gedrechselte Wade und Knie sehen, besonders bey'm Heraussteigen, wo sie sich abtrocknen, oder langsamer von Luft und Sonne trocknen lassen. Diese sind freylich nicht die einzigen Bäder, sondern bey'm Augarten giebts noch weit größere an einem Donauarm, und auch in der Währinger und Alstervorstadt findet man kalte und warme. Aber die lustigsten sind diese hier bey weitem, und mir hat dieses harmlose und ungenirte Menschengewimmel vom Obstlandungsplatze bis zum Bade-

häuschen, mehr als einmal, einen muntern Abend gegeben.

Die Erdberge, Landstraße, Wieden, Mariahilf, Leimgrube, Gumpendorf.

Wenn man aus dem Prater unweit der Leopoldstadt über die Donau fährt, so ist die nächste Vorstadt die Erdberge, die schlechteste und unansehnlichste von allen. Sie besteht meistens aus Gärten und hat häßliche Straßen und viele eben so häßliche Häuser. Dafür aber werden hier viele Küchenkräuter und Gemüse für die Stadt und für eigenes Bedürfniß gebaut. Das einzige Schöne ist ein großer Garten des Russischen Gesandten, Grafen Rasumowsky, der eine lange Strecke längst der Donau mit seinen Anlagen und Gebäuden einnimmt. Zunächst an diese Erdberge stößt die Landstraße, wohin aus der Stadt das Stubenthor führt. Hier ist gleich am Glacis das stattliche Invalidenhaus, wo eine Menge alter Krieger verpflegt werden. Auch dieses ist gut eingerichtet und wird äußerst reinlich und nett gehalten. Die Einwohner aßen unten in mehrern Zimmern an großen Tischen beysammen, und hatten was Gutes vor sich, und machten mit zufriednen Mienen ein frohes Gesumse um die Tafel herum. Am äußersten entgegengesetzten Ende der Landstraße gegen die Linien hin, findet man ein eben so ansehnliches Gebäude, das große Waisenhaus, das anfangs von Pater

Parrhammer ganz soldatisch eingerichtet war; doch hat diese Disciplin viel von ihrer Strenge nachgelassen. Ich kam zu einer unglücklichen Stunde hin, und konnte von dem, der mich herumführte, nichts recht erfragen. Die Kinder, die ich sah, waren gut gekleidet und sahen nicht verhungert aus, wie man es sonst leider bey den meisten ähnlichen Anstalten findet. Hier sind auch grose Kasernen für die Kavallerie, die bis zu den Wieden fortlaufen. Aber eine andere Anstalt für die Kavallerie muß ich noch erwähnen, dies ist die Roßarzneyschule, die sich gleichfalls auf der Landstraße befindet, wo ein Professor und mehrere Gehülfen angestellt sind, die junge Fahnenschmiede bilden sollen, und zugleich praktische Uebungen bey den Pferden anstellen, die in mehrern Ställen kurirt werden. Man findet in dem Hauptgebäude mehrere Apparate, chirurgische und andere Instrumente, Skelette und andre Raritäten; draußen sind auch Weideplätze, Zelte und Schmieden für das jedesmalige Bedürfniß, aber das Ganze, so wie auch die Ställe, entsprechen nicht der Freygebigkeit und Pracht, die man bey dergleichen Anstalten in Oesterreich sonst gewohnt ist. Mitten in der Landstraße etwa befindet sich der vortreffliche botanische Garten, der nebst den Pflanzen in Schönbrunn zu den reichsten und vorzüglichsten in Teuschland gehört. Auf der Landstraße hätte ich

bald das Merkwürdigſte vergeſſen, dieſes ſind die Eliſabethinerinnen, die Schweſtern der Barmherzigen Brüder in der Leopoldſtadt, gleichfalls der Verpflegung und Wiederherſtellung armer und nothleidender Kranken gewidmet. Die Einrichtung iſt dieſelbe, wie bey den Barmherzigen, und auch ſie haben einen dirigirenden Arzt, der gewiſſe Stunden des Tages die Ordination verrichtet. Ich weiß nicht, ob ihr Geſchäft es macht, oder was die Urſache iſt, ſie hatten alle etwas ſehr männliches und barſches in ihren Geſichtern, und keine, ſelbſt der jüngern nicht, könnte einen leicht vergeſſen machen, daß ſie geheiligte ſind, und das Gelübde der Keuſchheit abgelegt haben. Dieſe Geſchäfte ſind dem weiblichen Geſchlechte allerdings ſehr fremdartig. Denn wenn ſie gleich die gebohrnen Pflegerinnen der Kindheit, des Alters und der Krankheit ſind, ſo fallen hier doch manche Dinge in ihre Pflichten hinein, die Weiber zu hart machen müſſen, wenn ſie gleich im Ertragen, ſo wie überall an Geſchmeidigkeit uns Männer unendlich übertreffen. Ich ſah es wirklich mit Erſtaunen, wie beherzt ſie zur Ader ließen, und chirurgiſche Verbande vornahmen. Doch der merkwürdigſte dieſer weiblichen Galene war unſtreitig der Apotheker, die äußerſt keck und klug ausſah, und mit der größten Fertigkeit die Ordination des Arztes beynahe immer ſchon errieth, und eben ſo ſchnell zu Papier gab, und trotz einem Ga-

lenus ſiolatus mit ihm Latein ſprach. Ihre Apothecke iſt ſehr nett eingerichtet, und das Ganze ſauber und blank, wenn gleich der Gang bey den Barmherzigen geräumiger und höher gewölbt iſt. Auch hier ſcheinen die Kranken einer guten Pflege zu genießen, wozu der Arzt redlich das Seinige thut, der als ein Brownianer fleißig nährende Fleiſchſuppen und Wein verſchrieben hatte. Die Priorin ging als Oberaufſeherin immer mit uns umher, und auf ihre Hand, wie auf die der ältern Schweſtern, regnete es Küſſe, die ſie mit gebührender Grandezza entgegennahm. Nun gleichviel; wer was Gutes thut, und wirklich aus freundlichem Herzen, wie es hier erſchien, verdient die Achtung andrer. Freylich die Hände hätte ich doch lieber ein Paar hübſchen Rekonvaleſcentinnen geküßt, als dieſen Veſtalinnen. Denn daß es hier keine Hoſenträger giebt, das verſteht ſich am Rande; die könnten doch bey der Geneſung Unheil machen.

An die Landſtraße nun ſtoßen die Alten und Neuen Wieden, eine der größten und munterſten Vorſtädte, wodurch die Straße nach Grätz, Baden und Laxenburg, und allenfalls auch ins Ungerland geht. Hier findet man ſchöne Gärten und Palläſte, unter denen ich nur Belvedere, und den des Fürſten Schwarzenberg nennen will. In der ſogenannten Stahrenbergiſchen Freyung, einem Gebäude,

worin allein einige tauſend Menſchen leben, iſt das Schikanederſche Theater. Aber das Merkwürdigſte nächſt Belvedere in dieſer Vorſtadt iſt die Karlborromeokirche. Sie ſteht ganz frey auf einer ziemlich erhabenen Gegend gleich am Glacis, und erhebt ſich mit ihren beyden zierlichen Säulen, und ihrer prächtigen Kuppel hoch vor ihren Schweſtern. Sie ward von Karl dem 6ten im Anfange dieſes Jahrhunderts in der großen Peſt von 1713 gelobt, und 1716 fingen die Fiſcher den Bau an, der ihnen und dem Gelober Ehre macht. Auch das Innere dieſer ſchönen Kirche iſt meiſtens geſchmackvoll und nicht ſo mit Prunk überladen, wie man es ſonſt gewöhnlich findet. Sie ſteht ihrer ältern und mächtigern Schweſter, der Stephanskirche, faſt gegenüber zwiſchen dem Kärnther- und Burgther-, doch dem erſtern näher.

Die Gegend zwiſchen den Wieden und Mariahilf und der vordere Theil der Wohnungen an der Straße, die zu der letztern führt, heißt die Leimgrube. Sie wird von der Wien durchſtrömt, einem ſqualidus und ignobilis amnis, der bey den Erdbergen in die Donau fällt, und der Stadt ihren Namen giebt. Hier ſind gleich vorne die kaiſerlichen Reitſtälle, und höher hinauf Kadettenhäuſer. Das Kaffehaus links am Eingange der Straße, gehört zu der munterſten und luſtigſten in den Vorſtädten. Es liegt ziemlich erhaben, und man über-

ſieht alles, was aus dem Burgthore kömmt, das ganze Glacis mit ſeinem Gewimmel von den Wieden bis zu der Joſephſtadt, und was vollends durch dieſe beſuchteſte Straße nach Schönbrunn fährt, nach Mariahitzing, nach Linz und ins Reich hinein, muß hier unter den Augen vorbey. Hier habe ich manche frohe Nachmittagsſtunde die getümmelvolle Welt und mich wie ein Stäubchen in all ihrem Staub angeſchaut und verloren. Wenn man dieſe Straße immer bergan in die Vorſtadt ſteigt, ſo kömmt man an die Haupt- und Pfarrkirche von Mariahilf, die nun den folgenden Gaſſen bis an die Linien ihren Namen giebt. Dieſe Kirche iſt durch Wallfahrten und ihre Jungfrau durch Wunder berühmt, ſie zählt auch immer eine Menge frommer Beter. Die Jungfrau iſt zwar nur eine Kopie der Mariahilf zu Paſſau am Berge, aber ſie hat doch auch ihre Gaben erhalten, und ſo ihre Filialherkunft ziemlich in Vergeſſenheit gebracht. Hier iſt die höchſte Gegend, ich mögte ſagen, aller Vorſtädte und eine ſehr geſunde Luft. Man findet viele ſchöne Häuſer, und es wohnen ſelbſt viele Große und Reiche hier, die es in der Stadt zu enge finden. Nicht weit von der Kirche iſt der ſchöne und edle Pallaſt des unſterblichen Kaunitz mit einem ganz hübſchen, doch zu ſehr verſchnörkelten Garten. Hier iſt er geſtorben, und ein eben ſo großes und braves Weib, die Erzherzogin Chriſtina,

die beſte und würdigſte Tochter der groſſen Kaiſerin. Sie hat nur ein Lob in aller Mund, und Eine Klage, daß die Götter ihr nicht auch hier ſchon unter den Menſchenkindern unſterbliches Leben gegeben haben, wie ſie durch Wohlthun ſich unſterbliches Gedächtniß unter ihnen geſtiftet hat. Man findet hier auch eine ganz hübſche Sammlung von Gemählden und Kupferſtichen.

Die Joſephſtadt. Alt- und Neulerchenfeld. Die Alſter- und Währingergaſſe. Die Roßau.

Von hier kömmt man an die Joſephſtadt, an die die Vorſtädte Alt- und Neulerchenfeld ſtoßen. Ein weiter Raum, der am Glacis und vorn hinein nur luſtig iſt, weiter hinaus aber wenig Schönes, ſondern nach Wiener Art, ſchlechte Häuſer hat. Das einzige ſchöne Gebäude hier iſt der Pallaſt der ungriſchen Nobelgarde, gleich am Glacis, von Fiſcher von Erlach für einen Fürſten Totſon erbaut, von dem es Maria Thereſia zu dieſem Behufe erſtand.

Angenehmer und intereſſanter für den Fremden wegen mancher Dinge, die ſie in ſich enthalten, ſind die Alſter- und Währingergaſſe, und endlich die Roßau, die letzte Vorſtadt, die wieder an die Donau ſich anſchließt, und die Leopoldſtadt, mit der wir anfingen, ſich gegenüber hat. Die Alſter- und

Währingergasse sind vorzüglich für die Aerzte merkwürdig, und hier wohnt auch gewöhnlich eine Menge junger Aerzte, die bey den berühmten Aufsehern der Spitäler entweder noch Unterricht haben, oder doch im Praktischen sich üben, und vieles hier sehen können, was an kleinern Orten unstreitig nie so vollständig, noch häufig anzutreffen ist. Hier hat Joseph, durch so viele Verdienste um seine Monarchie unsterblich, auch um die Leidenden und Elenden sich unsterblich verdient gemacht. Das große Spital war sonst in der Stadt zwischen dem Kärntherthore und der Burg, wo es nun besser zur Wohnung für die Gesunden dient. Gleich am Glacis fängt die große Kaserne an, die vorzugsweise die Kaserne heißt, da es sonst ähnlicher Wohnungen für die Soldaten noch mehrere giebt, ein Gebäude, worin ein 3 bis 4000 Soldaten und ihre Officiere wohnen, groß und stattlich, mit eben so viel Pracht als Bequemlichkeit gebaut, mit einem schönen geräumigen Hof, mit Maulbeeren und Pappeln bepflanzt. Damit unter so vielen Menschen keine Unordnungen einreißen, so ist eine strenge und weise Aufsicht, die nicht nur für ihre Diät, sondern auch dafür sorgt, daß keine zu große Ausschweifungen einreißen, obgleich sie ganz zu verhindern, unmöglich ist. In der Terrasse sind große Schenk- und Speisezimmer, wo sie so wohlfeil, als es hier möglich ist, für ihre Bedürfnisse geforgt

finden. Das brave Aeuſſere, und die Geſundheit dieſer ſchönen Soldaten: iſt das beſte Lob der Anſtalt und Aufſicht. Gleich hinter dieſer Kaſerne iſt das groſſe militäriſche Lazareth, welches weiter hinten nach der Währingergaſſe hinauslauft, und freye Luft und Himmel im Hintergrunde hat. An dieſes gränzt endlich das groſſe Spital, das bis gegen die Pfarrkirche hinläuft, und dieſen koſtbaren Einrichtungen die Krone aufſetzt. Es beſteht aus zwey groſſen Vierecken, die ſchöne Höfe mit Gängen und Alleen von Pappeln und Maulbeeren einſchlieſſen, in deren Zwiſchenraum der lieblichſte Raſen grünt, worauf die Wiedergeneſenden ſich ſonnen und ausathmen können. Dieſes groſſe Spital kann über 3000 Kranke faſſen, ohne daß ſie dick auf einander gepackt würden, wie die Häringe. Es ſind mehrere Oberärzte und Chirurgen, die wieder ihre Aſſiſtenten haben, und das Präſidium über das Ganze führt der berühmte Frank. Die Zimmer der Patienten gleichen Sälen in Palläſten, und ſind mit allem Nothwendigen, und ſelbſt manchem Zierlichen verſehen, und meiſtens merkt man es der Luft nicht an, daß hier Menſchen leben, die Peſt aushauchen, und Fiebergift athmen. Die Aerzte ſelbſt haben in dieſem herrlichen Bau ihre Wohnungen, und halten bey ihren Beſuchen zum Theil Vorleſungen, wo jeder nach dem Vertrauen, das er einflöſſt, oder dem Bedürfniſſe, das die Zuhörer

haben, sein Häuflein um sich sammelt. Frank aber hat vor allen andern bey seinen klinischen Vorlesungen den meisten Zulauf. Ein herrlicher Alter, von festem und stolzen Bau, und ein eben so guter Lateiner, als eleganter Teutscher; doch ist er für einen großen Mann nicht bescheiden genug. Obgleich nun die mancherley Aerzte jeder nach seinem eignen, oder fremden verschiedenen System kuriren, so preisen doch alle die Anstalt über die Maße, und rühmen es, wie die meisten Kranken geheilt von dannen gehen. Ein Beweis, daß es am Ende doch wohl die Mutter Natur ist, die ihren Kindern selbst hilft, wenn die Aerzte nur nicht gar zu tiefe Eingriffe in ihre heiligen Rechte wagen. Wann sie ihnen nun vollends nicht mehr das Blut abzapfen, und brav Fleisch und Weinsuppen vorsetzen, so müssen sie schon gesund und froh herausgehen. In der Mitte des ersten Hofes steht für die Wiedergenesenden eine Kirche, und ganz hinten zuletzt der Narrenthurm, dessen und seiner lustigen Bewohner ich schon erwähnt habe. Ich habe durch meine Freunde diese Sachen öfter und genauer gesehen, als mancher andre Reisende. Besonders lehrreich aber und merkwürdig ist mir nächst den Narren die venerische Abtheilung und ein Kranker gewesen, der einige Tage vor meiner Abreise starb. Dieser, ein Jüngling von 17 Jahren, war bey einem Schuhmacher in der Lehre, bekam Anfälle von Wuth

und

und Waſſerſcheu, und ward in eines der Zimmer gebracht, die für dieſe elendeſten unter allen Kranken dienen. Er war anfangs ruhig und ſtill bis auf einige Zuckungen, empfand einen brennenden Durſt und forderte zu trinken; ſobald er aber was Flüſſiges ſah, ward er wild, und ſeine Gebehrde verſtellte ſich aufs gräßlichſte. Eben ſo wenig war ihm Arzney beyzubringen. Nachher lag er wieder ruhig auf ſeiner Schlachtbank, wie ein Lamm. Er erzählte, er ſey vor 9 Wochen von einem Hündchen, das er durch Necken zornig gemacht habe, ein wenig über der Naſe geſchrammt worden, und habe es weiter nicht geachtet, heute früh habe er Anfälle der Wuth geſpürt, und wiſſe wohl, daß er ohne Rettung ſterben müſſe. Eine furchtbare Idee, die keinem glaublich war, der ſeine friſche und ſchöne Jugend ſah, als er hereingebracht ward. Aber wie ganz anders war er des Abends um 9 Uhr ſchon! Er lag an Händen und Füſſen feſtgeſchloſſen auf dem Lager und ſchäumte; der Schweiß floß wie Thau von ſeiner Stirne, und mit brennendem Aug' und wildem Blick ſah er die Neugierigen an, die durch ſein Guckloch auf ihn ſchauten. Den folgenden Morgen ging ich wieder hin. Nun war die Wuth aufs äuſſerſte gekommen, doch hatte er immer noch ein dumpfes Bewußtſeyn, und ſchrie: Helft mir! Kommt herein, ihr Doktoren! aber ihr ſeyd feige Schurken und verlaſſen muß ich ſterben.

Der Schaum und Geifer floß aus seinem Munde, und er spie wüthend gegen die, so durch das Loch guckten, doch sah er noch lebenskräftig aus; allein der Krampf riß um eilf Uhr den Faden seines jungen Lebens. Eine alte Frau saß da als Wärterin. Sie war mehr als 20 Jahre bey solchen Kranken gebraucht worden, und erzählte uns ihre Erfahrungen mit folgenden Worten: „Von allen, die mit der Wasserscheu hieher gebracht sind, ist auch kein einziger gerettet, sondern alle, Kinder, Jünglinge und Greise haben ihr Leben unter den fürchterlichsten Zuckungen endigen müssen. Einige haben wir gehabt, denen der Krampf Löwenkräfte gab, die alle Bande zerrissen, und alle Thüren zerschlugen, und Schlösser durchbrachen. Das Beste aber ist, daß solche Wasserscheue, sobald sie ins Freye kommen, ihre Kraft verlieren, und wie ohnmächtig zu Boden fallen, so daß man sie wieder einfangen kann. Alle Arten haben wir hier gehabt, bis zu dem Grade, daß sie wie Hunde gebellt, und wie Katzen miaut haben. Die vom Katzenbiß Tollgewordnen waren viel wüthender, als die vom Hundsbiß." Mit einer Art Grausen las ich in den andern leeren Zimmern die Namen einiger solcher Unglücklichen, und zwar einiger, die von wienigen (so nennt man hier wüthend) Katzen gebissen, und in die Wasserscheu gefallen waren. So viel weiß ich, spürte ich den ersten Anfall dieses Uebels, ich hielte

es für recht, mir das Gehirn mit einem Schuß Pulver zu verbrennen; denn es iſt kein gräßlicherer Anblick, als dieſer, für ein empfindendes Herz. Wer ſpricht den Schmerz der Mutter aus, zu der der Jüngling den erſten Mittag ſagte: „Mutter, Sie beſucht mich, aber ich muß ſterben.“

Dem Spital gegenüber liegt das Findelhaus, ſo gut eingerichtet, als ſolche nothwendige Mördergruben der jungen Menſchheit eingerichtet ſeyn können. Auch hier ſterben bey der beſten Aufſicht zwey Drittel der Kinder. Der alle Findelhäuſer zerſtörte, wäre vielleicht ein Wohlthäter der Menſchheit. Es wäre beſſer, man überließe dieſe hingeworfenen Pflänzchen dem Zufall und dem menſchlichen Gefühle des Finders. So würden mehrere zum Leben erwachſen, als hier, denn auch die Ueberlebenden werden meiſtentheils elende und jämmerliche Menſchen, deren viele wieder noch vor dem 20ten Jahre wie die Fliegen hinfallen. — Am Ende der Alſter vor den Linien liegt das niedliche Dörfchen Herrenals, wohin eine berühmte Wallfahrt zum heiligen Grabe mit 13 Stationen iſt, welche gleich vor den Thoren Wiens anfängt, und noch immer ihre Beſucher hat. In dieſer Gegend giebt es viele hübſche Gärten und Gartenhäuſer, öffentliche und private. Doch alle Gärten und Gartenhäuſer in den Vorſtädten übertrifft bey weitem der ſchöne Garten und Gartenpallaſt des Für-

ſien von Lichtenſtein in der Roßau, wo man eben die Eleganz und den Geſchmack wieder findet, die man in dem neuen Lichtenſteiniſchen Pallaſt in der Herrengaſſe bewundert.

In der Währingerſtraße iſt ein großes Gebäude, welches mediciniſchen und chirurgiſchen Vorleſungen geweiht iſt, und wo zugleich mancherley Inſtrumente und Präparate aufbewahrt werden. Auch hier ſieht man die Pracht und Fülle, welche alle Anſtalten und Stiftungen der öſterreichiſchen Monarchie karakteriſiren, ſo wie die Humanität, mit der alles zur Belehrung und zum Vergnügen der Fremden und Einheimiſchen Preis gegeben wird. Zu dieſer ſchönen Einrichtung ſind mehrere große Säle hergegeben, alle äußerſt prächtig und geſchmackvoll ausgeziert. Ueber der Thüre prangt gewöhnlich der Kopf und Name eines Heiden des epidauriſchen Gottes, im leichten Umriſſe gemahlt, und rund umher ſtehen die Schränke, worin Mineralien, Bücher, Inſtrumente, Skelette, Seltenheiten, Misgeburten und Naturſpiele in großem Reichthum aufbewahrt werden. Auch ein ſchöner Hörſaal iſt hier, wo Vorleſungen gehalten werden. Die anatomiſchen Wachspräparate ſind in großer Mannigfaltigkeit, und mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Schönheit gearbeitet und gemahlt. Jeder Theil hat ſein Gläſernes Schränkchen mit grünen Vorhängen von Taffent und aus

Mahagonienholz gearbeitet. Eine kurze Ueberſchrift lateiniſch oder italiſch ſagt dem Unkundigen, welchen Theil ſeiner künſtlichen Staubmaſchine er vor ſich ſieht. Die meiſten dieſer Wachspräparate ſind aus Florenz, doch ſollen auch hier einige unter der Aufſicht des verſtorbenen Hunczowsky gemacht ſeyn. Unter der Beſchreibung oder Ueberſchrift iſt gewöhnlich noch eine Zeichnung ad vivum fein und genau. Es giebt hier ſchöne und kraftvolle männliche Körper, und zarte und reizende weibliche. Ja man war keck genug, den einen ein Nachbild der mediceiſchen Venus zu nennen. Er war ganz hübſch, aber deſſen Ideal muß nicht weit hergeholt ſeyn, der ſich ſo grob misgreifen kann. Intereſſanter indeſſen war es hier noch, an den öffentlichen Tagen, wo Menſchen alles Geſchlechts einſtrömen, die Lebendigen zu betrachten, als die todten Bilder. Es entſchlüpften manche naive Worte, manche Gefühle ließen ſich wenigſtens von der Oberhaut des Geſichts nicht zurückdrängen, wenn gleich von den Lippen, die unendlichen Spaß machten. Ob alles allen offen ſeyn ſollte, weiß ich nicht. Manches iſt offenbar zu ſcheußlich und häßlich, als daß es die junge Phantaſie eines 14, 16jährigen Mädchens nicht beflecken ſollte, oder gar zerſtören. Und es iſt eine Frage, die nicht ſchwer ſeyn mögte zu entſcheiden, ob eine zerſtörte, oder eine zu ſehr gereizte Phantaſie den Menſchen elender mache.

Schöne menſchliche Körper in allen Stellungen mit allen ſeinen Theilen zu zeigen iſt gewiß lehrreich und gut, wenn nur der Zeiger ein Menſch von Herzen und Sitten iſt.

Zwiſchen der Roßau und Währingerſtraße ſind große Gewehrfabriken, und in der Roßau ſelbſt die berühmte kaiſerliche Porcellanfabrik, worin an 1200 Menſchen Arbeit und Brod finden. Die Erde kömmt von der Paſſauiſchen Gränze her, und man hat davon noch immer einen unerſchöpflichen Vorrath. Dieſe Fabrik iſt im beſten Gange und hat einen reißenden Abſatz, ſo daß der Vorrath immer äußerſt gering iſt. Die Zeichnungen und der Schmelz der Farben ſind ſo ſchön, als ich ſie weder in Berlin, noch Dresden ſah, und der Geſchmack ſo ſimpel und antik, daß es dieſen ſchönen Arbeiten nie an Abſatz fehlen kann. Es giebt Services zu allen Preiſen, doch keine den Teller unter drey Gulden, die koſtbarſten koſten der Teller 36 bis 45 Gulden öſterreichiſch. Der Vorrath der in den Schränken ſteht, iſt meiſt alte Waare, im türkiſchen und chineſiſchen Geſchmack. Doch ſieht man viele allerliebſte Arbeiten en biſcuit, ganze Gruppen von Menſchen und Thieren und viele mythologiſche Geſchichten, mit einer Leichtigkeit und Natürlichkeit vollendet, die erſtaunt. Ihr größter Abſatz iſt nach Rußland und England, wenig ins Morgenland, was auch Herr Nikolai ſagt.

Man zeigt dem Fremden alles ohne Aengſtlichkeit; er bedarf bloß eines Erlaubnißſcheins, den man ihm ohne Bedenken ertheilt.

Der Stephansthurm und Kirche.

Ich hatte nebſt meinen Freunden im ungriſchen Keller zuviel vom Georger Durchbruch zu mir genommen und wir fanden alſo alleſamt gut, dieſes aufſprudelnde Leben in uns durch eine tüchtige Motion niederzuſchlagen und zwar mal eine Spazierfahrt in die Luft anzuſtellen. Da lag uns nun der heilige Stephan mit ſeiner ganzen Stattlichkeit vor Augen und bald war der Entſchluß einmüthig, ſeine Höhe zu erſteigen. So gingen wir denn vier Mann hoch hin, hohlten uns ein Billet, und die Fahrt ward in Gottes Namen angetreten. Zum Glück hatten wir einen kühlen Tag und einen alten phlegmatiſchen Vortreter, ſonſt ſollte es uns doch ſicher manche Schweißtropfen mehr gekoſtet haben. So ging es ſtufenweiſe hinauf, und ſtufenweiſe will ich es beſchreiben. Unten im Thurm, wo er etwa mit dem Gewölbe des Dohms gleich ſteht, ſind die herrlichen Einrichtungen für die Sicherheit dieſes alten erlauchten Gebäudes. Da ſtehen nicht weniger, als tauſend Eymer Waſſer in großen Kufen, und ſobald ein Gewitter aufſteigt, müſſen acht Mann hinauf und an ihrem Platze ſtehen. Alles andre, was zur Sicherheit der Menſchen und der Vorräthe, die hier reichlich ſind,

dieren kann, iſt wieder mit öſterreichiſcher Freygebigkeit da. Von hier aufſteigend trifft man als die erſte Merkwürdigkeit die große Glocke, die im ſüdlichen Teutſchlande, der Erfurter im nördlichen an Berühmtheit die Wage hält. Sie iſt ein ſtattliches Thier, im Anfange dieſes Jahrhunderts 1711 aus türkiſchen Kanonen gegoſſen und wird nur an Sonn- und Feſttagen von acht Mann geläutet. Ihr ganzes Gewicht mit dem Anhang und Umhang von Eiſen und Holz iſt 525 Centner, ihr eigenſtes 373; der Klöppel wiegt 15 und ein anderer 17. Ihre Höhe iſt 10 Schuh wie ihr unterſter Diameter. Sie hat nicht den ſilbernen Ton von der Erfurter Suſanne und iſt viel dicker. Außer dieſer Glocke ſind noch mehr andre, als die gewöhnliche Läutglocke, die Feuerglocke und das Zügenglöcklein, das geläutet wird zum Troſt der Sterbenden, die den letzten Kampf arbeiten, ſich von dem ſüßen Leben loszureißen. Von hier ſteigt man noch eine ganze Höhe zu der Wohnung der Wächter hinauf, die ganz luftig den unteren Erdenwürmern über den Köpfen wohnen. Welch eine Welt öffnet ſich einem hier! Man genieße einer der gränzenloſeſten Ausſichten über den lieblichſten Fleck der Erde. Unter ſich hat man die große Stadt mit allen ihren Vorſtädten, mit den blauen Adern der Donau, die ſich durch die grünen Eilande hinſchlingen, und fernher begegnet es

nem ein Kranz ſchöner Berge mit ihren Schlöſſern und Dörfern. Sehnend läuft das Auge dem ſtolzen Strome nach und findet ferne ſeine Ruhe an einem hohen Berge, an den ſich ein kleinerer ſtützt, auf deſſen Hange man das Schloß von Preßburg in Ungern herüberſchimmern ſehen kann. Wir genoſſen ſtumm und ſtaunend dieſes himmliſchen Anblicks eine gute Stunde, bewunderten die freundlichen und netten Wohnungen der Wächter, freuten uns, daß ein König von Neapel und ein Großherzog von Toskana hier auch geſtanden iſt, nicht höher, als wir und ſteigen dann immer noch höher, bis es oben endlich dunkel und umſchloſſen ward. Man glaubt die Höhe dieſes ſchlanken Porcellanthurms (denn ſo bunt erſcheint er von auſſen) nahe an 500 Fuß, und er ſoll nur um ein geringes niedriger ſeyn, als der Münſter in Straßburg.

Auch die Kirche, ein ſtolzes gothiſches Gebäude, macht dem Thurm, der über ihr ſteht, keine Schande. Man tritt mit einer Art von Grauen in ihre düſtern Hallen ein, und fühlt ſich wie in einer fremden Welt. Größer noch würde der Anblick ſeyn und mächtiger ergreifen, wenn nicht das ewige Geplärr der Betenden und die Fußtritte der Durchgänger einen ſo ſchnell aus der ſüßen Welt der Ideen herausſtießen. Der Dohm iſt kühn gewölbt und herrlich ſeine Säulen, doch muß ich

ſagen, hat der Paſſauer einen weit kühnern und majeſtätiſchern Schwung, und auch die Sebaldus-kirche in Nürnberg. In der Kirche ſind die gewöhnlichen Verzierungen, auch ein groſſes Altarblatt von Sandrart, das viel Kraft und Ausdruck der Stellungen und Leidenſchaften, aber kein groſſes Menſchengepräge hat. Die einzige unten zum Kreuze hingebeugte Mutter mögte ich ausnehmen. Abſcheulich iſt übrigens das [illegible]hlte Moment, das wohl nicht in der Freyheit des Künſtlers lag, drey gekreuzigte Menſchen den Augen der Zuſchauer darzuſtellen. Sollte ein Mahler Quaal und Verzweiflung im höchſten und fürchterlichſten Ausdruk den Geſichtern darſtellen dürfen? — Von außen muß man die Kirche anſehen, wenn ſie Effekt machen ſoll. Die kühne Höhe der Kuppel, das bunte Dach ſelbſt, die kleinen Thür[illegible], die mit Porcellanaufſätze da ſtehen, alles das vereint ein Alterthum und eine Groſſheit! und um der groſſe, ſchöne, ſchlanke Thurm, der ſo leicht in die Wolken aufſteigt — da mögte man niederfallen und anbeten, nicht vor den elenden Fratzen, die draußen, von Knieenden umringt, zum Ekel der Kunſt und Vernunft aufgeputzt da ſtehen. Die Kirche iſt in der Mitte des 12ten Jahrhunderts gebaut und im 14ten vollendet. Sie hat die bekannte Maria von Pötſch auf dem Altare, die täglich angebetet wird. Sie kam im vorigen Jahrhun-

derte nach langem Umherwandern in Ungern hieher, hätte ſich auch nicht leicht einen beſſern Ort wählen können. Oben zeigte man uns noch mehrere Schnurrigkeiten, Löcher in den Dächern von türkiſchen Bomben geſchlagen und nun mit bunten Steinen ausgelegt, den Platz auf dem Thurm, von wo der Kommandant Stahrenberg das türkiſche Lager rekognoſcirte, und alte jämmerliche Schaafſtallſchlöſſer an der Feuerfahne, weil nach der Tradition auf dieſem Platze vor dem geiſtlichen ein leiblicher und leibhaftiger Schaafſtall ſtand.

Gaſthäuſer, Kaffehäuſer, Miethe ꝛc.

Gaſthäuſer findet man in Wien wenige von der Eleganz und Größe, wie man es erwarten ſollte, und etwa zwey ausgenommen, haben die übrigen ſehr mittelmäßige Zimmer und Bedienung. Dafür aber iſt es in Wien nach Verhältniß des Orts auch bey weitem nicht ſo theuer, als oft in viel kleinern Städten, wo alles prachtvoll und äußerſt vollſtändig eingerichtet iſt, und man ſich von den durchziehenden Reiſenden als Zugvögeln bezahlt machen muß. Die meiſten Gaſthäuſer ſind zugleich Speiſehäuſer und zwar ſo, daß zu Einer Seite, oder unten im Zimmer Plätze für die niedere Klaſſe, und zur andern mehrere für die beſſere, beſtimmt ſind. Man nimmt von den leeren einen beliebigen Platz ein und hört nun aus dem Munde des Markeurs den Küchenzettel herhaſpeln, oder

findet ihn auch auf dem Tiſche und ſucht ſich heraus, was einem gefällig iſt. So kann man, den Wein mit eingeſchloſſen, recht gut zu Mittag eſſen für einen halben Gulden, und drey Gerichte und allenfalls noch einen Kuchen obencin haben. Dies iſt die gewöhnliche Art und tables d'hôte, wo die Preiſe ein für alle Mal beſtimmt ſind, und man alle Gerichter mit durchmachen muß, findet man in der Regel nicht. Auf dieſe Art leben eine Menge Einheimiſcher und Fremder hier, und man kann ſo in einer Woche jeden Tag in einer andern Geſellſchaft ſpeiſen, leider kann man hier nicht ſagen, in einer neuen. Das Zeichen dieſer Speiſehäuſer, die zugleich Weinhäuſer ſind, iſt ein Büſchel, oder ein ganzer Regenſchirm von Tannenzweigen. Die zweyte Klaſſe machen die Bierhäuſer mit einem Büſchel feiner Späne, die oben zuſammengebunden, wie Schilf in Geſtalt einer Glocke über den Thüren hängen. Auch hier wird geſpeiſet, Würſte, Käſe, Suppen und was es ſonſt giebt, doch alles dem Bierhauſe angemeſſen. Noch iſt eine dritte Klaſſe von Bier- und Weinhäuſern, meiſtens in den Kellern, wo auch die erſten Lebensmittel zum Anbiß zu haben ſind, und die Menge der Fiacker, Kutſcher, Bedienten und desgleichen Schlag Leute frequentiren. Dieſe finden auch in Buden in den engern Straßen und in den Vorſtädten ihre Gahrküchen, wo immer Würſte,

Geſchlinge und Gekröſe, auch wohl beſſeres Fleiſch über dem Feuer ſchmoren und lieblich durch die Naſe zum Herzen dringen. — Die Bereitung der Speiſen iſt hier freylich beſſer, als in Sachſen und Thüringen und den meiſten Gegenden Frankens, aber doch findet der nördliche Teutſche ſie ſchon zu weichlich und zugleich nicht raffinirt genug, ſo lecker der Wiener ſonſt auch ſeyn mag. Man findet faſt alle Speiſen durchaus auf dieſelbe Art immer wieder bereitet, alle Kuchen, alle Näſchereyen immer eben ſo wieder, als man ſie geſtern und ehegeſtern gegeſſen hat. Der gewöhnliche Wein iſt weißer öſterreicher und rother ungriſcher, meiſtens ofener, die für 24 Kreuzer, das Maaß ſchon recht gut ſind. Gewöhnlich miſcht man den Wein hier mit Waſſer, oder beſſer, man trinkt das Waſſer mit Wein. Der alte öſterreicher iſt ein recht braver Wein, und ſogar die Ungern trinken ihn bey ſich, wie man uns auf der Palatinusinſel bey Ofen welchen vorſetzte. Jung iſt er herb und wäſſerig, und ſelbſt dem alten ziehe ich den ofener als Tiſchwein immer vor. Will man aber eigentlich trinken, ſo muß man nicht in dieſe Häuſer, ſondern auf die Keller gehen, wo alle Arten ungriſcher Weine und viele italiſche zu haben ſind, und mit Salamis, Parmeſankäſe und andern Zubiſſen recht gut gleiten. Auch das Bier iſt hier ziemlich gut, das beſte aber auch theurer, als der junge

Wein. Man hat zwey Sorten, das Mailänder und Horner, von den ich das erste vorziehe, deſſen gewöhnlicher Preis das Maaß 8 Kreuzer und drüber iſt.

Der Kaffehäuſer iſt in der Stadt und den Vorſtädten eine unendliche Zahl, aber ich wüßte kein einziges, das ſich durch ſeine Nettigkeit und Feinheit vorzüglich auszeichnete, wie man ſie in kleinern Städten, z. B. in Ungern, oft findet, ſondern faſt alle haben ein ſehr gewöhnliches Anſehen, obgleich ſie immer wimmeln und von den beſten Leuten in der Stadt beſucht werden. Die lebhafteſten ſind das am Graben und Milano am Kohlmarkt, und in den Vorſtädten das Huglmanniſche und eines auf der Leimgrube und auf den Wieden. Hier geht man hin, wenn man grade eine leere und verlorne halbe Stunde auszufüllen hat, oder jemand ſprechen will, den man meiſtens nach ſo einem ſichern dritten Ort hinweiſt. Geſellſchaft iſt immer da, aber ſelten Unterhaltung und vergebens ſucht man das Leben und die Munterkeit, die man in Berlin und in den freyern Caffini und Caffes der Italiäner und Franzoſen findet. Man trinkt ſeinen Kaffe und Chokolade, iſt ſein Gefrornes und lieſt eine Zeitung nach der andern, oder ſpielt ſein Billard, (denn Billards ſind faſt bey allen) und ſo geht man weiter, und hat zwar Menſchen genug gehört, aber keinen geſpro-

chen. Denn was gesprochen wird, bleibt unter zweyen und dreyen, und in der Furchtsamkeit des Flüsterns. Das einzige also, was man hier hat, sind die Menge der verschiedenen Menschen, fremder und einheimischer, die wie Erscheinungen im Schattenspiel vorübergehen, und doch zuweilen selbst als Taubstumme noch Lust machen können.

So wohlfeil nun auch Speise und Trank in Wien ist, so ein kostbarer Artickel wird die Miethe denen, die in der Stadt und zwar nicht an einem ganz todten Orte wohnen wollen. Hier wo alle Hauptgeschäfte des Lebens, aller Handel und aller Verkehr doch meistens koncentrirt sind, ist es natürlich am theuersten zu leben, und wird nach dem Verhältnisse wohlfeiler, nach welchem man sich mehr von dem Mittelpunkte entfernt. Außer den Speisen ist hier alles zwey und dreyfach theurer, und Kleider, Wäsche und die andern Artickel des täglichen Bedürfnisses stehen mit ihren Preisen mit der Größe der Stadt im genauen Verhältniß, und man fühlt den Unterschied zwischen einem Ort, wie Erlangen und Altenburg, oder Wien. Bey weitem das theuerste aber ist die Miethe. Man bezahlt in den besten und muntersten Gegenden der Stadt im ersten und zweyten Stock für ein gutes Zimmer 15, 20, 24 Gulden, und im dritten und vierten Stocke selbst ist für ein sehr mittelmäßiges mit eben so mittelmäßigen Möbeln und Bet-

ten doch der Preis von 8 bis 9 Gulden aufs Monat gewöhnlich. Dieſe Preiſe ſinken nun, wie man ſich von der Stadt weiter entfernt, und in einigen Vorſtädten kann man wohl um 3, 4 Gulden monatlich ein eben ſo gutes Zimmer haben, als um 12 bis 16 in der Stadt.

Alle erſten Bedürfniſſe des Lebens ſind hier vortreflich und im Ueberfluß, und eben ſo wenig theuer. Das reiche Ungern ſchickt Ochſen, Schweine, Korn, Wein und Mehl in Menge, und die Provinzen umher gehören ſelbſt mit zu den geſegnetſten des teutſchen Reiches. Man ſieht es auch allen ſelbſt den Armen und Niedrigen an, daß ſie nicht hungern müſſen, wie dieſes leider in den meiſten Städten der Fall iſt, wo der gröſte Luxus und Glanz herrſcht. Das Brod, dieſes erſte und nothwendigſte Nahrungsmittel, iſt hier ſo ſchön und ſo wohlfeil, als nur irgendwo in der kleinſten Stadt, und von allen Dörfern und Flecken umher, wird es an Markttagen auf groſſen Wagen eingeführt, damit die ſtädtiſchen Becker es nicht übertheuern können. Auch das Fleiſch iſt nicht theuer, wohl aber manches Gemüſe, z. B. die Kartoffel, die man in dieſen Gegenden und überall im Oeſterreichiſchen wenig anbaut und iſſet. Die Hauptplätze für den Einkauf in der Stadt ſind der Hof und der Neue Markt, und außer der Stadt eine groſſe weite Strecke auf dem Glacis nach der

Karl-

Karlborromäuskirche, und der Obſtmarkt an der Donau an der Leopoldſtadt. Ein eigner Artickel dieſer weichlichen Freſſer des ſüdlichen Teutſchlandes ſind die kleinen Ferkel, die jungen kaum befiederten Gänſe, und alles Geflügel in dieſem Geſchmacke. Die Fiſche ſind ſehr theuer, gehören nicht zu den beſten Arten und werden ſchlecht bereitet.

Fratſchler und Fratſchlerinnen.

Zu dieſer Klaſſe kann man eigentlich alle die rechnen, durch deren Hände die gewöhnlichen Nahrungsmittel, entweder im natürlichen Zuſtande, oder zum Theil ſchon bereitet und verändert gehen, und ihre Anzahl muß alſo in einer Stadt, wie Wien iſt, beſonders in einer Stadt, die ſo gute Magen hat, ſchon ziemlich bedeutend ſeyn. Dies iſt allerdings wahr, aber ſie zeichnen ſich doch wenig aus, und man findet dieſe Klaſſe ganz anders in den Seeſtädten Teutſchlands, oder in den größern Städten Italiens, wo ſie ganz andre Geſchäfte machen. Ob die Polizey hier wacht, oder ob der Wiener ſelbſt alles noch mehr aus der erſten Hand nimmt, ſoviel iſt gewiß, man ſieht ihrer gar nicht eine ſo ungeheure Zahl. Jene Geflügelputzer und Ebaucheurs aller erſten Materialien des Magens, die man bey tauſenden in den großen Städten Italiens trifft, findet man hier noch äußerſt ſelten, und die Wirthe und andre kaufen wohl un-

mittelbar von den Märkten, oder von ihren Kunden vom Lande. Das Einzige, was in ihren Händen iſt, und was auch immer eine eigene Klaſſe Leute haben will, die es vertheilen, ſind die Früchte, und alle jenen kleinen Leckereyen und Näſchereyen, die damit verwandt ſind. Leider ſind auch hier, wie an den meiſten Orten, größtentheils alte ſchmutzige Weiber im Beſitz dieſes anſehnlichen Monopols, denn bey manchen geht es wirklich ziemlich ins Große, und ſie mögen wohl zuweilen ein 20 Gulden den Tag über einnehmen. Aber ſie ſind weder in ihrem äußern Aufzuge, noch in ihren Taſchen ſo vermögend, wie Herr Schulz ſie machte, der bey'm Wechſeln unter den Kreutzern Dukaten und Souverain'ors in Menge fand. Ich habe ſie ſicher oft die Taſchen umrühren laſſen, aber ſolche Münze iſt mir auch nicht ein einziges Mal in die Augen gefallen. Sie ſind meiſtens alte gutherzige und freundliche Kreaturen, aber ohne Pracht, weder an ſich, noch an ihrem Waarenlager, welches gegen die Fruchtſtapel der netten Italiäner ſehr abſticht. Dieſe Weiber haben ihre Grade in den Preiſen nach den Orten, wo ſie ausſtehen. Am theuerſten ſind ſie mitten in der Stadt am Graben und auf dem Hof, wohlfeiler vor den Thoren, am wohlfeilſten in der Leopoldſtadt, wo auch die beſten Früchte ſind. Doch iſt dieſer Artickel überall theurer in Wien, als man bey der

groſsen Zufuhr und der Wohlfeilheit mancher andern Zweige des täglichen Lebens erwarten ſollte.

Die Fiaker.

Die Menge der Equipagen und Reitpferde iſt bey den vielen Groſsen und Reichen, die in dieſer Reſidenz leben, ſehr groſs, ſo wie ſie auch ſicher zu den ſchönſten und koſtbarſten gehören. Aber doch bleibt noch immer eine groſse Zahl, die nicht zu Fuſse gehen mögen, noch können, und für dieſe iſt denn der Fiacker eine wohlthätige Einrichtung. Man rechnet ihrer mit einer runden Zahl an 700, bis Nummer 670 habe ich gezählt. Man findet ſie an allen Thoren, wie an allen Plätzen der Stadt, und in allen lebhaften Gaſſen, und ſie bieten ſich mit dem gewöhnlichen Gruſs: Fahren mer, Ihr Gnade? an. Ihre Wagen ſind gröſstentheils ſehr bequem, oft auch zierlich, und ſo Pferde und Geſchirr, wenn es gleich auch lumpigtes Zeug giebt, und alle haben das Verdienſt, daſs ſie eben ſo raſch, als geſchickt fahren. Sie wiſſen in vollem Galopp ſich einander ſo geſchickt vorbeyzuſtreifen und umzubeugen, und doch dabey der Fuſsgänger wahrzunehmen, daſs es eine Luſt iſt anzuſehen; und man hat faſt kein Beyſpiel, daſs in den engen Gaſſen und bey dem ungeheuren Gedränge der Equipagen und Menſchen jemand übergefahren würde. Dieſe Geſchicklichkeit kömmt freylich den Fuhrleuten, aber eben ſo ſehr der Polizey zu Gu-

te, die auf alles, was das Leben und die Sicherheit der Bürger angeht, ein sehr wachsames Auge hat, und bey der geringsten Schuld unerbittlich strenge ist. Ein Appendix der Fiacker sind die Zieselwagen, die auch weit über Land kutschiren, und mit denen die Person um ein Paar Dukaten 40 bis 50 Meilen machen kann, weil sie Menschen auf einander zu packen wissen. In diesen läßt sich keiner der Honoratioren, nicht einmal ein ehrsamer Bürger in der Stadt und den Vorstädten gerne sehen, weil er gar zu offen unter allerley Gesindel da sitzen muß. Die Fiacker haben keine bestimmte Taxe, und dies ist auch unmöglich, weil die Zeiten und Entfernungen sich nie genau abmessen lassen, am wenigsten das Wetter. Man muß immer mit ihnen akkordiren und man thut wohl, wenn man es recht bestimmt thut, denn sonst sind sie, wie alle Fähr- und Fuhrleute, trotz ihrem Ihr Gnade, am Ende die unverschämtesten Schlingel in der Welt. Der gewöhnliche Preis für eine halbe Stunde ist ein halber Gulden, oder zwey Siebenzehner; das hängt vom Wetter ab. An schönen heitern und kühlen Tagen müssen sie schon wohlfeiler Kauf geben. Man hat Beyspiele, daß sie bey schlechtem Regenwetter, wann viele grade von Einem Platze haben abfahren wollen, ihren gewöhnlichen Preis vier, ja sechsfach gesteigert und Dukaten gefordert und erhalten haben, wo man

ſonſt einen Gulden giebt. Aber auf dieſe Art wiſſen die meiſten Menſchen die Noth ihrer Mitbrüder zu taxiren, und ich will alſo dieſes den Fiakern nicht zum Verbrechen machen.

Die Polizey.

Die Wiener Polizey iſt weit und breit berühmt und ſie verdient dieſen Ruhm vollkommen, wenn man die Polizey bloß auf das bezieht, was zur Sicherheit und zum Unterhalt des Lebens der Einzelnen und des Ganzen gehört; denn auch der Staat iſt als ein einzelnes Leben anzuſehen, das nur zu verletzlich und zu leicht zu tödten iſt. Freylich iſt und bleibt es immer eine ſehr verwickelte Frage, was Polizey ſey. Keiner hat noch recht zu ſagen gewußt, was ſie eigentlich ſolle, und wie weit ihre Grenzen gehen; und dieſe ſchwere und verwickelte Frage bleibt noch dem größten Staatsmanne, der aber auch der größte Menſch ſeyn muß, zu löſen übrig. Alles alſo was zunächſt zum Körper gehört und zur Leibesweide, zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Bürger, alles dieſes leiſtet die Wiener Polizey vollkommen, und in dieſer Rückſicht iſt ſie vortrefflich. Viele wollen aber behaupten, daß ſie auch in das Gebiet eindringt, wo die Geiſtesweide angeht, und zwar tiefer, als löblich iſt. Das könne ſich nun freylich eher ſagen, als beweiſen laſſen; aber ſoviel iſt gewiß, daß die Wiener Polizey allenthalben ihre Diener hat, und

ſicher, wenn zwey, drey Menſchen verſammelt ſind, einer von dieſen unter ihnen iſt. Manches mögen die jetzigen politiſchen Umſtände entſchuldigen, wenn dieſe Hülfe nur nicht zu unwirkſam und wirklich gefährlicher, als zweckmäßig wäre. Denn die meiſten Menſchen ſind ſchon zufrieden, wenn ſie nur ſagen dürfen, was ſie meinen, daß ihnen fehle, und laſſen es damit meiſt gut ſeyn; aber wer löſcht ein Feuer, das, zurückgehalten, endlich fürchtbar auflodert und ſeine Unterdrücker zuerſt verzehrt? Nur die Böſen ſollten die Polizey fürchten; aber hier verſtummen die bravſten und redlichſten Leute bey Dingen, worüber man ſonſt in der ganzen Welt laut ſpricht und lacht. Eben daher iſt auch mit einem Wiener an einem öffentlichen Orte kein vernünftiges Geſpräch möglich, weil er deſſen von Jugend auf entwöhnt iſt, und nur in einem engern Kreiſe ſeinen Verſtand umzutummeln weiß, der ſogleich ſtolpert, ſobald er über dieſe Gränzen hinauskömmt. Doch hierüber weiter unten. — Auch in Rückſicht der Fremden iſt die Polizey eben ſo ſtrenge, als gerecht, und das finde ich billig. Es ſchleichen ſich in große Städte doch immer genug Vagabunden ein, die auszutreiben, oder nur erſt auszuwittern die beſte Polizey verzweifelt. Daß man Fremde aus verdächtigen Gegenden auch mit mehr Strenge examinirt, oder gar aus der Stadt weiſet, mag die heilloſe Zeit

und das Beyſpiel entſchuldigen; denn geht es anders her in Rom und Paris, wo man ſo laut über Deſpotismus ſchreit? Sobald man ankömmt, reicht der Wirth einen Zettel ein, worauf man ſich und ſeine Sachen haarklein aufſchreiben muß. Den folgenden Tag geht man auf die Polizey, wo man ſeinen Paß findet, der einem an den Linien von einem Polizeybedienten abgefordert iſt. Dieſer bleibt auf der Polizey und man erhält einen Schein, daß man ihm abgeliefert hat. Reiſet man ab, ſo erhält man gegen dieſen einen neuen kaiſerlichen Paß, den zu erhalten man die Länge einiger Stunden durch mehrere Inſtanzen nach der Kriegskanzley und endlich nach der Regierung gehen muß, wo er von vielen Augen viſirt und von mehrern Händen unterſchrieben wird. Aber alles dieſes nur gegen Vorzeigung eines Scheins vom Grundrichter, daß man ſich bey ihm als dem Wirthe nichts ſchuldig legitimirt, und überall keine Klage gegen ſich habe. Dies iſt allerdings etwas langweilig, aber man wird überall mit Artigkeit und Höflichkeit, wie ein Gentleman, nicht in dem ſoldatiſchen preußiſchen Erton behandelt, und kann ſich alſo für alle Sicherheit und allen Schutz, den man ſo lange an einem lieben Orte genoſſen hat, dies wohl gefallen laſſen. Hohe und privilegirte Perſonen ſind hievon freylich ausgenommen, ſo wie die Reiſenden, die nur einige Tagen bleiben, weil die wirk-

lich Ursache hätten über eine solche Einrichtung zu klagen; sie werden es doch über die Formalitäten thun.

Lotto.

Dieses heillose Uebel, das doch keine gute Regierung dulden sollte, sitzt hier recht auf seinem Thron, und wird in einer fürchterlichen Ausdehnung befördert und zeigt durch die Menge der Kollekturen, daß es reichlichen Abgang findet. Wenn man doch nur bedächte, daß es meistens die ärmere Klasse ist, das Heer der Bedienten und Mägde, und eine Menge andrer junger Leute, die sich vom Glücke äffen lassen; daß diese zu Diebstählen und Spitzbübereyen verführt werden, um den Spieltrieb zu befriedigen, und oft den letzten Groschen hieher tragen, während ihre Kinder daheim um Brod schreyen; wenn man bedächte, wie dieses Spiel nicht nur der Ruin ganzer Familien, sondern auch der Moralität ist, so würde man es sicher abstellen. Nicht bloß in den Städten ist dieses Wesen so im Gange, sondern jedes Dorf hat seine Lotteriekollektur, und immer mit der schönen Aufschrift: heute ist der letzte Tag, als wenn der Verlust unersetzlich wäre, wenn jemand dieses Glück so entschlüpfen ließe. Ja man treibt die Methode so weit, daß bey diesen Kollekturen auch häufig Traumbücher angekündigt sind. Wie doch die praktische Psychologie durch so eine edle Anstalt wächst! Vielleicht

aber iſt dies keine Erfindung Wiens; denn auch in Florenz und andern Städten Italiens fand ich bey den Nummern faſt immer ausgehängt: qui ſi vendono libri di ſogni. —

Wiſſenſchaften, Univerſität, Künſte ꝛc.

Joſeph war auf dem Wege was Gutes zu machen, aber er fuhr zu raſch dahin, wie ſein Leben, und mit ihm ſank das Meiſte wieder in Nichts und Nacht zurück. Ich will nicht ſagen, daß unter ihm ſchon alles herrlich geweſen ſey, das war nicht möglich; aber es war doch vieles im Werden, und manche Geiſter warfen alte Ketten ab, und ſuchten ſich ſelbſt und andern einen Schwung zu geben, und dieſer Schwung machte ſich endlich ſchon fühlbar. Der Menſch hat ſchon viel gewonnen, wenn er nur erſt einſieht, was ihm fehlt. Es traten Männer auf, die, unter ſeiner Regide, freylich nicht ganz gedeckt, die Stimme erhuben gegen die alten Geburten des Aberglaubens und Pfaffenregiments. Seine Nachfolger wollten den Kampf mit der Hyder nicht erneuen, welchem er erlag. Entweder fühlten ſie ſich den Muth nicht, oder die großen politiſchen Händel hießen ſie dies an die Seite ſetzen, und Kardinal Migazzi, Cenſur und Pabſt traten wieder in ihre alten Rechte ein. So iſt es auch noch, und was bey der Zeit, wie ſie mit einem gewaltigen Strome gegen alles Alte

läuft, nur irgend haltbar ist, das suchen sie wieder fest zu machen. Vielleicht haben sie den Regenten auch mit Gespenstern der Revolution und des Umsturzes aller alten Verfassungen mit dem Sturz der Hierarchie eingeschreckt. Freylich sind viele, die, durch den Geist der Zeit ergriffen, und von jenem Lichtfunken erleuchtet, der unter Joseph ausgestreut wurde, freyer und kühner denken, aber sie dürfen nicht frey und kühn sprechen; allein dann ist das Denken wie der Leib einer Jungfrau, die Helden und Virtuosen gebohren haben würde, wenn ihr der mitschaffende Leib eines Mannes fehlt. Wer findet es z. B. nicht ehrwürdig, wenn er Menschen das Bedürfniß eines höhern Wesens fühlen und sie diesem gemäß handeln sieht, wie anders er selbst vielleicht hierüber denken mag? Aber so den grassesten Aberglauben, die kindischesten Possen in der Hauptstadt Teutschlands, und am Ende des 18ten Jahrhunderts vor aller Augen zu sehen; zu sehen, wie Menschen, die klüger seyn sollten, zu Tausenden vor einer Hostie sich in den Koth werfen, und götzendienend knieen vor einem ekelhaften Bilde, das Schweine scheu machen könnte, das empört bis ins Innerste; zu sehen, wie ganze Heerden von Bauern und Handwerkern über Land ziehen nach Herrenals, Mariazell, oder Mariatafer!, und mit ihren dummen Geplärr Gott und ihrer Arbeit den Tag, ihren Kindern aber das Brod stehlen, und

ſelbſt für allerley Liederlichkeit Gelegenheit und zugleich auch Ablaß finden. — Hierüber klagen ſelbſt eifrige Katholiken, die wohl einſehn, daß der Menſch in jeder Religion Anleitung zur Tugend und Glückſeligkeit findet, wenn er nur erſt von den Poſſen der Prieſter und den Satzungen finſtrer Jahrhunderte ſich losgemacht hat. Wenn man nun vollends ſieht, wie dieſe Uebungen des Aberglaubens bey aller Stierheit des Blicks und aller Rohheit der Begriffe bloß etwas Aeußeres ſind, womit ſich ſo bequem der Schmutz der Sünden abwaſchen läßt, wobey man mit ſeinem Nachbar liebäugeln, und allerley fremde Spiele und Gedanken treiben kann, wenn nur der äußere Takt mit Augen und Händen und Knieen ſeine Begleitung erhält; zu ſehen, daß für 100, 1000, ja 10000 Tage vollkommner Ablaß ertheilt wird, wenn man ſich ferner einige Stunden ſo zerarbeitet hat; und wie dies nicht bloß auf allen Tafeln zu leſen iſt, ſondern in gedruckten Ankündigungen, Zettelchen, Büchelchen, Predigten noch täglich dem Volke vorgekäut wird, das kann einem die Laus über die Leber laufen laſſen. Wundert man ſich dann noch über den plötzlichen Umſturz alles Alten, und ſchreyt: ungeheuer!? das iſt es nicht! ſondern das natürlichſte. Nur durch Fortſchreiten zum Beſſern kann das Gute der alten Religionen und Verfaſſungen erhalten werden. Der Sklave, von ſeinen Ketten

gelöst, ist ein Tyrann, und wer für Religion nur Aberglauben hat, jagt seine Priester aus dem Lande, wenn er plötzlich in Licht alles verwandeln sieht, ohne selbst ins Licht sehen zu können. So ist hier nun alles wieder bey'm Alten, nur die ausgejagten Vögel hat man in ihre Nester nicht wieder einsetzen können, weil sie ohne Futter doch ververhungert wären, und das Singen verlernt hätten.

Wie es nun um die Wissenschaften stehe, und was unter diesen Umständen für sie sich thun lasse, das sieht ein Kind ein. Die gewöhnlichen sogenannten Brodstudien gehen zwar ganz gemächlich ihren alten Weg so hin, und man kann es da immer zu einem hohen Grade von Gelehrsamkeit bringen. Aber alles was ins Gebiet des Unbestimmten und Unerforschten einschlägt, vielleicht sollte ich sagen des Unerforschlichen und Unbestimmbaren, worüber der Mensch doch so gern grübelt und nachdenkt, und worüber er nachdenken soll, alles was die Philosophie mit ihrer Fackel beleuchten soll, hielte man hier so gern unter ewiger Nacht begraben, wenn es sich nur halten lassen wollte. In diesem ewigen Graben und Suchen nach dem Ungewissen und Entfliehenden, daß er was Gewisses finde und hasche, in diesem liegt der schönste Trieb des Menschen, der dem flüchtigen Leben selbst Festigkeit, und dem Festen und Sichern,

deſſen er ſo wenig hat, ſüßeren und daurendern Genuß giebt. Wo man dieſen heilſamen Strom, der die ſtockenden Sümpfe der Menſchheit ableiten ſoll, eindämmt, welche unſägliche Peſt entſpringt da mit der Menge ihrer Uebel, die ſich hinterdrein erſt recht offenbaren? Man ſehe nur den Katalogus der verbotnen Bücher nach, wie er auf jedes Jahr zu einem dicken Bande anſchwillt, und wie die Cenſur oft lächerliche Bocksſtreiche macht, und bloß nach dem Titel ausſtreicht, da mancher gefährliche Wolf ſich doch unter einem frommen Schaafskleide einzuſchleichen weiß. Doch alles dies würde ſo viel nicht ſchaden, wenn nur die menſchliche Zunge ihr heiliges Recht behielte, aber auch die Stimme des Lehrers und des Klugen, oder Thoren wird verſperrt. Und alle dieſe gehören doch nothwendig zur beſten und freyſten Welt, und müſſen im ewigen Kampfe ſeyn, wie die Stürme des Himmels, wenn etwas wachſen und gedeihen ſoll. Dies iſt ſo ſchlimm, daß der Hörer, wie der Lehrer, bloße Nullen ſind, die ſich einander was vorlügen und vorlügen laſſen. Denn da von 1000 Menſchen nicht zwey überein denken, über Eine Sache in allen Rückſichten, woraus man ſie anſehen kann, ſo lügen ja alle Tauſend, wenn ſie dieſe Sache gleich anzuſehen ſich ſtellen, und ſie aus des einen Munde grade ſo klingt, wie ſie der andre in die hohlen Eſelsohren der gähnenden Zuhörer hin-

einechoet, die Eſelsohren werden müſſen, wenn der Geiſt wie ein Eſel ſich mit Folianten beladen, und mit dem bunten Rüſtungen der Autorität behängen läßt, ohne ſie unwillig abzuſchütteln, und lieber Streiche zu dulden, als dieſen ſchimpflichen Schmutz zu tragen. Was ſo eine Eſelträgerey der Wahrheit auf alle Diſciplinen für einen verrätheriſchen Einfluß hat, das weiß ein jeder, der die Welt ein bischen anſieht, oder die Geſchichte, ein langes Regiſter von Sünden und Narrheiten, nur mit flüchtigen Händen vom Staub der Jahre geſäubert hat. Was alſo Philoſophie und Theologie in Wien heißen, das begreift ſich hieraus ſehr leicht. In der Jurisprudenz, wie ſie einmal iſt, kann einer auch ohne alle Philoſophie zum Reichshofrath und Reichskanzler ſich aufſchwingen, und die Mediciner wiſſen ihre Arkana ſchon ſo zu verſtecken, daß ihnen nicht leicht jemand was anhaben kann. Dieſe letzte Wiſſenſchaft wird hier nach dem allgemeinen Geſtändniß der Lernenden am beſten gelehrt, und hat durch die großen Lazarethe und die berühmten Vorſteher derſelben eine praktiſche Beyhülfe, der ſie ſich an wenigen andern Orten rühmen kann. Die ſchönen Wiſſenſchaften hängen mit der Philoſophie am engſten zuſammen, weil ſie nur durch Schwung und Enthuſiasmus des ganzen denkenden und empfindenden Weſens beſtehen. Die beſten Köpfe, die unter Joſeph auflebten, ſind unter

der Erde, und der alte Denis gräbt nun in Manuſkripten und ſchilt als ein frommer Katholik über die heilloſen Zeiten, die er hat erleben müſſen. Auch in den übrigen ſchönen Künſten, in der Bildhauerey und Mahlerey ſoll der alte Eifer ſehr erkalten. Vortrefflich ſind ſonſt die Muſter und die Abgüſſe der Meiſterſtücke des alten Griechenlands, die noch übrig ſind, welche auf der Kunſtakademie in ſchöner Ordnung, dem jungen Künſtler, wie dem Liebhaber, ausgeſtellt ſind, ſo wie er in Belvedere und im lichtenſteiniſchen Pallaſt Nahrung für ſein heiliges Feuer finden kann. Aber es fehlt der waltende Geiſt, der Feuer über die Köpfe, und, daß ichs recht ſage, Brod in die Mäuler gießt; denn wenn die Kunſt nach Brod gehen muß, ſo ſieht es übel aus, und ohne Aufmunterung erliegt endlich die lebendige Kraft.

Die Univerſität ſelbſt iſt ſehr zahlreich und zählt über 4000 Studenten. Die Einrichtung iſt bey weitem anders, als auf den übrigen Univerſitäten Teutſchlands, und die Subordination, nicht bloß bey den Theologen, die gemeiniglich ſchon unter ihren Obern ſtehen, weit größer. Daher kömmt es, daß man die Studenten in Wien nicht bemerkt, wo ſie freylich doch keine der erſten Rollen ſpielen würden, wie in den kleinern Städten Teutſchlands. Sie ſind aber nicht allein unbemerkt, ſondern auch ungeachtet, und das iſt wieder ein ſchlimmeres

Ding, als das Großthun und Bramarbiſiren ihrer Brüder im übrigen Vaterlande. Denn werden dem Jüngling die Flügel lahm geſchlagen, ſo bleiben ſie es gewöhnlich für immer. Es iſt hier noch ſchlimmer, als in Leipzig. Es ſind zwey Univerſitätsgebäude, das alte und das neue nächſt dem Stubenthore bey den Dominikanern. Das neue iſt 1756 von M. Thereſia erbaut, ein ſtattliches Gebäude. Ihre eigne Bibliothek iſt nicht vorzüglich, doch haben ſie die kaiſerliche zu benutzen, die aber doch mehr für die reifen Köpfe, ſo wie für die iſt, die außer den ſchnellern Jahren des Studierens noch Mittel haben, an einem Orte, wie Wien iſt länger auszuhalten.

Das vortreffliche Bibliothekgebäude ward im Anfange dieſes Jahrhunderts unter Karl dem Sechſten von Fiſcher von Erlach erbaut. Es ſtößt hinten an die Burg, und kann, wenn man will zu ihr gerechnet werden. Vorn hat es einen ſchönen freyen Platz, der der Joſephplatz heißt und ſteht den frieſiſchen Pallaſt, einen der neueſten und ſtattlichſten in Wien an. Es iſt ein Hauptgebäude mit zwey Flügeln. Das Hauptgebäude iſt eigentlich die Bibliothek; an den rechten Flügel ſtoßen die ſchöne Reitbahn und der prächtige Redutenſaal am Michaelerplatz, und der linke enthält das ſogenannte phyſikaliſche Kabinett, Inſtrumente und allerley Vorrichtungen der phyſiſchen und, mathe-

mati-

matiſchen Wiſſenſchaften. So ſchön indeſſen dieſer Bau anfangs auch in die Augen fällt, ſo erregt er doch endlich ein Gefühl des Schweren und Unbehülflichen, welches, wie mich dünkt, auch den beſten Werken Fiſchers nicht ganz fehlt. Die Bibliothek iſt in dem Hauptgebäude in einem großen Saal im zweyten Stock, und in mehrern Nebenſälen und Zimmern aufgeſtellt. Sie ſoll jetzt über 200000 Bände an gedruckten Büchern und Manuſkripten enthalten, ungerechnet manches, was hie und da noch ungeordnet und unentſtäubt über einander geworfen liegt. Der große Saal iſt ein herrliches Werk und zwey Stock hoch. Seine ſchöne von Gran gemahlte Decke ruht auf zierlichen Säulen, und die Wände ſind mit weißem Marmor ausgeſetzt. Mehrere Büſten aus dem Alterthum und Köpfe zieren ihn, und wohlgearbeitete Statüen der Habsburge, vom erſten Rudolf bis auf Karl den Sechsten. Schade, daß die Zierrathen und Vergoldungen und andre Schnörkel, wofür Fiſcher nicht kann, den einfachen Eindruck dieſes prächtigen Zimmers zu ſehr ſtören. Von Codices, die zum Theil noch ununterſucht ſind, und von alten Drucken iſt hier eine ſehr ſtattliche Sammlung. Dies gehört aber für den Beſchauer bloß zu den Raritäten. Dahin kann man auch das ſchöne Kunſtwerk des Baierſchen Künſtlers Mösfeld rechnen, der das Kopernikaniſche Syſtem ſehr künſtlich

und ſauber aus Meßing gearbeitet hat. Hier iſt ein eignes großes Zimmer für die ſo hier leſen, nachſchlagen, oder excerpiren wollen, zu welchem Behufe die Bibliothek täglich 8 Stunden Sommer und Winter offen iſt.

Unten am Eingange im linken Seitenflügel iſt das herrliche phyſikaliſche Kabinett, das einen Tag in der Woche für jedermann, der ſich ein Erlaubnißbillet hohlt, offen iſt. Auch das Naturalienkabinett und der Schatz ſind in der [illegible]e. Das erſtere ſoll an Mineralien und Verſteinerungen eines der erſten in Europa ſeyn. Das andre Schöne nicht einmal gerechnet. Man findet hier auch viele Tiſche und andre Arbeiten im florentiniſchen Geſchmacke von zuſammengelegten Steinen und Scagliola, auch kleine Gemählde in Moſaik: eine Büſte Joſephs des Zweyten aus Bley, ſehr ähnlich, aber widerlich, wie alles Bleierne; auch Leopold ſieht man in Lebensgröße in Moſaik, und Laudon und Joſeph in kleinerm Maße. Den Schatz zu beſchreiben muß man einen Schatzgeſchmack haben; das wäre etwas für Weiber. Mich dünkt, ſolche Koſtbarkeiten, Kunſtwerke und Raritäten, wie die ſeinigen, wollen nur geſehen werden, obgleich es ſonſt ein leichtes wäre, von ſeinen Schnurrigkeiten und Seltenheiten mehr als Einen Bogen zu füllen. Das ſchönſte ſind unſtreitig die Gefäße aus koſtba-

ren Steinen und die kleinen Kunſtarbeiten von dem berühmten Donner.

Unter dieſer Rubrik kann auch ſehr gut eine kleine Skizze von Belvedere und der lichtenſteiniſchen Gemähldeſammlung ſtehen, die mir während meines Aufenthalts in Wien ſo manche ſeelige Stunde verſchaft haben, und die unſtreitig von allem, was hier zur lebendigen Erweckung und Förderung der Kunſt iſt, den erſten Rang einnehmen. Man hat von beyden Katalogen, und ich werde den Leſer nicht mit einer tödtenten Aufrechnung aller Stücke martern, ſondern nur von einigem, was ich am lebendigſten durchdrang und ergriff, ein ſchwaches Bild meiner Empfindungen zu geben ſuchen. Man mögte ſo gern, was einem ſelbſt gefiel, im Beſitz der Bewunderung aller ſehen.

Das liebliche Belvedere, eine Ville des groſſen Eugen, liegt auf den Wieden und hat eine weite Ausſicht über die Stadt und die Vorſtädte hinaus. Es iſt leicht und luſtig gebaut, und liegt mitten in einem ſchönen Garten, der freylich etwas zu ſehr franzöſirt iſt. Man hat dieſes Belvedere benutzt, die Gemähldeſammlung des Kaiſers darin aufzuſtellen. Dieſe iſt während des ganzen Sommers und Frühlings drey Tage in der Woche von 9 bis 12 und von 3 bis 6 Uhr jedem offen, und Bediente ſind da, einem unentgeldlich alles zu zeigen. Für junge Künſtler iſt es nicht bloß in

diesen Stunden offen. Man hat von den italischen und niederländischen Gemählden jetzt ein Verzeichniß von Joseph Rosa, das zugleich Nachrichten und Fingerzeige enthält, und 1796 bey Schmidt in Wien herausgekommen ist. Der Garten selbst ist zu allen Tageszeiten offen, wird aber, weil er so entlegen ist, wenig zum Spazieren benutzt.

Aus der lombardischen Schule,

die der Reihe der Säle nach die erste ist, bemerke ich:

Marc Antonio Franceschini. Die Mutterliebe. Ein schönes blühendes Weib hält mit der einen Hand eine große Frucht empor und ruht mit der andern, einen Blick unaussprechlicher Liebe auf ihre Kinder geheftet, deren drey, liebliche Geschöpfe, auf ihren Knieen und in ihrem Schooße ruhen, und sich zur Frucht und zu ihren Kuß anklammern. Alle Figuren sind nackt und über Lebensgröße. Franceschini ist vorzüglich glücklich in unbekleideten Figuren.

Annibale Caracci. Adonis, ein schöner männlicher Jüngling tritt mit seinem Bogen und seinen Jagdhunden aus dem Hain hervor und schaut auf die ruhende Venus, eine üppige, wohllüstige Gestalt, die einen Blick voll Sehnsucht und Liebe auf den geliebten Schäfer wirft. Schalkhaft steht ihr Amor mit einem Pfeil zur Seite und deutet auf ein kleines rothes Fleckchen auf der wogenden Brust, das dieser Pfeil gegraben hat.

Guido Reni. Magdalene vor dem Kruci-fix, eines der holdeſten weiblichen Weſen, die je aus der Idee eines Sterblichen gefloſſen ſind. Welch ein Geiſt, der ſo einen Geiſt empfangen und darſtellen konnte! Alles was Empfindung Süßes, was Liebe Holdes, was Anmuth und Weiblichkeit Unnennbares hat, iſt in dieſer Geſtalt vereinigt, und das Ganze mit einer ſtillen Ruhe und ſüßen Schwermuth überſchattet, die dies Bild mit un-auslöſchlichen Zügen ins Herz brennt. Ein bloßes Bruſtſtück.

Guido Reni. Die Reinigung im Tempel, wieder ein gar ſüßes Stück. Die Jungfrau kniet am Altar, in ihre eigne Huld und Sittſamkeit verſenkt, gar ein wunderliebliches und freundliches Weſen, jugendliche Zartheit und Reinheit ath-mend. Der alte Simeon hält mit frommer In-bruſt den jungen Sohn des Himmels dankend und preiſend empor, und mehrere heilige Perſonen ſte-hen zur Seite. Ein liebliches Bübchen ſpielt mit den weißen Opfertauben, nach denen er ſich in kin-diſcher Unſchuld emporſtreckt. Schon dieſer kindli-che Bube wäre eines Lorbeerkranzes werth; aber wo ſah man eine Weiblichkeit, als in der Mutter Gottes?

Augustin Caracci. Einige Gemählde voll Luſt und Kraft des Pinſels, die die ſüßen Praelu-dia Amoris und einige das Vollbringen ausdrü-

cken in mancherley Stellungen und Gruppen, die an kleinen und groſsen Figuren reich ſind. Die Aengſtlichkeit hieſs ſie mit einer Decke umhängen. So reitzen ſie gewiſs die Neugier eines jeden, dieſe aufziehen zu laſſen, um ſie recht zu beantlitzen. An der andern Seite des Zimmers hängen von demſelben Auguſtin ein Paar ähnliche, auch mit nackten Figuren, und zwar weiblichen, deren einige den fröhlichen, die andern den raſenden Amor darzuſtellen ſchienen.

Amor. So iſt die Aufſchrift dieſes kleinen Guben, der in der Rechten einen Pfeil und in der Linken einen Bogen hält, und Flügel hintenauf trägt. Man will ihn zu der himmliſchen Liebe machen und läſst ihn aus Guido's Schule kommen. Immer iſt es ein feiner, lieblicher Knabe, aber als himmliſcher Amor müſste er anders ausſehen, und hätte ihn Guido, oder ſeine Schüler auch ſicher anders gemahlt. Warum ſoll er nicht einer der vielen irdiſchen ſeyn? nicht grade den Erzſchelm meine ich, ſondern einen der leidlichen, die es mit Göttern und Menſchen nicht gar zu arg machen.

Anton Correggio. Jo ſitzt auf einem Roſenhügel voll ſüſser Wohlluſt und läſst ſich von einer Wolke umfangen, indem ſie ihre trunknen Blicke aufwärts richtet. Eine herrliche Geſtalt und Stellung.

Correggio. Der bogenſchnitzende Kupido,

den ich für den Preis der ganzen Sammlung erklären mögte; wenigſtens nähme ich ihn, wenn wir die Wahl frey ſtünde. Er ſtemmt ſich mit ſeinem Meſſer auf einen Stock, den er unten auf Folianten geſtellt hat, worauf er ſelbſt ſteht. Ein reizender Knabe, näher dem Jüngling, mit ein Paar Augen, die einen allenthalben wieder finden. Die ganze Geſtalt athmet Grazie und Wohllaut des Daſeyns und Empfindens, und iſt mit einem unausſprechlichen Zauber übergoſſen. Hinter ihm iſt eine kleinere Ausgabe von Amor zu ſehen, ein Erzaushecker aller Schelmerey und Tücke. Er kneipt ein kleines Mädchen, das zu ſchreien ſcheint, und ſein Lächeln drückt Muthwillen und Schelmkniffe unausſprechlich aus. So ein Stück muß den jungen Künſtler den Muth in der Bruſt gewaltig beklemmen.

Ludwig Caracci. Ein ſchönes Gemählde, wenn nicht voll aller der Huld, deren der Gegenſtand fähig war, doch durchaus die ſüßeſte Gewalt der Luſt athmend. Venus liegt auf einer Decke, eine wohllüſtige Figur, in einer fröhlichen Neckerey begriffen. Mit der einen Hand hält ſie nemlich einen Pfeil, mit der andern den Bogen empor, und der kleine Schalk Amor, ſtrebt umſonſt, ſich hinaufzuarbeiten und ſie ihr zu entwinden. Er verräth in ſeiner Miene und Haltung eben ſo viel Unmuth und Aerger, als der lauſchen-

de Satyr, der lachend den Vorhang von hinten wegzieht, Schalkheit und Lüsternheit.

Correggio. Ganymedes, von Jupiters Adler entführt. Sein Hund sieht ihn traurend nach. Es ist die Gestalt eines feinen Knaben, der scheu und leichtschwebend mit dem stolzen scepertragenden König der Vögel emporfliegt. Korreggios Reiz und Leben in der Darstellung leuchtet kräftig aus allen Zügen hervor.

Aus der florentinischen Schule:

Andrea del Sarto. Die Gottesmutter mit ihrem Knaben und dem kleinen Johann. Ein Meisterstück in Rücksicht des Kolorits, wie die Meister sprechen. Die Kinder sind auch recht brav, aber an der Mutter vermißt man das Ideal des Guido und Carlo Dolce, welches Andreas auch selten und in seiner Madonna del Sacco in Florenz nur einmal in vorzüglichem Grade hatte.

Fra Bartolomeo. Mariens Opferung, nicht unwürdig des Mannes, den zu studieren und im Kolorit zu bewundern, Raphael nach Florenz ging.

Alleffandro Allori. Christus mit Maria und Martha. Wenn dieser Mahler gleich oft in der Komposition fehlt und im Kolorit keiner der ersten ist, so verstand er es doch, den Geist auszudrücken. Jesus sitzt in stiller Größe da, Martha steht mit Trinkgefäßen, und Maria ruht zu seinen

Füßen, ein Salbengefäß neben ſich habend und auf ein Buch geſtützt, indem ſie ihr ſchönes Haupt voll Inbrunſt forſchend und bittend zu ihm wendet. Ein Paar ſchöne ſchlanke Geſtalten. Eine ſchöne Bayerin die ich in Straubingen ſah, iſt das lebendige Bild Mariens.

Carlo Dolce. Zwey kleine Madonnenköpfe in all' ſeiner gewöhnlichen Milde und Lieblichkeit, mit der ſtillen Wehmuth der Betrachtung übergoſſen. Dies iſt ſein Feld. Sein Chriſtus, der das Kreuz trägt, iſt nur das ſtille Bild der Unſchuld, nicht das ſtarke Symbol der Manneskraft.

Horatio Gentileschi. Die Reiſe nach Aegypten, eine Scene unterwegs. Joſeph liegt und ſchläft. Maria ſitzt und reicht ihrem holden Säugling die Bruſt. Ein gar ſanftes Stück. Die ſtille Zärtlichkeit der Mutter, die auf ihr Kind blickt, und das kindliche Wohlgefallen des Knaben, beſonders der Ausdruck ſeiner kleinen Augen, ſind unübertrefflich und der ſchönſten Natur abgeſtohlen.

Horatio Gentileschi. Eine ruhende Magdalena, meine Lieblingin, die ich oft ſtundenlang mit Sehnſucht angeſchaut habe, und die an Ausdruck und lebendiger Empfindung das Meiſte in dieſer Sammlung übertrifft. Sie hat nicht die ſüße Ruhe und ſtille Sehnſucht der Guidoſchen Maria vor dem Kreuzbilde, ſondern ihre Stirn

umwölkt ein leiser Zug tieferer Trauer, aber die süßeste Schwermuth, die trunkenste Schwärmerey eines holden weiblichen Gesichtes ist lebendig darauf ausgedrückt. Man mögte sagen, sie wolle ganz mit dem Himmel in Eins zerfließen, nach welchem sie so brünstige und heiße Blicke sendet.

Andrea del Sarto. Mehrere schöne Stücke dieses großen Künstlers, dem nur oft Kraft fehlt, um einer der vollendetsten zu seyn.

Carlo Dolce. Maria und ihr Bübchen. Ein sehr süßes Gemählde in seiner zarten und weichen Manier.

Aus der römischen Schule:

Einige vortreffliche Stücke des unsterblichen Mengs. Der Apostel Petrus sitzt auf einem Stuhle und deutet mit der einen Hand gen Himmel, indem er mit der andern ein Buch und seine furchtbaren Kommandoschlüssel hält. Eine Feuersflamme geht aus seinem Haupte, und eine mächtigere des Geistes aus seinem Gesichte und aus der ganzen Stellung und Gebehrdung seines Körpers, die äußerst ausdrucksvoll sind. Der Engel erscheint Joseph im Traum und heißt ihn nach Aegypten fliehen. Ein schöner Engelskopf. Mutter und Kind und zwey Engel ihnen zur Seiten. Auch diese Engel mögte man Raphaelisch nennen, aber der vorige behält den Preis. Mutter und

Kind ſind idealiſirt und voll Unſchuld und jener Stille und Mäßigung, die den Genius ſpricht.

Nicolas Pouſſin. Salomos Urtheil in kleinen Figuren, ein treffliches Gemählde an Zeichnung, Kolorit und Karakter. Welch ein Ausdruck in der Mutter, der man ihren Liebling zerhauen will! Es iſt reich an Köpfen; denn im Hintergrunde ſitzt der König noch, von einer Menge von Hofleuten umgeben.

Giulio Romano. Maria und Sankt Anna mit einer heiligen Jungfrau und dem kleinen Johann. Anna ſtreckt ihre Arme nach dem Kinde aus, das ihr Maria hinreicht. Schöne, freundliche Geſtalten. Es ſoll Kopie nach Raphael ſeyn.

Saſſo Ferrato ſ. Joh. Bapt. Salvi. Der ſchlafende Säugling Jeſus auf dem Schooße ſeiner Mutter, ein liebes Gemählde. Das Ideal dieſes holden Weibes iſt unnachahmlich ſchön. So eine Demuth und Milde, mit Geiſt gemiſcht, wo findet man ſie wieder? Man vergißt ſelbſt Carlo Dolce darüber, wenn der gleich einen größern Schmelz des Pinſels hat.

Raphael. Sankt Margaretha tritt den häßlichen Wurm, den Drachen, nieder.

Raphael. Eine heilige Familie. Maria mit ihrem Knaben, den ſie dem kleinen Johann hinhält. Dieſer bringt ihm Früchte, und Joſeph ſteht hinter ihm, und ſcheint ihn hinanheben zu wollen.

Die Mutter iſt ein feines Weib voll unſchuldiger Grazie. Guidos und Titians Kinder mögten wohl ſchöner ſeyn.

Raphael. Die Mutter Jeſu mit ihrem Kinde und Johann, der ein kleines Kreuz aus Rohr hält. Dieſes Gemählde trägt noch das Steife ſeines Lehrers Pietro Perugino. Es ſoll in ſeinem 23. Jahre ſchon von ihm gemahlt ſeyn.

Einige ſchöne Stücke von Michel Angelo di Caravuggio, Salvator Roſa und Jakob Courtois, Bourgignon.

Die venetianiſche Schule

iſt auſſerordentlich reich; von allen ihren berühmteſten Meiſtern giebt es Proben; vorzüglich ſchöne Porträts von Titian.

Paul Veroneſe. Die Vermählung Katharinens, ein ſehr ſchönes Stück. Die Gottesmutter im Schatten eines Baumes. Ein Engel faßt Katharinen bey der Hand, und das Kindlein ſteckt ihr den Brautring an. Neben ihr knieet die züchtige Agnes.

Titiano. Chriſtus wird dem Volke von dem Landpfleger vorgeſtellt. Ein groſſes Stück, das für eines der Meiſterſtücke des titianiſchen Pinſels gilt. Es giebt freylich keine Ideale, aber ein ſchönes Kolorit, eine herrliche Kompoſition der vielen Figuren, die in mancherley Stellungen, Handlungen und Gebehrden ſich zeigen. Unter dieſen ſind viele

Porträts; ſo hat Titian ſich ſelbſt, den Pordenone, Karl den Fünften und Solyman den Großen dargeſtellt.

Titian. Maria mit dem Kinde, das vor ihr auf dem Tiſche ſteht, unnachahmlich ſchön gemahlt, wenn die Mutter gleich nicht Guidoiſch noch Dolciſch iſt. Titian iſt überall wegen ſeiner ſchönen Kinder berühmt.

Titian. Maria, Joſeph, Joachim und die beyden heiligen Kinder, von denen der älteſte dem andern Erdbeeren reicht. Ein herrliches Stück; die Kinder mögte man den Triumph der Kunſt nennen.

Titian. Danae, auf ihrem Polſter hingeſtreckt. Der goldne Regen ſtrömt herab und wird von einer Alten in ein Becken aufgefangen. Ein ſchönes wohllüſtig ruhendes Weib, deren ganzes Weſen Fülle und deren Blick eine ſeelige Trunkenheit ſpricht. Der Zauber des titianiſchen Pinſels offenbart ſich vorzüglich in dieſem Stücke. Die Wiener vergleichen es ſo gern mit ſeiner Venus in der Tribune zu Florenz; aber dieſe Danae hat keine Idee davon, und wenn jene zwiſchen der Venus Pandemos und Urania in der Mitte ſteht, ſo fällt dieſe durchaus mit der erſten zuſammen.

Giorgione. Dieſer große Meiſter der Kraft und des Kolorits hat hier mehrere vorzügliche Arbeiten aufgeſtellt. Sein ſchönſtes mögte ich zwey

Soldaten nennen, deren einer den andern von hinten anfällt, und ihn ſcheint niederbohren zu wollen.

Außer den nach den Schulen geordneten Gemählden giebt es noch ein letztes 7tes Zimmer, wo Stücke aus mehreren Schulen und auch ſolche, die man nicht zu klaſſificiren wußte, unter einander hängen.

Die Niederländer

Sind in den Zimmern links vom Eingange in den großen Saal. Es iſt einem unmöglich, die meiſten Gemählde dieſer Schule, ſo ſchön und vollendet auch manches daran ſeyn mag, mit Wohlgefallen zu betrachten, wenn man einige Stunden zur rechten Hand unter den Italiänern verweilt hat. Sie haben allerdings auch große Meiſter, wie Rubens, Rembrandt, van Dyk, aber ſelbſt bey den beſten, ſogar bey van Dyk, vermiſt man die italiäniſche Zartheit und Grazie der Körper und Leidenſchaften. Sie faſſen meiſt nur die gröbern und ſtärkeren Züge der Leidenſchaften, die freylich außerordentlichen Effekt machen, aber nicht die Stille und Mäßigung haben, noch ſie geben können, wodurch die Kunſt auf das Gefühl des Guten und Schönen vormals ſolche Wunder gethan haben ſoll, und, wie man behauptet, noch zuweilen thut. So wie es einem bey vielen der Venetianer auffällt, daß ſie nicht die alles gewinnende

und feſſelnde Grazie haben, die aus den Idealen der Römer und Lombarden dem Auge ſogleich entgegen ſpringen und es feſt auf ſich heften, kann man es ſich hier gar nicht ableugnen, daß die meiſten hiſtoriſchen Gegenſtände, oder die auf irgend eine Weiſe höhere Kraft und Lieblichkeit athmen ſollen, als die traurige Wirklichkeit zeigt, gewöhnlich verfehlt und zur gemeinen Natur herabgewürdigt ſind. Das widerliche Gefühl, das ſich dabey aufdringt, wenn man überall dabey fühlt, kann durch kein Kolorit und keine Macht des Pinſels wieder gut gemacht werden. Man ſieht meiſtens bloß niederländiſche Natur. Aber bleiben ſie bloß bey dieſer niederländiſchen Natur, bey ihren Sitten und Lebensweiſen, wollen ſie nicht mehr, als dieſe, ſchildern, ſo ſind ſie meiſterhaft, und drücken ihre lebendigen Originale treffend und mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit aus. Freylich wird ein Teniers und Mieris, ſo trefflich ſie auch in ihrer Gattung ſind, ſich nicht mit einem hiſtoriſchen Mahler meſſen wollen. Auch dieſe Darſtellungen ſind gut. In Landſchaften, Thier- Jagd- Blumen- und Seeſtücken haben die Niederländer außerordentlich viel geleiſtet; und darin geſteht man ihnen mit Freuden ihren Vorrang zu. Auch mit niederländiſchen und einigen teutſchen Gemählden ſind 7 Zimmer angefüllt, und zwey kleine Kabinette mit lauter kleinen Duodezſtücken,

faſt alle in der ächt holländiſchen Manier. Das dritte, vierte und ſechſte Zimmer ſind reich an herrlichen Rubens und van Dyk, zum Theil aus niederländiſchen Kirchen und Klöſtern genommen. Joſeph hätte wohl gethan es mit allen ſo zu machen, die im jetzigen Kriege den Louvre in Paris haben beziehen müſſen.

Van Dyk. Simſon und die Philiſter. Die Köpfe ſind alle Porträts und voll individuellen Ausdrucks. Simſon iſt hier faſt zu paſſiv von Anſehen, und Delila eine wohlbeleibte Hure.

Van Dyk. Die heilige Roſalia kniet vor der Madonna und dem Kinde, das ihr ein Kreuz reicht. Apoſtel ſtehn zur Seite des Thrones und ein Engel mit Roſen. Der Engel und Roſalia ſind edle Geſtalten, beſonders die irdiſche. Zu einer ſolchen Heiligen mögte ein Ketzer auch wohl mal einige Stufen hinauf und herabrutſchen.

Van Dyk. Sankt Herrmann, Prämonſtratenſer, empfängt von der heiligen Mutter einen Ring, ein Engel ſteht bey ihr, und ein rüſtiger Jüngling, van Dyk ſelbſt, ſteht von hinten her zu. Auch wenn man mich nicht mit der Naſe darauf geſtoßen hätte, würde dieſes Gemählde ſich ſogleich als das erſte der Vandykiſchen angekündigt haben. Es iſt wirklich ein wunderbares Gefühl, das einen unwillkührlich ergreift bey all dem Vortrefflichen. Welch ein Karakter erhabner Menſchheit in dem

Heiligen!

Heiligen! und wie himmliſch iſt Mutter und Engel! Dieß Gemählde ſoll Rubens faſt eiferſüchtig auf ſeinen großen Schüler gemacht haben.

Rubens iſt vielleicht nirgends ſo, als in Wien, in allen Gattungen zu ſehen, worin er immer das Große und Originelle ſeines Geiſtes darlegt, wenn er gleich ſelten die zartere Grazie im Fliehen erhaſcht.

Ignaz von Loyola heilt die Beſeſſenen und ſegnet die Kranken. Sowohl der Prieſter, als die Raſenden, haben einen gewaltigen Ausdruck. Man möchte ſagen, er ſey zu ſtark. Denn nie hat Verrücktheit und Wuth raſender und treffender dargeſtellt werden können. In jedem Zuge entdeckt ſich ein Rieſengeiſt, der die Dinge bey ihren erſten und letzten Enden zu faſſen weiß. Auch ſonſt rechnet man dieß große Gemählde wegen der Gruppirung und des Kolorits zu ſeinen beſten Arbeiten. Seine Körper ſind hier, wie faſt überall, rieſenmäßig und koloſſaliſch.

Xaver predigt und erweckt einen Todten. Eine Menge Zuſchauer. Die Religion ſchwebt hoch oben. Wieder ein hoher Ausdruck der Leidenſchaften auf den Geſichtern der erſtaunten Menge. Da iſt Rubens in ſeiner ganzen Glorie.

St. Ambroſius mit ſeinen Pfaffen vor dem Dom verſetzt dem Kaiſer Theodoſius wegen des theſſaloniſchen Blutbades den Eingang in die Kir-

che. In diesem Heiligen ist ein grober majestäti-scher Karakter und das Kolorit trefflich. Viele erklären dieses Gemählde für das schönste in diesen reichen Zimmern.

Eine fröhliche Gartengesellschaft, worin Rubens mit seinem Weibe und seinen Freun-den sich umtummelt, und wobey es Amorn und Genien giebt.

Das Venusfest, ein grosses Figuren- und Lebenreiches Gemählde, das zu den schönsten seiner Hand gehört. Der Tempel der Göttin steht hoch am Hügel und ihre Bildsäule in Idaliums Hain, welcher Bacchanten in muntern Reigen zueilen. Kleine flatternde Genien hängen Blumen auf und Früchte oben in den Zweigen. Amoretten schlin-gen einen Ring um die Säule, und Weihrauch wir-belt vom Altar, von einer frommen Priesterin an-gezündet. Faunen und Satyrn mit ihren Nym-phen machen im Vordergrunde lüsterne Gruppen, und Amor tändelt mit einem kleinen Mägdlein im Grünen. Es ist die freundliche Stunde des sinken-den Tages und das Abendroth schimmert durch die Bäume. Das Ganze athmet Freude und Liebe, und hat eine unübertreffliche Lebendigkeit des Pinsels.

. . . . . .

Angelika Kaufmann. Thusnelda bringt dem Römersieger Hermann knieend einen Lorbeer-kranz. Andre Jungfrauen und andre Kränze. Krie-

ger ſtehen im Hintergrunde, und ein Greis hebt ſeine Hände zu den Göttern empor.

A. Kaufmann. Aencas, über Pallas in traurender Stellung gebeugt, will den Helden mit einem Gewande bedecken, der in einem Roſenkorbe liegt. Traurende Frauen weinen um ihn. Mir haben Angelikas Stücke in Kupferſtichen beſſer gefallen. So lebhaft auch das Kolorit iſt und ſo edel zum Theil die Ideen ſind, ſo vermißt man doch das richtige Verhältniß und die anatomiſche Richtigkeit der Zeichnung. Man möchte ſagen, man ſehe es den Figuren an, daß ein ſanftes Weib ſie gemacht habe, ſo weich, ſo weiblich und ungezeichnet von Muskeln und Nerven ſind die ſchlanken und überſchlanken Körper.

Der Saal am Eingange.

Dieſer enthält mehrere Portraits des habsburgiſchen und lothringiſchen Hauſes. Hier ſitzen wegen der Helle und Geräumigkeit gewöhnlich junge Künſtler, welche zeichnen und mahlen, und die Bedienten ſtehen und gehen von hier, als ihrer Hauptwache, durch alle Säle. An Portraits ſind hier:

1) Karl der 6te und ſeine Familie von Solimena gemahlt.
2) Joſeph der 2te neben ihm über dem Kamine, von dem Wiener Anton von Maron.

3) Erzherzog Leopold Wilhelm, den man als den Stifter dieser Sammlung ansehen kann, geharnischt und zu Pferde, von Johann von der Höcke.

4) Maria Theresia über dem andern Kamin, auch von Anton von Maron.

Noch ist im zweyten Geschoß eine treffliche Sammlung, vorzüglich alter niederländischer und deutscher Gemählde, von Dürer, Kranach, Sandrart, von Eyk und andern, die ohne Ordnung zum Theil aufgehängt sind, zum Theil umherstehen und liegen, und, die geordnet, eine Sammlung machen würden, die sich der unteren nicht zu schämen hätte. Auch neuere Gemählde aus allen Schulen, so wie ältere italiänische, sind noch da, die nur die Einrichtung ihres Lokale und den Zuschuß einiger tausend Gulden erwarten, um die gehörige Verzierung und Einfassung zu erhalten. Jetzt ist freylich die Zeit des Eisens hier, und an dergleichen nicht zu denken.

Die Lichtensteinische Sammlung.

Diese schöne Gemählde-sammlung, die in mancher Rücksicht selbst vor der kaiserlichen im Belvedere Vorzüge hat, befindet sich in dem lichtensteinischen Pallast bey den Schotten und der Böhmisch-ungrischen Kanzley. Sie ist vorzüglich von dem wackern Fürsten Wenzel gestiftet, und alle Tage

mit öſterreichiſcher Humanität, den Künſtlern, die dort arbeiten, wie den Liebhabern, die ſchauen wollen, offen. Die Gemählde ſind im dritten Stock in 12 ſchönen Sälen aufgeſtellt, denen es weder an fürſtlicher Pracht, noch an himmliſchen Lichte fehlt. Ich erwähne aus dem Reichthum nur einiges Weniges, und fange hinten mit dem groſſen Saale an, der auf die Gaſſe ſieht.

Marc Antonio Franceschini. Von dieſem wackern Künſtler ſind hier mehrere Scenen aus der Geſchichte Dianens gemahlt, und einige der Cypris und des Adonis. Seine Hauptſtärke beſteht in der Darſtellung nackter Körper. Weil aber der alten Fürſtin Wittwe, der Mutter des jetzigen Beſitzers, hierin vieles anſtößig war, ſo hat ſie im frommen Eifer viele ſeiner Körper ganz, oder zum Theil begewändern laſſen, wodurch die Gemählde oft ihren meiſten Werth verloren haben.

Guido Reni. Die Anbetung, voll Kraft und Grazie des Pinſels. Es iſt eine Wahrheit und ein Leben in den Köpfen, und eine Sanftheit und Grazie in der heiligen Mutter und dem Himmelskinde, daß man ſich daran gar nicht ſättigen kann. Auch wegen des Kolorits und der Zeichnung pries es der groſſe Bildhauer Canova, der eben die Runde hier machte, als mein glücklicher Stern mich hieher führte.

Correggio. Venus und Amor. Es iſt nicht

Urania, nicht Anadyomene, ſondern die ſchalkhafte, die mit ihrem Bübchen herumſchäkert, und mit Sperlingen und Tauben tändelt, die reizende und ſchelmiſche Göttin der Huld und Anmuth, deren Stirn nie ein Wölkchen trübt, deren Auge nie eine Thräne benetzt, deren Wangen nie ein Aerger gebleicht hat. Ihr Auge flammt ſchalkhaft und ſiegreich umher, von welcher Seite man ſie auch ſehe, und eben ſo ſteht der kleine loſe Schelm mit dem Bogen neben ihr. In welche Glut tauchte der Mahler ſeinen Pinſel, um ihr dieß überirdiſche Feuer einzuhauchen, dieſe ewige Jugend und Freudenfülle, die ſich in keiner Erdentochter offenbaren konnte?

Luca Giordano. Dieſer Neapolitaner gefällt ſich oft in ähnlichen Gegenſtänden, als ſein Namensgenoſſe, der Niederländer Jordäns, in Bachanalien und wilden Gelagen, ohne doch leicht in die ekelhafte Gemeinheit auszuarten, worin ſich die Niederländer ſo oft behagen. In dieſer Gattung ſieht man in dieſer Sammlung mehrere Stücke von ihm.

Carlo Maratti, ein Zögling der römiſchen Schule, die ſich auf ihn immer etwas zu gute thun kann. Eine Bathſeba, eben aus dem Bade geſtiegen, wie ſie ihre ſchönen ſchwarzen Haare kämmt, welche die Schultern hinabrollen. Der ganze Körper hat viel Grazie, und Auge und Mund,

Anmuth und Ueberredung. Vor ihr ſtehen Dienerinnen, die das Gewand bereiten, und weit oben auf ſeinem Söller, der gefährliche Sultan David.

Guido Reni. Die ſchlafende Venus. Dieſes Gemählde gehört wieder zu den großen und iſt eines der ſchönſten der ganzen Sammlung. Welch' eine Geſtalt iſt dieß nachte Weib! welche ſtille Ruhe und Größe ſpricht aus allen Zügen, und welche ſüße Begierde und Wohlluſt weht ſelbſt um die ſchlummernde her!

Turchi. Drey ſchalkhafte braune Mädchen. Ich denke, es ſollen die Grazien ſeyn. Immer ſind es hübſche Dingerchen, wenn ſie gleich die Idee dieſer Huldinnen nicht erfüllen. Ihr Karakter iſt Muthwille und Schelmerey. In eben dieſem Karakter ſind auch ſeine Venus und Amor, die freylich nichts Ueberirdiſches und Göttliches, aber doch viel Liebliches und Reizendes an ſich tragen.

Raphael. Eine heilige Familie. Das Weib iſt bewundernswürdig. Eine himmliſche Anmuth und ruhige Größe ſpricht einem aus allen Zügen an. Man fühlt und ſieht es, daß keine Erdgebohrne ſo erſcheinen kann; daß dieſe Geſtalt aus den höhern Regionen des Lichts und der Schönheit zu uns herabgekommen iſt, um uns eine Idee von einer beſſern Welt zu geben. Hier ſchämt man ſich des Ausdrucks Mutter Gottes kaum. Das

Göttliche kann wohl einen Gott gebähren; auch ſind die Kinder werth von ihr gebohren zu ſeyn.

Franceschini. Diana und Endymion, gehört zu den ſchönſten Werken Franceſchinis, obgleich auch es durch die Bekleidung einiger Theile verloren hat. Er liegt ein reizender Jüngling da und ſcheint ſüß zu ſchwärmen, oder zu träumen. Die Nymphen ſtehen lauſchend umher, und freundlich, wie Luna, ſchwebt Diana über ihm, und haucht ſchon mit lüſternen Lippen an ſeinen wollüſtig geſchloßnen Mund.

Nolens volensque, eine ſchöne weibliche Geſtalt, die ſich ſchwach zu ſträuben ſcheint, einen flammenden Blick auf ihren ſchönen Räuber geheftet, der über ihr ſtehend den letzten Theil der Decke, worauf ſie ruht, ihr zu entreiſſen droht. Lebendiges Kolorit, Ungezwungenheit der Stellungen, Liebe und Luſt aus allen Zügen ſchimmernd. Eine ſchöne kraftvolle Mannsgeſtalt und ein zartes Weib, dem ein andrer wohl die Decke abzuziehen für eine der erlaßlichen Sünden hielte.

Guido. Eins der erſten Stücke dieſes himmliſchen Genius; dafür erklärte es der berühmte Venetianer. Sehen Sie, rief er, die Zeichnung, die Ungezwungenheit der Stellungen, die Natürlichkeit der Gewänder und das Kolorit, worauf man freylich bey ſo einen Mahler zu merken vergißt. Wer hat feurige und trunkene Andacht, wer

Feuereifer und Kraft in einen Alten je beſſer ausgedrückt. Der ganze Körper endlich, alle Züge und Muskeln ſcheinen der Natur abgeſtohlen, und der Engel kann er an Leichtigkeit und Lüftigkeit der ſchwebenden Stellung, kam er an himmliſcher Grazie, an Ausdruck von Seligkeit und Begeiſterung der ganzen Geſtalt übertroffen werden? — Das Gemählde iſt nemlich St. Hieronymus, wie er ein offnes Buch vor ſich liegen hat, und brünſtig mit gefalteten Händen gen Himmel ſchaut; hinter ihm ſchwebt ein Engel, der ſeelig ihn zu begeiſtern, oder zu belauſchen ſcheint.

Antinous. Ein Abguß in brauner Bronze dieſer berühmten Statue, die einmal im Beſitz der Lichtenſteiniſchen Familie war, und jetzt in Potsdam iſt.

Nicolas Pouſſin. Noahs Opfer, ein ſehr ſchönes Gemählde. Viel Adel und Kraft in den Köpfen, eine ſchöne Zeichnung und Kolorit, und eine meiſterhafte Stellung der einzelnen Figuren, alles mit ächt römiſcher Mäßigkeit und Nüchternheit.

Nicolas Pouſſin. Vier Kinder. Wenn man mir zwiſchen dieſen beyden ſchönen Gemählden die Wahl ließe, ſo griffe ich doch nach dieſem, ſo eine holde und ungezwungene Natur lächelt einem aus den zarten Weſen an, die hier noch unentwickelt im reinen Gefühle der Unſchuld und Unbe-

fangenheit spielen. Poussin ist nächst Titian unter den Heroen der neuern Kunst wegen seiner schönen Kinder berühmt.

Leonardo da Vinci. Christus, sein Kreuz tragend. Man hält diesen Kopf für eines der Hauptstücke der Sammlung, so vorzüglich ist er durch den Glanz der Mahlerey, und durch die stille Größe und Majestät der Geduld und des Vertrauens, die lebendig aus allen seinen Zügen hervorspringt, und den Zuschauer mit Ehrfurcht und Erstaunen für zwey große Geister erfüllt, für den des Darstellers und den des Dargestellten.

Battoni. Herkules auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Laster, ein Stück voll Kraft und Ausdruck. Das Laster sollte aber etwas schöner seyn, um ihm die Wahl schwer zu machen.

Carlo Dolce. Eine wunderschöne Madonna von diesem lieblichen Konterfeyer der Mutter Gottes, deren zarte Züge er mit einer Weichheit und Sanftheit der Empfindung, und mit einer Süßigkeit der Freude und des Lebens ausgestattet hat, die unwiderstehlich den Blick hinreißen und die Seele bezaubern. Er hat vielleicht nicht das Hohe des Ideals eines Guido und Raphael, aber an stiller Demuth, an zartem Gehorsam und Ergebung der Weiblichkeit übertrifft er alle.

Robusti s. Tintoretto. Eine kraftvolle männliche Figur, die einen Fallenden herunter ge-

worfen zu haben ſcheint, zieht eine ſchöne weibliche an dem weichenden Gewande empor. Sie ſcheint ſich gern ziehen zu laſſen, und legt mit lüſtern ihm zugewandten Auge die eine Hand auf die Schulter des Geſtemmten.

Guido Reni. Noch eine ſchöne Magdalena und ein Kind, zwey liebliche Stücke, beſonders das Kind.

Pouſſin. Eine Madonna mit Engeln, eine Scene aus der Flucht nach Aegypten, und die Heilung des Ausſätzigen.

Rembrandt. Eine heilige Familie, ein Stück, das wunderbar intereſſirt, wegen der ſchönen Zeichnung und der Wahrheit in allen Zügen der Mutter und der Kinder. Ich konnte mein Geſicht nicht davon wenden, obgleich ſie alle gar keine himmliſch ſchöne und idealiſche Weſen ſind. Die Kindlichkeit und das frohe Lebensgefühl der Kinder und die Wonne der mütterlichen Liebe, die gleichſam in ſich ſelbſt ſtill betrachtend verſinkt, reißt unwiderſtehlich hin.

Seit dem ſechſten Zimmer folgen Niederländer, von denen gilt, was ich eben bey Gelegenheit des Belvedere geſagt habe. Man findet vortreffliche Rubens, Vandyks, Crayers, Rembrandts und Vanderwerfs, ſo wie Jagd- und Thierſtücke von Snayers, Bachanalien von Jordaens; und andre herr-

liche Sachen von Wouvermann, Huysum, Teniers ꝛc.

Rubens. Er selbst mit seinen drey Frauen, die er mit dichterischer Licenz sich hier zugleich angetraut hat. Ein treffliches Stück in Kolorit und Lebendigkeit. Immer aber hätte er seine drey theuren Ehehälften, ohne ihnen die Aehnlichkeit zu nehmen, ein wenig idealisiren können. Es sind feiste, flamländische Schönen, und um so eher kann man sie als wahre Porträts ansehen. Ein großes Gemählde, etwas über Lebensgröße.

Brockhorst Vier schöne üppige Weiber, von denen die eine im Vorgrund ruhende die personificirte Wohllust heißen könnte. Die schönste und wirklich unsinnische Figur ist die, welche leichtschwebend, mit einem Angesichte voll Lust und Leben das Tympanum schlägt, und dazu tanzt. Vielleicht sollen es Venus und die Grazien seyn; ist dies, so hätte er etwas höher fliegen sollen.

Hoeck. Der Kindermord. Es ist ein starker Ausdruck, aber ein gräßlicher, der Wuth und des Entsetzens in dieser Arbeit, und eine bewundernswürdige Wirkung des Kolorits. Aber wie kann ein Mahler darauf verfallen, so etwas darstellen zu wollen? Mich dünkt immer, solche Gräßlichkeiten muß der Dichter schon sehr fein und behutsam schildern, der doch nur dem geistigen Auge schildert; wie vielmehr muß es der Mahler.

Rubens. Die Himmelfahrt. Hier bewundert man den Rieſengeiſt des großen Künſtlers, und ſeine Kraft der Karaktere und des Kolorits. Welch ein Leben, welch ein lebendiger Ausdruck der Verwunderung und des Erſtaunens mahlt ſich auf allen Geſichtern! welche bewundernswürdige Mannigfaltigkeit der Stellungen und Leidenſchaften, und welche weiſe Haltung des Ganzen zu Einem großen Eindruck! Einige ſind halb zur Erde gebeugt vom heiligen Entſetzen, andre ſehen verwundernd dem Schwebenden nach. Es iſt zugleich ein Porträtſtück, denn der Mahler ſelbſt hat ſich vorne, und ſeine letzte blonde und runde Schöne zur einen Seite angebracht. Ein großes Stück über Lebensmaaß.

Rubens. Die Grablegung, das wegen der Sanftheit und Stille des Schmerzes und der Ruhe, die gleichſam über alles ausgehaucht iſt, unſre Aufmerkſamkeit, und wegen der Größe der Karaktere unſre Bewunderung verdient.

Van Dyk. Die Grablegung, in einem großen Stil, vortrefflich kolorirt und gezeichnet, rechnet man mit zu den beſten Arbeiten dieſes großen Mannes.

Rubens. Zwey herrliche Köpfe voll Geniuskraft und Prometheusfeuer, ſo ſcheinen ſie fortzueilen. Ein Studium für junge Künſtler, die frey-

lich ohne innern Schwung die Seele und die Nerven des Aufflugs nicht so haschen werden.

Van Dyk. Porträt einer Fürstin von Taris. Ein bewundernswürdig schönes Weib. Man könnte es wohl ein Porträt der Cypris nennen. Es gilt hoch unter den Jüngern der göttlichen Kunst.

Crayer und Reynolds. Porträts dieser Meister.

Rubens. Sieben Darstellungen aus dem Leben des großen Decius Mus, von dem Anlegen des Kriegskleides, bis bis zum Wegtragen der traurigen Aschenreste in der Urne. Er zeigt sich hier wieder in der Größe und dem Ungeheuren seines Riesengeistes, der doch die Natur und das Leben so fest hält, daß man zittert, ihm aus Schwäche zuweilen Unrecht zu thun.

Den Stifter dieser Sammlung, den alten wackern Fürsten Wenzel Lichtenstein, den Rath und Freund Marien Thereſiens kann man im sechsten oder siebenten Zimmer als Brustſtück in Mosaik sehen.

Vergnügungen.

Hiemit ist vielleicht keine Stadt so reichlich versorgt, als Wien, und keine benutzt sie besser. Im Sommer sind täglich Spazierfahrten nach Schönbrunn, Laxenburg, Mariahitzing, Dornbach, dem Brühl, und allen jenen schönen Dörfern und Landhäusern und Schlössern, womit das herrliche

Bergthal umgeben iſt, in welchem die Rieſenſtadt liegt. Näher hat man den Prater und Augarten, deren Luſt ich beſchrieben habe. In der Stadt ſtehen die Kaffe- und Speiſehäuſer aufgethan, und die luſtige Promenade und Abendgeſellſchaft auf der Burgbaſtei, und vier Schauſpielhäuſer und die Oper ſind faſt immer im Gange und reichlich beſucht. Für die Liebhaber giebt es außer den großen Winterkoncerten, eine Menge Privatkoncerte, ſo wie das der Dilettanten im Augarten während des Sommers, wo es nicht ſchwer hält, Eintritt zu bekommen. Der Nachtmuſiken, Akademien, Gaſſationen, Feuerwerke und andrer außerordentlicher Luſtbarkeiten nicht einmal zu gedenken, die auch wohl mal ſo einfallen. So geht es im Frühling und Sommer, und jeder hat allerdings den Willen zu genießen, und die Orte und Arten des Vergnügens, bis auf die ſonntäglichen Tanzplätze in Meidjing und in der Roßau, ſind reichlich beſetzt. Mit dem Winter erhalten nun Schauſpiel und Oper erſt recht ihren Glanz und ihre Zeit. Nun werden auch von Zeit zu Zeit die großen Muſiken aufgeführt, die in Teutſchland nach allgemeinem Urtheile in Wien noch immer einzig ſind. Aber der Gipfel und die Blüthe aller Freuden beginnt mit dem Karneval, wo alles wild und luſtig durch- und unter einander geht. Dann öffnet ſich der prächtige Redutenſaal, dieſer Tummelplatz der

Amoretten, und jeder kann an diesem glänzenden Vergnügen Theil nehmen, der die Ergötzbarkeit und ein anständiges Kleid mitbringt. Ich bin leider so glücklich nicht gewesen, diese Zeit hier zu erleben, die die Wiener ihre goldne nennen, und die bey der Pracht und dem Luxus dieser reichen Stadt es wohl seyn kann. Alle indessen behaupten, daß es dann nur Einen Redutensaal gebe, der werth sey, besucht zu werden.

Die Musik.

Schon bey mehreren Gelegenheiten habe ich es erwähnt, daß das einzige, was der Wiener mit einigem Interesse liebt und übt, und worauf er sich selbst etwas einbildet, die himmlische Tonkunst ist. Der Geschmack ist einmal herrschend, daß jedes junge Mädchen und jeder junge Mann, der auf Erziehung Anspruch machen will, Musik lernen muß. Wenn nun gleich nicht alle Anlage zu dieser Kunst haben, und wenige Meister aus diesen Jüngern hervorgehn, so bekommen doch viele einige Kenntniß und Lust zur Kunst, und die andern thun, als sey es auch mit ihnen so, und das ist schon wirklicher Gewinnst für die Kunst. So können viele junge Künstler hier von Information leben und sich weiter ausbilden. Die zahlreichen Kirchenmusiken, die Orchester bey den Theatern, die Oper, und manche der Grossen unterhalten auch eine große Anzahl, und viele der ersten Männer in

der

der Kompoſition lebten und leben hier, die wieder ihre Schüler und Verehrer nach ſich ziehen. Man braucht nur den einzigen Haydn zu nennen, den Eſterhazyſchen Kapellmeiſter, der tauſend große Namen tief unter ſich ſieht; und außer ihm leben hier ſo viele andre verdiente Männer, Beethoven, Wranitzky, Krommer, Kozeluch. Aber auch die bloße Klaſſe der Dilettanten iſt ſo groß, daß ſie an jedem andern Orte, als Wien, eine Kapelle bilden würde. Dieſe geben gewöhnlich des Sommers wöchentlich einmal in dem großen Saal des Augartens Koncerte; und außerdem ſind im Winter und Sommer ähnliche Koncerte und Akademieen in Privathäuſern. Auf den Theatern werden im Winter die großen Stücke von Haydn, ſeine ſieben Worte und ſeine Schöpfung, und Stücke von andern Meiſtern gegeben; und von den ſämmtlichen Virtuoſen, Komponiſten und Profeſſoren Muſiken zum Beſten der Wittwenkaſſe, die ſie unter ſich errichtet haben, und worin ein jeder mittelſt eines gewiſſen Zuſchuſſes eintreten kann. Ferner giebt es an einzelnen Lieblingstagen, z. B. am St. Annenabend, öffentliche Nachtmuſiken und Gaſſationen, die immer wieder Feuer in die Herzen werfen, wenn ſie anfangen ſollten zu erkalten. Die Orcheſter der Theater und Oper haben doch auch ganz geſchickte Direktoren, welche wieder junge Genies ausbilden helfen: und endlich die allgemeine Stimme des

Publikums, die ſich für dieſe Kunſt erklärt, wie ſollte ſie nicht mehr thun, als alles Uebrige, ſie, die eigentlich die lebendigſte und wirkſamſte Pflegerin alles Guten und Schönen iſt, wenn es einen rechten Schwung bekommen ſoll. So iſt es denn Wahrheit, daß Muſik hier das einzige iſt, was recht kultivirt und verſtanden wird, und was man an keinem Orte Teutſchlands, und jetzt auch Italiens, ſo gut nicht findet. Ich habe es oben ſchon geſagt, in den Muſiken des Augartens muß man die Schönen Wiens ſehen, wenn ſie gefallen ſollen. Da ſieht man Männer und Weiber ganz andere, als ſonſt. Ein ſüßes Gefühl röthet ihre Wangen — wenn ſie nicht ſchon geſchminkt ſind — und funkelt von ihren Augen, und die Männer ſelbſt wandeln lebendiger und geiſtiger einher. O holde Kunſt, wäreſt du, was du ſeyn ſollſt, was könnteſt du nicht aus den Menſchen machen? Ohne dich bleibt er ewig ein Barbar; nur wie deine Sprache ihm vernehmlich wird, nur wie er alles Schöne und Anmuthige des Lebens mit Kraft und Mäßigkeit zu fühlen und zu genieſſen weiß, nur ſo und in dieſem Grade wird er ein Menſch, und kömmt zum vollſten und reinſten Beſitz auch ſeines ſittlichen Vermögens in Eintracht mit dem Sinnlichen.

Als der verſtorbene Fürſt Eſterhazy von Galantha einmal auf den Einfall kam, ſeine ganze Ka-

pelle außer Haydn abzudanken, und dieſer große Künſtler einen Wink davon bekam, ſo heckte er einen feinen Einfall aus. Er machte eine Symphonie, ſehr vollſtändig mit allen Inſtrumenten beſetzt, und hatte ſogleich das ganze Orcheſter in Bewegung, aber er hatte es ſo eingerichtet, daß die Inſtrumente eines nach dem andern ausfielen. Nun ward dieſe, als der Fürſt einer großen Geſellſchaft zu Ehren ſeine Kapelle in Bewegung ſetzen ließ, aufgeführt. Die Spieler waren unterrichtet. So wie ſie ausfielen, löſchten ſie ihr Licht, nahmen ihre Inſtrumente und Muſikalien, und packten ein. Dies ging ſo fort, bis zuletzt nur noch ein Einziger ſpielte, das letzte Licht löſchte und den letzten Stuhl wegſchob. Der Fürſt merkte die Satire, lächelte, und behielt die Kapelle ganz. — Haydn iſt trotz ſeiner 70 Jahre ein muntrer und joviali-ſcher Mann voll Witz und Einfälle. Er iſt ein gebohrner Salzburger, wo ſein Bruder Kapellmeiſter iſt. Gewöhnlich lebt er in Eiſenſtadt in Ungern; wenn er hier iſt, zu Gumpendorf, wo er ſein eignes Haus hat. Als Spieler auf dem Forte Piano iſt er verlegen, und läßt ſich ſelbſt unter Freunden nicht gerne hören.

Mozart war nach der allgemeinen Stimme wohl das größte muſikaliſche Genie des Jahrhunderts; aber ſein ganzes Weſen war auch auf dieſe Eine Kunſt beſchränkt. Von nichts hat er ſonſt

ſprechen mögen, noch können, noch für irgend etwas in der Welt Intereſſe gehabt, als für Muſik. Das Feuer ſeiner heftigen und ungebändigten Leidenſchaften hat ihn früh ausgebrannt; er ſtarb im 36ten Jahre. In Rom hat er das berühmte Oratorium des Pergoleſe, bloß nach dem Gehör, nach Einer Anhörung herausgebracht, dieſes ungeheuer große Werk, was jeder Spieler ſchwören mußte, es nicht zu ſtehlen. Er hat es darauf mit vollſtändiger Muſik aufgeführt; und als alles über Diebſtahl und Verrath ſchrie, erklärte er ihnen zum Erſtaunen den Diebſtahl, und gab ſeine Arbeit zurück. Jetzt iſt wahrſcheinlich dieſes glorreiche Werk Pergoleſes, das man ſonſt nur, wie viele andre alte treffliche Muſiken, in der quondam regina terrarum Roma hören konnte, nach Paris gewandert, wo es vielleicht eben ſo an ſeiner Stelle iſt, wie vieles andre aus Italien Entführte. Der berühmte Kreuzer aus Paris iſt neulich hier geweſen, ausſagend, daß die Franzoſen auch alle alte Muſiken längſt verſtorbener Meiſter, die man ſonſt nur in Italien hören und ſtudieren konnte, zuſammengeſucht und weggeführt haben. Wegen der Muſik alſo darf fürs Erſte wohl keiner zu dem Stiefel der Jungfrau Europa hinabſteigen.

Als Leopold Joſeph einmal beſuchte, wurden die beyden Helden der Kunſt, Mozart und Clementi, die auch als Spieler groß waren, geladen,

und jeder mußte eine eigne Symphonie ſpielen und ſpielte ſie brav. Darauf wurden die Noten gewechſelt. Clementi exekutirte Mozarts Stück wacker. Mozart ſpielte Clementis Stück, das in E geſetzt war, aus H an. Clementi meinte, es ſey ein Misgriff, und zitterte für ihn und für ſein Stück. Aber Mozart ſetzte es ſogleich im Kopfe um und ſpielte es ohne Anſtoß bis zu Ende durch. Da fühlte Clementi ſeinen Sieger und geſtand ihn ein.

Daß Mozart fremdes Verdienſt zu ſchätzen wußte, bezeugt folgende Anekdote, die zu ſchön iſt, als daß ſie nicht wahr ſeyn ſollte. Es ward ein Stück von Haydn aufgeführt, wo mehrere große Künſtler zugegen waren. Ein Neider Haydns macht bey einem Genieſprung, ſich zu Mozart wendend, die Anmerkung: das hätte ich nicht gewagt! Ich auch nicht, ſagt Mozart. Jener denkt nach und iſt über Mozart's Sinn verlegen, rückt wieder zu ihm und frägt: Aber warum hätten Sie es nicht gewagt? „Weil das nur einem Haydn einfallen konnte.“

Theater.

Wie ich eben des Wiener Publikums in Rückſicht der Muſik mit ſo vielem Vergnügen erwähnt habe, ſo ſehe ich mich gezwungen, gleich hier eine Palinodie zu ſingen, und geradezu zu geſtehen, daß ſie wohl den Kaſperl und die Hetze ſeeligen Anden-

kens, aber kein ernſthafteres Spiel des freyen Geſchmacks zu ſchmecken wiſſen. Doch ich will nicht vorgreifen, ſondern ſchildern, wie es iſt.

Das Nationaltheater.

Dieſes ſogenannte teutſche Nationaltheater, oder Hoftheater, wird vom Hofe beſoldet, und ſteht unter der Direktion eines Baron von Braun, vielleicht jetzt auch etwas mit unter dem Einfluß des Theatſtdichters, Herrn von Kotzebue, der freylich eine ſehr misliche Lage in dieſem doppelten Poſten hat, da auch einige der Schauſpieler muthige dramatiſche Dichter ſind. Dieſer Herr von Braun nun, mit Zuziehung der Veteranen und angeſehener Mitglieder der Bühne, engagirt die neuen Mitglieder, die erſt vor dem Publikum einige Proben durchlaufen müſſen, um zu ſehen, wie ſie gefallen. Man pries mir dieſe Geſellſchaft als die erſte in Teutſchland, und als der Berliner in jedem Stücke vorzuziehen. Ich muß aber geſtehen, daß ich von einer ziemlichen Höhe der Erwartung herunter fiel. Es iſt wahr, ich würde ſehr Unrecht haben, nicht zu geſtehen, daß ſie oft vortrefflich ſpielen; aber oft ſind ſie auch unter aller Kritik, und zwar, wenn ſie in Wien am meiſten gefallen. Wenn ſie in ernſthaften Rollen nicht die Sprache würgen, nicht auf Stelzen gehen, wie die Sentenzen, die gleich Schneeflocken aus dem Munde fliegen, nicht in einem Pathos reden, das ſelbſt

der geſpannteſten Empfindung unnatürlich iſt, ſo werden ſich ſchwerlich Hände zum Klatſchen erheben und Lippen, zum Bravo öffnen. Alles, was recht ſein, recht leicht und natürlich iſt im Dialog, wie in der Sprache, gefällt doch nicht, wenn der Schauſpieler es nicht einige Grade höher zu ſchrauben weiß. Aber Stücke, wie ſie Herr Ziegler ſo leicht aus ſeinen Fingerſpitzen ſchüttelt, die von moraliſchen Sentenzen und feinen Regeln ſtrotzen, übrigens aber weder Leichtigkeit des Dialogs, noch Feinheit des Witzes, oder Gewandheit der Darſtellung haben, ſolche Stücke, die ihnen alles ſo recht, wie warme Torten, ins Maul ſtreichen, verfehlen, hübſch weinerlich und erbärmlich geſpielt, nie den Beyfall des groſſen Haufens, wenn auch einige wenige Vernünftige den Kopf ſchütteln. Ich will damit eben nicht ſagen, daß die Wiener das Gute und Feine gar nicht fühlen, noch unterſcheiden. O ja, ſie ergreifen oft recht hübſch den feinen Witz des Dichters, die zarte Hand des Künſtlers, wie das leichte und durchdachte Spiel des Schauſpielers; aber was hilft das, wenn ſie das Schlechte nicht eben ſo ſchnell ergreifen und beſtrafen? Und das können ſie nicht, ſondern die goldne Mittelmäßigkeit bleibt in ihrem Beſitz eben ſo ruhmvoll, als das Schönſte und Beſte, und Herr Ziegler iſt klug genug mit einigen Katzenbuckeln dem Publikum zuzurufen: „bleibt mir nur

der Beyfall meines verehrungswürdigen Publikums, so ist der Dichter und Schauspieler belohnt genug, und kann über alle andern Kritiken und Schmähungen lachen.“ Die Stücke und das Spiel dieses Mannes sind auch gleichsam das Echo des großen Haufens, der durchaus alles verzerren und überspannen will; der das Trommelfell seiner Ohren, wie die Fühlhörner des Herzens, durchaus mit Donnerwetter der Deklamation, und Kurtischenschüssen der Moral erschüttert und zermalmt wissen will. Die meisten Schauspieler, selbst die guten, die hieher kommen, lernen diese Stimmung des Publikums bald, und fallen aus dem leichtesten und ungezwungensten Spiele in ein affektirtes und gespanntes. Hierüber klagen die wenigen Einsichtsvollen genug, aber sie können nicht gegen den Strom. Dieses Nationaltheater wechselt mit der Oper, und spielt bald am Burg- bald am Kärntherthor, wo die Bühnen ungefähr gleich sind. Unter den Veteranen, und ich sage, unter der ganzen Gesellschaft steht oben an der berühmte

Brockmann, der jetzt anfängt zu altern, und die ernsteren Rollen des mittleren Alters zu spielen. Dieser vortreffliche Schauspieler, der als Mensch eben so liebenswürdig seyn soll, als er als Künstler ist, hat von der Natur einen männlichen und rüstigen Körper, ein schönes, braves Gesicht, mit ein Paar funkelnden Augen, und ein treffliches Organ erhal-

ten. Er ſpielt die reine Natur, und wenn die andern nur halbwege könnten, was dieſer Eine, ſie würden Wunder thun. Immer ſich gleich, rührt er eben ſo furchtbar in heroiſchen Rollen, als er in ſtilleren und ſanfteren des häuslichen Lebens ergötzt. Ihm iſt es ſogar gegeben, daß er Pfuſchereyen des Dichters durch ſein Spiel verbeſſert und überkleidet, und Dinge gefällig machen kann, die, von einem andern geſpielt, unerträglich ſeyn würden. Das Publikum ſchätzt ihn, doch die meiſten ſicher nur auf fremde Autorität, und er kann ſich darauf nichts einbilden, wenn es diejenigen, die gerade ſeine Antipoden ſind, mit eben ſolchen Beyfall aufmuntert, noch tiefere Wunden in die geſunde Natur und das reinere Gefühl hinein zu hauen.

Bergopzoomer hat vor ein 15 bis 20 Jahren, damals mit Brockmann zugleich, geglänzt, und iſt nun zu den Rollen des zweyten Grades geſunken. Freuen muß es ihn doch, daß der pathetiſche, handſchlagende und ſtolpernde Geſchmack, der in ſeinen Glorietagen gegolten hat, auch bey den Kindern ſeiner Beyfallklatſcher wieder aufzuleben anfängt.

Müller der Vater gehört ferner unter die beſten Schauſpieler dieſer Geſellſchaft, und verdient den Beyfall vollkommen, welchen er allgemein genießt. Er ſpielt ernſte, wie launigte und frohher-

zige Alte mit einer unnachahmlichen Natur, und weiß durch einzelne Töne und Stellungen bis zu Thränen zu rühren, und ans Mark zu dringen, während die andern sich bängen und zerarbeiten, um die Leute fühlen zu machen, was sie selbst nicht fühlen. Ich habe ihn den Alten in der Privatkomödie von Schröder vorzüglich schön spielen sehen.

Herr Stephanie gehört auch noch zu denen aus der alten Zeit, weil er seine Laufbahn zuerst in Wien begann, und zuerst durchgespielt hat. Man kann eben nicht sagen, daß er seine Rollen verdirbt, und durch Preziosität und Pretensionen dem Zuschauer unleidlich wird; aber er hat auch nichts, was ihn zu einem vorzüglichen Schauspieler macht, und wird es nicht übel nehmen, wenn er höchstens unter denen vom zweyten Range seine Stelle bekommt.

Zu den Lieblingen des Publikums gehören nun noch zwey junge Männer, Herr Lange und Klingmann, von denen ich durchaus einige Worte sagen muß, da sie, wenn man nach den ersten Schauspielern fragt, sogleich von den Wienern genannt werden. Klingmann hatte sich schon in Hamburg den Ruf eines guten Schauspielers erworben, und erfüllte auch die gute Meynung vollkommen, die man von ihm hatte, als er hier auftrat. Ein schöner Mann mittlern Wuchses, mit einer trefflis

chen Stimme. Aber ſo brav er auch meiſtens ſpielt, und ſo ſehr er dann gefällt, ſo hat ihn doch der Geſchmack des Publikums ſchon beſtochen, und er fällt oft in eine ſo feyerliche Deklamation, ſchrenkelt oft ſo waghälſig und beinbrüchig einher, daß einem ganz übel werden mögte, und ſo wird auch er leider endlich dahin kommen, daß er für die holde Sprache der Natur, Affektation, und für Gefühl, Wind und Luftſtreiche zum Beſten hat. Seine Rollen ſind die erſten Liebhaber, Officiere und andre Jünglinge wackern Schlags. Herr Lange, obgleich kein häßlicher Mann, hat weder ſein Aeuſieres, noch ſein Organ. Ich habe ihn nie ſchlecht ſpielen ſehen, das muß ich geſtehen, aber er ſteht immer um einige Noten höher, als die Perſon, die er ſpielt, und ſelbſt da, wo es einen dünkt, er habe die Natur ergriffen, iſt endlich ſo ein kleines Aber, das nicht vollen Beyfall geben läßt. Mich dünkt, ich habe noch nie einen Naturton aus ſeiner Stimme gehört, und am wenigſten dann, wenn alle Hände auf dem Parterr und in den Logen ſich zum Klatſchen heben.

Herr Ziegler iſt zugleich ein fleißiger Schauſpieldichter, der da immer mit vollem Ruhm bekränzt wird. Mir kömmt es wahrlich bisweilen vor, als thun die guten Wiener dies aus bloßer Gnade und Barmherzigkeit, weil ſie wirklich, wenn ſie es auch fühlen, daß einer falſch ſpielt, zu gut-

müthig sind, ihr Misfallen ihm laut merken zu lassen. Als Schauspieler ist er zuweilen in imponirenden Rollen recht gut, und hat lange nicht den erlernten Paßgängerschritt, den er als Dichter nun einmal beliebt findet, und worunter sich dem unerfahrnen und leicht getäuschten Auge manche Makel und Fehler so leicht verstecken lassen.

Herr Roose, ein neuangagirter, den ich etwa vier Mal habe spielen sehen. Man scheint ihn für die lustigen Wildfänge und liebenswürdigen Impertinenten bestimmt zu haben, die er auch oft sehr gut ergreift. Wenigstens hat er noch seine natürliche Sprache am Leibe, und noch nichts von dem Hechtrabenden und Halsbrechenden, von dem zu wünschen ist, daß er es den Günstlingen des Publikums nie ablernen möge.

Von den Schauspielerinnen steht die berühmte Adamberger im Ruf und Verdienste hier noch immer oben an. Sie spielt aber so selten, daß man sie für die Bühne wie eine verstorbene ansehen muß. Ich wenigstens habe in einigen Monaten, die ich hier zubrachte, sie nicht auf dem Theater gesehen. Diese also abgerechnet, oder auch mitgerechnet, ist an guten Schauspielerinnen wahre Armuth. Freylich wüßte ich keine, die ganz Ausschuß wäre, aber das heißt doch immer wenig zum Lobe der Gesellschaft gesagt. Die Lieblingin des Publikums, welche die ersten Liebhaberinnen, edle

Weiber, kurz alles in allem ſpielen muß, iſt Madame Weiſſenthurm. Sie hat mich ſelbſt oft durch ihr vortreffliches Spiel bezaubert, und weiß oft ſo unnachahmlich die feinen Züge der Natur und die leiſen Striche des Gemüths aufzugreifen, ſo das beredteſte Spiel der Bewegung darzuſtellen, daß man glauben ſollte, ſie ſtudiere mit einem Meiſter ihre Rollen ein, oder die Meiſterin Natur habe ſie zu einer vorzüglichen Spielerin beſtimmt. Dies Letzte iſt denn wohl der Fall, und man muß es wirklich bedauern, daß die Kunſt nicht mehr Antheil an ihrem Spiele hat. Denn ſie wird dagegen auch oft wieder ſo nachläſſig, ſo unausſtehlich ſüßlich und affektirt, ſo wackelnd mit dem Kopfe und um ſich fahrend mit den Händen, daß einem bange werden kann, und man keinesweges das Weib wieder erkennt, was uns den vorigen Abend entzückt hat — Aber eine Acquiſition machte die Bühne während meines Aufenthalts in Wien, wozu man ihr Glück wünſchen muß, eine Mamſell Stolmers, die in Liefland und Preußen ihre Proben gemacht hat. Es iſt ein junges 18jähriges Mädchen, ein kleines drelles Ding, ohne Wuchs und auch von Bildung gar nicht hübſch, aber doch weiß ſie in ihrer Gattung immer zu gefallen. Ihr Antheil ſind die naiven und unſchuldigen Mägdlein, die ſie vorzüglich trifft. Ich werde mich ihrer lange erinnern, als Margot, in dem kleinen Stücke nach

Thümmel, und als Gärtnermädchen in den Korsen in Ungern von Kotzebue. Ihre Sprache, ihr Anstand, selbst ihre Kleidung bleibt so sehr als möglich der Natur getreu. Die Wiener fühlen dies recht gut und geben ihr einen ungetheilten Beyfall.

Man sieht aus alle diesem recht gut, daß es dem Theater nicht an vorzüglichen Subjekten, wohl aber an einen leitenden und lenkenden Geist fehlt, der alles immer im rechten Takt erhält, der sich freylich so leicht aus der zarten Mitte der Musen und Grazien verirrt. Es fehlt hier ein Mann, wie weiland Schröder, oder Iffland; oder, wenn er auch unter ihnen wäre, so fehlt ihm die Auktorität. Das Publikum ist freylich noch immer an den meisten Orten ein Kind, das geleitet werden muß; ein Glück, wenn sich solche Leiter finden. Hier ist es offenbar auf dem falschesten Wege, und wer ihm irgend positiven Geschmack beylegt, der erzeigt ihm eine unverdiente Ehre. Es fühlt einzelne Schönheiten, das habe ich mehr, als einmal gesagt, es erhascht oft feine Züge in den Stücken, wie in ihrer Darstellung, sehr gut; aber was soll man hievon denken, wenn man sieht, wie es das verschrobenste Spiel beklascht und dem alltäglichsten Gewäsch seine Ohren und sein Zwergfell zum Besten giebt. Kotzebue fing an, kleine Kritiken in die Wiener Zeitung einzurücken; es hätte doch sei-

nen Nutzen haben können; aber man hatte ihm das zum Verbrechen gemacht, und so iſt es unterblieben. Viele behaupten, das Theater, wie alles andre, habe ſeit 10 Jahren unendlich verloren. Das begreift ſich. Der menſchliche Geiſt hat nur Eine Kette. Sobald einige Glieder zerbrochen, oder nur verbogen werden, ſo geräth er ins Wackeln und ſein richtiger Zeiger lernt auf falſche Zeichen deuten.

Vorſtädtiſche Theater.

Das Schikanederſche, nächſt dem Hoftheater das erſte, iſt auf den Wieden in der vortheilhafteſten Gegend einer großen Volksmenge, nahe am Glacis, und alſo auch für die Städter nicht zu entfernt. Es iſt in der großen Stahrenbergiſchen Freyung, einen Bau, worin allein viele tauſend Menſchen wohnen. Das Theater iſt recht hübſch und gewöhnlich auch reichlich beſetzt. Sein Director, Herr Schikaneder, iſt ein unermüdlicher Opernfabrikant, und ſein ſchöpferiſches Genie und ſeine Erfindungskraft haben ihn durch ganz Teutſchland einen berühmten Namen gemacht, das er jährlich mit neuen Arbeiten aus ſeiner Fabrik beſchenkt. Er hat das Glück gehabt, durch Mozart gehoben zu werden, und hält ſich auch jetzt noch immer ganz leidliche Komponiſten an der Hand. Hätte er geſpart, er müßte ein reicher Mann ſeyn; ſo aber ſteht er unter der Vormundſchaft ſeiner Gläubiger,

die ihm ein Gewiſſes auswerfen und die Truppe bezahlen, deren Direktor er noch immer iſt. Man kann ihm wirklich das Verdienſt eines thätigen Mannes nicht abſprechen, der immer durch friſche und aufgewürzte, oder doch etwas anders bereitete Speiſe die Leute anzulocken weiß. Dieſer nun fröhnt geradezu ſeinem Publikum, und haut durch allen Geſchmack und alle Sitten durch, wenn er nur weiß, daß ſein Stück wieneriſch iſt. Es iſt unglaublich, welche Zoten man für Witz und Albernheit verkauft, aber grade faßlich für das liebe Publikum, das recht bequem alles mit den Zähnen faſſen muß, was ihm behagen ſoll. Tolle Ritterſchauſpiele, traveſtirte Hamlets, und wie das tolle Zeug heißt, das dieſe Vorſtädter Theaterdirektoren mit ihren Theaterdichtern ausheckeln — alles geht hier reißend ab, und das ſpielt man auch am beſten. Sind ſie aber mal ſo unglücklich, wirklich ein gutes Stück zu wählen, ſo gähnt das Publikum, nicht bloß, weil es dergleichen überhaupt nicht ſchmecken kann, ſondern auch, weil die Spieler dieſem nicht gewachſen ſind; denn dieſe haben ſich aus der ſchönen und edlen Natur ſo herabgeſpielt, wie man gemein und närriſch wird, wenn man immer mit dem Pöbel, oder Verrückten umgeht. Das Orcheſter iſt ſehr gut, und für die Oper hat er ganz brave Leute. Ich habe dieſelben Opern zum Theil hier und auf dem Nationaltheater geſehen

hen

hen und muß geſtehen, daß mir Schikaneder oft eben ſo ſehr genügte. Er ſpielt ſelbſt zuweilen mit, mit ſeinem dicklichen und bäuchigten Körper, und macht Zoten und Schweinereyen, wofür er nur zu gewöhnlich beklatſcht wird. Er hat nun auch den zweyten Theil ſeiner Zauberflöte herausgegeben, von Winter komponirt, ungeheures Geſchmier, was aber von den Wienern vergöttert wird, und die Leute beynahe bey jeder Vorſtellung einander auf die Köpfe ſtellt. Es iſt als wenn ihnen bey jeder Hetze von Papagenos der Himmel aufgeht, und ihn ſelbſt als den jungen Papageno, der den Liebhaber machen muß, können ſie nicht genug beſchreyen und beklatſchen.

Das Leopoldſtädter Theater wird von Marinelli dirigirt, und iſt der Sitz des Kaſperles, der noch immer in Ehren und Würden iſt, und den die Wiener ſelbſt auf dem Nationaltheater noch gern ſehen. Herr Marinelli iſt durch dieſen Kaſperl reich geworden und befindet ſich ganz wohl dabey, ihn nicht aus der Mode kommen zu laſſen. Er lebt noch immer, der alte berühmte Kaſperl, la Roche, und ſpielt ſeine Rollen wirklich allerliebſt, ſo daß man ihn einige Male mit Vergnügen ſieht, beſonders aber um der Freude willen, die man an dem ganzen Publikum hat, welches ſympathetiſch, alle kaſperliſche Falten ſeines Gemüthes in einem entzückten Geſichte entdeckt, und durch witzige Be-

merkungen, Nachempfindungen und Nachgespräche, oder durch ein lautes Klatschen sie offenbart. Aber öfter ist es auch gar nicht auszuhalten, und es ist mir der sicherste Beweis für den Wiener Geschmack, daß die Bühne immer voll ist, und nicht bloß vom Pöbel, sondern von Herren und Damen aus den besten Ständen. Auch seine Opern hat Herr Marinelli, und an Wenzel Müller einen allzeitfertigen Komponisten. Diese sind meistens nach dem Kasperle modificirt, und die übrigen Stücke, die ohne ihn eines großen Reizes entbehren würden, lenken alle diesen Weg ein. Jedes dieser vorstädtischen Theater hat seinen wohlgerüsteten Dichter, der aus einem Ritterroman drey, vier Machtstücke producirt, die dann als erster, zweyter, dritter Theil nach einander hier gespielt werden: ja fast jeder Schauspieler dieser Bühne würde es für eine Schande halten, wenn er nicht in 8 Tagen so ein Stück Arbeit fertigen könnte. Da sind Parodien, komische Trauerspiele, Gespenster- und Geistergeschichten und was die tolle Zeit nur irgend tolles und abentheuerliches ausheckt, und die Herren Hensler, Perinett, Gieseke, Schikaneder sind in Wien berühmte Namen.

Das Josephstädter Theater endlich, das letzte in der Ordnung und Celebrität, ist unter aller Kritik. Die andern haben doch noch einen Schatten von Kunst, und bilden sich selbst noch was

darauf ein; aber hier fehlt ſelbſt unter den Spielern das Vertrauen, und ſie beſcheiden ſich gern, ihre Obſcurität zur Schau zu tragen, und mit den erbärmlichſten Jämmerlichkeiten ihre Nacktheit einzugeſtehen. Die andern wagen ſich doch noch zuweilen an was Gutes, aber dieſe ſpielen immer ihre eigne Fabrik fort, und haben doch ihr Publikum, wovon ſie ſubſiſtiren können. O ihr Teutſchen, was für Speiſe könnt ihr ertragen? Ein franzöſiſcher, oder italiäniſcher Bauer würde ſich ſolcher Poſſen, nicht Poſſen, ſondern ſolches hölzernen Wortſtapels ſchämen, und ex tempore das erſte Mal beſſer ſpielen.

Auch das Leopoldſtädter Theater iſt recht hübſch in der Praterſtraße, von welchem es nicht weit entfernt iſt. Die Hauptſtücke hier ſind das luſtige Beylager und die Schweſtern aus Prag, worin der berühmte La Roche ſeine Hauptſtärke hat. — Dieſe Theater ſind beſonders die Rendezvous und Tummelplätze der Huren, die man hier aus allen Klaſſen und nach allen Rubriken des Alters und der Preiſe ſehen kann. Dies lockt dann eine Menge alter und junger Lecker her, auch Fürſten und Grafen nicht ſelten, die auf die Witterung ausgehen. Dieſe Sachen werden dann während des Stücks betrieben, und man hat die Luſt, wenn es munter geht, ein Paar nach dem andern abſteigen zu ſehen, wie dieß denn durch Worte, Winke, oder

Geſandſchaften in Ordnung gebracht wird. Oft auch giebt es luſtige Prellereyen und Foppereyen, die den Neutralen ergötzen, und ſo hat man doch nie umſonſt ſeinen halben Gulden ausgegeben, wenn man nur ein bischen Gehirn und Luſt ſich zu freuen, mitbringt. Aber auch ohne dieſe Geſchäfte kommen hier beſternte und bebänderte Männer und Damen mit 136 Ahnen in Menge her, um ſich an Kaſperles und Schikaneders feurigen Opern zu ergötzen, wenn man ihnen in Wien ſelbſt die Sachen zu ernſthaft, oder gar einmal zu witzig einrichtet. Hier lachen ſie ſich doch einmal wieder aus ganzer Seele aus, und ſchütteln das innere Räderwerk mal recht wieder in ſeine Fugen. Und was ſoll ich es nicht geſtehen, auch mich hat der Kaſperle ergötzt, mehr durch ſeine Wirkung auf die Zuſchauer, als auf mich. So ſah ich oft mit unſäglichen Jubel für mich eine Komödie aus Albernheiten entſpringen, und können denn nicht mehrere ſeyn, die auch über das zweyte Schauſpiel im Schauſpiel ſich luſtig machen wollen? Es wäre ſchlimm, wenn dieß nicht wäre.

Die Oper.

Ich habe oben ſchon bey mehrern Gelegenheiten geäußert, daß die Neigung, wie der Geſchmack für die Muſik das einzige ſey, was man bey den Wienern herrſchend nennen könne, und es läßt

ſich alſo wohl erwarten, daß die Oper ſich beſonders ihres Beyfalls und eines richtenden und lenkenden Urtheils zu erfreuen haben werde. Beyfall hat ſie freylich genug, ich will aber darum noch nicht behaupten, daß ein leitender Geſchmack des Publikums da ſey. Es fällt einem auch hier wieder ein, daß der Wiener aus bloßer Gutmüthigkeit vieles nicht fallen laſſen und zurückweiſen mag, von dem Kenntniß und Gefühl ihm ſagt, daß es äußerſt mittelmäßig ſey. Es iſt wahr, er kennt ſeine beſten Stücke, wie die beſten Spieler, aber, wie er leicht ergötzbar iſt, nimmt er mit mittelmäßigem Spiel und Kompoſition vorlieb, und es müßte etwas ungeheuer elendes ſeyn, was unbeklatſcht von dannen ginge. Die Operiſten ſpielen, wie ich oben ſchon erwähnt habe, mit dem deutſchen Theater wechſelnd bald am Kärnther-, bald am Burgthor. Sie beſtehen aus Italiänern und Teutſchen, doch behaupten die italiäniſchen Spieler meiſtens den Oberrang, ſo wie auch gewöhnlich italiäniſche Opern gegeben werden. Man weiß, was eine Oper als Kunſtwerk des Dichters gewöhnlich ſagen will, da mögten ſich die beyden Nationen nicht viel vorzuwerfen haben, und Schikaneders Ungeheuer mit den neuern komiſchen Opern der Italiäner immer ſiegreich in die Schranken treten können. Die Opera buffa iſt eine Menſchenwelt, wie ſie nirgends unterm Monde exiſtirt hat,

und gehört mit den Puppen- und Marionettenspielern in eine Klasse, nur daß dieſe oft noch ergötzlicher ſind. Ich weiß nicht, warum die Narren nicht, wie die Franzoſen in ihren kleinen Stücken, die bey den Italiänern und im Theatre de Vaudeville gegeben werden, der naiven und gewöhnlichen Natur des gemeinen Lebens näher treten. Aber dazu gehört Salz und Witz; Albernheiten und froſtige Poſſen finden doch ihren Liebhaber, die nichts weiter, als Lärm und Gepolter im Handeln und Reden, verlangen. Hier muß alles in Kleidung, in Sitten, ja in der Sprache ſelbſt, um einige Jahrhunderte zurück ſeyn. Die Meiſten finden das ganz beluſtigend, und die tollen Sprünge und Streiche, wie man ſie nie im Leben ſieht, dünken ſie nicht unnatürlich, vielleicht weil ſie nicht teutſch ſind. Wenn man aber auf die lebendige Darſtellung auch ſelbſt der beſſern Stücke, auf Leichtigkeit und Gewandheit ſieht, ſo erkennt man den Italiäner leicht vor dem Teutſchen. Wie die Oper ein Kind ſeines heitern und luſtigen Himmels iſt, ſo ſcheint er ſelbſt auch dafür gemacht, und bewegt ſich mit aller der Poßierlichkeit und Laune darin, die dieſes launenhafte Geſchöpf ſelbſt zu fordern ſcheint. Man ſollte denken, das Beyſpiel könne wirken, aber die Teutſchen, die hier mitſpielen, ſind ſteife Stöcke, und nehmen ſich wie Gliederpup-

pen und Steizentreter aus, beſonders wenn alles flink und toll unter einander gehen ſoll.

Der berühmteſte Spieler der italiſchen Nation war dieſen Sommer der Kaſtrat Marcheſi, der bisher in Italien, in mehr als 29 Jahren, ſich ein großes Vermögen geſammelt, und für dieſen Sommer in Wien engagiert hatte. Er iſt über 40 Jahre alt und hat bey einer großen Höhe eine bewunderswürdige Tiefe des Geſangs, und ſein Talent iſt um ſo außerordentlicher, weil er erſt im 18 Jahre ſich hat entmannen laſſen. Zugleich iſt er ſowohl gebaut, ſo ſchlank und jugendlich an Körper und Miene, ſo leicht und zugleich ſo lebhaft und feurig in ſeinem Spiele, daß man ihn durchaus vortrefflich finden muß, ſobald man Eines vergißt. Er hat mich mehr als einmal fühlen laſſen, daß alle Muſik, alle Melodie nichts iſt gegen die Gewalt der menſchlichen Stimme, die wie ein flammender Pfeil zum Herzen dringt.

Angriſani iſt der Held der komiſchen Oper und zugleich ein guter Sänger. Das Publikum hat ihn einmal in Schutz genommen, und er darf ſich alles erlauben, und thut es oft nur zu ſehr. So leicht, ſo natürlich und wie auf dem Theater gebohren er ſich zeigt, ſo ein Hanswurſt wird er oft, und erniedrigt ſich zu Poſſen, die nur Kinder ergötzen können, und oft noch zu ſchlimmeren Zo-

ten, die ein gesittetes Publikum durchaus verbieten müßte.

Ein Gegenstück zu ihm ist Cipriani, der freylich nicht ganz sein komisches Talent, aber doch immer viel Gefälliges hat, und im Guten, wie im Schlimmen, ihm ehrlich nachstrebt. Aber auch so wie die beyden Männer sind, ziehe ich sie der teutschen Bocksartigkeit bey weitem vor.

Die Tomeoni ist die erste Operistin, ein kleines drolligtes und niedliches Wesen, das in einer heitern Laune der Natur gemacht seyn muß. Sie bleibt, wie es Weiber leichter thun, in den Linien der Sitten und Schicklichkeit, und gefällt immer gleich sehr, sie mag nun in ernsteren Rollen ihren Schalk verstecken, oder in muntern alle ihre natürliche Drolligkeit und Naivität aufbieten. Sie ist ganz auf dem Theater zu Hause und bringt gewiß nie das Bewußtseyn mit, als sey sie auf einem ungewöhnlichen Boden, welches den Teutschen fast nie verläßt. So darf sich Madam Willmann vor keiner schämen im Gesange; aber wo ist das freye Spiel und das natürliche Herrscherleben des Genies!

Unter den Teutschen ist noch Herr Simoni ein guter Sänger; aber man muß ihn bloß hören, denn stolpernder und stockigter, als seine Aktion, läßt sich kaum etwas denken. Herr Loos ist ein guter Bassist und spielt grade weg. Aber eine

Tochter hat er, ein junges feines Mädel von 16 Jahren, die durch Leichtigkeit, Figur und Gesang viel verspricht. Sie gehört noch nicht zum Theater, und hat erst einige Mal in der Hochzeit des Figaro den Pagen gespielt, und allgemeinen Beyfall mit von der Bühne genommen.

Was diese Oper indessen Vorzügliches hat, beruht doch meistens auf die gute Besetzung des Orchesters. Der Geschmack des Publikums hat auf die Wahl der Stücke und ihre Ausführung nur zu vielen Einfluß, und dieser, so wie die Sparsamkeit und Einschränkung vielleicht, welche die Zeit nothwendig machen, ist wohl Schuld, daß man fast nie die Arbeiten der Gluck und Salieri, selten einige Mozartsche, sondern meistens die leichtere und magerere Kost der Opera buffa findet, die durch die ewige Plattheit und Einerleyheit, die dem Geist nicht Größeres giebt, endlich ermattet und ausleert.

Das Ballet.

Man behandelt dieses an den den meisten Orten, wie eine Nebensache, so eine kleine Augenbelustigung, einen Tanz, der etwas besser ist, als der gewöhnliche, und damit ist man zufrieden, weil man nicht mehr erwartete, noch forderte. Man will nur Leichtigkeit und Stärke des menschlichen Körpers sehen, und sieht selbst diese nicht einmal. Daß aber diesem Menschenkörper in der bloßen

Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit ſeiner Bewegungen die beredteſte und verſtändlichſte Sprache gegeben ſey; daß in dem Rythmus und Schwung ſeiner Glieder, in der Kraft und Gewandheit des Leibes eine der ſchönſten Künſte verborgen liege, wie viele können dieß ahnden, und wie viele empfinden dieſe Kunſt, ſelbſt wo der Tanz, wie man ihn gewöhnlich nennt, zu ihr ſich erhebt? Nur wer eine Seele mitbringt, faßt die Seele; das Fleiſch ſieht nur das Fleiſch, ihm ſchimmert durch die Hülle die ſchöne Pſyche nicht durch, die ſie belebt. Man kann wohl mit Recht ſagen, daß das Ballet in Wien ſich zur Kunſt erhoben habe, und den vorzüglichſten Beyfall verdiene, dem es genießt. Vigano und ſein noch größeres Weib (wie alle behaupten, die beyde als Künſtler geſehen haben) gaben dieſer ſchönen Unterhaltung, die vor ihnen auch hier noch in ihrer Kindheit war, einen höhern Rang, und erwarben ſich einen Ruhm und eine Bewunderung ohne Gränzen. Wohin ſie nur kamen, flogen ihnen alle Herzen entgegen, und alle empfanden zum erſten Mal etwas, das ihnen vorher kein Tänzer hatte abgewinnen können. Madam Vigano iſt leider, ich weiß nicht, durch welches Mißgeſchick, durch Kabale, oder durch eigne Schuld aus Wien entfernt. Ihr Mann iſt noch immer die erſte Zierde des Ballets, obgleich er viel verloren hat bey dem launiſchen und unver-

ſtändigen Publikum, das immer nur nach neuen und ſeltſamen Dingen haſcht, und die ruhige Stille und den heitern Himmel der Kunſt nicht lange ertragen kann. Zwar weiß er ihnen auch jetzt noch durch die Wahrheit und Natur ſeines Spiels, durch die tiefe Empfindung und Seele, die er auszudrücken weiß, und, was wollen ſie es läugnen? durch ſeinen ſchönen Körper oft lauten und ungeſtümen Beyfall zu entlocken, aber doch kann er es bey mehrern Gelegenheiten ſehen, daß ſie ſeinen ganzen Werth nicht ſchätzen, noch in den Geiſt ſeines Spiels eindringen können. Davon habe ich den ſicherſten Beweiß gehabt bey der Ankunft eines Engländers du Quesnel. Dieſer Mann trug ſchon ſeinen Ruhm, wie ein Panier, vor ſich her, und alles war geſpannt, als er erſchien. Man ſah einen der ſchönſten und kraftvollſten Körper, die die Natur nur aus der Fülle ihres unerſchöpflichen Lebens hervorbringen kann, und dieſer Körper begleitet mit einem kühnen Angeſichte, einem flammenden Auge und mit der Geſchwindigkeit und Kraft, die Uebungen, von Jugend auf fortgeſetzt, natürlich geben müſſen. Er könnte mit dieſen Vorzügen kühn auftreten, auch als ein mittelmäßiger Künſtler, und die meiſten Bühnen Europens, und ſelbſt die guten Wiener würden ihn nicht ohne Beyfall entlaſſen. Offenbar hat er mehr Stärke und Nerven des Körpers, als

Vigano, mehr Schnelligkeit und Kühnheit in seinen Bewegungen, mehr große und gewaltige Stellungen; man möchte ihn ein kolossalisches Genie nennen, das wild und durchfahrend, wie die Natur, eben so oft erschreckt, als entzückt. Er ist der Sturm, der mit den Wipfeln der Tannen hinfährt, jener der Zephyr der über Blumen hüpft. Seine Bewegungen waren oft zu eckigt und hart, seine Gliederanstrengungen oft so sichtbar, daß es einem war, als wolle er Hände und Arme von sich schleudern, und wie ein Schmetterling aus seiner Haut fahren. Wenn man ihn also mit Vigano als Künstler vergleicht, wenn man das Wesen der Kunst in der Vereinigung aller menschlichen Gefühle zu stiller Mäßigung und Wonne setzt; wenn sie nur in sofern den Namen der Kunst verdient, als sie ein schönes Ganzes ist, und das Gemüth zu einem großen Gefühle zu sammeln weiß, so wird man nicht lange zweifeln, wem von beyden der Preis gebühre. Die Wiener indessen vergaßen über diesem neuen Wunder das alte ganz, und ihr Vigano däuchte ihnen nur ein Pupperl.

Unter den Tänzerinnen steht die Casentini bey weitem oben an, ein Mädchen, nicht schön, aber schlank und geschmeidig von Körper und mehr noch von Seele. Sie entzückt durch tiefe Empfindung, durch Zärtlichkeit und Lebenskraft, wenn man ihre Gesellinnen nur springen sieht. Sie und Vigano

zuſammen, und Himmel und Erde, und ſich ſelbſt kann man über ihnen vergeſſen. Doch wer kann beſchreiben, was nur geſehen werden muß, um an das Gefühl zu kommen? wer kann die Seele vom Körper trennen, dieſe zarte Blume unſers Dornſtrauchs, die ſo wenige Augen ſahen, auch wo ſie ſich zeigt, und die nur in glücklichen Stunden wie ein Traum verſchwindet und erſcheint, ſelbſt den Kindern, die an Sonntagen der Schöpfung gemacht und gebohren ſind. Es iſt nur Eine Stimme, daß ſie die Vigano beynahe erſetze, und das will viel ſagen, wenn man bedenkt, daß jene viel ſchöner iſt.

Die zweyte nach ihr und im leichten Scherz vielleicht ihre erſte iſt die Venturini, ein kleines muntres und ſylfenartiges Dingelchen, die ſie, möchte man ſagen, als Tänzerin übertrifft, aber nicht die Höhe und Tiefe ihres Spiels erreicht. Wo aber Kraft und Leichtigkeit, Kühnheit und Schnelle der Bewegungen und Stellungen, wo ein muntres und flatterndes Spiel, wo Geniesſtreiche ſeyn ſollen, da muß man ſie ſehen und ſie wird entzücken. Ich ſage damit nicht, daß ſie nicht auch in ernſteren Scenen, wo höheres Gefühl, wo die Quaal und Wonne der Liebe und der ſüße Kampf der Zärtlichkeit geſchildert werden ſollen, an ihrem Platze ſey. Man würde ſie vortrefflich finden, wenn die Caſentini nicht verwöhnt hätte.

Was nun von diesen Helden und Heldinnen der Kunst gilt, das muß ich auch von den Spielern des zweyten und dritten Ranges sagen. Jeder füllt als ein würdiges Glied seinen Platz aus, und würde auf andern Bühnen glänzen. Auch die Springer und Springerinnen sind vorzüglich, obgleich man ihrer hier vergißt, wo man bloße körperliche Stärke und Kühnheit und Gewalt seines Baues nur als eine Nebensache bewundert.“

Die Huren.

Es giebt in Wien keine Bordelle, wie in Berlin, und Aerzte beschuldigen die Polizey überall, daß sie in Rücksicht dieser Geschichten für das Wohl ihrer Mitbürger viel zu nachläßig sey, und meynen, es sey weit rathsamer, solches unabänderliche Ding unter besserer Aufsicht gleichsam zu privilegiren, als so ganz die Augen zuzuthun, um nicht sehen zu wollen, was ein jeder sehen kann. Ich finde dieß auch ganz vernünftig, wenn die Sitten einmal dahin gekommen sind, daß daß die Sache selbst nichts Schändliches mehr ist, und jeder es beynahe frey und öffentlich thut und gesteht, und wem alles bloß noch an der Art, es zu thun, sich stößt. Die Moralität, die nichts mehr ist, kann durch so eine Einrichtung auch nichts verlieren, und die Gesundheit mancher Mitbürger gewinnt vielleicht dabey. Jetzt treibt jede Hure ihr

Werk, wie ſie kann, ganz auf ihre eigne Hand, und man findet freylich von allen Klaſſen, unter den äuſſerſten Dachböden, wie im unterſten Erdgeſchoß, während die beſſern in ſchön möblirten Zimmern im dritten, vierten Stock ganz nett wohnen, und ihre Beſuche annehmen. Es giebt zwar einige vornehme und berühmte hier, aber doch keine einzige, die rechtes Aufſehen machte, wie ſie in Paris und London ſo häufig ſind. Wenige werden bey der Art, ihr Gewerbe zu treiben, reich, wo ihnen nicht ein Großer ins Netz fällt, wovon man einige Beyſpiele erzählt. Die meiſten haben ſo ihr tägliches Brod, während noch ein wenig Reiz da iſt, und ſteigen oder ſinken dann unter die Dächer und in die Keller, und von da —

Man hört hier von keinen gefährlichen Geſchichten mit dieſen Kreaturen, wie ſie unter den ſchlaueren Völkern Europens ſo alltäglich ſind; ſondern der ehrliche und ſchlichte teutſche Karakter behauptet ſich ſelbſt in der Ausartung, und dieß iſt wohl die Urſache, warum ſo wenige von ihnen auf einen grünen Zweig kommen, welches wahrlich vielen nicht fehlen könnte, wenn ſie ſo viel Liſt und Schlauheit zu dem Gewerbe brächten, als ſie Reiz und Schönheit haben. Man ſieht ſie übrigens überall auf allen öffentlichen Plätzen, auf den Promenaden, in den Schauſpielen, und ſie geben an Eleganz und Feinheit den Beſten nichts

nach, ſo wie ſie viele durch Schönheit und Niedlichkeit beſchämen. In den Sommermonaten iſt ihr Schlachtfeld, wo ſie ihre ſiegreichen Waffen ausbreiten, gar häufig die Burgbaſtey, wo beſtändig alle regenloſe Abende Muſik und matte Erleuchtung iſt, und die lüſterne und muntre Jugend mit den verführeriſchen Gelüſten der Halbnacht im Herzen ſich herumtummelt, oder auch eigentlich gleich etwas aufzuſuchen kam. Da ſitzt und ſchäkert und flüſtert und ſpaziert alles vergeſſen und vergeſſend unter einander, und nicht bloß bey dieſen armen Geſchöpfen, ſondern bey zwey und drey Helmbüſchen kann der Luſtige und Kühne ſein Glück machen. Man erkennt ſie übrigens überall leicht, ſelbſt der Fremde, wenn er nur einmal die Art geſehen hat. Faſt immer iſt es eine ſichere Regel, die ſelten in Verlegenheit bringt, wo Eine mit einer gewiſſen Freyheit allein, oder höchſtens in Geſellſchaft einer andern unter einen ganzen Haufen Menſchen geht, da mache dich dran, wann dich der loſen Speiſe gelüſtet. Wie beredt übrigens, Winke, eine aufgehobne Hand, ein plözliches Stillſtehen, ein Pſt! ſind, das habe ich tauſendmal mit Vergnügen geſehen. Wenn man vollends Gelegenheit hat auf der Baſtey, oder im Parterr bey einer zu ſitzen, ſo hat man das Ganze gleich weg. Leider ſind die armen Dinger eben ſo dumm, als unverſchämt, und das iſt eben ihr Unglück,

glück, ſonſt würden ſie dieſes Geſchäft, wie es nun einmal iſt, mehr methodice treiben. Man ſage ſo einem Thierchen nur einen unſchuldigen Scherz, ſo ſchlägt ſie gleich mit der Plumpkeule drein, oder mit einem: „Sie ſind ſehr ſchlimm, Sie ſehen frommer aus, "als Sie ſind," eine kleine Aufforderung, daß man bey ihr immer ſchlimm und gottlos ſeyn darf. Nein, auch die ſchönen und braven Wienerinnen ſind nicht zu Huren gemacht, und thäten beſſer, ſie überließen die ganze Geſchichte ſchlaueren und geſcheidteren Weibern.

Das Militär.

Ich will und darf mich hier auf nichts weiter einlaſſen, als auf die äußere Erſcheinung, und das Innere dem Kenner überlaſſen, der tief in die Geheimniſſe der Taktik eingedrungen iſt, und Vergleichungen unter den berühmten Kriegsheeren Europens anſtellen kann. Ich ſchildre die Dinge bloß, wie ſie erſcheinen, greife allenfalls die nächſten Verhältniſſe und Urſachen auf, die ſo nahe liegen, daß man darüber ſtolpern muß, das andre laſſe ich gut ſeyn, und jeden ſehen, was er ſehen mag. Der öſterreichiſche Soldat gehört gewiß zu den ſchönſten und bravſten Leuten von der Welt, und ich fordre einen jeden auf, mir im preußiſchen und franzöſiſchen Heere ſchönere Regimenter zu zeigen, als die Tauſende ausmachen, die ich dieſen Som-

mer täglich habe exerciren ſehen. Sie haben nicht allein eine brave Miene, ſondern ſind auch brav, und beſſer mondirt und verpflegt, als die meiſten andern Heere; und ſelbſt ihre Feinde legen ihnen das Zeugniß tapferer Krieger bey. Ja, wenn man nach den Körpern ſchließen ſollte, ſo erſtaunte man, wenn man ſie mit den Franzoſen vergleicht, welche ſie doch beſiegt haben. Aber freylich iſt es was beſſeres, als der Körper, was Heere ſiegreich macht, und dieſes beſſere, dieſer Geiſt fehlt, ſoviel ich bemerkt habe, in der ganzen öſterreichiſchen Armee; er fehlt grade da, wo er ausgehen ſollte, bey den Officieren. Da iſt kein Gemeingeiſt, kein Ehrgefühl, das auf Einen Punkt ausläuft und das Ganze zuſammenhält. Oeſterreich hat das Unglück gehabt, ſeit Jahrhunderten keinen Regenten zu haben, der Soldat war: ſelbſt Joſeph hatte vom Kriegstalente kein Aederchen. Nur einzelne große Männer gaben dem öſterreichiſchen Heere auf einige Zeit einen Schwung, der aber ſogleich mit ihnen wieder hin war. Wie ganz anders iſt dieß im Preußiſchen, wo der alte Geiſt des Muthes und der alte Ruhm von Vater auf Sohn erbt. Da genießt das Militär der erſten Achtung, weil der Regent immer der erſte General iſt. Dieſe Achtung ſollte es allenthalben haben, weil der Soldat nächſt den Bauern der zweyte Stand iſt, und weil nur die Ehre ihn fähig macht,

ſeine Pflichten gegen Vaterland und Regenten wa-
dig und tapfer zu erfüllen. Da genießt d[illegible]
Subalternofficier, ja der Gemeine [illegible] mehr
Auszeichnung, als im Oeſterreichiſch[illegible] die Erſten.
Wenn dieſes gleich den preußiſch[illegible]fficier zuwei-
len etwas keck und hochfahrend macht, ſo iſt das
ein kleiner Uebelſtand, der in den meiſt[illegible]n Ländern
ſo iſt. Hier aber ſcheint man den Offici[illegible]r mit zu
den Unterſten zu rechnen, und jeder Bur[illegible], der
mit ihm gleich bezahlen kann, genießt allenthalben
gleicher Ehre mit ihm. Auch im preußiſchen
Dienſte giebt es mehr arme, als reiche Officiere,
aber wer würde darum ſeiner Ehre was vergeben?
wer würde nicht nett und keck, wie der reichſte er-
ſcheinen müſſen? Hier gehen ſie zum Theil wie
die Schuhputzer einher, ja ſo lumpig und ſchlotte-
rig, daß es eine Schande iſt. Kein Markör, kein
Träger macht ihnen Platz, oder räumt ihnen einen
kleinen Vorzug ein, und ſie ſelbſt ſcheinen dieſe
Behandlung auch nicht zu fühlen. Freylich wäre
es fein, wenn die Officiere in allen Ländern ſich
nicht ein ungebührendes Oberrecht und Vorrecht
vor allen Ständen herausnähmen, ſondern im Be-
wußtſeyn ihres groſſen Berufes gern mit den übri-
gen Bürgern auf gleichem Fuß ſtänden, und be-
ſcheiden und ſtill wären, wie ein andrer. Dieß
ſind die Oeſterreicher wirklich, aber ſie ſind auch
nichts von dem, was ſie ſeyn ſollen; da iſt kein

Anſtand, keine Kühnheit und Freyheit der Perſon, die ſo wohl ſteht, kein Beſtreben, durch die äuſſere Erſcheinung Eindruck zu machen, was doch durchaus bey dem Soldaten ſeyn muß; kein Gefühl für das Unſchickliche, wie ein gemeiner Schlucker einherzugehen. Der Soldat muß nett und zierlich ſeyn, wenn auch das Glockenſpiel ſeines Magens und ſeines Geldbeutels hohler als das jüngſte Gericht erklingt. Auch das Point d'Honneur fehlt ganz, und ſie gehen mit einander eben ſo gemein um, als ſie von andern behandelt werden. Und doch, wie die Dinge nun einmal ſind, iſt dieſes durchaus nothwendig, und man gebe dafür einmal was beſſeres. Der Soldat muß glauben, jedes faule Wort, ja jeder Verdacht ſchon beflecke ihn, weil bey ihm ja alles auf die Perſon ankömmt. Ich muß es aufrichtig ſagen, die Unterofficiere gefallen mir weit beſſer. Sie halten ſich nach Verhältniß viel netter, als ihre Officiere und ſind in der Regel gebildeter, als man es hier erwarten ſollte. Ich will keinesweges die Preußen in Schutz nehmen, die wieder zu hölzern und ſteif ſind, aber als beſſere Soldaten erſcheinen ſie wirklich, und genießen auch bey ihren Untergebenen und im ganzen Staate einer gröſſern Achtung. Im Preuſſiſchen iſt jeder gemeine Soldat ſchon eine geehrte Perſon und muß es ſeyn; hier ſteht er unter dem unterſten Pöbel. Wo bleibt der Heroismus

und Enthuſiasmus bey 5, 6 Kreuzern täglich? So behandelt man ſeine Krieger im Lande, in der Hauptſtadt ſelbſt, und entrüſtet ſich dann noch, wenn ſie auswärts verachtet werden, und wundert ſich, wenn ſie ohne Ehre aus dem Felde heim kommen. Sonſt iſt der öſterreichiſche Officier gewiß eben ſo gebildet, und ich möchte ſagen, nach Verhältniß mehr, als als der preußiſche, und es ſind hier, wie in den Provinzen, Kadettenhäuſer für alle Zweige der Kriegskunſt, woraus doch immer einige gute Köpfe hervorgehen. Die Polizey und Oekonomie der Armeen rühmt man übrigens außerordentlich. Die Seele dieſer Einrichtungen war Laſcy und jetzt Mack, der freylich auch das Taktiſche ſehr dirigirt, ein Mann, dem das ſchon zur Empfehlung dient, von einem Gemeinen ſich ſo hoch aufgedient zu haben. Jetzt iſt es im Werke, eine neue Montur einzuführen, die mir ganz zweckmäßig ſcheint, nemlich lange graue Jacken mit ungriſchen Hoſen, um ſo für Leichtigkeit und Bequemlichkeit zugleich zu ſorgen. Im Felde tadelt man das viele Gepäck, das die Officiere ſchleppen, das die Märſche auſſerordentlich erſchwert, und die Oeſterreicher gegen die leichten Franzoſen zu einer perſiſchen Eunuchenarmee macht. Ich habe einen alten verwundeten Officier das Ding ſehr gut auseinanderſetzen hören. Unſre Armee, ſprach er, verliert faſt täglich einen halben Marſch gegen die Franzoſ-

ſen, deren Gemeine doch mit den unſrigen dieſelbe Laſt tragen. Aber welch eine Arbeit, ehe wir in Bewegung kommen! Der franzöſiſche Officier geht allenfalls ſelbſt zu Fuß mit, und trägt ſein Bündel, wenn es ſeyn muß. Bey uns hat jede Kompagnie einen ganzen Schwanz von Wagen, die bloß das Gepäcke der Officiere ſchleppen, welche, wenn es möglich wäre, noch gern einen warmen Ofen und einen Lehnſtuhl mitführten, um ſo recht bequem dem Feinde unter die Augen zu treten. Was giebt das für Muth bey dem Gemeinen, und wie lernt er ſelbſt von ſeiner Pflicht denken, wenn er eine Vergleichung zwiſchen ſich und ſeinem Officier anſtellt? Daher, und weil unſre Officier im Treffen nicht mit voran ſind, daher geht es oft ſo unbegreiflich zu, wenn man ſonſt denken möchte, unſre gewaltigen Soldaten müßten mit dem Bajonett gegen Rieſen ſtehen können.

Die Menſchen.

Die Oeſterreicher im Durchſchnitt, nicht allein die Wiener, gehören ſicher zu den ſchönſten Menſchen, die es in Teutſchland giebt, wie ihre Provinz eine der reichſten und fruchtbarſten iſt. Man mag in die niedrigſte Hütte des Landmanns, oder in die Palläſte der Großen treten, überall findet man große rüſtige Körper mit ſtarker Bruſt und Schultern, und ſchönen Beinen. Ihre Miene iſt brav, und verräth viel Ehrlichkeit und Zutrauen,

und ihre Wangen ſind ſo ſchön mit Fleiſch und Blut gemiſcht, als man ſie ſich nur denken kann. Dieſer Wuchs iſt faſt allgemein, und erhält ſich ſogar bey den niedrigern Handwerkern, wovon manche ſonſt die Körper ſo ſehr zerkrüppeln. So ſieht man das Aeußere, und freut ſich; aber beobachtet man näher, dringt man etwas tiefer ein, ſo hat man es auch gleich weg, daß dieſen ſchönen Automaten das Leben fehlt, und ſie nur zu ſehr mit Unbehülflichkeit und Ungeſchmeidigkeit gepaart ſind; man hat es gleich weg, daß Gemächlichkeit und Sorgloſigkeit ein Hauptzug im Karakter dieſer guten Menſchen ſind, und daß alles, was eine große Anſtrengung erfordert, was Aufopferungen ihrer gewöhnlichen Freuden und Vergnügungen nothwendig macht, und den harmloſen Kreis ihres heitern Lebens verrückt, nicht ihre Sache iſt. Sie ſind gefällig, dienſtfertig, höflich, ja ſogar munter, aber alles nur bis auf einen gewiſſen Punkt, über den ſie nicht hinausgehen. Der Wiener will gut eſſen und trinken, will auch wohl lachen, ein öffentliches Spiel ſehen, aber alles ohne Mühe. Er kauft die Freude nicht gern durch ein Kopfbrechen, oder einen Schweiß, wenn ſie auch zehnmal ſüßer dadurch würde. Man will dies erſt nicht glauben, wenn die Menſchen, dieſe wohlgebildeten ſchönen Menſchen, vor einem erſcheinen mit einem ſo muntern und lebenfrohen Blick, und mit dem Lächeln der

Freude, wie man ſie in wenig Städten findet. Aber man lebe einige Monate unter ihnen, und ſie werden einem eben ſo langweilig, als man ihnen wegen ihrer Gutmüthigkeit und Harmloſigkeit zugethan ſeyn muß. Da iſt auch gar keine herrſchende Leidenſchaft, keine vorſtechende Neigung zu irgend etwas, kein lebendiges Intereſſe, was den Menſchen ſonſt aller Orten zu etwas zieht, und eben dadurch ihn andern genießbar macht. Man ſieht ſelten Extreme, weder im Guten, noch im Böſen, und ſelbſt das Vergnügen und Wohlleben, das der Wiener ſo ſehr liebt, kann ihn nicht in Schwung bringen. Sie eſſen viel und gut, ſie trinken gern, aber faſt nie betrinkt ſich einer. Sie lieben Schauſpiel und Muſik, aber es giebt wenige Kenner, noch weniger Enthuſiaſten, obgleich man bey der Muſik eine Ausnahme machen muß. Faſt täglich müſſen ſie ihr Vergnügen haben, und Feſttage zu verſäumen ohne ein Wohlleben würden ſie für eine der größten Sünden halten. Dies alles gönnt ihnen wahrlich keiner mehr, als ich, und es freut mich, daß ſie es haben können. Aber man ſollte denken, daß ſo vieles Reiben untereinander endlich einige Funken aus dem kalten Stein herausſchlagen würde, aber vergebens. Sie ſitzen und wandeln neben einander, wie die kraftloſen Schattengeſtalten der Unterwelt; der Teufel nein, beleibt und kräftig genug von Anſehen ſind ſie — ich wollte

nur ſagen, ſtumm und unbeweglich, und genieſſen der köſtlichen Gaben des Himmels und der Erde, und der heitern Luft und ſchönen Geſellſchaft, die um ſie her ſtrudelt, oder ſitzt. So ſieht man den Wiener im Prater, ſo in den Kaffehäuſern, ſo im Schauſpiel. Auch ſprechen ſie genug, aber gar eben und von gar ebenen Dingen, wie vom Wetter, von der geſtrigen Unterhaltung, wo die Hendel am beſten, wo der Obers am fettſten, wo der Stick und Donaukarpfen am delikateſten waren, und wo heute oder morgen, oder künftigen Sonntag der beſte Tanzplatz und Unterhaltung aufgethan werden wird. Dies iſt ſo eigen, daß Unterhaltung bey einem Wiener nichts anders heißt, als gut eſſen und trinken, und allenfalls einen Tanz machen, oder einem Schauſpiel und Feuerwerke zuſehen. Daß zwey oder drey Menſchen dieſes alles im Kern haben, und darüber dieſe Freuden alle vergeſſen können, das kömmt ihnen nicht in den Sinn. Man kann auf ein Kaffehaus gehen, wo mehr als hundert Menſchen beyſammen ſind, und ich bin ein Schelm, wenn man ſich vor Langerweile zu laſſen weiß, es ſey denn, daß Zeitungen zu leſen ſind, oder irgend eine närriſche Geſtalt durch ihr Aeußeres ergötzt. Da iſt nie ein allgemeines Geſpräch, nie eine laute Stimme, ſondern alles ſauſet und flüſtert unter ſich, oder döhnt von ſo alltäglichen Dingen, daß man in zwey, drey Malen den Kreis

ihrer gewöhnlichen Unterhaltungen durchgemacht hat. Wagen ſie ſich vollends einmal über dieſen Kreis hinaus, ſo hat man meiſtens ungewaſchnes Zeug, aber die Luſt hat man ſelten. Ein Wunder iſt es, wenn ſie einmal warm werden über Dinge, worüber an andern Orten die unberufenſten ſelbſt in Enthuſiasmus gerathen. Ich habe oft darüber gedacht, wie dies alles doch ſo ſeyn kann, und bin auf manche Dinge gefallen; unter andern auch auf die oben erwähnte Polizey. Es iſt unmöglich, daß kraftvolle und ſchöne Menſchen in dem reichſten Lande, unter dem ſchönſten Himmel, in der Fülle der Vergnügungen und des Lebens ſolche Stöcke ſeyn könnten, wenn nicht eine Wiege wäre, die ſie in der zarteſten Kindheit närriſch wiegte und ſo fort; wenn nicht eine Augenverkleiſterung und Stirnbebretterung vorgenommen würde, die ſie ſo weit nur ſehen und laufen läßt, als man grade will. Hier wäre der Ort, etwas darüber zu ſagen, in wie fern eine Regierung, und wie weit ſie berechtigt ſey, in das Gebiet des Geiſtes einzugreifen, und dieſem Feuerelement ihr erkaltendes und löſchendes Waſſer zuzugießen. Es iſt ungezweifelt, daß ſie den Wiener ſo im Gängelband führt, daß er das Bewußtſeyn ſeiner Kraft verliert, und endlich nicht mehr ahndet, daß der Menſch beſſere Angelegenheiten habe, als eſſen und trinken und ſich ſchlafen legen. Die Geſpenſter, die der reli-

giöſe und politiſche Aberglauben allenthalben ſehen, haben dieſes künſtliche Werk erzeugt. Der Wiener weiß nur zu gut, daß es gefährlich iſt, über gewiſſe Dinge nur zu denken, geſchweige denn zu ſprechen, und ſo hält er das Maul, aber eben dieſe Maulſperre macht ihn endlich zu dem, was er iſt, und ſein Geiſt verliert alle Gewandheit und zugleich alle Luſt, ſich zu tummeln. Für ſeinen Leib und ſeine übrige Freuden findet er durch eben dieſe Polizey gut geſorgt, findet ſich endlich zufrieden, und lebt ſo ganz harmlos und glücklich in dem Wahn, daß er der klügſte und glücklichſte ſey, und Wien die Königin aller Städte des Erdbodens. Denn davon iſt der Wiener überzeugt, daß es keinen beſſern Ort gebe in der Welt, als das ſchöne Wien, und das ſüperbe Wien, und welche Schmeichelnamen er ihm ſonſt noch alle giebt. Ich will darüber nicht ſtreiten; Wien iſt immer einer der ſchönſten und luſtigſten Orte, die ich geſehen habe, ich werde ſeine Bewohner und ihn ſelbſt immer rühmen. Aber was würde Wien ſeyn, wenn zu allen ſeinen Vorzügen noch Geiſtesfreyheit und Freyheit des Geſchmacks hinzukäme, die doch den Menſchen erſt zum Menſchen machen?

Dieſes Fade und Geſchmackloſe der Unterhaltung, dieſes Nichtbewußtſeyn des Edelſten, was im Menſchen lebt und wirkt, fällt nun bey keinem Geſchöpfe der großen Kaiſerſtadt mehr auf, als bey

den Jünglingen, die die Feinen und Eleganten machen. Freylich ſind dieſe an den meiſten Orten ſehr leichte und arme Kreaturen, aber ſie haben doch eine gewiſſe queckſilbrige Gewandheit, eine gewiſſe Geläufigkeit des Körpers und der Zunge, die der Jugend wohl ſteht. Aber der Wiener, ſchön und wohlgebaut, wie er immer ſeyn mag, iſt doch der ärgſte und traurigſte Bock, den man ſehen kann, beſonders wenn er in dem neuen Geſchmack des engliſchen Ernſtes, oder richtiger, Plumpheit auftritt und mit ſteifem Schritt und großem Auge die Leute anſtarrt. Denn ein bedeutungsloſes Thier wird dies nie mehr, als wenn es was bedeuten will. Da iſt nichts von der Keckheit und Freiheit, nichts ſelbſt von der liebenswürdigen Impertinenz, die jungen Leuten ſo leicht verziehen wird, nichts von dem Aufſprudeln und Ausſchlagen, was man anderswo ſieht. So gehen ſie durch die Jahre der Zier in die der Ruhe über, und werden endlich gute ehrliche Bürger, aber ſelten feine und gebildete, oder nur für das Feine und Bildende ſich intereſſirende Menſchen.

Die öſterreichiſche Regierung iſt von mir mehr, als einmal, wegen der Liberalität und Humanität gerühmt worden, mit der ſie ſowohl, als ihre Großen, alles öffentlich und gemeinnützig zu machen ſucht, was ſonſt unter Schloß und Riegel, und meiſtens nur für den Genuß des Reichen gehalten

wird. Ich habe es mehr als einmal geprieſen, daß alles Schöne und Merkwürdige dieſer Stadt und ihrer Umgebungen jedem zum Vergnügen und zur Belehrung und Bildung offen ſteht; wie der Fremde und Einheimiſche mit Artigkeit behandelt wird, wo an andern Orten die Grobheit zu thronen pflegt; wie ſorgſam die Polizey für alles wacht, was für die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Publikums dient. Aber alles dieſes, was iſt es, wenn man dem Menſchen ſein Erſtes vorenthält? was iſt es, als eine kluge Gängeley, die keiner Regierung erlaubt iſt, als Einſchläferung ſeiner edelſten Kräfte, und Unterdrückung des heiligen Rechts, was jeder Menſch hat, ſich ſeines eignen Daſeyns lebendig und vollſtändig bewußt zu werden, ehe er daran denkt, daß ein Staat in der Welt ſey? Ehe man dem Wiener dieſe Freyheit wieder giebt, ehe man ihm erlaubt, ſich auf den unermeßlichen Gefilden des Geiſtes zu tummeln, ehe wird er nicht anders werden, man mag ſo viel an ihm flicken und bilden, als man will, und über die guten öffentlichen Anſtalten und Einrichtungen in alle Länder hinein poſaunen. Sie helfen nichts, wenn der Menſch ſich nicht über alle Dinge vom Iſop bis zur Ceder laut machen und mittheilen darf, und das iſt in Wien ſeit Joſeph wieder Kontrebande. Freylich hatte man mir es übertrieben, und ich fand es ſo arg nicht, als das Gerücht ſagte; aber eine

allgemeine Behutſamkeit und Furcht vor der Polizey war offenbar da; und bey Worten, die an andern Orten von den gemeinſten Lippen hervorbrechen, ſpitzten die Leute hier die Ohren, und riefen: c'eſt un grand mot à Vienne. Man vermeidet wohlbedächtig, über Religion und Politik zu ſprechen, oder über die groſſen Gegenſtände des Tages, und eben ſo behutſam geht man mit der groſſen Schöpferin der Dinge, der Philoſophie um. Wenn nun über dieſe Dinge der Mund verſtopft iſt, ſo erſtarrt der Geiſt allmählig, und ſo wird die Gelaſſenheit der Wiener erklärlich, wie ihre Unbehülflichkeit im Urtheilen über feinere Gegenſtände auch des gemeinen Lebens, oder gar des Geſchmacks. So bleibt ihnen Schauſpiel und Oper, ſo das zahlreiche Heer der öffentlichen Freuden, die die Menſchen ſonſt bilden, unwirkſam, und ſie genieſſen es faſt mit gleichen Sinnen, wie die gebachenen Hendel und gefüllten Kapaunen.

Man glaube aber nicht, daß dieſe Polizey übrigens die Wiener zu Sklaven, oder gar zu mistrauiſchen und niederträchtigen Schurken und Spionen gemacht habe. Nein, ſie ſind ein biederes und braves Volk, dienſtfertig und frohherzig, gutmüthig und vergnügenliebend, wie es nur eines giebt, und man ſehnt ſich oft unter ſo gute Menſchen wieder zurück, wenn man einmal aus ihrer Mitte geſtoſſen iſt. Man macht es ihnen im nördlichen und hung-

rigen Vaterlande gewöhnlich zum Vorwurf, daß ſie Vergnügen und Wohlleben zu ſehr lieben, und nicht genug arbeiten. Das finde ich lächerlich. Da ſie leben und gut leben können, wie ſie leben, ſo wären ſie Thoren, ſich unnütz abzuarbeiten, wie freylich in den Sandwüſten der Mark und in andern hungrigen Gegenden der arme Bürger thun muß, der am Ende doch nicht ſo viel übrig hat, daß er des Sonntags ſich einen frohen Tag machen kann. Auch das Vergnügen iſt Pflicht, und wird bey den meiſten Menſchen durch das Bedürfniß ſeine rechte Gränze finden. Ich vertheidige damit die reichen Müßiggänger nicht, die im ererbten Gelde ein Vorrecht zu haben meynen, nichts zu thun, als es zu verzehren. Sie haben ihre Strafe bey ſich, die ſie nicht ſo leicht durch das Leben ſchleudern läßt, als die Unerfahrnen meynen.

Nun zu euch, ihr holden Geſchöpfe, die das Leben erſt zum Leben machen, und allen Freuden die rechte Würze geben, zu euch, ihr ſchönen Wienerinnen, nachdem ich euren Männern die Wahrheit geſagt habe. Ihr habt nichts zu fürchten; wie ihr immer ſagen mögt, doch hört ihr nie auf, liebenswürdig zu ſeyn, und mit ſüßen Waffen eure Gegner zu beſiegen. Doch ich muß umlenken, weil man ſein eignes Lob nicht gern ſo geradezu hört, und in der dritten Perſon von euch reden. Ich habe die Männer in Wien ſchön genannt, wie

ſollten es denn die Weiber nicht ſeyn? Ja ſie ſind es und können keck die meiſten Städte auf die Schönheit ausfordern. Faſt alle Mädchen und Frauen in den Jahren der Blüthe ſind ſchön gewachſen, voll und ſchlank, und wiſſen ihren Leib wohl vor der Welt zu tragen. Ihre Wangen blühen friſch wie die Roſen, und ihren Augen fehlt es nicht an Feuer zu zünden und zu erwärmen, was auch Herr Nikolai ſagt. Aber bey ihrem gewöhnlich ſo ſchönen Teint, ſelbſt wenn er etwas ins Bleiche fallen ſollte, haben die meiſten die Unart, ſich zu ſchminken, und die alternden thun dies mit einer abſcheulichen Impertinenz, ſo daß man über ihre Röthe roth werden mögte. Es iſt eine Luſt, ſo an einem öffentlichen Orte, z. B. im Prater, ſtill zu ſtehen und ſo viele ſchöne und luſtige Geſtalten vorbey paſſiren zu laſſen. Da findet man denn aus allen Klaſſen und in allen Altern, die zarten Schößlinge, die holden Knoſpen, denen man einen heitern Himmel und milde Luft wünſchen muß, und die, welche in tauſendblättriger Schönheit prangen, wie die, welche die welkenden Blätter ſchon zuſammenlegen und überſtreichen müſſen, damit ihre Blöße nicht ſo durchſcheine. Aber immer, wo man auch ſey, bringt man die Bemerkung mit, daß Wien mit Recht den Namen einer ſchönweibrigen Stadt verdiene. Wenn man nun aber frägt, wie es mit

dem Geiſt dieſer holden Geſchöpfe ausſieht, ſo iſt die Antwort, eben ſo gut, als an den meiſten andern Orten, wo doch immer das Weib auch in Rückſicht des Wiſſens noch unter Vormundſchaft gehalten wird, und ſelten an der Bildung der Männer gleichen Theil hat. Freylich wenn die Männer ſind, wie ich ſie eben geſchildert habe, ſo kann man davon eben keinen günſtigen Schluß auf die Weiber machen, und dieſe dürfen ihren Herren unmöglich ſo weit voraus ſeyn, daß ſie ſich zu ſchämen hätten. Die ſchönen Kinder lernen meiſtens franzöſiſch und italiäniſch, wie man dieſe Sprachen an den meiſten Orten lernt, und Muſik faſt ohne Ausnahme, weil dieſe Kunſt hier durchaus zur Bildung eines Fräuleins gehört, und diejenige, die nicht ein Bischen klimpern könnte, eine ſchlechte Rolle in der Geſellſchaft ſpielen würde. Dieſe und die gemeinen kleinen Weiberarbeiten ſind hier die Hauptſache, und an Erleuchtung des Kopfes und Bildung eines feinen Geſchmacks iſt hier nun freylich gar nicht zu denken, und die Klage, die man bey den Männern führt, gilt auch bey den Weibern, daß ſie bey aller Schönheit viel Leere haben, immer aber doch mehr Leben und Munterkeit, als die Männer; wie denn das Weib von der Natur einmal den Vorzug hat, von der äußern Lage der Dinge nicht ſo ſehr mitgenommen zu werden, als der Mann, und im Sturm der

Welt und des Lebens ihre Eigenthümlichkeit und Weiblichkeit reiner zu bewahren. Eine Kunst verſtehen die ſchönen Wienerinnen ſehr gut, ſich geſchmackvoll zu kleiden, mit der größten Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit in den Anzügen. Will man ſie an ihrer Stelle ſehen, ſo muß man die ſchönen Sommermorgen in den Augarten gehen, wo ſie ihre Morgenandacht halten, beſonders an den Tagen, wenn die Akademien ſind. Auch des Abends auf der Baſtey hat man einen guten Standort, aber da laufen bey den Lichtern manche geſchminkte Geſichter auf Koſten der übrigen mit durch, und das ſollte nicht ſeyn.

Was hier von den Sitten zu ſagen wäre, weiß jeder ſchon vorher, der große Städte und die Denkungsart der Zeit über dieſen Punkt kennt. Sie ſind natürlich ziemlich loſe bey Männern und Weibern, und es finden ſich, die aus dieſer Losheit der Sitten ein förmliches Gewerbe machen. Da kann man Wien nicht mehr zur Laſt legen, als was von andern großen Städten gilt. Zahllos iſt hier übrigens die Klaſſe hübſcher Stubenmädchen, die auch ihre Tage haben, wo ſie als Damen im feinſten Muſelin und in atlaſſenen Schuhen erſcheinen, und in Fiackern kek durch die Straßen rollen. Dieſe werden meiſt aus den Provinzen rekrutirt, aus Linz, Paſſau und andern Städtchen wo es feine Mädel giebt. Man ſieht dies ganze

Geſchlecht, die Köchinnen und Wäſcherinnen in einer ſchönen Schlangenhaut, an Sonntagen im Prater und auf den Dörfern, nachdem ſie den Staub der Woche und die Küchenſchürze und Haube abgelegt haben. Sie ſind nicht der unbelaßigendſte Theil des ſchönen Gewimmels, und mancher fehlt es zu nichts, als dem Zufall, um in der glänzendſten Equipage, von 6 Schimmeln gezogen, als Königin unter den Frauen zu ſchimmern. Sie thun es übrigens in Feinheit der Stoffe und Aufſätzen und Pracht den erſten Damen gleich. — Die ehrbaren Bürgerinnen und ihre Töchter, die noch auf alte Sitte halten, gehen nach Art der Großmutter in Rock und Schürze und einen feinen Kamiſölchen und einer Mütze auf dem Kopfe, deren Spiegel faſt aus purem Golde beſteht. Ihre Kleider ſind übrigens koſtbar ſeidene, oder aus den feinſten baumwollenen Zeugen, und auch die Schuhe reich mit Gold und Silber geſtickt. Man glaubt nicht, wie ſchön dieſe Tracht den ſchöngewachſenen Bürgerinnen ſteht, daß man ſelbſt oft verſucht wird, ſie dem leichten Schwung des griechiſchen Gewandes vorzuziehen, was unſre vornehmere Welt aus den Händen der Grazien empfangen zu haben meint. Dieſe goldmüthigen Frauen und Mädchen hüten ſich übrigens wohl, mit den Kammerjungfern und Dienſtmädchen in eine Klaſſe ver-

miſcht zu werden, ungeachtet dieſe ſie an modiſcher Eleganz und Verfeinerung überhohlen.

Der Ton hier iſt übrigens ſo gezwungen nicht, als man nach der Steifheit der Leute denken ſollte — ich rede hier von den gewöhnlichen Zirkeln des Mittelſtandes — ſondern es geht ziemlich leicht her, und man iſt durch die ewige Vermiſchung aller Arten auf den öffentlichen Plätzen einmal gewohnt, keine Umſtände zu machen, noch zu erwarten. Gaſtfrey iſt man und gefällig, wie man es ſeit der Oſtſee nicht findet, und alles wird gleich wie ein alter Freund vom Hauſe und in jeder Hinſicht mit dem Größten und Vornehmſten gleich behandelt. Doch iſt Eines hier, was vielleicht von der ehemaligen ſpaniſchen Grandezza und der Menge Magnaten aller Art herrührt, die ſich hier eingeniſtet haben; man macht nämlich in ächt ariſtokratiſchen Sinn lächerliche Klaſſifikationen, die den titelreichen Teutſchen überall ſo ſehr auszeichnen. Alles was von guten Mittelſtande iſt und zu den gebildeten Klaſſen gehört, Kaufleute, Künſtler, Gelehrte, Beamte paſſiren unter dem Namen Herr von, und ihre Weiber und Töchter heißen Gnädige Frau und Fräulein; von dem untern Theil gerufen, hört man immer nur Ihr Gnaden. Damit nun aber die wirklichen Edelleute hiebey nicht verlieren, ſo nennen ſie ſich Edler von, welches freylich in der Unterhaltung wegfällt, wo man mit

dem Herr von allenthalben durchkömmt. Die nun hieran zunächſt gränzen, oder die man nicht recht zu nennen und zu klaſſificiren weiß, laufen alle unter dem Namen Monſieur, der daher wenig beliebt iſt. Herr übrigens iſt das gemeinſte, was es giebt und ſo nennt man jeden Unbekannten, den man anredet, ſey es auch der lumpigſte Sackträger. Das Wort der Herr iſt hier ungefähr ſynonim mit dem Er im untern und mittlern Teuſchlande.

Der Hof. Die Großen.

Die kaiſerliche Familie lebt ganz ſtill und eingezogen, ohne den Schwarm eines glänzenden Hofes immer um ſich zu haben und die Sklavin vieler Sklaven zu ſeyn. Den Sommer bringt ſie gewöhnlich in Laxenburg zu, von wo der Kaiſer des Morgens ſich an Audienztagen, oder bey wichtigen Angelegenheiten in die Reſidenz fährt. Auch wenn ſie ins Schauſpiel kommen, bringen ſie ſelten die Nacht in der Stadt zu. Ich habe an einer andern Stelle von Laxenburg eine kleine Skizze entworfen, die ihr Leben ſo ziemlich ſchildert. Im Winter leben ſie gewöhnlich in Wien und wohnen den Vergnügungen und Feſten bey, die dieſe kurzen und traurigen Tage verjagen helfen. Aber auch dann leben ſie, wie man ſagt, außer den ſolennen Tagen ohne Prunk und Etiquette. Mehr Getümmel und Pracht machen nun die Magnaten

Ungerns, Böhmens und Oeſterreichs, die in dieſer großen Stadt entweder ihre Einkünfte verzehren, oder durch Bedienungen und Würden daran gebunden ſind. Es iſt bekannt, wie reiche und mächtige Häuſer es unter dieſen giebt. Doch iſt der reichſte Magnat Ungerns Eſterhazy flügellahm geworden, und hat ſo mit ſeinen Reichthümern haushalten, daß er etwas einhalten und eine Zeitlang auf dem Lande, oder auswärts leben muß, um ſeine Finanzen zu verbeſſern, denn in Wien ſelbſt könnte er das nicht vor den Augen der Welt ſo zeigen und mit einem Male kleiner anfangen, als die Leute von ihm gewohnt waren. Doch lebt er in Ungern immer noch mit einer Art von fürſtlichen Hofſtaat, obgleich er ſeine Kapelle abgedankt hat, und auch kein Schauſpiel mehr hält. Die Lichtenſteine, Auersberge, und Dietrichſteine ſind nächſt dieſem die erſten, und eine unzählige Menge andrer vom zweyten Range, lebt hier, die an jedem andern Orte den erſten einnehmen würde. Dieſe nun und die vielen Fremden, die hier eine Zeitlang von großen, oder kleinen Renten leben, die Reichen, die Handel und Induſtrie, oder Zufall in einer großen Stadt zu verſammeln pflegt, helfen den äußern Prunk und die Freude und den Glanz der öffentlichen Tummelplätze vermehren, und bringen auch wirkliches Blut in die Adern des Staats, die durch ſie deſto ſchneller umlaufen. Ich habe von dieſem

Gewühle bey mehrern Gelegenheiten ein kleines Bild entworfen, was freylich die Lebendigkeit des wirklichen Lebens nicht erreichen kann. Uebrigens zeigen die Großen keinen Uebermuth und Stolz, und maßen sich an keinem Orte Privilegien an, als die ihnen ihre vollere Börse giebt. Man sieht sie allenthalben unter allerley Menschenkinder gemischt und erkennt sie nur, wann die Fackelträger voran laufen und die schimmernden Heiducken hinten auf den Wagen springen. Sonst hält der Fiaker mit ihnen gleichen Schritt, und sie dürfen kein Vorrecht erpochen, was man ihnen nicht freywillig einräumt. Uebrigens bemerkt man gar keine Tendenz des Volks zu einer Revolution, noch zu gefährlichen Anmerkungen über die Vorrechte der Edlen und Großen, wenn es gleich richtig genug ist, daß Bernadotte nicht so ganz unschuldig seine Fahnen ausgehängt hatte. Wegen dieser Geschichte sind manche Familien, die 20, 30, 40 Jahre in Wien gewohnt haben, verbannt worden, und viele freylich auf bloßen Verdacht. Man urtheilt über solche Vorfälle immer einseitig, ich will also schweigen und nur das dem Schreien gegen die hiesige Regierung und ihre Maßregeln entgegensetzen, daß die Franzosen es aller Orten eben so und noch ärger machen, und mit Feuer und Schwert verfolgen, die nicht sogleich ihrem Systeme fröhnen. Ist die Sache vielleicht anders, wenn sie eine Demokratie

thut? iſt die Cenſur und der Geiſteszwang weniger groß, wenn der Wind von 500 Regenten herweht! O wir Kindsköpfe mit unſern Urtheilen! Wann lernen wir doch konſequent ſeyn? wann werden wir gerecht richten, ſo verſchieden auch die Meynungen ſeyn mögen?

Ein Weniges über den Bauernſtand um Wien.

Oeſterreich ſelbſt iſt ſicher eine der [illegible] und reichſten Provinzen des teutſchen Reiches, und bringt beynahe alles hervor, was die Menſchen ſelbſt zum üppigen Leben bedürfen. Es iſt alſo wohl zu erwarten, daß die Bewohner eines ſo ſchönen Landes ſich im Wohlſtande und in Wohlgemüthigkeit befinden. Es iſt bekannt, daß der größte Theil der ſchönen Dörfer und Güter, die man in Oeſtreich ſieht, meiſtens dem hohen und niedern Adel gehören; um ſo mehr muß es auffallen, daß dieſer nicht ſo wuchernd und filzig die Säfte des Landes an ſich ſaugt, wie es immer bey der Uebermacht war und ſeyn wird, ſondern auch den Baum, der ihm ſeine Früchte giebt, den Sonnenſchein und Regen des Himmels nicht mißgönnt. Wie ganz anders iſt dieſes größtentheils im nördlichen Teutſchlande, wo dieſer Theil der Staatsbürger, der erſte und ehrenvollſte, noch immer ſehr negerartig, wenn nicht behandelt wird, doch behandelt werden kann. Man ſieht bey dem Bauer

in Oeſterreich im Durchſchnitt Wohlſeyn und Freude. Er trinkt ſeinen Wein, ißt ſein ſchönes Brod und ſeine fette Milch, ohne vor ſeinem Tyrannen zittern zu müſſen, daß er vielleicht in ſeine Schüſſel gucke und mit der Bemerkung von dannen gehe: ſiehe das iſt zu viel; der Bauer iſt gebohren zu arbeiten und ſich ſatt zu eſſen; was darüber iſt, das iſt von Uebel, und gehört nach dem Recht der Bibel und Natur ſeinem gnädigen Herrn. „Nein, dafür haben hier die Geſetze geſorgt. Die Dörfer ſind meiſtens nett und zierlich, und laufen nach ſächſiſcher Art in einer, oder mehrern langen Gaſſen hin. Die Häuſer ſind faſt alle von unten auf gemauert, oder aus Bruchſteinen aufgeführt, mit hellen und leichten Fenſtern, oft Fenſterläden und Chaſis, und innen und außen ſo geputzt, daß man ſich recht froh darin fühlt; dagegen fehlen Ziegel- und Strohdach, und man ſieht meiſtens nur Schindeln nach der Art des ganzen Landes, die nur in Wien eine Ausnahme macht. An dieſe ſchließen ſich denn die Ställe, Korn- und Heuſchober eben ſo nett an; vorne ſtehen Schattenbäume, oder ein luſtiger Kranz von Reben windet ſich um die weißen Mauern, und hinten iſt meiſtens ein kleines Gärtchen zu Gartengewächſen und Obſt. Gewöhnlich hat der Bauer nach dem Verhältniß ſeiner Beſitzungen ein Paar Pferde, einige mächtige Ochſen und mehrere Kühe, alles brav und ſtattlich von

Wuchs, wie er ſelbſt. Denn auch von ihm und ſeinen Weibern gilt, was ich von der Bildung der Oeſterreicher bey Gelegenheit der Wiener geſagt habe. Man ſieht meiſtens ſtarke und ſchöne Leute, und ſo hübſche Weiber und Jungfrauen, als man ſie ſonſt ſelten unter Bauren findet. Dies iſt immer unter vielen andern zweydeutigen, Beweiſen der ſicherſte für den Wohlſtand der Menſchen. Nur mäßige Arbeit und Anſtrengung in den Jahren des menſchlichen Frühlings macht ſchöne Körper. Wer immer im Schweiß ſeines Angeſichts den Stock in der Nähe, und kaum ein heißes Brod und in der Ferne ein kümmerliches und froſtiges Alter ſieht, dem tritt die Gebehrde der Seele endlich zum äußern Körper heraus, eben ſo wie die Weichlichkeit und Ueppigkeit ihm ihr ekelhaftes Fett und ihre ſchwammige Gleichgültigkeit anhängt, die nur immer einſaugen, nie ſich auspreſſen laſſen will. Freylich wirft man dem Oeſtreicher, wie dem Bayer, mit Recht vor, daß er noch immer ein zu bigottes und prieſterliches Geſchöpf ſey, und meint alſo, er müſſe, weil er ſolchem Vieh ſich ſo unterbeuge, auch in andrer Rückſicht mit dem Ochſen- und Eſelgeſchlechte noch ſehr verwandt ſeyn; aber doch iſt dies nicht ſo; die Menſchen ſind hier weiter in Kultur, als in ärmeren Norden, ihr äußerer Zuſtand iſt beſſer und der verbeſſert auch den innern; viel trägt nun auch die nahe Hauptſtadt

dazu bey. Sie ſind ganz vernünftig, bis auf dieſen Einen Punkt, und ſonſt ein eben ſo guter Schlag Menſchen, als die Wiener, dienſtfertig und gefällig, aber auch zu langmüthig und bequem, und dem Wohlleben vielleicht zu ſehr ergeben. Induſtrie ſuche man nicht unter ihnen, noch den Fleiß und die Arbeitſamkeit des Sachſen und Pommers, oder die Gewandheit des Thüringers und Franken. Sie haben beydes ſo ſehr nicht nöthig. Auch iſt ihr Ackerbau, ſoviel ich davon geſehen habe, bey weitem nicht mit dem des nördlichen Teutſchlands zu vergleichen, und wer da geweſen iſt, muß ſich hier nothwendig ärgern. Ein anderes iſt es mit dem Wein- und Obſtbau, und leichteren Arbeiten des Landmanns, die ſie recht gut betreiben. Die Viehzucht wird vielleicht nach dem Lande nicht genug getrieben, noch nach dem Vortheil, den ſie um Wien bringen könnte. Luxus iſt hier allerdings mehr, als wo mehr Armuth und Arbeit iſt, aber man fühlt ſeinen ſchädlichen Einfluß auf die Sitten und Geſundheit der Menſchen nicht recht, obgleich der Bauer hier ſo gut lebt, als in Sachſen und Thüringen der Edelmann. O da iſt doch die Arbeit und Bewegung ein ſchönes Gut des Menſchen, und wir wollen ihm ſeinen Kaffe, ſeinen Reis und Braten herzlich gern gönnen und ſein gebachenes Hendel alle Sonn- und Feſttage, wenn er ſie haben kann. Seine Kleidung hat eben nichts

ausgezeichnetes vor der gewöhnlichen teutſchen Bauerntracht, es ſey denn, daß man zuweilen Haarflechten und Zöpfe bey den Weibern, und meiſtens Strohhüte bey den ärmeren Männern ſieht. Die Konſkription liegt leider auch hier faſt ganz auf dieſem Stande, und das iſt freylich hart, weil auch in Oeſterreich meiſtens nur ein privilegirter Officierſtand iſt, aber doch iſt es nichts gegen das Preußiſche, wo der Nichtedelmann faſt ohne Ausnahme Gemeiner bleibt, und etwa in 20, 30 Jahren zur unterſten Officierſtelle rückt, wo Knaben im 13ten, 14ten Jahre ſtehen. Es läßt ſich hierüber manches ſagen, das tiefer in das Wohl des Staats eindringt und mit verlornen Schlachten zuſammenhängt, als die glauben oder denken mögen, denen man von Jugend auf Brillen auf die Naſe zu ſetzen, und auf gut Samojediſch ein Brett um den Kopf zu falzen pflegt.

Eine Sonderbarkeit, und zwar eine recht liebe, iſt in Wien, daß man lumpigen und unverſchämten Pöbel faſt nicht findet, ſondern alles einen gewiſſen Grad des Bürgerlichen hat. So iſt es auch beynahe mit der Sprache, die ächt öſterreichiſch und karakterzeichnend iſt, und durch alle Stände von Sackträger bis zum Magnaten ihre volle und träge Dicktönigkeit behauptet. Ueber dieſen ſogenannten öſterreichiſchen Dialekt ließe ſich allein ein

Buch ſchreiben, das beluſtigend genug ſeyn würde. Ich will nur Eines ſagen, daß die ſchmeichelnden Diminutiven durchaus für die Dinge ſind, die dem fünften und ſechſten Sinne dienen.

Verbeſſerungen.

Man bittet den Leſer, nachfolgende Druckfehler, welche ſich durch die weite Entfernung des Verfaſſers vom Druckort eingeſchlichen haben, gefälligſt zu verbeſſern.

S. 4 Z. 4 von oben lies ſanften Fällen für ſanftem Fal-
len.
„ 4 „ 11 von oben l. Site für Seite.
„ 4 „ 11 von unten l. gepfuſcht f. geſuſcht.
„ 4 „ 3 von unten l. Kleobis f. Kiebis.
„ 5 „ 10 von oben l. im Südoſten, im Weſten für in
Südoſten, in Weſten.
„ 5 „ 10 von unteh l. bergichten f. bergiſchen.
„ 7 „ 6 von oben l. nach einem Sprung f. nach einen
Sprung.
„ 12 „ 6 von unten l. Altar f. Adler.
„ 13 „ 7 von oben l. aus Eichen f. aus; Eichen.
„ 14 „ 6 von unten l. Knieender f. Knieenden.
„ 15 „ 14 von unten l. ein Vogelbauer f. einen Vogel-
bauer.
„ 15 „ 8 von unten l. ſein Vogelbauer f. ſeinen Vogel-
bauer.
„ 17 „ 6 von oben l. einen ſtillſtehen machen f. einem
ſtillſtehen machen.
„ 23 „ 14 von oben l. dem für den.
„ 25 „ 4 von unten l. einem runden f. einen.
„ 29 „ 11 von unten l. Streitberg f. Stritberg.
„ 29 „ 3 von unten l. vom Adelſtein f. von.
„ 32 „ 12 von oben l. oben für eben.
„ 33 „ 11 von oben l. aus dieſem f. aus dieſen.
„ 34 „ 12 von oben l. Strom f. Stamm.
„ 34 „ 15 von oben l. im Oſten f. in Oſten.
„ 38 „ 9 von unten l. drinn f. drein.
„ 44 „ 14 von unten l. Nippen f. Ribben.
„ 44 „ 13 von unten l. an meinen f. an meinem.

S. 46 Z. 9 von unten l. Halbwiſſers ſ. Halbwiſſens.
„ 49 „ 5 von oben l. ſchleppender ſ. ſchlappender.
„ 49 „ 9 von unten l. gekielbohlt ſ. gekielhohlt.
„ 56 „ 1 von oben l. Vorläufer ſ. Verläufer.
„ 56 „ 7 von oben l. im Süden ſ. in Süden.
„ 56 „ 5 von unten l. von ſchönem ſ. von ſchönen.
„ 56 „ 1 von unten l. über den Trümmern ſ. über die Trümmer.
„ 57 „ 13 von oben l. im Keim ſ. in Keim.
„ 57 „ 17 von oben l. Morvens ſ. Morrens.
„ 58 „ 7 von unten l. An der ſ. Um der.
„ 58 „ 1 von unten l. natürlichem ſ. natürlichen.
„ 60 „ 11 von oben l. in den Norden ſ. in dem Norden.
„ 64 „ 14 von unten l. daran ſ. davon.
„ 77 „ 8 von oben l. einem jeden ſ. einen jeden.
„ 77 „ 10 von unten l. weht einen an ſ. weht einem an.
„ 78 „ 10 von unten l. auf einem ſ. auf einen.
„ 79 „ 13 von oben l. je ſonntäglich ſ. geſamtäglich.
„ 80 „ 14 von unten l. andern ſ. andere.
„ 86 „ 8 von oben l. dem Blumenorden ſ. den Blumenorden.
„ 89 „ 11 von oben l. erluſtiget ſ. verluſtiget.
„ 90 „ 2 von unten l. dürrem ſ. dürren.
„ 95 „ 2 von unten l. ſonſt ſ. ſonſten.
„ 108 „ 8 von unten l. wie ſ. wenn.
„ 109 „ 4 von oben l. allem ſ. alle.
„ 119 „ 7 von oben l. ihm ſ. ihn.
„ 120 „ 9 von unten l. an einem ſ. an einen.
„ 120 „ 11 von unten l. andern für andere.
„ 122 „ 10 von unten l. rauh ſ. rauch.
„ 125 „ 11 von unten l. dieſem ſ. dieſen.
„ 131 „ 8 von unten l. umwölktem ſ. umwölkten.
„ 140 „ 12 von unten l. auf meinen ſ. auf meinem.
„ 144 „ 10 von unten l. über dem ſ. über den.
„ 147 „ 9 von oben l. einen anwandeln ſ. einem.
„ 148 „ 14 von oben l. Aſhle ſ. Aſſyle.
„ 149 „ 3 von oben l. auf den ſ. auf dem.
„ 149 „ 9 von oben l. Gefährte ſ. Gefährde.
„ 151 „ 12 von unten l. aus dem ſ. aus den.

S. 152 Z. 11 von oben l. nach dem f. nach den.
S. 158 Z. 10 von oben l. der Stadt vorbei f. die Stadt vorbei.
S. 158 Z. 13 von oben l. Raben f. Räben.
S. 159 Z. 7 von unten l. heitres f. hintres.
S. 161 Z. 11 von unten l. nach allem f. nach allen.
S. 163 Z. 1 von oben l. aus dem f. aus den.
S. 165 Z. 6 von oben l. meinen f. meinem.
S. 169 Z. 9 von unten l. über ihnen f. über ihr.
S. 173 Z. 4 von unten l. Kärtwein f. Kuttwein.
S. 174 Z. 9 von oben l. halcyonischer f. heicyonischer.
S. 175 Z. 1 von oben l. Nußdorf f. Nußdorf.
S. 175 Z. 7 von oben l. der Stadt vorbei f. die Stadt vorbei.
S. 180 Z. 9 von oben l. über den f. über dem.
S. 181 Z. 4 von oben l. im Süden f. in Suden.
S. 189 Z. 5 von unten l. Weines f. Seimes.
S. 197 Z. 2 von unten l. einem f. einen.
S. 202 Z. 12 von unten l. aus dem Hals f. aus den.
S. 209 Z. 6 von oben l. einen f. einem.
S. 215 Z. 2 von oben l. dem Mäoniden f. den Mäoniden.
S. 220 Z. 9 von oben l. Schur f. Schnure.
S. 220 Z. 7 von unten l. in dem holden f. in den holden.
S. 232 Z. 9 von oben l. ihrem eignen f. ihren eignen.
S. 241 Z. 11 von unten l. ihm f. ihn.
S. 269 Z. 2 von oben l. Ein Lob f. ein Lob.
S. 282 Z. 8 von unten l. auffliegt f. aufliegt.
S. 286 Z. 5 von unten l. ißt f. iſt.
S. 288 Z. 11 von oben l. geſeegnetſten f. geſeegentſten.
S. 308 Z. 13 von unten l. zu ihrem f. zu ihren.
S. 311 Z. 13 von unten l. dem jungen f. den jungen.
S. 318 Z. 4 von oben l. ihm — nach f. ihn — nach.
S. 321 Z. 2 von unten l. verſagt f. verſetzt.
S. 325 Z. 5 von oben l. himmliſchem f. himmliſchen.
S. 327 Z. 7 von oben l. nackte f. nachte.
S. 333 Z. 2 von unten l. ſo einem f. ſo einen.
S. 339 Z. 1 von oben l. einem Alten f. einen Alten.
S. 339 Z. 6 von oben l. kann f. kam.
S. 350 Z. 6 von oben l. allem dieſen f. alle dieſem.

S. 350 Z. 8 von oben l. an einem f. an einen.
S. 351 Z. 13 von unten l. einem Bau f. einen Bau.
S. 351 Z. 8 von unten l. ihm f. ihn.
S. 353 Z. 10 von oben l. welche Zoten und Albernheiten man für Witz verkauft.
S. 365 Z. 8 von unten l. Genieſtreiche f. Genieſtreiche.
S. 366 Z. 5 von unten f. wenn f. wem.
S. 368 Z. 10 von unten l. unter einem f. unter einen.
S. 383 Z. 6 von unten l. ſein f. ſagen.
S. 387 Z. 14 von unten l. einem feinen f. einen feinen.
S. 388 Z. 11 von unten l. ariſtokratiſchem f. ariſtokratiſchen.
S. 388 Z. 9 von unten l. vor gütem f. von guten.
S. 391 Z. 12 von oben l. freiwillig f. freiwillich.
S. 394 Z. 3 von unten l. im ärmern f. in ärmern.

Reiſen

durch einen Theil

Teutſchlands, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799

von

Ernſt Moriz Arndt.

Zweyter Theil.

Leipzig 1801.

bey Heinrich Gräff.

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Bruchstücke

aus

einer Reise

durch einen Theil Italiens

im

Herbst und Winter 1798 und 1799

von

Ernst Moritz Arndt.

Erster Theil.

Leipzig 1801.
bey Heinrich Gräff.

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckorte bittet man folgende Druckfehler, die mit Vorbeigehung unbedeutender und der Fehler der Interpunktion angemerkt sind, zu berichtigen.

S.	5	Z.	7	für Sirecco lies Sirocco
—	11	—	11	f. macht l. mäht
—	12	—	7	f. Aran l. Strom
—	16	—	17	f. Schorrsteine l Schornsteine
—	20	—	27	f. von deren l. von denen
—	25	—	3	f. meinem l. meinen
—	26	—	3	f. Kriegstein l. Krieglach
—	35	—	20	f. einen recht l. einem recht
—	41	—	15	f. Kummerlinge l. Kümmerlinge
—	50	—	14	f. alle vorbei l. allen vorbei
—	51	—	2	f. listig l. lustig
—	—	—	23	f. hieße l. heiße.
—	58	—	18	f. Himmelsthau l. Himmelthaus
—	61	—	14	f. von Wendischen l. vom Wendischen
—	63	—	18	f. davon l. daran
—	75	—	7	f. Plauderhosen l. Pinderhosen
—	79	—	24	f. den alten l. dem alten
—	80	—	1	f. gratti l. gratta
—	83	—	1	f. den Pallast l. dem Pallast
—	88	—	2	f. einem l. einen
—	90	—	17	f. Für einem Architekten l. Für einen Architekt
—	95	—	14	f. dem Broglio l. den Broglio
—	—	—	22	f. Sansorino l. Sansovino
—	96	—	24	f. Nein ganz l. Wie ganz
—	102	—	11	f. unter diese l. unter diesen
—	103	—	14	f. taffeten l. taffetne
—	108	—	2	f. muladotto l. maladetto
—	121	—	4	f. auf einem l. auf einen
—	136	—	4	f. phantontischen l. phaetontischen
—	148	—	25	f. ihren netten l. ihrem netten
—	155	—	18	f. das Palais l. des Palais
—	158	—	11	f. losen Gesindel l. losem Gesindel
—	—	—	15	f. um dem l. um den

S. 160 Z. 10 f. haben l. hehen
— 167 — 19 f. Idoln l. Idole
— 168 — 15 f. in lombardischen l. der lombardi
— 176 — 22 f. Olivetaner l. Olivetaner
— 195 — 5 f. kreuzten l. kränzten
— 200 — 20 f. Buontulenti l. Buontalenti
— 201 — 4 f. ungeheuer l. ungeheurer
— 205 — 4 f. Girolano l. Girolamo
— 219 — 27 f. Leibwohnung l. Laubwohnung
— 227 — 28 f. Tugend l. Jugend
— 232 — 7 f. Rebhühner l. Rebhühnern
— — — — f. und andern l. und anderm
— — — 18 f. phantontischen l. phaetontischen
— — — 24 f. über einen l. über einem
— 250 — 24 f. soverscio l. roverscio
— 253 — 16 f. hinter binae l. aures
— 270 — 5 f. außerordentliche l. außerordentlich
— 275 — 7 f. Thurm l. Thüren
— 287 — 6 f. Harmen l. Hermen
— 292 — 14 f. Corniole l. Carniole
— 301 — 20 f. den Fra l. dem Fra
— 308 — 12 f. gezückten l. gezücktem
— 320 — 20 f. Beinen l. Steinen
— 324 — 9 f. andere l. andern
— — — 14 f. Neldini l. Naldini
— 326 — 6 f. Brazino l. Bronzino
— 328 — 5 f. den Schooß l. dem Schooß
— 330 — 1 f. Thurm l. Thüren
— 350 — 1 f. Fassanen l. Fasanen
— 356 — 21 f. in dem botanischen l. in den botanischen
— 369 — 3 f. Sybylla l. Sybilla

Es war der eilfte September des 1798ſten Jahres, als ich meinen wackern Freunden zum letzten Male die Hand drückte, und um die 9te Stunde, in brennender Hitze, über die Wiener Berge, durch die wohlbebaute und wohlbekannte Ebne, auf Neuendorf zuging, wo ich mein Herz mit Wein ſtärkte, und bald rechts ſeitwärts über Pfarrhofen nach Baden gelangte, das ich noch einmal begrüßen wollte. Dieſes Baden iſt ein kleiner unanſehnlicher Ort, etwa drey Meilen von Wien entfernt, und durch ſeinen Brunnen und ſeine Bäder auswärts bekannter, als im Lande ſelbſt. Das öffentliche Badehaus an der ſchönen Promenade und den Weinbergen, iſt ſehr nett eingerichtet. Jedes Bad hat ſeinen beſondern Nämen, der meiſtens irgend einem Heiligen geſtohlen iſt, und ſein eignes zierliches Gemach. An Erzählungen von Wundern und ſeltnen Wirkungen fehlt es natürlich hier ſo wenig, als anderswo; aber doch fehlen die Gäſte ſelbſt dieſes Jahr, da der Kaiſerliche Hof hier bey den Augu-

ſtinern eingezogen iſt, um zu baden. Das Gewimmel, das hier oft von Spielern und Huren zu ſehen iſt, iſt nichts Bleibendes, ſondern ephemeriſch, wie die Fremden, die hier dem Magen und Ohre eine gute Unterhaltung geben, oft auch noch einem unedleren Sinne, und dann wieder dem ſchönen Wien zufahren. Und in der That verdient der Ort zur Unterhaltung, wenn ſie nemlich nicht blos im Wiener Sinn genommen wird, wohl einen Beſuch, ſo ſchön und luſtig iſt die Gegend umher. Gegen Norden und Oſten breitet ſich die weite Ebne aus, mit manchen freundlichen Dörfern, aber ſüdlich und weſtlich liegen Hügel und Berge in ſo romantiſchen Gruppen, daß man gern einige Sommermonate hier wohnen mögte. Schon die Promenade an dem obern Brunnenhauſe iſt ganz hübſch, ſo wie die Weinberge drüben. Aber man vergißt dies alles, wenn man den Kalvariberg mit ſeinen Häuschen hinanſteigt, und von ſeinen kahlen und grauen Felſenſteinen die Gegend überſieht. Ich ward ſehr unangenehm durch die Knieenden und Betenden geſtört, die hier in der Sonne brieten; denn meine Anbetung war eine ganz andre, als die ihrige: doch zum Glücke konnte ich über ſie und ihr Gebet zum höheren Berge mich aufſchwingen. Doch ſelbſt den Kalvariberg vergißt man, wenn man in den ſchönen Waldgrund eingeht und bergan ſteigt, deſſen beyde Bergſchlöſſer der Doppelhof heißen. Ein

Bächlein rieſelt zur Seite, und dunkle Tannen rauſchen; ſo ſteigt man hoch und höher, bis man ſelbſt die alten Schlöſſer mit ihren Burgen unter ſich hat. Die lieblichſte Ebne, mit einzelnen Weinhügeln und Kleefeldern durchgrünt, und mit ſchönen Dörfern durchſäet, breitet ſich wie ein Teppich aus. Aus der öſtlichen Ferne kommen die ungriſchen Grenzberge herüber, mit Wieneriſch Neuſtadt, und weit im Süden ſchimmern im Strahl der Sonne die Schneeſpitzen der ſtairiſchen Gebirge. Ich genoß dieſes Anblicks, wozu ein Wiener wohl ſelten Füße und Augen mitbringt, der auch hier ſeinen Tiſch und ſein Mädchen, und auf dem Sommertheater allenfalls auch ſeinen Kaſperl wieder findet. Dem Aeußern des Städtleins ſieht man das Leben nicht an, das doch zuweilen darin herrſcht: ſeine Häuſer ſind nicht elegant, und meiſtens nur beſchindelt, und ſeine Gaſſen kothig und ſchlecht gepflaſtert. Unten am Bache, am ſüdöſtlichen Ende der Stadt, iſt noch ein Häuschen zu Fußbädern eingerichtet, wo Bauern und Knappen, ein Pfeifferl im Munde, bis auf die Kniee aufgeſchürzt, auf langen Bänken im Waſſer ſaßen. Gegen Abend wanderte ich durch Weinberge und Wäldchen auf das anmuthige Dorf und Schloß Holtingbronn zu, das, wie die folgenden Dörfer, von Bäumen und Waſſern ſehr angenehm umſchloſſen, liegt. Es ward Abend, ich ſah den Mond noch auf einen ſpiegelglatten Teich ſeitweges

ſchimmern, ruhte einige Augenblicke in ſüßen Träumen, und dann ging ich in Günſelsdorf zum Schlaf ein.

Mittwoch den 12. September.

Um ſieben Uhr war ich auf dem Platze, und ging voll Entzücken über den ſchönen Morgen vorwärts. Die Berge und Wieſen dampften, und ſilberne Wolken floßen um die hohen ſtairiſchen Schneewolken, deren ehrwürdige Scheitel ein glücklicher Sonnenſtrahl zuweilen dem Wanderer zeigte. Die Sonne ſtand im Oſten, wie ein groſſes Feuerrad, noch ſtill und unbeweglich, wie ſie am frühen Morgen ſo gern erſcheint. Meine Schritte waren Flügel. Bald war ich in dem langen und niedlichen Dorfe Thereſienfeld, und von da eben ſo ſchnell in Wieneriſch Neuſtadt. Dieſes Städtchen iſt von mittlerer Gröſſe, ſchlecht gebaut und gepflaſtert, mit ſchindlichen Dächern und mit einer altfränkiſchen Mauer eingefaßt. Es hat ganz ein ungriſches Anſehen und liegt tief in Wieſen und Waſſerbächen, die nach der Wiener Seite einen angenehmen Vorgrund bilden. Die Gegend vor- und nachher wird unfruchtbarer, und man ſieht groſſe Strecken unbebaut und mit Steinen bedeckt, und einzelne Streifen hie und da mit Heidekorn beſäet. Ja zwiſchen hier und Neukirchen waren ganze Felder Heide,

worin man, nach Lüneburger Heideart, eine Menge von Bienenſtöcken für den ſüßen Raub ausgeſtellt hatte. Es war eine glühende Hitze, als ich aus der Stadt ging, die etwa Dreyviertel Meilen zu einem ſolchen Grade der Beklemmung ſtieg, daß ich nie ſo etwas erſtickendes gefühlt habe. Der Wind, der mich anwehte, war ein Sirocco, und dörrte die Quelle meines Athems noch mehr aus. Es war, als trocknete das Mark in meinen Gebeinen, und meine Knies wollten nicht mehr fort. Setzte ich mich nieder, ſo war auch da keine Rettung, ich ward nicht erquickt; kein Haus, kein Baum bis vor Neukirchen. Hier wäre ich beinahe verzagt, und ſehnte mich kindiſch nach dem Thurme, den ich nicht mehr ferne erblickte, wohin ich aber mit wankenden Knieen nur fortſtümperte. Endlich um Mittag erreichte ich das verwünſchte Schloß, und that mir gütlich. Bald rollten Donner und Blitze, und kühlten mit Regen die Gluth. Neukirchen iſt die vierte Station von Wien nach Grätz, ein nettes Dorf an einem Flüßchen, der Schwarze, die nachher in die ungriſche Grenzleita fällt. Ich ging Nachmittags um 4 aus, als der Regen aufhörte Mein Weg ging nun immer bergan, und engte ſich endlich zu einem anmuthigen Thale, mit ſchönen Wieſen und Feldern, ein. Ich kam durch Nedlock und Würth. Hier wird die Gegend mahleriſch. Die Berge treten näher zuſammen, und

rechts hat man Weinberge und eine Menge von Pflaumen- und Wallnußbäumen. Glogniz, der letzte Ort vor Schottwien, liegt äußerst luſtig, beſonders ſein Kloſter, mit Weinbergen eingefaßt, und links die ſchöne alte Burg Bartenſtein, am Mittelberge, unter ſich mehrere kleine Hügel und grüne Alpen, und über ſich dunkles Tannengebirg. Dies war eine holde Erſcheinung des einbrechenden Abends, und ſo ſchlang ſich mein Weg unter Weinhügeln und Gärten und an fließenden Waſſern fort, bis die grauen Steinmaſſen von Schottwien wie Rieſen im Nebel vor mir auftraten, und ich in die dunkeln Felſenthore einging.

Mariazell Freitag den 14. Sept.

Mein Eingang war hier luſtig genug. Wie ich eintrat; fand ich alle Tiſche unten in der Wirthsſtube breit beſeſſen, und kaum für mich einen Platz an der Thüre. Alles ſchmauſte, trank und lachte. Ich ſah bald, daß es Pilgrimme ſeyen, manches Gewerbes und Ortes. Allein neben mir ſaß ein armer Teufel, der erbärmlich den Kopf hing, und immer die Uhren im Zimmer anglotzte. Ich mußte auch bald merken, daß er den Uhrwurm hatte; denn er fing ſogleich mit meiner Uhr an, und beſahe ſie, und ſo die andern nach der Reihe, ſtellte und rückte daran, und führte ſehr gelehrte Diskurſe,

wovon ich leider nichts begriff. Denn die Sprachwurzeln fehlten ihm, und überall zeigte ein gewiſſes freundliches Lächeln und Hinſtarren ins Blaue, er ſey der Natur vom Deichſel geglitten. Dies war alſo mein Tiſchkumpan. Ich ließ mir einen guten rothen Wein auftiſchen, und trank tapfer drauf. Dies reitzte meinen Alten auch, doch bekam er nur wäſſerigen weißen. Nachher hauten wir ein, ich in einen tüchtigen Braten, er in Kalbsknorpel, die er aus einer Waſſerbrühe heraus fiſchte, in Salz tunkte, und mit einigen Löffeln voll des bleichen Uebels hinabſpühlte. Wir wurden aber in unſerm frohen Schmauß ſehr unangenehm unterbrochen. Die andern vier Tiſche, die mehr als zwey Beiſitzer zählten, waren fertig, und fingen nun ein heilloſes Geplärr an. Endlich ging es auf die Kniee, und Stühle und Schemmel dienten zu Vorhaltern. Ich ſah mich um, ob ich nicht auch mit zu Boden müßte, und ward zu meiner großen Freude gewahr, daß einige der ſogenannten Klugen noch hinter dem Tiſche ſaßen. Ein ave Maria und Maria, Mater Dei, ſalve, ſalve, ſalve! überſchrie das andre, und dies dauerte ſo lange, daß Braten und Suppe mir erkalteten. Es waren unter den Knieenden drey bis vier hübſche Weiber und Mädchen, die mit Lächeln und Winken, die grade nicht überirdiſch waren, eben ſo freundlich zunickenden Nachbaren barmherzig dienten. So ging es, bis alles auf-

ſprang, und die ganze Sache ſich in wildes Getöſe und muntre Scherzreden auflöſte. Die meiſten gingen von dannen zur Ruhe. Ich unterhielte mich mit meinem Alten, oder vielmehr er ſich mit mir, und mit den ſchönen und ſüßlächelnden Augen der Wirthin, und ſo empfing mich nach einem heißen Tage und drey Seidel Wein das Bette. Ich wachte heute Morgen früh, und hörte etwa nach einer halben Stunde, um 5 Uhr ungefähr, die Frühmette tönen. Mein Stubengeſelle, ein rüſtiger Jäger, ward munter, und war ſchnell auf den Füßen. Man pochte an: „Steht auf! es iſt fünf“ und zugleich vernahm ich es in allen Zimmern und Kammern oben rumoren. Doch ich ließ mich das nicht kümmern, ſondern drehte mich noch bis Sechs in den Federn — und ſchreibe nun.

Geſtern, den 14. September, um 7 Uhr, ging ich von Schottwien aus. Der Gebirgpfad war von vielem Regen ſchlüpfrig; doch ſpannerte ich frohen Muthes weiter. Es iſt dies unſtreitig einer der ſchönſten Gründe der Welt, und dieſe ſchöne Natur und die dampfenden Gebirge umher, ſchwellten meine Bruſt mit Muth und Leben. Tief unten liegt der Marktflecken Schottwien an rauſchenden Waſſern, eine länglichte Gaſſe, zwiſchen ſchroffen Felſenſpitzen eingeklemmt, die in mancherley Gruppen empor ſteigen. Eine Mauer, mit einem Thore zu beiden Enden, ſchließt den Ort ein. Man ſieht, wenn man

drinnen iſt, immer nur einzelne Theile der ſchönen Gegend, ſo ſpringen zu allen Seiten die Felſenzacken vor. Aber ſo wie man den Schneckenweg um den Ort hinanklimmt, und höher und höher den Semring vor ſich erblickt, ſo ſpringen auch die lieblichen und furchtbaren Naturgebilde immer größer und majeſtätiſcher vor's Auge. Man hat links das anmuthige Kloſter Maria Schutz am Mittelberge auf grauen Alpenraſen, und hoch hinauf fernes Waldgebirg mit Einſchnitten, die die Hand des fleißigen Menſchen gemacht, und zu Viehweiden und Kornfeldern bereitet hat. Unten am Bergpfad iſt ein freundliches Thal, von rauſchenden Bächen gewäſſert, reich an Wieſen und Feldern; aber hoch thürmt ſich das Felſengebirg mit himmelandräuenden Zacken in die Wolken, die zum Theil dunkel auf ſeiner Scheitel ruhen. So wanderte ich die ſteile Straße hinan. Die Sonne vergoldete wechſelnd die fernen Gebirge, und bildete aus den dampfenden Rauchſäulen des Morgens Feuerſäulen; bald bedeckte wieder eine dunkle Wolke alles mit Nacht, und zeigte bloß einzelne Durchſichten. Regentropfen träufelten von den Blättern der Bäume und aus den Wolken des Himmels auf die Stirne des Wanderers, den nur das Läuten des Viehs am Berge und einzelne Hahnenſchreie erinnerten, daß er unter Menſchen wandle. Ich kam höher den Berg hinan, zu einem kleinen Sacellum mit einem

Gemählde der Madonna al fresco, und der Aufschrift: „Die wahre Abbildung der gnadenreichen Mutter Maria Schutz am Berg Semring. Ich kniete nieder, und kühlte meine Bruſt mit dem lebendigen Bergkriſtall, der im Häuschen aus einer eiſernen Röhre rann. Bald verſchwand das Thal, und ich fand mich in engen Bergen eingeſchloſſen. Der Weg geht immer ſteiler hinauf, und iſt hie und da durch mächtige Balken geſtützt; rauſchende Waſſer brauſen meiſtens an ſeinen Seiten. Endlich erreichte ich die Spitze, die ein ſteinernes Denkmal ziert, ein geſchnörkeltes ſpitzauflaufendes Viereck, mit einer Kugel zum Andenken des Grafen Sinzendorf und anderer Räthe des ſtairiſchen Landes, die im Anfange dieſes Jahrhunderts bey der Bahnung und Anlegung dieſes Weges ſich vorzüglich thätig bewieſen haben.

Der Weg geht ziemlich gleichförmig fort, durch einzelne kleine Wohnungen über Steinhaus und Spital nach Merzzuſchlag. Zu beyden Seiten hat man immer hohe Berge, woran ſich kleine Hütten oft ſehr romantiſch lehnen. Zuweilen treten ſie ſo eng zuſammen, daß kaum für den Weg Raum iſt; dann bilden ſie wieder kleine Thäler mit grünen Bergweiden, Wieſen und Kornfeld. Dieſe ſcheinen alle ſehr fruchtbar. Man mähte das Heu in dicken Schwaden, und ein Kornhaufe ſtand bey dem andern auf dem Felde, in der Form eines zackigten

Zuckerhuts, oder, wenn man will, eines chineſiſchen Tempels. In der Mitte ſteckt meiſtens ein ſpitziger Stab, und einige Garben machen die Decke. Hanf ſowohl ſtehend, als zum Röthen ausgebreitet, Kohl und Mören ſah man hie und da, und Hafer und Weitzen in Hocken; von Weinſtöcken keine Spur. Die Pflaumen, die ich ſah, waren klein und noch ganz braun, und ſo das übrige wenige Obſt in Verhältniß. Häuſer und Scheunen ſind faſt ganz von Holz, wie in den Wäldern Thüringens. Man macht mit unſrer pommerſchen Senſe Heu und Korn, und bindet das letzte gleich hinter der Senſe. Kühe und Ziegen haben einen ſchönen und großen Bau. Merzzuſchlag iſt ein Marktflecken, wie Schottwien, und ganz hübſch für eine ſo rauhe Gegend. Ich trat ein und empfing vom dreinaſigen Wirth das Kompliment, wie lange ich ſchon zurück ſey? (man ſpricht hier: hinein,) denn er habe mich in mehrern Tagen nicht geſehen. Ich erwiederte: ich habe ihn und ſein Haus in meinem Leben nicht geſehen, müſſe aber doch wie ein Menſch ausſehen, weil er mich für ſeinen Bekannten halte. Dieſe Bekanntſchaft aber half mir nicht einmal ſo viel, daß er mir guten Wein vorgeſetzt hätte. Doch trank ich einige Seidel und ging fürbaß, und hörte ſchon am Fenſter, wie man über mich ſtritt, und der eine aus der Geſellſchaft rief: es muß halt ſicher ein Franzos ſeyn. Dieſe Worte, die hier mit

Räuber und Mörder gleich klingen, hießen mich meine Schritte verdoppeln, und so wandelte ich von der Landstraße ab nun in den Westen hinein, auf das berühmte Mariazell zu, das ich zu erreichen hoffte, obgleich man mir sagte, es sey eine Tagereise. Eines der schönsten Thäler öffnete sich hier nun wieder, und der Aran Mirz floß am Wege und neckte meine Schritte bald hie, bald dorthin, und ich bin in einer Weite von drey Meilen gewiß dreyßigmal über seine vielen Holzbrücken gegangen, die Stamm an Stamm nach der Weise der Teufelsbrücke gefertigt, und mit einem eben so natürlichen Geländer versehen sind. Er ist, wie alle Bergströme, sehr romantisch, und strudelt pfeilschnell, bald über seichten Grund, bald über zerfressene Felsstücken und alte Baumstämme fort; bald zeigt er ein reines grünlichtes Bette, bald gräbt er tiefe Strudel, die drey Mannslängen nicht messen. Der Pfad ist äußerst romantisch, und die Berge thürmen sich wilder und schroffer, und sogleich hinter Merzzuschlag sieht man die weißen und grauen Spitzen der gewaltigen Schneewolben aus der Ferne herschimmern. Man kommt einzelnen Sacellen vorbey und kleinen Waldwohnungen, die ihre kleine Wirthschaft, ihre Kühe und Ziegen, Felder und Wiesen, zu beyden Seiten des Berges haben. Wie im Fluge kam ich nach Kapellen, dem ersten Dorfe, und floß eben so rasch durch. Nicht weit

hinter dem Dorfe traf ich am Wege ein kleines Sacellum, aber nicht von der gemeinen Art. Ich träumte von allerley Dingen, und ſprach eben ſonderbar genug die Reminiſcenzen aus einem Spötter der Geiſtlichkeit: non paſtores, ſed praeſtigiatores, als mir das heilige Häuschen ins Auge fiel, und eben ſo ſchnell in meine Seele der Gedanke, der hiezu paßte. Aber wie ward ich überraſcht. Da war kein Bild, kein eckelhaftes Gemählde hingeklert, ſondern ich las die einfachen Worte: Dem, der iſt, der war und der ſeyn wird, zur Ehre, und denen, die im vorigen Jahrhundert an der Peſt verſtorben ſind und unter dieſem Hügel ruhen, zum Andenken errichtet von Sebaſtian Heidenreich 1722, erneuert von Joſeph Heidenreich 1792. Es ergriff meine Seele wunderbar, hier in dieſem großen Tempel der Natur, vor den ewigen Altären des Unerforſchlichen ſo das Unvergängliche mit dem Hinfälligen in Einer großen Idee zuſammengeſtellt zu ſehen: die heiligen Geheimniſſe des Lebens und des Todes in dieſer Einſamkeit gleichſam wie ein Räthſel ausgeſtellt. Mir war, als könnten die Berge über mir zuſammenſtieben und mich unter ihren Trümmern begraben, ohne daß ich dadurch verlöre. O Wanderung nach Mariazell! Wir ſind wahrlich ſehr unbillig und ſehr dumm obenein, alles zu verſchreien, was nicht unſrer Sitte, noch unſers Glaubens iſt. Der Ka-

tholik verſteht es wohl, wo ſich recht anbeten läßt. Seine Klöſter und Heiligthümer ſind meiſtens gegründet, wo die Natur ſelbſt ſich Tempel erbauet hat, und man ſieht aus dieſem Denkmahle, daß er auch nicht immer das Wie verfehlt. Ich ging deſto größer und ſeliger an meinem brauſenden Strom und unter meinen rauſchenden Tannen und Buchen hin. Der nächſte Ort war Neuberg, wo ich mich nicht aufhielt, der Tagereiſe eingedenk. Auch hier iſt ein Kloſter, aber von Joſeph entvölkert. Nun wird die Gegend groß und erhaben. Die rechte Seite des Gebirgs ſpringt ſchroff in die Wolken, und zeigt ihre weißen Himmelszinnen, die man die Schneewolben nennt. Das Thal tritt eng zuſammen, und das Rauſchen der Mirz wird immer lauter. Unten am Wege ſtehen gleich Thürmen zackige Felsſpitzen; auf einem hat die fromme Andacht ein Kreuz errichtet. Man ſieht nun lange keine Spur vom Ackerbau, höchſtens eine kleine Wieſe und einige Hocken Korn, deſto öfter aber kommt man auf Köhlerhütten, Eiſenhämmer und Sägemühlen. Gleich hinter Neuberg am Wege ſind Eiſenbergwerke. So geht der Weg nach Mirzſtege, (oder Merzſtege, von der Mirz) dem letzten Dorfe vor Mariazell. Ein großes Felſenthor, das nur dem Fluße und einem engen Wege Raum läßt, verſchließt es den Blicken, eines der ſchönſten, die die Natur nur wölben kann. Kaum iſt man hier

durch; ſe iſt links ein erhabener Pfeiler Gottes, aus weißem Geſtein gewölbt, in der Ferne. Den Pfad geht nun immer bergan, vor Holzknechten und Mühlen vorbey, bis man zuletzt nicht einmal das Waſſer mehr rauſchen hört, und ganz einſam durch die hohen Tannen wandelt. Keichend erſtieg ich die Höhe des Gebirges, freundlich ging ein blühendes Weib mit ihrem Knaben an der Bruſt mir vorüber; ich ſah im Abendmantel die Bäume und die Schauerwolken herüberdämmern, hörte noch über mir an der andern Seite das Pfeifen der Hirten und das Läuten ihrer Heerden. Luna ſtand zweizackig vor mir, und ein Bübchen begegnete mir mit einem Pferde, das er hier auf den grünen Alpen löſte. War mein Weg hinauf ermüdend, ſo war es der hinunter noch mehr, beſonders, weil ich dem kleinen Buben nicht nachbleiben wollte, der wie ein Haſe über die Baumwurzeln und Steine hinhüpfte. Unten nahm ich von meinem Bübchen Abſchied. Er hieß Görgel, und war etwa 9 Jahr alt. Sehr naiv ſagte er: I go hom, will Er mit hinein? und ſo ſprang er ab in eine kleine ländliche Wirthſchaft. Dieſe und Mühlen traf ich hinfort am Wege, und ſah ſie oben am Gebirg, bis es ganz dunkel ward. Waſſer rauſchte an meinem Pfade, und war leider auch darauf. Ich ging indeſſen kühn durch, und kam in ſolche Engen und Verfinſterungen, daß ich meinen Säbel zog, wenn mir noch was plötzliches aufſtieße. Schon riß mir

die Geduld, das verwünschte Schloß vor der sinkenden Nacht zu erreichen, und ich bedauerte es, nicht mit Görgel gegangen zu seyn, als ich mit einem Male auf ein zierlicheres Sacellum stieß, als ich bisher im Walde gesehen hatte. Wenn man den Strom hat, kommt man auch schon ans Meer, dachte ich, und bald leuchteten mir tausend Lichter entgegen. Ich stand vor dem Gasthause zu Mariazell, und war bald hinein.

Man merkt es auf dem Wege an allem, daß man im Walde und Gebirge wandelt, so ganz anders ist die Gestalt des Lebens und der Dinge. Selten findet man ein Dorf, oder doch nie ein großes, desto mehr kleine Häuser aber an den Wassern und quellenreichen Abhängen der Berge Diese sowohl, als die Ställe, Köhlerhütten und Mühlen sind meist von Holz, die hohen Schornsteine etwa ausgenommen, die bey vielen hoch hinausgemauert wie Pfeiler aufsteigen. Man legt Balken auf Balken und hängt sie ganz meisenfallenähnlich an den Spitzen in einander, so werden die Innen- und Außenwände fertig. Nun ein gutes Gebälk und Schindeldach drüber, und die kleinen Ritzen mit Moos gestopft und Fensterlucken drin gesägt, so ist die menschliche Wohnung fertig. Dies giebt in der That sehr warme und reinliche Häuser. Sie haben so ein einfältiges und doch zugleich anmuthiges Ansehen, und sind unter dem weit überhängenden

den Dache gewöhnlich ſo luſtig mit den Gerüchen der Aerndte und des Ackerbaues dekorirt, daß mir der Gedanke ſehr natürlich war, ihre Bewohner müßten wohl glücklich darin ſeyn. Sie ſind meiſtens weit anſehnlicher und bequemer, als die in den thüringiſchen und fränkiſchen Bergen, die viel niedriger und unfruchtbarer ſind, als dieſe, und zum Ackerbau nur einige kleine Stiere haben, ja wohl oft die Kuh ſelbſt beſochen und vor den Wägen ſpannen. So eine kleine Wirthſchaft liegt hier meiſtens allein, wie auch die Aecker und Wieſen gewöhnlich durch Wald und Gebirg, oder durch Waſſer von einander geſchieden ſind. Die Gebirge ſind ſehr fruchtbar: dies ſieht man an den Wieſen und Koppeln, an dem gemähten und noch ſtehenden Getreide, das oft hoch im Gebirg zu ſehen iſt. Hier iſt die Aerndte noch im vollen Gange. Gras, Hafer, Erbſen, Bohnen und Hanf, ja ſogar Weizen habe ich auf dem Halm ſtehen ſehen; wechſelnd giebts auch Heidekornfelder. Der Anbau iſt freilich ſehr beſchwerlich, ſo wie die Aerndte, und nur mit Pferden, die des Klettern und der Arbeit auf dieſe Art gewohnt ſind, läßt ſich hier pflügen. Die Pflüge ſind ſtark und hochrädrig. Es geht gewöhnlich ein Mann nebenher, der die Pferde lenkt, wenn es zu ſteil und abhängig geht; manches, wo kein Pflug ſich lenken und wenden läßt, muß Spaten und Hacke bearbeiten. Um ein neues Feld zu

machen, brennt man oft eine Waldſtrecke aus, ſo einen langen Streifen von oben bis unten am Berge; die einzelnen angebrannten Stumpen ſtehen traurig da, und unter ihnen das reichſte Getreide und die dichteſten Reihen Hocken. Aeußerſt anmuthig iſt es, ſo die dunkeln Wälder des Gebirgs mit Streifen grüner Wieſen, mit Koppeln und weißen Aehren, oder Stoppeln ſchattirt zu ſehen, und menſchliche Hütten oben an der Höhe, wo man unten zweifelt, einen Weg hinauf zu finden. Unten im Thale an den Waſſern ſind freilich die Wieſen am beſten, doch oben wächſt das Korn faſt noch munterer. Der Boden iſt meiſtens leimig und lettig, und, daß er nicht ſchlecht iſt, bezeugen die Tannen, die hier gewaltiger ſtehen, als irgendwo. Wie wenig aber das Holz hier geachtet wird, beweiſen die vielen Stämme, die ungebraucht im Walde vermodern. Deswegen iſt hier auch alles von Holz gemacht, und zwar von dem beſten. Selbſt Chriſtus und die Heiligen haben im Gebirge ſelten andre Bethäuſer und Sturm- und Regendecken, als hölzerne, wie ſie ſelbſt oft nur aus Holz geſchnitten und zuſammengeleimt ſind; indeſſen fehlen ihnen keine Blumenkränze. Das Vieh im Gebirg iſt ſchön, meiſtens große gelbe Kühe mit ſtrotzenden Eutern, und weiße Schafe und Ziegen; Ochſen findet man gar nicht, dafür aber hat ein jeder große und ſtarke Pferde, die der ganzen

Wirthſchaft ein tüchtiges Anſehen geben. Mit groſſer Mühe findet man Koppeln und Gehäge of. das ſteilſte Gebirg hinan, und an den Bergpfaden für den Wandrer wohl nicht, ſondern für die Arbeiter im Felde, hie und da kleine Ruhebänke an einzelnen Bäumen, oder an Waſſern. Auch den Menſchen ſieht man es an, daß ſie auf Bergen leben. Schon habe ich manchen Kropf unter Männern und Weibern geſehen. Die Raçe iſt nicht groß, noch ſehr ſtark, aber wohl gebildet, mit ſchöner weißer Farbe und feinem Fuß. Wie ganz anders iſt es in Thüringen! Die Tracht iſt noch die öſterreichiſch-bairiſche mit kleinen Abweichungen. Der Hinterthurm der Mütze bey den Weibern wird höher, und der Hut der Männer theils flacher und breiträndriger, beſonders habe ich dies bey den Holzknechten (Köhlern) und Bergleuten bemerkt, nach Tyroler Weiſe; dieſe zeigen auch häufig das Tyroler Grün an Hüten und Wämſern. Die Sprache wird hie und da ſchon ſo arg, daß ich mich zur Noth noch verſtändlich machen, von den Männern aber wenig, von den Weibern faſt nichts vernehmen kann. Dieſe allgemeinen Bemerkungen gelten für die ganze dreitägige Gebirgkletterung.

Kriezlach den 15. September.

Ich hatte mir Mariazell groß und prächtig gedacht, und fand nun beym Erwachen ein kleines Dörfchen, aus wenigen Häusern bestehend, unter denen sich die Schenke durch die schöne Wirthin und die Menge der Zimmer und Betten für die Pilgrimme auszeichnet. Die kleine Kapelle sieht einem spitzen Gezelt ähnlich. Die Wunderthäterin selbst mit ihrem Kinde ist ein kleines Stück, etwa anderthalb Fuß hoch, und weder durch Glanz der Arbeit, noch Schmuck sehr merkwürdig. Der heilige Antonius von Padua und Dismas, der Schächer, hingen ihr als Gemählde zur Seite, und mehrere kleine Stücke, einige ex voto; auch Blumenkränze giebt es, womit man selbst die elendesten Fratzen im Walde ziert. Schemel sind genug für die Betenden und Knieenden da. Das Häuschen fasset höchstens 50 Menschen. Auch hier soll das Wallfahrten abnehmen, und ich gehöre vielleicht in diesen wundersam laufenden Zeiten zu den letzten. Die Waller waren alle weg, und ich konnte mich also drinnen recht umsehen, was ich sonst nicht hätte wagen dürfen, um mich nicht als einen Ketzer zu verrathen, und vielleicht argen Dingen auszusetzen. Die Gegend umher ist wild und im Westen und Norden mit hohen Bergen umschlossen, von deren die westlichen rauh und kahl mit grauer Stirn herabdräuen; ein rauschender Bach strömt

zur Nordſeite fort; wenige Aecker und Wieſen ſieht man am weſtlichen und ſüdlichen Abhang.

Ich nahm meinen Pilgerſtab und trat die ſaure Wanderung des 15ten Septembers an, die mir einen rechten Vorſchmack von einer Alpenreiſe gegeben hat. Erſt verſtieg ich mich ins Gebirg, wo ich unter einem hohen Ahorn vor dem gewaltigen Regen Schutz fand und Brombeeren rupfte, von da flüchtete ich unter einen Heuſchüppen, wo ich eine Stunde aushielt. Aber endlich riß mir die Geduld, ich verachtete den Regen, der nicht aufhören wollte, ſprang mit ſchnellen Schritten thalein, und fand glücklich den Weg durch den ſogenannten Graben, welcher auf Veitſch zuführt. Es regnete grimmig und ich klimmte grimmig die Alpen hinan, (ſo heißt die Bergkette, die ich heute überklettern ſollte) bis ich innen von Schweiß und außen von Regen triefte. Da ſtand ich, wie ein geſtellter Eber, wohl eine Stunde unter einer dicken Tanne, trank aus einer ſprudelnden Waſſerröhre und fühlte mich frohes Muthes; denn die Wolken dampften unter meinen Füßen. Nun ward es beſchloſſen, recht naß zu werden und die letzte Höhe zu erklettern, und hinfort ſcheute ich keines Regens und war froh, weil ich es ſeyn wollte. O wie kann der Menſch doch alles, was er ſelbſt will, und ſo gar wenig von dem, was andre von ihm wollen! Die Höhe ſchien mir ſonnig, und ich

eilte alſo deſto raſcher, aber ich fand dort dichtern Regen, und Sturm, der ihn bis an die Haut trieb. Endlich hatte ich die Spitze, und ſtand hinter einem hölzernen Sacellum ſtill, vor dem ſich hinter einander drey Bänke zum Anbeten fanden. Kerylich und kahl war es, wie der Berg. Ich riß zum Andenken des Tages Sankt Peter, der neben dem Kruzifix ſtand, ſeinen Kranz ab, und hohlte ihn mit meinem Säbel heraus. Von hier welches Leben und welcher Blick! Viele der hohen Berge lagen unter mir, und die Wolken ſtrudelten, wie ein weißes Meer, über den Tiefen, und zeigten wechſelnd einzelne Höhen mit Feldern, Heerden und Menſchenwohnungen. Zur Linken unter mir thürmten ſich noch weit höhere Spitzen und lange Lagen Schnee ſchimmerten, von Sonnenſtrahlen erleuchtet, durch die Gräuel der Verwüſtung und den Dampf, der ſchwarz und furchtbar über dem dunkeln Walde lag. Naß, aber groß durch das Gefühl, ging ich über dem grünen Raſen der Höhe, fand auch hier einzelne Menſchen wohnen, und ſenkte mich um einige hundert Schuh, um bald eben ſo hoch, und höher wieder zu ſteigen. Die höchſte Spitze dieſes Pigdes (Gangſteig ſagt man hier) bezeichneten wieder drey Kreuze aus Holz. Ich ging allmälig abwärts, und hatte nun das lieblichſte und lachendſte Thal und Bergrücken unter mir, die von oben bis unten mit Feldern durch-

ſchnitten, und mit grünen Wieſen ſchattirt waren. Es mogte ungefähr vier Uhr Nachmittag ſeyn, der Regen hörte auf, und der Wind trocknete meine Außenſeite allmälig. So mußte ich dem rauſchenden Waſſer entgegen, das von unten her zu mir aufbrauſte, und mich troz dem beſten Karrengaul auf die Ferſen ſezen, um nicht hinabzukollern. Es ging gut, und noch bin ich auf dieſem böſen Wege nicht einmal gefallen, obgleich Regen und Himmelswetter ſich gegen mich verſchworen haben. Ich ging einer Alpenwirthſchaft nach der andern vorbey, begrüßte Mäher und Pflüger, Sägemüller und Holzknechte, und kam endlich ins Thal, wo es am Bache auf Veitſch zu ging. Vor Veitſch ſteht eine Kapelle, auch eine der berühmten, mit einem Muttergottesbilde und Schemeln zum Knieen. Ein Frommer hat auch vor einigen Jahren gar ein feines Gemählde hingeſchenkt, die Mutter mit dem Kinde auf dem Eſelein reitend, das noch viel eſeliger und dummer ausſieht, als die gemeinen Eſel, und mit ſeinen andächtig verdrehten Augen die theure Laſt gleichſam zu verehren ſcheint. Ich mußte herzlich lachen, obgleich mich dieſes Häuschen ſonſt freute, beſonders wegen des Brunnens, der aus einer Röhre ſpringt, woran zum Schöpfen ein blechernes Kellchen hängt.

Hinter Veitſch werden die Berge ſanfter, und die Ebnen weiter; man erblickt mehr Kornfeld und

Wiesen. Zunächst hat man einen großen Eisenhammer und dann eine kreidige und kalkichte Felsmasse über dem Haupte, die wegen eines Denkmals der Sterblichkeit unten am Wege merkwürdig ist. Es lautet: „In dieser Stelle ist Michel Pauer mit einem Maurergesellen im Vorbeigehen von einem fallenden Stück Stein grausamlich erschlagen. es Wörden alle Der beigehende gebetten, Ihrer mit einem Vatter Unser zu gedenken. Den 1. Abryll 1796.“ Man hat die beiden Unglücklichen gräßlich drauf gemahlt, und das Blut an Kopf und Bauch nicht geschont. Oben sieht man in einem feurigen Kessel eine Figur, die die Hände emporstreckt. Dies machte mich lachen, und ich konnte nichts Vaterunserliches, noch Fegfeuerliches weiter fassen. Mein Weg ging am Wasser rasch auf Muttendorf, wo ich meine gestrige Mirz wieder fand, von da auf Fresens und endlich mühsam auf der klebrigen Chaussee nach Krieglach, wo ich dieses schreibe.

Ich fand Wirth und Wirthin hier im Posthause im blutigen Streit, und ahndete also sogleich nicht viel Gutes von der Mahlzeit, und so geschah es; indessen war ich hungrig, und der theure Ofener Wein gut. Ueber Tische erzählte ein Mann von einem unweit Merzzuschlag im Wasser gefundenen, mit drey Stichen in der Brust durchbohrten Menschen. Man habe die Schnallen ausgelöst, und weder Uhr, noch Börse bey ihm gefunden. Dies

brachte Wirth und Wirthin zur Ruhe, und es ging an ein Kannengießen, wobey einige gar ſcharf auf mich und meinem breiten Hieber blickten. Ich konnte ihnen das nicht verargen, obgleich ich im Fall des Erſchlagnen ſeyn konnte. Die dicke Wirthin ſprach von gefährlichen Zeiten, der brummende Bär ſchwieg, und ich ſchlief ein, bis mich das Mädchen weckte, und mit dem Lichte voran ging. — Von Veitſch bis hier wird alles ſchon flacher und weiter, und die große Natur wird zu einer ſanften. Man ſieht ſchon wieder einzelne Häuſer, unten gemauert, und merkt in den Dörfern, daß man unter den gewöhnlichen Menſchen ſich umtreibt. Beſonders empörte mich der Wirth, der ſein armes dickes Weib in Einem fort hudelte, indeſſen ſeine Kinder um ihn her, nicht mukſend, bey Tiſche ſaßen. Sie ſtanden endlich eines nach dem andern auf, und küßten die gnädige Hand, die er ihnen über den Tiſch hinlangte, und die ſie wahrſcheinlich als eine treue Vollſtreckerin der Staats- und Naturgewalt kannten. Ein lautes Geplärr, was man Beten nennt, unter welchem Schüſſeln abgetragen, Hunde gefüttert und von den Betenden ſelbſt mitunter geſchimpft ward, bekrönte die feine Scene.

Kapfenberg den 15. September.

Weil es regnete, ging es erst am Mittag von Kriegstein fort, wieder durch Fresens und Muttendorf, die ordentliche Grätzer Straße fort. In dem folgenden Dorfe Warteck hielt ich an, und schafte Essen und Trinken. Ein alter Graukopf saß mit einem jungen Weibe am Tische, und bewillkommte mich freundlich, indem er der alten Wirthin zurief: dem mache Sie das allerbeste, das ist ein Ehrenmann, ein Soldat! So viel vermag ein grauer Rock und ein ungrischer Säbel. Nun fing er an, mit mir zu peroriren, von Krieg und Frieden, von Schweden und Preußen, und erzählte, wie er im siebenjährigen Kriege von den Preußen gefangen, und nach Pommern gebracht sey, um gegen die Schweden zu fechten. Dies war ein himmlischer Ton für mich. „Habe viele Kameratten unter den Pommerenken gehabt, sind rechte Düwelskerls; gut, wenn man sie nicht anrührt, sonst hauen sie gleich drauf ein; der alte Fritz hielt hoch auf sie. Sie sollen leben!“ So stießen wir an, und ich trank seinen und meinen Wein mit Vergnügen, mußte durchaus von seinem stairischen grauen Brey essen, und immer mit dem Weibe anklingen. Zuletzt umhalste er mich mit einem herzlichen Kuß, und gab mir ein süßes Gefühl der Menschlichkeit mit auf den Weg. Von hier wanderte ich noch ein vier Stunden durch die lachendsten Gegenden des Erd-

bodens. Es iſt immer noch das alte Mirzthal, das aber ein viel freundlicheres Anſehen gewinnt. Gleich die Gegend bey Warteck iſt entzückend. Man geht am Strom hin, der hie und da bebolwerkt und eingemauert iſt, um den Bergweg nicht zu ſich hinunterzuhohlen. Links ſind milde und breite Fluren, und rechts ſteiles Gebirg mit einem alten Schloſſe, das in drey Abſtufungen mit ſeinen Thürmen in alter Herrlichkeit daſteht. Hier windet ſich der Weg durch eine enge Krümmung, und man geht endlich ganz von hohen Tannen eingeſchloſſen, bis ſich das weite Thal mit einem Male in einem lieblichen Halbmond mit Dörfern, Kirchen und einzelnen Wohnungen öffnet. Die Dörfer liegen hügelweiſe über einander, und ſind bis oben hinan mit Feldern und Wieſen geſtreift. Kohl, Rüben und andre Früchte ſind allenthalben am Wege, und grüne Koppeln, worin die ſchönſten gelben Kühe weiden. Gleich hinter Warteck, rechts unten am Strome, liegt das niedliche Gütchen Eſter. Dann kommt man durch den ſtattlichen Markt Fridberg, und hat links in der Ferne den ſogenannten Kalvariberg, mit einer äuſſerſt mahleriſchen Kapelle. Der Strom und Weg gehen hier reißend abwärts. Rechts hängt eine Kirche mit einigen Häuschen unter Steinwänden und Tannen über den Weg; der Name iſt Gegenberg. So ging es durch Merzhofen, Marien, oder Mgrein, wo ich links am

Gebirge Eisen- und Köhlerhütten sah. Von Jmbach bis Kapfenberg wanderte ich langsam, weil die große Gegend, die sich hier im Schimmer des Halbmondes zeigte, mich oft halten ließ. Um halb 8 Uhr war ich im Quartier, wo eine Menge netter Mädchen des Orts versammelt dahlten, und mich die Mühen des Tages vergessen ließen.

Lebring den 17. September.

Ich war mit der Sonne auf, und hatte unten meinen Scherz mit Viktchen, meiner kleinen Wirthin. Ein kleines drolliges Ding, mit soviel Freiheit und natürlicher Koketterie, daß es erstaunte; aber zugleich sprachen Witz und Unschuld so laut aus ihrem ganzen Wesen, daß sie einem nicht das Blut fragte. Ihre schwarzen Spitzbubenaugen hatten immer was im Hinterhalt, und ihre Zunge war wie ein Aal, den man nicht halten kann. Auf meine Frage nach ihren Sachen antwortete sie: Mein Vater lebt nimmer, und meine Frau Mutter ist seit 5 Jahren in Wien. Dies nahm mir die Lust, weiter zu fragen, weil sie es bedeutungsvoll genug sagte. Ich sah erst die fromme Christenheit zur Sonntagsfeyer sich auf dem Markte versammeln, blickte zu dem alten Schlosse empor, und schüttelte dann den Staub von den Füßen. Ich hatte nun die Mirz, oder Merz, immer links,

und wandelte im engen Gebirg fort, das oben felsig und höchstens mit Buchen, Tannen und Birken bewachsen war, und wegen seiner Steinigkeit und Abschüssigkeit keinen Anbau erlaubt, obgleich sonst bey weitem nicht so hoch, als welche ich die vorigen Tage bis an den Gipfel bebaut gesehen hatte. Unten indessen, wo nur Platz war, waren Maisfelder, mit einer unendlichen Menge Kürbisse und seltnern Melonen bedeckt, Heidekorn und kleine Striche Hanf, nebst Kohl und Möhren; Wiesen und Koppeln, und zwischen diesen jenseits und diesseits des Stroms einzelne Wohnungen und Wirthschaften. So ging der Weg ziemlich einförmig durch Bruck, Rettelstein und mehrere Dörfer fort. Das Städtchen Bruck ist höchstens dadurch dem Reisenden merkwürdig, daß die Muhr und Mürz hier zusammenfließen. Doch dauert die Bergstromsart auch künftig in dem schnellrauschenden und strudelnden Wassern noch fort, und nicht leicht kann der Wandrer einen lustigern Begleiter finden. Fünfviertelmeile nach Rettelstein kommt man auf den Flecken Frauleuthen, einen sehr anmuthigen Ort. Hier geht es über die Muhr, die nun rechter Hand fließet, auf einer hölzernen Brücke, und ein liebliches Thal mit Wiesen und Feldern breitet sich rechts an der Muhr aus, und zeigt hübsche menschliche Wohnungen, Schlösser und Waldberge, und am Wege hin Pflaumen- und Wallnußbäume in

Menge. Gleich wenn man über die Brücke geht, hat man links das schöne Landhaus eines Grafen von Wildburg, und etwas weiter, jenseits des Stroms, auf rauhen überhängenden Felsen, das alte Schloß Rabenstein, einen Bruder des fränkischen, links aber ein weit höheres oben im Gebirg, den Pfau- oder Wanberg, der in herrlichen Trümmern da liegt. Vieh und Bäume, und Häuser und Menschen, und die ganze todte Natur haben hier ein frischeres Ansehen. Nach einer halben Meile schließen sich die Berge wieder zu einem schroffen Felsenthore, und kaum hat man den überhängenden, und hie und da schrecklich ausgehöhlten einen engen Weg abgesprengt und abgedämmt, welcher gegen den Fluß meist gemauert und palliſadirt iſt. So geht man eine Weile zwischen den grauen Felsen hin, die hie und da mit grünen Tannen und bleichen Birken verziert sind, bis sich ein zweites Thal öffnet, und man nach Peggau, der zweiten Station von Bruck kommt. Dies Thal iſt freilich nicht so lieblich, als das von Frauleuthen, aber romantischer. Links über Peggau liegt das Schloß gleiches Namens, und rechts, jenseits des Stroms, der Flecken Feistritz, mit einem Kalvariberg voll Kapellen und Gotteshäuschen auf kahlen und öden Felsflächen, hinter welchen sich eine sanftere Berggruppe in grauer Ferne mit dem Schlosse Waldstein ausbreitet. Die Berge sind immer noch, wie vor-

her, nicht eben hoch, aber ſteil und blos waldigt. Man kommt durch dieſes Zauberthal wieder durch eine öde und ſteinigte Enge in ein drittes, das ſchon viel ſanfter wird, und in der Milde des Abends unbeſchreiblich auf mich wirkte. In dieſem liegt rechts über dem Strom, auf einem einzelnen ſchönen Berghaupte, der Kirchfahrtort Stafenkel ſehr anmuthig, bald treten rechts Strom und Berg näher, und man ſieht die herrlichen Trümmer des alten Schloſſes Geſtinen hoch im Gebirg, und geht über die ſogenannte Weinſiedelsbrücke, die die Ruhr wieder links läßt. Hier ſah ich viele Gräzer Welt in einem ſtattlichen Wirthshauſe ſich erluſtigen, wanderte dann in das freundlichſte Thal der Erde hinab, und in den Elephanten im dieſſeitigen Grätz ein, der alten Brücke über die Ruhr gegenüber.

Hier fand ich frohe Geſellſchaft. Am meiſten ergötzten mich drey Tyroler Scharfſchützen, die ſich keck unter die Vornehmſten miſchten, mit den Worten: „Tyroler machen keine Umſtände,“ und dann vom Kriege, von den Franzoſen und Schweizern, und von ihrem Geſchütz ſprachen. Sie redeten mit einer Freimüthigkeit von ihren Freiheiten und von ihrem Regenten, die man hier ſonſt nicht kennt; beſonders der eine, Jakey, oder Jakele, ſprach mit gewaltigem Ausdruck. So ging mir der Abend fröhlich hin, zuletzt ſah ich im untern Zimmer noch

ſtairiſchen und allemanniſchen Tänzen zu, und legte mich um eilf Uhr aufs Ohr.

Ich hätte heute (den 17. Sept.) vortreffliche Gelegenheit, Grätz recht in ſeinem Glanze zu ſehen. Geſtern waren in der Vorſtadt drey Häuſer abgebrannt, (das diente nun heute der ſchönen Welt zum Spaziergange, um die Verwüſtung zu ſchauen) und heute fing die große Grätzer Meſſe an. So waren die Leute ſo etwas auf dem Platze. Zur Mittagstafel kamen die Tyroler jubelnd und ſpringend an. Der Naturſohn hatte auf dem Schießplatz 150 Gulden, und ein andrer 75 erſchoſſen. Dieſe hier ſind um des angekündigten Freiſchießens willen 40—60 Meilen gereiſt, und dieſe Reiſen machen ſie oft zu allen Städten der umliegenden Provinzen. Sie waren munter und die Seele des Tiſches. Nachher kam Muſik, und nun ward tyroliſch und ſtairiſch getanzt, mit der hübſchen Wirthin, der niedlichen Kellnerin und einigen andern Mädchen. Es iſt ſo etwas Eckigtes, Wildes und Abgeſtoßenes in den Bewegungen, und zugleich eine außerordentliche Gewandtheit. Es ſind die Allemanden mit allen Verſchränkungen, aber mit weit mehr Ausdruck, und mit ſonderbaren Stillſtänden und unerwarteten Abweichungen. — Die Tyroler tragen ſchwarze lederne Hoſen, graue, oder grüne Schuhe mit Bändern, oder Schnürſtiefeln, eine Weſte bis hoch an den Hals laufend, und vorn,

oder auch weit nach hinten zugeknöpft, immer Knopf an Knopf, und mit den bunten, oder grünen Senkelbändern geziert. Ihr Rock, ist hinten zu, wie ein Mantel, fast ganz stairisch, so wie der breitgerändete Hut, den eine grün-und weiße Kokarde ziert; allenfalls sind auch noch ein Paar kleine Federn dran gesteckt, nicht zum Staate, sondern, wie es scheint, zum Reinigen des Zündloches, weil sie nur etwa drey Zoll lang sind. Ihr Haar ist auf fränkisch, oder oberdeutsch geschoren bis auf einen halben Zoll, mit einigen Pürzelchen hinten bis auf die Hälfte des losen Halstuches. Die treffliche Büchse hängt in einem ledernen Futteral über den Schultern. So geht der Tyroler einher, aber was ihn am meisten karakterisirt, ist seine Freimüthigkeit und Keckheit unter allen Menschen, und jenes Selbstvertrauen und Menschengefühl, das man stark in allen seinen Zügen ausgedrückt findet, wie in dem raschen Bau- und in den schmeidigen Bewegungen seines Körpers.

Grätz, die Hauptstadt des Stairischen, gehört seiner Lage nach gewiß unter die anmuthigsten Städte in der Welt. Die Muhr, die hier schon ein ganz stattlicher Strom ist, fließt mitten durch von Norden nach Süden, und östlich lehnt sich die eigentliche alte Stadt mit Graben, Mauren und Burg, westlich aber der Grieß (die diesseitige offene Stadt) mit ihren vielen Vorstädten daran, die

mit Gärten untermischt, und mit Landhäusern, Baumgruppen und Alleen, der Stadt selbst das Ansehen eines lieblichen Gartens geben. Rund um die Stadt laufen lustige Berge und Hügel, mit Obst, Oelbäume und Reben bepflanzt, und mit grünen Wäldern, meistens eine viertel, oder halbe Meile von der Stadt zurücktretend. Nach Südosten aber breitet sich eine reitzende Ebne mit fruchtbaren Feldern, Dörfern und den Wiesen und Büschen der schlängelnden Mur aus, weit über zwey Meilen, und verliert sich endlich im blauen Dunst der fernen Berge. Ich bestieg die alte Burg, und hatte von da eine der entzückendsten und himmlischsten Aussichten, so lieblich sah ich die Stadt, und die Welt unter meinen Füßen, und so prächtig stiegen die Berge Gottes mit ihren Kirchthürmen und Schlössern empor. Im Norden auf hohem Gebirg liegen die stolzen Ruinen der Burg Gestinen; im Osten steigen die Hügel treppenweise mit Landhäusern, Kirchen, Gärten und Weinstöcken empor. Man sieht die beiden Thurmspitzen von Maria Trost, wo ein großes Wunder ist, romantisch herüberschimmern, und tiefer unten am Berge das Hallergeschloß. Im Westen liegt im Thale das freundliche Eggenberg, eine viertel Meile von der Stadt, und ein Lustort seiner Bewohner, die durch eine Kastanienallee hingehen und fahren.

Die eigentliche Stadt ist mit Gräben und

Mauren umgeben, und hat ehedem wohl eine Festung seyn sollen. Jetzt sind die Gräben zu schönen Wiesen geworden, und auf den Bastionen innerhalb der Stadt sieht man Lustgärten der Grossen. Das Glacis rund herum ist in Weide verwandelt, und mit Alleen und Bäumen besetzt. Das Merkwürdigste in der Stadt ist unstreitig die alte Burg, ein stumpfer Kegel, den man mit keichendem Athem erklimmen muß. Diese könnte immer zu einer starken Festung gemacht werden, da rings keine nahen Berge sie beherrschen; aber Oesterreich war es lange nicht gewohnt, seine Feinde bis in Staier kommen zu sehen. Es sieht droben verfallen aus, und eine Kompagnie Soldaten nebst einigen Züchtlingen wohnen dort. Wenn man durch die gewaltig gemauerten Gewölbe geht, die mit Heiligenbildern und matten Lichtern um kleine Sacellen dämmernd erleuchtet sind, und wenn es dumpf und dumpfer unter und um einen ertönt, so weht das Alterthum einen recht magisch entgegen, noch mehr aber, wenn man die alten Ruinen und Thürme selbst besteigt. Von dem Thurm auf der höchsten Ecke hat man die Aussicht nach allen Weltgegenden. Es wohnt ein Wächter darin, und oben liegt ein Elephantenkopf als eine Merkwürdigkeit. Er hat manchen Herrn erlebt, rief die alte Führerin. In der Stadt selbst sind mehrere hübsche und wenigstens ansehnliche Gebäude der Grossen. Bey

weitem das ſchönſte iſt das Lazareth, im Jahr 1787 unter Joſeph in einem ſehr edlen Stil erbauet. Auch ein hübſches Ballhaus mit der Aufſchrift: Publicae laetitiae praefectus et proceres poſuere, iſt hier. Des Staathalters, Erzbiſchofs und der Regierung Gebäude ſind hochanſehnlich, aber altfränkiſch. Die Gaſſen laufen ſchief und krumm, beſonders nach der Burg zu, wo die Stadt bergigt iſt; unten nach der Muhr, der Brücke und dem Markt hin, giebt es einige grade. Wiener Pflaſter muß man hier nicht ſuchen. Es ſind die gewöhnlichen Feldſteine mit den Rinnen in der Mitte. Auch auf dem Grieß und in den Vorſtädten, die lang nach Norden und Süden laufen, ſtehen ganz hübſche Häuſer, ſo wie dieſſeits vor der Stadt um das Glacis herum in Gärten und auf Wieſen, beſonders am Sankt Jakominiplatz, wo es einige wirklich pallaſtartige giebt. Auch unter der Burg im Norden liegt noch eine niedliche Vorſtadt, und weiter öſtlich der nette Garten und das Landſchloß des Grafen Wurmbrand, der zum öffentlichen Vergnügen immer offen ſteht. Die Häuſer ſind faſt alle mit Ziegeln gedeckt, und höchſtens in den Vorſtädten ſieht man etwas Beſchindeltes. Zwey Brücken führen über die Muhr, eine aus dem Grieß in die Altſtadt, grade auf den groſſen Platz zu, und eine zweite weiter unten, die vom Jakominiplatz nach der Grießvorſtadt geht, und auch unter Joſeph

entſtanden iſt, ſo wie faſt alle die ſchönen Gebäude und der Jakominiplatz.

Aus allem ſcheint es, daß die Stadt ein gewerbvoller und muntrer Ort ſey, obgleich freilich die Meſſe viele Fremde, und viel fremdes Leben herein gebracht hatte. Es ſind hier viele Manufakturen in wollenen Zeugen und baumwollenen, Kattunen, Strümpfen, auch Seidenzeugen; wie Linz wegen ſeiner Tücher und Silberarbeiten berühmt iſt. Die Vorſtädte ſind alle offen, und geben mit ihren Gärten ein recht frohes ländliches Anſehen, und freilich auch ländliche Luft und Luft, die für eine groſſe Stadt immer viel werth ſind. Die Einwohner ſcheinen ein frohherziger und muntrer Schlag. Doch ſucht man die öſterreichiſchen Körper vergebens, und ſieht mehr breite und dicke und mehr Rundköpfe. Seltner auch ſind die hübſchen Mädel, da ſie einem in Baiern und Oeſtreich bey jedem Tritte aufſtoßen; und Köpfe und dicke Beine unter den Waden, (wie ich ſie auch zuweilen in den Berggegenden Frankens ſah) ſind ſehr gemeine Gebrechen.

Einſchiebſel.

Begrüßen. Jetzt habe ich es weg. Anfangs verwirrte ich mich oft und kam gut niederſächſiſch mit meinem: Guten Tag! und, Gott helf! angeſtiegen, und erhielt dafür: In Ewigkeit. Jetzt ſage ich trotz dem Beſten: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“

und befinde mich bey der ganzen unterſten Klaſſe wohl dabey. Fuhrleuten, Handwerkern und andern gereiſten Leuten kann man wohl ein: Guten-Tag und, Guten Morgen! zurufen. Ich hätte den Gruß ſchon ſeit dem Bambergiſchen im Kopf haben ſollen Man hört gewöhnlich nur Jeſus Chriſtus, das erſte wird bequem verſchluckt.

Heilige Häuschen. Dieſe Betſtäten, Heiligenrepoſitorien und Krucifixe findet man an allen Wegen, unter hohen Bäumen, an Quellen und grünen Plätzen, oft mit ſoviel Wahl und Weisheit angebracht, daß man das feine Gefühl für Naturſchönheiten bewundern muß, das die Erwählen hatten. Schade, daß ſie nicht die elenden Kiererein und Schnitzeleien, die Sinn- und Denkſprüche, und gar die Verheißungen anders machen konnten Das iſt oft über und unter allem Glauben läppiſch und närriſch, und bis dieſe Stunde iſt es mir unbegreiflich, wie man noch zu unſern Zeiten nur den Anblick ſolcher Erbärmlichkeiten ertragen kann. Was habe ich nicht im Walde, was an der Straße geſehen! Was für eine Moral kann es geben, (zum Glück ſteht die ewige des Herzens feſt) wenn man lieſt: Wer bey dieſem Kreuze fünf Vater Unſer- und fünf Ave Maria betet, hat 10000 Jahr Ablaß, wer Ein Vater Unſer betet, hat 140 Tage, daſſelbe abgekürzt, 40 Tage? So ſind auch alle Zimmer und Gaſtſtuben mit elenden Gemählden und Kupfer-

ſtichen der Heiligen beklebt, und ſelbſt draußen die Wände ſind dafür nicht geborgen; doch iſt es hier, wie in Ungarn, ſchon weniger häufig, als in Oeſtreich und Oberſteiermark. Außer dieſen Heiligen aber ſind die Zimmer der Bauren weit beſſer verziert, und weit reinlicher und netter, als im nördlichſten Deutſchland, wo ein Paar trübe und rußige Rauten kaum einige Schimmer des Tageslichts durchlaſſen. Die Wirthshäuſer ſind überall groß und bequem, meiſtens zwey Stock, mit ſchönen Zimmern und Ziegeldächern, und ganz guten Betten, obgleich die Strohſäcke für die Federn kommen. Man hat doch feine Laken und eine hübſche bunte geſtickte, oder gewebte Decke. Das Eſſen iſt überall viel beſſer und wohlfeiler, als in Sachſen und Franken, und der Wein mittelmäßig, oft auch recht gut. So habe ich in Grätz für Abend und Mittageſſen, Frühſtück und Bette, nebſt zwey Maas guten Weins, nur anderthalb Gulden bezahlt.

Die Wohnungen fangen ſeit geſtern an, ſchon wieder mehr gemauert und gekleimt zu werden, doch giebt es noch hölzerne und balkige Wände, doch nicht aus ganzen, ſondern etwa fünfzolligen Stücken; ſehr vaterländiſch aber iſt es für mich, geſtern und heute die eilfmeilige Wanderung durch, faſt lauter Strohdächer, ſtatt der Schindeln zu finden. Man ſieht hieraus, wie alles blos auf Ge

wohnheit ankommt, und daher entſpringt. Warum hat der Oeſterreicher lauter Schindeldächer, der doch mit Holz eben nicht übergeſegnet iſt? und hier, wo die Tannen im Gebirg verfaulen, hier deckt alles mit Stroh.

Anders iſt die Menſchenbedeckung. Die Bürger und Vornehmen freilich ſind meiſtens, wie in Wien; aber die gemeinen Stairer haben ihre ganz eigne Tracht. Die Männer tragen faſt alle Schnürſtiefeln, oder Schuhe mit Bändern, und blaue, oder grüne Strümpfe, ſchwarze lederne Hoſen, bunte, grüne und rothe Weſten als Kamiſol und mit Knöpfen, bis an den Hals zugeknöpft, in Einer Reihe und mit den Hoſenträgern bunt gezieret. Hierüber hängt der Rock, eine Art Mantel, hinten ohne Durchſchnitt und hoch über den Hüften in drey, vier Falten gelegt, weit und vorne grade herunterhängend, ohne Knopf, es ſey denn an den Taſchen, ſondern mit Häkchen und Oeſen dicht an einander beſetzt, die aber gewöhnlich offen ſind. Die Leibfarbe iſt grün, dann braun und grau. Der Kopf iſt altdeutſch, oder jetzt neuengliſch, beſchoren und trägt einen flachen und weitgerändeten Hut, von grüner und grauer, ſelten ſchwärzer Farbe, der mit einem breiten Seidenbande, und, wenn es ſtattlich ſeyn ſoll, mit einem Goldbande umbunden iſt. Die Tyroler haben faſt dieſelbe Art.

So wie die Männer, tragen auch die Weiber

ihre ſchwarzbraunen, oder lappländiſchhaſengrauen Jöpchen hochſchnittig recht nach der neueſten Mode, die Röcke unten, wie gewöhnlich, und graue, grüne oder blaue Strümpfe, meiſtens in Schuhen mit Bändern ohne Abſätze, ſeltner in Schnürſtiefeln. Die reiche Fülle der Brüſte hält eine weichere Art thüringiſcher Sturmharniſche, worüber das loſe Tuch geſchlagen iſt. Auch ſie tragen, wann es ſtattlich ſeyn ſoll, gewöhnlich runde Hüte, wie die Männer, den Kopf oben grau, und die oberen Ränder, wie die der Männer oft unten, mit grauem oder ſchwarzen Leinen, Taffet oder Bänderwerk beſetzt, daß ſie etwa, wie die umgeſtülpten Pilze, ausſehen. In der alltäglichen Tracht ſieht man ſie, ſo wie alte Kummerlinge, auch wohl in Mützen. Dieſe Kleidungsart ſteht nicht gut, beſonders kleinen dicken Körpern nicht, wie man ſo viele in Steiermark findet. Denn die ſchönen ſchlanken Körper, die man in Oeſterreich bey beiden Geſchlechtern ſo häufig findet, fangen hier an ſeltner zu werden, und es giebt gar viele kleine knorrige und panzige Körper; und außer den vielen Kröpfen ſieht man die Elenden häufig, die auch ein Produkt der Berge ſind, und bey dicken Köpfen und Bäuchen, bey bleicher Haut und krummen Beinen, ſelbſt die Organe der Sprache, wie die des Geiſtes, nur ſehr unvollkommen haben; beſonders geſtern hinter Bruck hin ich auf mehrere geſtoßen. Die

Beine sind unten meistens zu dick, von der Wade an gerechnet; dies fällt besonders bey den Weibern auf, die überall dazu mehr hinneigen. Wenn indessen den Weibern in Vergleichung mit den Oesterreicherinnen in der Gestalt viel abgeht, so giebt es dagegen oft sehr feine und viel anziehendere und lebendigere Physiognomien, als in Oesterreich, mit recht brennenden Schelmenaugen. Die Gesichter findet man häufig rundlich, und das Blut äusserst fein, fast wie am Rhein. Im Ganzen sind die Steirer muntrer und gesprächiger, quicker und zutraulicher, als die Oesterreicher, die wirklich oft viel Träges und Ueberreifes haben. Mit der größten Bereitwilligkeit und Gefälligkeit sagen und zeigen und erklären sie alles, und erwarten und vernehmen dafür gern wieder was. Ihre Sprache schon ist lebhafter, obgleich noch kauderwälscher, und ihr Tanz, der mit dem obigen Tyroler viel Aehnliches hat, drückt ihren Karakter aus, in welchem viel Kühnes und Rasches zu liegen scheint.

Wenn die Menschen in der Regel kurz und dicklich sind, so sind die Pferde in Steiermark vorzüglich stark und dauerhaft, und man bekommt so kleine und schwache fast gar nicht zu sehen, als in Ungarn und Oestreich. Eben so ist das Hornvieh auch ächt hollsteinisch und nie mückerig. Schweine sind allenthalben, auch im Gebirg. Warum sind

Pferde und Schweine in den Bergen Thüringens und Frankens ſo ſelten?

Die Chauſſee von Wien an iſt ſehr gut erhalten, und es ſind am Wege in gewiſſen Entfernungen eigne Häuschen, worin die Wegbeſſerer wohnen, welche jede Höhlung und Tiefe ſogleich ausfüllen und zuhacken.

Ich wanderte alſo heute Nachmittag gegen 4 Uhr durch das lachende Grätzer Thal in den Süden hinein, und ſah noch oft mit Vergnügen auf die freundliche Stadt zurück. Das Gefilde iſt äußerſt fruchtbar und ſo fett, daß ich vier der ſtärkſten Pferde, und vier Ochſen vor Einem Pfluge ziehen ſah. Schöne Maisfelder bedecken das Thal, und Hirſe, deren Aerndte jetzt iſt, Kürbiſſe unter dem Mais, Kohl und weiße Mören, auch einzelne Streifen Klee, und die bekannte ungriſche Futtergrasart Mohar, der hier Chenſe heißt. Alles dieſes im üppigſten Wuchſe, mit lieblichen Wieſen links am Strome hin, der nah an dem linken Hügel hinfließt. Die Berge werden hier ſanftere Waldhügel, treten rechts weiter abwärts, und zeigen eine feine Ebne mit mancherley Feldern, Thürmen und Dörfern. Links am Strome liegt faſt Haus an Haus, aber ärmlich gebaut, ſchlechter, als die der Aelpler und Holzknechte im Gebirg; viele ohne Schornſtein, oder nur mit einem kleinen Rauchloch ſeitwärts heraus. An der Straße waren ſie denn

doch meiſt beſſer, und die weißen Wände mit allerley bunten Heiligen und andern Schnurrigkeiten ſeltſam bemahlt, und faſt alle mit Stroh, die beſten mit Ziegeln gedeckt.

So kömmt man durch Feldkirch und die Station Kalsdorf endlich nach Neudorf, wo die Gegend entzückend wird. Grätz freilich iſt mit ſeinen Bergen hinter einem verſunken, aber rechts dämmern die reizendſten Hügel aus der Ferne, und die andern kommen näher heran, und näher wieder fließt links die Muhr, von Wieſen und Weiden eingefaßt. Der Boden iſt vortrefflich, und Mais und Hanf ſtehen wie Rohr, und die Hirſe faßt in dicken Haufen unter den Händen der Schnitter, die ſie mit kleinen krummen Sicheln ſchneiden. Auch den Mais brauchen ſie als Futter, wenn die Fruchtkolben abgenommen ſind. Auch Denkmäler des grauen Alterthums erſcheinen hier wieder, Schloß Weißenegg im Gebirg über Neudorf im Oſten, im Süden das ſchöne alte Burgſchloß Welton hochgethürmt, und weiter ſüdweſtlich und niedriger Schloß Schwarzeneck. Die Muhr rauſcht nahe zur Seite. So wanderte ich unter den Trümmern des alten Bergſchloſſes hin, durch den ſchönen Markt Weltow, der in Einer langen netten Gaſſe unter dem Berg hinläuft. Der Mond war aufgegangen und in ſeinem holden Schimmer. Der Strom rauſchte milder abwärts unter mir, und im ſilbernen Nebel

dampfte fernhin das Thal. Die Lichter des Himmels badeten zitternd ihre Wangen in den Fluthen, die mit Schlangenarmen ſich hier um manches liebliche Eiland winden. Mit den Grillen und Wachteln des Abends pfeifend, ging ich ſo noch ein halbes Stündchen fort und kam in Lebring, wo ich über dem rauſchenden Strom, und unter den Wiegenliedern der Mais ausrupfenden Junggeſellen und Mädchen dies geſchrieben habe.

Franzen den 20. Sept.

Ich wanderte Dienſtags den 18. Sept. des Morgens um 7 Uhr von Lebring ab, im heiligen Morgendampfe der Wieſen und Berge. Die Muhr fließt hier ſchöner, als je, und bildet noch immer hie und da luſtige Inſeln, zum Theil von Heerden begraſet. So geht es durch ein anmuthiges Thal fort, zu beiden Seiten Berge, die abwechſelnd Wein und Korn tragen, und woran ſich Schlöſſer und Kirchen lehnen. Rechts liegt der Flecken Leibnitz mit der hohen Wallfahrtskirche, und links dicht am Wege und an der Muhr das niedliche Schloß Neuhof mit ſeinem Park und Garten. So kömmt man durch Leuthen über eine Brücke und hat die Muhr nun rechts. Von hier über Jaggau geht es durch Wieſen und reiche Gefilde nach Ehrnhauſen, einer Station und einem Markt. Ich ging hier

wieder über eine Brücke, und ſagte nun dem Strom, den ich nicht wiederſehen ſollte, Lebewohl! Ehrenhauſen liegt am Berge, und hat über ſich ein ſehr anmuthiges altes Schloß, und ein elegantes Thürmchen mit dem koloſſaliſchen Herkules und Mars. Von hier klettere ich eine Stunde lang immer bergan durch eine wunderſchöne Gegend, die immer weiter und wallender unter meinen Füßen ſich ausbreitete. Endlich hatte ich die hohe Plätſch — ſo heißt das Gebirge — mit tauſend Schweißtropfen erſtiegen, lehnte mich an ein Geländer, und ſah im Nordoſten eine Gruppe von Hügeln und Thälern, Feldern und Weinbergen, Strömen und Schlöſſern und Kirchen, alles in ſo lieblichen Farben und ſo reicher Fülle der Luſt und des Lebens, als die trunkenſte Phantaſie ſich nur ein Elyſium zaubern kann. Ich lagerte mich unter einem Wallnußbaume, und vergaß der Gluth des heißen Tages, und des mühevollen Kletterns über all dem Schönen. Der Weg geht von hier nun eine lange Strecke bergab und bergauf, doch erſt mehr durch Rebenhügel und luſtige Thäler, durch Waldungen von Wallnüſſen und Pflaumen und andern Obſtbäumen, theils auch unter Eichen und Buchen. So kömmt man an Marburg, ein nettes Städtchen an der Drau, die hier als ein breiter und ſtolzer Strom unter hohen und ſchroffen Bergen fortſchießt und eine Menge kleiner Schiffe und Flöße trug.

Ich ſah blos dieſen neuen Gaſt, und wanderte wieder bergan durch eine ebene Gegend von Kornfeldern, die nur in der Ferne Berge zeigte, und zuweilen ein Birken- und Eichenwäldchen hatte. Am Wege paſſirte ich mehrere kleine Wirthſchaften, und die Dörfer Kötſch und Schlez und Oberpolka, und nahm endlich in dem Städtchen Windiſch Feiſtriz um 7 Uhr Quartier.

Eine halbe Meile von Feiſtriz ſind wieder Berge und Rebenhügel, (ich war nemlich ſeit Marburg meiſt auf einer Bergebene gegangen) und die Felder übrigens noch immer die alten. Mais und Heidekorn in Menge und Ueppigkeit, Kohl und Mörenpflanzungen, Hanf und ſehr kurzer grüner Flachs, Kürbiſſe und Hirſe, ſelten Himmelthau, eine Art brauner Hirſe, die der Italiäner Saggina nennt. Auch heute ſah ich die Stäbe der Gegend von Mariagell oft drey Mannslängen hoch, woran die Leute Hirſe und Heidekorn, oder Erbſen und Bohnen pyramidenförmig hinaufbinden. Mit den Wohnungen iſt es auch noch faſt daſſelbe, unten oft ganz, oft halb von Holz, oft auch gemauert, einige beſchindelt, mehrere mit Stroh gedeckt, andre wieder beziegelt. Viele waren ſo ärmlich, daß ſie mich lebendig an das Vaterland erinnerten. Manche ſind mit Kürbiſſen und Mais ganz umſetzt und umhangen, wie man in unſern Fiſcherdörfern zuweilen die Häringe, und an einigen Orten zum

Trocknen ganze Reihen von Aepfeln gegen die Sonne hängt. Man hört schon häufig wendisch, und auch die Tracht fängt an wendisch zu werden, und mit den stairischen Männern und Hüten ist es vorbey. Bey einigen wenigen Weibern habe ich, wie in Ungarn, das Haar in einzelne Zöpfchen geflochten gesehen. Die Männer tragen statt der Schnürstiefeln, unsere gemeinen Bauernstiefeln und weite Hosen, runde kleine Hüte, und kurze schwarzgefärbte leinene Hosen. Alle fast tragen einen kleinen bunten Sack, wie eine Jagdtasche auf dem Rücken, worin sie auf Reisen die nothwendigsten Bedürfnisse haben. Die Weiber gehen fast ganz wie die pommerschen, gewöhnlich mit schwarzen Röcken und blauen Schürzen und flachen weissen Mützen, seltner schwarzen mit anliegenden Häubchen. Gewöhnlich tragen sie obenein noch ein weisses Tuch über dem Kopf, nicht das häßliche gezipfelte aus Franken, sondern ganz hübsch, wie man wohl die mater dolorosa mahlt. Um den Gürtel tragen einige ein blankes Gurt mit Silberdräthchen, auf Leder gelegt, und alle statt des Bandes unsrer ärmern Weiber einen langen Riemen aus Leder, mit blankem Silber, Messing oder Dräthchen geziert, woran unten das Messer beinahe bis auf die Füße hinabhängt. Man könnte hier viel über die Verwandtschaft der stairischen und pommerschen Slaven schwatzen, die vielleicht auch in diesen Kleinigkeiten

ten ſich noch offenbart; doch das Winken ſey genug. Die Geſtalten ſind nicht vorzüglich, ſelten ſieht man einen ſtarken und rüſtig gebauten Mann, deſto mehrere aber von der kleinen und welken Art. Dies kann man auch von dem Vieh ſagen, das ich nun ein 8, 9 Meilen durch geſehen habe. Die großen Pferde werden Klepper, und die Ochſen, ſo klein, wie man ſie in einigen Gegenden des Fichtelberges ſieht, müſſen hier erbärmlich bergan ziehen. Unter den Kühen ſieht man die ſilberweißen ſchlanken von ungriſcher Raçe, aber doch nicht von ungriſcher Stämmigkeit. Der Puter und Schweine giebt es auf allen Feldern eine zahlloſe Menge.

Mittwoch den 19. September.

Um 7 Uhr ging ich rüſtig von Feiſtritz aus, und war in wenigen Stunden zur erſten Station, zu Sannowitz. Erſt hatte ich um mich anmuthige Hügel, mit Reben bedeckt, dann zogen die Berge ſich zurück, und ich wanderte durch ein kühles Thal unter Erlen, Birken und einzelnen Wohnungen fort, ſah die gewöhnlichen Pflanzungen und ſchöne Wieſen und Klee. Bauart der Dörfer, wendiſche Tracht und Sprache iſt noch dieſelbe. Sannowitz, iſt ein kleiner Flecken mit einem ſchönen alten Schloſſe im Gebirg, wo ich gern hinaufgeklettert

wäre, wenn meine Reiſe mich nicht drängte. Hinter Gannowitz engt der Weg ſich, und man geht eine halbe Stunde immer unter Bäumen ſanft bergan, bis das Gebirg einen immer höher und ſchroffer umſchließt, und man endlich unter dräuenden Felſen und hohen Bergzacken und Bäumen wandelt. Es iſt ein grauſer und ſchrecklicher Weg, Raben fliegen über den Köpfen und Geier der Felſen, und einzelne Menſchen hacken Steine und füllen ſie in die Lücken der Chauſſee. Deſto lauter iſt das Schreien der armen Fuhrleute und Treiber, die mit ihren Pferden und Ochſen bergan müſſen, und die Thiere nicht aus der Stelle bringen können. Ich rannte indeſſen alle vorbey, wie mein Muth immer mit der Arbeit und dem Schmerz wächſt, mußte aber doch endlich unter einen Birnbaum mich niederwerfen und Athem hohlen. Dann errang ich die Höhe des Bergs Vollena, oder des Gannowitzer Berges, und hatte hinter mir im Nordoſten, woher ich kam, eine große Ausſicht. Doch reichte ſie nicht an die von Platſch, weil ſie zwar höher, aber die Gegend nicht ſo reitzend mannigfaltig, und von keinem Strom durchwäſſert war. Hier genoß ich eine Weile der Luft des Himmels und der Größe der Erde, und trabte dann mit eben der Mühe hinunter, mit welcher ich hinaufgeklimmt war. So geht der Pfad eng und einſam bey fließenden Bächen hin unter einigen alten

Thürmen bis nach Akeneck, das im Anfange des Thals mit seinem alten Schlosse sehr lustig da liegt. Die Hitze war schrecklich, die Ebne schön mit Wiesen und Feldern und Waldbergen in der Ferne, freilich ohne Reben, aber doch immer anmuthig. Die Dörfer waren bey den fruchtbarsten Feldern ärmlich, desto schlimmer für ihre armen Bewohner. Schöne Kirchen und einzelne Landhäuser lagen seitweges. Um zwey Uhr war ich in Cilly, und ließ mir ein Halbes Wein und Brod und Käse geben. Das Städtchen ist diesen Frühling fast ganz abgebrannt, und alles ist mit dem Bauen beschäftigt, welches ein künftiges Feuer leicht eben so verheerend machen kann, denn leider decken die meisten wieder mit Schindeln. Im Wirthshause setzte sich ein alter Schwabe zu mir, der mich durchaus zu einem aus dem Reiche machen wollte, ein Faßbinder, der im Kriege reich geworden ist, und seine beiden Häuser schon wieder aufgebaut hat. Wir stritten uns über allerley Dinge unter der Sonne, und über seine ganz neue Behauptung, Ulm allein mit seinem Gebiete sey das ächte Schwaben, und alles Uebrige mit Franken und Baiern, hieße blos das Reich. Nachdem ich mit ihm etwas Wein ausgeleert hatte, ging ich in seiner Begleitung in der Stadt um, und sahe die Gräuel der Verwüstung und die Wiederherstellung. Die Gegend um Cilly ist himmlisch, und es scheint gleichsam, als müsse

hierlandes jede Stadt ein liebliches Thal beherrſchen. Das Schloß über ſeinen verbrannten Mauren mit den hohen Thürmen und der weiten, jetzt freilich verbröckelten, Ringmauer ſcheint weit und majeſtätiſch in die Ferne. Es liegt faſt, wie eine der thüringiſchen Gleichen auf einem abgeſtumpften Kegel, und hat in den ritterlichen Zeiten ſicher eine derberſten Rollen geſpielt; jetzt ſieht man Birken und Tannen ſchon aus ſeinen Ruinen wachſen. Der Weg von Tilly geht immer durch Thal, bald in Wieſen und Feldern, bald durch Büſche und Dörfer, die ganz pommeriſch ausſehen. Endlich verſchwindet das Thal, der Weg geht durch eine ſchauerliche Enge bergan. Man ſieht im Gebirg alte Thürme und Gemäuer und einzelne Weinſtöcke. Zuletzt ſah ich ſie im Schimmer des Mondes, und ging um 8 Uhr in Franzen ein. In zwey bis drey Gaſthäuſern war kein Quartier, wegen der nach Italien marſchirenden Truppen. Endlich ward ich im Lampl feſt, und hatte meine Unterhaltung mit drey Officieren, von denen ein Wiener den ſchönen Geiſt machte, bis ſie ſich zum Spiele, und ich mich zu Krebſen und Forellen ſetzte.

Der Karakter der heutigen Gegend iſt anders, aber der der Menſchen und ihrer Wohnungen wenig, nur daß die letzten hie und da nach ungriſcher und pommerſcher Art werden. Manche indeſſen, auch Bauerhäuſer, ſind gar fein, und mit Bildern

von Heiligen, mit Engeln, mit Reitern und Huſaren bemahlt. Die Brunnen ſind offen und mit groſſen Schwangruthen, wie die Söhte in Pommern, ſelten mit Pumpen. Die Heiligenbilder und Crucifixe ſind alle in kleinen Lorettaniſchen Häuschen eingefaßt, und ſtehen ſo unter der groſſen Decke, hie und da reichlich mit Kränzen und Blumen verziert. Die armen Schächer jammern mich nur, daß ſie ſo lange nach ihrem Tode ſich noch ſo ſchändlich machen laſſen müſſen, als man ſie zuweilen ſieht. Die Menſchen haben noch faſt ganz die alte wendiſche Tracht, nichts ſlairiſches mehr, und der gemeine Mann ſpricht ſchon wendiſch. Braken, Wagen, Hüte, Stiefeln, weite Hoſen ſind faſt, wie im Pommern. Selbſt unſre Zäune findet man hier allenthalben wieder. Etwas ſonderliches aber ſind einige Schuppen, oder Scheunen, oft bloſſe Gerippe, drey, vier Ellen breit, mit einem Dache dräber, worin man Klee, Erbſen, Bohnen, Hirſe zu beiden Seiten flicht, trocknen läßt von Wind und Sonne, und dann dröſchet. Oft ſind es ganze Zimmer, blos oben gedeckt, in der Mitte mit einem ſolchen Gerippe, vier bis fünf Ellen weit, wo das Korn hinein gethan wird, und zu beiden Seiten mit einem ähnlichen Flechtwerk aus Balken und Sparren, wo dieſe Getreidearten wieder umgewickelt werden. Man findet ſie ſehr häufig auf den Feldern, wie in den Dörfern. Die

Häuſer ſind zum Theil unten gemauert, zum Theil aus halbourchſägten Stämmen, wodurch die Fenſtern mit Gittern davor klein heraus gucken. Meiſtens ſind ſie mit Stroh gedeckt, ſelten geſchindelt, ſeltner geziegelt. Die Wirthshäuſer, auch in den elendeſten Dörfern, ſind ganz ſtattlich. Das Korn wird faſt durchaus mit der Sichel geſchnitten, das Gras mit der Senſe gemähet. Eine ganz eigne Art dieſes und des ſtairiſchen Landes, die nachher nach Italien übergeht, iſt es, alles auf dem Kopfe zu tragen, beſonders bey Weibern: es ſey was es wolle, Hartes und Weiches, Trocknes und Flüſſiges, es wird auf den Kopf gepflanzt, dem man eine Unterlage, einen Wulſt aus Wolle giebt, worauf ſie alles ſo ins Gleichgewicht zu bringen wiſſen, daß ſie raſch fortgehen und die Hände herabhängen laſſen, ohne daß es falle. Die Kröpfe verſchwinden, und Menſchen und Vieh werden wieder ſtattlicher, obgleich das Land hinter Cilly weniger fruchtbar iſt. Die Menſchen ſind freundlich und fidel, nicht kriechend, wie der ungriſche Bauer. Leinene Kittel findet man nicht, ſondern alles iſt braun wollen, auch weiß und roth; weiße und blaue wollene Strümpfe, graue, oder ſchwärzliche leinene Hoſen.

Aus mir hat man ſchon allerley gemacht. Viele, vielleicht die meiſten, haben mich für einen Franzoſen genommen. So fragte mich neulich ein

Wirth, ob ich nicht ein Franzose sey, und französisches Geld brauchen könne. Er habe noch herrliches Papier vom letzten Kriege. Ich sagte ihm, auch als Franzose würde ich solches Geld nicht einwechseln. Der Bauer auf dem Wege hält mich wegen meines grauen Kleides und blanken Säbels für einen Officier, und weicht so einem herrischen Wesen ehrerbietig aus. Die Wirthe härmen sich ab, in welchen Diensten ich stehe, wenn ich nicht so barmherzig bin, mich ihre Neugier jammern zu lassen: Kaiserliche Soldaten fragen selbst so unter sich. So hörte ich gestern im Vorbeigehen einen sagen: Nein, es ist ein Pfälzer. Ich thue immer es den Ersten gleich, das hilft, und so hält man mich nicht für den letzten, vorzüglich weil ich meist eine gute Zeche mache. ὦ τέχνη τέχνης, πολυζήλου βίῳ κειμένη.

Laibach den 20. September.

Hier sitze ich in der Gesellschaft von einigen Officieren, Kaufleuten, einem Pächter und einem exilirten italischen Marchese im Stern an einer guten Gasttafel, und lasse mir guten Wein und Essen gut schmecken. Das Ganze der Unterhaltung, wovey ich klug den Zuhörer mache, dreht sich meist um den jetzigen Krieg, und das Thema aus aller Munde ist: quest' è una cattiva guerra, il Buona-

parte è una grandiſſima teſta. Der König von Preußen heißt nur: il traditore, il diſtruttor della Germania, e della caſa d'Auſtria. Endlich gegen 10 Uhr trennt ſich die Geſellſchaft und ich ſchreibe.

Von Franzen an geht der Weg meiſt durch ein enges Bergthal, deſſen Berge nicht hoch, aber unangebaut und mit bloßem Buchen- und Eichengeſtripp bedeckt ſind. Hie und da lehnen ſich einzelne Wirthſchaften und Dörfer an den Berg, oder an eine Wieſe an. Endlich, nachdem man drey Meilen gegangen iſt, breitet ſich mit Wieſen und Feldern eine feine Ebne aus, worauf man indeſſen nichts ſieht, als Heidekorn und einige Streifen Klee. Das Gebirge rechts wird höher und wendet ſich von Süden mehr nach Weſten, indem es mit weißen und ſchroffen Zacken in die Wolken ſteigt. Man geht ſelbſt jetzt auf der Heerſtraße ganz in den Weſten hinein, und hat links eine weite Fläche. So kömmt man eine Stunde vor Laibach auf die Brücke der Sau, und hat eine der lieblichſten Ausſichten, die ſich denken läßt. Der Strom fließt raſch, wie ein ächter Bergſohn, bald ſeicht, bald mit tiefen Strudeln ſüdwärts. Rechts ſtehen große Bergklumpen, Abriſſe der grauen Bergſeite, mit Trümmern alter Schlöſſer, links im Süden ſieht man die Burg, oder das Kaſtell von Laibach und den Strom, und vor ſich eine lachende Ebne. Ich

wanderte im Schimmer des freundlichſten Abends in Laibach ein.

Dieſe Stadt liegt zu beiden Seiten der Sau, meiſt unregelmäßig und hügelicht, beſonders nach dem Kaſtell hin; übrigens iſt ſie ganz offen. Die Vorſtädte umher ſind kümmerlich, und haben Häuſer und Scheunen zum Theil mit Stroh und Schindeln gedeckt. In der Stadt ſieht man doch wenige Schindeldächer. Die beſte und gerade ſte Gaſſe iſt unſtreitig die, ſo nach dem großen Platz hinführt, und die Wiener, und man findet da manche recht hübſche Häuſer, ja einige ſchon nach italiſcher Weiſe mit flach werdendem Dache. Das Pflaſter iſt ſchlecht, und die Rinnen der Gaſſen meiſt in der Mitte. Die Hauptkirche iſt groß und hat ein Paar ſtattliche Thürme. Ich mußte dort gleich bey meinem Ausgehen niederknieen, ſo ſauer auch meinen Knieen dieſe fromme Uebung ankam. Man klingelte eben die geweihte Hoſtie, oder le bon Dieu zurück, und alles Volk ſtürzte wie angedonnert ſich kreutzend zu Boden. Schön liegt das alte Schloß öſtlich von der Stadt mit ſeinen Thürmen und Mauren, unter grünen Bäumen, die wie ein Wald bis unten an die Stadt hinablaufen. Schöne Menſchengeſtalten habe ich hier vergebens geſucht, ſo ſehr der große Platz und die andern Tummelplätze von Menſchen auch wimmelten. Deſto mehr Pfirſiche, Weintrauben, Citronen, Schildkröten und Krebſe,

und alle Arten Korns ſah ich, und hörte das gellende Zuſammenklingeln der Tyroler und lombardiſchen Ausſchreier von Salami veroneſi und formagki parmegiani. Ueberall merkt man es an den Preiſen und Speiſen, daß man Italien näher kömmt. Die Speiſen ſind wirklich derber, und doch viel ſchmackhafter und leckerer bereitet, als weiter unten, aber dafür muß man auch, ſelbſt in elenden Dorfſchenken, alles doppelt bezahlen.

Freitag den 24. Sept.

Mein Weg ging bis Oberlaibach, eine Meile durch Flachfeld, mit Waldbergen und Hügeln zu den Seiten und Heidekorn, Klee, Kohl und Rüben auf den Feldern. Das Land ſcheint nicht fruchtbar, ſo wie die geſtrige Ebne und auch die geſtrigen Berge den vorigen nicht gleich kamen, und des Weins, Kukuruz (ſo nennt man Mais) und des Himmelsthau meiſt mangelten. Es iſt häufig ein kalter Mohrgrund mit Binſen und Torfgras. Hinter Oberlaibach geht nun eine ganz eigne Gegend an, welche mit mehrern und niedern Abwechſelungen bis Trieſt über 10 Meilen fortdauert. Schroffe Berge ſteigen gleich hinter dieſem Dorfe empor, und ſie ſind nicht niedrig. Man hat den Weg mit großer Arbeit in tauſend Windungen durch das Waldgebirg geführt, und hie und da erhöht, mit

Seitenmauern geſtützt, und mit Brücken und Gemäuer über Tiefen und Abgründe geleitet. Die Seitenwände der Berge ſind theils mit Buchen und Eichen bekleidet, theils kahl, und der Weg läuft bald tiefer, bald höher. In den Gründen haben ſich denn die Menſchen angebauet, und den Steinen und undankbaren Bergen kleine Wieſen und Felder abgewonnen. Die Dörfchen ſind doch wirklich beſſer gebaut, als man in einer ſo öden Bergkluft es erwarten ſollte. So mußte ich einen heißen Tag auf und abklettern, bis ich nach Plennina kam, das mich reichlich für alle Mühen entſchädigte, ſo wild und romantiſch liegt es da hart unter dem Gebirge weſtlich. Im Südoſten iſt eine tiefe Kluft unter ſchönen grünen Wieſen, durch die ein Waldſtrom unter einem alten Thurm hinrauſcht. Der Weg läuft in Schlangenwindungen immer bergan um die Kluft herum. Man bahnt jetzt aber einen nähern über die Tiefe und das Bergwaſſer, und ſchon hat man einen guten Theil durch Felſen geſprengt, und die Brücke angefangen auf großen Balken über den Strom zu führen. Ich ging entzückt die Spitze hinan auf ſteinigem Wege, ſah noch einmal in dies tiefe Thal hinab, und dann nach Adelsberg, wo ich eine dicke Quicklywirthin fand, die aber guten Wein, gebratene Krammetsvögel, Fiſche und Krebſe und ein weiches Bette zum Beſten gab.

Häuser und Wohnungen bleiben noch immer, bis auf kleine Unterschiede, den vorigen gleich, auch die gesparrten und belasteten Schuppen sieht man weniger, vermuthlich weil sie nicht so viel Heu und aufzuhängen haben. Das Wasser wird seltner, desto süßer erquickt es den Wandrer, wenn es aus einer Rinne, oder hölzernen Röhre hell wie Krystall aus dem Berge sprudelt. Das Vieh ist das alte von Ansehen, doch sind die vorgespannten Ochsen sehr klein und können 6 — 8 an der Zahl doch nicht immer die Berge hinan ziehen; man fährt auch mit Kühen und spannt sie wohl mit Pferden zusammen ein. Sie ziehen mit der Brust unter einem im Feuer ziemlich gekrümmten Joche, nicht mit dem Haupte. Die Ochsenwagen sind sehr lang, und laufen auf vier niedrigen Rädern; auch ihre Erndtewagen sind in der Regel um drey Ellen länger, als die unsrigen im nördlichen Deutschlande. Der Pflug hat zwey Sterzen, und ein sehr weit abstehendes und langes Legbrett. Sie müssen in dem steinigen und kalkig lettigen Boden tief pflügen, und also viel vorspannen; so habe ich sechs Ochsen hinter einander gesehen. Man findet hier häufiger, als im Stairischen, Kartoffeln auf den Feldern und Tischen. Die Schafe hier im Gebirg sind über zwey Drittel pechschwarz. Das Gebirg selbst nährt wenig Rehe, Hirse, Hasen, Füchse und Wölfe, welche im Winter in Menge her-

vorkommen. Die Menſchen auf den Dörfern haben alle kein recht kräftiges Anſehen; wenigſtens weiß ich mich keines Bauren zu erinnern, dem ich dies Wort beilegen mögte. Die Körper ſind dürr und ſchwankend, und groſſe und ſtattliche ſelten. Hübſche Geſtalten habe ich weder unter Männern noch Weibern geſehen. Die letztern ſind meiſtens unförmlich dicklich, mit runden Köpfen, welche bey wenigen durch ſchwarze lebendige Augen ein Intereſſe erhalten. Doch ſcheinen ſie ein muntres und frohherziges Völkchen, das gern lacht und plappert, obgleich ich leider von dem ganzen Getöſe kein Wort verſtehe; dann alles ſpricht ein Gemiſch von Wendiſchen, Slavoniſchen und Italiäniſchen, und nur die Wirthe in den gröſſern Dörfern müſſen ihres Gewerbes wegen teutſch verſtehen. Ihre Tracht wird unſrer pommerſchen immer ähnlicher; lange Stiefeln mit weiſſen, oder blauen wollenen Strümpfen, ſchwarzgraue leinene Hoſen, rothe und bunte, oder weiſſe tuchene Jacken mit blauen, oder rothen Leibbinden. Unſre leinene Kittel ſieht man nirgends, wohl aber haben ſie einen braunen Ueberzieher, halb Rock, halb Mantel, ganz nach dem Schnitt des ſtairiſchen. Die Weiber haben die kurz vorher beſchriebene Kleidungsart, doch ſieht man jetzt faſt nichts, als Stiefeln ſtatt der Bänderſchuhe und Schnürſtiefeln; dieſe ſind entweder ganz ſchwarz und laufen in einem Stück hin-

auf, oder kurz bis auf die Knöchel, und haben dort einen Einschuß von ganz weichem braunen Leder, wie gefaltete Strümpfe. Das Hemde ist über dem Busen in tausend Falten gelegt, und wird an der Kehle durch eine kleine Spange zusammen gehalten; das Haar dicht um einen bunten mit rothem, oder gestreiften Bande umwundenen Zirkel zusammen geflochten, und darüber ein flaches Mützchen, und über diesem, oder über dem bloßen Haare, gewöhnlich das weiße Schnupftuch. Die Männer tragen auch, wenn sie unterwegs sind, noch die bunte Tasche, die gewebt, oder aus altem Tuche zusammen genähet ist.

Sonnabend den 22. Sept.

Adelsberg liegt in einer sehr öden und rauhen Gegend, ein altes zertrümmertes Bergschloß über sich; wie man fortgeht, wird die Wüste und Einöde immer größer. Anfangs hat man doch noch zuweilen Wald, aber zuletzt sieht man blos dürres Gestripp und eine Sündfluth von neben einander hingestreuten Kalksteinen. Wo etwas Vertiefung ist, und ein wenig Feld und Wiese sich machen ließ, da sieht man auch ein Dörfchen, oder Häuschen, Heidekorn und Kohl, und die Steine sind mit vieler Mühe weggewälzt. Solche kleine Umsteinungen mit Rüben und Heidekorn sieht man oft

mitten in einer Steinwüſte, und erſtaunt über den Fleiß und die Mühſeligkeit der arbeitenden Menſchen. Das Waſſer iſt ſelten und ſchlecht. Man trifft in dieſen Steinklumpen und Feldern große Gruben und trichterförmige Keſſel, die wie Kratere ausgebrannter Berge ausſehen, und worüber oft der Weg gemauert iſt. Einzelne Heerden ſchwarzer und weißer Schaafe weiden ferne an den Bergen, und auf den Spitzen derſelben liegen Trümmer alter Schlöſſer, aus eben dem Stein gebaut, und eben ſo düſter und traurig auf den Wandrer herabblickend. Alles faſt hier im Gebirge iſt aus dieſem Stein, die Mauren und Dächer der Kirchen, die Wände und oft die Dächer der Häuſer, die Einhägung der Gärten, Felder, Wieſen und Dörfer. Einige Meilen von Trieſt ſieht man auf dieſem Geſtein in den Feldern und Gärten herrliche Weinſtöcke und Trauben davon ſo voll und üppig, als ich ſie noch nicht geſehen habe. Sie ſind meiſt an Ulmbäumchen gepflanzt, die in Einer Reihe 6 bis 7 Fuß aus einander ſtehen, und ſchlingen und winden ſich gleich ſchönen Guirlanden, freilich von Menſchenhänden geleitet, um dieſe herum. Wahrſcheinlich wüchſen ſie an mehrern Stellen des öden Gebirges recht gut, wenn es nur Menſchenhände genug gäbe, die Steine wegzuräumen, und den Boden urbar zu machen. Jetzt wird die Sprache ſchon kaudermelſch, das heißt ein Gemiſch von Deut-

ſchen, Slavoniſchen und Italiäniſchen, wovon ich kein Wort verſtehe, wie ſie aus dem Munde dieſer Leute tönt.

In Optſchina, eine Stunde von Trieſt hielt ich an, trank ein Halbes Wein, ließ meinen Paß von K. K. Gränzzollamt viſiren, lief dann raſch die Höhe hinan, und ſahe nach einem halben Jahre zum erſten Mal das Meer. All mein Blut kochte vor Freuden, und mein Herz ſchlug höher. Aber ich wollte mir nichts verderben, und wandte alſo meine Blicke, indem ich mit meinen müden Füßen ſeitweges rechter Hand auf ſpitzigen Steinen die höchſte Höhe hinter Optſchina erſtieg, wo Menſchenhände fünf bis ſieben Fuß hoch eine Art Gemäuer aufgeſtapelt hatten. Hier ſetzte ich mich, und ſah auf die heilige Fluth des mütterlichen Meers hinab. O es iſt doch ein großes Schauſpiel der Anblick des Meeres, auch wenn nicht die Träume der Kindheit, und die Erinnerungen der Jugend daran hängen. Es iſt ein Weg, der Völker zu Völkern führt, der Sitte und Kunſt in die fernſten Inſeln bringt, und ohne welches wir faſt alle noch in Düſterheit und Wildheit herumtappen würden. Dieſer Berg liegt ſehr hoch. Unten in der Bucht ſieht man die niedliche Stadt mit ihren ſchönen Häuſern, und einer Menge Maſten und den prächtigen Molo. Weit hin zu beiden Seiten laufen die ſchöngebogenen und durchſchnittenen Ufer bis in eine blaue Dämmerung

fort,

fort, und kleine und große Segel fahren allenthalben über die blauen Fluthen, worin die Sonne ihre letzten Strahlen warf. Graue Berge ſteigen ferne hinter der Stadt auf, und näher liegt ſie in einem Kranz von Eichen, Oelbäumen und Weingärten, mit netten Landhäuſern und Gartenhäuschen geſchmückt. Hiezu denke man ſich das Raſſeln der Wagen, das Knallen der Kanonen, und das Toſen vom Hafen her, das bis zu mir drang; hiezu die Sonne des heiterſten Abends, bereit ihr letztes Licht ins Meer zu tauchen, und man findet es begreiflich, daß tauſend Erinnerungen in mir erwachten und tauſend ſtreitende Wünſche mir das Herz ſchwellten. Ich wankte wie berauſcht den Berg hinab, zuletzt auf einem ſteinigen Pfad, der ſteil zwiſchen Weingärten ans Meer lief. Es war Dämmerung, als ich unten anlangte, und ich ging einigen terraſſigen Gärten vorbey, wo helle Lichter unter offenen Portiken brannten, und Trauben und Getränk herum ging. Aus einem tönte eine Guitarre, mit einer hellen Stimme begleitet, zu mir, und ich rief und fühlte zum erſten Mal Italien! Ich ging in die Stadt ein, drehte mich ein halbes Stündchen erſtlich unter dem luſtigen Volke auf dem Markte herum, und ward dann in einem Gaſthauſe an eben dieſem großen Platze feſt, wo ich ein Zimmer mit einem zierlichen Balkon habe, und alſo immer mitten unter der Menge bin. Es ward

gut gegessen und getrunken, mit Engländern gerad-brecht und über Nelsons Sieg bey Abukir politisirt, und so legte ich mich dann zur Ruhe nach heißen Strapazen des Tages.

So habe ich denn wieder einen kleinen Marsch von 12 Tagen gemacht, der mit der Wanderung nach Mariazell wohl nahe an 70 Meilen macht. So bin ich denn von Einem Ende des heiligen deutschen Vaterlandes, das ach! jetzt so sehr ent-heiligt wird, bis zum andern gewandert; und werde bald in das Land der Citronen und der Banditen übergehen. Ich frohlocke nicht über mein Glück und meinen Muth, daß ich die Nemesis nicht reize.

Triest.

Diese Stadt gehört zu den anmuthigsten, die in meine Reise fallen. Sie liegt an einem kleinen Busen des Adriatischen Meeres, und gleich hinter ihr und zu beiden Seiten steigen Hügel, und höher Berge empor, woran sie sich lehnt. So liegt sie von Osten nach Westen am Meer, und hat im Norden die Berge im Rücken, und südwestlich das Meer. Zunächst unter der alten Festung sind die Häuser klein und runzelicht, und die Straßen eng und schmutzig, und man findet hier culs de sac, die mit allen möglichen Exkrementen des Thier- und Pflanzenreichs einem so unangenehm begegnen, daß man auch ohne die Verschlossenheit einen andern

Weg einſchlagen würde. Dieſe kleinen ärmlichen Wohnungen ſind noch Ueberreſte der alten Stadt, das andre hat ſich verjüngt, oder iſt neugebohren, ſeitdem der Handel der Stadt einen neuen Schwung gegeben hat; und man ſieht um den großen Platz, um die Kanäle und überall in der Ebne am Meer hin, viele ſehr ſchöne und nette Häuſer, und manche, die man Palläſte nennen mögte. Da ſind die Straßen grade und breit und mit breiten Quadern gepflaſtert, die ſie dem Fußgänger ſehr bequem machen. Drey, oder vier Kanäle laufen ziemlich tief in die Stadt hinein, und erleichtern den Tranſport beym Aus- und Einladen ſehr. Der längſte iſt der, welcher bis an die Antoniuskirche läuft, und den ponte roſſo, oder die rothe Brücke über ſich hat. Es mangelt nirgends an großen, ſtattlichen Plätzen, mit hübſchen Häuſern umgeben, aber doch iſt der Platz, den man la gran piazza, oder den großen Markt nennt, der merkwürdigſte. Hier iſt die Hauptwache und das Kommandantenhaus an der einen, und Rathhaus und Regierung, ein ſtattliches Gebäude, mit einem großen Portikus, an der andern Seite. Das ſchmälere Ende zwiſchen dieſen nimmt die Kirche und das breitere öſtliche faſſen ſchöne Kaufmannshäuſer ein. Am öſtlichen Ende des Platzes prangt eine Säule auf einem Brunnen zu Ehren des Wiederherſtellers der Stadt, Karls des 6ten, wo ſeine Verdienſte um ſie

und um Handel, Schiffahrt, Ackerbau und Gott weiß was ſonſt, woran ſeine Seele wohl nie gedacht hat, mit allegoriſchen Hautreliefs vorgeſtellt ſind. Noch auf einer andern, hart dabey, iſt er ſelbſt im Bruſtbilde. Wenn man von dieſem Platze auf den ponte roſſo zugeht, breitet ſich wieder ein großer, unregelmäßiger Platz aus, und rechts iſt ein ſchönes großes Kaffehaus, wo man Tag aus Tag ein, bis ſpät in die Nacht hinein, Geſellſchaft und Jubel findet, und faſt ſicher iſt, Leute zu treffen, die man nicht zu Hauſe vorfand. Gleich an die Stadt ſtößt der Hafen, der eigentlich ein künſtlicher iſt, und in welchen bey Stürmen das Einlaufen immer doch ſchwer ſeyn muß. Gegen Nordoſten, Norden und Weſten ſichern die hohen Berge ihn vor gewaltigen Stürmen, und gegen Südoſten ſchützt ihn der Molo vor der Gewalt der Fluthen, und noch mehr vor Verſchlemmung und Verſandung, welcher er ſonſt ausgeſetzt ſeyn würde. Immer iſt dies ein braves Werk, etwa tauſend Schritte vom öſtlichen Ende der Stadt, wie die Fangſcheere eines Krebſes, ins Meer hinein gebaut. Die Mauern ſind brav mit Sand und großen Steinen gefüllt, und unten mit mächtigen Quadern gemauert, die gezackt deſto kräftiger den andringenden Fluthen die Stirn bieten. An der Außenſeite hat man 20 bis 30 Schritt weit große Steine ins Meer geſenkt, um die erſte Gewalt der Wellen zu

brechen. Am Eingange und am Ende ſtehen Wachen, und in der Mauer ſind Lucken für Kanonen, um den Hafen zu ſichern. Es iſt ein angenehmer Spaziergang, der eine feine Anſicht der Stadt vom Meer her, und eine große und weite über das Meer hinaus giebt. Dieſem Molo gegenüber, unter den hohen Bergen von Optſchina am Ufer, liegen, etwa 6 bis 800 Schritt von der Stadt, der Hafen und die Gebäude, wo die Levanteſchiffe Quarantaine halten müſſen. Ich ging eines Abends dahin, weil es unter den Bergen und Landhäuſern ein ſehr luſtiger Spaziergang iſt. Der Aufſeher fragte mich, ob ich Luſt hätte, 32 Tage drinnen zu bleiben, ließ mich aber doch ein. Es wimmelte drinnen von Menſchen alles Standes und Alters, die ruhig neben einander ſpazierten, ſaßen und arbeiteten, was ein jeder nun grade trieb. Sie ſchienen das Unangenehme nicht zu fühlen, an einem der ſchönſten Sommertage in einem ſo engen Raume eingeſperrt zu ſeyn. O die Nothwendigkeit, wie gewaltig iſt ſie und zugleich ſo leicht! Wußten ſie es doch vorher, daß es ſo der Brauch iſt. Es waren ganz feine Männer drunter: Muſelmänner, Italiäner, Griechen und Teutſche, nebſt einigen hübſchen Weibern und Jungfrauen. Einige aßen die Früchte des Jahres, andere ſaßen zechend an Tiſchen unter freiem Himmel; die Matroſen und die gemeinen Paſſagiere arbeiteten, und einige

tanzten luſtig nach einer gräßlich gekragten Violine herum. Alle Schiffe, die aus der Levante kommen, müſſen ohne Ausnahme 40 Tage hier liegen, und dürfen dann erſt in den ordentlichen Hafen einlaufen und löſchen. Die Paſſagiere kommen mit 32 Tagen frei, doch bleiben ſie nach den Umſtänden auch länger.

Hoch über der Altſtadt liegt die Burg mit ihren Mauern und Thürmen, auf denen große Maſtſtangen mit Flaggen hervorragen. Alles trägt hier die Spur des Alters und der Unlieblichkeit. In den alten Wohnungen ſind Soldaten einquartiert, und hinten hinaus Züchtlinge. Die Kirche droben iſt merkwürdig genug, wegen ihrer alten Art und wegen des Düſtern und Schauerlichen drinnen. Dieſes Anſehen des Alterthums wird noch vermehrt durch die alten Steine mit römiſchen Inſchriften, die man hie und da in die äußere Mauer zum Theil ganz, zum Theil zerbrochen eingeflickt findet. Vor ihrem Eingange, auf einem grünen Platze, rauſchen hohe und mächtige Bäume. Man hat von hier und von der Burg eine hübſche und nahe Ausſicht über das Meer und die Stadt, und kann faſt grade in ihre Gaſſen und Plätze hinabſehen; aber unbeſchreiblich ſchön iſt die Ausſicht auf den Hafen und die kommenden und ſcheidenden Seegel. Will man einen ſchönern und höhern Anblick des Unermeßlichen haben, ſo erkletterе man die Berge bey

Opſchinä, oder das alte Bergſchloß Serf, das nördlich von der Stadt etwa eine halbe Meile an kahlen Bergen liegt. Das Rund der Hügel und Berge um die Stadt gehört ſicher zu den ſchönſten, die es giebt. Man ſieht nichts als Weinberge, Oelbäume und Gärten voll Feigen, Kaſtanien, Granaten, Pfirſichen und ſogar ſchon einige Cypreſſen. Alles wird ſchon von einem italiſchen Himmel angelächelt und befruchtet. In dieſe Gärten und Weinberge laufen nach allen Seiten hübſche Spaziergänge, einige auch zum Fahren, doch ſind die einzelnen Beſitzungen meiſtens mit Mauern, ſeltner mit Hecken eingefaßt. Der ſchönſte Spaziergang aber bey Trieſt, den ich immer allen andern vorziehen würde, iſt der am öſtlichen Ende der Stadt von dem Molo immer öſtlich am Meere hin. Man ſteigt ſanft hinauf, und hat hie und da muntre Wirthſchaften, wo die Seeleute ſich nach den Stürmen erfreuen. Endlich hat man ein ſteiles und felſiges Meeresufer, woran unten die Wellen zürnend brauſen; jenſeits im Oſten ſind ſchroffe Gebirge und Geſtade, und mich wehte hier eine Sehnſucht an nach der Straße, die ins alte Griechenland führt. Ich habe dieſen Gang jeden Abend gemacht, und zu meiner Freude immer Spazierende dort gefunden. In den Gärten nun und den Weinbergen ſind allenthalben hübſche Häuschen und Villen zerſtreut, die durch ihr nettes und ſchim-

merndes Aeußere dem ſonnigen Bergthal noch ein freundlicheres Anſehen geben. An den obern Bergſeiten machen grüne Eichenbüſche oft herrliche Einſchnitte; weiter oben aber ſind die Berge kahl und mit Steinen und Moos bedeckt.

So wie der Himmel italiſch iſt, ſo ſind es auch Sprache und Sitten faſt ganz, und man hört ſelten eine teutſche Stimme, obgleich hier viele teutſche Kaufleute, Beamte und Officiere ſind. Die leztern behaupten noch am meiſten das Vaterländiſche, und ſprechen unter ſich gewöhnlich teutſch. In Teutſchland zieht ſich gegen das Ende des Septembers an den Abenden alles ſchon in die Zimmer zurück, hier aber geht dann das Leben erſt recht an, und dauert bis um Mitternacht fort. Ich ſage, das Leben geht an, indem ich nicht blos an Kaufleute, Schiffer und ihren Anhang denke, die des Tages ihr Gewühl und Getümmel laut und luſtig genug treiben; ſondern ich meine alle, wes Alters und Geſchlechts ſie immer ſeyn mögen. Um den großen Plaz ſind alle Buden und Gewölbe offen und erleuchtet, und die zahlloſe Reihe der Frucht- und Traubenhändler, die Höcker und Fratſchler, ſchreien wild in die Menge, und ſizen bey ihren Laternen mit der Wage in der Hand, und reichen den Spazierenden reichlich dar. Dieſe wallen in dichten Gruppen, vom großen Kaffehauſe an, bis über den Plaz auf und ab, nicht in Wie-

neriſcher Stille und Decenz, ſondern mit lautem Geſchmetter und Gelächter, daß es eine rechte Freude iſt. Auch treten wohl einige Burſche auf, und ſingen hinter einer alten Violine her, und ſchreien, in wilder Luſt, von Huren und Matroſen begleitet, die auf dem Lande nicht die Stille lieben, wie auf dem Meere. Dies Lärmen und Singen und Gedudel dauert oft bis in die ſinkende Nacht gegen zwey und drey Uhr fort, ohne daß die Polizey, wie in Wien und andern Städten der Monarchie, ſie zur Ruhe brächte; denn hier ſoll Handel und Wandel ſeyn. Andre Wirthſchaft und andres Leben ſieht man am Hafen in den kleinen Kommers- und Weinſchenken, — Horaziſche Popinen — deren aber auch in der Stadt ſelbſt aufgethan ſind. Da ſind die Speiſe- und Trinkhäuſer ganz einzig, wie man ſie nirgends in Teutſchland ſieht. Unten in einem großen und langen Laden findet man alles aufgeſtellt, gelegt und gehängt, was ſo gewöhnlich für die Kehlen und Bäuche gehört, und in der Mitte ſtehen lange Tiſche, oft drey, vier, hinter und neben einander, je nachdem die Kundſchaft des Hauſes größer, oder kleiner iſt. An dieſen Tiſchen ſitzen nun die Gäſte, und fodern von den reichen Vorrath, was ihnen gefällt. Mich hat dies anfangs wegen der Neuheit und Vollſtändigkeit unendlich ergötzt; ich will daher zu meinem Spaße ſo eines der anſehnlichſten dieſer Wirthſchaften be-

ſchreiben. Unten zu beiden Seiten machen groſſe Orbötte und Tonnen oft in doppelten Reihen den Anfang, woraus Oel, Wein und andre ſchöne Flüſſigkeiten gezapft wird. Auf dieſen ruhen nun wieder Tönnchen und Gefäſſe und Bouteillen mit beſſern Sorten, und wieder über dieſen in zahlloſer Menge und ſchimmernder Herrlichkeit prangen bey den Kronleuchtern eine Menge leerer Bouteillen, Krüge und Gläſer. Ueber dieſen zuletzt und oben über den Köpfen der Sitzenden, und wo ſonſt Platz iſt, hat man den andern herrlichen Vorrath aufgeſtapelt, der aus ſtattlichen Schinken, mancherley Käſen, getrockneten und geſalzenen Fiſchen, Würſten, Braten, Lichtern, allen möglichen Arten harter Frucht und Korn, Nudeln, Makaronis und aus unendlichen Kleinigkeiten beſteht, die zuſammen ein groſſes bilden, und oft ſo nett und zierlich auſſer und neben einander beſtehen, daß ſelbſt einem Leckerbart die Luſt ankommen kann, einzutreten, und der ſchönen Gaben zu genieſſen. Hier giebt es Hogarthiaden, beſonders wo die Matroſen hauſen; doch gehören dieſe ſchon den anſehnlichern Wirthſchaften an. Die ärmern ſind für die Klaſſe der Strandträger, Tagelöhner und Bauern. Die Abſteigequartiere der letztern kann man ſchon an der Menge Eſelein und Mäuler erkennen, welche mit ihren Packſätteln in langer Reihe vor den Thüren ſtehen, während ihre Herren drinnen ſchmauſen, oder Hand-

lung treiben. Ich habe dieſe armen Teufel hier in großer Zahl geſehen, am montaglichen Markttage in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Trachten, und ich überzeuge mich immer mehr, daß es eine dürre und ſchwächliche Nation ſey. Sie gehen ſehr häufig mit Strohhüten, entſetzlich weiten kurzen Plauderhoſen, die unten, wie ein Regenbrett, oder amputirtes Bein, mit den Latſchen über die Kniee hängen; ſie tragen häufig rothe und bunte Mützen, wie die Matroſen, und die alten halbſtairiſchen, halbkroatiſchen Mäntel. Die Weiber haben meiſt die alte Tracht, doch häufig breiträndige Filzhüte, und aufgezogenes und um einen Zirkel geflochtenes Haar. Sie müſſen überall das Zuſammenknüllen ſehr lieben, denn ſehr viele tragen die rothen und blauen Strümpfe mit tauſend Falten, wie die Tyrolerinnen in Botzen. Von dieſem Schlage Menſchen erkennt man in dem Trieſter den Stamm leicht wieder, wenn man die Ausländer, Griechen, Teutſchen, Osmanen, Italiäner und andere ausnimmt. Das Frauenzimmer iſt meiſtens klein und von ſchlechtem Wuchs, und ich habe faſt kein ſchönes Geſicht geſehen, es ſey denn unter den Griechinnen. Doch muß ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit dieſen Mangel erſetzen.

Von großen und herrlichen Gebäuden und andern Sehenswürdigkeiten weiß ich nicht viel zu ſagen, weil ich wirklich keine geſehen habe. Aber

ſchöne Häuſer, Kaſernen, Magazine, Lazarethe giebt es, und durch ihre Lage, durch die ſchönen, luftigen Straßen, durch den Zauber ihrer Umgebungen bleibt Trieſt immer eine äußerſt nette Stadt. Es leben hier fremde Kaufleute von allen Nationen, beſonders viele Levantiner. Sie haben meiſtens ihre eigene Bethäuſer und Kirchen. Vorzüglich luſtig aber für einen Fremden iſt das Gewühl im Hafen und um die Kandle, wo ſich alles zuſammendrängt und herumtummelt. Man kann wohl mit ziemlichem Rechte ſagen, daß in allen Ländern die Seeleute diejenigen ſind, die ein volles Maaß der Kraft in ſich erhalten. Ihr ganzes Leben iſt ein Kampf mit dem wildeſten und furchtbarſten aller Elemente, und ſtählt die Bruſt gegen die Gefahr und das Uebel. So bewahren ſie einen gewiſſen rauhen Sinn der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, der nothwendig bey vielen Geſchäften des friedlichen und ſitzenden Lebens verloren gehen muß. Für mich wenigſtens hat dieſe Art Leute immer viel Intereſſantes gehabt. Sie halten ſich auf dem Lande gleichſam für ein beſſeres Geſchlecht, dem manches erlaubt ſeyn müſſe, was andern Erdenſöhnen unmöglich zukommen könne, und ſo fahren ſie wild durch alle Netze der Polizey, welche gutwillig ihnen zu Gefallen wohl mal einen Daumen aufs Auge drückt. Es giebt am Hafen herum Häuſer für alle ihre leiblichen Bedürfniſſe, und da

geht es wild her. Tänzerinnen und Fiedler finden ſich, und ſo ſtürmt alles unter einander fort in kannibaliſcher Freude. Ueberall in der Stadt, nicht blos am Hafen, iſt es äußerſt munter, und dies iſt kein Wunder, da in einem ſo kleinen Ort an 20000 Menſchen zuſammengedrängt ſind, die Fremden und die Schiffer und Matroſen nicht mitgerechnet.

Alle Früchte und Lebensmittel ſind hier im Ueberfluß und nicht theuer. Alle Arten Obſt, Pflaumen, Ciſolen, Feigen, Pfirſiche, Granatäpfel, die ſchönſten Weintrauben, ſind in Menge zu haben. Fiſche hat man mancherley, auch Auſtern und große und kleine Schildkröten, die in großer Menge ausgeſchifft werden. Beſonders preiſt man als was rares die ſchwarzen Schnecken, die man bey Duino im Felſen findet. Ich habe ſie probirt und mir wollten ſie nicht munden. Aber doch iſt Trieſt für Fremde ein theures Pflaſter, wie es die Seeſtädte gemeiniglich ſind. Ich kann wenigſtens die Wohlfeilheit nicht rühmen.

Fahrt nach Venedig.

Ich ſchiffte mich den 25. Sept. Abends um 9 Uhr auf ein kleines venezianiſches Schiff für die ehemalige Braut und Herrin des adriatiſchen Meeres ein. Es war der freundlichſte und mildeſte Abend. Der Mond mit ſeinen Millionen Sternen

leuchtete so sanft und beruhigend herab, und spiegelte sich auf den stillen Fluthen. Die Stadt mit all ihren Lichtern aus den Weinbergen und von den Schiffen, lag in einem schönen Halbrunde vor uns, und das Tosen und Jubeln im Hafen und vom großen Platze klang noch zu unserm Ohre; weiße Segel schwammen nahe und ferne über die Fluth, wie luftige Schatten, und die Küsten waren mit dem weißen Dufte der schönen Septembernächte bedeckt. Unser Schiff glitt so sanft fort, daß man es kaum fühlte, und die ganze Gesellschaft war heiter und lustig. Ich legte mich auf dem Verdeck auf weichen Wollsäcken, gab wenig Acht auf die Gesellschaft, die bald verstummte, und mancherley Gedanken flogen, wie die Leuchtungen des Himmels, durch meine Seele, bis endlich der Schlaf die müde Natur sanft und süß in seine Arme nahm. Gegen vier Uhr erwachte ich; die Morgenluft war kalt, aber doch wollte keiner in die enge Kajüte, sondern jeder behauptete sein Lager auf den Säcken, so gut er konnte. Endlich ging der Morgen heiter und rosig im Osten auf, und zeigte nahe und ferne Segel. Kein Lüftchen wehte: die Sonne wälzte langsam ihr feuerrothes Rad aus der Fluth, der Schiffer rief: Sturm und Regen! Einige Stunden nach Sonnenaufgang waren beide da. Nun ging es an ein fürchterliches Bängen und Brechen. Die Teutschen behaupteten den Sieg, aber

nicht die beiden teutſchen Weiber; die andern Paſſagiere mußten alle dran. Es waren nemlich außer mir noch zwey Teutſche am Bord, Kaufleute, mit denen ich nun bey'm Tageslichte bald einig ward; außer dieſen aber noch zwey Frauenzimmer, Liſerl, ein ganz feines Kammerkätzchen, und ein andres artiges und anſtändiges Frauenzimmer, deſſen ſich der ältere Kaufmann annahm, und mit der er zuſammen nach Padua gehen wollte. Wir und ein alter Engländer, der aber ſo lange in Italien geweſen war, daß er ſeine Sprache nicht mehr verſtand, waren auf der Pupa. Auf der Prora hatten ſich vier Griechen und eine Griechin hingebettet, und zu ihnen hielt ſich ein ciſalpiniſcher Republikaner. Dieſe waren recht feine Leute und der jüngſte und hübſcheſte hatte ſein kleines Weibchen bey ſich, eine liebliche Fee, blaß, aber ſchneeweiß, mit ſchönen gorgoniſchen blauen Augen und rabenſchwarzem Haare, das ihren weißen Nacken hinabfloß. Sie war aber ſehr ſtill und lächelte kaum, obgleich der Herr Gemahl es an Luſtigkeit nicht fehlen ließ. Dies war die Geſellſchaft. Der luſtigſte aber war der Schiffer Maltha, der in einem fort ſprach, Poſſen erzählte und ſang, und ſelbſt den alten Engländer noch einige Jugenderinnerungen ablockte. Von Beiden nur Eins zur Probe. „Qui giace Giovanni Bollatta, ch'in maſſima zogna viſſe e moriſſe, che ſotto il ſepolcro anche ſi

gratta.“ „As Robin Hood in the green wood ſtood, his back againſt a tree, he look'd over his left ſhoulder and all beſheaten was he.“

Bald hörten Regen und Sturm auf, und nun ward zu Mittag gegeſſen und getrunken von dem, was ein jeder mitgenommen hatte. Aber gegen 1 Uhr ward es ſtill, und nun folgte eine Hitze, daß wir faſt ohnmächtig wurden, und der luſtige Schiffer ſelbſt die Zunge hängen ließ. Doch ſtärkte uns der Anblick der Thurmſpitzen der ſchönen Venezia; aber langſam ſchwammen wir einher. Vergebens ſuchten meine Augen die Stadt; nur der Glockenthurm bey Sankt Marco und einige andre Spitzen deuteten ſie an. Die lange Inſel Lido links, und rechts die anmuthige Murano und mehrere kleinen Inſeln vor der Stadt rauben ſie dem Auge, und man ſieht auch dann nicht viel von ihr, wenn man ſchon in ſie hineinfährt. Deſto ſchöner aber und lieblicher liegen die Inſeln mit ihren Gärten, Büſchen, Wieſen und Häuſern, mit ihren prächtigen Kirchen und Klöſtern, die in dem Meere zu ſchwimmen ſchienen, mit ihren ſtolzen Bollwerken und Mauern, und hoch ſchlug mir das Herz, als ich dieſe Erſtlinge des ſchönen Italiens erblickte, die in optiſcher Täuſchung uns entgegen zu kommen ſchienen.

Wir legten zwiſchen Lido und Murano vor Anker. Es war fünf Uhr und das Zollamt geſchloſſen,

ſo

ſo war es alſo der Ausgang, hier bis 8 Uhr des folgenden Morgens zu übernachten. Ich ließ mich indeſſen mit einigen von der Geſellſchaft in Lido aufs Land ſetzen, und ſah dem Exerciren eines Regiments Infanterie zu, und ſah herrliche Ochſen weiden. Die Inſel iſt ſchmal, aber lang, und läuft weit in den Oſten hinein. Sie hat ſchöne Weiden, Felder, Gärten, Früchte und Trauben, und hilft die Stadt zugleich vor dem Hunger und dem Meere ſchützen. Auf dem weſtlichen Ende, wo wir vor Anker lagen, iſt ein Kaſtell St. Andreas, welches den Eingang in den Hafen beſtreicht, und dem ein anderes auf Murano grade gegenüber liegt. Von dieſem Kaſtell ſah ich zuerſt einen großen Theil der Stadt und die ſchönen Inſeln, die des Kloſters St. Georgio maggiore, und die der Kirche Maria della Salute. Murano iſt bey weitem nicht ſo lang, als Lido, aber es iſt bevölkerter, und macht auf der weſtlichen Seite gleichſam eine eigne kleine Stadt aus. Hier ſind die berühmten Glas- und Spiegelfabriken, deren Arbeitern man zur Zeit des Patriciats eine Art von Adel bewilligt hatte, ſo daß es keine Misheirath hieß, wenn ein Nobile ſich die Tochter eines Glasfabrikanten beilegte. Doch man glaube nicht, daß dieſes alles noch ſo ſey, wie vormals. Auch dieſe berühmten Fabrikanten haben, wie die Stadt ſelbſt, lange ſchon ihr Monopol verloren, und können nun ſchwerlich den

Adel des Reichthums, der immer gegolten hat, behaupten. Die Insel ist auch deswegen den Venezianern wichtig, weil eine Menge süßen Wassers von daher in die Stadt ausgeschifft wird; denn in Venedig selbst hat man entweder elendes Zisternenwasser, oder Brunnenwasser, das zum Trinken höchstens durch Wein genießbar wird.

So lagen wir Arme dann vor Anker mit tantalischer Verdammniß, und hielten von dem letzten Vorrath unser Abendmahl. So wurden die Herzen fröhlich und das Gespräch ging lustig fort, bis sich Wolken am Himmel thürmten, und die himmlische Artillerie anfing unsre Ankunft zu feiern. Nun wurden Segel über unsre Säcke gezogen, und alles band und zerrte, um die lange Septembernacht doch einigermaßen zu sichern. Bald kam ein toller Wind und fürchterlicher Regen, der nirgends eine sichere Stätte ließ. Ich hatte mir ziemlich gut gebettet, und wohl einige Stunden geschlafen, aber, als ich erwachte, war ein Theil des Theuersten und ein Fuß durchgenäßt. So ging es allen mehr oder weniger, und wohl tausendmal wurden die Plätze gewechselt. Um Ein Uhr war alles auf den Beinen, und lag und saß unter mancherley Gespräch so durch, bis der Morgen kam. Erst um 9 Uhr kamen die Schiffsbesucher und fertigten uns ab. Eine Gondel nahm die teutsche Zunge, fünf Mann hoch, ein, wir schifften in den Kanal

des Arſenals ein, den Pallaſt des Doge und den Gefängniſſen vorbey, und landeten um zehn Uhr in der locanda dell' Imperatrice di Moscovia Donnerſtag den 27. Sept.

Wir lebten hier die erſten Tage zuſammen recht munter. Am Freitag zog der ältere Kaufmann mit ſeiner Begleiterin nach Padua ab. Das Liſerl blieb auch in unſerm Gaſthauſe, aber nicht in unſrer Nähe. Sie verkündete uns gleich den Mittag unſrer Ankunft, ſie habe einen ſchönen Dienſt gefunden, bey einem gar feinen und guten Herrn. Das könne ſie ihm gleich anſehen; obgleich er kein Wort teutſch verſtehe. Sie werde mit ihm nach Rom reiſen. Wir ſahen ſie den folgenden Tag herrlich geputzt, mit ihrem generoſo in einer Gondel unter unſerm Fenſter hinfahren, und uns gar freundlich und ſtolz auf ihre Begleitung grüßen. Armes Liſerl, wenn du wüßteſt, wohin vielleicht bald deine Reiſe geht? Den zweiten Teutſchen, einen Salzburger, der gut italiäniſch ſprach, und ein wackerer Burſche war, hatte ich nun die Zeit meines Hierſeyns zum beſtändigen und treuen Genoſſen.

Venedig.

So habe ich dich denn geſehen, wunderbare Stadt, von der die Fabeln und Geſchichten, die meine Kindheit läſtern empfing, ſo oft mit den Flügeln der Feerei um meine Stirne ſpielten. Ich

habe dich geſehen, die man unter die Wunder der neuen Welt zählte, und die der holde Dichtermund des Mittelalters die Schöne nannte. — Ach! ſie iſt nicht mehr, die alte Venezia, die Tochter und die Beherrſcherin des Meers, deren Töchter ſich in Gold, und deren Söhne ſich in Purpur kleideten, deren ſiegreiche Flaggen im Orient und Occident wehten, und dem finſtern Abendlande die Schätze Indiens und Sabas, und die Künſte und Weiſen des Morgenlandes zuführten. Sie iſt nicht mehr, und iſt ſeit Jahrhunderten nicht mehr geweſen. Ihre Flotten haben lange nicht mehr geſiegt, und ihre Helden und Geſetzgeber ſind alte Namen. Ein ſpäteres und entartetes Geſchlecht ſchlief auf den Lorbeern der großen Väter, und beherrſchte tyranniſch die ſchwächere und des Joches geduldigere Nachkommenſchaft. Aber die Stadt ſank nicht blos durch die Tyranney der Patricier, nein durch ein größeres Geſetz, durch das der Nothwendigkeit. Man fand einen Weg nach den beiden Indien, andre Völker wurden groß und reich. Das Veneziſche, das nur einen zufälligen, keinen nationalen Reichthum hatte, mußte ſinken. Jetzt hat es ſelbſt aufgehört, als Geſpenſt, als ehrwürdiger Schatten eines alten Heldenkörpers da zu ſtehen. Die Zeit, die alles Große und Kleine umwälzt, und der mächtigere Geiſt des Jahrhunderts hat dieſen Staat, wie ſo viele andre, in ſeinen Grundfeſten erſchüt-

tert. Aber auch in ſeinen beſten und ſchönſten Zeiten, in der Blüthe ſeiner Thaten und ſeiner Macht, hat dies Volk nie eine ſchöne Stadt bewohnt. Es iſt noch das alte Venedig, ſo wie es da ſteht; nur die Zeit und die Menſchen ſind anders. Dieſes Volk, das einſt in ächt römiſchem Geiſt dachte und handelte, das Männer hatte, groß daheim und im Kriege, edle Männer, die alles ertrugen, nur nicht die Schmach des Vaterlandes; das im Glücke nicht vermeſſen, im Unglücke ſtolz und ungebrochen war, dieſes Volk hat auch ſeine Stadt in dieſem Karakter auf den Wellen des Meers gegründet. Es baute die eignen Wohnungen ſchlecht und unanſehnlich, aber dem Einen Ewigen und dem Vaterlande; das jedes edle Volk nie anders, als unſterblich, denken ſoll, dieſem errichtete es Palläſte und Tempel, die noch unſre Bewunderung erregen. Ein Mann hat geſagt: es erweckt billig einen groſſen und ſchmerzhaften Gedanken, wann ein Menſch ſtirbt; ich ſage: es erweckt einen größern und ſchmerzlichern, wann ein Volk ſtirbt. Doch es leben die Thaten des Einzelnen, wie des Volkes, und wohl ihnen, wenn ſie welche hatten!

Das Wort Venezia la bella kömmt der Stadt nur an wenigen Stellen zu. Es giebt wohl keine, wo die Straßen, die man richtig calli, oder Fußſteige, nennt, ſo eng wären, und ſo kreuzend krumm durch einander liefen, keine, wo die Häuſer ein ſo

zuckerigtes und altgothiſches Anſehen hätten. Dieſe haben ſtatt der Fenſter bloße Luken mit hölzernen Läden, oder allenfalls papierne Fenſter nach den abgewandten Seiten, und ſelten findet man ſie in dem netten und geputzten Gewande, worin die meiſten teutſchen Städte ſo freundlich erſcheinen, ſondern ſelbſt die beſſern, ſelbſt die in einem großen Stil erbauten Palläſte haben von außen ein ödes und todtes Anſehen. Das Pflaſter iſt freilich gut und erhält ſich gut, weil kein Pferdehuf darauf kömmt, aber es ſollte und könnte reinlicher ſeyn, und würde es in einer teutſchen und holländiſchen Stadt ſeyn, wo immer Pferde und Räder darauf raſſeln. Es iſt meiſtens aus Quadern. Dieſe Stadt nun iſt durch die Menge Kanäle in viele Inſeln zerſchnitten, die durch Brücken mit einander zuſammenhängen. Sie ſtreichen gewöhnlich an den Häuſern hin, und laſſen bey wenigen Kanälen ſo viel Raum zum Gehen. Wann die Fluth iſt, tritt das Waſſer über die Thürſchwellen und ſelbſt in die untern Theile der Häuſer. Es iſt überall ein ganz eignes Gefühl, wenn man in den Gondeln unter den Häuſern hinſchifft, und ihre untere Quadern tief ins Waſſer verſenkt und keine Spur von Land ſieht, worauf ſie ruhten. Auch dieſe Kanäle macht man gewöhnlich zu was Herrlichem. Sie ſind ein Werk der Nothwendigkeit und als ſolches ganz gut, aber wahrhaftig kein Werk der Schön-

heit. Wenn man den groſſen Kanal und den rio dell' arſenale ausnimmt, ſo ſind die meiſten eng und laufen nach allen Krümmungen und Wendungen mit den Gaſſen fort. Dies hat freilich in Rückſicht der Fahrt keine Unbequemlichkeit, denn da verſtehen die Gondelieri das Ding; aber es hat eine groſſe für die Augen und Naſen. Da man alle Unreinigkeiten, alles Geſchabte und Gekratzte und Gefegte und Gerupfte in die Kanäle wirft, und ſo den weiten Fluthen des Meers überantwortet; da ferner die Kloake und Kommoditäten, und wie die Dreckſchlünde alle heiſſen mögen, in dieſe Kanäle führen, ſo hat man oft eben ſo widerliche Anblicke als Gerüche, die in den heiſſeſten Monaten des Jahres noch ärger ſeyn müſſen. Dieſe Kanäle nun machen die Gaſſen ſo eng und ſchief und ſperren ſie oft ganz, ſo daß man weite Umwege machen muß, wann grade keine Gondel bey der Hand iſt, oder der Marſchirende nicht von der Art iſt, daß er ſeine 5, 10, 20 Soldi aus der Taſche hervorlangen kann. Für den Fremden vollends iſt es äuſſerſt ſchlimm, ſich in dieſem Chaos zurecht zu finden; obgleich alle Kanäle und Gaſſen reichlich mit Namen verſehen ſind. Nirgends kann man empor und um ſich ſehen, um durch einen Thurm, oder desgleichen ſeine Richtung zu beſtimmen, die ſich bey dem vielen Hin- und Hergehen nur zu leicht verliert. Oft kommt man in eine calle, wo

man nicht weiter kann, oder an einen Kanal, der den Weg ſperrt; doch warnen einem die Leute durch ein non puo paſſar qui. So liegt denn die ſchöne Venezia gleich einem Klumpen Antiquitäten auf den Wellen zuſammengedrängt. Nirgends in der Stadt, iſt ein groſser Platz, der einen Ruhepunkt gebe. Die kleinen, die man bey Kirchen und andern groſsen Gebäuden findet, ſind nicht zu rechnen; ſie ſind überdem häſslichen Geſchäften gewidmet. Schmutzige und zerriſſene Wäſche hängt dort an langen Seilen, oder man brät Kürbiſſe, Kaſtanien, rührt und kocht Polenta, klopft alte Kleider und Lumpen aus, und was der widerlichen Dinge mehr ſind. Auf zerfreſſene Geſichter, Lahme und Krüppel und ſolche, die ins Spital der Incurabili gehören, darf man zu dem immer rechnen, wo irgend ein Platz für ſie iſt.

Für alles dieſes nun, was in andern Städten iſt und nicht in Venedig, giebt es Einen Platz, den es jeder Stadt kühn unter die Augen ſtellen kann, dies iſt der Sankt Markusplatz. Dies iſt ein ſchönes Oblongum, das doch an Einem Ende etwas ſchmäler ausläuft. Auf dem breiteren Ende ſteht die prächtige Sankt Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln, ihr gegenüber die niedliche kleine Kirche Sankt Geminian. Zu beiden Seiten laufen die ſchönen Staatsgebäude hin, die unter dem Namen Prokuratorien bekannt ſind. Rechts ſind die neuen,

links die alten Prokuratorien. Sie ſind zu verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Meiſtern, aber doch meiſtens in Einem Geiſte gebaut, und geben dem Platze eine herrliche Zierde. Unten ſind Loggien oder Portikus, wo man alle Tage und alle Stunden des Tages Spazierende findet, und zu ebener Erde hinter dieſen trifft man die niedlichen Caſini und Kaffehäuſer, die vielleicht keine Stadt an einem ſo ſchönen Platz neben einander hat. Sie ſind faſt alle ſehr artig und manche ſchimmernd und prächtig möblirt, und geben, da ſie bis in die ſinkende Nacht erleuchtet ſind, dem Platze gar ein heiteres Anſehen. Doch nicht bey Tage, ſondern des Abends muß man dieſen einzigen Platz in der Welt zuerſt ſehen, um den ganzen groſſen Eindruck mitzunehmen. An der linken Seite ſteht der Campanile, oder Glockenthurm von St. Marko, dem man 330 Fuß Höhe giebt. Unten ſind hübſche kleine Gemächer, die man aber in gemeine Krambuden verwandelt, und unten umher mit Unrath recht italiäniſch beſudelt hat. Dieſer Thurm würde an einer andern Stelle ſehr hübſch ſeyn, aber hier taugt er nicht, weil er die Ausſicht und Symmetrie des Platzes ſtört. Gleich von dem Platze geht man der Markuskirche vorbey, zwiſchen dem Palaſte des Doge und der Münze und Bibliothek, über einen andern feinen Platz, den Broglio, ans Meer. Hier ſtehen zwey prächtige Granitſäulen. Auf der

einen prangt der venezianische Löwe, auf der andern der Schutzheilige der Stadt. Eben so stehen am Ende des großen Platzes vor der Markuskirche drey gewaltige Masten mit großen Flaggen auf einem Fußgestell aus Bronze, worauf man sehr feine Hautreliefs sieht. Ich fragte, was dies bedeute, aber man wußte nichts. Vielleicht spielt es auf die ehemalige Meeresherrlichkeit der Stadt an. Hier sieht man auch am Ende der Prokuratorien eine große Uhr, worauf wieder der goldene Löwe prangt.

Dieser Platz ist unstreitig durch seine Lage und seine Umgebungen einer der ersten in der Welt und auch das Schönste, was Venedig aufweist. Seine zweite beste Gegend ist der Ponte rialto über dem großen Kanal, aus Einem Bogen über 30 Fuß offen, geführt. Für einem Architekten indessen mag diese Brücke wohl viel mehr seyn, als für den bloßen Zuschauer. Die gewöhnlichen Beschreibungen sind offenbar zu pomphaft. Man mag darauf stehen, oder darunter durchfahren, es erregt kein Gefühl des Erhabenen, wie andre große Kunstwerke. Ich denke die meisten Beschreiber haben in der Idee des Meisters geschrieben, der den weiten Bogen wölbte, und der Schwierigkeit der Arbeit das gegeben, was die Größe des Anblicks nicht hervorbringt. Immer hat man eine feine Aussicht von der Brücke über den großen Kanal, der mit einer

Menge Schiffe, Böte, Barken und Gondeln bedeckt ist. Zu beiden Seiten dieses Kanals läuft auch eine schmale Straße hin, die man an den kleinen Kanälen nicht findet. An diesem großen Kanal stehen die besten Häuser und viele Pallaste Venedigs, und von hier an bis zum Markusplatz, ist das lustigste und lebendigste Gewimmel des Handels und Gewerbes der Stadt. In dieser Gegend ist die Börse und das sogenannte teutsche Haus, ein Denkmal des alten blühenden Handels der germanischen Nation. Man sieht noch viele Ueberreste der prächtigen alten Zimmerverzierung, woran die besten Mahler der Zeit mitgearbeitet hatten. Aber diese Gemählde sind unverantwortlich gemishandelt und vernachlässigt, beschmutzt und zerrissen, so daß man, wie vom alten Handel, so von der alten Kunst nur die traurigen Ruinen sieht. Diesen großen Kanal entlang zu fahren, ist eine rechte Lust, und wann der Reisende dieses fleißig gethan hat, und am Meere und auf dem Markusplatz sich herumtummelt, so kann er das beste Todte und Lebendige in Venedig zu sehen bekommen. Die Gegend am Meer vom Pallast des Doge bis zum rio dell' arsenale, ist noch ganz hübsch und ein muntrer Spaziergang, wo man die Thätigkeit und das Gewimmel des Seelebens sieht. Denn dort liegen eine Menge Schiffe am Bollwerke, und Böte, Nachen und Gondeln fahren hin und her über das

Meer, und von und nach den Schiffen und Inſeln. Dieſe Meerſeite heißt il rio de' Schiavoni. An dem andern Ende längſt der Bibliothek und weiter hin iſt der Fiſchmarkt, und dort kann man dieſes ſtumme Thier in ſeinen mannigfaltigſten Arten ſehen. Doch iſt es dort garſtig und unhold, wie an allen Orten, wo es auf den Bauch des Menſchen ankömmt.

Sankt Markuskirche.

Dieſes herrliche Gebäude, mit 5 Kuppeln gewölbt, gebeut von außen und innen dem Anſchauenden Ehrfurcht. Man wird gleichſam von einem heiligen Schauer ergriffen, wenn man in ſeine dunkelen Hallen eintritt, und zu ſeinen kühnen Wölbungen aufſchaut. Sie iſt faſt durchweg mit allerley alten Bildern aus Muſaik geziert, ſowohl außen am Eingang, als innen, und der Fußboden mit bunten Steinen zierlich getäfelt, welche hie und da eingeſunken ſind. Gute Gemählde von Tintoretto, Veroneſe und andern ſieht man in den Niſchen und Kapellen, die Lichter auf den Altären werfen einen ſehr trüben Schein durch das Halbdunkel, und die Fußtritte der Betenden und Durchgehenden hallen dumpf zurück. Die Franzoſen haben hier auch aufgeräumt und goldne und ſilberne Leuchter haben wandern, und die trefflichen bronzenen Pferde weiter ins Abendland gehen müſſen, welche ſonſt über dem Eingang der Markuskirche prangten. Aber die

Mauern und Säulen dieſes ſtolzen Gebäudes laſſen ſich nicht über Meere und Berge tragen, wiewohl auch ſie die Zeit einſt zuſammenſtürzen wird.

Kirche Sankt Johannes und Paulus.

Dieſe, die auch die Dominikanerkirche heißt, iſt unſtreitig die gröſte in Venedig und auch ein Werk, das einer großen Nation Ehre macht. Sie iſt ſchön und hell erleuchtet und macht einen ſehr fröhlichen Eindruck, wenn man eben die Sankt Markuskirche geſehen hat. Sie hat viele alte Denkmäler der venezianiſchen Geſchichte, und man ſieht viele der großen Männer der verfloſſenen Jahrhunderte in Bronze, oder in Stein, zum Theil meiſterhaft gearbeitet. Hier wird auch die Haut des heldenmüthigen Bragadin verwahrt, der im 16ten Jahrhunderte die Stadt Famagoſta ſo tapfer gegen die Osmanen vertheidigte, und den der unedle Muſtapha nach der Einnahme lebendig ſchinden ließ. Sonſt zeigte man hier dem Fremdling auch Titians Meiſterſtück, Peter den Märtyrer, der jetzt die Gallerie des Louvre mit ausſchmückt, wohin er mit vielen andern Koſtbarkeiten dieſer Kirche ausgewandert iſt. In einer Seitenkapelle ſieht man treffliche Arbeiten in Stein und Erz von dem Paduaner Bonazza und ſeinen Söhnen, und von Aloyſius, und ein Täfelchen, welches das Andenken der An-

weſenheit Seiner Heiligkeit, Pius des Sechsten, auf ſeiner Reiſe nach Wien erhalten ſoll.

Nächſt dieſen beiden ſind die Kirchen della Scalzo, die der Jeſuiten und die Sankt Salvatorkirche treffliche Denkmähler der Kunſt, die einer Stadt Ehre machen, wo einſt ein Palladio, Sanſovino, Alleſſandro Vittoria und andre große Namen lebten. Die Kirche Sankt Zacharia iſt klein, verdient aber wegen der ſchönen Madonna des Veroneſe von den Fremden beſucht zu werden, welche wegen des himmliſchen Ausdrucks dem Anſchauer unvergeßlich ſich einprägt. Die Sankt Rochuskirche iſt vom Tintoretto gemahlt, und durch ſeinen Sankt Rochus ſiegte er über ſeine Mitbuhler.

Ueber dem Meere liegen noch zwey ſchöne Kirchen, die Kirche Maria della Saluto und die des Kloſters St. Giorgio maggiore. Die erſte iſt ein ſtolzes Werk mit ſchönen Gemählden, die leider, wie die meiſten in den Kirchen, dem Zuſchauer zu ſehr im Dunkel ſtehen, und mit trefflicher Bildhauerey. Sie ward im Anfange des 17ten Jahrhunderts nach einer großen Peſt ex voto gebaut, und wird noch von Kranken beſucht, die der Deiparae matri ſalutiferae ihre Gelübde darbringen. Unter der Wölbung der einen Kuppel ſtehen die zwölf Apoſtel in der Runde, aus herrlichem Stein gearbeitet. Sankt Giorgio maggiore Kloſter und Kirche liegt dieſer gegen über, in einer weitern

Entfernung zwiſchen der Stadt und der Inſel Lido auf einem luſtigen Inſelchen. Auch dies iſt ein ſchönes Werk der Baukunſt; aber anmuthiger und lieber war ſonſt den Venezianern der ſchöne Kloſtergarten, der immer offen ſtand. In der guten alten Zeit war es eine gewöhnliche Sommerſpazierfahrt, und man ergötzte ſich unter den blühenden Bäumen und lachenden Lauben. Auch dieſe Anlagen hat der Krieg zerſtört, und die beſten Bäume ſind von den Franzoſen zum Brennholz umgehauen, und alles aus einander geriſſen worden. Man hat von hier eine feine Anſicht von Lido und Murano, und aufs Meer hinaus und dieſſeits wieder auf die Stadt, dem Broglio und das Gewimmel des rip. de' Schiavoni am Hafen.

Der Pallaſt des Doge.

Gleich aus der Markuskirche, oder vom Markusplatz tritt man in den Pallaſt des Doge, ein ſtattliches gothiſches Gebäude, das von der Kirche bis an das Bollwerk des Meeres läuft. Die eine Seite nach dem Broglio der Bibliothek gegenüber iſt alt, die andre von Sanſorino. Zwey ſtattliche koloſſaliſche Figuren ſtehen an der Treppe des Eingangs, auch von Sanſorino muſterhaft gearbeitet. Auf dem Hofe ſtehen zwey alte Brunnen, die, wie die Säulen unten und die Treppen, leider mit Unrath bedeckt ſind. Ich will dieſen Pallaſt grade kein Meiſterwerk der Kunſt nennen; aber ſo wie er

ist, macht er mit seinem ganzen großen Bau, mit seinen Portiken, Treppen und gewaltigen Säulen einen ehrwürdigen Eindruck, wie die alte Zeit, worin er gegründet ward. In diesem Pallast saßen in den mancherley Sälen und Zimmern mehrere Kollegien, und es sind auch noch deren da. Fast alle Gemächer sind mit Gemählden der besten Künstler der venezianischen Schule geziert: eines Tizian, Veronese, Tintoretto, Bassano, der Palma und andrer. Doch auch von diesen haben die Franzosen mehrere der vorzüglichsten mitgehen heißen. Die meisten von diesen Gemählden schildern natürlich tapfre und große Thaten der Vorzeit im Frieden und Kriege, und es giebt viele gewaltige Schlacht- und Seestücke darunter. Aus dem Kampf Friedrichs von Hohenstaufen mit Alexander dem 2ten, sind fast alle Scenen darin gemahlt, weil die Venezianer eine so große, und Friedrich so verderbliche Rolle dabey spielten. Sogar der Nackentritt des stolzen Dreigekrönten ist nicht vergessen. Dies erinnert mich an das Porphyrtäfelchen, das unser Führer uns als eine Seltenheit zeigte, wo Alexander den Kaiser vom Bann gelöst haben soll. Nein ganz anders ist es jetzt! Pius in seiner Karthause bey Florenz hatte wohl der Cyklopen nöthig, seine Donnerkeile etwas vorstählen zu lassen. Der große Saal, worin diese Schildereien sind, ist einer der größten und weitesten — Der Pallast ist mit

Bley

Bley gedeckt, und unter diesen Dächern sind die schrecklichen Staatsgefängnisse, worin die großen Sünder, die heimlich gesündigt hatten und heimlich aus der Welt mußten, oft lebendig gebraten wurden. Die berühmten Rachen der Ankläger, die offenen Löwenmäuler vor dem Pallast des Doge haben auch mit dem Staate zugleich ihr Grab gefunden. Der Himmel gebe, daß mit diesen fürchterlichen Denkmählern des Despotismus dieser hier auf ewige Zeit vernichtet sey! Dann mag man ohne Trauren auf den Trümmern eines Staates wandeln, der nach dem Schluß des Schicksals, und durch die Schuld der Zeit und der Menschen, schon seit einigen Jahrhunderten langsam hinwelkte.

Diesem Pallaste gegenüber, an der andern Seite des Kanals, liegen die Gefängnisse, ein großes düstres Gebäude, das schon von außen Grauen und Entsetzen erregt. Die Gitterstangen, drey, vier Zoll dick, die Schwärze der gewaltigen Quadersteine, die kleinen und düstern Luken, die dem Tage kaum einige Lichtstrahlen stehlen können, die Menschenstimmen, die dumpf von unten erschallen, und die bleichen Gesichter und dürren Arme, die aus den obern Gittern um ein Allmosen flehn, alles dies erregt ein höchst gräßliches Gefühl. Noch nie habe ich ein so fürchterliches Wohnhaus für Verbrecher gesehen. Die untern Löcher laufen tief und eng hinab, und sie hat man ehedem unter Wasser ge-

Fall, am schnell das Henkerwerk über die schwersten Sünder zu fördern, die in dieser unterirdischen Hölle sich vielleicht nach der vorbeifließenden Fluth mit tantalischer Quaal gesehnt haben, wo die Hoffnung nicht auch noch um die Träume des Verbrechers säuselt. Ich weiß nicht, ob jetzt viele darin sitzen. In den obern Geschossen saßen für ein menschliches Herz zu viele.

Markusbibliothek.

Dieses treffliche Werk Sansorinos liegt dem Pallast des Doge gegenüber am Broglio, und schließt sich mit einem Ende an die Prokuratorien an; das andre sieht auf das Meer. Im untern Stock war sonst die Münze, und er heißt eigentlich la Zecca; im obern die Bibliothek, deren Anfang Petrarka gestiftet hat. Sie ist ein rechtes Chaos, wie sie nun da steht, und soll auch vorher nicht in besserer Ordnung gewesen seyn. Jetzt da die Franzosen das Beste von Handschriften und das Schönste aus den Antiquitätensaal mitgenommen haben, ist für den Fremden hier nicht viel mehr zu sehen, als der stolze Bau selbst. Auch hier sind unten im Erdgeschoß Casini am Broglio hin, wie in den Loggien der Prokuratorien.

Das Arsenal.

Dieses war sonst durch ganz Europa berühmt; doch hatten schon einige Reisende gegen diese Berühmtheit protestirt. Die Franzosen haben nun das

letzte gethan, und ſelbſt die äußern Verzierungen von Metall und Meſſing an den Thürmen des Eingangs mitgenommen. Es iſt ein weitläuftiger Raum mit mehrern großen Gebäuden, die ihn rund einſchließen, und von dem durchfließenden Kanal in zwey Hälften getheilt werden. An dem Eingang ſtehen zwey gothiſche Thürme zu beiden Seiten, jetzt ihrer Zier beraubt. Dieſer Kanal war beſtimmt, die großen Schiffe aufzunehmen, die im Arſenal ausgebeſſert werden. Wir ſehen auch jetzt einige Kauffahrer auf der Seite liegen. In den mancherley Gebäuden war der angebliche Vorrath von Waffen und Schiffsmaterialien, wodurch man die Welt in Erſtaunen ſetzte, und es arbeiteten, ſagt man, täglich nicht weniger, als 1500 Mann, darin. Aber alles dieſes war gewiß nicht mehr von der letzten Zeit zu verſtehen. Jetzt ſieht man gar nichts, das nach dem Wiener Zeughauſe noch merkwürdig wäre. Die Modelle ſind ſo was Herrliches nicht, und überall lange nicht mehr vollſtändig, und wer den Bucentauro nicht als eine Rarität beſchauen will, der findet an ihm auch nichts zu bewundern. Für mich ſind die Auſtern, die man nach dem Arſenal benennt, das merkwürdigſte geweſen, und ich ärgerte mich endlich, mit meiner Geſellſchaft dreiviertel Stunden gewartet zu haben auf den Officier, der uns aus beſonderer Freundſchaft gegen den einen unſers Haufens hineinführte.

Doch ist der Eintritt überall nicht schwierig. Man hat sich nur bey dem Nobile, der jetzigen Excellenz, Querini, zu melden und zu legitimiren als einen Unverdächtigen, so erhält man sogleich ein Billet, und wird vom Inspektor, oder einem der Officiere, gegen ein leidliches Stück an den Thürhüter, eingeführt.

Palläste.

Es ist zuletzt ekelhaft, immer nur von schönen Gebäuden das Papier voll zu schmieren; ich will kurz seyn. Der reiche Patricier, der die Einförmigkeit eines Lebens im Meere nur zu gut fühlte, flüchtete sich in den schönen und in den heißen Monaten gewöhnlich auf das Land, und baute sich Villen und Palläste und lukullische Gärten unter den elenden Hütten seiner verschmachtenden Sklaven. Im Winter und wann die schlimmen Tage kommen, suchte er wieder in der Stadt, was er auf dem Lande nicht mehr fand. Da aber jene ländlichen Wohnungen die Lieblingsplätze wurden, so vernachläßigte er seine herrlichen Palläste in der Stadt, und daher kommt es, daß diese zum Theil treffliche Werke der Baukunst und der seltnen Genien, die das Vaterland verherrlichten, von außen meist ein ödes und finsteres Ansehen haben, und die zerschlagenen Fenster nicht selten durch bloße Luken ersetzt sind. Man findet die meisten und

ſchönſten am groſſen Kanal, wo ſie freilich den einzigen Platz finden, dem Auge zu erſcheinen.

Die Menſchen.

Endlich von dem Todten zum Lebendigen. Die Venezianer ſind im Durchſchnitt ein ſchöner und rüſtiger Schlag Menſchen, faſt alle ſehr wohl gebaut, und von männlichem Aeuſſern und Gebehrden. Sie haben, dünkt mich, einen gewiſſen Ernſt ohne Trotz, der ſie ſehr wohl kleidet, und die Artigkeit und Feinheit, womit ſie unter einander und mit Fremden umgehen, noch liebenswürdiger macht. Man findet wirklich viele Geſichter, die auf dem erſten Blick eine Art von Achtung einflößen, und auf den Gedanken bringen könnten, als ſeyen in dieſe Lagunen manche altrömiſche Geſchlechter mitgeflüchtet, die ihr Blut vom barbariſchen rein erhalten haben. Oder drückt ſich der Geiſt der edeln Väter der vorigen Jahrhunderte dem Enkel, oder beſſer dem Körper des Enkels, auch mit ſeinem Stempel ſo tief ein, daß er ſelbſt bey dem entarteten Geſchlechte ſich nicht leicht verwiſcht? Die Venezianerinnen ſind unter den Töchtern Italiens berühmt, und Venedig hat oft den Beinamen des griechiſchen Korinth geführt. Es iſt wahr, man findet reizende, ja himmliſche Geſichter, zwar meiſtens blaß, aber blendend weiß und mit gewaltig blitzenden Augen, man findet die Fülle und Rundung der Körper mit Feſtigkeit verbunden, die den

nördlichen Ländern oft fehlt, man findet eine gewisse Leichtigkeit bey allem äußern Ernst, die freilich dem schönen Geschlechte ausschließend gebührt, aber doch wohl mehr dem gewandtern Südländer zukömmt; jedoch, wenn man das Einzelne ausnimmt, hat Venedig nach Verhältniß wohl nicht mehr Schönheiten, als manche andre Stadt gleicher Größe. Aber in den einzelnen ausgezeichneten Bildungen ist ein Geist im Auge und eine olympische und rafaelische Ruhe auf der Stirne, die entzückt und alles Kindliche gern unter diese Seltnen mitlaufen läßt. Man findet bey allem Leben und Ausdruck der Gesichter gar viele kleine Puppenformen unter ihnen, und wenige mit dem Wuchs meiner schönen Wienerinnen. Die ihn aber haben, wissen ihn besser zu gebrauchen, als jene. Die Tracht ist fast dieselbe, wie man sie in den meisten Städten Europens findet. Die Zendole, die sonst die Venezianerinnen auszeichneten, sieht man nicht mehr so häufig. Aber eine Art von Schleier, oder auch nur ein Tuch in Form eines solchen, trägt hier alles von den Ersten bis zu der, die an den Schwellen der Kirchenthüren die Hände nach einem Almosen ausstreckt, und an diesem erkennt man gleich eine Fremde. Doch giebt es auch hievon in dieser alles Alte umkehrenden Zeit jetzt Ausnahmen, und ich habe sowohl auf dem Markusplatze, als in den Theatern viele schöne Gesichter unbeschmiert

geſehen, die nicht außer der Brenta gebohren waren. Das berühmte Cicisbeat iſt freilich immer noch im Gange, doch meinen viele, daß es mit dem Staate nebſt vielen alten Sitten und Weiſen wohl über den Haufen ſtürzen werde. Schon vor der letzten Revolution durch die Franzoſen ſollen viele dieſe elende Weiſe als unwürdig und als eine Teufelsruhebank verſchmäht haben. Die Männer haben faſt eben die Tracht, wie im ganzen übrigen Europa. Doch trägt man faſt gar keine Stiefeln, die überall kein recht italiäniſches Ding ſind, und wenig runde Hüte. Höchſtens mögen die Mäntel, die faſt allgemein ſind, die Venezianer auszeichnen. Man trägt im Sommer weiße taffeten über den Kleidern, auch bey dem heiterſten und ſchönſten Wetter. Ich habe jetzt nur noch einige Exemplare davon auf den Körpern, und mehrere nebſt andern weißen aus leichter Leinwand und Baumwolle an den Stangen der Trödler geſehen. Wann der Herbſt heran kömmt, verändert ſich der Stoff in tuchene. Die meiſten ſind rothe ſcharlachene, aber man findet auch viele weiße. Dieſe ernſte republikaniſche Tracht ſteht einem ſtattlichen Bürger gut. Sie iſt ſo was allgemeines, daß der ärmſte Lump, der froh iſt, täglich einige Groſchen zu erhaſchen, doch ein Stück von Mantel haben muß. Ueberall ſcheint mir der Italiäner kein ſolcher Narr in Kleidung, als wir Teutſche, obgleich

er gern ſauber und ſelbſt etwas ſteif geputzt iſt. Er ſcheint nicht einmal daran zu denken, wie er gekleidet iſt, in welcher Geſellſchaft er ſich auch befinde, und noch iſt es mir nicht vorgekommen, daß einer ſich über einen andern Zuſchnitt des Rocks, über einen anders aufgeſetzten, beſchornen, oder bezopften Kopf und dergleichen Kleinigkeiten gewundert hätte.

Die Gondolieri.

Dieſes iſt eine zu berühmte und zu einzige Klaſſe von Menſchen, als daß ich nicht einige Worte von ihnen ſagen ſollte. Sie ſind die Fiaker dieſer meerumfloſſenen Stadt, und da ihr Fuhrwerk nicht koſtbar iſt, bey weitem die wohlfeilſten Fiaker, die ich kenne. Ihre Zahl mögte ſich wohl ſchwerlich genau beſtimmen laſſen. Einige haben ihrer eine ungeheure Menge aufgerechnet, ſo wie auch der Gondeln, die mir allerdings unglaublich iſt. Genau mag ſie ſich wohl nicht angeben laſſen, weil ſie wahrſcheinlich von Tage zu Tage wechſelt, und einige Gondeln einen, andre zwey Führer haben. Dieſer letztern will man über 12000 zählen, die den ganzen Tag in allen Kanälen auf und abfahren, für 2, 3 Soldi überſetzen, und für 15 bis 20 eine Strecke fahren, wofür ein raſſelnder Fiaker gewiß so begehrte. Die Gondeln ſind länglichte Kähne, vorn und hinten mit einem ſpitzen Schnabel. In der Mitte iſt ein Kaſten mit einem Ein-

gang und Seitenfenſtern, ſchwarz angeſtrichen, und mit einem ſchwarzen Tuche umhängt, den oft zierliche Troddeln und Franſchen ſchmücken. Dieſer Kaſten iſt ſo niedrig, daß man gebückt hinein muß, und eben aufrecht darin ſitzen kann. Vorne iſt zu jeder Seite eine Bank für höchſtens zwey Perſonen, und hinten ein ſchwarzes Polſter für eben ſo viele, ſo daß nur etwa 6 Perſonen in einer Gondel Platz haben. Der Gondeliere ſteht im Hintertheile mit einer langen Stange, und weiß ſeinen Kollegen und den Ecken und Krümmungen der Häuſer mit eben der Kunſt und Gewandtheit auszuweichen, mit welchen ein Wiener Fiaker ſeinen Kollegen in den engen Gaſſen vorbeiraſſelt. Sind zwey Leute darin, ſo ſteht der eine vorn. Der vordere Schnabel iſt mit einem blanken dreigezackten Eiſen geziert, das oben 8 bis 10 Zoll vorſteht, um ihn bey'm Anſtoßen zu ſichern. Die Gondeln ſind alle ohne Ausnahme ſchwarz angeſtrichen, und mit ſchlichtem ſchwarzen Tuch behangen; ſo befiehlt es ein weiſes Geſetz, um den zu großen Aufwand zu verhüten, den einige ſonſt ſicher auch hierin machen würden. Die Gondolieri haben keine beſtimmte Tracht, doch findet man viele recht hübſch auf Seemannsweiſe mit weiß und blau, oder weiß und roth geſtreiften Jacken, und blauen oder rothen Schärpen mit einem runden Hute. Andre auch ſehen gewöhnlichen Tagelöhnern und Arbeitern

gleich. Man kann nicht sagen, daß sie grob sind, wie es sonst diese Klasse gewöhnlich ist; doch nehmen sie billig die Fremden aufs Korn. So forderte einer von uns 2 Lire für eine Fahrt, die er nachher für 15 Soldi machte." Sie sind so beherzt, als geschickt, und fahren mit ihren flachen Fahrzeugen über das Meer hinaus nach Lido und Murano, und selbst auf das feste Land auf der reißenden Brenta, ohne daß man oft Beispiele von Verunglückten hätte. Die gewöhnliche Anrede ist: vuol' andar padrone? wobey mir das Wienerische: Fahrn mer ihr Gnode? einfiel. Es giebt noch eine andre Art Gondeln, die ich nicht probirt habe, viel größer und auch zierlicher, als diese, mit allem Glanz der Farben und innerer und äußerer Verzierung. Der Kasten in der Mitte macht hier einen weiten und eleganten Saal, worin 30 bis 50, und, wenn sie enge sitzen wollen, wohl 80 Personen Platz finden und im Fahren essen, spielen und aller möglichen Unterhaltung genießen können. Diese sind in den schönen Sommermonaten recht im Schwunge und werden bey Lustfahrten gebraucht.

Außer diesen Gondolieren wimmeln die Kanäle und Bollwerke und alle Anfuhrten der Stadt von zahllosen Barken und Böten, die den vielen Bäuchen der Stadt den Proviant zuführen, oder auch zu den Schiffen gehören, die selbst jetzt noch in ziemlicher Zahl hier liegen. Dies giebt dem Hafen

und beſonders dem großen Kanal eine Munterkeit und ein Toſen und Lärmen, das dem Fremden eine recht angenehme Unterhaltung gewährt. Zwar iſt dies in allen Seeſtädten ſo, aber doch vorzüglich in einer Stadt, die alle ihre Bedürfniſſe zu Waſſer erhält, und wo man zu Waſſer Kaffebeſuche ablegt. Es iſt wirklich allerliebſt, ſo die lange Reihe von Böten zu ſehen, die von Morgen bis Abend in luſtiger Verwirrung mit den mancherley Schätzen und Gütern einherſchwimmen. Einige ſind von unten bis oben mit Nüſſen, andre mit Aepfeln, mit Weintrauben, Feigen, Pfirſichen, Ciſolen, andre mit Kräutern und Salat beladen. In andern endlich grunzt und krächſt und kräht und brüllt das vierfüßige und geflügelte Vieh. Dazu das Schreien der Bootsknechte und Verkäufer und Käufer am Ufer, worin das wilde Toſen der Matroſen und muthwilligen Buben dröhnt, und es iſt einem da wirklich oft zu Muthe, als müſſe man mit machen.

Bettler.

Dieſer iſt hier eine ſo heilloſe und ſo unverſchämte Menge, als ich noch nicht getroffen habe. In allen Kirchen, an den Altären und wo irgend ein Aus- oder Durchgang iſt, ſchreien ſie die Vorübergehenden an, und beleidigen zum Theil das Auge durch die ſcheußlichſten Gebrechen und Schwären, und durch einen Schmutz und Geſtank, der un-

ausſtehlich iſt. Da hilft nichts, als ſich hart zu machen, und mit einem via muladotto aſinaccio! den erſten von ſich zu ſtoßen; denn giebt man einem, ſo hat man gleich eine Hetze hinter ſich, die einen zu Tode jagen und ſchreien mögte. Dies iſt ein großes Uebel, das bey der Menge leichter zu ſehen, als zu ändern iſt. Was ſoll der Staat thun, der nicht immer außerordentliche Ausgaben machen kann, wenn alle Spitäler gefüllt ſind, und ein verderblicher Krieg gebeut, gerüſtet zu ſeyn? Doch rühmt man darin die öſterreichiſche Regierung, daß ſchon viele auf die Seite geſchafft ſind, und daß es kein Vergleich iſt mit dem, was man ſonſt von dieſem ſchreienden Geſindel auf den Gaſſen traf. Wäre das Betteln, wie das Stehlen, nicht ſo etwas gewöhnliches in Italien, ſo könnte man allein hiervon auf den Verfall der alten Venezia ſchließen. Doch behält dieſer Schluß immer noch ſeine Richtigkeit, wenn man von dem ganzen Italien redet.

Bey alle dem iſt Venedig noch immer eine der lebhafteſten und intereſſanteſten Städte. In einem nicht gar engen Raum ſind doch nahe an 150000 Menſchen eingeſchloſſen, die bey dem immer noch beträchtlichen Handel und der Induſtrie, die ſie belebt, ein recht hübſches Gewühl hervorbringen. Es iſt ein erfreuender Anblick, ſo alles geſchäftig und thätig anzutreffen, wie man wirklich den Venezia-

ner ſieht, von früh morgens bis in die ſinkende Nacht. Wo man hinſieht, nichts als geſchäftige Hände und Füße; ſie mögen nun für den äußern, oder innern Leichnam, oder blos für luſtiges und luſtiges Vergnügen arbeiten, ſo geben ſie doch immer das lebendige Gefühl der Kraft, das gar was ſüßes iſt. Dieſe Arbeiter vom erſten Künſtler bis zum letzten Altflicker ſitzen faſt alle nach italiäniſcher Sitte, in offenen Läden zu ebener Erde, wo ſie ihre ganze Wirthſchaft und oft auch ihren ganzen Vorrath von Materialien, oder Fabrikaten um ſich haben. Haben ſie Raum, ſo ſetzen ſie ſich, wenn es ihre Kunſt geſtattet, auch gern auf die Straße hinaus unter freiem Himmel. Dies giebt oft ſehr poſſierliche und allerliebſte Gruppen, beſonders wenn heterogene Künſtler und Handwerker zuſammentreffen. Man arbeitet hier ſehr viel in Gold und Silber, und ich habe mich gewundert, wie nach ſo hungrigen Gäſten noch ſo reiche Vorräthe übrig geblieben ſind, als man überall ſiehet. Aber auch in vielen andern Dingen, die der üppige Menſch nur zu ſeiner Zierde und Bequemlichkeit braucht, findet man Fabrikanten, und all dieſe Gegenſtände in großer Menge beiſammen.

Aber dieſe Induſtrie des Italiäners erſtreckt ſich auf viele andre Gegenſtände, und zwar auf eine ganz eigne Art, wie man ſie faſt nirgends ſonſt findet. Was dem Fremden ſogleich auffällt, ſey es

auch blos was ephemeriſches, das ſollte er immer feſt halten, weil es, ſo unbedeutend und klein es ſonſt ſey, faſt immer karakteriſtiſch iſt. An Hafen und an allen Plätzen findet man Wiederherſteller und Altflicker aus allen Klaſſen. Hat einer einen zerriſſenen Schuh, oder Stiefel, ſo zieht er ihn aus und ſetzt ſich ſo lange bey dieſem hin, bis er fertig iſt, reicht auch wohl ſeine Beine hin, und läßt ſich einen Strumpf ausziehen, der unten und oben durchlöchert iſt, und ſitzt mit nacktem Fuße, bis jener fertig iſt. Ich dachte erſtlich, ich ſollte mich zu Tode lachen, fand es aber endlich doch ſo ganz unvernünftig nicht, ſondern ſchämte mich mehr, daß ich gemeint hatte, jene ſollten ſich ſchämen. Kleine Buben, oder alte Kerle, die nichts beſſeres wiſſen, ſetzen ſich an einem bequemen Platze ein Paar Stühle hin, und ſtreichen ihr Meſſer ſo lange auf dem Leder, bis ſich einer ködern und um 1 — 2 Soldi weniger, als er in den Barbierſtuben geben müßte, halb ſchinden läßt. Vor den Häuſern und in den Buden findet man häufig zwey, die ſich vor aller Augen lauſen. Ich will es immer glauben, daß der aktive Theil auch dieſes Geſchäft um baare Münze übernimmt; denn was thut der Italiäner nicht um's Geld.

Was nun vollends das große Rad aller menſchlichen Dinge betrifft, die Sachen, welche den hungrigen Magen ſtillen, ſo erſcheint da erſt die In-

duſtrie in ihrem wahren Glanze. Ich habe nirgends ſo ſchöne Buden mit Obſt, Grün und allen Arten Früchten geſehen, als in Venedig. Man mögte ſagen, ſelbſt in der Anordnung und Ausſtellung dieſer Dinge verrathe das Volk den Sinn für das Schöne, den man ihm vor andern Völkern beizulegen pflegt. Dies erſtreckt ſich ſogar auf den wirklichen Theil dieſes Gegenſtandes, auf die großen Buden, wo man Geflügel putzt, und für die großen Garküchen und Gaſthäuſer um einen billigen Profit überläßt, zum Theil aber auch ſogleich aufs Feuer bringt, und den Vorübergehenden auftiſcht. Alles iſt in der äußerſten Nettigkeit und Sauberkeit, und die verſchiedenen Arten des Linneiſchen Syſtems behalten im Tode noch den Sinn des Dekorum, den ſie, wie wahre Cäſarn, vielleicht im Leben hatten. Aeußerſt komiſch war es mir, ſo einer Schlachtbank vorbeizugehen, und die langen Reihen der Gemordeten zu ſehen, über denen auf langen Stangen Puter und Hähne, ob klagend oder fröhlich, weis ich nicht, kollerten und krähten. Ich habe dies in Wien und ſpäter in Florenz faſt eben ſo geſehen, aber hier geht es mehr ins Große, und wird mit einer gewiſſen Methode, man mögte ſagen, mit einem gewiſſen Handwerksbrauch betrieben, und dies kann in einer Stadt nicht anders ſeyn, wo bey großen Stürmen die Zufuhr leicht einige Tage ausbleiben kann.

Andre Arten Lebensmittel brät und bereitet man auf der Straße, und ſchneidet ein Stück ab, oder aus, ſo einer der Vorbeigehenden Luſt hat, davon zu koſten. Wo irgend ein Platz iſt, da ſteht ſicher einer, oder mehrere, und haben ein Geſchirr mit Kaſtanien, oder Aepfeln und Birnen über dem Feuer. Andre rühren Polenta zu einem harten und gelben Brey über Kohlen und ſchneiden ſtückweiſe aus; noch andre haben lange Flaſchenkürbiſſe, in zwey Hälften zerſchnitten, über dem Feuer, und geben dem Liebhaber gleich die ganze Kauſt voll. Auch der berühmte Theriak Venedigs wird häufig auf offener Straße, beſonders am großen Kanal unweit dem Ponte Rialto, bereitet. In den ſogenannten Höckerbuden, die man aber wegen ihrer Vielſeitigkeit und Vollſtändigkeit kaum ſo nennen kann, geht es völlig ſo her, wie in Trieſt, doch jetzt nicht mit der Fröhlichkeit.

Eine eigne Art Leute hier ſind die Sänger und Schreier, die man auf dem Platz Sankt Marco, Rialto und Rio de' Schiavoni findet. Dieſe haben ein Stück Papier mit irgend einem abentheuerlichen Bilde gemahlt, oder geſtochen, das ſich gewöhnlich auf eine weit abentheuerlichere und wunderbarere Geſchichte bezieht, die ſie mit pathetiſchen Worten herſagen, oder herſingen, und die Soldi in Empfang nehmen, die ihnen aus Ernſt oder Spaß zugeworfen werden. Oft haben ſie auch gedruck-

druckte Blätter dabey, welche ſie für einige Soldi den Zuſchauern und Zuhörern feil bieten. Dieſer Leute ſollen ehedem viel mehr geweſen ſeyn, und auch dieſer Zweig der öffentlichen Unterhaltung ſoll durch die Umwandelung der Dinge viel gelitten haben. In die Tage meines Aufenthalts fiel auch das Herumtragen der Blättchen, worauf für einen Soldo die Nachricht von Nelſons Siege bey Abukir zu leſen war, und man hörte an allen Ecken: la relazione della ſconfitta dell' armata francese per gli Ingleſi ſotto il commandamento di Nelſon.

Alles, alles weis der ſchlaue Italiäner in Geld zu verwandeln, wofür der ehrliche Teutſche und Schwede nur einen ſchönen Dank erwarten würde. Es war am letzten Tage meines Aufenthalts in Venedig ein heftiger Sturm aus Nordoſt, der das Waſſer mit Gewalt gegen die Stadt trieb, und machte, daß es zu einer ungewöhnlichen Höhe ſtieg, in der Mitte des Markusplatzes einige Schuh hoch ſtand, und auch andre Gegenden unzugänglich machte. Eine Luſt war es zu ſehen, wie auf dem Markusplatz ſogleich 10 bis 12 Leute ſich fanden, die Schuh und Strümpfe abwarfen, und für zwey Soldi ſeine Herren und Damen auf ihre Schultern luden, und von einer Seite zur andern tranſportirten. Wo der Uebergang ſchmal war, fanden ſich andre mit einem Brette und einigen Steinen ein, und ſtrichen von jedem, der ſich ihrer Bequemlich-

keit bedienen wollte, einen Soldo ein. Ich glaube ſicher, der eine Kerl, der dieſen Fund an der Markuskirche gethan hatte, hat in wenigen Stunden über einen Zechin eingenommen; denn es wimmelte um ſeine Brücke, und, hätte er drey gehabt, ſie wären immer beſetzt geweſen. Aber noch eine größere Luſt, als dieſe, war es, wie Leute in Schuhen und Strümpfen bis über die Knöchel im Waſſer wadeten, vielleicht, um einige Soldi zu ſparen. Auch da iſt wieder der Italiäner.

Die Lebensmittel und alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, ſind vortrefflich in Venedig. Alles dieſes kommt, das wenige von den Inſeln abgerechnet, von dem feſten Lande aus den reichen Gefilden zwiſchen Venedig und Padua her, und iſt gar nicht theuer, wenn man den Tranſport und die große und üppige Stadt rechnet. Treffliche und wohlſchmeckende Fiſche mancherley Art und herrliche Auſtern findet man in Menge, und kann alſo den Feſttagen in ziemlicher Ruhe entgegen ſehen, und auf die Frage des Wirths: che comanda? magro o graſſo? immer magro ſagen, man wird dabey nicht verlieren. Will man die Fiſche ſelbſt in ihrer lebendigen Mannigfaltigkeit ſehen, ſo gehe man an die Meerſeite der Markus-Bibliothek, wo ſie in Menge ausſtehen, oder auch an den großen Kanal, wo an einigen Plätzen die Fiſcher landen. Ich muß geſtehen, ich erſchrak et-

was vor dem Beyworte: das theure Venedig, was man in Trieſt gab, und doch bezahlte ich nur halb ſo viel, als in Trieſt. Das einzige, was man in Venedig entbehrt, und was die geringe Klaſſe wohl ſehr fühlbar entbehren muß, iſt gutes Trinkwaſſer. Man muß das venezianiſche durchaus mit Wein miſchen, wenn es nur irgend genießbar ſeyn ſoll. Das beſte Trinkwaſſer giebt die Inſel Murano, und man trägt es häufig zum Verkauf herum.

Die venezianiſchen Kurtiſanen, oder ſchlechtweg Huren, gehören wahrſcheinlich auch zu den Dingen, die die lügenhafte Fama mehr vergröſſert hat, als billig, und die, beim Lichte beſehen, wie ihr Arſenal und andre Wunderſachen, viel von ihrem Ruhm und ihrer Furchtbarkeit verlieren. Ich glaube, die venezianiſchen Kurtiſanen müſſen nicht mehr ausgezeichnet werden, als andre in Italien. Daß die Teutſchen zu dem Geſchäfte nicht gemacht ſind, iſt eine alte Erfahrung, die der Nation keine Schande macht. Eine ſchlaue und kluge Italiänerin wird bey wenigern Reitzen durch Kunſt und Liſt weit mehr erbeuten und ganz anſehnlichern Fang machen, als jene, und es auch nicht genau nehmen, die unvorſichtigen Kolibris, die in ihr Netz fallen, wie eine ächt ſurinamiſche Spinne, bis auf den letzten Blutstropfen auszuſaugen. Dies iſt der Karakter dieſer Gattung, und inſofern hat man-

cher Fremdling ſicher ſeine Thorheit hart büßen müſſen; denn bey Einheimiſchen geht es ſchon ſo leicht nicht an. Man ſieht dieſe Geſchöpfe wenig auf öffentlichen Plätzen und Promenaden, und ſie miſchen ſich nicht unter die gute Geſellſchaft, wie in andern Städten. Des Tages leben ſie ruhig, und nur gegen die Zeit des Schlafs kommen ſie wie ächte Nachtvögel hervor und ſtellen ihre Netze aus. Gewöhnlich müſſen ſie mit abgelegenen Straßen, Schlupfwinkeln und ſchlechten Zimmern ſich behelfen. Aber dieſe und ihre werthe Perſon putzen und illuminiren ſie mit aller möglichen Kunſt, legen ſich auch wohl hinter durchſichtigen Vorhängen, oder auch, wie ſie ſind, zur Schau hin an den Fenſtern, die ſie mit zwey, drey Lichtern erleuchtet haben. Die Beſten unter ihnen leben natürlich zierlicher und luſtiger, als dieſer gewöhnliche Schlag, die Aermern noch kleiner und verzagter. Dies iſt am Ende allenthalben daſſelbe. In ſofern aber nögte es ſich ändern, daß ſie nun bey dem Einmarſch der Teutſchen auch einen freiern Ton annehmen, und nach teutſcher Sitte mehr ans Licht kommen. Das will ich ihnen herzlich gern gönnen, wenn ſie doch einmal keinen beſſern Weg durchs Leben mehr zu finden wiſſen.

Nicht am Tage muß man Venedig ſehen da hat man nur enge und ſchmutzige Gaſſen und alte räucherige Häuſer vor Augen, und blos die abei-

tende, geſchäftige, fromme und theils die pflaſtertretende Klaſſe iſt auf den Beinen. Man ſieht wenige, ja faſt gar keine, Frauenzimmer aus den beſſern Klaſſen, oder iſt es auch, ſo fahren ſie in Gondeln, oder eilen auf den Gaſſen verſchleiert, gleich himmliſchen Erſcheinungen in Wolkendunſt, vorbey. Aber die Nacht, wo eigentlich das Scepter des ſchönen Geſchlechts ſich erhebt, die Nacht iſt auch hier die Zeit ihres Glanzes, und zugleich die Zeit, wo man Venedig wirklich lieb gewinnen kann. Freilich iſt die Nacht in den wärmern Klimaten für die meiſten Menſchen erfreuender, als der Tag, und daher kommt es wohl, daß gewöhnlich ihre beſten Freuden und Vergnügungen auf die einbrechende Nacht geſtellt ſind. Man kann dies vielleicht an keinem Orte beſſer ſehen, als in Venedig, wo alles, was feine und ſchöne Welt heißt, dann auf Einem Platz zuſammen iſt, und in liebenswürdiger Unordnung unter einander auf- und abſtrudelt. Ich rede vom Markusplatz. Er iſt wunderſchön von den tauſend Lichtern der Caſini erleuchtet, die unter den Portiken der Prokuratorien zu beiden Seiten ihn umgeben. Alle dieſe wimmeln dann von Menſchen, Männern und Weibern im bunten Gemiſch unter einander, und draußen auf dem Platz ſelbſt zunächſt an den Loggien, iſt eine Menge Bänke und Seſſel hingeſetzt, worauf die Spazierenden ſich ausruhen, und den Botteghen

Limonade, Gefrornes, Chokolate, Kaffe, Liqueurs und Konfituren abſchreien, die ſogleich da ſind. Unter den Loggien nun und auf dem ſchönen Platze ſchwärmt es, wie ein Bienenſchwarm, im frohen und lauten Geſumſe, und doch ſo ohne Zank und Händel, als wenn der König als Weiſer voran wäre, und es iſt eine Freude, ſo viele frohe, feine und geſchmückte Menſchen neben einander zu ſehen. Hier kann es nicht fehlen, daß dem wundeſten Herzen die blutende Bruſt ſich auf einen Augenblick ſchließe, und die krauſeſte Stirn ſich entrunzle. Hier kann jeder einige Stunden einer angenehmen und gebildeten Geſellſchaft ohne Aufwand und Zwang genießen, weil auch die Erſten der Stadt mit ihren Frauen und Töchtern ſich nicht ſchämen, in die niedlichen und eleganten Caſinis einzutreten. Man kann dieſe letztern wie eine zweite Börſe anſehen, wo Geſchäftsmänner und Fremde faſt ſicher ſind, diejenigen anzutreffen, die ſie zu Hauſe vergebens ſuchten. Hier lieſt man die öffentlichen Blätter und Neuigkeiten des Tags und ſpricht darüber, ſoviel man darf und ſich getraut. Hier iſt der Stutzer auf ſeinem Boden, wo er ſeine Talente zeigen und Eroberungen und Bekanntſchaften machen, oder ſich doch anſtaunen und bewundern laſſen kann. Doch muß ich zu Venedigs Ruhm ſagen, daß dieſe Klaſſe hier weder ſehr zahlreich, noch überall recht bemerkt und geachtet iſt. Hier endlich ſchöpft die

Schöne, die zwiſchen den väterlichen vier Wänden, oder den ſchlimmeren des ehelichen Dekorum den langen ſauren Tag ſeufzte, oder höchſtens auf den ſchmutzigen Kanälen in dem Leichenhauſe der Gondelieri hinfuhr, endlich ein wenig Luft, und auf den ſympathetiſchen Mond und die freundlichen Sterne frey anblicken, auch ſich von andern Sternen, die nicht unfreundlicher glänzen, ohne zu erröthen, anſchimmern laſſen. Doch auch dies iſt noch nicht ſo ganz wahr; denn die meiſten, die hier herumwandeln, ſind verheirathete Weiber, die ſchon das Recht, anzugucken und ſich angucken zu laſſen, mit mehr Freiheit ausüben dürfen. Hier werfen endlich die den Tag unter Akten und in Schreibſtuben geſchwitzt haben, die Laſt des Tages von ſich, und thun ſich gütlich in politiſchen Geſprächen über die ſeltſamen Zeiten und den Weltlauf.

Aber nicht blos der Markusplatz iſt die Abende bis in die ſinkende Nacht voll Jubels und frohen Gewimmels, nein die ganze Gegend von ihm bis zum Ponte Rialto, bietet mir den Anblick einer ſchönen und erleuchteten Stadt dar. Alle Läden und Buden, oder die ſogenannten Mercerie ſind offen, und bey hellen Lichtern hat man alles Schönſte und Koſtbarſte und Niedlichſte den Augen der Vorübergehenden und der Kunſtliebhaber ausgelegt. Dies iſt ein bewundernswürdiger Anblick, und man

erſtaunt, wenn man den Mercerien der Gold- und Silberarbeiter vorbeigeht, was für reiche Vorräthe von dieſen Metallen hier noch ſind. Dies iſt auch die Zeit, wo Handel getrieben wird, und faſt in allen Läden ſieht man Menſchen. Selbſt der Obſt- und Fruchthändler illuminirt ſeine Körbe und Tiſche, und der Traiteur und Aepfel- und Kaſtanienbrater ſtellt die Dinge unter die Naſen, von denen er hofft, daß ſie den beſten Effekt machen werden. Dies iſt die Zeit und dies die Gegend, wann und wo man Venedig ſehen muß, wenn ſie gefallen ſoll. Alles Häßliche iſt nun bey Seite, und die ſchmutzigen Arbeiter und die ſchmutzigen Geſchäfte pflegen der Ruhe. Was die Gaſſen und Häuſer unleidliches und ekelhaftes haben, wird nicht bemerkt, da die erleuchteten Gegenſtände Augen und Herzen an ſich ziehen, und die laute und frohe Menſchenmenge einen an nichts anders denken läßt, als was zunächſt um einen iſt. Dieſes Gewimmel iſt deſto lebendiger und munterer, je enger der Raum iſt, der es in ſich ſchließt; denn außer dieſer Gegend iſt alles todt. Die Straßen ſind öde und verlaſſen und ſtill, und einzelne trübe Lampen erleuchten ſie grade genug, daß man die Brücken nicht verfehlt, oder in einen offenen Kanal hineinläuft. Alle Läden ſind hier geſchloſſen, höchſtens die Höcker und Fruchthändler und Geflügelputzer, haben die ihrigen offen, und in den Barbierſtuben, oder den Caſinis

der zweiten und dritten Ordnung ſitzen noch einige alte Dickbäuche bey einem trüben Lichtlein, und träumen vor ſich hin, oder einzelne Laternen ſtehen an den Ecken, und warten auf einem verirrten, oder furchtſamen Wandrer, um ihm für einige Soldi zu Hauſe zu leuchten. Alle übrigen, die das Leben mit Mühſeligkeit tragen und durcharbeiten, hält lange der Schlaf gefangen, wenn jene Mummern und Frohen kaum anfangen zu ſchwärmen.

Theater.

Es giebt hier mehrere Theater und mehrere Geſellſchaften, die ſpielen, und der Fremde hat alſo das Wählen, wann ihm ein längerer Aufenthalt die Wahl erlaubt. Jetzt war die Geſellſchaft, die auf dem Theatro di San Benedetto ſpielte, die beſte, ſo wie das Theater ſelbſt von denen, die offen ſind, das beſte iſt. Es iſt ſehr elegant und geſchmackvoll und größer, als eines der Wiener, ohne die Ueberladung und den Prunk zu haben, die jene nicht zu ihrem Vortheil auszeichnen. Hier konnte man in den Logen die Blüthe der Schönheiten und Anmuthigkeiten Venedigs ſehen, und manche ſchöne Geſtalt und manches funkelnde Aug iſt mir begegnet; denn Augen haben die Venezianerinnen und wiſſen ſie auch zu brauchen. Vorzüglich ſah ich auf dieſem Theater Lodoiska und die Coſa rara ſpielen. Ich habe in Wien berühmte Opern trefflich ſpielen und beglei-

ten ſehen, aber die Spielenden, ſelbſt wenn ſie Italiäner ſind, haben dort ihren Himmel und ihr Volk verloren. So wie die Oper ein Kind Italiens iſt, ſo ſcheint ſie auch hier nur recht zu gedeihen, und der Italiäner wie eine Treibpflanze in kältern Ländern ſeine angebohrne Gewandheit und Luſtigkeit zu verlieren. Alle, die ich hier ſah, ſchienen auf dem Theater gebohren, ſo natürlich und leicht, ſo ohne Grimaſſe und Affektation ſpielten ſie das Stück durch; aber auch das Ohr hatte an dem ſchönſten Geſange ſeine Rechte, und nicht blos das Auge ward durch Leichtigkeit und Freiheit ergötzt. Das Wiener Ballet fand ich hier nicht wieder. Man zeigte Geſchmeidigkeit und Leichtigkeit und Kraft und Stärke bis zur Bewunderung, aber doch waren es keine Künſtler, ſondern nur Springer. Es fehlt die Seele der Bewegung, die Grazie und Anmuth, die Zartheit und Huld der innigſten Empfindung, der tiefe und ſtille Sinn, den die Viganos und Caſentinis in die Tänze zu bringen wiſſen.

Das ſchönſte und gröſte Theater, il teatro di Venise auf dem Platz San Pantino in der Nachbarſchaft unſrer Locanda iſt jetzt geſchloſſen, und wird erſt gegen den Anfang der Winterluſtbarkeiten eröffnet. Es iſt in einem edlen und ſimpeln Geſchmack erſt vor einigen Jahren erbaut, und innen

eben ſo geſchmackvoll verziert; wahrſcheinlich das letzte öffentliche Werk der Republik.

So alſo lebt der Venezianer, und ſo ſind ſeine Vergnügungen, wenn man die gewöhnlichen Konverſatorien und andre Geſellſchaften, die Luſtfahrten nach den Inſeln und vor dem Hafen noch dazu rechnet. Dies giebt im Ganzen denn doch ein ſehr einförmiges Leben, und wer es liebt, auch einmal die Erde zu betreten und ſich auf Blumen und Gras herum zu wälzen, wer Vogelſang und Buſch und Wald wünſcht, wem das Geſchrey der Käufer und Verkäufer, das Wimmern und Jammern der Bettler, das Toſen und Lärmen der Matroſen und Gondelieri, das Krächzen der Trödler, Ausrufer und Bänkelſänger, der Hammer- und Beilſchlag und das Feilen der Schmiede und Künſtler und wer weis was für Schälle und Töne ſein inneres und äußeres Ohr betäubt hat, für den iſt Venedig nicht, und der iſt zwiſchen den Lagunen ein Halbtodter. Der Venezianer fühlt dies auch nur gar zu gut; indeſſen muß die arbeitende und erwerbende Klaſſe ſchon aushalten, und es giebt gewiß manchen, der ſeinen Fuß im Leben nicht aus den Lagunen geſetzt hat. Die Reichen aber und Edlen, die ſonſt vom Fett des Landes ſchwelgten, wußten wohl, wie einförmig und langweilig das Leben in einer Stadt iſt, wo man nur Waſſer und Himmel ſieht, und ſie bauten ſich draußen auf

dem feſten Lande die Villen und Landhäuſer, woran die Palladios und Sanſovinos ihr Genie verſchwendet haben. Sie ſcherzten und ſpielten in epikuräiſchen Gärten und Weinbergen, wann der heiße Sommer brütend über den Lagunen und den dampfenden Kanälen ſtand, und kehrten erſt im Winter zu den Freuden des Stadtlebens wieder um. Man ſollte denken, die Luft in Venedig müſſe ſehr ungeſund ſeyn, und zuſammen mit dem ſchlechten Waſſer ſehr ſchlechte Folgen hervorbringen. Dies erſcheint indeſſen äußerlich eben nicht ſehr, und man trifft hier nicht mehr Bleichſüchtige und Erdfarbige an, als an andern Orten gleicher Größe, die unter dem freieſten Himmel auf dem geſundeſten Erdſtrich liegen. Doch klagen die vielen Krebsſüchtigen und andre, die mit zerfreſſenen Knochen und ſchwärenden Gliedern den Leuten unter die Augen treten, die venezianiſche Luft an. Die Gewohnheit thut freilich ſehr viel, und kann endlich ein Batavia unſchädlich machen; aber für Fremde iſt es hier ſicher nicht geſund. Glücklich, wenn ſie Anhänger des Brownſchen Syſtems ſind, und brav Wein trinken, der ſicher ein Präſervativ gegen viele Uebel des Geiſtes und des Körpers iſt. Man trinkt hier gewöhnlich rothen Tiſchwein, der um Padua wächſt und recht gut iſt. Der beſte Paduaner iſt vortrefflich, und gehört ſchon zu den geprieſenen rhätiſchen Weinen. Außerdem hat man ſchöne Florentiner

Weine, den weißen und rothen und den Montepulcianer zu billigen Preiſen, auch franzöſiſche Weine, die aber nicht die beſten und jetzt ſehr theuer ſind.

Die Polizey wird hier ſehr gerühmt, und ſie kann ſich unter dem öſterreichiſchen Zepter unmöglich verſchlimmern. Man hört faſt nie von Unordnungen und Exceſſen, und eben ſo wenig von blutigen Dolchen, die man im Auslande immer als Schreckbilder und Geſpenſter hinſtellt, und die in Italien, gottlob! ſo häufig nicht ſind, als das tolle und blinde Gerücht ſie macht. Wie das heiße Blut des Südländers überall kochender und ſprudelnder und bey dem Italiäner deſto ſchlimmer iſt, jemehr er ſeine Heftigkeit und Munterkeit unter einem gewiſſen Ernſt und Wohlanſtändigkeit von Jugend auf feſſeln lernt, die der eben ſo lebendige, als aufrichtige Franzoſe eine Betiſe nennt; ſo iſt es auch natürlich, daß dieſe erſtickte Flamme zuweilen ausbreche, und daß blutige Rache den Feind und Beleidiger verfolge; man hat alſo auch Urſache ſich vor Händeln zu hüten. Aber hat man dieſe nicht, läßt man ſich nicht mit Spielern und Raufbolden und gefährlichen Nymphen ein, ſo kann man in Venedig ſicher gehen bey Tage und bey Nacht. Dieſes wird gewiß noch mehr der Fall ſeyn, wenn die Teutſchen im Beſitz dieſer Stadt bleiben, ſo wie man dieſes in den Städten der Lombardei be-

merkt haben will, die lange unter öſterreichiſchen Scepter geſtanden haben. Man ruft hier ſo alle Augenblicke dem Fremden zu: non è piu quel ch'era; e tutt'un altra maniera di viver a Venezia. Mir fiel es ſelbſt wirklich auf, als ich hier ankam, des Abends nicht mehr Lärm und Jubel am Hafen und auf dem Markusplatze zu finden, da hier doch immer noch ein beträchtlicher Handel und ſo ein munteres Gewühl iſt. Ich fand es ja in dem kleinen Trieſt ganz anders. Dies iſt auch vor einigen Jahren ſo geweſen, aber zuerſt die Revolutionszeit der Franzoſen, dann der Einmarſch der ſtilleren Teutſchen haben natürlich eine groſſe Veränderung hervorgebracht. Vormals iſt die Abende bis in die ſpäte Nacht ein Geſchrey und Getümmel der muntern Jugend auf dem Markusplatze, und in allen beſuchten Gegenden der Stadt geweſen; Bänkelſänger haben ſich unter die zahlreiche Verſammlung der Spazierenden und Sitzenden gemiſcht, und ihre Mord- und Wundergeſchichten abgeſungen; Banden von Muſikanten oder einzelne Inſtrumente ſind umgezogen, und haben zur Ergötzung der Menge aufgeſpielt, und ſo iſt es ſonſt die ganzen Sommernächte durch gegangen. Jeder, der eine Anlage und Ader in ſich gefühlt hat, eine öffentliche Perſon ſpielen zu können, hat ſein Talent zum allgemeinen Beſten hergegeben, und es immer recht gut verzinſet. Dies alles hat mit dem

Patriciat beſtanden, weil die Herren immer ihre Spione drunter hatten, die ſchon wußten, wenn es Zeit war, dieſem, oder jenem die Maulſchrauben anzulegen, und diejenigen ſogleich ausmerzten, welche die Heerde räudig machen konnten. Es iſt wirklich Schade, daß ſolche an ſich unſchuldige Freuden der niedern Klaſſe beſchnitten werden, die überdem ſo wenig vom menſchlichen Leben hat; noch mehr aber findet man dies traurig, wenn grade dieſe Art ſich zu freuen, im Karakter des Volkes liegt und des Landes, das es bewohnt. So verliert jedes beſiegte Volk unerſetzlich durch Fremde, weil mit vielem Gleichgültigen manches andere geſtört und unterdrückt wird, was auf das zarteſte und innigſte mit ſeinem natürlichſten und heiligſten Leben verwebt iſt. Aber auf einer andern Seite kann man es dem neuen Regenten doch auch nicht verargen, wenn er äußerſt auf ſeiner Hut iſt und alles verhindert, was das Volk zuſammenbringen kann. Venedig hat durch dieſe Veränderung ſicher ſo viel nicht verloren, wenn ein Volk nicht alles verliert, das aufhört ein Staat zu ſeyn. Aber es iſt doch ſehr natürlich, daß Mistrauen mit ihrer ganzen Lage in allen Herzen mehr, oder weniger ſich rege, ſo natürlich, daß es unter der mildeſten und beſten Regierung nicht anders ſeyn würde. Dies weis Oeſtreich wohl und fühlt es. Darum iſt alles was teutſch iſt, ſo auf ſeiner Hut, und findet

sich wohl berechtigt, sein Mistrauen gegen den Italiäner noch höher zu spannen. Denn die Unzufriedenheit der Meisten mit ihrer jetzigen Lage, selbst ihre Verachtung der Teutschen und ihr heimlicher Groll gegen das Militair ist nicht blos stumm, sondern offenbart sich ziemlich laut und unverhohlen. Viele sind wüthende Demokraten, die freilich durchaus toll seyn mußten, da sie eben nur von den Ketten des Aristokratismus losgemacht wurden. Andre wünschen freilich nicht die alte Verfassung, aber doch eine eigne; die Großen säßen gerne wieder auf goldnen Stühlen. Alle endlich hegen wohl den natürlichen Wunsch, in welcher Lage der Dinge es auch sey, wieder ein eignes Volk auszumachen. Manche Vernünftigere freilich, die diese Unmöglichkeit sehen, dienen der Nothwendigkeit und sind mit ihrem Zustande zufrieden, weil sie müssen und weil sie in dem großen Lauf der Dinge keinen bessern sehen. Es ist ein sehr unbehagliches Gefühl, das selbst dem Fremden sich mittheilt, so eine Menge Menschen in einer Art von Gewitterschwüle zu sehen, wo das Wetter immer bereit ist, zuzuschlagen, wenn nur ein Luftstrom kommt, so es zieht. Dies ist hier offenbar der Fall, und man kann es aus allen Gesichtern lesen, und aus den Gruppen in den Kaffehäusern, die jede für sich flüstern und murmeln und sich unter einander nicht berühren. Man sieht hier auch noch die Reliquien des alten

republikaniſchen Militärs, die eben keinen hohen Begriff davon zu geben im Stande ſind. Die Officiere ſind meiſt verabſchiedet und haben Penſion, ſie gehen mit mächtigen Säbeln bey Schuhen und Strümpfen und mit gewaltigen galonirten Hüten einher, zum Theil wie rechte Lumps, und man ſieht wenige, die nicht die Züge des gemeinen Trotzes trügen, beſonders wenn ſie einem Oeſterreicher begegnen. Es ſind hier in allem drey der beſten Oeſterreichiſchen Regimenter, die etwa 10000 Mann ausmachen. Es ſind ſchöne Leute, allein das Misvergnügen leuchtet aus ihren niedergeſchlagenen Mienen hervor, und ſpricht laut aus ihrem Munde. Sie wiſſen es nur zu gut, daß Italien auch ohne Schlachten das Grab der Teutſchen iſt, ſo wie die Indien der Holländer und Engländer, und alle ſehnen ſich nach dem lieben Vaterlande zurück. „Ja „wenn wir nur Krieg hätten, ſprechen ſie, und es „ginge ins Feld, das wäre uns lieber, als hier „wie die Fiſche im Waſſer zu ſchwimmen und zu „verhungern. Alles iſt theuer und ſelbſt das Waſſer ſchlecht; die Einwohner haſſen uns, geben uns „das Schlechteſte, und es iſt ihnen eine rechte „Freude, den Teutſchen zu betrügen. Von jedem „Regiment liegen 3 bis 400 Mann krank in den „Spitälern, und die bravſten Kerls welken ſo un„gebraucht in dieſen verfluchten Pfützen hin, die „ärger ſind, als die Mantuaner.“ So war nur

Eine Klage, die leider nur zu sehr gegründet ist. Da diese Truppen in der Stadt selbst keinen Raum haben, so werden sie gewöhnlich nach Lido übergeschifft, um dort zu exerciren; Kompagnieweise stechen sie dies auch hie und da auf den einzelnen kleinen Plätzen der Stadt möglich zu machen. Die Officiere, die ich hier sah, halten sich in allem viel netter und eleganter, als die Wiener. Vermuthlich treibt sie ein löblicher Ehrgeiz, mit den weiland Italiänern nicht in Eine Klasse gesetzt zu werden.

Der Glockenthurm.

Ich habe des Glockenthurms von Sankt Markus schon bey Beschreibung des großen Platzes erwähnt, und will ihn nun in seinen eignen wahren Verdienſten preisen und verherrlichen. Will man nemlich einen großen und schönen Ueberblick der Stadt und der ganzen Gegend haben, so muß man ihn besteigen. Er ist immer offen, und man giebt dem Thürmer unten ein Paar Lire, so macht er auf. Es geht ohne Treppen und Stuffen, immer einen sanften Hügel hinan, der sich wie eine Schnecke windet, bis sich endlich das Licht des Himmels und der Erde mit Einem großen Anblick eröffnen, weil man vorher in einem schauerlichen Helldunkel hinaufgetappt ist. Man hat unter sich den Markusplatz, den Pallast des Dogo, die Prokuratorien, die Bibliothek und den Hafen, im Osten

das Meer und die Inseln mit den Kastellen, Kirchen und Klöstern, den Segeln und Wimpeln nah und fern, und all dem Leben der Gondeln, Barken und Böte zwischen hier und der Stadt. Sieht man südwestlich, so erscheint die meerumflossene Stadt mit dem Arsenal, den Türmen der Kirchen, dem großen Kanal und Ponte Rialto, und der Menge Palläste mit den Durchschnitten der Wasser und Kanäle, die wirklich einen einzigen Anblick gewähren. Alles Kleine, alles Alte und Häßliche verschwindet nun, und man sieht nur das Ganze. Die Stadt erscheint nicht groß, und ist es auch wirklich nicht für die Menge ihrer Bewohner. Sie kömmt einem wie ein Ameisenhaufen vor, wenn man rund umher alle die kleinen Fahrzeuge und Böte sieht, welche ab- und zusegeln, oder rudern, und das Tosen von unten herauf an diesem lebendigsten Platze erregt wieder das große Bild des geschäftigen Lebens. Im Westen sieht man die schönen Weiden und Ebenen, die bis an die dämmernden Berge von Padua hinlaufen, und sehnt sich hinaus in den freien Raum der mütterlichen Erde. Diesen Thurm muß kein Fremder unerstiegen lassen, wenn er ein lebendiges Bild der Stadt haben will. Friedrich August, der Starke, König von Pohlen, ist diesen Thurm hinauf und hinab geritten, wie man erzählt; eben keines der schwersten Stücke, die er gemacht hat.

Weil in der Lombardei durch die Plünderungen und Wegschleppungen nach Frankreich nicht viel für mich aushing, überdem das Reisen auch beides wegen französischen und österreichischen Argwohns sehr unangenehm war, so beschloß ich, erst nach dem schönen Florenz zu gehen, mich dort im italischen Leben fest zu setzen, und so meinen Faden nach einigen Monaten, nach den übrigen merkwürdigsten Orten, weiter auszuspinnen. Dies alles ist mir nun freilich durch die leidigen Umstände sehr verdorben. Bald nach meiner Ankunft kamen die römischneapolitanischfranzösischen Händel, und sperrten mir Rom und Neapel. Die Lombardei, Mantua, Mailand, Parma, Turin sah ich nur wie auf der Flucht, und der drohende Krieg jagte mich in das südliche Frankreich. Was ich nun gesehen und erfahren habe, von dem ich glaube, daß es den Geist der Zeit, den Karakter der italischen Nation, ihr äußeres Leben und den Einfluß des südlichern Himmels schildern, und manches schneidend und scharf von allem Nördlichen auszeichne; was ich endlich meine, daß es menschlich auch menschlichen Herzen gefallen könne, das werde ich in diese kleinen Bruchstücke meines halbjährigen italischen Lebens aufnehmen, und will, wenn jemand nach einem gewissen Plan fragt, ihn hiemit noch

einmal auf meine Vorrede zum Wiener Leben gewiesen haben.

Weil die Reisen im Venezianischen zu Lande mit der Post äußerst theuer sind, und ich keinen Gesellen für die Hälfte der Kosten finden konnte, so bestellte ich mir einen Platz bey dem öffentlichen Boten, oder corriere und procaccio von Bologna, um mit ihm bald zu Bote, bald zu Lande nach Ferrara zu gehen. Wir stiehen den 6. Oktober des Morgens um 3 Uhr von rio de' carbonai am großen Kanal vom Lande und schwammen in der schönen Sternennacht unter frohem Geschwätz über die Lagunen hin, jenes flache und seichte Meer, welches Venedig und seine Inseln vom festen Lande trennt. Mit dem dämmernden Morgen kamen wir an Malamocco, einem Dorfe, das in einer langen Häuserreihe flach am Meere hinläuft. Länger noch liegt Palestrina, welches man ein unendliches Dorf nennen kann; doch liegen die Häuser meistens einzeln. So streicht man zwischen den Lagunen und diesen wenig lieblichen Gestaden hin, und gelangt an das nette Städtchen Chioggia, berühmt durch den harten Kampf mit Genua, wo Venedig durch Standhaftigkeit edler siegte, als es vor einigen Jahren durch Schwäche fiel. Gegen 9 Uhr waren wir am Porto di Brondolo, wo die Lagunen ihr Ende haben, und die weitere Schiffung auf Kanälen und der Etsch und dem Po bis Ferrara veranstaltet

wärdi. Wir kamen von hier bald auf die Etsch, wo wir einige Stunden, von Pferden nach Art guter Bleckschiffen gezogen, landeinwärts fuhren. Von hier kamen wir links in einen Kanal, von dem ich nichts merkwürdiges weiß, als daß er eine gute Herberge an seinem Ende hatte, wo wir uns ein treffliches Mittagsmahl um zwey Uhr Nachmittag schmecken ließen. Zuletzt führt die Cavanella, ein Mittelding von Fluß und Kanal, in den Po. Nahe am Po mußten wir Halt machen, um unsre Päße von dem österreichischen Posten visitiren zu lassen. Dies hielt uns lange auf, weil der kroatische Officier, der dort stand, nicht recht italiänisch und auch das Teutsche nicht recht verstand; doch machte ich den Dolmetscher und half ihm expediren. So zogen wir langsam ein drey Stunden stroman auf dem Po, wo wir auf dem linken Ufer, cisalpinischen Gebiets, bey einer französischen Postirung anlegen mußten. Hier ward alles in eine andre Barke ausgeladen, und die venezianische Mannschaft und Barke zogen wieder zurück. Die Sonne ging darüber unter. Wir lagerten uns unter Ulmen und Weintrauben bey einem ärmlichen Häuschen, aßen Trauben und Granatäpfel, die uns die freundliche Bäuerin verkaufte, und schifften nach anderthalb Stunden Rast wieder ein. Ein sternenheller und lieblicher Abend krönte den schönen Tag, mächtig rauschte der gewaltige Strom

hinter uns fort, und immer reitzender ſpiegelten ſich ſeine Ufer in ihm, die mit waldigten und buſchigten Krümmungen, Büſchen, Weiden und luſtigen Inſeln wechſelten. Ich ſaß nach unſrer Abendtafel mit einem lieben Türken bis an Mitternacht auf dem Verdecke, und legte mich dann zu den Uebrigen in der Kajüte auf Matratzen.

Doch nun ein wenig zurück, um Land und Leute etwas näher in hohen Augenſchein zu nehmen, und ſo die Geſchichte dieſes Tages zu ſchlieſſen. Die Gegend um die Kanäle, welche die Etſch und den Po mit einander verbinden, und um dieſe Ströme ſelbſt iſt äußerſt flach und zum Theil ſumpfig, herrliches Weide- und Kornland. Braves Vieh ſah ich, hie und da, aber bebaut ſchien es mir wenig, und viele Ebnen waren ſo mit Diſteln und hohem Graſe bewachſen, als führen wir durch eine der Südſeeinſeln. Die Ufer der Flüſſe waren mit Pappeln und Weiden bedeckt, auch ſah man zuweilen einige Ulmen mit ihren Reben. Dörfer ſieht man wenige, ſondern faſt immer nur einzelne Wohnungen, welche zum Theil äußerſt ärmlich ausſehen, und meiſt ohne Fenſter ſind, deren Stellen hölzerne Läden erſetzen. Hievon nehme ich die Zoll- und Schleuſenhäuſer nebſt den Wirthshäuſern aus, die faſt durchgehends nett und ſtattlich ſind. Doch hat man weiter im Hintergrunde beſſere Wohnungen und hübſche kleine Meiereien. Manche

der kleinen Wirthſchaften an den Strömen und Waſſern ſind auch recht elyſiſch. So lag ich den Nachmittag am ciſalpiniſchen Ufer des Po unter phantaſtiſchen Pappeln bey einem allerliebſten Gehöfte unter Rebenumſchlungenen Ulmen und mächtigen Mais- und Sagginasſtauden. Im Ganzen doch ſcheint die ſchöne fruchtbare Gegend öde, und ihre Bewohner in elenden Umſtänden zu ſeyn. Dies ſchließt man ziemlich ſicher aus dem Kleide, und es war heute doch Feſttag, und alles ging und kam zu uns aus den Kirchen. Zum Theil mag dieſe Unangebautheit auch von den Ueberſchwemmungen und Durchbrüchen herrühren, welche der Strom zuweilen macht, und wodurch manche Strecken für einige Zeit wieder in einen Sumpf verwandelt werden. Dies macht die Sicherheit und den Ertrag dieſer niedrigen Felder dann natürlich zweifelhaft. Man hat den Fluß an den niedrigen Stellen häufig mit Wällen und Dämmen eingeengt, beſonders am linken Ufer umher nach Ferrara hin, wo er oft über das flache, ſumpfige Land ſich verwüſtend ergoſſen hat. Wir hatten am Ufer der Kanäle und Ströme faſt immer Geſellſchaft, zu beiden Seiten die kaiſerlichen und franzöſiſchen Poſtirungen, und italiäniſche Reiter auf Maulthieren und Eſelein und kleine Wagen. Der Bauer fährt meiſt mit Ochſen, die ganz den Schlag und die Silberfarbe der ungriſchen haben. Auch ſeine Wagen

ſind noch die gementia plauſtra der Alten; breite Ueberlagen von Leitern auf den langen Schulterbäumen der Aren, um die ſehr kurze, entſetzlich ſtöhnende Räder laufen. Ihre Wohnungen ſind meiſtens mit Stroh, wenige mit Ziegeln kümmerlich bedeckt, und auch hierin ſind dieſe Gegenden den ungriſchen zwiſchen Presburg und Peſt an der Donau ähnlich. Die Männer gehen größtentheils in weiten Hoſen, wollenen Strümpfen, blauen und grauen, einer ſchlechten Jacke und noch ſchlechterem Filz, oder Strohhut, die Weiber im kurzen zuſammengefalteten Rocke und Jüpchen, doch meiſt mit geflochtenem Haar und Filzhüten mit breiten Rändern, wie unſre herumſpielenden Cither- und Bänkelſängerinnen. Die Männer ſind ein robuſtes Geſchlecht, aber ſtumm und grämlich von Anſehen, die Weiber ſehen eben ſo finſter aus und ſind häßlich und gelb.

Die Geſellſchaft beſtand aus dem Korriere, einem ehrlichen, aber freudenloſen Geſellen, und aus zwey Kaufleuten mit ihren Weibern; zu dieſen fand ſich um Mittag aus noch ein türkiſcher Unterthan Panajo Dora, auch ein Kaufmann. Dies war bis Ferrara die bleibende Geſellſchaft, andre gingen und kamen wie Schatten. Es waren alle muntre Leute und gaben durch die Kontraſte viel Luſt. Der Demokrat hatte eine Ariſtokratin und der Ariſtokrat eine Demokratin am Halſe. Dies gab zu muntern

Geſprächen und kleinen Zänkereien Anlaß. Der ehrliche und gelaſſene Ariſtokrat hatte ein feines und kluges Weib, mit einer ſchönen Stirn und ein Paar brennenden blauen Augen, die ihr Feuer und ihre Heftigkeit unter dem Ernſt der Sitte und Wohlanſtändigkeit zu verbergen wußte, aus welchen ein vernünftiges Weib nie leicht tritt. Nur wenn es auf politiſche Materien kam, dieſen Stein des Anſtoßes für ſo manche geſcheute Leute, konnte ſie ſich nicht halten, ſondern fing an mit feuriger Zunge und mit Händen und Füßen zu ſprechen. Sie verhehlte es nicht, daß die Franzoſen ihr in Dizenza gefallen hatten; beſonders ward ſie lebendig, wenn ſie auf ihre Bälle und Tänze, auf ihre Gewandtheit, und jene kleinen Galanterien zu ſprechen kam, die doch den meiſten Weibern an den Männern immer das Erſte dünken: o come ballono! ma i Tedeſchi — Die kleine Ariſtokratin war noch jünger und hübſcher, aber ein bellendes Weſen, voll Launen und Tücke, ſelbſt bei'm Scherz, und dabey ſank ſie ihr Italiäniſches unausſtehlich ab. Ihr Mann, ein kleiner muntrer Kerl, hatte ein halbes Jahr in Toulon auf einem Komptoir geſtanden, und warf immer mit franzöſiſchen Floskeln um ſich, und mit einigen ſtärkern der Freiheitsſöhne. Kaum hatten wir den Fuß auf eiſalpiniſchen Boden, ſo ſteckte er mit großem Jubel und mit einem: Vive la liberté! à bas les tyrans! ſeine Kokarde an, und

trat mit einer Patzigkeit einher, als ſey er durch dieſes Zeichen mit einem Male ein Herr der Welt geworden. Zu dieſen fand ſich nun der cittadino ottomanno Panajo, ein Mann, der an Stattlichkeit des Körpers, Vernunft und Menſchengefühl uns alle hinter ſich zurückließ. Er gab ſich für einen kroatiſchen Griechen aus, und ſo waren auch ſeine Päſſe geſtellt, aber ſicher war er ein ächter Muſelmann; ein Mann von 36 Jahren, groß und nervig, aber ſchlank, mit einer ſchönen weißen Stirn, ſchwarzen funkelnden Augen, einem Mannesbart, mit türkiſchem Turban und auch im Uebrigen türkiſch gekleidet. Er konnte es drinnen wegen des Weibergeſchnatters nicht aushalten, und ſaß meiſtens vorn, oder auf dem Verdecke, wo ich als ein Freund von Himmel, Erde und Meer und dem, was drinnen und darauf iſt, gewöhnlich auch zu finden war. So machte er ſich denn an mich und machte Gloſſen über die Weiber, die herrliche neue Republik und ihre Bewohner, und ſo kamen wir in die höhere politiſche Sphäre, und endlich auf Guſtav den Dritten von Schweden, deſſen großen Freund er war. Dies ward ſein Shiboleth, und ich mußte ihm nun von ſeinen ehemaligen Alliirten, den Schweden, erzählen, wobey er ſie ungeheuer lobte und geſtand, er habe im letzten Kriege manche wackre Officiere in Konſtantinopel geſehen. Er aß mit uns, hielte ſich aber apart, um mit den

Weibern nichts zu thun zu haben, und ich wollte, ich hätte es auch gethan. Gegen Mitternacht nemlich ordneten wir unsre Säcke und Mäntel und Decken wieder zu einem Lager, und legten unser Haupt zum Schlummer. Aber nun fing die kleine Aristokratin Händel an, und jagte erst die Demokratin fort, welche ihr Lager verließ, und sich unten neben ihrem Mann an einer schlechtern, aber ruhigern Stelle ein Plätzchen suchte. Aber dies war noch nicht genug: Sie brummte und rührte so lange hin und her, bis sie auch den zweiten demokratischen Flügel in die Flucht schlug, und ihr Mann das Weite suchte, und sich verdrießlich draußen hinter dem Muselmann auf einen Sack betete. Nun ärgerte sich das kleine beissige Thierchen, daß sie keinen mehr fand, mit welchem sie poltern und keifen konnte. Indessen hatte sie keine Ruhe auf ihrem schönen Bette, sondern machte sich auf und legte sich hinter meinem Kopfe auf die Bank, wo sie eine halbe Stunde still lag, und dann wieder mit Händen und Füßen anfing sich zu rühren, so daß sie mit ihren unlieblichen Füßen oft den Thurm meiner Mütze berührte. Dies hätte auf allerley Gedanken bringen können; doch sie war davon frey und all dieser Spektakel ihr natürlich. Ich konnte dem Ungewitter doch nicht entgehen. Sie wälzte sich so lange um, bis sie von der Bank fiel, und in der Stellung der Thümmelschen

Margot über mir ſtänd; doch fiel es mir nicht ein, das kleine Körperchen zu umſchließen. Vielmehr lachte ich und die andern, von dieſem Poltern erweckt, überlaut; ſie brummte und ſchrie über ihren Mann, der aber keine Luſt hatte, zu kommen. Endlich des Thorenſpiels überdrüßig machte ſie ſich fort und ſetzte ſich hinter uns auf einen Sack, wo ſie des Morgens noch mit genicktem Kopfe ſchlief.

Wir waren noch immer auf dem Po, als wir den 2ten Tag unſrer Reiſe, den 7ten Oktober, erwachten. Ich machte mich heraus aus unſrer Kajüte, und fand den Ottomannen ſchon auf und ſein Pfeifchen auf dem Verdecke rauchend. Gegen 8 Uhr kamen wir zu la'l Ponte an, einem niedlichen Städtchen am Po, wo ein Hauptzoll der ciſalpiniſchen Republik iſt, und viele Schiffe und Barken lagen. Auch wir mußten hier anlanden, um unſre Waaren nach einem Kanal, etwa 100 Schritte weit, tranſportiren zu laſſen, welcher grade nach Ferrara führt. Man wagt es nemlich nicht, die Kandle hier ſogleich aus dem Po ins Land zu führen, weil er bey reichern Waſſern ſie leicht ausreißen, und die Ebnen überſchwemmen könnte. Dies hielt uns über zwey Stunden auf, wir nahmen alſo etwas Chokolate und Früchte zum Frühſtück, und kauften die republikaniſche Kokarde, die ſogleich angeſteckt ward. Ich mußte mit dem Türken zu einem Handelsfreund, wo gut gezecht ward. Endlich nahmen wir uns

ein Fuhrwerk, weil uns das Zögern des Einladens miefiel. Da hielten eine Menge parat mit einem: Cittadino, comanda una sedia per Ferrara, per Bologna? Dies comanda entging der Satire meines Gesellen nicht, so wie der mächtige Freiheitsbaum, der unweit dem Kanal vor der schönen Pappelallee stand, und um den ein Nationalgardist mit mächtigem Säbel und zerfetztem Rocke schildwachestehend herum spazierte. Wir rollten die schöne Pappelallee entlang, immer durch ebnes und zum Theil sumpfiges Gefilde nach Ferrara, das etwa drey viertel Meilen vom Ponte entfernt liegt. Welche sonderbare Gefühle schwellten diese Brust, als ich dem Thore näher kam, wodurch einst Helden zogen, und die größten Geister Italiens aus und ein gingen. Ach! jetzt ist alles umher so öde und drinnen so todt, und nur die 1500 Franzosen in der Festung und an den Thoren geben einiges Gewimmel, was aber doch kein fröhliches ist. Wir nahmen im Wirthshause zum Mohren Quartier, bezahlten dem Corriere 15 Zechinen für Reise und zwey Mahlzeiten, und sahen von der Gesellschaft keinen wieder, weil diese nach einigen Stunden schon nach Bologna abging.

Die Böte, worin man diese ländlichen Kanal- und Stromfahrten macht, sind ganz im Geschmack der holländischen Treckschuiten gebaut, flach und breit, mit einem Kasten in der Mitte, worin man

bequem auf Bänken ſitzen, und ungebückt umhergehen kann. Zu den Seiten ſind kleine nette Fenſter, und Tiſche werden für die abendlichen Mahlzeiten hingeſetzt und wieder weggeräumt, ſobald zum Nachtlager die Zurüſtungen gemacht werden, wozu der Schiffer, oder Procaccio ſich weiche und bequeme Matratzen hält. Wie oft dachte ich an die komiſche Beſchreibung der horaziſchen Kanalfahrt mit Mäcenas. O es iſt doch noch vieles vom alten Latium übrig, und noch jetzt hat kein Land ſo gute Straßen und Kanäle für die innere Kommunikation der verſchiedenen Provinzen.

Ferrara.

Ferrara ward nun mit dem wackern Muſelmanne die Kreuz und Queer durchſtrichen, und er hörte hier vielleicht zum erſten Male Taſſo und Arioſt nennen. Die Stadt hat von außen und hie und da von innen ein ſtattliches Anſehen, und einen weiten Umfang, der in den ſchönen Zeiten der Herkules und Alfonſe von Ferrara nahe an 100000 Menſchen und die Blüthe des Witzes und der Dichtkunſt enthielt. Dieſe Zeit iſt vorbey. Seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts, wo es nach Alfons des 2ten Tode wieder unter die päbſtliche Herrſchaft fiel, iſt Land und Stadt ſichtbar verödet und entvölkert, wo damals Villen und fruchtbare Felder waren, ſieht man jetzt Rohr und Sümpfe; die Kanäle ſind verſtopft, der kleine Fluß Reno hat die

ſchönſten Gefilde zu ungeſunden Moräſten, und die Plackereien und Vernachläßigungen der geiſtlichen Statthalter haben die blühende Stadt in eine Wüſte verwandelt. Die neuern Revolutionen haben das Maaß des Elends voll gemacht, und kaum zählt man 20000 Menſchen in Ferrara. Was noch von Gemählden, Kunſtwerken und Schnurrigkeiten in den Kirchen, Spitälern und Palläſten war, auch das iſt nun verdorben und verſchleppt, und alles alſo Denkmal der Vergänglichkeit.

Einige geben dem ältern Theil des jetzigen Ferrara einen gleichen Urſprung mit Venedig, indem ſie meinen, bei Attilas zerſtörenden Einfällen um 450 in die Provinzen Venetien und Ligurien (die jetzige Lombardei) hätten ſich mehrere geflüchtete Einwohner aus Aquileja, Verona, Padua, auch in dieſe jenſeitigen Sümpfe und Wälder des Po geflüchtet, und aus ihrem Zuſammenfluß ſey Ferrara entſtanden. Der ſchönere Theil der Stadt datirt ſeine Entſtehung von Herkules dem Zweiten. In dieſem ſind manche ſchöne Palläſte und Häuſer und die prächtige Straße Sankt Benedikt, die an 3000 Schritte von Süden nach Norden läuft, und von einer ſtattlichen Straße, die auch zwey Thore zeigt, durchſchnitten wird. Im Südweſten liegt die Feſtung, oder Citadelle, die durch die glorreiche Vertheidigung Alexanders ſo berühmt ward. Auch ſie war mit den übrigen Herrlichkeiten ver-

altet,

altet, nun aber haben die Franzoſen wieder ein wenig aufgewühlt. Sie iſt rings mit Waſſer und Sumpf umgeben, und mit mächtigen Pappeln eingefaßt. Man hat von ihr eine unermeßliche Ausſicht auf Ebne und Sümpfe, leider auf wenige Menſchenwohnungen. Nach allen Traditionen ſoll der Po ehedem dicht an Ferrara gefloſſen haben, von welchem er nur eine halbe Meile entfernt iſt.

War Ferrara im 15ten und 16ten Jahrhunderte durch ſeine Fürſten groß, ſo iſt es noch berühmter durch die beiden größten Dichter des 16ten Jahrhunderts, durch Arioſt und Taſſo geworden, welche dieſe mit mehrern großen Geiſtern in ihren Mauern beherbergten. Dieſes Blüthenalter Ferraras fiel leider in die Zeit der letzten Freiheit Italiens. Unter dem Joch der Spanier und Teutſchen hat das genievollſte Volk alle Kühnheit und Kraft verloren, und manche kennen es jetzt nur durch Kaſtraten und Banditen, und richten es nach ſeinen Arien und Dolchen. O wenn es Eins wäre, welche Rolle könnte es auch jetzt noch ſpielen? Mit dieſen ernſten Gedanken, worin vielleicht der meines zerriſſenen und verrathenen Vaterlandes ſich miſchte, wandelte ich noch ernſthafter unter dieſen Denkmälern des letzten italiſchen Heldenalters. Man zeigte mir ein kleines faſt zerbröckeltes Häuschen, an deſſen Wände einſt Arioſt die Verſe geſchrieben haben ſoll:

„Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.“

Man erzählte noch viel von einem Stuhle, worauf er einst in himmlischer Begeisterung gesessen haben soll, aber wo er nun hingekommen sey, wußte niemand. So heiligen die Engländer den Lehnstuhl Shakespeares zu Strafford. Wohl dem Volke, das solche Dinge als heilige Reliquien ehrt. Der Teutsche lächelt über solche Kindereien und vergißt. Selbst das Grabmal dieses lieblichen Sängers in der Kirche Sankt Benedikt ist nun geschändet. Einer seiner Urenkel ließ es ihm 1612, beinahe 80 Jahr nach seinem Tode, mit einer stattlichen Inschrift setzen. Die Franzosen haben aus der Kirche ein Magazin und Lazareth gemacht, und auch dieses Denkmal gröblich beschädigt.

Wenn Arioſt bitter über seine gezwungene Lage und über das Hof- und Staatsleben klagt, das für das freie Spinnen und Würken eines Künstlerlebens nicht paßte, so hatte Tasso, der 50 Jahre später unter Alfons dem zweiten, dem letzten Herzog von Ferrara, hier lebte, ein weit traurigeres Schicksal. Er verfiel wegen einer unglücklichen Liebe, wie man meint, mit Eleonore, der Schwester des Herzogs, in tiefe Schwermuth, ward von Alfons wie ein Verrückter (oder Verbrecher) behandelt, und saß 7 Jahre im Hospital Sankt Anna

gefangen. Mit inniger Rührung ſtand ich einige Minuten zwiſchen dieſen heiligen Mauern. Er kam endlich auf Fürbitten vieler Fürſten und Großen los und ging nach Rom, wo er aber gleich nach ſeiner Ankunft 1595 im 51ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Mehrere Städte ſtritten ſich homeriſch um ſeinen Lebensurſprung, ſiehe da graute ein Lorbeer aus dem Häuschen zu Sorrento, wo er ſeine Jugend durchſpielt hatte, und erklärte dieſes lieblichſte Städtchen Kampaniens für ſeine Wiege. Süße Fabel, du biſt doch des Volkes würdig, das dem Virgil noch ein Grab aufſucht, und in Florenz die Häuſer bemahlt, worin Dante, Veſpucci und Galilei gelebt haben ſollen.

Mit einer Art Entzücken ſpricht jeder lumpigſte Einwohner der Stadt die Namen dieſer großen Genien aus, und vergißt es einen Augenblick, wie nun das Vaterland an Glück und Ehre ſo ganz arm iſt. Gern legt jeder eine gewiſſe Artigkeit und Feinheit im Betragen und in der Sprache dem Zeitalter der Alfonſe und Hippoliten bey, und dem Einfluß des Hofes, den ſie hielten und der Ritter und Künſtler, die ſie an dieſem kleinen Hofe verſammelten. Und iſt dies dann ſo nichtig? So ein Geiſt des Schönen und Guten wirkt langſam fort im ſtillen Gang der Zeit; ſollte er denn ſchnell wieder untergehen? Woher iſt Florenz und das toſkaniſche Volk vor ihren Schweſtern in dieſer Hin-

ſicht ſo liebenswürdig und groß geworden? In der That ſelbſt dieſe Ferrareſen, die ſo lange als Sklaven behandelt, die auf Nichts in Ehre und Wohlſtand herunter gebracht ſind, ſelbſt die Ferrareſen des heutigen Tages zeichnen ſich doch durch eine gewiſſe Urbanität und Beſcheidenheit aus, die man rings um und auch in Bologna nicht findet.

Man ſieht in dieſer verödeten und verlaſſenen Stadt jetzt faſt nichts als Armuth und Unmuth. So iſt es freilich wohl ſchon länger geweſen, allein die neuere Revolution hat die letzten Reichen und Großen weggejagt, und dafür ſind 1500 Franzoſen eingezogen, die ſelbſt auf fremde Koſten leben wollen. So wie der Bürger troſtlos, ſo ſieht der Bauer zerlumpt aus, und allgemeines Misvergnügen und Trauer ſitzt auf allen Geſichtern, ſelbſt auf denen, die nicht mehr an die Blitze des Vatikans, noch an die Gräber Petri und Pauli in Rom glauben. Alles hat man angegriffen, nicht blos, Nonnen und Mönche zum Pfluge und zur Spindel zu weiſen, ſondern ſelbſt Armenhäuſer und Hoſpitäler ſind geplündert, und doch macht die furchtbare Zeit täglich mehr Dürftige und Krüppel. Die Franzoſen, welche hier liegen, ſollen übrigens gute Disciplin halten, und das kann man ihren netten Aeußern, ihren ſchönen Menſchen und Pferden, die alle gut gekleidet und gefüttert ſind, wohl zutrauen. Was übrigens den galanten Karakter die-

ſes muntern Volks betrifft, ſo hat es den bey der neuen Ordnung der Dinge noch nicht verſchworen, und es ſoll viele Händel zwiſchen den Gardinen geben. Ja einige Officiere ſind hier und in Mailand und an andern Orten durch einen nächtlichen Stoß, oder ein heimliches Pülverchen gefallen. Doch iſt das ſelten. Der Herr hat immer einen langen Arm zu ſtrafen, und darf vieles, was eben nicht ſo ganz recht iſt. Auch eine Probe des neuen ciſalpiniſchen Militärs ſah ich hier, die mich wenig erbaute. Mehr davon bey Bologna.

Den 9ten Oktober um Mittag aus fuhren ich, mein Türke, ein Kaufmann von Bologna und drey franzöſiſche Emigranten auf einem großen Wagen mit unſerm Gepäcke von dannen, eine kleine teutſche Meile bis an den Fluß Reno, um bald auf dem Fluße, bald auf Kanälen nach Bologna zu gelangen. Wir wählten nemlich dieſe Kanalfahrt, wozu ſich grade Gelegenheit fand, weil die zu Lande durch einige Plünderungen, welche in dieſen Gegenden ſonſt ſelten ſeyn ſollen, berüchtigt worden iſt.

Die Gegend von Ferrara bis Bologna iſt äuſſerſt niedrig, und die weiten Ebnen, welche zwiſchen dieſen beiden Städten nach Ravenna ans Meer und an dem Po hinlaufen, ſind durch Sorgloſigkeit dieſer beiden letzten Jahrhunderte und die eigennützige Pfaffenpolizei großentheils in Moräſte

und Sümpfe, ſtehende Lachen, und unſichere Felder verwandelt worden. Die Kanäle ſind verfallen, die Menſchen verſchwunden, und die ehedem reiche Ebne wird von Fröſchen und Enten zum Theil bewohnt. Man hat ſeit mehr als 30 Jahren gearbeitet, durch Ableitungen des Reno, durch neue Kanäle in den Po und andre Ströme dieſe Sümpfe, deren vorzüglicher Siz um Comacchio zwiſchen hier und Ravenna iſt, trockner und urbarer zu machen. Manches ſoll auch gewonnen ſeyn, aber mehr bleibt noch immer zu thun. Dieſe Zeit erlaubt nichts, gebe der Himmel, daß ſie einſt zu was beſſerem führe! Manches iſt indeſſen doch immer geſchehen, und wo jezt Häuſer ſtehen und Heerden graſen, ſoll vor 20 Jahren alles noch Waſſer und Schilf geweſen ſeyn. Man rühmt ſich nun der großen Reisausſaten in dieſen Moräſten. Aber wer weiß, was Reisfelder mit den faulenden und ſtockenden Moräſten, die eine Zeit unter Waſſer ſeyn müſſen, für die Menſchen zu ſagen hat, wer die bleichen Geſichter der Bewohner ſolcher Felder geſehen hat, der wird diejenigen loben, auf welchen Weizenähren wogen, welche jedes Reisfeld reichlich trägt, ſobald es durch Kanäle und Gräben vor Ueberſchwemmungen geſichert iſt. Beſſer ſorgten die alten Aegyptier in ſolchen Polizeidingen. Lange war der Reisbau in ihren Geſetzen verboten, weil ſie auſſer denen des Nils keine willkührlichen Stok-

kungen des Waſſers machen wollten. Auch hatten ſie damals nach allen Nachrichten, ſo viel ſie aufgeklärt ſind, dreimal ſo viel Menſchen, und nicht alle vier, fünf Jahre die Peſt, wie unter dem römiſchen und türkiſchen Deſpotismus.

Unſer Weg ging alſo von Ferrara durch flaches Land, das mit großen Wällen und Deichen gegen die Ueberſchwemmungen eingefaßt und aus Sumpf, das es vor 20, 30 Jahren noch war, ziemlich fruchtbares Land geworden iſt. Vor der Stadt liegen hübſche Villen, deren Beſitzer aber meiſtens abweſend ſeyn ſollen, und unter andern eine, die ein peculium Pius des Sechsten geweſen ſeyn ſoll. Man hat noch weite Weideplätze, wo unzählige Heerden im üppigen Graſe waten, dann einzelne Felder und Gärten, wo die Reben in ſchönen Guirlanden mit ſchimmernden Trauben ſich um ihre Bahlen ſchlingen. Dieſe ſind meiſtens noch die Ulmen Virgils und Horazens und wenige Weißpappeln, zuweilen auch eine Art Strömweiden, (man nennt ſie ſalcio di Vetrici) von denen man die Ruthen zum Anbinden der Weinſtöcke gewinnt, wo ſie zuweilen ſtatt des mangelnden Baums, der zu ſehr ſchatten würde, an einem Stocke prangen müſſen. Wir paſſirten den Reno auf einer Flöße, und hatten nun bis Mal' Albergo nichts als Wieſen und Sumpf in weiter Ferne.

Bey dieſem Mal' Albergo, wo wir um 1 Uhr

Nachmittag anlangten, beginnt der Kanal, auf welchem wir heute und dieſe Nacht nach Bologna gehen. Hier ward abgeladen, und wir ſchifften uns in die beſtellte Barke ein. Dieſes Um- und Einpacken nahm eine gute Stunde weg. Ich mußte mit meinem osmaniſchen Bürger zu einem ſeiner Kunden, einem kleinen Landmann, der in dieſem Dorfe wohnt, und den er auf ſeinen Reiſen nach Bologna immer beſucht hat. Wir trafen in ihm einen freundlichen Mann und zu ſeiner Seite ein feines Weib, bald ging ein gutes Glas alten Rothweins rund, der die Herzen und Köpfe erhäterte. Es gab da noch einige alte Landleute und eine Art von Mittelding zwiſchen Barbier und Chirurgus, der eine ſehr geläufige Zunge nach Art der Quartgelehrten hatte. Er war ein gewaltiger Anifranzoſe und ſchrie gleich: Trinkt, Bürger, trinkt, weil wir's haben! der Wein läßt ſich dies Jahr gut an, doch will ich keinen Tropfen davon genießen, wenn er Gift für die Franzoſen werden wollte. Einer dieſer Spitzbuben hat meiner Tochter ein Kind angedrechſelt, aber bey Gott, wenn ich dürfte, ich gebe dieſem Halbfranzoſen eine Kopfdrehung (un torticollo). Dann ſchimpfte er auf die neue Tabacksacciſe, indem er unwillig ſein Pfeifchen ausbließ. Wir aber lächelten und tranken, und ließen den Wirth mit ihm kämpfen, der eben keine Lobſchrift auf die alten geiſtlichen Her-

ren hielt. Solche Gespräche unter vollen Gläsern wechselnd war es im Herzen etwas warm geworden, als man uns abrief, wir drückten dem Wirth die Hand und beschlossen, wenn es von uns abhinge, den Namen Mal' Albergo in Buon Albergo umzutaufen.

Die Gegend um den schmalen Kanal, auf dem wir fuhren, ist ganz, wie die vorige, doch sieht man zuweilen Bäume und Gesträuch, und oft war der Kanal so dicht mit Erlen, Weiden und Pappeln besetzt, und mit einem so hohen Wall eingefaßt, daß man gar nicht umhersehen konnte. Die armen Bauersleute gingen finster, zerlumpt und gebückt einher, die Weiber meist nackt und fast noch ärmlicher und zigeunerinnenmäßiger. Große Dörfer sieht man selten, desto öfter in der Nähe des Kanals eine einzige kleine Landwirthschaft, das heißt ein Häuschen zugleich mit den Ställen für das wenige Vieh. Große Scheunen braucht man hier nicht. Das Korn auf den wenigen Streifen Feldes ist nun lange eingeärndtet, und sie tragen jetzt Futterkräuter, und werden nachher noch vor dem Bruma wieder besäet. Der Wein, der in diesem nassen und niedrigen Boden wächst, ist schwach, irdisch und ohne Feuer, je näher dem Himmel, desto himmlischer wirkt dieser Saft des Rebenstrauches. Oefter sieht man wieder Weiden und Wiesen, Sümpfe jetzt weniger, wohl aber die

peſtilenziſchen Reisfelder, die in üppiger Fülle auf dem Halm ſtanden, geſchnitten, eingefahren und gedroſchen wurden, verſteht ſich, dies alles an verſchiedenen Stellen. Ich ſah dröſchen, rein machen und worfeln, ganz auf dem Fuß, wie Virgil es beſchreibt, auf geräumigen Tennen unter freiem Himmel, die aus einem Gemiſche von Leimen, Kalk, Eiſenſchlacken und andern Materien ſo feſt zuſammengeſtampft, und zugleich um einen halben Fuß über den Boden erhöht ſind, daß Regen und Schnee ſie nicht ſo leicht verderben können. Auf einer Tenne vor einem ärmlichen Häuschen, ſah ich einen Haufen von wenigſtens vier Laſt Berliner Scheffels zuſammengebracht, der eben in Säcke gefüllt ward. Sie dröſchen ſchnell mit dem Dreitakt Ein, Zwey, Drey mit ſehr leichtem Flegel, weil der Reis leicht vom Halm ſpringt. Die Aerndte ging ſtill und traurig zu, ohne den Jubel und das Toſen, das man bey uns findet, und doch war eine groſſe Menge Menſchen beiſammen.

Ich hatte immer auf dem Verdecke geſeſſen und in die liebe Welt hinein geſehen; als der Mond mit ſeinen Sternen kam, da horchte ich noch ein Stündchen den Feldheimchen und Laubfröſchen, die mir hier viel gellender und ſpäter als bey uns zu zirpen ſchienen, dann machte ich mich zur Geſellſchaft und hörte die Franzoſen und den Bologneſer gegen einander auf klagen. Dieſes Geſchnatter en-

digte gegen 9 Uhr die Anlandung an einen guten Ort, wo wir um ein warmes Kaminfeuer eine große Geſellſchaft verſammelt, und die Hühner braten und den Reis ſieden ſahen, womit wir uns laben ſollten. Darauf ward gehörig Wein gegoſſen, und erſt um 11 Uhr gingen wir wieder in unſer Bot. Einige Stunden wurden noch froh verſchwatzt, ehe der Schlaf einen jeden auf ſeinem harten Lager überwältigte, denn es gab hier weder Betten noch Matratzen. Zufällig kam es auf die Weiber, und einer von den Franzoſen behauptete, die Weiber hätten in Frankreich die Revolution gemacht. Sie ſeien an allem Unheil Schuld, von der Königin bis zur letzten Halledame. Ein Kapitel, worüber ſich manches Feine ſagen und ſchreiben ließe, wenn man bey den Sünden der Monteſpan anfängt, und mit der letzten Hure der Thuilerien, oder das Palais Royal ſchließt. Dies gab dem Muſelmann einen Haken, woran er feſt hielt, um die Weiſe und das Regiment der Türken mit den Weibern zu vertheidigen, ſo geſcheut, ſo witzig, ſo allerliebſt, daß der franzöſiſche Baron ausrief: c'eſt un diable, que ce Turc! Dabey unterließ er nicht zu betheuern, er ſey kein Türke und verabſcheue übrigens ihre Barbarey. Dies ward endlich doch den Franzmännern über, und einer der beiden Geiſtlichen warf ihm den Fehdehandſchuh hin und fecht wacker als Kämpe der europäiſchen und fran-

göttlichen Weiber. Wie konnte ein Franzoſe ſo ungalant ſeyn, dieſe liebenswürdigen Anomalien der Natur ſo ganz im Stiche zu laſſen. Ehrlicher Abbé, hatteſt auch du der verbotenen Trauben gekoſtet? oder dünkt uns hier auch ſüßer was wir kaum ahnden dürfen? Der Schlaf nahm mich aus dieſem Zweikampf, den ich nur mit den Ohren mitmachte. Den Morgen des 10ten Oktobers, als es tagte, war ich nahe bey den Mauern von Bologna, ließ bey dem Zollhauſe meinen Koffer viſitiren, und ihn wieder zum Gaſthofe zum Mohren tragen, wohin mein Osmane mich führte, welcher etwa drey Wochen hier zu bleiben meint.

Bologna.

Sie iſt eine der älteſten und gröſten Städte Italiens, und war nächſt Rom die erſte im Kirchenſtaat. Man braucht reichlich zwey Stunden bey einem männlichen Schritt, wenn man ihre Runde machen will. Sie ſpielte im Mittelalter als gelehrte und martialiſche Stadt eine große Rolle, bis der gepanzerte Himmelsregent Julius der 2te, die Bentivogli, ihre Schirmherren unterdrückte und die Stadt nöthigte, ſeine Oberherrſchaft zu erkennen. Dieſe war aber auch nicht mehr, als eine Art Schirmvogtey. Die Stadt behielt ihre Rechte, kannte wenig Zölle und Abgaben und regierte ſich meiſt nach eignen Geſetzen unter einem ariſtokratiſchen Senat. Welch ein Unterſchied

zwiſchen Bologna und Ferrara und ihren Umgebungen!' und welch ein zweiter zwiſchen Bologna und Florenz! Bologna war doch immer noch eine Art Republik, obgleich der Pfaffengeiſt auch hier die Erde verdarb, aber wie iſt das arme Ferrara nach dem Verluſt ſeiner Alfonſe niedergetreten, wie ſind ſeine fruchtbarſten Fluren öde Weiden und Sümpfe geworden! Dem weiten Umfange der Stadt indeſſen entſpricht die Bevölkerung nicht ganz, die man auf 65 — 70000 Seelen ſchätzt. Sie liegt am Fuße von Weinhügeln, die ſüdweſtlich empor ſteigen, und hat im Norden nach Ferrara hin eine unabſehliche Ebne, welche der Reno durchſchlängelt, ein unbedeutender Fluß, der den gröſten Theil des Jahres faſt trocken iſt, aber in der Regen- und Winterzeit oft nur zu überſtrömend iſt. Er hat eine ſtattliche Brücke, die ihn in dieſer Jahrszeit nicht kleidet.

Sie hat mit den meiſten italiäniſchen ältern Städten bey vielem Schmuz und manchen elenden und finſtern Gaſſen und Häuſern das gemein, daß man eine Menge Kirchen, Klöſter und Paläſte von ihr aufweiſen kann, welche die Namen groſſer Meiſter an der Stirne tragen. Aber ſelbſt dieſe zeigen ſich hier dem Auge weniger, als in andern Städten, weil faſt in allen bedeutenden Gaſſen offene Portiken, oder Arkaden hinlaufen unten vor den Häuſern, welche ihr Vordergeſicht entſtellen. Dieſe

Arkaden sind freilich sehr bequem für die Fußgänger, die unter ihnen vor Schnee und Regen geschützt gehen, sie sind noch bequemer für die kleinen Krämer und Handwerker, welche unter ihnen ausstehen, oder arbeiten, und so zugleich einer freiern Luft und des ganzen Menschengewimmels draußen mitgenießen können. Einen Nachtheil aber haben sie, daß sie die Gassen mehr einengen und sie kothiger machen, weil man nun nicht genug Sorgfalt anwendet, sie rein zu halten; überdem geben sie losen Gesindel manche nächtliche Gelegenheit, auch den Dolchen der Banditen, die hier aber nie in ihrer größten Furchtbarkeit gewesen sind. Das Centrum der Stadt und ihres lebendigsten Lebens, ist um dem großen Platz, (piazza maggiore) bey welchem man zugleich in der Kirche Sankt Petronius ein stattliches gothisches Gebäude bewundern kann. Hier findet man zugleich eine der Merkwürdigkeiten, und eines der stattlichsten Kunstwerke Bolognas, welches sie vielleicht nicht mehr zierte, wenn es sich so bequem, als viele andre Dinge über die Alpen bringen ließe. Dies ist der berühmte Neptunsbrunnen mit stattlichen Figuren aus Bronze, von dem großen Bildner Johann von Bologna (er war aus Flandern gebürtig von Douay) 1563 vollendet, ein Werk, das die Kenner preisen, und das man häufig nach modellirt und im Stich herausgegeben hat. Der Neptun,

eine koloſſaliſche Figur, die man wegen der herrlichen Anatomie rühmt, ſteht in ſeiner ganzen Furchtbarkeit und Strenge da, die das gewaltigſte Element auszeichnet, in der einen Hand das Dreizack haltend, die andre herriſch erhebend mit der Stellung: Auch ich bin ein Gott! Um ihn ſpielen am Fußgeſtell Syrenen auf Delphinen reitend, deren weiche und ſchwellende Geſtalten und üppige Stellungen jene verführeriſche Luſt athmen, welcher der weiſe Mann Ulyſes ſeine Gefährten die Augen und Ohren verpichen hieß. Neben und unter ihnen tändeln Kinder mit Delphinen. Wenig Waſſer ſprützen die Röhren, und italiäniſcher Schmutz entſtellt auch dieſes Denkmal der Kunſt

Bologna war einſt einer der Hauptſitze der ſchönen und bildenden Künſte, und die lombardiſche Schule lebte hier gegen das Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts wieder recht auf, nachdem die römiſche und florentiniſche ſehr eingeſchlafen war. Mehrere der erſten Meiſter dieſer lombardiſchen Schule lebten hier, und man konnte in reicher Menge, ſonſt ihre vorzüglichſten Arbeiten hier in den Kirchen, Klöſtern und Pallaſten bewundern, unter denen man vorzugsweiſe für die Kunſt die Kirche der Mendicanti, der Serviten, Sankt Domenico, Sankt Giovanni in Monte und die Pallaſte Zambeccari, Tanari und Zampieri nannte. Aber dieſe neueſte Umwälzung, welche

die Menſchen und die Welt auf den Kopf geſetzt hat, hat auch hierin vieles verändert und manches Schönſte und Beſte, was man ſonſt hier und anderswo in Italien ſah, muß man nun nach Paris zu bewundern gehen. Manches hat man hier auch von der Stelle gerückt, anderes verborgen und geflüchtet, und ſo geht vieles auf immer vielleicht verloren wie Geld, das man in Zeiten der Noth vergräbt und darüber hinſtirbt, ohne einem Freund die Stelle zu zeigen, wo er es haben kann. Die Unſicherheit der Zeit hat noch eine dritte, dem Fremden höchſt unleidliche Folge. Manche der erſten Familien leben die meiſte Zeit entfernt, verkriechen ſich in eine ländliche und abgeſchiedene Ville, oder ſchließen ſich und ihr beſtes und ſchönſtes Habe doch ſehr ein, vor den Augen des Publikums, weil Glanz und Reichthum anfangen Verbrechen zu werden. So iſt der ſonſt freie Zugang geſperrt. Mehrere Paläſte endlich ſtehen auch ganz verödet und ausgeräumt da, und keiner weis, wo ſeine Kunſtwerke und Koſtbarkeiten geblieben ſind. Dieſes muß noch mehr bey den Klöſtern und zum Theil auch bey den Kirchen der Fall ſeyn. Wann der Fremde nimmt, glaubt der Einheimiſche ſich dazu noch mehr berechtigt, und man weis ſchon, wie es in der Verwirrung zu gehen pflegt. Manche Kirchen ſind überdem zuweilen Magazine und Lager geworden, und die Rohheit hat ſich manches

gegen

gegen die Götter und Heiligen erlaubt, deren Verehrung man ſie belachen lehrte. Indeſſen bey allem dem iſt Bologna noch immer ſo reich an Kunſtwerken und ſelbſt an vortrefflichen, daß der Fremde eine Plünderung kaum ahnden würde, wenn die allgemeine Klage es ihm nicht ins Ohr ſchriee.

Ich will hier kein neues und dürres Verzeichniß von Kirchen, Palläſten und öffentlichen Gebäuden machen, meines alten Wahlſpruches eingedenk: Auch das Verſchwiegene hat ſeine Grazie Doch erlaube man mir, weniges zur Erinnerung meiner alten und kalten Tage aufzuzeichnen. Was einem das Herz bewegte, davon glaubt man ſo gern, es werde auch bey andern ein gleiches vermögen. Zu den Palläſten habe ich bey dieſen verdächtigen Spionenzeiten nicht durchdringen können, einige Worte alſo von den Herrlichkeiten einiger Kirchen. Die Kirche Sankt Domenico gehörte ſonſt zu den erſten Merkwürdigkeiten der Stadt, als ſie noch fromm ſeyn durfte, weil die Dominikaner hier den Stifter ihres Ordens liegen haben, der 1221 in dieſem Kloſter ſtarb. Dieſer Heilige hatte Kirche und Kloſter ſehr reich gemacht. Man zeigte hier ſonſt eine Menge ſilberner Weihgeſchenke auch herrlich gearbeitete, ſilberne Blumen, Beweiſe des Bologner Kunſtfleißes; alles dieſes hat nun wandern müſſen. Den Kopf des Heiligen bewahrte man in einer eignen vergitterten Kapelle, die man von

Zeit zu Zeit mit den Ersten der Stadt und einer großen Wache vorsichtig besuchte. Einmal nemlich hatte ein Kardinal von Medicis, dem der Heilige Vater in Rom diese Göttergunst bewilligte, zum großen Aerger der Bologneser dem Kopfe einen Zahn ausgezogen. Daß solches Unheil hinfort unmöglich gemacht würde, brauchte man denn seitdem die Vorsicht.

Außer dem heiligen Mann liegt hier ein berühmter Mann des 13ten Jahrhunderts, Enzius, ein Bastard Friedrichs des Zweiten von Hohenstaufen, König von Sardinien. Die Bologneser, eine der anführenden Städte gegen Friedrich in den blutigen Händeln mit der aufstrebenden Lombardei, fingen ihn, und er saß 23 Jahre bis an seinen Tod 1272 in einem Thurm. Noch über seinem Grabe prahlen sie und man liest die Worte:

Felsina Sardiniae regem sibi victa minantem
Victrix captivum Consule ovante trahit;
Nec patris imperio cedit, nec capitur auro,
Sic cane non magno saepe tenetur aper.

welche ich im ähnlichen Geschmack so geben würde:

Der Sarderkönig, der, Felsina, dir mit Schmach
Gedroht, geht als ein Sklav dem Siegerkonsul nach,
Der nicht durch Kaisermacht, noch Gold sich rühren läßt.

So hält ein kleiner Hund oft groſse Eber fest.

Außer dieſen beiden Denkmälern der Barbarey des Mittelalters und der Pfaffenherrſchaft, liegen hier die Gebeine von Ludwig Caracci und Guido Reni, welche man als die Repräſentanten einer beſſern Zeit anſehen kann. Auch von dem um Bologna verdienten Grafen Marſigli ſieht man ein Denkmal, das ihm die Clementiniſche Akademie hat errichten laſſen. Unter den Gemählden iſt der Kindermord in einer der Seitenkapellen eines der berühmteſten von Guido. Aber das war kein Stoff für den Mahler der Grazien. Wenn der Ausdruck und der Effekt alles in der Kunſt wären, ſo könnte man es heroiſch nennen. Das Kolorit iſt äuſſerſt verbleicht.

In der Servitenkirche findet man nach einer Menge von Freſkomalereien in der Vorhalle zu Ehren Sankt Benizi einige treffliche Stücke von Albani. Trefflich iſt der heilige Andreas, der das Kreuz anbetet; welche ſelige Ruhe und welches himmliſche Entzücken wohnt um das graue Haupt und betet aus den ſchwärmeriſchen Augen! Aber Andreas gefällt nur noch, wenn man das zweite Stück von Albani, ſeine Magdalena und ſeinen Chriſtus nicht geſehen hat. Es iſt die Scene, wie Chriſtus der Magdalena erſcheint. Erſtaunen und Entzücken und der innigſte Ausdruck heiliger Liebe

ſprechen aus dem reitzenden Kopfe der Magdalena, wie eine Göttin in irdiſcher Geſtalt, und mit dem Hinſchauen der bedürfenden Liebe ſteht ſie vor dem großen Heiland, der weder genug Gott, noch genug Menſch iſt.

Die Kirche der Mendicanti di dentro war ſonſt an Gemählden eine der reichſten. Aber man hat in ihr ſehr aufgeräumt. Einen der bleibendſten und, ich mögte ſagen, ewigen Eindrücke machte auf mich die ſchöne gemarterte Agnes von Domenichino in der Sankt Agneskirche. Da ſieht man die Weisheit des Künſtlers, jene Ruhe, die den großen Menſchen macht, und die der Künſtler nie verlieren ſoll. Welch ein ſüßes Ideal der ewigen Liebe, die ſie muthig ihre Marter tragen läßt! welche ſtille und kühne Duldung, die es kaum ahnden läßt, daß der Schmerz auch die ſchönſte Geſtalt verzerren kann. Man bewundert das weinende Kind darneben, und die Gruppe der Weiber zur Seiten, die ſich wehmüthig zu beſprechen ſcheinen. Auch in der Kirche Sankt Giovanni in Monti findet man ein hoch gerühmtes Stück dieſes Meiſters, die Geheimniſſe des Roſenkranzes, das man wegen der vielen Perſonen und Gruppen eine Sammlung mehrerer Gemählde nennen kann. Man muß es lange anſehen, um aus dem Einzelnen zu nehmen, was das Ganze nicht geben kann, denn dieſes läßt ſich weder mit dem Auge, noch Gemüthe zuſammenfaſſen.

Es ſind einzelne herrliche Köpfe der aus dem Tiefen ſchöpfenden Künſtlerkraft. Wegen der Zeichnung ſieht man dieſes Gemählde häufig als ein Studium an. Sonſt war hier auch die heilige Cäcilie von Raphael, eines ſeiner berühmten Stücke; aber es hat wandern müſſen. Mehreres ſieht man hier noch von Guercino und Perugino.

Bologna hat von den frühſten Zeiten her auf die Bildung Italiens und von dort auf die des ganzen Europa einen wichtigen Einfluß gehabt. Sie ward im Mittelalter die Lehrerin eines menſchlichern und weiſeren Geſetzes, und half durch den Mund ihrer Lehrer, mehr als Schwert und Bann, die barbariſchen Gottesurtheile mit ihren Gräueln abzuſchaffen, und mit der römiſchen Geſetzgebung einen großen Schritt zur Entwilderung und Milderung der Sitten zu thun. Hier ſchlug Irnerius zuerſt ſeinen Lehrſtuhl auf, hier ſchrieb Accurſius ſeine Gloſſen. Tauſende kamen von Norden her und lernten die Bärenhaut abwerfen, und brachten neue Kenntniſſe und Geſittetheit in ihr Vaterland. Bologna blieb lange die erſte Univerſität Europens, bis endlich nach ihrem Muſter und nach dem Pariſer in allen Ländern ähnliche Anſtalten gemacht wurden und der Strom ſich theilte, der anfangs mit vollem Waſſer hieher floß. Dieſen Ruhm des Alterthums konnte ſie freilich gegen mehrere Nebenbuhlerinnen in neuern Zeiten nicht

behaupten, aber doch hat sie auch in den letzten Jahrhunderten immer noch einen ehrenvollen Platz im gelehrten Europa behalten. Hier arbeitete Aldovrandi für die Naturgeschichte, Malpighi für die Arzneykunde, der große Cassini für die Kunde des Himmels, und noch sieht man die berühmte Mittagslinie in der Sankt Petroniuskirche, die er 1695 zog.

Die Universität, lo studio, hat ihr stattliches Gebäude nahe an der vorbenannten Kirche. Man muß dieses studio nicht mit dem Institut verwechseln. Die Veranlassung zu dieser trefflichen Anstalt gab im Anfange dieses Jahrhunderts ein gewisser Graf Marsigli, der im spanischen Successionskriege unter Oesterreich diente, aber kassirt ward, und nun für den Degen, womit es ihm nicht glücken wollte, zu den Wissenschaften griff. Er wandte sein ganzes Vermögen an, seltene Gegenstände der Natur und Kunst zu sammeln, und diese schenkte er der Stadt und bewog sie, zu ihrer Aufstellung einen eignen Pallast zu kaufen. Der Pabst vermehrte diese Sammlung auf sein Ansuchen, andre folgten diesem Beispiele und er selbst arbeitete bis an seinen Tod 1730 mit Vorliebe für dieses sein Lieblingskind. In der Folgezeit ist durch die Freigebigkeit der Päbste, durch Schenkungen und Spenden das Ganze so erweitert, daß Marsigli, wenn er mal wiederkäme, sich freuen

würde, seine eigne Anstalt nicht mehr zu kennen. Jetzt ist hier eine stehende Einnahme, mehrere Lehrer, die lesen, experimentiren und erklären. Hier ist nun eine Akademie der Wissenschaften, ein Observatorium, Naturalienkabinet, eine Mahlerakademie, Bibliothek, Maschinen, Modelle, Antiquitätensal und andre Herrlichkeiten. Benedikt der Vierzehnte hat viel für das Ganze gethan.

Die Bibliothek rechnete man zu den ersten Italiens und sie zählte an 100000 Bände, aber auch aus dieser ist von den Befreiern von Tyrannen mehreres nach Paris gegangen. Schlimmer noch hat dies die Antiquitätensammlung erfahren, ob gleich diese noch jetzt in manchem Lande reich heißen würde. Die herrlichen 1500 Medaillen der römischen Kaiser und andern, welche Benedikt der Vierzehnte schenkte, nebst andern Sammlungen sind nicht mehr hier. Kleine etruscische Sachen, Urnen, Gefäße, Lampen, Idoln, Basreliefs, Opfer- und Hausgeräthe findet man noch reichlich. Für die Anatomie sind eine ansehnliche Sammlung natürlicher und Wachspräparate. Von den letztern werde ich mehr sagen bey dem Artikel von Florenz. Für einen Naturhistoriker würde das Aldrovrandische Museum mehr Interesse haben, als für mich, der blos sieht und vorübergeht. Unter den Statuen giebt es einige wenig bedeutende Originale. Das meiste sind Abgüsse jener ewigen Wunder der Kunst,

des Laokoon, des farneſiſchen Herkules ꝛc., welche jetzt die Säle des Louvre zieren, und die man von ihrem heitern und jugendlichen Himmel immer weiter gegen den mitternächtlichen Sonnenuntergang ziehen läßt. Sonſt ſind noch eine Menge kleinerer Sachen da, einzelne Köpfe, Fragmente und kleine Studien für Künſtler.

Zu dieſem Inſtitut, wie es heißt, gehört auch eine Mahlerakademie, wozu ſchon der wackre Marſigli den Grund legte, welcher aber Clemens der Eilfte erſt die rechte Konſiſtenz und zugleich ſeinen Namen gab, denn noch jetzt heißt ſie Academia Clementina. Ihr erſter Vorſteher ward ein beinahe hundertjähriger Alter, Karl Cignani, ein würdiger Nachfolger in lombardiſchen Genien, in Korrektheit und Zeichnung und Kolorit, aber ihr Geiſt ruhte nicht mehr auf ſeinem Zeitalter. Es ließe ſich hiebey eine Anmerkung machen, welche ſich mir gleichſam durch die Geſchichte alter Zeitalter aufgedrungen hat. Mich dünkt immer, man ſollte mit freien Künſten, die durchaus das freie und ungehinderte Spiel des freien Geiſtes ſeyn und bleiben müſſen, nie, auch im Kleinſten nicht, herriſch, oder auch nur leitend verfahren. Es gilt hier das Wort eines Weiſen: „Der Wind wehet, wohin er will, und du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kömmt, noch, wohin er geht.“ Schon die ernſtern Wiſſenſchaften, die mehr

dem bloßen Lernen und Wiſſen obliegen, verlieren durch das Weſen der Akademien und Geſellſchaften und Innungen, das Eigenſinn und Bedürfniß ſo machten. Durch den Handwerksbrauch, durch den Profeſſoren- und Doktorenſirlefanz und ſeine Anhängſel wird mancher, der durch eigne Kraft größer geworden wäre, das, was in der Kunſt manirirt heißt. Es giebt nun ſo wenige Feuer, die aus eignen Kohlen leuchten, und es iſt natürlich. Verträgt keine Wiſſenſchaft Zwang und Konvenienz, wie man leicht beweiſen könnte, ſo verträgt es die Kunſt am wenigſten. Die Akademien und Univerſitäten ſenden nur die Ausrufer und Kolporteurs der gelehrten Welt; ihr heiliges Feuer brennt nicht da; denn viel Geiſt und mehr Herz zerſtiebt mit dem Schulſtaub und unter dem Katheder. Die Mahler- und Bildhauerakademien, oder Schulen, oder wie man ſie endlich nennen will, haben meiſtens nur Handwerker gebildet in der Kunſt, und man forſche nach, ſo wird man ſehen, daß die Kunſt verfiel, ſobald man durch Edikte und Dekrete und Profeſſoren ſie aufzumuntern ſuchte. Freiheit der Wahl, Freiheit, ohne gezwungen zu ſeyn, dieſen oder jenen Meiſter zu honoriren; Ehre der göttlichen Kunſt, der Enthuſiasmus giebt; Unterſtützung des einzelnen aufſtrebenden Genies, ohne ihn irgendwo anzuweiſen, das ſchuf die größten Meiſter und wird ſie ewig ſchaffen. Im ſpätern Zeitalter Roms und

Konſtantinopels behandelte man ſo die Kunſt, und was ward ſie? Die Kaiſer hatten ganze Werkſtätten von Mahlern, Bildhauern, Fabrikanten aller Art, wie man ſie noch in China und Japan hat. Gewiſſe Gegenſtände durften nur von dieſen Privilegirten, und auch dieſe nur auf eine gewiſſe Art gemacht werden. So ward aus Kunſt ein Handwerk, und aus Freiheit Sklaverei. Wo hatten die Allegri, Michel Angelo, die Rafael ihre Akademien? ſie folgten dem Genius und ſahen die Reſte der Alten und die Natur.

Bologna hat alſo den Geiſt nicht halten können, der Italien mit ſeiner traurigen Lage verließ, und dieſe Mahlerakademie hat den großen Männern nichts gleich geſtellt, welche aus dem eignen Trieb ihrer ſchönen Natur ſo luſtig aufwuchſen. Nach den großen Meiſtern der italiſchen Schulen Michel Angelo, Correggio, Tizian und Rafael ſchien gleichſam ein Stillſtand zu ſeyn. Da brach in Bologna ein zweiter ſchöner Tag an, welcher neue Blüthen hervorlockte. Die drey Caracci, von denen Hannibal das überwiegende Genie war, entriſſen den Grazien noch einmal das Geheimniß, wodurch ſie Göttern und Menſchen gefallen, und brachten in die Kunſt, welche Nachahmung zu werden drohte, wieder Kraft und eignes Leben. Domenichino, Guido, Guercino da Cento, Albani und andre traten in ihre Fußſtapfen und verherrlichten ihr Va-

terland durch unſterbliche Werke. Nach ihnen iſt Heſperien unter dem Joch der Fremden, durch Dürftigkeit und Niederträchtigkeit gebeugt und geſchändet, immer ärmer an groſſen Geiſtern geworden, und die die vorigen Jahrhunderte ſo reich hervorbrachten, die ſtehen jetzt nur verloren da.

Wenn man dieſes wenige, was ich hier beiläufig genannt und angeführt habe, nur zuſammen rechnet, ſo wird man ſchon finden, daß Bologna eine Mutter und Pflegerin vieler groſſen Männer und eine Beſchützerin der Wiſſenſchaften und Künſte geweſen iſt. Aber auch in andern friedlichen Künſten der ſtillen Thätigkeit und des Bürgerfleiſſes, hat ſie ſich von jeher ausgezeichnet, und ſchon im Mittelalter ward ſie dadurch mit Mailand und Florenz mächtig, und ein Haupt von kleineren Städten. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wanderten von Lucca eine Menge Seidenfabrikanten ein, und ſeitdem ward dieſes ein wichtiger Zweig des Erwerbs für Bologna, doch hat es mit Florenz in neuern Zeiten dieſen Ruhm gegen Turin und andre Städte Piemonts verloren, wo dieſe Waaren viel beſſer gearbeitet werden. Man ſieht künſtliche Seidenmaſchinen, oder Mühlen, worauf die Seide abgehaſpelt und gezwirnt wird, und welche durch Waſſer getrieben werden. Man macht hier auch ſehr feine und künſtliche Blumen aus Seide, welche ſehr theuer ſind, und zum Theil

nach der Levante gehen ſollen. Das Bologneſer Papier iſt durch ganz Italien berühmt und ein wichtiger Handelsartikel. Der Theriak, der man hier bereitet, wird von einigen dem in Venedig noch vorgezogen. Wegen ſeiner Roſoli und Liköre, ſeiner eingemachten Früchte, Salami, Makaroni und andrer Magenſachen war mir in dem lieben Wien, wo dergleichen Dinge an ihrem Platz ſind, Bologna ſchon vortheilhaft bekannt. Zu dieſen Artikeln gehören noch ſeine herrlichen Würſte, Mortadellen genannt, welche durch ganz Italien und bis nach Frankreich und Teutſchland gehen, und die eben ſo geprieſen ſind, als die Salami di Verona und die Preſciutti (Schinken) von Mailand.

Bey dieſem Gegenſtand ſcheint es mir nicht unzweckmäßig, als einen Handelsartikel auch der ſogenannten Bologneſer zu erwähnen, die man in meinem Vaterlande ohne Beiſatz erräth; denn in Teutſchland kennt man Bologna vorzüglich durch die Hunde. Dieſe kleinen Thiere machen eine eigne einträgliche Fabrik aus, und wer weiß, daß ſie das Glück haben den Weibern zu gefallen, der weiß auch, daß ſie dann ein Gegenſtand des Luxus und der Galanterie geworden ſind. Je winziger und behender ſie ſind, deſto theurer verkaufen ſie ſich. Man beſchuldigt die Bolognеſer, daß ſie ſie von außen und innen häufig mit Brantewein ausbaden, damit ſie fein zwergartig bleiben. Es wäre einer

Unterſuchung der Naturforſcher werth, dies näher zu beleuchten. Gewöhnlich ſagt man ja auch: Kinder, welche Brantwein trinken, werden nicht groß.

Nun einen kleinen Abſprung, um auch draußen zu beſehen, was denn Himmel und Erde der Stadt beſcheert haben.

Die Stadt liegt in einer reichen Ebne, die mit ihren Villen, Gartenhäuſern und kleinen Wirthſchaften einen recht freundlichen Anblick gewährt. Nach Norden und Oſten ſenkt dieſe Ebne ſich tiefer und tiefer, bis das Auge ſich am Horizont verliert. Weſtlich ſteigt ſie in ſanften Hügeln mit Reben, Pfirſichen, Aprikoſen, Mandeln, zu Obſtpflanzungen, Kaſtanien, Wallnuß, und Sorbenwäldern, mit Feigenbäumen untermiſcht, empor, und trägt nette Kirchen und Klöſter, die nun leer ſtehen; im Hintergrunde iſt kahles Gebirg. Am luſtigſten iſt die Ausſicht in den Süden wegen der bis zum Fuße des Apennin ſanft aufwärts ſteigenden Gegend, wo Felder, Gärten, Weinberge, Oel und Feigenbäume ein liebliches Gemiſch machen. Dieſe fruchtbaren Umgebungen, welche von Korn und Früchten ſchwellen, welche Rinder und Sauheerden und Milch und Käſe geben, haben der Stadt vielleicht den Beinamen la gralla (die fette) verdient, wo ſie ihn nicht von dem weiblichen Eſſen hat, was man hier ſehr lieben ſoll. Im Nordoſten um die Stadt wächſt

Reis und Getreide, und noch ſtand hie und da üppiger Mais und Saggina, (eine Art Hirſe) mit unzähligen Kürbiſſen, und ſelbſt noch mit Melonen zwiſchen ſich, ſo daß ich mich wieder nach Ungern verſetzt glaubte, wo ich im Auguſt ſo frohe Tage verlebte. Weiter hinab ſind die Sumpf- und Marſchländer für das Vieh. Auch den Bologneſer Taback rühmt man unter den ſchlechten italiäniſchen als vorzüglich. Früchte aller Art, ſo gut ſie ein andres Land hervorbringt, giebt es auch hier. Die Trauben ſind groß und trefflich, und auf den weſtlichen und ſüdlichen Hügeln wachſen einige Gattungen milden und wohlſchmeckenden Rothweins, der mit dem Alter auch Feuer gewinnen ſoll. Die Wohnungen der Landleute auf dieſen Gefilden ſind nicht ſo ärmlich, wie um Ferrara, auch das Aeuſſere dieſer Menſchen ſieht nicht ſo gedrückt; indeſſen ſehen ſie, mit den Florentinern verglichen, immer noch an Seel und Leib als Sklaven aus. Auch ſcheint mir die Gegend lange nicht ſo bevölkert, als ſie nach ihrer Fruchtbarkeit ſeyn könnte.

Noch von einigen Merkwürdigkeiten außer der Stadt. Dahin gehört die Kirche Madonna di San Luca, die eine gute halbe Meile von der Stadt auf dem Berge Guari liegt, und zu einem Nonnenkloſter gehört. Zu dieſer Kirche iſt eine außerordentliche Wallfahrt zum Gnadenbilde der Mutter Gottes, die aber doch, ſo wie die reichen Gelübde, in

neuern Zeiten ſehr abgenommen haben ſoll. Das Gemählde der Jungfrau iſt eines von den wenigen Ueberbleibſeln des Sankt Lucas, und ein gläubiger Antiquar könnte darin manche Aufſchlüſſe über den Zuſtand der Kunſt ſeines Zeitalters finden. Die Rafaels und Correggen haben Unrecht, ſoviel Weiblichkeit und Anmuth in das Geſicht der Maria zu legen. Lukas mußte ſie ja wohl kennen, oder wenigſtens nähere Nachricht von ihr haben, und dieſer hat ihr einen ſehr verbrannten Teint, die männlichen Züge und die ſtarke Naſe einer Virago gegeben; und auch das Kindlein hat kein feineres Blut. Das Gemählde iſt im Bruſtbilde, und mit funkelnden Steinen eingefaßt. Die Kirche iſt einige 30 Jahre alt, und in einem edeln Stil erbaut. Man hat gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von der Stadt bis dahin einen Portikus von 700 Arkaden geführt, wozu alles mit unglaublichem Eifer von den Kleinſten bis zu den Größten beigetragen hat; ein Werk der römiſchen Zeit würdig, wenn der Zweck auch römiſch wäre. Mir ſcheint es doch unchriſtlich, den Pilgrimmen den Weg zu derjenigen ſo bequem zu machen, die im Leben ſo viel Drangſal ausſtehen mußte. Auf der Mitte des Weges findet man einen hübſchen Pavillon, und kleine Häuschen und Ställe für die Fahrenden, weil es hier zu ſteil bergan geht, und ein jeder alſo ſeine Füße brauchen muß. Man beſchuldigt dieſe

Ruheplätze mancher Orgien, die der Maria und ihren Verehrern wenig Ehre machen. Wo man so viele Sünden durch eine Wanderung abschütteln kann, sollte man es sich da verdrießen lassen, für eine neue Gnadenspendung nicht zu sammeln?

Näher bey der Stadt findet man die Karthause, die nun von ihren Bewohnern geleert ist; man muß sie auch immer wegen mancher vorzüglichen Gemählde besuchen. Man findet hier manches von der berühmten Mahlerin Elisabeth Sirani, auch einer Schülerin der Caracci. Sie liegt mit Guido und Ludwig Caracci in der Dominikanerkirche begraben. Von Ludwig sieht man zwey treffliche Gemählde, welche die Dornenkrönung und Geisselung Christi darstellen. Schöner und berühmter war von Augustin Caracci die Kommunion des heiligen Hieronymus, welche ich ein Jahr später im Louvre zu Paris gesehen habe. Noch sind einige kleine Stücke von Guido und Ludwig Caracci.

Berühmter als die vorigen ist für die Kunstwerke die Kirche der Mönche vom Oelberge San Michele in Bosco, die, wie die Oliretaner bey Florenz, auf einem freundlichen Hügel vor der Stadt wohnen. Man bewundert hier vor allen einige Freskomalereien von Ludwig Caracci, die aber, wie die von Guido sehr zerstört sind. Einige halten sie für die schönste Arbeit dieses Meisters. Sie stellen die Wundergeschichte der heiligen Cäcilia

lia und Benedikts vor, von welchem letztern man 6 Geschichten sieht, worin er meistens mit Weiberlockungen und Teufelslisten zu thun hat, welche er natürlich wie Spreu von sich bläst. Ein schönes Stück von Guercino stellt San Bernardo Tolomei vor, den Stifter des Ordens, indem Maria ihm die Regeln desselben einhändigt. Es ist ein herrlicher Mannessinn in dem Kopfe des Heiligen, und Maria bleibt auch bey diesem Geschäfte ein holdes und menschliches Weib.

Will man die Stadt in ihrem ganzen Umfange, will man die schöne Landschaft in der vollsten Weite, will man endlich den Schornsteinen und Menschen auf die Köpfe sehen, so hat man hier wieder ein Gegenstück zu dem Venezianischen Kampanile di San Marco, dieses ist der Thurm degli Asinelli, dem man sicher eine Höhe von 325 Fuß Rheinländisch beylegen kann. Man nennt ihn einen schiefen Thurm, aber das Auge kann die Abweichung vom Loth nicht merken, und er ist wenigstens kein hängender Thurm. Die Aussicht ist vortrefflich, und ich freute mich hier eines Nachmittags einige schöne Stunden mit meinem Muselmann, der mir von Serai erzählen mußte. Das alte Mütterchen, das mit uns hinauf ging, fing gleich an, wie wir oben waren: Guardate, Cittadini, qui si vedono cento e cinque città! (Schaut, Bürger, hier sieht man 105 Städte) Wir guckten, anfangs übertölpelt,

umher, und lachten dann über das Spiel. Man sieht nemlich das nahe Städtchen Cento und einige andre kleine Nester, die man mit dem Namen Städte beehrt. Hier erstaunten wir über den Raum der Stadt, mit dem die jetzige Bevölkerung in keinem Verhältniß steht. Wir wären wohl länger geblieben, hätte uns nicht ein französisches Husarenregiment abgerufen, das durch das Thor von Modena her einrückte, und in die Romagna marschirte.

Auch das Schauspiel haben wir fleißig besucht die Tage, welche ich hier verweilte. Das ist aller Orten, nirgends aber mehr, als in Italien, der lebendige Spiegel der äußern Sitten. Bologna ist seit langer Zeit als eine Pflegerin dieses schönen Menschenspiels und als eine Pflanzschule guter Spieler und Sänger in ganz Italien berühmt gewesen, und seine Einwohner, denen man nachsagt, daß sie die Freuden des Lebens und das Wohlleben nicht hassen, sollen auch hiezu gern beitragen. Die jetzige Zeit ist indessen nirgends die günstigste für diese Kunst, die fällt zwischen Weihnachten und Fastnacht. Mancher große Spieler lebt den Sommer still und verborgen, und tritt in jener Zeit erst wieder auf, um so viel einzunehmen, als er bis zum künftigen Jahre braucht. Stehende Truppen von Schauspielern sind überall selten, und die Italiäner lassen sich als ächte Künstler nicht gern

auf lange Zeit verdingen, ſondern ziehen mit ihren Talenten von Stadt zu Stadt und belauren die guten Zeiten, wo ſie glänzen und ihre Taſchen füllen können. Das hieſige Schauſpielhaus iſt vielleicht eines der größten und eleganteſten in Europa — es ſind hier ſonſt noch mehrere kleine. — Es iſt vor etwa 40 Jahren ganz neu gebaut und zwar auf dem Platze, wo einſt der Pallaſt der Bentivogli ſtand, die eine zeitlang die Fürſten von Bologna waren. Julius der Zweite eroberte die Stadt dem heiligen Stuhle wieder, und ließ den Pallaſt dieſer kleinen Tyrannen ſchleifen. Es iſt wunderbar, wie alles von den Sitten abhängt und wie manche Widerſprüche dieſe geben. Welche Grandezza, welche Zurückhaltung beobachten die Geſchlechter hier noch größtentheils auf den Gaſſen, wie iſt da der Schleier noch in der Regel! im Schauſpiele hingegen, was doch, wegen der vielen tauſend Augen nicht viel anders, als eine offene Gaſſe, und wegen der Ruhe und des Bleibens dieſer Augen noch ſchlimmer iſt, als eine Gaſſe, im Schauſpiele lebt man ungezwungener, als in einer Converſazione, und jeder thut und läßt mit ſich thun, was gelüſtet. Die Oper iſt eigentlich ein Kind des italiſchen Karakters und jene kleinen Spitzbübereien der Opera buffa, jenes Tändeln, Necken, Raufen, jene liebenswürdige Ungezwungenheit, die zuweilen Unverſchämtheit ſcheint, ſollte das Volk immer an ſich

tragen. Hat Verfaſſung und das Regiment der Fremden es äußerlich ſpröde und tückiſch gemacht, ſo läßt es im Theater ſich doch das Recht ſeiner Natur nicht nehmen. Da glaubt man mit einem Male ganz andre Menſchen zu ſehen, als man draußen und in häuslichen und großen Zirkeln erblickt. Da herrſcht der Muthwille und die genialiſche Ungebundenheit, wodurch dieſes Volk vor allen andern zu einem Künſtlervolke geeignet iſt. Die wenigſten gehen hier hin, um ſingen zu hören, oder ſich durch Schwänke beluſtigen zu laſſen. Muſik und Oper ſind nur ein Mittel, was anderes zu treiben, und dienen höchſtens als Intermezzo zu den andern Vergnügungen, die man ſich vorgenommen hat. Das iſt ein Lachen, ein Schnattern und Toſen, daß man nichts von Muſik und Geſang hört, wo man nicht den Spielern beinahe auf den Fuß tritt. Dieſe ſind bey dieſem Lärm eben ſo wenig verlegen, noch die aufmerkſamen Zuhörer unwillig, oder berechtigt, Stille zu gebieten. Man ißt und trinkt, als wäre man in ſeinem Kämmerchen, tändelt mit ſeinem guten Freunde und Cicisbeo — denn den Herrn Gemahl mit in der Loge zu haben oder die Gemahlin wäre wider alle Schicklichkeit — oder mit der Freundin, und hat es nicht Hehl, daß man artig und zärtlich ſeyn kann, auch nach des Prieſters fürchterlichem Segen. Alles dies aber wird leicht behandelt, und bey aller

Lebendigkeit immer ſchicklich; es bleibt immer leichtes Spiel und Berühren, und man greift nicht ſo dick mit ſeinen Empfindungen, wodurch der grade Teutſche gewöhnlich ſogleich in dumme Streiche ausplatzt. Ja ſelbſt kleine Conſeſſus wie Converſazionen kann man ſehen, und ordentliche Spielpartien in den größern Logen. Die franzöſiſchen Officiere waren munter unter dieſem Bienenſchwarm und um die feinſten Geſichter herum.

Die Schauſpieler und Operiſten gehörten, wie die Tänzer, nur zu den mittelmäßigen, beſſer war das Orcheſter; denn die Muſik behauptet hier noch immer ihre alte Ehre. Man ſchreit auch hier, wie in Venedig: e tutt' nu' altra maniera di vivere, che fa, und das glaubt man den Leuten ohne Schwüre. Bologna hatte ſonſt den reichſten, älteſten und glänzendſten Adel der lombardiſchen Städte. Dieſer iſt durch die neue Verwandlung ganz niedergedrückt, zum Theil hat er alles verlaſſen, und iſt mit den Ahnen in ein ſicherer Land gezogen; die gebliebenen ſind unluſtig und bange, leben im Dunkeln, und tragen den alten Glanz nicht zur Schau, oder dürfen es nicht. So verliert die Kunſt den Zufluß, den ſie immer nur von den Reichen bekommen kann, und die Enkel und Neffen von Päbſten und Kardinälen wollen bis jetzt an den allgemeinen Menſchenadel, der allen Adel aufhebt, nicht glauben.

Die Bologneſer ſind ein rüſtiges und meiſtens wohlgebautes Volk, und der fette Boden, den ſie bewohnen und pflügen, trägt auch ſchöne Geſtalten. Aus allen Ständen ſpringt dies in die Augen, und die Weiber ſind meiſtens ſchöneren Wuchſes und zarteren Blutes, als die Florentinerinnen, ja ſelbſt, als die Venezianerinnen; doch bleiben venezianiſche Augen immer einzig und die Grazie der Venezianerinnen im Tragen und Kleiden. Die Kleidung hat hier nichts ausgezeichnetes; ſie iſt nach der jedesmal vorherrſchenden Mode engliſch oder franzöſiſch. Doch findet man noch die Schleier, die aber nicht ſo ganz venezianiſch mehr ſind und kleine Lücken laſſen, wodurch ein freundlicher Sonnenblick der Augen fallen kann. Wollen die Weiber aber dieſe Bequemlichkeit recht brauchen, ſo ſind die Schleier viel größer, als in Venedig, und es ſoll ſelbſt dem Ehemann ſchwer werden, unter dieſer Kappe ſeine Hausehre wieder zu finden. O die ſchönen verſchämten Schleyer! Die Mäntel ſind hier nicht ſo vornehm und allgemein in den beſſern Ständen, als in Venedig. Dafür haben die Franzoſen den Stiefeln Anſehen zu verſchaffen gewußt; die ſonſt immer noch wenig italiäniſch waren. Auch das Tabackrauchen hat man mit der Freiheit gelernt und kann nun alſo den Taback, den man baut, ſehr gut brauchen. Uebrigens ſind die Bologneſer ein munterer und frohherziger Schlag Menſchen, und haben

eine gewiſſe Freimüthigkeit, die freuet, lachen und ſcherzen gern, ſelbſt jetzt noch, da ſie doch meiſtens bitter klagen. Der Dialekt hier iſt unangenehm, und man ſagt in Italien, wenn einer ſchleppend und gleichſam ſingend ſpricht: er ſpricht, wie ein Jude, oder Bologneſer. Der gemeine Mann ſchnarrt und ſingt und beißt die Worte dabey ſo bequem ab, daß man ſehr geübt ſeyn muß, ihn zu verſtehen. Das Singende im Ton können aber ſelbſt die gebildetſten nicht ablegen.

Man kann hier an 5 bis 6000 Franzoſen ſehen, die in Garniſon liegen, und etwa 1000 Mann des Militärs der neuen ciſalpiniſchen Republik. So fein, ſo elegant, ſo ſchön mondirt die erſten ſind, ſo lumpig und ehrlos ſehen die letzten aus. Jene ſind die Herren, dieſe die Sklaven, und ſie werden auch ſo von den Franzoſen behandelt. Das Wörtchen Brüderſchaft ſteht nur ſchön auf dem Papiere, der Franzoſe wird mit dem Italiäner nie eine aufrichtige machen können. Die franzöſiſchen Soldaten ſchimpfen allenthalben laut auf die Nation, und noch lauter auf die feigen ciſalpiniſchen Legionen. Auch Bologna ſeufzt über die neue Ordnung, aber würde es nicht eben ſo ſehr ſeufzen, wenn die Franzoſen als Feinde gethan hätten, und ſchlimmeres gethan hätten, als ſie nun als Freunde thaten? Gekoſtet hat es der Stadt genug, und die Hypothek der geiſtlichen Güter iſt nichts werth,

weil ſie keinen Kredit hat. Unverkauft liegen dieſe Güter nun zum Theil ganz unbewohnt und unbebaut, ein neuer Verluſt für die Kommune. Ich ſelbſt ging den 13ten Oktober zu einer Subhaſtation von mehr als für 2 Millionen Gütern aufgehobener Klöſter. Es war viel Volk da, das ſich drängte und fluchte, man bot eine Kleinigkeit und behielt die Güter, ſo laut auch der Commiſſair des Direktoriums ſeine Stimme tönen ließ. Das Volk lachte übermüthig, als die Seſſion aufgehoben ward, und mein Wirth meinte, ſo viel werden die Heiligen doch über die Menſchen vermögen, daß man ihnen ihr letztes Erbe in Bologna nicht ſtehle.

Manche Lächerlichkeiten habe ich denn doch auch geſehen, die ächt franzöſiſch ſind, und meinem Osmanen, mit dem ich gewöhnlich ſpazierte, viel Spaß machten. Obgleich die unſinnigen ſchwimmenden Batterien und Maſchinen, womit man die engliſchen Küſten erſteigen wollte, in Frankreich längſt vergeſſen und nie ernſtlich gemeint worden ſind, ſo tragen franzöſiſche Schacherer die Abbildungen doch zum Verkauf herum, auf denen die engliſchen Kriegsſchiffe wie Seifenblaſen zerplatzen, und an der Küſte alles die Flucht nimmt. Eine Menge Menſchen ſtaunte die Dinger an, und die Franzoſen behaupten noch in den öffentlichen Blättern, nächſtens werde England den Todesſtreich er-

halten. Schwächer und wirklich erbärmlich aber ist es, daß man in öffentlichen Affichen lieſt: Nelſon ſey mit Verluſt von 10 Schiffen geſchlagen, und Bruys werde nächſtens an den Küſten Siciliens ſeine ſiegreichen Wimpel wehen laſſen. Die Franzoſen lachen ſelbſt darüber, da jeder das Gegentheil weiß, und ſagen, die Regierung macht uns zu Narren, und wir können doch fechten und brauchen keine Prahlerei. Und wahrlich man kann kaum ſchönere Truppen ſehen, als hier liegen; ſo fröhlich, ſo geſittet ſind nur freye Menſchen. Was können ſie für die Sünden des Geſchleppes der Armee, für die Geſandten, Kommiſſäre und Räuber, die ihnen wie die Peſt nach ziehen. Indeſſen iſt ihr gutes Ausſehen kein Wunder. So gut, wie ihnen, wird es nicht allen Truppen. Jeder franzöſiſche Soldat koſtet der Republick täglich 6½ Groſchen, (2 Paoli) außer dem, was ihm ſonſt geleiſtet werden muß. So können ſie gut leben und Muth und Luſt in der Bruſt behalten, während der arme Teutſche bey ſeinen 4 Kreuzern und Kommisbrot in Venedig verhungern muß. Man findet die alte Artigkeit noch immer unter ihnen, und viele Gemeine haben ganz das Aeußere der gebildetſten Leute.

Sonderbar iſt es bey dieſer Stimmung der Gemüther und in dieſer verwickelten Lage der Dinge, daß über Einen Mann nur Eine Stimme herrſcht,

von Gratz bis Bologna. Man höre Freunde und Feinde, immer wird Buonaparte als ein groſser Mann, als ein Freund der Menſchen und Beſchützer der Armen und Elenden geſchildert. Man erzählt nur, wo er dieſe und jene Unordnung abgeändert, dieſe und jene Laſt erleichtert, dieſe und jene Nothwendigkeit durch ſein Betragen und ſein Wort erträglicher gemacht habe. Alles verzeiht man ihm gern, nur nicht, daß er ſeinem Vaterlande die Kunſtwerke entwenden laſſen hat. Der Patriot, der über ſein Vaterland ſeufzet, erklärt ihn unſchuldig, und legt ihm ſogar das Gute bey, was vielleicht zufällig war. Der Prieſter rühmt ihn als einen Mann, der auch in Vorurtheilen die Menſchheit zu ehren und das Elend ſo vieler in eine unbekannte Welt hinausgeſtoſſener zu fühlen wuſste. Der franzöſiſche Emigrant, der ungeſchworne Prieſter macht ihn zu einem Ariſtokraten, der nicht gekonnt, oder nicht gewagt habe, alles auf das Spiel zu ſetzen, als die berühmte Parthey Pichegrüs und Barthelemys in Paris ſo thätig war. Wenn dies alles auch für das Einzelne nichts beweiſt, ſo beweiſt es doch ſo viel, daß ein Mann, der in einer ſo mißlichen Lage ſo alle Herzen gewinnen konnte, werth ſeyn muß, den Menſchen zu gebieten.

Die Inſignien der neuen Freiheit ſieht man nicht blos an allen Hüten, ſondern an allen Stadtthoren und Plätzen, ſähe man ſie doch auch auf

allen Gesichtern! Das größte Menschengewimmel, das Aufziehen der französischen und cisalpinischen Truppen, die Hauptwache, das Gemeindehaus und der mächtigste Freiheitsbaum findet sich auf dem großen Platz. In den Fahnen der Republik, welche neben ihm wehten, waren die Worte: „chi usurpa i diritti del popolo, è un tiranno" sehr ominös eingerissen. Das Volk weiß ziemlich wohl, woran es mit allen diesen schönen Worten ist, und mir waren die Unterscheidungen, welche die Matrosen am Po machten, nicht ohne Bedeutung, indem sie das territorio imperiale di quà und das territorio francese di là des Stroms unterschieden. Einfältige und Kinder sagen die Wahrheit.

Mit meiner Tafel war ich bisher wohl zufrieden gewesen. Man isset in Italien weit derbere und nahrhaftere Speisen, als in Frankreich und in Oberteutschland, und ich konnte bey den Schinken, Mortadellen und Mettwürsten wohl rufen: en patria tellus! Rinder- und Schweinfleisch sind vortrefflich, und die Menge der jungen Puter und Hühner, die man mit Butter und Oel sehr leckerhaft zu braten weiß. Der Tischwein ist wenigstens mittelmäßig und läßt sich, wenn man ihn italiänisch mit Wasser trinkt, schon genießen. Auch die Fische und Eierspeisen sind besser, als man in Oesterreich, Baiern und andern Fastenländern sie findet. Von den Suppen muß man in Italien unterscheiden zwi-

ſchen zuppa und minestra. Zuppa iſt, was man eine Brühe, einen dünnen Abguß der Fleiſchſuppe mit etwas Kraut und einigen Brocken Brod, oder eine dünne Milchſuppe nennen kann. Mineſtra ſteht in der Mitte zwiſchen den Löffel- und Meſſerſpeiſen. Dahin gehört der dicke Reis, die Macheroni und Vermicelli, (Nudeln, Würmchen,) die durchgeriebenen Parmeſankäſe, den man aufſtreut, noch feſter gemacht werden. Doch bereitet man dieſe Mineſtren an einigen Orten ſo trefflich, daß ſie rechte Leib- und Magengerichter werden. Schon bey den Alten war, was zwiſchen den Eiern und Aepfeln nicht das beſte einer Mahlzeit. Das gilt auch noch, und freilich können wenige Völker einen Nachtiſch haben, wie die Italiäner. Dies iſt die Freude des Mahles, vorher hat man gegeſſen, nun fängt man an zu genießen. Das Weintrinken und Geſpräch beginnt und man ſchmauſt Mandeln, Roſinen, Trauben, getrocknete und friſche Feigen, Aepfel, Pflaumen, Parmeſankäſe und was die Jahrszeit jedesmal zu dem Trocknen Friſches giebt. Des Nachtiſches entbehrt der Italiäner nicht gern, und ſelbſt der ärmſte muß etwas dergleichen haben.

Eines muß man in Italien nicht verſäumen, alles zu bedingen bis auf das Kleinſte, ſo wohl bey den Wirthen als Vetturini, wofern man nicht fürchterlich geprellt werden will. So hart dies

auch der Sitte des Teutſchen fällt, ſo iſt es hier Sitte und keiner nimmt es übel, wenn man für jedes den Preis bedingt. Das Bedungne wird redlich gehalten; ich habe während meines Aufenthalts in Italien nur einige unangenehme Abweichungen davon gefunden. So lebte ich zum Beiſpiel hier in Bologna recht gut, den Wein mit eingeſchloſſen, für 4 Paoli (14 gute Groſchen) die Mahlzeit, und für Bette und Zimmer bezahlte ich zwey. Hat man nicht bedungen, ſo muß man als Fremder das Doppelte, ja das Dreifache bezahlen.

Reiſe von Bologna nach Florenz.

Den 16ten Oktober zu Mittage hatte ich mir einen Platz in der Karoſſe eines Florentiner Vetturino beſtellt, um mit ihm dieſer Stadt zuzufahren. Mein Türke, der neben mir logirte, kam, weil er zu Mittage bey einem Handelsfreunde aß, drückte mir die Hand und ging, ohne ein Wort zu ſagen, fort. Ich ſah noch einmal in ſeine großen ſchwarzen Augen und er verſchwand. Braver Panajo Dora, warum wurdeſt du, an Sitte und Art mir fremd, mir doch ſo lieb, und alle die andern gingen kalt und gefühllos vor einander und vor mir vorüber? Wo du auch leben magſt, dein Andenken ſoll mir heilig ſeyn; denn du biſt ein Menſch. Unter Fremde ausgeſtoßen, die nur mein Geld wollen, oder

die höchſtens die Neugier zu mir treibt, bedarf ich ſolcher Erwärmung, um nicht ganz zu erſtarren, und wehe dem, der ihrer nicht mit mir bedarf!

Sonderbar genug traf ich in der Kutſche, die vorfuhr, meine drey Emigranten, mit denen ich von Ferrara reiſte, und die nun dieſe Städte verlaſſen, und in Florenz einen unſichern Aufenthalt ſuchen müſſen. Wir nahmen nachher noch einen Mann und Weib ein, oder vielmehr auf, denn ſie ſetzten ſich auf dem Vorderſitze außer der Kutſche. Der Wagen war ſehr bequem mit vier Sitzen innen und hinten mit einem Korb für das Gepäck. Vier Mäuler zogen ihn, die in Bergen am beſten und ſicherſten gehen. Ich bezahlte von hier bis Florenz (15 gute Meilen) zwey Zechinen, zwey Mahlzeiten und das Nachtlager einbedungen, und ward gut gefahren und bedient. Sonderbar traf es ſich, daß bei'm Lichte beſehen, die ganze Geſellſchaft, die mich umgab, aus Franzoſen beſtand, denn auch jener letzte war einer, und ſeine Frau eine Savoyerin, alſo auch eine halbe Franzöſin. Dieſer neue Freund war äußerſt redſelig. Er machte uns gleich mit allen ſeinen Sachen bekannt, war ein Stück von Juwelier und nannte ſich einen Mercante d'antiquità, ein Normann ſeines Landes. Seit ſeinem 20ſten Jahr — er war jetzt in den 40gen — hatte er in Genua gelebt, ſich verheira-

thet, dann eine Flucht nach Spanien gemacht von 14 Jahren. Bey meiner Rückkunft, ſagte er, fand ich, daß meine Frau ſich verheirathet hatte, aber grade zwey Tage vor meiner Ankunft zum zweiten Mal Wittwe geworden war. Sie hätte mich gern wieder genommen, aber ich dankte. Doch war jener Mann nicht aus dem Lande, ſondern in die andre Welt gegangen. Nun habe ich doch närriſch genug mir wieder einen Klotz, indem er auf ſeine Gefährtin zeigte, an die Füße gehängt, und ziehe mit ihr das Land durch auf Rom und Neapel, wo jetzt guter Einkauf zu machen iſt. Von Spanien erzählte er Mord- Inquiſitions- und Glücksgeſchichten, und von ſich ſelbſt Abentheuer, die allen Glauben überſtiegen. Dies alles in einem Gemiſch von Sprachen und in einem Dialekt, die es noch komiſcher machten, denn er miſchte häufig italiäniſche und ſpaniſche Wörter mit ein. Griff er unſre Geduld an, ſo that es ſein kleines Weib noch viel mehr. Ich ließ ſie, als wir aus Bologna heraus waren, in der Kutſche ſitzen und nahm ihren Platz ein, um beſſer um mich ſehen zu können, und ſie war dafür ſo gefällig, alle Augenblicke mit der ſingendſten Sprache und der widerlichſten Stimme ihren Mann mit dem Namen Reyner anzuſchreien, daß mein Trommelfell vor Angſt hätte platzen mögen. Sonſt war ſie ein ganz niedliches und gutherziges Perſönchen, dem man gar nicht böſe ſeyn

konnte. Die beiden Geiſtlichen und der Baron dagegen machten mich, obgleich ſie ſonſt gebildete Leute wären, mit ihrer Wuth gegen die neuen Franzoſen, und mit ihren Wünſchen und Hoffnungen faſt toll. Sie finden in Florenz, wo es in Italien einzig noch etwas ruhig iſt, eine Menge Unglücksgefährten. Dieſe Armen hören immer noch nicht auf, wie die Juden den Meſſias, eine neue Umwälzung zu hoffen, die ihnen ihr Vaterland wieder öffnen wird, das ſie doch immer noch über alle Länder des Erdbodens erheben. Ich ſtörte ihre Hoffnungen nicht durch Zweifel, und unterhielt mich angenehm über manches mit ihnen; denn ſelbſt das Unglück nimmt einem Franzoſen ſeinen leichten Sinn nicht.

Bologna liegt nicht weit vom Fuße des Apennins, und die Gegend erhebt ſich ſanft, ſo wie man aus der Stadt in den Süden hinein fährt. Im Norden hingegen fließt der Reno und man ſieht nichts, als die unermeßlichen Ebenen, welche bis zum Po und zu Ravenna fortlaufen. Der Weg geht auf ſchlechter Chauſſee durch ſchöne Gärten und Villen immer mälig bergan. Rechter Hand im Weſten ſind luſtige Hügel mit Gärten und Gartenhäuſern, und da ſah ich noch einmal den Sitz der Madonna di San Luca, wohin auch ich gewallfahrtet war. Bald indeſſen verloren wir dieſe Gärten mit ihren Reben und Oelbäumen und Feigen,

und

und kamen in eine ganz andre Natur. Schroffe Felſen, mit Eichen und zahmen Kaſtanien bedeckt, wechſelten mit kleinen Einſchnitten, worin die fleißigen Menſchen ſich Gärten, Felder, Wieſen bereitet und Häuschen gebaut hatten. Dieſe Gärten und Schluchte waren zum Theil ſo allerliebſt, daß ich mich eben ſo gerne darin eingeniſtet hätte, als in die Villen vor Bologna. Alles dieſes machte die reizendſte Abwechſelung und Verſchiedenheit, und alle Augenblicke begegneten uns Wagen und bepackte Maulthiere und Eſel. Ich wanderte häufig, um ſo der ſchönen Erde deſto beſſer und freudiger zu genießen. Als wir drey Meilen etwa gemacht hatten, ward die Ausſicht himmliſch, wie der abendliche Himmel ſelbſt. Hinter uns lag die Ebne mit der prächtigen Stadt ausgebreitet, und ferner hin dämmerten die Berge von Padua, links unter Rimini erſchien das blaue Meer und ſogar einige Segel ſahen wir vorüber fliegen. Dies war uns allen ſo herzerhebend, daß wir in Einen Jubel anſtimmten, und der großen Mutter der Dinge ein Loblied darbrachten. Die Gegend ward nun immer ernſter und wilder, und die Klüfte und Felder hingen immer abſchüſſiger. Kleine Eichen und mächtige Kaſtanien, mit reicher Frucht beladen, begleiteten uns am Wege, und ſeltner hatten wir ärmliche Hütten und Dörfer zur Seite. Doch geht hier noch Pflugſchaar und Senſe, und es giebt gar

hübſche grüne Alpwieſen, von kleinen Felochen durchſchnitten. Endlich ſchloß uns der Abend in ſeine braunen Schatten ein, und wir traten um halb acht Uhr zu Figliara, fünf Meilen von Bologna, ins Quartier.

Die Bergluft war kalt, und wir ſtellten uns alſo in der Küche um das Feuer, wo man unſer Mahl briet und kochte. Die Zeit konnte uns nicht lang werden, denn kaum ward Reyner warm, ſo kramte er aus, und erzählte ſolche ungeheure Geſchichten aus Hiſpanien, ſolche verliebte Abentheuer, ſolche Wunder- und Helden- und Blutthaten von Räuberhauptleuten, Spielern und Zauberern, daß alles, was im Don Quixote ſteht, dagegen Kinderei iſt. Zugleich machte er eine Fechtſchule mit den Armen mit mir durch, bis endlich die Eßglocke ſchellte. Wir hieben luſtig ein und legten uns gleich ſchlafen, weil unſer Fuhrmann uns angekündigt hatte, daß wir um 4 Uhr wach ſeyn müßten, wenn wir morgen Abend in Florenz ſeyn wollten.

Um drey Uhr war der Markör mit dem Lichte da, und um vier ſaß alles in der Karoſſe. Ich nicht. Die Nacht war zu ſchön und die Gegend zu groß, um mit meinen Kameraden blos zu ſchnarchen, welche alle Fenſter und Vorhänge zugezogen hatten. Es ging zu Fuße über hohe Berge, denen doch grünes Gebüſch und rieſelnde Waſſer nicht fehlten. Gegen die Dämmerung waren wir auf

toskaniſchem Gebiete und mußten ſtill halten, um unſre Päſſe viſitiren und die Effekten verſiegeln zu laſſen. Dies währte ungefähr eine halbe Stunde. Der Morgen dämmerte roth und heiter auf über den Bergen, welche Nebel kreuzten. Dieſe fangen an kahl und öde zu werden, und nähren nur in ihren Klüften und Gräben einiges Grün und Buſchwerk; doch auch hier ſind noch, wo es eben iſt, kleine Felder und hübſche gewäſſerte Wieſenſtreifen, worauf Stiere und Mäuler weideten. Der Weg iſt nicht ſteil, noch gefährlich, ſondern windet ſich ſanft hinan. Um 8 Uhr hatten wir die höchſte Höhe des Apennin, die wir zu paſſiren hatten, und die unter dem Namen Monte Traverſa weit berühmter iſt, als ſie verdient. Ich habe in mehrern Reiſebeſchreibungen gräuliche Dinge davon geleſen, wie zur Zeit der Stürme Maulthiere mit Mann und Maus ſind zurückgeworfen, und in die Abgründe geſchleudert worden. Alles dieſes iſt Wind der Fuhrleute und noch blinderer Reiſenden, die Augen haben und doch nicht ſelbſt ſehen mögen. Denn dieſer Monte Traverſa iſt ſehr flach und geht gar mit keinen Abgründen und Schlünden, ſondern ganz ſanft hinunter, und die Stürme von beiden Meeren, dem liguriſchen und adriatiſchen, können auch ſo fürchterlich nicht ſeyn, da dieſes Gebirg mit ſo vielen Brüdern nach allen Seiten umgeben iſt, die eben ſo hoch, oder doch nicht viel kleiner

ſind. Auch wegen der Ausſicht hat es eben keine Vorzüge, und die von geſtern war bey einer kleinern Höhe viel ausgebreiteter und größer. Nicht weit nach dieſem Uebergang über den Rücken des Apennin, ſieht man links in einiger Entfernung einen Rauch, der als eine Merkwürdigkeit bekannt iſt, unter dem Namen des Feuers bey Pietra Mala (ein Dorf). Dieſe Flamme, oder Flammen brechen an einem Berge auf einer Stelle von 25 bis 30 Fuß im Umfange blauleuchtend und hüpfend hervor, wie man von der Teufelsflamme bey vergrabenen Schätzen fabelt. Der Vetturino ſagte: auf meine Frage, es brenne dort von ewigen Zeiten her. Bey Tage ſieht man meiſt nur Rauch, bey Nacht ſoll es oft weit leuchten wie ein Meteor. Dieſer Vulkan ohne Krater und Spalten wäre der Unterſuchung doch wohl werth. Wir ſahen aus der Ferne nur den Rauch dieſes Holzfeuers, (fuoco di legno) wie es der Fuhrmann nannte.

Wie wir nun wieder bergab fuhren, that ſich uns eine ganz andre Gegend auf. Ueberall iſt dieſe ſüdliche Seite des Apennin viel milder und romantiſcher, als die nördliche, und öffnet ſich zugleich mit ſchönen Thälern. Auch weit beſſer angebaut iſt ſie, und die Häuſer in einem nettern Zuſtande. Ob aber die Gegend allein dies mache, oder die beſſere Regierung nicht auch einen Antheil daran habe, das läßt ſich wohl eher fragen, als entſchei-

den. Man ſieht keine Dörfer, oder doch ſelten, ſondern immer nur einzelne Wohnungen, wo ſich in den Bergen ein Feldchen, eine Wieſe und ein Gärtchen findet, für eine Familie geräumig und reich genug. Kirchen und Klöſter liegen auch meiſt wie jenſeits auf hohen Bergſpitzen, und geben einen ſchönen Anblick Die Kaſtanien- und Eichenwälder fangen hier gleich an, und begleiten den Reiſenden durch liebliche Thäler bergauf und bergab, bis er die Gegend hinter Monte Carello hat. Von hier an wird alles milder. Man fährt hoch und hat zu beiden Seiten eine anmuthige Ausſicht über Thäler, die mit luſtigen Wohnungen und Thurmſpitzen wie beſäet ſind. Es geht wie durch einen ſchönen Garten. Reben voll der herrlichſten Trauben ſchlingen ſich um ihre Bäume, oder ſtehen auch zum Theil nach teutſcher Art an Stäben. Die Kaſtanienbäume werden ſeltner und ſtehen nur noch an den rauhern und felſigtern Plätzen, und Oel- und Feigenbäume kommen dafür, die letzten mit reifen Früchten, die erſten mit ihrer Trauerfarbe unter dem friſchen Grün der letzten noch mit unreifen Beeren bedeckt. Jetzt findet man am Wege und ſeitweges ſchon anmuthige Villen, wo die hohen und dunkeln Cypreſſen wie Schildhalter ſtehen. Selten ſieht man einen Park dieſer Bäume. Gewöhnlich ſteht nur Eine, höchſtens zwey Reihen vor dem Hauſe, oder auch rund herum. Sie ſtehen

wie Rieſen unter den andern Frucht- und Obſtbäumen. Nun erſt hatte ich das rechte Italien, und ſah das ſchönſte Land zum erſten Mal in ſeinem eigentlichen Gewand und unter den ſchönſten Bergen. Durch die Gärten, Weinberge und Villen laufen Gebüſche, Wieſen und Felder hin. Ich dachte an Plinius Landhaus am Fuße des Apennin, wie er in einem ſeiner Briefe es ſo reitzend ſchildert, noch mehr, als ein Jäger losbrannte, und bald noch ein andrer, der den Haſen erlegte, den jener verfehlt hatte. So wechſelte ein Thal nach dem andern mit dem Durchſchnitt einer ſchroffen Anhöhe ab, und wir hielten endlich in einem Wirthshäuſe ſtill, das in einem Bergthale unter Feigen und Nußbäumen am Bache lag. Es gab ein gutes Mehl und guten rothen Florentiner Wein. Der Weg von hier windet ſich immer eng durch Bergthäler mit kleinen Feldern und Häuschen, bis endlich Reynek vom Bock ſchrie: voilà Florence! Alles ward munter. Ich ſprang aus dem Wagen und ſah eines der ſchönſten Thäler Italiens, das Arnothal und tief im Grunde die hohe Kuppel des Doms und den Thurm des alten Pallaſtes von Florenz. Wir rollten nun noch eine Meile bergab und fuhren mit der Dämmerung in die Stadt ein. Ich nahm im Gaſthofe della Gran Bretagna mein Quartier, und miethete mir die nächſten Tage ein

helles Städchen am Arno, nahe bey der gran piazza.

Gegenden um Florenz.

Ich werde in der Beſchreibung der Umliegenheiten von Florenz etwas weitläuftiger ſeyn, theils weil dieſe das ſchönſte Bild von dem Zuſtande Toſcanas geben, theils auch, weil man bey einer allgemeinen Aufrechnung gewöhnlich ſo viel Kleines überſieht, was den Karakter eines Landes und Volkes aufſchließt, ſo wie man in kleinen unwillkührlichen Zügen und Lichtſeiten, die hervor ſpringen, das tiefere Dunkel eines Einzelnen ſchaut.

Wanderungen in den Nordoſt von Florenz.

Ich hatte den 19ten Oktober beſtimmt, Pratolino, das man mir ſeiner ſchönen Lage wegen rühmte, zu beſuchen, und wandelte längſt der Bologner Straße immer durch Fluren und Weinberge etwa ein anderthalb Meilen fort. Die letzte halbe Meile geht man auf ſchroffem Pfade, immer nur einzelne Bäume vor den Augen, bis ſich unter kahlen Bergen ein ſanftes Thal aufthut, worin Pratolino in ſeinen dunkeln Bäumen erſcheint. Bald fand ich den Caſtaldo des Großherzogs, der, ſo wie wir in den Pallaſt traten, mich mit den Worten empfing: alles iſt geplündert und nach dem Pallaſt Pitti gebracht. Ich fand dieſe Klage nur zu

wahr. Die großen Säle ſtehen leer und öde, und Tauben und Schwalben fliegen durch die zerbrochenen Fenſter. Die Wände ſind eingeriſſen, die Decken abgeblättert, die Fußböden hie und da verſunken. Alles verkündigt den ſchnellen Verfall dieſes ſchönen Gebäudes, wo nicht mit beſſerem Geſchmack für die große Natur ein Retter erſcheint. In dem erſten unteren großen Saale ſieht man noch ſchöne Bruſtbilder der alten Mediceer, wie in den Gemächern ihre Ehrentage und Gelage zum Theil gemahlt ſind. Dieſe und andre Gemählde liegen in Staub und Moder herum, und werden ſchon von Näſſe und Würmern zerfreſſen. Wo man reich iſt, wirft man ſo vieles hin, was man anderswo als ein Heiligthum bewahren würde. Es wäre wahrlich ein erlaubter Diebſtahl, einige ſchönere Gemählde aus dieſer Verweſung zu ſtehlen.

Die Ville iſt von Franz dem Erſten gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erbaut. Die Meiſter ſind die beiden Buontulenti, Bernard und Franz, Vater und Sohn. Vor dem Pallaſte iſt ein ſchöner Hof im halben Monde. Zu den Seiten ſind Wohnungen und Ställe, jetzt für Bauers- und Handwerksleute und für den Verwalter. Grade vor dem Pallaſte am Hofe liegt der Park, der ſonſt durch ſeine Bildhauerei, Waſſerkünſte und Grotten die Zierde des Landes war. Vorne führt ein ſchöner grüner Platz an einen Teich, (vivajo, piſcina)

der Grund umher mit großen Steinen eingemauert iſt. An ſeiner nördlichen Seite thront auf ödem Geſtein, das in einer F[illegible]wüſtung zuſammengeworfen ſcheint, ein ungeheuer ſitzender Rieſe, der aufgerichtet über 50 Fuß hoch wäre, ein Emblem des Apennin. Sein Bart, ſein Haupt und Gebein iſt mit Bröckel- und Tuffſtein künſtlich genug beworfen, und eben ſo hat er einen ſteinernen Pelz um, der ſeiner Figur wohl ſteht; aber auch dieſes bröckelt immer mehr ab, und Gras und Moos erſetzt dies Kleid. Unter ſich hat er einen Drachen, der aus ſeinem Maule einen Strom Waſſers in den Teich ſpeit, welcher von Fiſchen wimmelt. Ein andrer geflügelter Drache iſt hinter ſeinem Rücken, auch ein waſſerſpeiendes Ungeheuer, das ſeinem Meiſter Ehre macht. Unten ſind Grotten, mit Muſcheln und Geſtein künſtlich und zierlich beſprengt, es rieſeln kleine Waſſerröhren und Sprützen, und in ſeinem Bauche ſelbſt iſt ein niedliches Zimmerchen für eine Nereide, mit Perlmutter, Muſcheln, Tuffſtein und kleinen Waſſerſpielen geſchmückt. Aber auch dieſes einzige Denkmal wird bald zuſammen fallen, woran Johann von Bologna ſo lange gearbeitet hat. Die übrigen Kleinigkeiten, die noch da ſind, verdienen keine Erwähnung. Die Gänge ſelbſt ſind mit Gras und Geſträuch verwachſen; und die Bäume zeigen in ihrer Wildheit noch die Scheere des Gärtners, der ſonſt zierliche Wände aus ihnen zu

bilden mußte. Es laufen mehrere von dieſem Teiche und zu beiden Seiten aus, und wechſeln mit einzelnen grünen Plätzen, jetzt in ihrer wilden Naturſchönheit noch lieblicher, als je vorher. Sie haben hier und dies ganze Thal hinunter, auch ſüdlich im Garten hinter dem Schloſſe, einen ſo hohen Wuchs, wie man ſie in der ganzen Gegend nicht leicht findet. Ich habe um Florenz keinen Ort gefunden, der eine erhabnere Natur und Wildheit und Milde ſo vereint zeigte. Mächtige Eichen, Cipreſſen, Tannen und Pinien ſchmücken dieſes reitzende Rund vor dem Schloſſe, und unter ihnen ſteigen Leccien, (eine Art Eichen; ilex) Mortellen und Lorbeern mit ewigem Laube empor. Die Gänge ſind meiſt mit Lorbeerbüſchen, Myrrthen, Lentaggio und andern Sträuchen eingefaßt, und noch jetzt blühen auf allen Raſen Blumen, die das Gebirge und kalte Quellenwäſſer lieben. Hinter dem Gartenplatz kömmt der Park, der mit Fichten und Eichen nördlich ans Gebirge hinanläuft. Der Garten hinter der Ville iſt im geſtutztern Geſchmack, und trägt Reben und Blumenbeeten, und hinter ſeinen Mauern rieſelt ein Bach in vielen Armen durch Eichen, weiterhin im Oſten ſteigen Rebenhügel mit Oel- und Feigenbäumen luſtig empor.

Ich verließ dieſen lieben Ort, und kletterte den Monte Schario hinan, eine einzelne Bergſpitze im Norden in dunkeln Tannen, welche ſich romantiſch

unter ihren Geſellen erhebt. Dieſer Berg iſt berühmt durch ſeine Einſiedler aus der alten Zeit, und es iſt nichts begreiflicher, als wie Menſchen, die durch Schwärmerei, oder Ungeduld und Kummer des tollen Lebens ſatt geworden ſind, ſich hieher flüchten und allein mit den Geiſtern des Himmels und der Erde hier leben konnten. Auch mich wandelt oft ein Gefühl der Sehnſucht an, wenn ich ſolche Gegenden ſehe, ein Gefühl, das uns ſagt, wie vieles wir durch die Geſellſchaft einbüſſen, das ſie uns kaum durch ihre beſten Güter erſetzen kann; wie Himmel, Erde und Meer, Sonne und Mond mit ihren Sternen, wie die Bäume, die Blumen und die Kräuter doch dem Menſchen erſcheinen mögen, der von Jugend auf mit ungeknicktem und unverdrehtem Menſchenſinn unter ihnen gewandelt iſt, o das ahnen wir kaum in ſeltnen Augenblicken! Sollten alle Eremiten nur den Todtenkopf angeſchaut und das Crucifix umhalſt haben? ich zweifle. Jetzt ſteht hier unter den Fichten ein Kloſter der Eremiten, die ſich Diener der heiligen Jungfrau nennen. Die Stifter waren 7 edle Florentiner, die im 13ten Jahrhundert hier lange in Höhlen lebten. Später aber gab ein Florentiner, Benizi, der jetzt unter den erſten Heiligen prangt, dem Werke erſt ſeinen Glanz. Er baute ſich eine Laube aus Tannen, unter welchen er lange einſam, Winter und Sommer, auf dieſem hohen Gip-

fel bebte. Ich ſaß unter ihren hohen Wipfeln und träumte von heiliger Anbetung des Erhabenſten, was ein Menſch träumen kann, kroch in die 7 Grotten der Einſiedler, die man in der Einfaſſung des Kloſters ſieht, und beſprach mich mit einigen Eremiten, beſah noch das finſtere Kloſter von la Trappe Buonſolazzo, und wanderte dann immer bergab wieder in milderen Fluren von Florenz. Näher der Stadt und dem prächtigen Thore von San Gallo, beſuchte ich noch mit heiliger Ehrfurcht die Ville Careggi, die Kosmus der Alte, der größte der Mediceer, im 15ten Jahrhundert erbaute. Dieſe iſt merkwürdig, weil ſie der platoniſchen Akademie, die ſich unter ſeinem Enkel Lorenz in Florenz zuſammen fand, zum Verſammlungsort diente. Sie beſtand aus den berühmteſten Männern der Zeit, die der pflegende Geiſt der Mediceer in ihre Vaterſtadt ſammelte, aus Lorenz von Medici, Marſilio Ficino, Angelo Poliziano, Hermolao Barbaro, Pico di Mirandula, lo Scala und andere.

Den nächſten Morgen, den 20ſten Okt. wanderte ich wieder aus der Porta Pinti, um die nordöſtliche Gegend, die zwiſchen dem Arno und dem Wege von Bologna liegt, zu entdecken. Ich hielt mich unten nicht lange auf, ſondern eilte zur Höhe, um freiere Luft und Ausſicht zu gewinnen. Bald war ich in dem ſchönen Cipreſſengang der Villa

Guadagni, wo die Ebne in Hügeln aufzusteigen beginnt. Gleich daneben kömmt man an ein Dominikanerkloster, und steigt von da zu der lieblichen Villa Girolano, die sonst ein Kloster war. In der Kirche liegt ein wackrer alter Künstler in Erz und Marmor begraben, Franz Ferrucci von Fiesole. Man sieht sein Bildniß, von ihm selbst in Porphyr gemeißelt. Von der Terrasse dieser sonnigen Ville hat man im Duft der Orangen eine der schönsten Ansichten der Stadt, die etwa drey viertel Meilen entfernt liegt.

Hoch über Girolamo in öden Gebirgen, wo nur Oelbäume, Feigen, Giuggiolen und Sorben stehen mit wenigen magern Reben, liegt die Kirche und der Pallast des Bischoffs von Fiesole, und zugleich ein hübsches Seminarium, stattlicher von Ansehen, als die beiden vorigen. Wenige andre Häuser liegen in der Runde umher, und man kann es jetzt nur noch ein Dorf nennen. Ehedem war es eine Stadt, und zwar eine solche, die die Florentiner so in Zorn setzen konnte, daß sie sie im Anfange des eilften Jahrhunderts von Grund aus zerstörten. Von ihrem vorigen Daseyn sieht man nichts mehr als einiges alte Gemäuer. Zwischen hier und Florenz ward im Anfange des fünften Jahrhunderts die fürchterliche Schlacht zwischen dem Gothenfürsten Radagais und Stilico geschlagen. Ueber Fiesole zogen sich noch viele Tausende.

von Barbaren über den Apennin zurück, und gingen wieder über die Alpen nach Teutschland und Gallien.

Westlich über Fiesole war eine Art Feste auf einem abgeschnittenen Berge, wo sich jetzt Franciskaner angebaut haben. Dieses schöne Kloster war das weiteste Ziel meiner heutigen Pilgrimschaft. Der Weg läuft von Fiesole steil, aber wohlgebahnt hinauf. Hier warf ich mich oben auf der grünen Terrasse hin, und genoß eine himmlische Aussicht. Ich übersah nicht allein die Ebne unter mir und die Stadt, sondern den ganzen Lauf des Arno und sein Thal, so weit es von Osten nach Westen fortläuft und von Bergen umschlossen wird. Hier hatte ich zum ersten Mahl die ganze Gegend von Florenz unter mir, und konnte jeden Ort der Lieblichkeit wieder finden. Im Norden sah ich Pratolino und den Monte Senario, und fern den grauen Apennin. Hinter dem Kloster nach Nordwesten läuft der Berg öde und steil hinab mit Cipressen, Eichen und Lorbeerbüschen, zu deren Füßen Oelgärten laufen. Auf der grünen Terrasse sieht man den Vater des Ordens an einer Seite des Klosters mit dem Kreuz, und nicht weit davon berichtet eine Inschrift der Nachwelt, daß Joseph und Leopold 1775 auch von hier hinab schauten, und sich in den Bergen und Thälern von Fiesole wohl gefielen. Unten bemerkte ich noch bei'm Weggehen

an einem kleinen eiſernen, an der Wand hängenden, Kreuze eine Inſchrift, die mir eine kleine Aufklärung gab. Ich hatte die Leute bey ſo einem Kreuze ſich oft tief bücken und es herzhaft küſſen geſehen, nun ſah ich, daß die Herren es nicht umſonſt thun. Ich las: „wenn man dieſes Kreuz an jedem beliebigen Tage, oder Stunde küſſet, ſo erhält man völligen Ablaß für ein Jahr.“ —

Von hier ging ich wieder durch Fieſole und immer öſtlich, bis ich auf dem kahlen Rücken der höchſten Berge dieſer Seite ſtand. Ein friſcher Wind wehte um mich, und mit ihm ſchien aller Staub der Erde zu verfliegen, ſo leicht und heiter fühlte ich mich hier. Hier iſt überall eine ganz andre Natur, als im Süden und Weſten von Florenz, auch wenn man tiefer ſteigt. Sobald die Ebne aufhört, ſteigen die Hügel nur mit tiefen Einſchnitten zu Bergen, von denen brauſende Waſſer über Steinklumpen rauſchen. Jenſeits ſind ſie mehr gerundet, und ſehen von oben bis unten nur wie ein ſchöner Garten aus. Im Gebirg hier und in ſeinen Klüften ſind die einzigen Bäume Weißpappeln (arberi, alberi) und Eichengeſträuch, ſeltner Tännen und Cipreſſen und einzelne Lorbeer- und Kaſtanienbüſche. Unter dieſen ſteht Myrrthe, Rosmarin, Haide, Tamariſken, (μυρίκη, myrice) Rinubrentelli und manche Blumen des Herbſtes; an den Bächen Binſen, Ginestra, (eine Art Ginſt

oder Hasengeil, das aber weicher und binsenähnlicher ist) und Bachbungen. Tiefer unten beginnen Oelberge und Reben. Ich fand eine Menge Steinbrüche und Arbeiter darin. Sie saßen eben bey dem Mittagsmahle in großen Marmorsälen, die sie ausgehauen hatten mit natürlichen Pfeilern, damit der Berg ihnen nicht über den Kopf komme und alles zusammen stürze. Einige dieser Marmorsäle träufelten rauschendes Wasser herab, und wären die schönsten Grotten für Einsiedler, wenn diese heilige Liebhaberei nicht so ganz aus der Mode gekommen wäre. Von hier stieg ich über niedrigere Berge zu den Ruinen eines alten Schlosses hinab, wo ich meinen Füßen eine kleine Ruhe gönnte. So wanderte ich durch die lachendsten Villen dieses östlichen Thals an den Arno, den ich eine Meile verfolgte, bis das Thal sich schloß. Unterwegs traf ich einen Wahnsinnigen in einem Dorfe, der wunderschön die Flöte spielte, die schon eine halbe Stunde vorher zu mir zu dem Berge hinaufgeklungen war. Kaum trat ich näher zu ihm, so hörte er auf und warf sich neben einem Sacellum der heiligen Jungfrau hin, und fing laut zu predigen an, so daß sich Kinder und Neugierige um ihn sammelten. Es war das verrückteste Zeug, was ich in meinem Leben gehört habe, aber der Mensch sah nicht ganz verrückt aus, und als er die Flöte wieder ergriff, schien eine Art himmlischer Entzückung aus allen seinen

Zü-

Gängen zu leuchten. Mir fiel es ein, ob ein Wahnsinn nicht oft eine Wohlluſt des Daſeyns iſt, die dieſe tief-fühlenden Menſchen weit über ihre Hörer und Geher erhebt. Seine Worte waren offenbar die eines Tollen und gewiß meiſt nicht wahr. Er ſchwatzte, daß er im Gefängniß liege und eine ungeheure Summe zahlen ſolle, die er nicht aufbringen könne, doch werde Elias nächſtens im Donnerwetter kommen, und ſich mit einem Sack voll Gold zu ſeiner Flöte hinabneigen, und dann wölle er dieſe Flöte nur an heiligen Feſttagen, und in den Kirchen ſpielen. Er ſchalt die Fürſten alle blinde Maulwürfe, und meinte, er müſſe ſich an den dort oben wenden, um ſein Recht zu haben. Seine Flöte hallte mir noch lange nach, auch als ich ſie nicht mehr hörte, und ſo ging ich träumend am Arno hin, und wandte mich endlich, als ich das Ende des Thals hatte, um an ſeinen Ufern wieder zur Stadt zurück zu gehen. Dieſes Thal läuft ungefähr fünf viertel Meilen öſtlich von der Stadt und erweitert ſich, wie es der Stadt näher tritt. Der Anfang iſt unbeſchreiblich ſchön durch die herrlichen Villen, die jenſeits auf den Hügeln liegen, welche nahe an den Strom treten. Der Strom ſelbſt iſt mit Weißpappeln begränzt, und meiſtens mit Wall und Mauern eingeſchloſſen, um die niedrigen Pflanzungen vor Ueberſchwemmungen zu ſichern. Auf dieſem Wall geht es luſtig zur Stadt,

und der Gedanke dringt sich einem von selbst auf, daß es nicht leicht einen bevölkertern Fleck der Erde geben kann, als die Gegend um Florenz, noch einen schönern, wenn die Menge der Villen und Klöster nicht einige sanskülottische Gedanken einflößen. Wie viele müssen nicht arbeiten, damit eben so viele vielleicht faullenzen und beten? etwas anders sollte es wohl seyn, auch wenn wir die levaillers herzlich verabscheuen.

Das Volk ist arbeitsam und thätig und alle Hände, die sich nur noch rühren können, sind in Bewegung. Jetzt werden die Bäume gerupft und die Reben und Zweige ausgeschneitelt, zum Futter für das Vieh und das Gröbere zur Feurung. Andre hacken und graben und säen für das künftige Jahr, schneiden die Rohrstangen an Bächen und in Gärten, wo man Rohrpflanzungen hält. Andre fahren auf den Straßen mit einem dürren Eselein, oder auch Buben mit Körben am Arm, worin sie sammeln, was die Pferde und Mäuler fallen lassen. Noch andre endlich sitzen an den stillern Plätzen am Vogelheerde mit einer Menge Anlocker und Schreier; denn die Weinberge und Gärten wimmeln von Krametsvögeln, Drosseln, Ortolanen, Finken und Zeisigen, die eingelockt und dann gerupft und ungerupft in der Stadt umgetragen werden. Ja sogar am Strom sah ich einen Mann, der große Haufen Rohr und Reisig, so der Strom bei'm neu-

lichen ſtarken Regen ans Land geworfen hatte, zuſammen gebracht hatte, und zu einer Art Kohlen brannte, die er nachher um einige Paoli verkauft. Weberſtühle für die Weiber findet man in vielen ländlichen Häuſern neben den andern Geräthen des ländlichen Fleißes, und große Laken Leinwand zum Theil um die Eſpen gewunden und ſo bleichend. Der Tauben ſind eine ungeheure Zahl und alle Weinberge voll davon. Sie haben bey vielen Bauerwohnungen und ſelbſt bey einigen Villen Thürme von zwey, drey Stock, wo ſie niſten. In den Feldern findet man noch Saggina, eine Art brauner Hirſe und Feldbohnen und Wicken geſäet, die entweder als Futterkraut abgemähet, oder als Dünger mit der Winterſaat untergepflügt werden. Aehnlich fand ich es ſchon in Staiermark und Krain.

Die ſchöne Ebne unter dieſen nördlichen Bergen, zwiſchen dem Strom und der Stadt, heißt la pianura di San Salvi, von einem der berühmteſten Klöſter darin, der Nonnen von San Salvi. Dieſes ſoll ſchöne Gemählde haben. Ich fand aber wegen der heiligen Jungfrauen Schwierigkeiten eingelaſſen zu werden. Die Einfaſſungen der einzelnen Beſitzungen ſind entweder hohe Mauern aus Ziegeln und Feldſteinen, oder kleinere aus auf einander geſetzten Feldſteinen, worauf gewöhnlich noch eine lebendige Hecke prangt; oder es ſind bloße

Hecken aus Hagedorn, Cipreſſen, Hartbaum, Liguſter, Myrrthen, Brombeeren, Epheu und andern zuſammen geflochtenen Dorn- und Rankengeſträuch, denen man oft noch einen Graben zum Schutz gegeben hat; oder es ſind endlich bloße Stacketen aus Rohrhalmen mit kleinen hölzernen Stäben, die hier reſpektirt werden.

Wanderungen in den Südoſt von Florenz.

Ich will nun immer ſo vom Norden rund um die Stadt fortgehen, und meine einzelnen Tagfahrten beſchreiben, bis ich wieder im Nordweſten zu der Porta San Gallo komme, von wo ich meinen erſten Ausflug gemacht habe.

Nachdem ich meine Morgenandacht im Pallaſt Pitti und Garten Boboli gemacht hatte, wanderte ich durch die Porta San Niccolò und ſchlenderte das ſchöne jenſeitige Arnothal durch, bald näher am Strom, bald an und über den Weg nach Arezzo. Von Florenz läuft es etwa 6 Miglien, ſo wird es von Bergen umſchloſſen, und ſeine größte Breite mag drei viertel Meilen ſeyn. Es iſt ein anmuthiges Thal und noch fruchtbarer und behauter als die geſtern durchwanderte Ebne von San Salvi. Auch hier wimmelt es von Villen und Klöſtern, doch was ſoll ich Namen herrechnen? Etwa 5 Miglien von Florenz liegt die Kirche der Maria dell' Im-

pruneta, die ich des Spaßes wegen beſuchte. Sie hat ein berühmtes Marienbild, zu dem in allen Nöthen und Freuden gewallfahrtet wird, und von dem die Legende viele Mirakel erzählt. Man wollte der heiligen Jungfrau, die in einer Peſt ſich ſo hülfreich und gnädig erzeigte, eine Kirche bauen, aber ihr misfiel der Platz, wo man den Bau angefangen hatte, und ſie ſtürzte jede Nacht zuſammen, was man des Tages aufgeführt hatte. Warum ſie dies nicht auch des Tages that, erzählt die Legende nicht; ſie muß ſich doch wohl vor den Leuten dieſer wirklich leidigen Prellerei geſchämt haben. Man beſchloß endlich, ein Ochſenurtheil entſcheiden zu laſſen, jochte zwey Stiere zuſammen, hinter welchen man Steine lud. Wo ſie ſtill ſtanden, da fing man an zu graben und den Grund zu legen. Und o Wunder! eine polydoriſche Klageſtimme tönte aus der Erde, wo ein Arbeiter zu unſanft mit der Hake Grund ſuchte. Alles lief hinzu und man fand nichts geringers, als die Jungfrau mit dem Kindlein im Arm, die ſeither ſo großes für Stadt und Land gethan hat. Man findet die Geſchichte in dem Tabernakel der Madonna in einem Basrelief aus Marmor, woraus ein Pater ſie mir mit vieler Redſeligkeit verdollmetſchte. Die Kirche hat ſich wohl dabey befunden, und iſt durch Opfer und Weihgeſchenke reich geworden. Ich beſtieg von hieraus die Berge, welche die ſüd-

östliche Gegend von Poggio Imperiale bis zur Karthause von dieser absondern. Diesseits ist der Berg oben mit Eichen und Kastanien und kleinen Sträuchen besetzt, weil er der Sonne abwärts liegt, jenseits hat man sogleich Oel und Reben. Ich wanderte seinen Rücken hinab immer näher der Stadt zu durch Oel- und Rebengärten, wo ich naschte, was die Winzer etwa hatten hängen lassen. Es war ein rechter Naschtag, warm und lieblich und die Luft so klar, daß auch kein kleinster Laut verloren ging.

Diese schönen Berge und alle ihre Nachbaren hinter Villa Imperiale und der Karthause im Südost, tragen den besten und lieblichsten Florentiner Wein, der aus weißen Trauben gepreßt wird, und unter dem Namen Verdee auch Bergo bekannt ist. Nahe der Stadt hinter dem Garten Boboli und dem Fort, werden diese Berge immer steiler und ein wahrer Oelberg. Hier liegen ein Paar berühmte Kirchen, die des Klosters San Francesco al Monte und des San Miniato. Man muß beide besteigen, um einmal eine Stadt im eigentlichen Sinn unter den Füßen zu haben. Besonders schön aber ist die Lage und die ganze Aussicht der Kirche San Miniato, die mit ihren hohen Mauern auf dem schroffen Berge eine Art von Festung bildet, und mit Epheu und dichtem Eichen- und Lorbeergesträuch verwachsen ist, aus denen sie mit ihrer

bunten Vorderseite freundlich auf die Stadt hinab steht. Der heilige Miniato muß ein wunderfrommer Mann gewesen seyn, wenigstens ist die Anekdote von seinem Ende möglichst stark. Er wohnte mit einigen frommen Gefährten hier auf diesem Hügel. Decius ließ viel an ihm probiren, um seinen Glauben zu verlocken, da aber dies nichts half, so ward ihm der Kopf abgeschlagen. Dies geschah diesseits des Arno. Miniato kam dabey nicht aus der Fassung, sondern setzte sich den Kopf auf den Rumpf, und spazierte über den Arno den Berg hinan, wo er gebührend und am gebührenden Orte seinen Kopf wieder ablegte, und mit ihm zugleich das irdische Leben. Dies und die Wunder, die seine Gebeine noch später thaten, verdiente wohl eine Kirche. Sie sind nach Monte Uliveto transportirt, dessen Bewohner in dieser Kirche den Dienst haben. Ich besah noch das Kloster von San Francesco, und stieg dann den Weg hinunter, der eine via crucis ist, den ich nun freilich bequemer machte, als die ihn mit gebührenden Reverenzen gegen die Kreuze, die hier stehen, hinanklimmen. So kam ich grade auf die Pforte San Miniato, die aber, wie die von San Giorgio, immer geschlossen ist, vermuthlich, um hier keinen Einnehmer halten zu müssen. So muß man nun den langen Weg um die Mauern bis zur Porta San Niccolo machen. Dies ist äußerst unbequem, und macht für manche,

die hier hinter der Stadt Gärten und Felder haben, oder wohnen, einen Umweg von einer viertel Meile. Eines dieser Thore, die die Mitte der jenseitigen Arnostadt halten, sollte billig für Fußgänger offen seyn. Nun giebt es nur die beiden Endthore San Pietro Gattolino und San Niccolo, die über eine viertel Meile von einander entfernt sind.

Meine zweite Tagfahrt ging schon weiter von Osten in den Süden, und gehört zu den schönsten Tagen meines Aufenthalts in Florenz. Es war der 22ste Oktober, als ich um 8 Uhr durch die Porta romana, oder San Pietro Gattolino meinen fröhlichen Marsch antrat, und mich zuerst auf die reitzende Villa Imperiale wandte, wo bald der König von Sardinien einziehen sollte. Man steigt durch eine feine Allee von Cipressen und Leccen sanft bergan, die etwa eine halbe viertel Meile, von der Porta Romana an gerechnet, lang seyn mag. Am Eingang und Ende sind Statuen. Sehr schön stehen hier sogleich voran unter ihrem Himmel, leidlich aus Marmor gebildet, in einem vertieften Runde die vier Statuen, Homer, Virgil, Dante und Petrarca. Ferner kann man unter kolossalischen Bildern den Arno und die Arbia sehen, und vor dem Pallaste den Atlas mit der Himmelskugel, und Zeus mit dem Donnerkeil. Es ist eine nette Villa auch von Buontalento. Die Gärten sind hübsch mit mancherley Natur- und Kunstzierden, die Sim-

mer elegant und wohl erhalten, und mit einigen guten Gemählden unter vielen mittelmäßigen verziert. Man war eben am Süderende mit einem prächtigen neuen Bau beschäftigt, der diese Ville um die Hälfte größer macht. Von allen Bildnissen und Schildereien gefiel mir vor allen die reitzende Maria von Tizian und die beiden Köpfe des Petrarch und der Laura, die in so eine Ville, nur nicht in so eine bunte Gesellschaft gehören. Von hier ist eine herrliche Aussicht im Osten auf die besten Weinberge um Florenz, und in Süden auf die Karthause und ihre Umgebungen. Bald stieg ich von hier die Hügel hinan, wo die Verdee wachsen. Die ganze Gegend scheint nur ein Garten, und ist mit Reben, Oelbäumen und andern Früchten besäet. Die prächtigsten Villen liegen umher und wechseln mit Klöstern und Kirchen. Schwerlich giebt es um Florenz eine lustigere und lachendere Gegend, als diese gegen Osten; so wechseln Hügel und Thäler, Berge und Ebnen, Gärten und Wiesen und Felder in mannigfaltiger Anmuth. Unten in den Thälern laufen schnelle Bäche, mit Espen und Erlen umpflanzt, und mit hohem Rohr verhüllt. Ich traf so einen rieselnden Bach. Pferde und Kühe graseten auf seinen Wiesen, die Knaben, die sie hüteten, sangen lustige Lieder. Ich warf mich nicht weit von ihnen unter Pappeln hin, dachte an Theokrits Kalabrien und Sicilien. Von hier ging

es nachher bergan, und immer durch Reben und Baumpflanzungen, über Schlüchte und unwegsame Pfade: auf die südlicher liegende Karthause zu, die ich einige Stunden nach Mittag erreichte.

Diese Karthause liegt südlich von Villa Imperiale, etwa drei viertel Meilen von der Stadt, auf einem einzelnen Hügel, der rund umher abgeschnitten ist und hohe Berge hinter sich hat. Nordwestlich braust ein Giesbach in tiefen Ufern um ihn herum. Lorbeern und Oelbäume, mit höheren Eichen und einzelnen Cipressen gemischt, kränzen seinen Fuß und laufen in Terrassen bis an die Mauern des Klosters, das im weiten Umfange da liegt. Diese Büsche werden oben zu lustigen Gärten, die eben so gut ein Lucullus, als ein Karthäuser bewohnen könnte. Ein gut gepflasterter Weg führt steil im Süden in das Kloster. Wie ich ihn hinan klomm, saßen mehrere weißkuttige Dickbäuche oben auf den Mauern und guckten in die schöne Welt, die ihnen freilich gesperrt ist. Sie zeigten mir mit vieler Gefälligkeit ihre Kirche und Kloster, so weit sie konnten. Es hat manche gute Gemählde aus der Leidensgeschichte von Pontormo und Sanzi di Tito, und eine Menge Reliquien. Zu diesen ist nun noch eine hinzugekommen, womit sich die guten Karthäuser gar viel wissen. Dies ist der heilige Vater von Rom, der hier seit einiger Zeit sein Quartier gehabt hat. Ich habe ihn nur pro Forma

geſehen, wie er officiirte und einer Menge Volks, die hinzugelaufen war, den Segen ertheilte. Ob mir etwas davon zugekommen iſt, weiß ich nicht, weil ich ihn nicht gläubig empfing. Es iſt eine ſtattliche Figur voll Freundlichkeit und Ernſt, mit einem feinen Bauche und feurigen Moſesgeſichte. Der ſicherſte Beweis dafür iſt, daß mich auch gar kein Gefühl des Mitleids mit gefallener Größe anwandelte, deſſen man ſich ſonſt doch nicht leicht erwehren kann. Er iſt mehr groß, als mittlern Wuchſes, und hat noch jezt eine ſo brave Miene, daß ich es wohl glauben will, daß er ein ſchöner Jüngling geweſen iſt; da er noch als Greis das Wort verdiente: tant' è bello, quant' è ſanto.

Von der Karthauſe wandte ich mich mehr ſüdlich, und die Freuden des ſchönen Tages ſtiegen mit den Bergen. Die ſchöne Gegend war mir bisher meiſt ein verſchloſſenes Buch geweſen, aber von dieſen Bergen, die ich nun erſtieg, ſah ich ſie in all ihrer Lieblichkeit unter mir ausgebreitet, ſah im Süden und Weſten ferne Tannenberge dämmern, ſah den Lauf des Arno in den Weſten hinein bis Poggia a Cajano. Ich kletterte unter Oelbäumen und Eichen von hier zu einer niedlichen Einſiedelei, die der Karthauſe grade gegenüber lag, ein Geflecht aus Eichen und Cipreſſen zu einer dichten Leibwohnung mit zwey Ausgängen, Bänke und Seſſel aus Steinen und Holz drinnen, Körbe

und Geräth des Vogelstellers aufgehangen. Mir gefiel dieses Kriechloch menschlicher Größe sehr, und ich segnete den Großen, der den Einfall hatte, auf ödem Gebirg so ein Plätzchen der Ruhe und Freude zu bereiten. Durch Gebüsch stieg ich ins Thal, kam an einen Bach und fand an der Brücke einen Leichenzug heranziehen, der schon aus der Ferne mit eintönigem Gebrumme mir entgegen summte. Voran gingen vier Männer mit Fackeln, dann folgte ein Ding wie ein heiliges Panier mit Kreuzen und einem Todtenkopf, auf schwarzem Grunde weiß gemahlt; das Gefolge, eine lange Reihe, marschirte nun, die Priester in weißem und bunten Meßgewande, die Bauern und Folger alle in dunkel- und hellblauen weiten Ueberhemdern, die mit einem Gürtel an den Leib geheftet tief zur Erde hinabhingen. An den Seiten und in der Mitte gingen noch mehrere Fackelträger. Wann Stille war, so sprachen, scherzten und lachten Geistliche und Laien, aber sobald die erste Stimme den Gesang intonirte, ward das Blöcken allgemein. Ich eilte, um diesen aus dem Wege zu kommen, und ging durch den schauerlichen Grund fort, wo mich nur Eichen und Buchen und hängende Felsen umgaben, und einzelne Wiesen zum Bache sich senkten. Endlich erreichte ich wieder die Höhe, und machte vor der sinkenden Sonne noch ein Paar Besuche an zwey freundlichen Stellen dicht vor der Stadt.

Der erſte war das Kloſter Monte Ulivето gleich vor der Porta à San Frediano linker Hand, wo man einen graden Fußſteig und mehrere ſteinerne Stuffen hinanſteigt. Die Kirche iſt recht hübſch und das Kloſter einfältig und ungeſchmückt, und die Väter haben ihre Gärtchen, ihre Vogelbauer und Taubenſchläge, weil der Menſch doch etwas haben muß, was er lieben, oder womit er ſpielen könne. Aber das ſchönſte was ſie haben, iſt ein runder Hügel ſüdlich über dem Kloſter, mit Cipreſſen eingefaßt und mit einigen Bänken beſetzt. Man ſteigt mehrere Stuffen hinauf, und ſieht dann über das Kloſter ſelbſt weg. Man hat eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt, eine weit ſchönere aber in das ſüdweſtliche Arnothal bis an die Berge hinter der Karthauſe und Poggio a Cajano.

Von hier geht man durch einige Thäler ſüdöſtlich, und kömmt nach der Villa Belloſguardo, die der Porta romana näher und weit höher liegt, als Monte Ulivето. Dieſe reitzende Ville hat von ihrer Lage den Namen, aber der Hinabblick auf die Stadt iſt ſicher der ſchönſte, den man in der Nähe von Florenz hat. Man ſieht ſie hier meiſt der Länge nach, von dem Arno in zwey ungleiche Hälften getheilt. Das Gewimmel der Brücken, der Glanz der Palläſte des Arno, die Kirchen mit ihren Thürmen und Kuppeln, alles tritt ſo lebendig hervor. Boboli, Villa Imperiale, die Karthauſe und weit

über der Stadt der Monte Senario, Pratolino mit seinem Hain, San Francesco und Fiesole, und die Ebnen San Salvi und Ripoli kommen wieder. Und dies alles ist die Sache von ein Paar Stunden, da es der Stadt so nahe liegt.

Ich habe mehrere Villen der Großen gesehen. Sie sind in eben dem Geschmack, den die des Fürsten haben, und manche der Großen thun es ihm an Eleganz und Kunst fast gleich. Der Reisende thut wohl, wenn er einige besucht und die übrigen von Ferne bewundert. Ich habe die Villa Collazzi, die der Corsini und Castel Pulci der Riccardi gesehen und habe genug. Immer sind sie, wie ihre Schwestern, eine Zierde dieses einzigen Thales; aber der Fremde thut wohl, aus dem ganzen Strom zu trinken, und nur einige der lieblichsten Quellen zu kosten. Die meisten haben niedliche Gärten, Hecken und Gänge von Lorbeern und Alleen von Cipressen; aber die melancholischen und schwärmerischen Lauben des Nordens, deine Alleen, Wörlitz und Sanssouci, sucht man umsonst. Man sieht sie nur in Pratolino und wenigen andern Plätzen. Das Uebrige spricht nur Licht und Freude und Heiterkeit, und hat noch am Ende des Oktobers den leichten und anmuthigen Karakter der Jugend und des Frühlings.

Der Anbau dieser Berge ist äußerst mühsam, und man kann mit dem Pfluge wenig ausrichten,

sondern Hacke und Spaten müssen das Beste thun. So erfordert dieser Wein- und Oelbau unbeschreibliche Geduld und Arbeit. Ich finde hier noch ganz den alten Virgil wieder. Auf den höhern Bergen stehen Oel- und Feigenbäume, Sorben, Giuggiolen, mit Reben gemischt. Doch ist der Weinbau mehr an den Mittelbergen, wo seine treuen Stützen, die Ahorne und Ulmen erst wachsen. Diese sind in Reihen gepflanzt, die gewöhnlich Zwischenräume von 10 bis 12 Ellen und mehr haben, worin man Getreide sået, und Kohl, Rüben, Artischocken und andre Gewächse zieht. Eben so ist es tiefer in den Thälern, wo die Zwischenräume noch weiter sind, und noch mehr zum Kornbau benutzt werden. Hier unten müssen dann die Stiere das Beste thun, doch bleibt Hacke, Spaten und Schaufel noch nothwendig, weil der Weinstock ein mürbes Land verlangt, und der Boden sehr lettig und schwer ist. Sie halten gewöhnlich tief ein mit ihren Pflügen. Alles ist jetzt in Bewegung, um die herbstlichen Arbeiten zu vollenden. Man hacket und pflüget die Felder und Gärten, sået die Wintersaat aus. Die Weinlese ist vollendet, man sieht nur noch Feigen, Kastanien und Oelbeeren auf den Bäumen. Einige ziehen, wo Pfähle den Wein stützten, diese aus, und lassen die Ranken zur Erde fallen, nachdem sie sie wohl von den Blättern und zarten Zweigen entblößt haben; andre sitzen mit Klepen und Kör-

den auf den Bäumen, und schneiden und rupfen ihre zarten Zweige und ihr letztes Laub und das ihrer Reben ab. Ueberhaupt muß alles was Baum heißt, Eiche, Esche, Erle und Ulme auf diese Art als Wiese dienen. Selbst das habe ich hier an einigen Stellen gesehen, daß man die Reben, wie jenseit Triest, häufig mit Staub besprengt. Man sehe Virgils Georgika II. 418. Aber bey der Weinlese habe ich immer auf meiner ganzen Reise kein Jubeln gefunden. Jeder sammelt mit seinen Leuten still ein, wie ihm der Tag schön dünkt, und man sollt vergebens die Ohren, das Jauchzen und die muthwilligen Lieder des Bacchus zu hören.

Der Bauer hat gewöhnlich ein Paar schöne Ochsen, die das Stück 50 bis 60 Thaler kosten; die größern und reichern haben noch wohl Pferde und Maulesel, welche gewöhnlich die kleinen Karriolen und Wägen zur Stadt ziehen, und auf steinigten Wegen den Pferden weit vorzuziehen sind. Auch der Pöbel der Zugthiere, die Esel, sind in Menge hier. Die Ochsen haben meist die ungrische Silberfarbe, aber einen breitern Bau bey kleineren Hörnern. Büffel sieht man wenige. Sie ziehen viel mehr, halten auch weit länger aus, als die Auerochsen, haben aber ein weit schlechteres Fleisch, und darum sind sie wohl in den meisten Ländern von diesen verdrängt worden. Die Wohnung des Bauers ist meist zierlich, mit Ziegeln gedeckt und ge-

gemauert, oft mit Fenſtern, aber eben ſo oft blos mit hölzernen Läden, die nur bey ſchlimmen Wetter und zur Nachtzeit geſchloſſen werden. Gleich im Eingang iſt das gewöhnliche Zimmer mit einem Kamin, der zugleich zur Küche und zum Ofen dient, und wo man bey kaltem Wetter ſogleich Feuer anmacht und ſich in der Runde herumſetzt. Zur Seite dieſes Eingangs ſind dann mehrere Zimmer, die das gewöhnliche Wirthſchafts- und Hausgeräth, und manches was zum Acker- und Weinbau gehört enthalten, und zu Schlafkammern und Vorrathszimmern dienen. An einem andern Ende ſind Ställe für Rinder, Ochſen, Pferde, Schweine und Federvieh, größer, oder kleiner nach dem Bedürfniß und Vermögen eines jeden. Oben endlich iſt noch Raum für Heu, Holz, gedroſchenes Korn und andre Sachen. Das wenige Korn, das ſie bauen, ſchlagen ſie gleich aus und ſetzen das Stroh in Miethen, (pagliajo) oder ſie ſetzen, wie in Ungern faſt allenthalben, das Korn in Miethen (biche) und ſchlagen es im Herbſt erſt aus. Die Strohmiethen ſind rund um eine Stange (lo ſtile) geſetzt, und werden oben mit einem Dache aus geflochtenem alten Stroh, oder Rohr ſehr nett gedeckt, damit der Regen nicht viel ſchaden könne.

Die Tracht iſt, wie allenthalben in Italien, Hoſen, Weſten, Jacken, ſelten ſieht man einen Rock, oder Kittel, wohl aber bey ſchlimmen Wet-

ter eine Art Mantel, oder Regenſchirm. Die Farben ſind meiſtens grau und braun, ſeltner blau; die Strümpfe gewöhnlich weiße baumwollene und zwirnene, wozu ſie ſchwarze und braune Schuhe mit Bändern tragen. Bey ihrer Feldarbeit gehen ſie jezt noch alle baarfuß. Die Bäuerinnen alltäglich ſehen wie die unſrigen aus, doch etwas zierlicher, weil ſie weißere Strümpfe, bunte Schürzen, und nettere Köpfe ohne Hauben zur Schau tragen. Ihr Haar flechten ſie gewöhnlich in mehrere Flechten, die ſie hengen laſſen, oder in einem Cirkelreifen aufſtecken; darauf ſetzen ſie einen Hut, wie den Deckel eines Bienenkorbes, die hohle Weite oben, und die Seitenränder wie Flügel empor ſtehend. Dieſer Strohhut ſcheint auf dem gedrechſelten Köpfchen nur leicht zu ſchweben, und iſt mit einem bunten Bande umwunden, und mit Blumen aus Federn und einigen glänzenden Zitternadeln geziert. Eben ſo tragen die Männer gewöhnlich Strohhüte, weiße und ſchwarze, die ſie ſich ſelbſt machen. Die Mädel und Weiber ſehen in ihrer bunten Tracht und dem gewaltigen Hut drollig genug aus, wenn ſie, drey, vier auf einen Barroccio gepackt, und von Einem Roſſe, oder Maul gezogen, an feſtlichen Tagen zur Stadt kommen. Auch ihr Jüpchen und Rock iſt recht zierlich und mit tauſend Flittern und Bändern um Arme und Schultern geziert. Teufeln habe ich noch bey keinem Bauern ge-

ſehen; ſie reiten, fahren und gehen in Schuhen, und tragen allenfalls die Ackerſtiefeln, oder Steigbügelſtrümpfe, (calzette a ſtaffa) wie ſie ſie nennen. Stiefeln ſind überall eine ſeltne Art und ſelbſt Signori reiten in Schuhen in Stadt und über Land, und halten oft mit der einen Hand einen mächtigen Sonnen- und Regenſchirm, während die andre die Zügel regiert. Wie ich nun die Bauern geſchildert habe, ſo ungefähr iſt die Klaſſe der Handwerker, die auf dem Lande entweder in einzelnen Häuſern, oder in Flecken und Dörfern (borghi, popoli) wohnen, die Schuſter, Weber, Schneider, Schmiede und andre, die kleine Gewerbe treiben, als Höckerei und Schenke.

Ueberall aber entgeht einem die Bemerkung nicht, die über die Weinländer eine alte iſt, daß nur die großen Beſitzer reich werden, die untern Arbeiter und Bauern ſelbſt, die keinen langen und großen Verlag machen können, hingegen ärmer ſind, als die Kornbauern auf der Ebne. So gut und zierlich auch einzelne Wohnungen und Dörfer ſind, ſo gut auch meiſtens ihre Kleidung ſeyn mag, und ſo ſehr ſie ſich ihrer jetzigen Regierung rühmen, ſo leuchtet es doch jedem ein, daß ſie nicht fett leben, und ſelten Fleiſch, Milch und nahrhaftere Speiſen haben, ſondern vom Brode und leichten Suppen und von Früchten leben müſſen. So wird die Tugend aufgefüttert, und ſo leben die

Jünglinge und Männer fort. Was Wunder denn, daß man meiſtens freilich wohlgebaute und gebildete, aber nicht ſtarke Körper erblickt. Es iſt hier grade ein umgekehrtes Verhältniß zwiſchen dem Städter und Landmann; denn der erſte zeichnet ſich durch einen markigern und ſtärkern Bau aus. Die ſicherſte Probe ſind die Soldaten, die doch meiſt aus den Bauern ausgeleſen ſind.

Wanderungen in den Südweſten der Stadt, nach Poggio a Cajano den 24ſten Okt.

Ich wanderte früh Morgens aus der Porta a San Frediana die Livorner Straße, indem ich rechts immer den Arno in der Nähe hatte. Es iſt fünf viertel Meile lang eine weite Ebne. Ich ging dicht unter Monte Uliveto hin, ſah noch einmal links am Wege die ſchöne Ville der Riccardi Kaſtel Pulci in ſeinen Cipreſſen. Auch einige ganz hübſche Dörfer findet man am Wege. Nach einem Marſch von ungefähr 6 Miglien paſſirt man den Arno über eine Brücke, und nun muß man wieder bergan wandern von Hügel zu Hügel, die alle mit Dörfern und Villen bedeckt ſind, und endlich im Weſten in dämmernde Berge ſich verlieren, die Fichten auf ihren Schultern tragen. Sie laufen in einem weiten Cirkel um das Arnothal, und ſtoßen

endlich im Norden an den Apennin. Von dieſen Hügeln ging es wieder ins Thal, und bald war ich zu Poggio a Cajano, das von dieſem Anhöhen etwa drey viertel Meilen entfernt liegt. Es lehnt ſich an einen anmuthigen Hügel, der die Ebne ſchließt und im Süden ſeine Brüder höher und höher ſich erheben ſieht, die wegen der trefflichen Weine, die ſie tragen, unter dem Namen Poggi di Carmignano berühmt ſind. Dieſes ſchöne Schloß ward von Lorenz angefangen, und von Franz dem Erſten vollendet. Vorzüglich ſchön iſt der große Saal, wo man von Andreas del Sarto, Pontormo und andern Scenen aus der römiſchen Geſchichte gemahlt findet, die auf die Thaten der Mediceer anſpielen. Dieſe Ville wird nächſt der Caſcine im Prado bey Florenz von dem Fürſten am fleißigſten beſucht. Durch luſtige Gänge ſteigt man ſanft den Hügel nördlich hinab, und kommt in eine niedliche Meierei des Großherzogs, wo treffliche Wieſen und Weiden für das Vieh ſind, das mit ächt hollſteiniſchen Eutern und Schultern graſet. In dieſer Fläche, die für den Wein und ſeine Bäume zu niedrig iſt, hat man zuweilen Reis gebaut; doch will er zum Glück für das Land nicht recht fort. Hier iſt auch ein Park für Dammhirſche, Faſanen und anderes fürſtliches Wild.

Ich wanderte nun die Straße von Piſtoja nach Florenz durch die Ebne zurück, die die niedrigſte

und weiteſte um Florenz iſt, wo daher mehr Korn, als Wein gebaut wird. Bald hatte ich den Arno rechts wieder näher. Der Regen nöthigte mich, in eine Bauerhütte einzugehen, wo ich Treuherzigkeit und Liebe fand. Nach alter Sitte ward ich mit einem Bocale Wein bewillkommt, und ſaß dann ein Stündchen mit den lieben Leuten ſchwatzend um das kniſternde Feuer des Kamins, wohin ſie aus dem Weinberge der Regen getrieben hatte. Ein Greis ſaß zunächſt mit grauem Haupte an der Flamme, und ein freundliches braunes Weib machte Strohflechten. Ich ließ mir manches von ihrer Wirthſchaft erzählen, und wanderte dann träumend zu den großherzoglichen Caſcinen am Arno, als der Regen aufhörte. Hier gab es, wie in den Promenaden des Prado eine Menge Menſchen zu Fuß und zu Wagen, ich fand ein Paar Franzoſen aus Mailand, mit denen ich durch die Porta al Prado mit dem Abend die Stadt erreichte.

Letzte Wanderung in den Weſten der Stadt im December.

Es ging wieder zuerſt dem Prado zu. Dieſe reitenden Spaziergänge und Spazierfahrten ſind um ſo angenehmer, je näher ſie der Stadt, und je mehr ſie der Zeit und dem Vergnügen eines

jeden erreichbar ſind. Man geht längſt dem Arno entweder durch die Porticiuola den nächſten Weg, oder einige 100 Schritte weiter durch die Porta del Prado, ſo kommt man in ſchöne Gänge von Ulmen und andern Bäumen, und iſt ſogleich dem Strome nah. Längſt dieſem Strom laufen Gänge, Fußſteige, Fahrwege kaum eine viertel Meile mit mehrern Abwechslungen fort. Seitwärts ſchließen Hecken und Gelſen ſchöne grüne Weideplätze ein, und rechts machen Weinberge und Bäume und Felder die Gränze. Man iſt an ſchönen Tagen ſelbſt um den Bruma ſicher, Geſellſchaft fröhlicher Menſchen zu finden. In den Feldern und Weinbergen hat man ein Bild des thätigen und geſchäftigen Lebens, und rechts ziehen den Strom an arbeitende Männer von Livorno her Waaren, oder aus nähern Bezirken die Früchte des Landes; andere fliegen mit dem Strom fort ſchneller dem Blick vorbey. Dieſe Gänge und Steige zunächſt an der Stadt, heißen il Prado. Wo ſie ihren Namen verlieren, fängt mit dichtern Gängen und Büſchen die ſogenannte großherzogliche Meierei (le Caſeine) an, kaum eine viertel Meile von der Stadt. Es iſt ein ſchöner Park, drey bis ſechshundert Schritt breit und eine halbe Meile lang, hie und da von Wieſen und Flächen durchſchnitten, und nicht ohne einzelne kleine Gärtchen und Felder. Schöne Gänge laufen die Länge und Breite durch, und bis auf

gewiſſe Weiten giebt es Wege für die Fahrenden. Die Zwiſchenräume ſchließt dunkles Gebüſch ein. Dorn und Wachholder, Haſeln und Lorbeer, Myrrthen, ſpaniſche Violen, Eichen und Eſchen ſtehen hier in wilder Eintracht beiſammen, und in ihrem Dickicht wimmelt es von Faſanen, Kramtsvögeln, Droſſeln, Rebhüner und andern Gevögel, die hier mit Freund Lampe zutraulich auf den Wieſen und Wegen herum hüpfen, und durch ihr Zirpen, Flöten und Locken ſelbſt dem traurigen Winter einen Frühlingsanſtrich geben. Die Gänge ſind meiſt mit Ulmen umpflanzt, aber in der Mitte etwa ſteht eine Menge Eichen, alle von oben bis unten und um die Wipfel und Zweige mit Epheu umkränzt. Außen aber ſind Eſpen, Eichen, Ahorne, Letſchen und Pinien in ſchöner Unordnung unter einander, und der ganze Hintertheil am Strom und Bache zeigt faſt nichts, als die phantontiſchen Zitterpappeln. Der Strom und der jenſeitige Bach geben dem Auge Reitz, und den Bäumen und Wieſen Grün und Leben.

Die Kunſt hat hier wenig verdorben. Im mittlern Raum ſieht man einen Pegaſus über einer Quelle, weiter vorn einen Narciſſus über einen Brunnen, der kein Narciſſus iſt, und außerdem noch einige kleine Häuschen und eine düſtre Grotte, oder eine Art Eiskeller aus grauem Stein unter hohen Pinien. Nicht weit von dieſem iſt die Mei-

rei, oder die Caſeine, eine leichte ländliche Ville, die die fürſtliche Familie oft beſucht. Die Leeren zwiſchen den Säulen ſchmücken niedliche Basreliefs, die ſich auf die Viehzucht und Holländerei beziehen, und unten hat in mehrern Zimmern der Meier ſein Weſen. Links iſt Viehſtall und Heuboden, rechts ſind noch einige Wirthſchaftsgebäude. Ein ſchöner Raſen grünt vor der Ville mit Bäumen und Lorbeer- und Myrrthenhecken. In der Mitte ſteht die Statue des Ackerbaues mit einer mächtigen Gabel, von mehrern Marmorbüſten umgeben, die ſchön mit Epheu und Lorbeer umgrünt ſind, wie die ſteinernen Bänke, die in der Runde ſtehen, von denen man eine offene Ausſicht auf den Strom hat. Man kann hier immer, auch jetzt noch, Butter und Milch haben, und noch jetzt im Anfange des Decembers weiden die Kühe im Freien an guten Tagen. Für die Eßluſtigen ſind unten eigne Zimmer mit zierlichen Tiſchen und Sitzen; doch iſt es ſehr theuer, grade weil es Mode der großen Welt iſt, hier oft zu tafeln.

Von hier wanderte ich nordweſtlich auf Petraja zu, eine Ville des Großherzogs, am Rande der Ebne ſchon ſehr auf der Höhe. Sie iſt ſehr verfallen, und nur die Gegend und ihre Verwilderung machen ſie ſchön. Eine herrliche Promenade iſt an der öſtlichen Seite der Villa, wo ein luſtiger Bach durch ſein felſigtes Becken tanzt, von Eichen und

Cipressen bekränzt. Welch ein Sommeraufenthalt muß dies seyn! Von hier kam ich nach Castello, ein altes Stammgut der Mediceer, mit herrlichen Cipressen und Kastanienalleen. Sie ist viel besser erhalten, als Petraja. Die Zimmer sind mit Gemählden, Zeichnungen und holländischen Stücken gezieret. Alles hat ein heiteres jugendliches Leben. Ich habe mich an keinem Orte so ganz italiänisch gefühlt, als hier. Schöne Gärten laufen vom Norden gegen den Süden zum Schlosse hinab. Die erste Terrasse ist mit Orangen, Limonen, Blumenbeeten und Kräutern fremder Welttheile in Töpfen besetzt und mit Myrthenhecken eingefaßt. Ich vergaß hier des nördlichen Himmels und selbst der nördlichen Ehrlichkeit, und ließ von den goldnen Aepfeln Hesperiens, und von den Blumen einiges in meine Tasche gleiten. In der Mitte dieser Terrasse steigt ein hübscher Brunnen mit drey Marmordecken über einander empor, um welche sich kleine Nixen mit Buben und Grotesken winden. Auf der höchsten hält ein schöner Herkules den in Todesnöthen sich windenden Antäus umschlungen, ein Werk des Bildhauers Ammanati. Noch stehen in der Runde Statuen aus Marmor und kleinere in den Nischen der Mauern, und unter den Abtheilungen der Bäume und Blumen. Von diesem Brunnenzirkel eilt man in die Grotte, die ihm grade gegenüber höher nördlich sich öffnet. Sie ist mit

Muscheln, Tuf- und Tropfſtein, mit Moos und Verſteinerungen zauberiſch beworfen, und bildet unter einem lichten Bogengange einen Saal mit drey großen Marmorbecken, die durch Röhren aus dem Berge mit Waſſer gefüllt werden. Ueber dieſen ſind mit herrlicher Kunſt Thiere in Lebensgröße, jedes mit ſeinen Farben, jedes in ſeiner charakteriſtiſchen Stellung und Beſchäftigung, aus Stein gehauen. Da ſteht der Hirſch bey dem Wolf, die Kuh bey dem Löwen, das Rhinoceros und Einhorn der Fabelwelt bey dem Pferde und Eſelein. An den Wänden oben ſitzen Vögel umher. Von dieſer Terraſſe geht man linker Hand bey dem Treibhauſe eine Marmortreppe etwa 40 Fuß hinauf, und kömmt in einen dunkeln Park von Eichen, Letſchen, Pinien und Cipreſſen mit Hecken von Lorbeer und Lentaggio. Ueberraſcht kömmt man plötzlich an einen ſilberhellen Teich mit einer kleinen Inſel, mit Epheu und Lorbeer, und Brombeerſtauden und grünen Kräutern umwebt, aus denen ſich in Rieſengeſtalt ein zitternder Alter erhebt, aus deſſen Haupt das Waſſer in ein Becken fällt, auch eine Arbeit Ammanatis. Hier möchte ich wohnen im Schatten dieſer Bäume, dachte ich, und ging in den zweiten Garten gegen Oſten, der Blumen und Obſtbäume, und oben Weinberge und Fruchtbäume hat. Daran ſtößt noch ein kleiner dunkler Park mit Faſanen. Ich ſtieg von hier unter Weinber-

gen und Oelbäumen immer bergan zu dem ſchönen Karmelitenkloſter Santa Lucia alla Caſtellina, kurz Caſtellino genannt, und genoß eine Stunde von ſeiner hohen Terraſſe einer entzückenden Ausſicht über die weite Ebne und die Stadt, ſprach mit einigen Karmeliten, die hier wohnen, einige freundliche Worte und ſtieg wieder hinab, um eine Merkwürdigkeit noch zu beſehen, deren Arbeiten ich in der Stadt ſchon bewundert habe. Dieſe iſt

Doccia eine Ville der Signori unter Caſtello. Hier iſt vor etwa 40 Jahren eine Fabrik aller möglichen feinen Töpferwaaren, und zugleich des Porzellans angelegt. Das Werk ward indeſſen von dem erſten Stifter mit mehr Eifer angegriffen, als es ſeitdem fortgeſetzt iſt, doch arbeiten noch immer an die 50 Menſchen darin. Das Porzellan iſt freilich nicht ſo fein, als das von Sevres und Meiſſen, aber doch immer vorzüglich. Dieſe Fabrik hat den Vortheil, die ſchönen etruriſchen Gefäße ſo in der Nähe zu haben, und wirklich ſind die Formen und die Zeichnung ihrer Arbeiten vorzüglich ſchön. Auch rühmt man die Feſtigkeit und Dauer der Maſſe, blos die Durchſichtigkeit könnte etwas feiner ſeyn. In der Stadt ſind mehrere große Niederlagen der Fabrik, wo man ihre Produkte eben ſo vollſtändig und zierlicher ſehen kann, als am Orte ſelbſt.

Mit dem dämmernden Abend, der glänzend auf dem Schnee des Apennin lag, ging ich durch die

Ebne dem Thore San Gallo zu, von wo aus ich meine Wanderungen auf das Land begonnen hatte.

Etwas vom Feldbau in Toskana.

Manches ist schon beiläufig eingeflossen, was zu dieser Rubrik gehört, und ich will es hier also nicht weitläuftig wiederhohlen. Wenn ich vom Feldbau Toskanas rede, so meine ich den, welchen ich zwischen Florenz, Pisa und Pistoja gesehen habe. Bey allem, was dies Spezielles haben kann, gilt es doch in vielen Punkten auch vom übrigen Italien, wo es bevölkert ist, wie z. B. von der Lombardei und Piemont: In der Romagna kann man es freilich so gartenmäßig nicht erwarten, noch im Ferrarischen. Manches auch ist ewig wie der italische Himmel und muß sich natürlich so wiederfinden, oder doch ungefähr so, wie es die Alten uns beschreiben. Ich gebe übrigens vorzüglich dasjenige, was mir als einem Nordländer am meisten aufgefallen ist, weil ich meine, daß grade das ächt italisch seyn müsse.

Kurz will ich erst die gewöhnlichen Arbeiten der verschiedenen Jahrszeiten durchgehen, wodurch man gleich einen Ueberblick des Ganzen bekommen wird, dann die mancherlei Kornarten und ihre Zeit und die Bearbeitung ihrer Felder, ferner einzelne

Theile der Baumzucht; und endlich werden einige allgemeine Bemerkungen folgen, die dann schon weit verständlicher seyn werden.

Im August bekommen die Brachfelder die dritte Furche und werden gedüngt. Man säet Feldbohnen, Sommergersten und Klee fürs Vieh, das im Spät-Herbst gemäht wird; das Einsammeln des Reisigs und des Laubes zum Futter und zur Streu beginnt. Diese Arbeiten gehen zum Theil im September fort. Man düngt noch das Saatfeld, und säet an manchen Orten schon Winterflachs, Wolfsbohnen, Rocken und Weitzen. Man lüftet die Trauben von den Blättern, bestäubt sie auch wohl an einigen Orten. Man ärndtet Reis, Hirse, Heidekorn und Schwinkbohnen. Wer zweimal Schaafschur hält, hat jetzt die letzte. Es beginnt nun die Weinlese im Oktober, und das Abstoßen der Bienen. Man säet Weitzen, Rocken, Winterrocken, Spelt, Winterhafer, Winterfeldbohnen (fave vernine) und Wicken. Im November nach beendigter Wintersaat reißt man die erste Furche in das Brachland, welches das künftige Jahr Weitzen, oder Rocken tragen soll. Jetzt ist das Beschneiteln der Reben und das Ausschneiden und Rupfen von Reisig und Blättern an seiner Stelle. Man sammelt nun bis in den December hinein die Oelbeeren.

Mit dem December düngt man für die Früh-

lingssaat, ſäet Märzbohnen, Wintergerſten, Wicken, graue Erbſen, (ceci roſſi) pflanzt und beſchneidet Bäume und Sprößlinge aller Art. Im Januar geht die Saat der Futtererbſen, grauen Erbſen, Wicken, Feldbohnen, Kohle aller Art fort, wenn es nicht zu kalt iſt. Im Februar ſäet man Hafer, Märzbohnen (fave marzuole), Linſen, weiße Erbſen, Gartenerbſen (piſelli), Flachs, beugt, bindet (und beſchneidet an einigen Orten ſogar noch) die Reben an. Jetzt wie im März, ſetzt man junge Bäume, wilde und zahme. Auch im März ſäet man noch Gerſte, Wicken, Märzbohnen und Flachs, und das Anbinden der Weinſtöcke geht fort. Die Brache bekömmt die zweite Furche. Im April wird das weichlichere Korn geſäet, eine zarte Art weißer Erbſen, Mais, Hanf, Hirſe, Saggina, Heidekorn.

Der Mai hilft dem Geſäeten nach, gätet Unkraut, hackt und gräbt, Korn, Reben und Bäume. Mit ihm fängt der Sommer an, und ſchließt mit dem Julius. Man behackt und häuft die Erbſen, den Mais, Hanf, die Hirſe ꝛc, die im April geſäet ſind. Das Flachs wird aufgezogen im Junius, der Weitzen, Rocken und die Wicken werden geſchnitten und in Miethen geſetzt. Man beſäet das ledige Land, ſo wie das Flachsland zugleich mit Hirſen, Feldbohnen und Saggina, grün für das Vieh zu machen. Im Julius iſt das Ende der

Aerndte des im Herbſt und Winter geſäeten Korns. Man bearbeitet ſogleich das Wicken- und Rockenland für die künftige Jahresärndte, und ſäet in ſo ein Stück Landes Sagginelle für das Vieh zuſammen mit Rüben, Rettig — Man behackt und behäuft die Hirſe, das Heidekorn, die Erbſen, Schwingbohnen ꝛc. vor der Dröſche, die nun und die folgenden Monate in der Zwiſchenzeit geſchieht.

Alles dieſes verſteht ſich natürlich nur von den einzelnen Monaten, wenn keine außerordentlichen Jahre eintreten.

Der Weitzen wird im September und Oktober, ſpäteſtens im November geſäet, indem die Saatfurche die vierte iſt, die er erhält. Seine Aerndte fällt in den Junius und den Anfang des Julius. Es giebt noch einen Märzweitzen, (grano marzuolo) der gegen das Ende des Februars und im Anfange des Märzes geſäet, und mit dem vorigen zugleich reif wird. Noch giebt es mancherlei Arten Weitzen, die man bey uns nicht kennt. Z. B. den grano di Smirne, und den grano saracino, der im Junius geſäet wird.

Der Rocken (la segale) hat mit dem Weitzen Saat- und Aerndtezeit gemein. Aus ihm und dem Weitzen ſäet man ein Gemiſch, wie man es im ſüdlichen Teutſchlande, z. B. in Baiern häufig findet. Dieſes heißt grano segalato, oder Weitzenrocken.

Die

Die Gerſte wird in der Mitte des Septembers und im Oktober geſäet, wie der Weitzen, wird aufgeſchaufelt und gehäuft, wie jener, und zuerſt von allem Getraide gegen Ende des Mais und Anfang des Junius reif. Dieſe Art Wintergerſte heißt orzo. Eine andre ſchlechtere Gattung, die man Sommergerſte nennen könnte, iſt die orzuola. Dieſe mergelt das Feld mehr aus, als die erſte, und giebt ſchlechter Mehl, wird mehr zum Futtern gebraucht. Die Saatzeit iſt der Frühling.

Der Spelt, (la ſpolda) iſt ein Mittel zwiſchen Weitzen und Gerſten, und wird gleich nach dem Weitzen geſäet, und nimmt mit leichterm und loſern Boden vorlieb, als jener. Wird aber nicht viel geſäet.

Vom Hafer giebt es, wie von der Gerſte zwey Arten. Der Winterhafer (vena d'inverno) wird in das Feld geſäet, das die vorige Saat Weitzen trug, welches gleich nach der Weitzenſaat im Sommer gewandt und geegget wird, und dann im Herbſt die Saatfurche erhält. Er wird zugleich mit dem Weitzen geſäet, wächſt weit ſtärker und trägt mehr, als der Frühlingshafer, deſſen Saatzeit in die letzten Tage des Februars und in den April fällt.

Erbſen. Davon giebt es eine unzählige Menge, die ein Ausländer nicht leicht unterſcheiden lernt. Die grauen als die härtern werden im Anfang des Winters geſäet. Andere gelbe und

weiße im April und Mai. Die feinen Erbſen, oder Gartenerbſen, hat man faſt das ganze Jahr (pisolli, pesits pois) durch, ſäet die erſten vor dem Winter, die zweiten im Januar und Februar, die dritten im Mai und Junius, ſo daß ſie nur die Herbſtmonate fehlen.

Wicken, (vecie) ſäet man ſowohl allein, als mit Weitzen und anderm Korn gemiſcht. Ihre Saatzeit iſt der November und December. Man ſäet ſie auch mit der Sommergerſte (orzuola) zuſammen im Frühling, um beide als Futterkraut zu mähen, ſäet ſie und die Bohnen zum Unterpflügen oder als Viehfutter in die Brache, die Weitzen tragen ſoll.

Mais, türkiſcher Weitzen, granturco, formentone, wird vorzüglich in fetten und niedrigen Feldern gebaut, weil er was unter den Füßen haben muß. Er wird gegen das Ende des Aprils und den Anfang des Mais, nicht geſäet, ſondern in gewiſſen Zwiſchenräumen gelegt und fleißig behäuft.

Die Wolfsbohnen (lupini) werden im Herbſt geſäet, mit dem andern Winterkorn; auch ſäet man ſie oft gleich nach der Aerndte ein, um das Feld zu lockern und zur Saat zu düngen, wenn ſie grün untergepflügt werden.

Die großen Bohnen, (fave) die man auch Feldbohnen nennen kann, werden gegen Ende Ok-

tobers und im Anfang Novembers geſäet, wenn man ſie grün verkaufen will, wo ſie gran bacelli heißen. Die andern ſäet man im Januar und Februar, nicht ſo gern im März und April, weil ihnen es dann leicht zu dürre wird. Auch ſie werden gehäuft und gehackt. Man pflügt ſie auch grün unter, wie die Wolfsbohnen.

Die fagiuoli, oder die mancherlei kleinen weißen Bohnen, die an der Erde kriechen, oder Stangen haben müſſen, um hinaufzuranken, werden in Italien in Gärten und Feldern gar viel gezogen. Man legt ſie im April, Mai und Junius, um den ganzen Sommer durch grüne haben zu können.

Die Hirſe (miglio) wird im Anfang Mais und Ende Aprils geſäet, und viel gehäuft und behackt. Eben ſo verfährt man mit dem Heidekorn. Eine Art Hirſe iſt die Saggina, mit rothen Körnern, die hoch wie Rohr aufwächſt und braune hängende Traubenbüſchel hat, woran die Körner hängen. Sie wächſt zu 8 bis 10 Fuß auf. Sie hat mit dem Miglio dieſelbe Saat- und Aerndtezeit und gedeiht an feuchten Orten. Ihre Körner ſind roher, und werden zum Futter für Hühner und Tauben gebraucht, auch wohl unter das Brod gemiſcht. Man ſäet dieſe Saggina auch im Sommer in Brachland, um ſie grün als ein treffliches Pferdefutter abzumähen, ſie heißt dann saggineila.

Linſen werden im März in naſſen Feldern geſäet, und mit den Erbſen reif. Man findet ſie nicht viel.

Der Hanf wird im April und bis zum 20ſten Mai geſäet. Man beſchaufelt und behäuft ihn, wie manches andre Korn. Vom Flachs giebt es hier wieder zwey Arten. Den Winterflachs ſäet man im September und Anfang Novembers. Er verliert aber in harten Wintern ſehr, wächſt ſonſt ſtärker, giebt aber hanfartigere Fäden. Der andre Flachs wird zuweilen gegen das Ende des Februars, gewöhnlich vom Ende des März bis zur Mitte Aprils geſäet.

Auf die Baumzucht wird in Italien eine außerordentliche Sorgfalt verwendet. Das Land iſt weit angebauter und bevölkerter, als die meiſten nördlichen Länder, kann auch wegen ſeiner Wärme und ſchnellern Vegetation auf fruchtbaren Feldern die Menſchen weit leichter ernähren, als jene. Was Wunder, daß nur öde Gebirge Wälder tragen, alle übrigen Fluren aber, wo Deſpotismus das Land nicht verödet hat, immer nur einzelne Baumpflanzungen haben? Doch hat die Menge der Menſchen mancherlei Holz nöthig, wenn gleich die leichten Winter den Holzmangel nicht ſo fühlbar machen. Man muß die Wirthſchaft mit den Bäumen ſehen, um die Sorgfalt zu bewundern, wie alles zum Nutzen und zum Gebrauche angewandt wird. So

eine Ulme, oder eine Pappel, oder welche Gattung Holzes es ſey, muß auf mehrern Arten ihre Stelle bezahlen. Manche kleinere Zweige, und alle ſeine Blätter giebt der Baum zu Futter, und zur Streu für Rinder und Schaafe, gröſsere werden ausgeſchneitelt, in kleine Bündel gebunden, und dem Städter zur Feuerung zugeführt; noch muß er die Reben ſtützen, und von Zeit zu Zeit wird auch einer abgehauen, das nöthige Haus- und Feldgeräth zu verfertigen. Dafür aber wird ſelbſt ſo ein fruchtloſer Baum auch wieder zärtlich gepflegt und geliebt und geehrt, als ſtecke noch eine Dryas hinter ſeiner Rinde. Wenn dies bey gewöhnlichen Holzen geſchieht, wie vielmehr muß dieſes der Fall ſeyn bey denen, die durch ihre Früchte nützen?

An dieſen Fruchtbäumen iſt kein Land reicher, als Italien, und ſie erſetzen in Gebirggegenden gar ſehr den Mangel an Getreide, und ohne ſie würde die ärmere Klaſſe nicht gleichſam ſo von der Luft leben können, als es einem Fremden oft ſcheint. Da die Rebe und der Oelbaum den vorzüglichſten Reichthum dieſer Gegenden ausmachen, ſo werden ſie auch am ſorgfältigſten verpflegt. Das iſt Jahr aus Jahr ein ein ewiges Graben und Hacken, und Binden und Löſen und Entblättern und Beſchneiteln. Doch will die Rebe tauſendmal mehr Arbeit, als der Oelbaum. Man pflanzt die letztern noch fort, wie zu Virgils Zeit, obgleich nicht grade

durch zerſpaltene Kloben. Siehe Virgil. Georg. II. 30. Man ſchneidet Zweige eines Arms dick in mehrere ſpannenlange Stücken, doch nur ſolche, die ein Auge zum Ausſchlagen haben, beſchmiert die beiden wunden Stumpfenden mit Baumharz und gräbt ſie in die Erde, und ſiehe ſie treiben junge Reiſer, die man in Pflanzſchulen weiter groß zieht. Oder man gräbt auch die Wurzeln blos und ſchneidet knorplichte Auswüchſe, die man Eier nennt, (uovoli dell' olivo) und die ſich häufig an den Wurzeln finden, ab, legt ſie in die Erde, ſie treiben ein Stämmchen, und aus dieſem wird ein Oelbaum. Endlich trennt man auch die kleinſten Schößlinge vom Baum und zieht aus Kernen. Dieſe aber werden geimpft. Eine Methode iſt noch, daß man einen alternden Oelbaum bis auf die Stumpfen ſeiner Hauptäſte abſägt, und auf dieſe luſtige Zweiglein eines jungen und kräftigen Baums pfropft. So verjüngt ſich der Alte und trägt nach wenigen Jahren wieder Früchte.

Man macht am dürren Gebirg um die Bäume eine Grube, etwa drey Schuh um den Stamm, damit die Wurzeln das Regenwaſſer erhalten. Man ſäubert ſie im Winter, auch den ſchlechteſten, von ihren dürren und üppigen Zweigen, die man ſorgſam für den Heerd ſammelt. Daß Moos und andres Unheil nicht gelitten werde, verſteht ſich von ſelbſt. Man kann die Bäume nach ihrem höhern,

oder niedern Standpunkt betrachten, wie ſie in einer bergigten Gegend ſtehen. Im rauhen Gebirg ſtehen die Tannen, Eichen, Letſchen und wilden Kaſtanien. Dann ſind die nächſten die zahmen Kaſtanien und Wallnüſſe, denen ſchon die Oelbäume und einige Kirſchen-Pfirſiche und Feigenbäume zunächſt ſtehen. Noch gehören hieher die Sorben, Kornelkirſchen, Miſpeln und Giuggiolen. — Die Giuggiolen ſind ſchöne krauſe Bäume, größer als die Kornelkirſchen, faſt wie unſre Pflaumenbäume, mit dünnen, myrrhenähnlichen und bleichen Blättern, die dicht und kraus neben einander ſtehen. Die Zweige ſind durchweg mit Stacheln, wie unſre jungen Akazien beſetzt, und man findet daher auch Geſträuch dieſes Baums auf Mauern und in Hecken. Seine Frucht hat ganz die Geſtalt und Größe einer mittelmäßigen Eichel, und auch die braune Farbe, wann ſie reif iſt, doch eine dünne Haut, wie die feinſten Aepfel. Sie iſt angenehm ſäuerlich, doch mehr mehligt, als ſaftig, und hat einen Stein, der mehr als das Drittheil der Größe ausmacht. Sind dieſe Giuggiolen etwa, was man ſonſt auch Erdbeerbaum nennt? Die Sorben ſind krauſe Bäume, die zur Größe der höchſten Obſtbäume aufwachſen. Sie haben Rinde und Blätter, wie der Vogelbeerbaum (Quitze) bey uns, ſo ähnlich, daß man ſie dafür halten würde, wenn man ſie nicht näher kennen lernte. Sie tragen eine runde röthliche Frucht,

einem kleinen Apfel ähnlich, von der Größe einer Wallnuß. Sie reift nur, wenn sie abgepflückt und eine Zeitlang auf Stroh gelegt wird, wie die Mispeln. Ihr Geschmack ist säuerlich und kühlend, doch behält er immer was Herbes. — Nun fangen die Feigen, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen und auch wohl einzelne verlorne Obstbäume an; doch stehen diese und die Pflaumen lieber unten im Grunde. Orangen und Citronen werden nur im Sommer ausgesetzt, und müssen den Winter noch ihre Treibhäuser haben. Mandeln gehören hier auch noch nicht zu den häufigen Bäumen.

Bey diesem Mangel an großen Wäldern bedient man sich zur Einhägung der Felder, statt der Steinmauern, die nur die Reichen haben können, und statt der Staketen, oder Schranken aus zerschnittenen Stämmen, eines kleinen Grabens mit einer lebendigen Hecke, oder die Hecke muß auch ohne Graben das Eigenthum vertheidigen. Noch braucht man zu Gehägen häufig das Rohr, das hier weit stärker wächst, als bey uns und zu 12 Fuß Höhe an den niedrigern Stellen der Gärten gezogen, und nachher zum Stützen des Weinstocks und andrer Rankengewächse und mit kleinen Stäben zur Verfertigung künstlicher Zäune angewendet wird.

Man kann über die Bearbeitung der Felder durchaus keine allgemeine Regeln geben. Sie rich-

tet ſich nach der Fruchtbarkeit, oder Unfruchtbarkeit der Felder, nach der gröſsern, oder geringern Bevölkerung und nach der Beſchaffenheit des Anbaues, ob es nemlich ein reiner Ackerbau, oder Ackerbau mit Wein- und Oelbau vermiſcht iſt. Im Allgemeinen ſteht es indeſſen feſt, daß der Ackerbau in Italien mehr einem Gartenbau gleicht, als irgendwo. Wo es ſo hergeht, da ernährt ein kleiner Fleck Landes viele Menſchen, und dieſe vielen Menſchen können wieder jede Scholle Erde zum Tragen zwingen. Wo indeſſen die Natur ſich weigert, da läßt der Menſch ſchon von ſelbſt ab, und läßt höchſtens ſeinen Ochſen einige Tage auf Gewinn und Verluſt thun, was er ſelbſt nicht mit dem Aufwand ganzer Monate vielleicht vergeblich wagen würde. Wo man Reben in Reihen zieht, da reißt der Stier höchſtens die gröbere Herbſt- und Frühlingsfurche, auch wohl die Saatfurche, zwiſchenher aber geht der Spaten, die Hacke und die Schaufel fleißig zu Felde, um es um die Wurzeln der Reben zu lockern. In ſolchen Feldern findet man faſt nie Brache oder Ruheland, ſondern die Erde, die ſo fleißig umgerührt wird, muß auch fleißig tragen.

Zwiſchen dieſen Reben wird nun der Acker faſt unaufhörlich umgerührt. Wo aber ebnere und kahlere Fluren ſind, da erhält die Brache, oder das Land, was für die edlere Winterſaat in Ruhe liegt,

gewöhnlich vier Furchen, die erste im Herbst, November und December, die zweite nach den Winter, (iteraxione) die dritte im Sommer, und endlich die Saatfurche. Bey dem Getreide, das man im Winter und Frühling säet, ist es nach Verhältniß und nach dem Bedürfniß, das jede Kornart von lockerm, oder festen Boden hat.

Die gewöhnliche Zeit des Düngens fällt vom November bis März, und man ist vielleicht nirgends geitziger mit dem Dreck, als in Toskana. Davon habe ich oben schon ein Beispiel erzählt. Der Dreckkärrner und Sammler sind auf allen Straßen in der Stadt und auf dem Lande, und man schlägt sich oft um Exkremente, wovor man anderswo mit Abscheu flieht. Ich habe schon oben einer Art des Düngens erwähnt, wo man nemlich im Spätsommer mehrere Hülsenfrüchte aussäet, um sie nachher mit dem Saatacker unterzupflügen, wann sie hoch aufgeschossen sind, und durch ihre Verfaulung dem jungen Saamen sogleich Nahrung zu geben. Dazu dienen vorzüglich die Feldbohnen, die Saggina und einige Erbsenarten. Dieses Unterpflügen nennt man mit dem eigentlichen Ausdruck lo soverscio. Es geschieht im Herbst vorzüglich bey den Feldern, die im Februar und März besäet werden sollen. Auch hat man noch die alte Virgilische Methode, häufig die Stoppeln zu verbrennen, die man sehr lang stehen läßt. Dies geschieht vorzüg-

lich auf ſchwerem Boden, und ſie meinen, daß dieſes Verbrennen die Erde lockere, und die Aſche der Stoppeln dünge. Siehe Virgil. Georgic. I. 84.

Ich habe vorher bey mehrern Kornarten, z. B. bei'm Weitzen, der Gerſte, der Hirſe, der Bohnen und Wicken erwähnt, daß ſie aufgeſchaufelt und gehäuft werden. Dieſes kann natürlich nur da Statt finden, wo der Acker ſo fleißige Arbeit lohnt und wo Menſchenarme genug ſind, ſo zum Kleinen hinabzuſteigen. Daher ſahen die Felder um Piſa und in ſeinen Dörfern ſchon weit mehr unſern Teutſchen ähnlich, die nie zweimal tragen werden, ohne die gröſte Ausmergelung, wie die italiſchen es bey der warmen Sonne und frühen Aerndte können. In den Ebnen, die Florenz nahe liegen, iſt es aber was gewöhnliches, ſelbſt wo keine Reihen Weinſtöcke die Felder in kleine Stücken theilen. Nur Bergabhängen, die höchſtens mageres Heidekorn und kümmerlichen Rocken und Spelt verſprechen, thut man ſoviel Ehre und Mühe nicht an. Um ſich indeſſen dieſes Haufen und Hacken zu erklären, muß ich noch einiges näher beſchreiben. Die Rücken Feldes zwiſchen zwey Furchen ſind ganz, wie man ſie in einigen Gegenden Frankens und Baierns ſieht, d. h. äußerſt ſchmal von anderthalb bis zwey Fuß Breite. In dieſe ſäet man nun das Korn dünn ein. So wie dieſes aufkeimt, ſchaufelt man die Erde aus den Furchen, worin

der beſte Saft des Düngers, Laub und andres ſich geſammelt hat, aus, und wirft einige Zoll hoch drüber, und läßt das junge Korn ſich wieder mit ſeinen Spitzen herauswühlen. So wird es mehr oder weniger wiederhohlt, ſo daß der Rücken immer höher wird, wie die Furchen ſich vertiefen. Oft geht man auch zu und gräbt, wenn die Saat noch jung iſt, alles um, doch nicht tief und ſchauſelt, wenn es ſo unter und über einander geworfen iſt, neue Erde darauf, und wenn gleich manches Pflänzchen dabey verloren geht, ſo treiben die überbleibenden doch erſtaunlich und ſtangen in tauſend Aeſten ab. Man begreift nun, was es iſt, ein Feld wie einen Garten bearbeiten. Das Unkraut wird hiebey nun natürlich ganz zunichte gemacht. Um ſich nicht zu verwirren, wenn man von dieſen Dingen im Italiäniſchen lieſt, will ich die drey Inſtrumente beſchreiben und benennen, welche hiebey vorzüglich gebraucht werden. Statt unſers kleineren Spatens haben ſie meiſtens einen weit ſchwerern und breitern mit gröberem Handſtiel, und unten nahe am Eiſen mit einem Queerholz zum Aufſetzen des Fußes, dieſer heißt la vanga und das Graben vangare. Zum Schaufeln und Abſtechen der Oberfläche dient die zappa, eine Art flacher mit Eiſen beſchlagener Schaufel, womit man die Furchen reinigt, und die Kornrücken mit Erde auffüllt und behäuft. Dieſe zappa dient auch

zum Abſtechen des Unkrauts und des Raſens, mehr aber braucht man dazu einen kleineren Abſtoßer und Häufer, ein ſchmales 4 bis 6 Zoll langes ſcharfes Eiſen, an einem kleinen Stiel befeſtigt. Mit ihm lockert und behäuft man die junge Saat, und ſticht das Unkraut ab. Er heißt lo ſarchio, oder ſarchiello, und die Arbeit ſarchiare.

Noch ein Wörtchen vom Pflug. Er iſt, wie ſchon der Sänger von Mantua ihn beſchreibt, ein Mittelding von Haken und Pflug, ſo daß er auf leichtem Boden mehr vom Pfluge, auf ſchwerem mehr vom Haken annimmt. Ihn weitläuftig zu beſchreiben mögte ſehr überflüſſig ſeyn. Ich kann jedem mit gutem Gewiſſen Voß Ueberſetzung der Georgica empfehlen, die faſt ganz noch jetzt zutrifft. Die Legbretter, oder Streichbretter (binae das Streichbrett heißt auch jetzt noch orecchio aures) Virgils ſieht man mehr auf leichtem Lande, oder bei'm Auffurchen tiefer Furchen. Sonſt ſind ſie nicht nöthig, da der Pflug hakenartig wühlen ſoll. Nur bey Einem habe ich Zweifel, bey dem duplici dorſo, wobey beide Heyne und Voß ſich ſo quälen. Dieſe Stelle, die mir noch ſeit meinen Schuljahren im Kopfe ſaß, fiel mir bei'm Anblick des erſten italiäniſchen Pfluges wieder ein. Die beiden Schaarbäume (dentalia) laufen gewöhnlich nicht zum Schuh der Pflugſchaar (vomer) aus, ſondern ein Schuh aus Einem Holze iſt faſt immer an ihnen

befeſtigt, und dieſer Schuh der Pflugſchaar iſt in der Mitte hoch und läuft an beiden Seiten ab, wie ein umgeſtülptes Schiff, und ſo iſt die Pflugſchaar darauf vorn befeſtigt. Daher, denke ich, heißt es duplici dorso. Das Meſſer, Seck, il coltro, vor der Pflugſchaar eingeſteckt, ſieht man nur in ſteinigten und ſehr harten Feldern, es iſt auch bey dem hakenartigen Pfluge nicht ſo nöthig, als wo der Pflug die Scholle nicht bricht, ſondern mit Einem Legbrett nur nach Einer Seite umlegt.

Scheunen, wie in nördlichen Ländern, wo das Korn eingefahren wird, kennt man in Italien faſt nicht. Erlaubt die Zeit nicht, ſogleich auszudröſchen, ſo ſetzt man Miethen und ſteckt die Stoppelenden auswärts und die Garben einwärts. Dieſe Miethen, oder Kornhaufen heißen bareche (auch wohl biche) und ihr Setzen abbarcare. Man macht über die Spitze des Zuckerhutes, in deſſen Form ſie geſetzt werden, ein Dach aus Rohr und altem Stroh, und nimmt allmählig ab, wie man dröſchen will, und ſetzt aus dem Stroh wieder Strohmiethen, (pagliaji). Eben ſo macht man es hie und da mit dem Heu, obgleich es gewöhnlich unter Schoppen gebracht wird. Von der Tenne, die bald bedeckt, bald unbedeckt iſt, habe ich oben ſchon geredet. Im Toſkaniſchen läßt man nicht die Pferde und Ochſen dröſchen, wie im ſüdlichen

Italien, (trituraziouе) ſondern ſchlägt (batter) und dröſcht mit kleinen Flegeln (flagellazione).

Wenn das Feld ſo ſehr als ein Garten behandelt wird, ſo müſſen natürlich die Gartengewächſe und Früchte aller Art eben ſo gepflegt und gewartet werden. Von den Bäumen habe ich ſchon ein Wort geſagt, und von den grünen Erbſen, Rüben und Rettigen, die für Menſchen und Vieh im Felde gezogen werden. Eben ſo fleißig baut der Landmann, der ſeinen kleinen Fleck möglichſt benutzen muß, die übrigen Garten- und Feldgewächſe, alle Arten Grün und Wurzel- und Zwiebelpflanzen, Salat, Indivien, Selleri, Kreſſe, (wovon ſelbſt dieſen harten Winter alle Marktplätze noch grünen) Mören, Artiſchocken, Melonen, Gurken, Kürbiſſe, Kapern und die Unendlichkeit von Kohlarten, die man auf den Feldern und in den Gärten ſieht. Nur die Kartoffeln können hier noch nicht zu Ehren kommen, und werden nur um Livorno von den Ausländern begehrt, ein Beweis, daß der Arme noch andre Dinge anzubeißen hat, die ihm die Eingriffe in den theuren Weitzenſack erſparen. Saffran wird ziemlich, Taback wenig gebaut. Was nur zu eſſen iſt, das muß in Italien heran bis auf die Heuſchrecke und Schnecke und jene kleinen Singvögel, die Zeiſige und Meiſen, die kaum zu ſehen ſind, wenn man ſie gebraten vor ſich hat. Zum Glück iſt kein Monat im Jahr, wo nicht etwas

für den Magen wächse. O glückliches Hesperien, machtest du dich doch zu einem Volke!

Endlich nun noch von den Thieren, die mehr, oder weniger zum Feldbau gehören, ein Paar Worte, weil ich vielleicht nicht wieder eine so schickliche Gelegenheit finden mögte, davon zu reden. Da steht natürlich derjenige obenan, der um die Toskaner sich durch seine Arbeiten am verdientesten macht, der Stier (bue, giuvenco). Ich habe schon oben gesagt, daß diese fast ganz ungrischen Schlages, nur stärker sind, und sehr theuer bezahlt werden. Sie haben auch nicht allein das Feld zu pflügen, sondern müssen auch häufig den Aerndte- und Dungwagen zu Felde ziehen, so wie sie Holz und Produkte zur Stadt fahren müssen. Schon Virgil räth, sie menschlich und sorgfältig zu behandeln, und diese Gesetze gelten noch. Gewöhnlich pflügt man im Frühling und Herbst von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends mit dem Ausfallen der Mittagsstunde. Die reicheren Ackerbesitzer haben auch Wechselochsen, die sich ablösen, so daß jeder seinen halben Tag zu arbeiten hat. Im Sommer meidet man gern die heißen Stunden, und pflügt von Sonnenaufgang etwa bis 9 Uhr, und von 4 Uhr Nachmittags an bis Abend. Bey der schweren Arbeit erhalten sie zum Grün Schrot, Rocken, Hafer und anderes Getreide. In der Winterruhe müssen sie mit Rüben, Rettichen, Kleien, Spreu

und

und Kaff, mit Stroh, Heu, Klee und Reiſig und Blättern von Eichen, Ulmen, Pappeln vorlieb nehmen. Von den Kühen gilt in den meiſten Gegenden die Stallfütterung, und nur auf unfruchtbarem Sandlande, auf Bergen und in Sumpfgründen werden ſie im Freien gehütet. Auch ſie nimmt man weit mehr in Acht, und bewahrt ſie vor Schmutz und Reifen und Erkältung, pflegt ſie nach der Geburt weit ſorgſamer, als bey uns im nördlichen Teutſchland.

Die Pferde Toſkanas ſind nicht vorzüglich wegen der Stärke oder Schönheit ihres Wuchſes, noch der Schnelligkeit ihrer Füße. Ein Hügelland, wie Toſkana meiſtens iſt, begünſtigt die Pferdezucht nicht. Die Raçe iſt von mehr kleinem, als großem Körper, von guten Knochen, und wenigſtens iſt ſie hart und dauerhaft. Beſſer ſind ihre Subſtituten die Mäuler und Eſel, die wegen der leichtern Erhaltung viele Pferde unnöthig machen. Die toſkaniſchen Eſel ſind berühmt wegen ihrer Größe und Dauerhaftigkeit, und daher werden hier auch eine Gattung vorzüglicher Maulthiere gezogen, die in gebirgigten Gegenden weit beſſere Dienſte thun, und um die Hälfte wohlfeiler zu halten ſind, als Pferde. Dieſe Mäuler ſind zum Theil von ſchönem großen Körperbau und herrlichen Knochen, und ſie werden theuer bezahlt. Alle dieſe Thiere, vorzüglich aber die Mäuler und Eſel ſchmückt der Toſka-

ner mit bunten Netzen, Bändern, Büſchen und Glöcklein außerordentlich auf, und ſeine Thiere ſind immer geputzter, als er ſelbſt, wann er zur Stadt reiſet.

Schaafheerden giebt es ſehr anſehnliche in Toſkana, und der milde Himmel und die kräuterreichen und fetten Hügel, müßten ſie noch mehr in Aufnahme kommen laſſen. Doch klagt alles, daß die Schaafzucht mit dem Verfall der florentiner Wollmanufakturen auch immer mehr vernachläßigt, und der alte Stamm dieſer nützlichen Thiere von Jahrhundert zu Jahrhundert ausgeartet ſey. Einzelne haben zwar durch ſpaniſche und barbariſche Raçe zu verbeſſern angefangen; aber leider bleibt ſo etwas allenthalben nur Experiment, ſobald es nicht Wille und Bedürfniß des ganzen Landes iſt. Das allgemeine Intereſſe, was zugleich jeder einzelne zunächſt fühlt, kann da nur allgemein wirken. Gewöhnlich wird nur einmal, im Frühling, von andern aber im Frühling und im Herbſt, alſo zweimal geſchoren. Täuſchen kann es den Fremden, als wenn die Schaafe hier zweimal lammten, daß man faſt Jahr aus Jahr ein in Florenz Lämmer ſieht. Das Intereſſe des Landmanns weiß das nemlich bey ſeinen Schaafen durch Abſonderung, oder Zulaſſung der Böcke ſchon einzurichten. In einigen Schaafen läßt er die Böcke ſchon im Julius und Auguſt, damit er im Januar Lämmer verkau-

ſen kam. Indeſſen iſt die gewöhnliche Zeit, ſie belegen zu laſſen, der November, ſo daß die Geburten in die ſchöne Jahrszeit fallen. Auch Ziegen giebt es in Menge, vorzüglich am Apennin. Bey dieſen gilt noch das Alte, daß ſie oft, wie ſchon Theokrit und Virgil wußten, zwey Zicklein werfen. Auffallend iſt es, daß man an ſchlimmen Winter- und Regentagen die Ziegen und Schaafe nicht aus dem Stall gehen läßt. Bey uns müſſen ſie den ganzen Winter hinaus, ſobald nur der Schnee nicht zu tief liegt. Indeſſen was giebt das auch für Wolle?

Gänſe werden nicht viele gehalten. Sie ſind klein und von zähem Fleiſche, wie in ſüdlichern Klimaten faſt immer. Man rupft ſie fleißig, und ißt ſie jung mit den erſten Spielen, wie in Süddeutſchland. Dafür iſt das andre Geflügel wohl nirgends in ſolcher Menge, als hier, ich meine die Puter, Hühner und Tauben. Dieſe Vögel hat jeder kleinſte Bauer zahlreich auf ſeinem Hofe, füttert ſie mit ſchlechtem Korn, Hirſe und dem Abfall der Wein und Oelbeeren, weiß ſie auch kunſtreich für den Liebhaber zu ſtopfen, ſo daß dieſe Braten immer in Menge zu haben ſind. Das milde Klima läßt überdem das Brüten nur etwa die kurze Zeit des Mauſerns aufhören. Die Millionen Tauben leben im Winter faſt allein von den ausgefallenen

Weinbeeren und anderm Geſäme im Freien, oder werden mit den ausgepreßten gefüttert.

Von andern Vögeln hat man hier überdies eine zahlloſe Menge im Winter und Herbſt bis zum Frühlinge zu füttern. Es ſind meiſtens die aus dem Norden Ausgewanderten, die hier in den Wäldern und Weinbergen drey bis vier Monate leben. Ich bin oft erſtaunt über die langen Stangen, woran die Bauern einige Duzende der köſtlichen Waldſchnepfen, Rebhühner, Krametsvögel, Droſſeln und ein unendliches Heer andren Gevögels zur Stadt tragen, die ſie leicht in Netzen oder Schlingen und auf Leimruthen zu fangen verſtehen.

Florenz.

Ich habe in dieſer lieben Stadt beinahe fünf Monate gelebt, einige kleine Ausflüge nach Siena, Livorno, Mailand und Turin abgerechnet, welche in dieſe Zeit fallen. Da ich alle Klaſſen ziemlich durchgelaufen bin, da Florenz die einzige Stadt im Winter von 1798 und 99 war, wo Ruhe und italiſcher Sinn noch in ihrer Reinheit herrſchten, und alles noch von fremden Händen nicht von ſeinem Platze geſchüttelt, oder gar weggenommen war, ſo halte ich es der Mühe werth, mich über das Leben und die Vergnügungen dieſer Zeit, und über das Leben und die Sitten der Bewohner dieſer Stadt etwas weiter auszubreiten. Von den Werken der Kunſt, die ſonſt ſchon dieſe Stadt zu

einer der erſten machten, als Rom und Napoli noch nicht ausgeleert waren, ſollte ich vielleicht ganz ſchweigen, wenn es nicht ſo ſüß wäre, von dem zu reden, was uns viele Luſt gemacht hat. Dagegen werde ich bey dem Todten und Poſitiven, was man im Volkmann und Jagemann und bey andern ausführlich leſen kann, mich ganz ſtumm verhalten, und wann mir mal ſo was menſchliches widerfahren ſollte, ſo lege es jeder nicht auf die Achſel, welche noch keinen Buckel hat, ſondern lieber auf den alten Höcker menſchlicher Gebrechlichkeit.

Gallerie.

Die alten Dichter huben mit Zeus dem Erſten aller Dinge an, ſo beginne auch ich billig mit der großherzoglichen Gallerie, dem ſchönſten Juweel in dieſer ſchönen Stadt, um denen, die meine Geſchwätzigkeit von Bäumen und Korn und Eſeln und Karren müde gemacht hat, wieder was Erweckendes zu geben.

Durch treffliche Künſte im Kriege und Frieden ward die Familie der Mediceer groß, bis ſie durch ſchlechtere Florenz um ſeine Freiheit betrog, und das genievolle toſkaniſche Volk eben ſo ſehr herunterbrachte, als ſie daſſelbe zum Theil mit erhoben hatte. Kosmus, der Vater des Vaterlandes, war um die Mitte des 15ten Jahrhunderts einer der ſchönſten Namen Italiens, und zugleich der Beför-

derer der Künſte und Freund des Donatello und Michellozzi. Mehr noch, als er, obgleich in einem nicht ſo großen Geiſt, that Lorenz der Großherzige. Die Fürſten von Toskana gingen anfangs in dieſen Geiſt für die Kunſt ein, aber mit der Freiheit war auch das ſchönſte Zeitalter Italiens dahin. Viel that Ferdinand der 2te, der 1670 ſtarb, und ſein Bruder, der Kardinal Leopold, für die Kunſt, und von dieſen beiden ſchreiben ſich viele der ſchönſten Antiken und neuere Gemählde her, z. B. der Hermaphrodit, die Venus von Tizian ꝛc. Leopold von Oeſtreich endlich ließ aus dem Pallaſt Medicis die Gruppe der Niobe und andre köſtliche Sachen bringen, und erklärte die ganze reiche Sammlung, die hier aufbewahrt wird, für Eigenthum des toskaniſchen Volks. Wird das ſie ſchützen? Die genaueſte Beſchreibung vieler Merkwürdigkeiten dieſer Gallerie findet man in dem koſtbaren Muſeum Florentinum, wovon ſchon eilf Bände in Folio heraus ſind. Hieher gehört auch Goris Muſeum Etruſcum. Der Prälat Angelo Fabbroni über die Gruppe der Niobe, und mehrere Aufſätze des Cuſtos der Gallerie, Adam Fabbroni. Vom Direktor Pelli hat man einen Saggio Iſtorico mit manchen intereſſanten Erläuterungen über die Gallerie. Von ihm iſt noch ein köſtliches Manuſkript hier im Archiv über die Medaillen, geſchnittenen Steine und Kameen in 17 Bänden in Folio. Auch den Plan

quar Lanzi in ſeiner Iſtoria della Pittura gehört hieher.

Schon die Treppe iſt des Heiligthums nicht unwürdig, wozu ſie führt. Man hat zu beiden Seiten griechiſche und lateiniſche Inſchriften auf Marmorblöcken. Dann ſieht man einen Bacchus und ein allerliebſtes Kind aus Marmor, mit einem Kranz umwunden. Der Eingang, oder das Vorderzimmer, iſt gleichſam in zwei getheilt. Im vordern ſieht man zum Theil aus Porphyr die Büſten der mediceiſchen Fürſten und Lorenz und Johann von Medicis, il gran capitano. Im zweiten iſt ein vortreffliches Pferd aus weißem Marmor, deſſen kühner Flug einem Siegesroſſe gleich ſieht. Hiezu iſt ein Pendant, der berühmte Eber, wovon ſo viele Kopien gemacht ſind, und wovon man von Pietro Tacca die ſchöne bronzene in der loggia des Mercato nuovo in Florenz findet. Er hat bey dem Brande 1762, der einige Stücke der Gallerie beſchädigte, ſehr gelitten. Zwei ſchöne Wolfshunde ſitzend. Außer mehrern Marmorn ein Trajan und ein ſchöner Auguſt in Rednerſtellung.

Die Korridore.

I. Gemählde.

Erſtes Korridor.

Einige alte Stücke florentiniſcher Meiſter im Entſtehen der Kunſt, die einem Geſchichtſchreiber derſelben zu Belegen dienen könnten. Man ſehe

Lasiri Etruria pittrice. Doch ſind dies nur wenige Exempel gegen das, was man von Giotto, Cimabue ꝛc. in Kirchen und Klöſtern ſieht. Unter dieſen zeichnet ſich hier aus von Ghirlandajo die Anbetung der Magier, worin viel Ausdruck und Karakter, und jene kühne Zeichnung herrſcht, welche den Schüler Michel Angelos bezeichnet. — Die Anbetung der Hirten von Roſelli. — Judith, im Begriff, dem Holofernes den Kopf abzuhauen, von der Mahlerin Lomi von Piſa mit groſſem Ausdruck. Das war wohl ein Weib, bey der man wünſchen konnte: Weib gebiehr mir keine Kinder! — Venus, welche Amor kämmt, und das Beilager der Neuvermählten von Giovanni di San Giovanni. Das erſte iſt eine ſonderbare Idee, aber im Weibe ſowohl, als im Buben, iſt der Karakter ſchelmiſcher Luſt ſehr kräftig ausgedrückt, obgleich die Idee des Lauſekammes und der Lauſejagd, die ſich einem unwillkührlich aufdringt, nicht zur Liebesgöttin ſteht. Auch das zweite iſt vorzüglich, beſonders die Hauptfiguren. Die ſüße Sehnſucht des wartenden Jünglings, und Schaam mit einigen leiſen Zügen der Lüſternheit im Geſichte der Jungfrau, die ſich von den Müttern gleichſam mehr tragen, als führen läßt, ſind ſchön ausgedrückt. — Abrahams Opferung von Livio Mehus. Der Kopf des Vaters iſt vortrefflich, ſeine Augen ſprühen Flammen des Eifers und der Verzückung. Mich dünkt, man könne dieſen

Kopf in einer andern Scene auch auf den Rumpf eines Verrückten ſetzen, ohne zu fehlen.

Zweiter Korridor.

Michel Angelo da Caravaggio. Chriſtus und die Phariſäer im Tempel diſputirend, eines ſeiner berühmteſten und vollendetſten Werke, obgleich auch hier die Schatten ſehr hart ſind. Es iſt eine herrliche Sammlung alter Köpfe, von denen jeder ſeinen Karakter trägt, und aus dem Leben geſtohlen zu ſeyn ſcheint. Der Chriſtuskopf ſollte nur ein wenig mehr unter den andern hervorſtrahlen. — Mehrere brave von Lucas Giordano, von Vanni, von Siena, Martinelli und teutſchen und italiäniſchen Mahlern.

II. Skulpturen und Statuen.

Erſter Korridor.

Herkules, der den Neſſus tödtet, eine kleinere Gruppe, als die des Johann von Bologna jenſeits vor dem Ponte vecchio, mit der ſie ſich auch nicht meſſen darf. — Ein junger Athlet, eine kraftvolle Figur. Als Zeichen ſeines Siegs hält er ein kleines Becken, oder Gefäß. Es iſt ein herrlicher Körper, und das Geflecht der Sehnen und Muſkeln trefflich. Man könnte ihn ein anatomiſches Studium nennen. — Venus mit dem Beinamen von Belvedere, von Ferrata hergeſtellt, in der Stellung der mediceiſchen. Er hat ihr aber, ſo ſehr man ſie auch preiſet, das Unausſprechliche mit den neuen Armen nicht geben können, weswegen jene

ewig allein bleiben wird. — Apoll mit einer Schlange an der Seite. Diese Statue ist außerordentlich beschädigt und vieles daran ergänzt; doch sind die Umrisse des Rumpfes und die Schenkel größtentheils acht, und diese erregen um so mehr eine Klage, daß das Uebrige nicht mehr da ist.

Zweiter kleiner Corridor.

In diesem gegen Süden am Arno, welcher die beiden langen verbindet, sind blos Marmore, einige kleine Gemählde und Porträts, die oben hängen, ausgenommen. Ein kleiner Amor, eine außerordentlich schöne Antike in Rücksicht der Stellung und des Ausdrucks. Er schaut empor, der kleine Spitzbube, als spotte er der Donnerkeile Zeus, und aller froher Muthwille, alle liebenswürdige Bosheit ist in dem Lächeln seines Gesichts ausgedrückt. — Bacchus, auf einem jungen Faun gestützt. Eine treffliche Gruppe, die eine große Idee von der alten Kunst giebt. Die Leiber sind schön, aber man vergißt sie über den Köpfen voll Grazie und Anmuth. Es ist die ewige Freude gleichsam personificirt, wie sie zuweilen in heiligen Stunden rein und unverschleiert sich ihren Lieblingen offenbart, es ist nicht die leidenschaftliche, sondern die feste und stille, die eben, weil sie dies ist, keinen Wandel und Wechsel kennt. — Eine schöne Bacchantin, mit einem Luchs zu ihren Füßen, in einer leicht hinschwebenden Stellung. — Ein Weib mit

einem Schwan, oder einer Gans im Schooße. Der Busen scheint vor süßer Lust sich schwellend zu heben, alle Züge des Gesichts athmen das Vergnügen, und die süße Vernichtung der höchsten Wohllust. Gewöhnlich hat man eine Leda daraus gemacht, und aus dem Vogel einen Schwan. Fabroni meint, es sey eine Venus Lamia, der auch ein Schwan zukömmt. — Minerva. Der Kopf ist außerordentlich schön, und giebt eine anschauliche Vorstellung der tapfern Tugend, welche diese Göttin vorstellt, und die man sich immer mit einer guten Beimischung von Trotz und Kühnheit denken muß. Sie blickt, als lägen die Götter und alle Dinge unter ihren Füßen. — Venus Anadyomene, eine holde kleine Statue voll Scham und süßer Huld, wie sie den Wellen des Meers entsteigt. Sie gehört zu den viel gepriesenen Antiken. Sie verdient mehr den Namen Venere celeste, unter welchem man eine andre halb bekleidete Venus zeigt. — Ganymedes mit dem Adler, eine der schönsten und reitzendsten Statuen der Korridore, das Bild der Schönheit, zwischen dem Jünglings- und Knabenalter, mit der Leichtigkeit, die noch keine Sorge kennt. — Bacchus mit einem Luchs würde ein schöner Bacchus seyn, wenn man den vorigen mit dem Faun sobald vergessen könnte. — Ein schöner Torso, als Studium für junge Künstler ausgestellt, sich daran zu bilden, und für den Liebhaber, um

langsam daraus zu lernen, worin das Schöne der alten Kunst und der durch die Gymnastik mehr ausgedrückten menschlichen Form bestand.

Zweiter grosser Korridor.

Gegen einander überhängend zwey geschundene Marsyasse. Der eine hat einen flakken, aber einen widerlichen Ausdruck des Schmerzes, und man geht von diesen verzerrten Zügen gern zu etwas bessern. — Eine Nymphe auf einem Meerpferde, ein ausserordentlich schönes und leichtes Stück. — Ein Jupiter, den Phidias letzter Schüler besser gefaßt haben würde. — Zwey Apolle, der gröste dieser beiden ist vortrefflich, er bringt den holden Gott der Schönheit und Jugend dem Ideale sehr nahe. Die anders farbige und überzierliche Leyer, die man ihm gegeben hat, kleidet ihn schlecht. — Zwei Statuen von Aeskulap. — Bacchus von Michel Angelo. Dieser ist sehr berühmt und hat nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner verdient, ohne sich zu schämen, unter den besten Ueberbleibseln der alten Kunst aufgestellt zu werden. Es ist nicht der Gott, der nur Freude und Wollust athmet, wie der ihm gegenüber stehende, sondern er hat etwas Großes und Majestätisches, wie man sich ihn denken muß, wenn er mit seinem Löwen- und Tigergespann als Sieger der Indier daher fährt. Er trägt den Geist seines Meisters an der Stirn, Kraft und Erhabenheit. — Ihm gegen über steht ein

andrer in kleinerm Maße von Sanſovino, voll großer Liebli chkeit und Zartheit der Form und des Ausdrucks, ein ſolcher, der wohl mit einer Nymphe ſich im Weinlaub verſtecken gehen kann; auch er iſt ein Meiſterſtück der Neuern. — Laocoon von Baccio Bandinelli, eine Kopie des belvederiſchen, jetzt pariſer Laocoons, und zwar eine äußerſt berühmte Kopie. Ich hoffe das Original zu ſehen und kann dann vergleichen. Bey einem Feuer, das 1762 die Gallerie ergriff, hat er ſehr gelitten. — Von Donatello ſieht man hier noch zwey geprieſene Stücke, ſeinen David mit Goliaths Haupt zu ſeinen Füßen und Johannes den Täufer, durch Beten und Faſten abgezehrt. Der David erinnert an den ſchönen St. Georg von eben dieſem Meiſter, den man in einer der Niſchen der Kirche Or San Michele ſieht, eine rechte Heldengeſtalt, aus deſſen Geſichte Muth und Kühnheit auf ſeine gute Sache blicken. Aber berühmter bey weitem iſt Johannes der Täufer, und eines der vorzüglichſten Werke dieſes großen Künſtlers, den man beſonders wegen der anatomiſchen Richtigkeit bewundert, weil ſo ein Körper nicht das anmuthige Bild der Schönheit geben kann. Man geht endlich bey dieſen Meiſtern mit dem Gefühl davon, ſie würden Phidias und Skopas geweſen ſeyn, hätten ſie die freundliche Welt und die jugendlichen Götter jener Glücklichen gehabt.

Zwischen diesen Statuen der Korridore, von welchen ich die Vorzüglichsten genannt habe, sind vom Eingang bis zum Ende hinaus die Besten der römischen Kaiser und ihrer Familien zu sehen, eine außerordentliche reiche Sammlung beinahe an die 120. Man hält sie alle für ächt, ob gleich sich das vielleicht schwer ausmachen läßt, wenn es gleich bey den meisten durch Vergleichung mit andern Köpfen und mit Münzen auszumitteln ist. Die Sammlung ist zugleich als ein lehrreicher Kommentar für die Kunstgeschichte der ersten Kaiserjahrhunderte anzusehen, und für den Fortgang und Rückgang der Kunst. Die Reihe der Kaiser ist vollständig bis auf Gallienus. Auch einen schönen Konstantin, der sonst selten ist, hat man hier, doch ist auch er durch den Brand beschädigt. Trefflich sind die Köpfe der Livia und Julia, des Agrippa und Tiberius gearbeitet; den Otho hält selbst Winkelmann für einen der schönsten Köpfe, auch Vitellius und Vespasian sind gepriesen. Die Familie Mark Aurels nimmt den kleinen südlichen Flügel ein. O Faustina, Wieland hat nicht zuviel für dich gethan! Du konntest mit dem Gesichte nicht gemein seyn. Auch dem Freund der Geschichte geben sie gleichsam einen lebendigen Kommentar, obgleich die Kunst, aus den Gesichtern auf die Menschen zu schließen, immer eine sehr mißliche bleiben wird, überdies ist nichts in der Welt leichter, als nach

den Thaten und Leiden ein langes und breites über ein Menschenantlitz zu räsonniren. Wie viele vergnügte Stunden habe ich unter diesen Köpfen gelebt, und unter der Menge der großen und merkwürdigen Menschen der neuern Welt, die gemahlt über ihnen hängen. In seiner eignen Zeit lebt man doch nicht so rein und frey; das Interesse, die Verflechtung des Lebens und Empfindens zieht uns vom rechten Wege ab, oder Leidenschaften und Partheisucht halten unsre Augen unter der Binde, daß wir selten einer reinen und ungefälschten Ansicht derselben genießen.

Außer den Büsten schmücken die Korridore noch eine hübsche Anzahl Sarkophagen mit Inschriften, und theils mit trefflichen Basreliefs, (vorzüglich schön ist auf dem Zweiten die Geschichte Hippolytus dargestellt) Altäre ꝛc., woraus man einigen Statuen Fußgestelle gemacht hat.

Oben um die ganze Reihe der drey Korridore findet man zu beiden Seiten rund herum eine herrliche Sammlung großer und berühmter Männer, viele Florentiner, die durch Künste und Wissenschaften, durch Waffen und Herrschaft groß waren, andere herrliche Männer Italiens und Europens, durch welche die Welt weiter gekommen ist. Auch die Frauen sind nicht vergessen, und man sieht manche berühmte Haube. Den Beschluß macht die

lothringische Herzogsfamilie bis auf Kaiser Franz den Ersten.

Auch die Decken dieser Flügel muß man nicht übersehen. Sie sind mit allegorischen Darstellungen geschmückt, wobey der großen Männer, woran Toskana einst vor allen Städten Italiens reich war, in Ehren gedacht ist. Es ist gleichsam ein gemahlter Ehrentempel von Florenz. Jede Kunst und Wissenschaft hat ihre Lichter und Lichtanzünder. Da sieht man die Cimabue, Giotto, Davinci, Masaccio, Donatello, Ghiberti, Michel Angelo, Bandinelli, Dante, Petrarca, Vespucci, Galilei, Ficino, Macchiavelli und andre Namen, die das Vaterland verherrlichten.

Münz- und Medaillensammlung.

Die Anordnung dieser Sammlung ward von dem Jesuiten Ekhel in Wien, Direktor der kaiserlichen Münzsammlung, angegeben, und von Cocchi und seinem Nachfolger, dem Direktor Pelli, ausgeführt. Man hat die Münzen nach chronologischer und geographischer Ordnung in Schränken aufgestellt. Billig hat man mit Toskana angefangen und einen großen Reichthum zusammen gebracht, nicht blos für Florenz, sondern auch für die andern Städte, vorzüglich für Pisa. Man sieht viele Münzen aus Silber und Gold von beiden Sicilien, dem Kirchenstaat, Venedig, Genua, Mailand, Par-

ma ꝛc. Aber auch die übrigen Länder Europens ſind nicht leer ausgegangen.

Die Sammlung der neuern Medaillen iſt gleichfalls eine der zahlreichſten. Hier ſieht man viele Schnurrigkeiten und Raritäten des Mittelalters: Siegel, Prachtmünzen ꝛc.

In zwölf kleinen Schränken mit Auszügen bewahrt man die alten Münzen auf. Man hat ſie geographiſch geordnet nach den Plätzen, wo ſie geſchlagen ſind, ohne auf ihre Größe, oder ihren Stoff Rückſicht zu nehmen. Man hat ſie in zwei Klaſſen getheilt. Die erſte begreift die Republiken, Kolonien und Monarchien der alten Welt, z. B. Rom, Athen, Macedonien, Syrien, Aegypten; die zweite enthält die Konſular und Familienmünzen des alten Rom, wie auch die Münzen der Kaiſer von Auguſt bis Johann Paläologus. Die erſte Klaſſe hat 4201, die zweite 1519 vor Auguſt und 8454 Münzen ſeit Auguſt, welche letztere allein 5 Schränke füllen.

Goldner Medaillen ſind 1117, ſilberner 3778. Die ganze Summe rechnet man mit Sicherheit auf 15000. Auch falſche und nachgemachte Münzen hat man hier zur Belehrung aufbewahrt. Sie ſind zum Theil ſo trefflich gearbeitet, daß ſie die erſten Kenner getäuſcht haben.

Ich gehe von hier zum hinterſten Kabinet des öſtlichen Korridors, und werde immer ſo die Reihe

der Zimmer verfolgen, bis ich mit dem Saal des Hermaphroditen aufhöre, welche der erste am Eingange oder Vestibulum ist. Man hat diese Säle häufig nach einem Meisterstücke, das sich darin findet, benamt. Der erste Saal nun, vor dessen Thüre die Statuen und Gruppen von Michel Angelo, Sansovino, Johann von Bologna und Donatello sehr zweckmäßig stehen, enthält

Die neuern Bronzen.

Das Vaterland der Donatelli, Verrocchi, Cellini und Ghiberti kann daran nicht arm seyn. Man kann diese köstliche Sammlung gleichsam als eine Kunstgeschichte der florentinischen Bildnerei ansehen. Man hat hier treffliche Kopien in Bronze, doch fast alle im verjüngten Maasstabe, gesammelt von den ersten neuern und ältern Statuen, die man in Italien und anderswo findet, den Laocoon, Apoll, Meleager, Herkules, die beiden Satyre, die Flore, den Jüngling, der sich den Dorn auszieht, den Gladiator, den farnesischen Stier, den Silen, Mark Aurel und den Bacchus und Hermaphrodit von Borgheſe. Die Ringer, den Schleifer, den Faun und die Venus von Medicis sieht man hier in schönen Kopien aus Marmor. Außerdem giebt es eine Menge kleinerer Nachahmungen von Antiken, z. B. Idole, Vasen, Basreliefs. Vortrefflich ist der kleine Amor von Donatello, den einige selbst für eine Antike genommen haben. Von

dem trefflichen Benvenuto Cellini ſieht man hier viel ſchönes, man ſchätzt vorzüglich die Büſte Kosmus des Erſten von ihm. Von der Opferung Abrahams ſieht man außer andern heiligen Stücken zwey Ausführungen, in welchen ſich Donatello und Ghiberti zeigten, um den Auftrag zu den ſchönen bronzenen Thurm des Battiſterio zu erhalten, welche Ghiberti ausgeführt hat. Das Schönſte indeſſen von allen Arbeiten der Neuern, die hier gezeigt werden, möchte ich den Merkur von Johann von Bologna nennen, der lange die Villa Medicis in Rom zierte. Er hat das Leichte, das Schwebende und Vorwärtsſtrebende, das man in der behenden Kraft dieſes Gottes ſich denket. Mit einem Fuße ſchwebt er auf dem Kopf eines Zephyrs, den er nicht mehr zu berühren ſcheint, als jener die Blumen. Der Ausdruck des leichten und ſpielenden Lebens dieſes Gottes iſt ſo bezaubernd, daß man immer wieder zu ihm zurück muß.

Noch iſt hier ein berühmter Geſchundener (ſcorciato) in Bronze, eine anatomiſche Statue, die man aber nicht unter den Muſtern des Schönen aufſtellen ſollte. Man hat allenthalben gekünſtelt und gearbeitet, um für die Anatomie was rechtes zu leiſten. Auch die Alten haben anatomiſche Figuren in Bronze und Marmor vorgeſtellt, Francavilla machte in Italien ſolche, die man aus einander nehmen konnte, aus Holz und Pergament;

Zumbo und Lelli machten ſie aus Wachs, welche nachher Suſini in Florenz vervollkommnete; doch davon mehr an einem andern Orte.

Hetruſciſche Sarkophagen und Inſchriften. Muſeum Etruſcum.

Leider weiß man von den Alterthümern der Etruſker wenig. Waren die Römer gierig nach dem Ruhm, alle Völker unter die Füße getreten zu haben, ſo waren ſie es nicht weniger, die Herrlichkeiten der Beſiegten zu unterdrücken, und ihre Kunſt und Wiſſen auch ſich zuzueignen. Doch iſt es ihnen nur in ſo weit geglückt, die Geſchichte jener Völker in Dunkelheit zu erhalten. Betrügen haben ſie die Nachwelt nicht gekonnt. Man hat nun angefangen, in Toſkana Vieles zu ſammeln, was ſchon die Ehre des etruſciſchen Volks machte, als die Griechen noch zum Theil und die Römer noch durchaus Barbaren waren, und von Arezzo, Volaterra, Montepulciano und andern Orten zuſammen gebracht, wo es theils noch unter der Erde, theils noch in den Händen von Privatmännern war. Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt zeigt, daß die Hetrurier der Künſte ſelbſt vor den Griechen pflegten, und als Volſinii (jetzt Bolſena) 265 Jahr vor Chriſti Geburt eingenommen ward, tränſportirte man 2000 Statuen nach Rom.

Die Etruſker verbrannten gewöhnlich ihre Todten, und legten die Aſche in kleinen Särgen oder

Urnen in die Erde, welche oft nur die Namen der Verstorbenen enthielten. Diese Särge und Urnen ꝛc. und die etruscischen und lateinischen Inschriften, oder die aus beiden Sprachen gemischten hat man hier aufgestellt. Das meiste ist aus Töpferthon (terra cotta, terre cuite), einige Sarkophage sind sogar bemahlt. Die schönsten Sachen hat man zu Volaterra gefunden. Manche dieser Urnen, die man zu Chiusi ausgrub, sind mit Bildnerarbeit, und stellen die Geschichte der Söhne des Oedipus vor; andre herrlich in Alabaster gearbeitete Basreliefs enthalten Scenen vor Troja. Man sehe hierüber Gori Museum Etruscum Flor. 1737. 3 Vol. Fol. und Hancarville Etruscische, griechische und römische Alterthümer mit illuminirten Kupfern, herausgegeben aus Hamiltons Kabinet zu Neapoli, und Lanzi saggio sopra la lingua etrusca und seine Istoria della pittura.

Von diesem Saal, der eigentlich noch vor den neuern Bronzen hergeht und der erste von allen ist, springe ich nun sogleich zum vierten über, der die

Sammlung von etruriſchen Gefäßen

enthält, weil diese eigentlich nur ein zweiter Theil des Museum Etruscum sind. Man wandelt mit einer Art von heiligen Grauen unter diesen Resten der alten Kunst, die zugleich den letzten Ehren der armen Sterblichen bestimmt waren, und mit ihren

Aſchen meiſtens auch ihr Gedächtniß von der Erde nahmen. Man erſtaunt über die Fortſchritte, welche die Kunſt in jenen jugendlichen Zeiten der Geſchichte ſchon gemacht haben muß, wenn man die Leichtigkeit, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen, der Farben und Glaſur ſieht. Zu Volterra, Chiuſi und Arezzo hat man eine große Menge davon gefunden. D'Hankarville meint, unter den römiſchen und etruriſchen Sachen ſey auch einiges aus Griechenland Eingeführtes. Es ſind einige mit griechiſchen, andre mit etruſciſchen Aufſchriften. Ferner ſieht man eine Menge von Antiken einer andern Gattung in terra cotta, Lämpchen, Idole, Thierbilderchen, die, wie Caylus meint, von den Armen als Repräſentanten der Opfer gebracht wurden, die ſie nicht darbringen konnten. Außerdem hat man die Bilder der Laren, und eine Menge Füße, Beine, Köpfe, Herzen, die vielleicht bey den Alten eine Art von ex voto ſeyn mogten. Man hat zu dieſer Sammlung manches Neuere hinzugefügt, das im etruriſchen Geſchmack gearbeitet iſt, Arbeiten aus Fabriken in terra cotta von Urbino, von Cagli und Caſtel Durante nach Zeichnungen Rafaels, Correggio's und der Carracci; Manches aus der Fabrik der Familie Waſſari zu Arezzo, welcher Wedgewood nachahmte.

Alte Bronzen.

Sie ſind im dritten Saal in 14 Schränken aufgeſtellt, und man hält ſie für die ſchönſte Sammlung dieſer Art nach der, welche nun von Portici nach Palermo geflüchtet iſt.

I. Eine herrliche Büſte der Minerva, ein Kopf Merkurs und Saturns, mehrere kleine Götterabbildungen, Jupiter, Neptun, Pluto, Minerva, Diana, Opis ꝛc.

II. Eine treffliche Sammlung griechiſcher, etruriſcher und römiſcher Waffen, ein vorzüglich gearbeiteter Hermaphrodit, eine ſchöne Amazone und ein gehelmter Mars; endlich Venus mit ihren Attributen, Nymphen, Amorn, Genien.

III. Viele Scenen aus der Geſchichte des Bacchus und Herkules. Man hat zu den Bacchusbildern Faunen, Satyre, Silenen und die Ariadne hinzugefügt.

IV. Hier findet man viele ägyptiſche Sachen und Idole, unter andern einen Serapis, den die Heroen der Kunſt hoch halten. Viele Genien und Götter des zweiten und letzten Ranges.

V. Einer der merkwürdigſten Schränke, der die etruſciſchen Gottheiten, den Janus, Vulturnus, Pilumnus, die Vakuna ꝛc. enthält. Dieſe reiche Sammlung zeigt noch die Anfänge der Kunſt, in Metallen zu gießen.

VI. In dieſem Schranke findet man außer vie-

len Porträts erlauchter Menſchen eine Menge Fragmente alter Statuen, die jungen Künſtlern zum Studium dienen können, ſo ſchön iſt an manchen die Arbeit.

VII. Enthält Thiere mancherlei Art, einen Pegaſus, einen Hippogriph, eine Chimäre, einen Stier mit Menſchenangeſicht und andre, welche zu Gelübden, Symbolen und Fahnenzeichen dienten. Siehe Lipſius de militia romana cap. de ſignis militar.

VIII. IX. X. Mancherlei Haus-Religions- und Opfergeräth, Altäre, Dreifüße, Leuchter und Lampen mit erſtaunlicher Mannigfaltigkeit der Arbeit und des Geſchmacks, verſchiedene metallene Spiegel, Helme, Zäume, Sporen, goldne Schnallen, Halsbänder, Ringe und Ohrgehänge.

XI. Alte Inſchriften auf Bronzen verſchiedener Gattung und manche Schnurrigkeiten.

XII XIII. Altes Hausgeräthe und Silberzeug.

XIV. Inſtrumente, Schlöſſer, Schlüſſel, Klinken, Haken und vieles chriſtliche Zeug, wo man ſchon Apoſtel und Heilige vorgeſtellt ſieht und die Barbarei des Geſchmacks.

Außer dieſen kleinern und zartern Dingen, die man eingeſchloſſen hat, ſteht noch vieles umher, was dieſen Saal zu einer Einleitung in die Kunſt und das häusliche Leben der alten Welt macht. Unter dieſen Sachen findet man einen ſehr ſchönen

Torſo; eine Minerva von außerordentlicher Schönheit, die, wenn ſie etruriſch iſt, einen hohen Grad der Kunſt verräth; man glaubt, ſie ſey nicht vollendet worden, oder habe durch Feuer gelitten.

Saal der Niobe.

Dieſen ließ Peter Leopold mit allen Schmuck der Kunſt und des Geſchmacks verzieren, wie es der hohen Bewohner würdig war, welche hier einziehen ſollten. Sie waren 1775 noch zu Rom in der Villa Medicis, von wo Leopold ſie nach Florenz bringen ließ. Vielleicht müſſen ſie in dieſen Zeiten der Auswanderungen auch mit fort.

Hier ſteht alſo nun die berühmte Gruppe der Niobe, deren blutiges Schickſal Ovid und Apollodor beſangen, und die die größten Künſtler des Alterthums, ein Skopas und Praxiteles in Marmor und Erz bildeten, und worin, wie wir ſie nun aufgeſtellt ſehen, jeder den großen Stil und erhabnen Karakter der meiſten Figuren bewundern muß, wenn gleich der tiefer eindringende Kenner und Tadler manche Härten in den Stellungen und Gewändern findet, und daher diejenigen verdammt, welche wohl gar auf Praxiteles und Skopas, oder ihre erſten Schüler rathen. Man weiß aber, daß ſchon bey den Alten von den berühmteſten Statuen Kopien gemacht wurden. Könnte das nicht auch der Niobe und ihren Kindern begegnet ſeyn? und könnten alſo dieſe Statuen, aus welchen man nun

Eine Gruppe geordnet hat, und welche offenbar nicht gleich vollkommen sind, nicht aus den Händen verschiedener Meister gegangen seyn? Winkelmann fand in dieser Gruppe einen hohen Geist. „Die Töchter der Niobe, sagt er, gegen welche Diana ihre Pfeile richtet, sind in der sprachlosen Angst, der Vernichtung der Sinne, der Zerstörung des Gefühls vorgestellt, wo der unvermeidlich kommende Tod die Seele selbst gedankenlos macht. — Niobe und ihre Töchter werden immer die Muster des wahren Schönen seyn, man muß sie als unstreitige Denkmäler des hohen Stils ansehen." Winkelmann Gesch. der Kunst Th. 2. S. 201. 242. Auch Guido Reni war seiner Meinung und studierte sie ohne Aufhören.

Man kann vielleicht kein besseres Bild von dem Ausdruck dieser Gruppe geben, als wenn man sagt, daß so ein Schweigen des Schmerzes, so ein Erstarren des Gefühls darauf ruht, daß sie alle Elemente zu binden und jeden Laut, jeden Ton der Empfindung unmöglich zu machen scheinen; ein Verstummen, wie das der Erde vor dem Donner, der noch still in seinen düstern Wolken schlummert. Aber keine Lerche fliegt in der Luft, keine Kehle klingt mehr, das Thier sucht das Dickigt und die Höhle, der Mensch sein Haus; die Blume schließt ihre Krone.

Schön vor allen den einzelnen Bildern, die in

einer Gallerie so gestellt sind, daß jedes Gesicht, wo möglich, auf die Mutter sieht, ist die Figur der Niobe. Die Kleinste der Töchter drängt sich bebend in den Schooß der Mutter, in deren Augen sie mit angstvollem Gesichte Trost sucht; die Mutter breitet ihr Gewand aus, als wolle sie die Tochter schützen. Aber ihr Gesicht ist bey den andern Kindern, die verwundet fliehen und fallen, aber sein tiefer Schmerz bleibt menschlich und unverzerrt und rührt daher unaussprechlich. Die Kinder sind in mancherlei Stellungen, einige fliehen, andre sinken erblassend, andre schauen auf die Mutter, die nicht helfen kann, andre auf die grausame Rächerin in den Wolken. Den einen sterbenden Sohn und eine Tochter in fliehender Angst vor dem Bogen Dianens, nach welchem sie empor schaut, möchte ich die schönsten nennen.

Da man nicht alle Statuen, die die Familie der Niobe ausmachten, wieder fand, so ersetzte man wohl einige durch Analogen. Die Anordnung bleibt nun doch immer etwas Willkührliches, und jeder Künstler findet natürlich nach dem Gesichtspunkte, woraus er das Ganze ansieht, manches zu tadeln und abzuändern. Manches, was fehlte, ist auch von neuern Händen ergänzt, und das muß jeder billige Richter auch mit in Anschlag bringen.

Die Wände dieses schönen Saales sind noch mit einigen trefflichen Gemählden geziert, dahin ge-

hören ein Paar Stücke von Rubens in seiner kekken Manier, die Schlacht von Ypres und der Einzug Heinrichs des Vierten in Paris, einige Porträts von vorzüglicher Schönheit, unter andern Karl der Fünfte von Vandyk und von Kranach, ein schönes Stück, Adam und Eva.

Sammlung von Zeichnungen und Stichen.

Diese Sammlung, die der Kardinal Leopold anfing, ist seitdem immer vermehrt, und hat für den Künstler und den Liebhaber und Kenner natürlich ein unsägliches Interesse. Man hat sie mit großen Kosten zusammen gebracht durch Ankauf, Schenkung und Aufsuchung aus allen Ländern. Von 225 Bänden sind 80 je von einem großen Meister. Sie fangen von Cimabue an, und gehen bis auf Battoni und Mengs. Diese Sammlung hat der Direktor der Gallerie unter seinem Schlüssel, und man muß sich bey ihm melden, um sie zu sehen zu bekommen. Auch die Kupferstiche sind vorzüglich unter Leopold und dem jetzigen Großherzog angewachsen.

Saal des Barroccio.

Dieser stößt an den Saal der Niobe, und hat seinen Namen von einem großen Stücke dieses Meisters, welches 1787 von Arezzo hieher gebracht ist, und welches wegen der Einfalt der Anordnung und der Zeichnung hoch berühmt ist. Es ist ein sehr figurenreiches Gemählde auf Holz, eine Madonna,

die ihren Sohn bittet, Reichen, welche ſich der Verlaſſenen und Wittwen hülfreich annehmen, den Segen zu geben. — Eine große Skizze auf Holz von Fra Bartolomeo della Porta, eine Madonna mit den Schutzheiligen von Florenz und dem Porträt des Künſtlers. Man ſchätzt die Anlage, welche der Tod den Künſtler nicht ausmahlen ließ. — Eben ſo verhält es ſich mit einer Anlage von Pietro da Cortona, den drei Marien am Grabe. — Von Albano das Kind Jeſus, von mehrern Engeln umgeben, welche die Inſtrumente und Zeichen ſeines Leidens halten, ein Werk voll Anmuth und Freundlichkeit, die dieſem Mahler in einem vorzüglichen Grade angehören, der durch ſeine Engel und Amore berühmt iſt. — Von Guido ein Petrus eine Halbfigur und Roger und Fiordiſpine. — Die Madonna, welche ihr Kind ſäugt, ein treffliches Stück von dem Meiſter der Kunſt Lenardo da Vinci, voll ſüßer Liebe und Natürlichkeit. Dieſes hat Leopold angekauft.

Veſtibulum der Inſchriften.

Dieſes Veſtibulum, ein offener Durchgang in der Mitte dieſes Korridors, ſtößt zunächſt an den Saal des Barroccio und enthält viel Schätzbares, das man nicht als ausgemerzt anſehen kann, weil es in keinem verſchloſſenen Zimmer ſteht. Man ſieht hier eine ſchätzbare Sammlung von Inſchriften, die man in zwölf Klaſſen eingetheilt, und in

die Mauer dieſes Veſtibulum eingefügt hat. Die Zwiſchenräume der Klaſſen hat man mit ſchönen Fragmenten des Alterthums geziert. In der Mitte des Saals ſteht ein Torſo aus Baſalt, den Winkelmann ſehr rühmt; ein Altar von Granit, ein ägyptiſches Kunſtwerk, worauf ägyptiſche Idole zum Theil mit Hieroglyphen und ein kleiner Obelisk ſtehen. Außerdem ſind noch andre egyptiſche Sachen hier, Sarkophagen, Leichenſteine, Urnen, Vaſen mit Buchſtaben und Karakteren, kleine Statuen und Büſten. Vortrefflich iſt der Brutuskopf, nur aus dem Graben gearbeitet von Michel Angelo, aber er hat ſchon den Karakter des Ernſtes und der Kraft, der auch dem Künſtler gehörte. Man lieſet unten die Verſe von Bembo:

„Dum Bruti effigiem ſculptor e marmore ducit,
„In mentem ſceleris venit et abſtinuit.“
„Da der Bildner aus Marmor das Bild des Brutus geſtaltet,
„Denkt er der blutigen That und ihn verſaget die Hand.“

Ein Engländer, der Graf Sandwich, dem ſolche Inſchrift ſchmählich dauchte, änderte dieſe Verſe ſo:

„Brutum effeciſſet ſculptor, ſed mente recuſat
„Tanta viri virtus, ſiſtit et abſtinuit.“

„Brutus hätte der Bildner vollendet, da denkt
er im Herzen
„Tugend des Helden, dich, hält und läßt ab
von dem Werk.“

Man sieht hier die Köpfe der großen Weisen, Dichter und Feldherren Griechenlands auf Harmen, und diese Versammlung würde nicht die letzte seyn, die ich aus dem Reichthum der Gallerie mir ausgreifen möchte, wenn ich dürfte. Anakreon, Solon, Sapho, Aristophanes, Sokrates, Alcibiades, Sophokles, Euripides und andre kann man hier bewundern.

Sammlung der Porträts der Mahler, von ihnen selbst gemahlt.

Diese sind in zwei an einander anstoßenden Zimmern befindlich, und meistens nach den Zeitaltern, Schulen und Nationen geordnet. Auch diese Sammlung fing der Kardinal Leopold an, dessen Statue in Marmor man in einer Nische sieht. Diese Porträts sind in dem Museum Florentin. gestochen und zum Theil in Hugfords Sammlung.

Die römische Schule führt Rafael an; nach ihm Giulio Romano, Barroccio, Zucheri, die letzten sind Battoni und Mengs.

In der florentiner Schule ist der vortreffliche alte Masaccio der erste, Leonard da Vinci, Andreas del Sarto.

Gegenüber sind die Venezianer Bellini, Geor-

gione und Tizian, seine größern Schüler, Paul Veroneſe, Tintoretto, die Baſſanen und andre.

Die Lombarden führt Primaticcio an, der Freund Franz des Erſten, an deſſen und Heinrichs des zweiten Hofe er in hohen Ehren lebte, dann folgen die Carracci, Guido, Reni, Domenichino, Guercino da Cento, Albano.

Unter den Fremden ſind die herrlichen Köpfe von Rubens, Vandyk, Holbein, Rembrandt. Außer dieſen ſieht man andre, die ſich gemahlt haben, indem ſie zeigten, daß man ſie nach dieſen Proben nicht meſſen ſollte, weil Köpfe ihr Werk nicht waren; ſie halten zum Theil Landſchaften, kleine Scenen des gewöhnlichen Lebens ꝛc. in der Hand, wie Bourgignon, Mieris, Schalken, van der Werf und andre.

Im zweiten Zimmer ſind mehr neuere Mahler und Ausländer, auch einige alte, die man noch nicht lange beſeſſen hat, z. B. Michel Angelo, Sandrart, Angelica Kaufmann, le Brun, der Engländer Moor, der Schwede Roslein. Hier ſieht man noch eine Marmorbüſte einer Engländerin, die ein feines Weib geweſen ſeyn muß; man lieſt in einer griechiſchen Aufſchrift ihren Namen: Ἄννα Σαμμὺς Δαμμὶς ἐποίησεν.

Unter andern Koſtbarkeiten ſieht man hier die ſchöne Urne aus der Villa Medicis, worauf die Opferung Iphigeniens dargeſtellt iſt, und einen acht-

eckig-

eckigen Tiſch aus Edelgeſteinen, oder pietre fine zuſammengeſetzt. Er iſt aus der Zeit Ferdinand des Zweiten, und wegen der Edelſteine, Topaſen, Granaten ꝛc. einer der koſtbarſten dieſer Gattung. So trefflich auch dieſe Arbeiten, ſo bewunderswürdig auch das Ineinanderfließende und Schmelzende der Schatten und Farben iſt, ſo bleibt doch immer eine unvermeidliche Härte, wenn man ſolche Arbeiten mit einem Gemählde vergleicht.

Sammlung der venezianiſchen Schule.

Die Venezianer füllen die nächſten und letzten beiden Zimmer dieſes Flügels.

In beiden Zimmern findet man von Tizian eine ſchöne Jungfrau, das Kindlein auf den Knieen; noch eine zweite von Engeln umgeben in derſelben Stellung. — Die Ehebrecherin, vor dem Erlöſer mit herrlichem Ausdruck in den Köpfen, ein ſehr figurenreiches Stück. — Die Niederlage von Ghiradadda, das wegen ſeiner Kompoſition berühmt iſt. — Die Geburt des Herrn und die anbetenden Schäfer, ein ganz treffliches Stück, von dem man nicht los werden kann. — Einige Porträts, und eine ſchöne Judith mit dem Kopf des Holofernes, eine halbe Figur.

Von den Baſſanen eine Menge Gemählde. Das berühmteſte und größte iſt das, wo Jakob Baſſano ſich mit ſeiner Familie nebſt Tizian ſeinem Meiſter

und seiner Frau gemahlt hat. Er hat hier alles aufgeboten, seiner Familie unter den Unsterblichen einen Platz zu verschaffen. Es ist kein Aufflug, kein Ideal, aber die reinste Natürlichkeit und ein Kolorit, wie es seines Lehrers würdig wäre.

Von Giorgione, dem größten Meister im Kolorit, das Urtheil Salomos und viele andre Stücke.

Von Paul Veroneſe Chriſtus, der den Lazarus erweckt, ein figurenreiches Gemählde, wo alles lebt und ſich bewegt, und es einem bey keiner Figur einfällt, Veroneſe habe an Betrachtung ſeiner Werke dabey gedacht. — Die Hochzeit von Kana und Eſter und Ahasverus, zwei herrliche Stücke in Rückſicht der Vertheilung der Gruppen.

Außerdem ſieht man noch manches von Tintoretto, Carletto, Cagliari, Palma.

Man geht nun zum zweiten Flügel fort, und findet zuerſt das Zimmer, wo die

Sammlung von geſchnittenen Steinen, Kameen, Gefäßen aus edlen Steinen ꝛc.

aufbewahrt wird. Dieſes iſt einer der größten Schätze, die ſich irgend wo auf der Welt finden. Lorenz der Großmüthige that das Meiſte für dieſe Sammlung, Kosmus der Erſte und andre Mediceer haben manches hinzugefügt und durch die großen Genieen, die ihre Zeit verherrlichten, arbeiten laſſ

ſen. Es iſt ein Saal in Form einer Tribune, mit Säulen von orientaliſchem Alabaſter geſchmückt, wo dieſer Reichthum in 6 Schränken aufbewahrt wird. Man zählt mehr als 4000 Anaglyphen, und unter den Kameen bewundert man vorzüglich die Familie des Auguſt und was ſeiner Zeit am nächſten iſt, z. B. den Tiber und ſeine Gemahlin, die wegen der Größe merkwürdig ſind, vor allen aber ſteht Veſpaſian oben an, den man nur den König der Kameen nennt. Noch preiſt man die Kamee, die man für einen Julianus hält, der mit ſeiner Frau ein Opfer bringt, der Ganymed, den Curtius und die große Kamee, die Lanzi für eine Veſta und allein mehr, als manches andre Kabinet werth hält. — Man ſieht hier überdem eine große Menge von Köpfen, von Gefäßen, von Statuen, vorzüglich eine Schale aus einem Granat von außerordentlicher Größe, Gefäße aus Onyx, Sardonix, Agat, Jaſpis. Manche davon ſind neu und von florentiner Künſtlern im Wetteifer mit den Alten gearbeitet. — Manches in Bergkryſtall gearbeitet, wie z. B. ein Kopf des Nero, verſchiedene Kaiſer in Kalcedon, ein ſchöner Tiberius in einem blauen Türkis, ein Mars in Saphir, eine Minerva in Sardonix, ein Alexander in Chryſolit, eine Furie in Hyacinth. — Manche ſind zu beiden Seiten gegraben, z. B. der Sonnenwagen im Thierkreiſe an einer, an der andern der des Mondes, eine Büſte Apolls im Anaglyph

an der einen Seite, an der andern Mars in einer Kamee.

Viele dieser geschnittenen Steine hat man in mancherlei Massen abgießen und drucken lassen. Die vorzüglichsten kennt man aus dem Museum Florentino und aus dem Thesaurus Gemmar. antiqu. aeneis tabulis 200. Florent. 1730. von Gori und Passeri in drei Bänden in Folio ausgegeben. — Die florentinischen Künstler haben manches beschädigte wieder hergestellt, manches auch neu geschaffen. Einen vorzüglichen Antheil hieran hatte Benvenuto Cellini. Man sieht die Porträts von Lorenz von Medicis und Savonarola, (die man Johann delle Corniole zuschreibt,) von Päbsten und Fürsten. Eine schöne Arbeit ist die Familie Kosmus des Ersten von Rossi und sein Triumph nach der Eroberung von Siena, von Dominiko Romano in einen Kalcedon geschnitten.

Sammlung französischer Gemählde.

Man sieht hier eine Venus, die aus dem Bade steigt, und einen nackten verwundeten Jüngling, beide keine vorzügliche Statuen in Marmor.

Die französischen Sachen wollen nach den vorigen nicht recht schmecken. Poussin, ihr größter Meister, ist fast leer ausgegangen, und hat nur einige kleine Stücke hier. Außerdem ist von Le Brun, Dufresnoy, Mignon, Champagne, Manteuil, und Bourgignon manches.

Flamländer und Holländer.

Von Rubens Venus und Adonis; Amor spielt an ihren Knieen, die Grazien enthüllen sie, der Neid hält Adonis bey seinem Gewande zurück; kleine Kinder spielen mit seinen Hunden, oder halten sie an der Kuppel. Die Venus ist schön, obgleich eine sehr irdische, leider sind die Grazien es auch, weil etwas zuviel flämische Schwere sie zur Erde ziehen muß. — Die drey Grazien ein schönes Gemählde, wo er sie etwas weniger voll und üppig gemacht hat. — Dieselben noch einmal mit einem allerliebsten Amor, der die eine der Grazien mit Blumen bekränzt — manches Kleine.

Von Denner, Albert Dürer, Kranach, Holbein, Rembraudt sieht man treffliche kleine Stücke und Portraits, unter andern Luther von Kranach und Holbein, und seine Katharina von Bora von Kranach.

Landschaften von dem Rafael der Landschaften Claude Gelée, Ruysdal, van der Werf, Poelenburg, van der Neer.

Von Teniers, Mieris, von Ostade, Terburg, Schalken, vieles in der bekannten kleinen holländischen Manier. — Perspektive von Stenwick und Peter Neefs. — Thier- und Frucht- und Blumenstücke von van Kessel, den beiden Heem, den beiden Ruysch. — Manches von Douw, Brauwer, dem jüngern Breughel und dem Höllenbreughel,

(der hier auch eine Hölle nach Dante und noch eine andre geräumigere gemahlt hat) Agrikola, van Brill ꝛc.

Italiäner.

In diesem Zimmer sind vorzüglich viele kleine Knie- und Handstücke, Porträts und Miniaturgemählde unter einigen großen zu sehen. Von diesen kleinen Sachen, die zum Theil allerliebst und ohne Namen sind, schreibt man denn manches, wovon man keine genauere Urkunde hat, gern den großen Namen Rafael, Correggio, Tizian, Carracci und andern zu. Ich will von der Menge nur einige der vorzüglichern ausheben.

Von Salvator Rosa, zwei Gemählde auf Holz, die noch nicht kolorirt sind, und einige Landschaften in seiner Manier. — Von Albano in seiner schalkhaften und freundlichen Art Venus unter den Liebesgöttern, ein liebliches Bildchen; ein Tanz der Amore, die Entführung der Europa ꝛc. Mich dünkt, er hat alle Grazie von Guido und Correggio, aber es ist eine leichtfertigere Laune in seinen Werken, die mehr sinnliche Lust haben, als jene hineinzulegen pflegen. — Von Zuccheri zwei Gemählde, das golone und silberne Zeitalter, Venus und Adonis, ein schönes Gemählde, Jupiter, der jeder Gottheit ein besondres Geschenk giebt. — Eine schön stehende Magdalena, und ein Haupt des Täufers, die man Correggio beilegt. — Von

Guerrino eine ſchöne Landſchaft mit fröhlichem Leben, Männer und Weiber die ſingen. — Von Parmigiano (Mazzuoli) die heilige Jungfrau und eine zweite, die ihr Kindlein ſäugt, eine Stille und Grazie in den Weibern und jene ſüße Unbewußtheit, die das vollkommene Weib haben ſoll.

Man findet in dieſem Saal einen kleinen Amor aus Marmor, der ſehr ſchön iſt; ein Schmetterling ſchläft ihm zur Seite.

Die Tribune.

Für das, was ſie enthält, kann man ohne Bedenken alles andre in Florenz hingeben. Hier hat man die Blüthe des Schönen und Großen in Einen Kranz gewunden, und auch die äußere Verzierung dieſes prächtigen Achtecks, ſeine Decke mit Perlenmuſter, ſein Boden mit dem ſchönſten Marmor belegt, alles ſagt einem, daß man in das Heiligthum der Kunſt eintritt. Das erſte und ſchönſte Kunſtwerk in Florenz und eines der ſchönſten von den wenigen Ueberbleibſeln der alten Kunſt iſt die

Mediceiſche Venus. Es iſt ſo viel darüber geſagt, geſchrieben und tolles und kluges räſonnirt worden von Winkelmann bis zu dem Spleeniſchen Smollet, der nichts an ihr zu bewundern fand, als ihren Hintern, daß jeder ſich faſt ſchämen muß, jenen Haufen noch zu vermehren. Wer von der gröſten Schönheit und Tugend zu viel ſpricht, den hält jeder billig für einen Narren. Von Göt-

tern darf man vollends nur empfinden und denken, nicht reden, wenn man unter ihnen iſt. O Venus von Medicis, welche ſchöne Tage waren das, als ich allein mich von dem Aufſeher einſchließen ließ, um deine Gottheit anzubeten. Du biſt noch nicht die duftende Blume, die glänzt und lockt, du biſt die Knoſpe, die noch nichts von Farben weiß, und ſtill und bewußtlos in ihrem ſüßen Daſeyn verſunken ſchlummert. Du biſt das Bild der Jungfräulichkeit und Verſchämtheit, die noch in ſtillen Ahndungen und Gefühlen lebt; doch wer nennt das heiligſte Leben im Innern? der dich bildete, hatte es. Wenn deine Schweſter zu Gnidus wilde Begierden in einem Jüngling entflammte, ſo löſcheſt du jeden Trieb aus, beſänftigeſt und erfreueſt, wie Lunens wandelndes Bild. Deine Verſchämtheit iſt nicht Schwäche und Schleier der verdorbenen Sitten, ſie iſt das heilige Bild der Schönheit, die in ſtiller Vergeſſenheit ihrer ſelbſt ſich allein ausdrücken kann. Ausdruck der Keuſchheit, der Beſcheidenheit, der Verſchämtheit und was man noch mehr weiß, iſt abſcheulich. Wer ſagen konnte, du rückteſt mit dem rechten Schenkel etwas vor, um etwas zu bedecken, wer dieſes Bewußtſeyn in dir denken konnte, zu den ſprach nur der todte Buchſtabe des Geſetzes und nicht ſein lebendiger Geiſt.

Die Venus hat eine Höhe von ungefähr vier Fuß; ſie ſcheint ganz in dem Alter, wo die Knoſpe

aufzubrechen bereit iſt, und ſelbſt ihr ſchöner Buſen noch nicht ganz ausgewachſen, ſanft neigt ſie ſich vorwärts und eine Hand fällt weiblich über das, was ſie nicht verbergen will. Hier könnte Hogarth ſein Syſtem von Wellenlinien ſtudieren. Es iſt eine Zartheit und Weichheit, ein ſo ſchwellendes Leben, daß man immer verſucht wird, ſie mit den Fingern zu berühren. Winkelmann und Mengs behaupten, daß ihre Hände neu ſind. Sie hat einen Delphin zur Seite, weswegen man ſie auch Venus maritima nennt. Man fand ſie in Tivoli in der Villa Adrians mit mehrern andern Meiſterwerken der alten Kunſt. Sie war in ſo viele Stücken zerſchlagen, daß man ſie kaum zuſammen finden konnte; doch ſind ſie ſo geſchickt zuſammen geſetzt, daß man gar nichts davon gewahr wird. Sie ſtand lange in der Villa Medicis in Rom, bis Kosmus der Dritte ſie 1680 mit dem Schleifer nach Florenz bringen ließ.

Die Geſellen dieſer reitzenden Göttin ſind:

Der Schleifer, oder Spion (l'arrotino). Dieſe ſchöne Statue ward im vorigen Jahrhundert in Rom gefunden. Man hat vieles aus ihr gemacht. Die Stellung war eine ſchwere Aufgabe für den Künſtler. Ein Mann bückt ſich, um ein Meſſer auf einem Stein zu ſchleifen, indem er den Kopf erhebt, als wolle er was behorchen; es iſt ein gewaltiges Leben im Geſichte. Weil der Stein kei-

nem Schleifſtein ähnlich ſieht, ſo haben einige den Accius Nävius daraus gemacht, andre den Sklaven des Brutus, der ihm die Verſchwörung ſeiner Söhne entdeckte; oder einen dergleichen Horcher; ja einige haben ſo gar einen Scythen daraus gemacht, der ſein Meſſer auf Marſyas Haut ſchleift.

Die Ringer (la lotta) ſind eine berühmte Gruppe, welche Manche allem, was in Florenz iſt, bey weitem vorziehen. Man fand dieſe Gruppe zugleich mit der Niobe, und Winkelmann meint, daß ſie zur Gruppe der Familie der Niobe gehörte. Man bewundert die anatomiſche Richtigkeit bey dem in einander zerfließenden ringenden Gliedern, die zugleich die Leichtigkeit haben, die kaum eine Mühe des Künſtlers ahnden läßt, da ſie eben die größte iſt. Der Ausdruck der Geſichter und Stellungen iſt herrlich. Der Sieger fühlt ſchon die Wonne der Palme, der Beſiegte hingegen, von den ſtärkern Armen ſeines Gegners zu Boden gedrückt, zeigt in ſeinem finſtern Blick und den vor Wuth und Angſt bebenden Zügen ſeines Geſichts die Verzweiflung.

Der tanzende Faun bewegt ſeine Glieder leicht und behend, und athmet Freude und Leichtigkeit. Er hat in den Händen Kaſtagnetten und tanzt mit einem Fuß auf einem scabillum, einem tönenden blaſebalgähnlichen Inſtrumente, das auf Theatern und bey wilden Tänzen häufig gebraucht ward, um viel Lärm zu machen. Kopf und Arme hat Michel

Angelo ſo ergänzt, als es dieſes Meiſterwerk verdiente.

Der ſich ſtügende Apoll, eine liebliche, jugendliche Bildung. Er ziert ſeit 1780 die Gallerie. Mengs (Theil 2. S. 45.) ſagt, daß der Apoll von Belvedere, jetzt vom Louvre die Idee des Erhabenen giebt, der florentiner aber und die mediceiſche Venus die des Schönen und Anmuthigen.

Auch die Gemählde der Tribune ſind ſo eine Auswahl des Schönſten, daß man ſie der Antiken völlig würdig nennen kann.

Michel Angelo. Die Jungfrau auf den Knien reicht ihr Knäblein dem Joſeph; in der Ferne ſind nackte Perſonen, die aus dem Bade ſteigen. Dieſes Gemählde iſt nach Vaſaris Behauptung in ſeinen Biographien der Mahler das ſchönſte Staffeleigemählde, das man von Michel Angelo hat. — Drei Rafael. Man kann hier die verſchiedenen Manieren dieſes Künſtlers ſehen. Zwei Stücke ſtellen die Jungfrau und Chriſtus vor, der mit Johannes ſpielt. Das eine hat noch die Einfalt der Stellungen und Geſichter, das Trockne ſeines Meiſters Perugino; das zweite iſt lebendiger, freier und anmuthiger; Rafael hat ſeinen Glauben an den Meiſter verloren, der ſich nicht ſchämte, ſeinen Schüler nachahmen zu wollen; hier iſt ſchon ein Strich ſeiner Madonna della ſedia. — Das dritte iſt ein berühmtes Gemählde, ſein Johannes in der Wüſten,

ſitzend und von vorn vorgeſtellt. Hier kann man des Künſtlers vollendeten und ſtillen Geiſt ſehen, er iſt aus der letzten Manier des Künſtlers.

Zwei Correggien. Eine Jungfrau, welche das vor ihr liegende Kind Jeſus anbetet. Auch dieſes floß aus dem Pinſel der Grazien, um welche dieſer Künſtler mit Rafael buhlt. Die Jungfrau iſt einer der ſchönſten Madonnenköpfe, den man ſehen kann. Doch hält Mengs (Theil 2. S. 169.) es nicht für eines der ſchönſten Werke Correggios und findet an der Kompoſition und Drapperie manches auszuſetzen. — Die Jungfrau in Aegypten, weiß gekleidet, das Kind Jeſus in ihren Armen, der heilige Joſeph zur Seite, der einen Palmzweig bricht.

Tizian. Zwei Venus, von denen die eine die berühmte iſt. Man hat ſie, gleichſam eine Nebenbuhlerin der mediceiſchen, dieſer gegenüber gehängt, aber man hat übel gethan; ſie leiden keine Vergleichung. Tizians Venus iſt die ſüße perſonificirte Luſt, die ſchon der Frucht gekoſtet hatte, wovon jene noch keine Ahndung zu haben ſcheint. Dieſe Venus iſt eines der berühmteſten Werke aus Tizians zweiter Manier. Man meint, es ſey das Bildniß ſeiner Geliebten; andre ſagen, es ſey die Geliebte eines Herzogs von Urbino, oder eines Medicis. Sie liegt mit ihrem reitzenden nackten Körper wohllüſtig hingegoſſen, mit dem ewigen Lächeln der Liebesgöttin um Stirn und Mund und

mit jener ſüßen Schelmerei im Auge, der kein Sterblicher, noch Unſterblicher widerſtand. Mit der Rechten hält ſie eine Blume, und dieſes ſanfte Erheben der Hand giebt dem ſchönen Körper, an dem alles bis auf die Farbe zu leben ſcheint, eine leicht aufſchwellende Bewegung. Man tadelt an dieſem ſchönen Gemählde zwei Weiber, die im Hintergrunde geſchäftig ſind, welche man in Rückſicht der Perſpektive zu klein hält. — Die zweite Venus iſt die, welche man auch wohl Tizians Frau nennt, eine ſtillere und ſanftere, der es auch an Natürlichkeit und Grazie nicht fehlt.

Andreas del Sarto Die heilige Jungfrau auf einem Fußgeſtell, Sankt Franz und Johannes der Evangeliſt vor ihr ſtehend, ein Gemählde, das man wegen des friſchen Kolorits, und der Wahrheit unter die vorzüglichſten dieſes Meiſters ſetzt. Seine Manier iſt anmuthig, leicht und wahr, und ſein friſches Kolorit zeichnet ihn vorzüglich aus. Man hat ihn den Fra Bartolomeo an die Seite geſtellt; aber der hat die doppelte Kraft und Geiſt und gehört zu den erhabenen Mahlern.

Daniel Volterrano. Der Mord der unſchuldigen Kindlein. Es enthält mehr als 70 Figuren in verſchiedenen Gruppen und man kann es als eine Zeichnungsſchule anſehen. Die Kenner wollen viel von dem Karakter ſeines Meiſters Michel Angelo darin ſehen.

Il Parmigiano, man ſieht ein Porträt und eine heilige Familie von ihm. Man rühmt auch ihn als dem Correggio in der Grazie ſich nähernd. Es giebt auch hier eine Klippe, ſeine Jungfrau wird offenbar etwas gewöhnlich, weil ſie überfreundlich und hold ſeyn will.

Rubens. Ein ſchönes Porträt und ein Gemählde, wo man Herkules in ſeiner berühmten Wahl ſieht zwiſchen Venus und Minerva. Die Köpfe ſind vortrefflich, alles hat jene Ruhe und Haltung, die man bey dieſem Mahler, der immer nur auf den gewaltigen Affekt hinarbeitete, ſonſt ſelten findet.

Annibal Carracci. Eine ſchöne Bacchantin, eines ſeiner vollendetſten und berühmteſten Werke. Man ſieht ſie von hinten; ein Satyr reicht ihr einen Korb mit Blumen. Alles iſt Grazie und Leben, und der Kopf im Profil außerordentlich ſchön. Vorzüglich aber bewundert man die Strenge und Leichtigkeit der Zeichnung, die ſich hier beiſammen finden.

Noch ſieht man einige ſchöne Sachen von Veroneſe, Lanfranco, Guercino, Guido, Barraccio, Albert Dürer, van Dyk, Leonardo da Vinci, Spagnoletto ꝛc.

Toſkaniſche Künſtler.

Ihre Werke ſind in zwei Sälen aufgeſtellt. Man ſieht unter andern im erſten:

Fra Bartolomeo. Mehrere allerliebſte Sachen im Kleinen, vorzüglich ſchön iſt ſeine Geburt und Beſchneidung des Herrn.

Die Allori. Man nannte ſie auch mit einem Beinamen Bronzini. Der beſte Zeichner war Angelo, aber Aleſſandro bey allem Loſen und Schlaffen, was er oft in ſeiner Zeichnung und Zuſammenſetzung hat, ſtrebt mehr nach dem Ideal. Man kann Köpfe von ihm in Florenz ſehen, die einzig ſind und neben Rafael und Correggio ſtehen können. Chriſtoph ſtarb zu jung, er wäre ſonſt wohl der erſte von ihnen geworden. Man ſieht von dieſem Chriſtoph eine herrliche Marie Magdalene, eine Kopie der Dresdner, die ſonſt in Modena war, eine Judith mit dem Kopf des Holofernes und mehrere andre. Von Angelo ſind 5, von Aleſſandro 13 Gemählde hier.

Leonardo da Vinci. Ein Meduſenkopf mit Schlangen, herrlich gemahlt, doch nicht vollendet — ein Porträt von Rafael, das mir das ſchönſte ſcheint, was ich von ihm geſehen habe.

Carlo Dolci. Er führt ſeinen Namen mit Recht. Man ſieht ſeinen Arbeiten gleich ſeinen Karakter an. Hier ſind einige freundliche Köpfe von ihm in Halbfiguren.

Ghirlandajo. Die Darſtellung im Tempel ein figurenreiches Stück. Dieſer Mahler gehört zu den vorzüglichſten in Florenz. Freilich hat er wenig

Grazie, aber dafür einen ſtarken, kräftigen und geſunden Pinſel voll Nüchternheit und Wahrheit. Man ſieht es ihm an, daß er ſich nach Michel Angelo bildete.

Im zweiten Saal trift man von Fra Bartolomeo zwei Gemählde, die ihm Ehre machen, den Hiob und Jeſaias; der zweite iſt ein Menſch voll Kraft und Macht, und eifert ſeinem Sankt Markus im Pallaſt Pitti nach. Vaſari und Mengs ſetzen ihn unter die größten Mahler. Rafael kam nach Florenz, ihn zu ſtudieren, und er lernte wieder von Rafael.

Carlo Dolce. Eine ſchöne Magdalene, Halbfigur, voll unbeſchreiblicher Süßigkeit und Hingebung.

Bilivelti. Joſeph, der ſich aus den Armen des Weibes des Potiphar reißt. Im erſten Zimmer war derſelbe Gegenſtand von Bronzino gemahlt. Dieſes Gemählde gehört wegen des trefflichen Ausdrucks zu den ſchönſten in dieſen Zimmern.

Mariotto Albertinelli von Florenz, Fra Bartolomeos beſter Schüler. Die Heimſuchung der Eliſabeth, ein Gemählde voll großer Schönheit. Die Köpfe ſind wunderſchön. Es hing ſonſt nirt in der Tribune.

Außer dieſen ſind noch eine Menge Gemählde von Vaſari, Philipp Lippi, Pontormo, Ghirlandajo,

daſo, San Giovanni, Andreas del Sarto, Cigoli und andern.

Eine Merkwürdigkeit des erſten Saals iſt noch die berühmte Bianca Cappello, vom Bronzino gemahlt. Man ſieht das reizende und gewaltige Weib aus allen Zügen.

Saal des Hermaphroditen.

Billig ſchließt man, wie man begann, mit dem Anblick des Schönſten. Dieſer Saal, der ſo Vieles von Antiken enthält, hat von dem erſten Kunſtwerk den Namen erhalten, dem ſchönen Hermaphrodit. Die Alten liebten dergleichen Vorſtellungen. Schon die lebendigen Ungeheuer ſammelte das verdorbene Rom, das, mit dem gewöhnlichen Schönſten nicht zufrieden, zu ſeinen Lüſten Hermaphroditen, Rieſen und Zwerge haben mußte. Dieſe Antike iſt außerordentlich ſchön und ſanft fließen die Linien des männlichen und weiblichen Karakters in einander, welche ſich ſonſt oft ſo ſchneidend trennen. Der Hermaphrodi iſt aus weißem Marmor gemeiſſelt, und liegt auf einer Löwenhaut. Geſicht und Bruſt ſind weiblich und jugendlich. Die Statue zu Rom einſt in der Villa Borgheſe, welche denſelben Gegenſtand vorſtellte, fand Winkelmann ſchöner, als dieſe Florentiner. — Eine liebliche Gruppe von Amor und Pſyche, welche wie die des Kapitols oft abgebildet iſt. Man ſieht ſie auch im Muſeum Florent. geſtochen. — Ein ſchöner Amor auf ſeinem

Bogen gestützt mit umwölkter Miene. Hatte er vielleicht seine Psyche verloren? — Ein Ganymed, dessen schönen Leib man bewundert. Er war sehr beschädigt und ward von Cellini wieder hergestellt. — Eines der schönsten Stücke dieses Saales ist der Alexander. Die Büste dieses schönen Kopfes war sonst mit seinen Waffen bedeckt, man hat ihn nackt wieder hergestellt. Es ist so eine tiefe und edle Trauer in diesem schönen Gesichte, daß man nichts rührenders und menschlichers kennt. Vielleicht wählte der Künstler den Moment, wo er krank in seinem Zelte lag, und alle seine großen Entwürfe vernichtet dachte, vielleicht jenen, wo er über seinen ermordeten Erretter und Freund Klitus, oder um Hephästion weinte. — Außer diesen Stücken des ersten Ranges sieht man eine Menge Büsten, kleiner Statuen und Basreliefs.

Die Loggie degli uffizi, der alte Pallast, der Platz des Großherzogs.

Ich will nun einstweilen diesseits des Arno bleiben und kurz beschreiben, was mir einer Bemerkung werth scheint, und dann zur jenseitigen Stadt eilen.

Das herrliche Gebäude, worin die Gallerie befindlich ist, heißt gewöhnlich der Bau der Staatskollegien (fabrico degli Uffici) und ist von Vasari unter Kosmus dem Ersten entworfen. [illegible] Hand ist die Münze und die berühmte [illegible] aber

chiſche Bibliothek, links die Gallerie; in andern Abtheilungen ſind Archive und Verſammlungszimmer mancher Magiſtrats- und Stadtkollegien. Mit einem Ende ſteht dies ſchöne Gebäude auf den Arno, mit dem andern auf den großen Platz. Seine ſchönen Loggien, oder Portiken dienen einer Menge Galanteriehändler, Krämer und Tröddler zum Ausſtehen mit ihren Waaren, und zur Regen- und Karnevalszeit den Florentinern zum Spazieren und Jubeln. In der Mitte iſt ein ſchöner nach dem Marktplatze und dem alten Pallaſt hin offener Hof. Gleich an dieſen großen Loggien liegt eine kleine, deren offene Seite nach dem Markte hinſieht. Sie heißt

Loggia della gran piazza und iſt mit einigen trefflichen Denkmälern florentiniſcher Kunſt geziert. Schändlich iſt es, daß dieſer ſchöne Bau gewöhnlich ſo mit Schmutz und Geſtank erfüllt iſt, daß man kaum weiß, wohin man ſeinen Fuß ſetzen ſoll. Man ſieht hier 1) ein Meiſterwerk von Johann von Bologna, den geprieſenen Raub der Sabinerinnen, woran das Auge ſich nie ſättigen kann, man mag das Streben des reitzenden Weibes in den Armen des Jünglings, den Zorn und die Wuth des Vaters, den er unter ſich hinabdrückt, oder die glühende Kraft des Jünglings ſelbſt betrachten. Es iſt gleichſam die Perſonificirung der drei letzten Lebensalter. Niedliche Basreliefs um die Vaſen ſtel-

ten Scenen dieſes Raubes dar. Das Ganze iſt aus Marmor und die Leichtigkeit der ſchweren und ringenden Stellungen erregt Bewunderung. 2) Ein Perſeus mit dem Meduſenhaupte in der Hand und über dem Körper ſtehend, von Cellini. Ein Jüngling ſchön und freudig, wie Apoll, und ſtark und kühn blickend wie Mars, ſo leicht in ſeiner Kraft, daß er noch auf ſeinem geflügelten Roſſe zu fliegen ſcheint. Basreliefs aus Bronze, wie das ganze Stück, ſtellen die Geſchichte der Andromeda dar, und auch daran findet man zu ſtudieren. 3) Judith von Donatello in Bronze, mit gezückten Schwert, der ſchlafende Holofernes zu ihren Füßen. Das Weib hat einen ſo furchtbaren Ausdruck, das ſie einem bange machen kann. — Im Innern der Loggia ſtehen noch 6 andre Statuen aus weißem Marmor, die man über den vorigen vergißt.

Der Platz des Großherzogs, der größte und munterſte in Florenz, der ſelbſt nicht regelmäßig iſt, hat außer dieſer ſchönen Loggia des alten Meiſters Orgagna und dem alten Pallaſt noch verſchiedene Merkwürdigkeiten. — Zuerſt fällt des Großherzogs Kosmus des Erſten Statue zu Pferde in die Augen; ſie iſt aus Bronze durch Johann von Bologna im Jahr 1594 gegoſſen, ein herrliches und koloſſaliſches Werk. Der Mann, der groß war, ſitzt in Herrſcherſtellung und mit Herrſcherblick auf dem ſchönen Roſſe, das unter ihm zu tan-

zen ſcheint. Die andre Statue, Ferdinand der Erſte, auch zu Pferde, auf dem Platze della Nunziata von demſelben Meiſter reicht nicht an dieſe. Das eine Ende des Fußgeſtelles nimmt die Inſchrift ein, die andern drei Seiten haben Basreliefs aus Bronze, welche Thaten und Begebenheiten Kosmus des Erſten vorſtellen; am ſchönſten iſt der ſiegreiche Einzug in Siena. — Gleich rechter Hand von der Statue dicht am alten Pallaſt iſt eine Fontäne, zur Zeit Kosmus des Erſten größtentheils von Ammanati vollendet, doch ſind die Nymphen und Tritonen von Johann von Bologna. Auch hier iſt der italiſche Schmutz trotz des dabey ſtehenden Verbots rund umher, und hat ſelbſt das Becken und die Statuen ſo beſudelt, daß man ſeiner Naſe zu Gefallen, das Werk nur von ferne beſehen mag. Ein koloſſaliſcher Neptun, der doch mit dem von Johann von Bologna in Bologna nicht zu vergleichen iſt, ſteht 20 Fuß hoch auf einem Wagen von Meerpferden gezogen, die, zwei aus weißem, zwei aus grauem Marmor ſehr ſchön gearbeitet ſind. Tritonen ſtehen zwiſchen ſeinen Füßen auf dem Muſchelwagen, und manche kleine liebliche Figuren und Attribute des Dreizacks zieren das Becken. Auf der Einfaſſung ſieht man aus Bronze Nymphen, Meergötter und Satyre in muntern und üppigen Stellungen; die Nymphe mit dem Füllhorn iſt vorzüglich ſchön.

Der alte Pallaſt (il palazzo vecchio) nimmt das eine nördliche Viertheil des ganzen Platzes ein, der ohne ſein Eintreten einer der ſchönſten ſeyn würde. Dies iſt ein altes ſtattliches Gebäude, von dem Baumeiſter des Doms Arnolfo erbaut; es giebt nur den Eindruck der Macht und hat nichts Gefälliges. Die meiſten Zimmer ſtehen öde und ihre Herrlichkeiten zerfallen, andre ſind zu Archiven und Verſammlungsörtern gemacht worden. Unten iſt die Hauptwache, die Kommandantenwohnung und Zolleinnahme. Manches, was die obern Säle und Zimmer herrliches und ſchönes enthielten, iſt in die Gallerie und den Pallaſt Pitti gekommen. In dem großen Fürſtenſaale, der einer der längſten iſt, die ich geſehen habe, ſind große Thaten von Florenz und die Siege der Mediceer und ihre Begebenheiten verherrlicht in Gemählden, Büſten, Bildſäulen und Inſchriften. Einſam und verlaſſen ſtehen nun die alten Mediceer, ihrer Umgebungen zum Theil beraubt; ſo drängt immer ein Geſchlecht das andre. Ein treffliches unvollendetes Stück Arbeit ſieht man hier noch von Michel Angelo, dies iſt, die Bildſäule der Victoria, die einen Gefangenen unter ſich hat, in einem kühnen Geiſt gemeißelt; ſie war für das Grab Julius des Zweiten beſtimmt. Zu den Seiten des Saals ſieht man noch ſechs treffliche Gruppen von Bandinellis

Schüler, Rossi, welche mehrere von den Arbeiten Herkules in weißem Marmor darstellen.

Am Eingange der Treppe, oder am Thore des Pallastes stehen zwei gewaltige Statuen aus Marmor; zur rechten Hand Herkules mit geschwungner Keule über Kakus, der überwunden sich unter seinen Füßen krümmt. Es ist ein Werk des unsterblichen Bandinelli, und der Heldentrotz und die Götterkraft des Siegers, die Wuth und der Schmerz des Besiegten, die Kraft und der Ausdruck aller Muskeln und Züge machen es zu einem der mächtigen, das die Vorübergehenden oft unwillkührlich still zu stehen zwingt. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Statue, oder ihre Nachbarin die schönere sey, obgleich die meisten für jene stimmen, vielleicht der Autorität des Meisters folgend; ich ziehe diese vor. Jene links ist ein David von Michel Angelo, im Jünglingsalter von ihm gearbeitet, in jenem Ausdruck der Kühnheit und Begeisterung, die ihn stark machte, das Vaterland von dem philistäischen Dränger zu befreien, ein schöner männlicher Körper, der auch in der kolossalischen Gestalt die Gewandheit verräth, die man bei'm Schleuderer sich denken muß. Im Vorhofe ist links die Hauptwache, und in der Mitte des Impluvium eine niedliche Fontäne aus Porphyr, welche einen reitzenden Amor, oder Engel trägt — denn unter beiden Namen läuft er. Rechter Hand in einer Nische an dem Durch-

gange in dem zweiten Hof ist eine schöne Gruppe von Vincenzio Rossi, auch ein Herkules, der Kakus niederschlägt, aber keine Nachahmung seines Meisters, so daß man nicht sündiget, wenn man sie der Arbeit Bandinellis an die Seite setzt.

Oben um den Pallast läuft rings um das Dach ein übergewölbter Gang, von dem man eine weite Aussicht über die Stadt hat. Aber besser thut man, sich hier nicht aufzuhalten, sondern in die äußerste Ecke des schönen Kampanile aufzusteigen, der auf vier mächtigen Säulen aus dem Pallast sich erhebt, und nahe an 300 Fuß Höhe hat. Von ihm übersieht man die Stadt, die ganze schöne Landschaft umher mit dem Arno und dem beschneiten und hie und da mit Fichten bekränzten Rücken des Apennin.

Kirche Or San Michele.

Wenn man dem Posthause vorbei nach dem Platze der Domkirche gehen will, von dem großen Platze trifft man gleich linker Hand die kleine Kirche Or San Michele. Diese ist innen nicht sehenswürdig, aber ihre Nischen außen sind rund um mit schönen Statuen geschmückt. Von diesen ist vorzüglich schön der Sankt Peter von Donatello, aber bey weitem die schönste von allen sein Sankt Georg, den man einen Achill nennen möchte, so kühn blickt er umher, so frei ist sein Schritt, so schlank und stark zugleich der schöne Körper unter

der gewölbten Bruſt. Ein ſchönes Stück iſt noch Thomas der Zweifler, der ſeine Finger in Chriſti Seite legt, von Andreas Verrocchio.

Die Domkirche.

Sie iſt unſtreitig das erſte und merkwürdigſte Gebäude in Florenz, und erfüllt den Zuſchauer mit Erſtaunen und Bewunderung, wenn er ihre langen Mauern entlang, oder zu der himmelanſtrebenden Runde der Kuppel ſchaut, aber größer iſt der Eindruck, der den einſam wandelnden Fremdling ergreift, wenn er durch eine ihrer vielen Thüren eintritt, und unter dem dumpfen Klang der Orgeln und den Geſängen der Prieſter unter ihren hohen und dunkeln Bögen wandelt. Der Geiſt der großen Meiſter, welche dieſe erſchufen, ergreift ihn. Die düſtern und ungeſchmückten Mauern, die Fenſter, nach alter frommer Sitte bunt bemahlt und nur ein dämmerndes Licht gebend, die einzelnen Denkmäler und Gemählde alter Zeit, alles erfüllt mit einem Gefühl, das kein andres Ding in Florenz zu geben vermag. Wenn man vollends unter der hohen Kuppel ſteht, und zu ihren herrlichen Wölbungen aufſchaut, da verwirrt ſich der Blick und die Sprache verſiegt. Die ſchönen Tribunen umher, das Chor, die keuſchen und heiligen Bilder aus Marmor, die in ihrer Stille ſo beredt ſind, alles erhebt uns von dem Boden.

Der Baumeiſter war Arnolfo, ein Schüler Ci-

nabues, der 1294 oder 96 den Bau begann und 1300 ſtarb. Nach ſeinem Plan ward das Werk in 154 Jahren vollbracht. Man giebt ihr eine Länge von 260 florentiner Ellen, die ungefähr 500 Fuß machen mögen, eine Breite der Tribunen von 166 Ellen, die der Schiffe 61, und eine Höhe von unten bis zum Kreuze 202 Ellen, alſo an 400 Fuß. Die Vorderſeite war ehedem halb mit Marmor ausgelegt, und mit Statuen und Basreliefs nach Giottos Zeichnung verziert. Allein man nahm dieſes alles im Jahr 1580 ab, fing eine neue an, nahm auch ſie ab, als ſie ſchon zu einer ziemlichen Höhe gediehen war, und bemahlte das was blieb, wie es jetzt iſt, al freſco. Die Statuen, die auf der alten gothiſchen Vorderſeite waren, wurden zum Theil in die Kirche geſtellt, wie die vier Evangeliſten von Donatello, zum Theil anders wohin. Ueber den Thüren ſieht man ſchöne Arbeiten in Marmor und Basreliefs, manches von dem alten Künſtler, Johann von Piſa, z. B. die Verkündigung von Ghirlandajo in Muſaik, und eine Madonna aus Marmor über Lebensgröße mit zwei anbetenden Engeln, eine ſehr geprieſene Arbeit von Johann von Piſa. Die Kuppel, welche Michel Angelo nie genug bewundern konnte, und die er für das größte Meiſterſtück der neuern Baukunſt erklärte, iſt von Kosmus Freund Brunelleschi, dem größten Künſtler ſeiner Zeit, der 1446 ſtarb. Die

Kirche iſt von außen wie ein Schachbrett mit weißem und ſchwarzem Marmor wechſelnd bekleidet, und eben ſo iſt der Fußboden innen mannigfaltig, und nach mannigfaltigen Zeichnungen mit Marmor bunt ausgelegt.

Gleich rechter Hand iſt der Kopf des Baumeiſters der Kuppel Ser Philippo Brunelleschi in Marmor gehauen, und mit einer Inſchrift von Karl Aretino geziert. Er hat ſich hier ſein Mauſoleum hoch genug gebaut, ſo wie ſein Nachbar Giotto, mit Cimabue dem Wiederherſteller der Kunſt. Sein Monument iſt von 1490, (er ſtarb ſchon 1336) dem des Brunelleschi ähnlich, aber höher ſteht das, was er ſich ſelbſt in dem ſchönen Kampanile am Dom erbaut hat. Weiterhin an dieſer Seite prangt der Kopf des Platonikers Marſilius Ficinus, der einen größern Mann an der andern Seite ſich gegen über hat. Dieſes iſt Dante Alighieri, der im Leben des Vaterlandes wenig froh ward, und im Exil zu Ravenna ſtarb. Dieſes undankbare Vaterland ließ ihn nachher von Orgagna mahlen und hier aufhängen. Er ſteht im Vordergrunde düſter und ernſt, als wenn er über ſeine Schöpfungen nachdächte; dieſe ſind zum Theil in einzelnen Scenen mit dem Pinſel dargeſtellt.

Noch ſind hier mehrere merkwürdige Inſchriften, unter andern die, welche beſagt, daß hier das berufene florentiner Konzilium gehalten worden.

Statuen von großen und heiligen Hierarchen Toskanas stehen vorn zu beiden Seiten, ferner an den Pfeilern der Tribunen und in einigen Nischen der Mauern der Schiffe eine Menge Statuen, die die Evangelisten und Apostel vorstellen, zum Theil Meisterwerke. Doch das schönste Werk aus Marmor findet sich im Chor über dem Altar, und ist von Baccio Bandinelli, Gott Vater sitzend und zu seinen Füßen der erbleichte Erlöser auf dem Schooß eines traurenden Engels gehalten. Sie sind weit über Lebensgröße, wenn die Götter eine Lebensgröße haben, aber sie sind auch im andern Sinn über Menschengröße. Welch ein Engel ist das, warum kann man nicht auch sagen, welch ein Gott? Doch ist der größte Mensch nicht ein Gott? Sonst stand von eben diesem Meister die schöne Gruppe von Adam und Eva hier, die nun im Garten Boboli steht; man fand sie hier anstößig, und sie steckte lange im alten Pallast. Hinter den Altar ist ein kleineres Werk, auch eine schöne Gruppe aus Marmor, eben den Erlöser in den Armen der Weiber und eines der bestattenden Männer vorstellend. Andre Schnurrigkeiten und Herrlichkeiten für die Frommen dürfen in der ersten Kirche des Landes nicht fehlen, man hat z. B. ein Stück vom Kreuz und einen Nagel und einen Dorn aus der Krone.

Der niedliche Kampanile des Doms steht gleich rechts an seiner Vorderseite in mehrern Stockwer-

ken, die gleichfalls bunt mit Marmor bekleidet zu einer Höhe von 144 florentin. Ellen empor steigen. In den Nischen stehen viele Statuen umher, je vier an jeder Seite, unter denen einige vortreffliche von Donatello.

Il Battisterio, oder die Kirche des Täufers.

Dieses ist ein schönes Achteck auf dem Platze des Doms grade vor seiner Vorderseite stehend. Vorzüglich schön sind die drei Thore, ein Hauptthor vorn gegen den Dom und zwei Seitenthüren, so schön, daß Michel Angelo gesagt haben soll, sie wären gut zu den Thoren des Paradieses gewesen. Sie sind von Ghiberti und Andreas Pisano aus Bronze, und reich mit Basreliefs geziert, die Geschichten der alten und neuen heiligen Zeit vorstellen. Das Hauptthor fassen außer seinen zwei schönen Säulen noch zwei Säulen aus Porphyr ein, ein Raub von den Pisanern, so wie die großen Eisenketten, die an diesen hängen, eine Tropee der Florentiner sind, als sie den Hafen von Pisa eroberten, welchen diese Ketten verschlossen. Ueber dieser Thüre sind drei Statuen von Sansovino und Vincenz Danti, Christus in der Mitte, Johannes, der ihn tauft, rechts, und ein Engel links. Aber viel vorzüglicher ist die Gruppe links über der Seitenthüre, auch von Danti. Es sind drei Statuen aus Bronze, der gebückte Johannes,

der Henker mit gezücktem Schwerdte und Herodias Tochter; jeder Kopf hat trefflich seinen Karakter und jeder Körper seine Stellung. Ueber der jenseitigen Thüre sieht man von Franz Rustici, Johannes mit zwei Schriftgelehrten disputirend, gleichfalls aus Bronze.

Eben so schön ist die Kirche innen. Ueber dem großen Altar unter dem Bogen der Tribune ist ein schönes Werk von Taccati, der Täufer aus Marmor, von Engeln umgeben, wie er über die Wolken hinaus schwebt. Rings in der Runde an den 16 schönen Säulen stehen die 12 Apostel. über Lebensgröße aus Marmor, und vor der Hauptthüre lex scripta und lex naturae, gebildet, wie sie seyn müssen, jene finster, wie eine Führerin zum Auto da Fé, und vom Kopf bis auf die Ferſen verhüllt, diese in einem leichten Gewande mit einem Leben und Freude athmenden Körper und mit frohem und kühnen Blick. War der Bildner ein Frommer, oder ein Weiser? in jedem Fall mußte er so schaffen. — Der Taufstein ist mit niedlichen Basreliefs geschmückt, und hat hinter sich Johannes den Täufer von Joseph Piamontini. Mit wunderbarer Kunst und Mühe ist die Decke ganz mit Musaik in reichen und mannigfaltigen Figuren geschmückt, ein Werk von Andreas Taffi, einem Schüler Cimabues. — Ueber der Taufe ist das Grab Johanns des 23sten, oder Balthasar Cossas, der in Konstanz

abdanken mußte, und 1419 in Florenz ſtarb. Es zeigt ihn im Sarge ruhend, nicht ohne ſeine dreizackige Krone und mit verſchiednen Statuen umgeben, und iſt ein Werk Donatellos, der an dieſem Schändlichen ſeine Kunſt nicht hätte entweihen ſollen. Von eben dieſem Meiſter iſt eine büſſende Maria Magdalena aus Bronze, ein ſchönes Werk, ſo man ein anatomiſches Lazarethſtück haben will, zahn- und fleiſchlos, abgezehrt und von langen fliegenden Locken umhüllt. Aber bey dem, der in der Magdalena der erſten und trefflichſten Mahler nur eine ſtille Trauer und ſüße Schwermuth, eine himmliſche Sehnſucht und Vergeſſenheit alles Irdiſchen zu ſehen gewohnt iſt, erregt dieſe ein widerliches Gefühl. — Nicht weit von der Seitenthüre rechts ſteht eine Säule, ein Andenken eines Wunders. Man trug hier die Gebeine des heiligen Zenobius vorbei, zufällig berührte die Bare hier eine dürre Ulme, und ſiehe! dieſelbe Stunde grünte und blühte ſie. Ja wenn ſie noch blühte, dann wär' es ein rechtes Wunder.

Die Lorenzkirche

unweit des Doms iſt in politiſcher Rückſicht die zweite in Florenz. Sie hat äußerlich wenig Empfehlendes, weil ſie unten von einer Menge kleiner Gebäude eingeſchloſſen und verbaut iſt, und blos ihre ſchöne hohe Kuppel zeigen kann. Auch der kleine Platz vor ihrem Eingange iſt kümmerlich und

häßlich, und dient den Trödlern, Fratschlern, Altflickern und dergleichen zum Tummelplatz. Wenn man aber eintritt, so findet man ein sehr edles Gebäude, das sich leicht und licht mit drei Schiffen auf schönen Säulen erhebt, und von einer prächtigen Kuppel am Ende geschlossen wird. In den Kapellen zu den Seiten sind manche wackre Gemählde; indessen gehört diese Kirche wegen ihrer Gemählde nicht zu den ersten in Florenz, wohl aber wegen der Meisterstücke, die man in der Sakristei, oder neuen Prinzenkapelle sieht, welche nach Michel Angelos Zeichnung ausgeführt, und durch ihn zu einer der größten Merkwürdigkeiten von Florenz gemacht ist. Hieher muß man nicht einmal, sondern alle Tage einmal gehen, um anzubeten, und seinen Geist durch fremde Größe und Kraft, die doch ein Gemeingut der Menschheit ist, zu stärken und zu erheben. Wenn Homer und Pindar durch die lebendigen Laute uns beherrschen, so wußte dieser erhabne Geist selbst den stummen und kalten Beinen eine mächtigere Sprache zu geben. Was ist größer, als das Bild der alten Nacht, und furchtbarer für ein Wesen, das den Tag liebt und nur mit Zittern in die letzte dunkle Nacht hineinsteigt? was ist lebendiger, als der Tag? was erfreuender, als die Morgenröthe? was schwärmerischer und schwermüthiger als die Abendämmerung, die den Geist gleichsam mit allen ihren Schatten anweht?

Doch

Doch das Vortreffliche liegt hinter der Sprache. Es ſind in dieſer Kapelle 8 Statuen von Michel Angelo. Rechts am Eingange iſt das Grabmahl des Julius von Medicis, Herzogs von Nemours, eines Bruders von Leo dem Zehnten; ſein Bild iſt prächtig aus Stein gebildet, und ſteht in Lebensgröße in einer Niſche, und zu ſeinen Füßen über dem Sarkophag ruhen der Tag und die Nacht, zu beiden Ende eine, nicht zierlich und mit peinlichem Meißel gehauen, ſondern in jenen großen und einfachen Zügen, die nur der Genius zieht. Links findet man dieſem gegenüber das Grabmahl Lorenz von Medicis, Herzogs von Urbino; er ſelbſt, eine edle Heldengeſtalt, ſitzt in einer Niſche, und auf den Sarkophag ſtützen ſich Aurora und die Abenddämmerung. Auch hier iſt der lebendige Geiſt des großen Künſtlers, aber man geht immer wieder zu dem Bilde der alten Nacht, die alle Ideen des Schlummers und der Ruhe ſo lieblich als ſchauerlich erregt; ein Bild bey deſſen Anblick tauſend Bilder erwachen und worin der Meiſter ſeine ganze Tiefe gelegt. Die Madonna mit dem Kinde, mit zwei Heiligen von andrer Hand zur Seite, iſt auch von Michel Angelo. Mir war es wirklich ein Aergerniß, hier vor einem Madonnenbilde, mit bunten Federn und Blumen geziert, Menſchen knieen zu ſehen. Ich hätte lieber vor dieſen vier Gottheis

ten des Heidenthums, oder Michel Angelos Gottheit gekniet.

Noch ist in dieser Kirche nach herrlichen Arbeiten von Donatello, Brunelleschi und andern ein sehr schönes Grabmahl aus Porphyr für Kosmus des Alten Söhne, Peter und Johann, von Verrocchio. Er selbst hat ein prunkloses Grabmahl vor dem Hauptaltar mit der ehrenden Inschrift: Decreto publico, patri patriae.

Kapelle Medicis.

Links aus der Prinzenkapelle geht man durch einige kleine Gänge in die hochgepriesene Kapelle Medicis ein, deren Bau im Anfange des 16ten Jahrhunderts unter Ferdinand dem Ersten angefangen, und noch nicht vollendet ist, denn es ist noch ein großer Theil der obern Wände und die ganze schöne Kuppel unbekleidet, und erst, wann dieses vollendet, und der Eingang gemacht seyn wird, wird man den Gang, der dieses schöne Werk mit der Kirche verbindet, und die andern kleinen Umgebungen, die die Aussicht hindern, niederwerfen, und die Kapelle wird sich wie eine reine Perle aus der häßlichen Muschel licht und reitzend in ihrem eigenen freien Daseyn zeigen. Man glaubt wirklich in einem Zauberpallast zu seyn, wenn man eintritt und die Erhabenheit und Majestät der Kunst mit der Pracht und Kostbarkeit des Stoffes im Wettstreit sieht. Die Kapelle ist ein schönes Rund

und hat über 140 florentiner Ellen im Umfang, bey einer Höhe der Kuppel von etwa hundert und einem Durchmeſſer der Weite von etwa 50 Ellen. Die Wände ſind mit herrlichen Pilaſtern geſtützt, mit vergoldeten Knöpfen aus Bronze und mit Jaſpis, Agat, Kalcedon, Lapislazuli und andern koſtbaren Steinen eingefaßt. Hier ſieht man rund umher die Sarkophage der Mediceer aus orientaliſchem Porphyr und die Königskronen drüber von Edelgeſteinen ſchimmernd; hier ſieht man ſie in Niſchen in Statuen von Bronze über Lebensgröße. Die Wappen der toſkaniſchen Städte, die Pracht der edeln Steine, die bewundernswürdigen Arbeiten im harten Stein, und das große Einfache aller dieſer Herrlichkeit, der Gedanke an die Zeit dieſer Schatten und ihre Verdienſte um die Kunſt, das alles bezaubert und berauſcht den Geiſt und entläßt mit einem beſſern Gefühl, als der Anblick derer gewähren kann, die auf ihren Gräbern einhergehen.

Hier an die Kirche ſtößt auch die berühmte Mediceo-Laurenziſche Bibliothek, die freilich bey all ihren koſtbaren Schätzen für den Zuſchauer nichts Erbauliches hat. Es liegen hier in ehrwürdigen Gängen aus Nußbaumholz lauter Kodices, die nur den ergötzen, der den Staub oft von ihnen abſchütteln und Geld aus ihnen heraus mühlen kann. Die Bibliothek ſteht alle Tage offen für die, ſo ſie beſehen, oder darin arbeiten wollen.

Die Kirche von Santa Maria Novella.

Eine freundliche Kirche an einem schönen Platz an dem südlichen Ende von Florenz. Sie sieht so freundlich aus, daß Michel Angelo sie nur la Sposa, oder die Braut, genännt haben soll. Sie gehört den Dominikanern, die linker Hand ein stattliches Kloster haben, wo man von Santi di Tito Poccetti und andere manches gute Gemählde sieht. Diese Kirche ist sehr reich an Gemählden. Man findet gleich am Eingange von Santi di Tito die Verkündigung, Sankt Lorenz Martyr von Macchietti, dann folgen mehrere Gemählde von Battista Naldini. Das erste ist die Geburt des Herrn. Kaum, dünkt mich, habe ich was Holderes und Weiblicheres gesehen, als das Angesicht dieser Jungfrau, die im süßen Vergessen sich über den Buben neigt, der mit ein Paar gewaltigen Augen, ein rechter Amor des Korreggio, zu ihr auflächelt. Das zweite Gemählde ist die Darstellung im Tempel; auch hier ist Grazie und Huld des schönen Weibes und ihre Demuth anbetungswürdig, obgleich die silbernen Kronen, die man ihr und Sankt Joseph aufgesetzt hat, sie entstellen; vorzüglich schön ist der Kopf des Greises Simeon. — In der Kapelle der Ruccellai sieht man ein altes figurenreiches Gemählde von Cimabue, welches man für seine beste Arbeit hält. — In der Kapelle Strozzi ist

eine Madonna mit dem Kindlein im Arm, ein Basrelief in weißem Marmor, ein wunderholdes Weib, besonders wenn man es in einer gewissen Entfernung ansieht. Solche süße Zartheit des Muttergefühls, solche ungefärbte Reinheit des Sinnes, die aus allen Zügen funkelt und lächelt, solche Sprache der begierlosen Empfindung, wie selten findet man sie selbst in den besten Kunstwerken? Ein Kranz frischer Blumen lag an ihrem Busen, und andre Blumen waren zu ihren Füßen hingestreut. Auch ich hätte gern einige um dieses holde Bild und um die Stirn seines Schöpfers gewunden; doch der Geist reicht zum Geist und das Wirkende bleibt ewig auch nach dem Tode. — Auf den Fenstern dieser Kapelle und denen des Chors sind viele Figuren auf Glas gemahlt mit einer Glut und einen Farbenglanz, wie ich mich nicht erinnere sie gesehen zu haben, selbst nicht im Nürnberger Dom. — In der nächsten Kapelle Gondi ist ein berühmtes Krucifix von Philipp Brunelleschi aus Holz. — Aber mehr für mich ist das Gemählde von Agnolo Bronzino in der schönen Kapelle der Gaddi. Es ist die Erweckung der Tochter des Archisynagogen durch Christus. Er faßt sie bey der Hand, die im leichten Gewande einen Rosenkranz um ihr Haupt, sich vom Lager erhebt: ein schönes Kind aber ein schönerer Erlöser, und noch besser der Vater, der mit unaussprechlichem Ausdruck von Liebe, Dank-

barkeit und Anbetung kniet und zu ſeinem hohen Helfer aufblickt. Aber was ſind dieſe erſten Figuren gegen die zur Seite, wo man ein Paar weibliche Köpfe, vielleicht eine die Mutter, im überſchwänglichen Gefühl der Freude hinter dem Lager ſtehen ſieht. — Von Aleſſandro Allori, auch Brazino genannt, folgen nun einige Gemählde, von denen Chriſtus und die Samariterin vorzüglich ſchön ſind. Man ſieht nebenher im Hintergrunde viele Figuren und Gewimmel der Stadt und Straßen. Auch dies ſind zwei ſchöne Geſtalten und die Samariterin eine ſo liebenswürdige Sünderin, daß vielleicht Chriſtus nur ihr ſo angeſtraft ins Auge ſehen konnte. — An einem der marmornen Tabernakel iſt von Cigoli, (auch Cardi) einem großen Meiſter in der Zuſammenſetzung, im Kolorit und der Grazie, worin er zuweilen mit Correggio wetteifert, Sankt Peters Martertod gemahlt, wie eben der Henker das Todesſchwert ſchwingt; der kniende Vater der drei Kronen verläugnet ſeinen Feuergeiſt nicht, und blickt trunken und ſtolz durch ſeine erhabne Beſtimmung auf des Henkers Schwert; ein Kopf eines Fra Bartolomeo und Michel Angelo würdig. — Dieſem gegenüber findet man die Auferweckung Lazarus von Santi di Tito, eines der braviſten Gemählde dieſes Meiſters. — Am großen Altar ſind die ſchönen Gemählde im Chor von Ghirlandajos Hand, einem der braviſten florentiner

Künſtler, der in Michel Angelos kräftiger Manier arbeitet und äußerſte Beſtimmtheit der Formen und Karaktere hat. Es ſind an beiden Seiten je ſieben Geſchichten aus dem Leben der heiligen Jungfrau und Johannes des Täufers, worin der Mahler zugleich viele Porträts ſeiner berühmtern Zeitgenoſſen angebracht hat.

Die Nunziata, San Marco und Kreuzkirche.

Dieſe liegen im nördlichen Theile der Stadt meiſtens in einer Linie, und ich will alſo das Merkwürdigſte, was ſie enthalten, beſchreiben.

Die Nunziata.

Vor dieſer Kirche iſt eine hübſche Loggiata, von der Familie Pucci gebaut, die rechts eine niedliche Kapelle hat. Hier ſitzen arme Männer und Weiber bey der Spindel und andern Arbeiten unter Obdach, noch mehr aber in dem kleinen Vorhof der Kirche, wo ſie auch wohl um eine kleine Gabe beſcheiden anſprechen. Die Kirche verdankt ihren Urſprung den 7 Eremiten vom Monte Senario, die hieher verpflanzt und mit Sankt Auguſtins Regel begabt ſind. Man ſieht die Thaten dieſer Wundermänner in einem Chioſtro des Kloſters von Paccetti, Roſſelli und Salimbeni gemahlt, und mehrere Köpfe ihrer Nachfolger, Biſchöffe, Kardinäle und andre kapaunenfreſſende Prälaten. Aber man vergißt ſie und die andern frommen Mährchen der

ehrlichen Vorwelt und ſteht nur vor Einem Gemählde ſtill. Dies iſt die Madonna del Sacco über einer Thür nahe an der Kirche al freſco gemahlt. Die Mutter ſitzt in ſüßer Ruhe und ſtiller Anbetung, und hat den holden Knaben auf den Schooß, Joſeph neben ihr den Rücken gegen einen Sack gelehnt. Wahr oder nicht, was die Legende ſagt, daß Michel Angelo und Tizian dieſe Arbeit des Andreas del Sarto hoch gehalten haben, ſo fühlt jeder, der es ſieht, und je mehr er es ſieht, ſich in ſeinem Innerſten bewegt, ſo eine göttliche Stille und Kraft ſcheint uns aus dem ſchönen Kunſtwerke anzuwehen, und man findet hier die Worte zur Seite nicht uneben: quem genuit, adorat. Schade, daß ein ſolches Werk einem ſo vergänglichem Stoff anvertraut iſt, denn das Gewand fängt ſchon an einigen Stellen an abzublättern.

Unter den vielen Wundern der 7 Männer und ihres Anhangs ſind manche ſonderbare, aber beſonders eines, das man hier noch gemahlt ſieht. Die guten Brüder hatten einen Mahler Bartolomeo gedungen, ihnen al freſco die Jungfrau und den verkündigenden Engel Gabriel zu mahlen. Er ging raſch ans Werk und der Engel war fertig, als er ſeine Phantaſie anſtrengte, um ein weibliches Geſicht ſo hold und ſchön zu ſchaffen, als es die Mutter des Herrn billig ſeyn ſollte. Ermattet entſchlief er, aber, o Wunder! was ſah er, als er erwach-

te? Die heilige Jungfrau ſtand da fix und fertig und in einem Reitz und einer Schönheit, deren ſeine Phantaſie nicht empfänglich war. Da rief er: Wunder! Wunder! die Mönche rufen es, und ganz Florenz rief es nach; und die Kranken und Lahmen und Blinden und Halsbrechenden und Unfruchtbaren riefen viele Jahrhunderte: Wunder! Wunder! Denn dieſes Wunderbild that Wunder und ſoll ſie zuweilen noch thun. Ich habe es darauf angeſehen, aber es hat ſo wenig himmliſches, daß der Engel ein ſchlechter Mahler geweſen ſeyn muß. Billig ſollte es von Kunſtjüngern fleißig betrachtet werden, da ſein Schöpfer wohl ſo nahe am Born der Schönheit ſaß, woraus ſelbſt Pindar und Rafael und andern Götterſöhnen nur einzelne Wellen rinnen.

Die Mittelthüre unter der Loggiata führt in einen kleinen Vorhof der Kirche, deſſen Wände al freſco bemahlt ſind, von del Sarto, Baldovinetti, Roſſo, Pontormo und andern. Von dieſen zum Theil trefflichen Stücken ſind manche ſchon ſehr verdorben. Sie beziehen ſich auf die Jungfrau und den Helden der heiligen Septemvirn Philipp Benizi. Merkwürdiger war mir der Kopf des Andreas del Sarto, der laut der Inſchrift 1530 ſtarb. Es iſt ein ſtarkes, aber finſtres Geſicht mit gebietenden Zügen. Eine Menge Vota hängen linker Hand gemahlt, zum Theil nicht am ſchicklichſten

an den Thurm einer Kirche angebracht, Weiber in Kindesnöthen, zum Leben klystirte Männer, Beinbrüchige, Uebergefahrne, mit Pferden und Wagen Stürzende, Verbrannte und wie die Poros Fortune die armen Sterblichen tagtäglich hängt, köpft und viertheilt, ehe sie das bischen Staub wieder unter die hungrigen Elemente vertheilt.

Die Kirche selbst ist nicht schön, aber wohl reizend prächtig. So hat man links gleich eine Kapelle, wo besagtes Wunderbild zu sehen ist, reich an Marmor, Silber und Edelgesteinen, noch reicher durch den schönen Christuskopf des Andreas del Sarto, worüber man an die seraphische Maria nicht denkt. — Merkwürdiger, als alle Pracht dieser Kapelle und des anstoßenden Oratoriums, ist zunächst die Kapelle des Marchese Feroni. Man sieht hier sechs Statuen aus weißem Marmor und ein Altargemählde von Karl Lotti; vorzüglich schön von den Statuen ist il penſiero von Piamontini, eine freie und kühne Schöpfung, worin einem etwas Michelangeloſches zuspricht. — In der nächsten Kapelle sind von Alessandro Allori verschiedene Akte des Gerichts in drei großen Gemählden dargestellt; die Teufel sind darin schöner in ihrem Geschlecht, als die Engel. — Zunächst ist die Kreuzigung von Stradanus, einem Niederländer, ein Stück voll großer Kraft. Die umherstehenden Männer und Weiber sind trefflich mit ihren Empfindun-

gen dargeſtellt. Der Chriſtus iſt nicht edel genug, die Schächer ſind häßlich und auf dem Geſicht und in der Verzerrung des linken iſt Angſt und Verzweiflung ſo ſcheußlich ausgedrückt, daß man ihn mit einem Schleier bedecken ſollte. Das Abſcheuliche übrigens, daß man unten am Kreuzesſtamm den alten Tod (ein Skelet), und ſeinen Vater (ein ſcheußliches Gebilde) in Ketten liegen ſieht, läßt ſich nicht ausſprechen. — Eine Himmelfahrt der Jungfrau von einem alten Meiſter, Perugino, oder Albertinelli. Es iſt ſteif und hart, aber man ſieht ein ſchönes Ideal und herrliche Menſchenköpfe unter den Apoſteln. — An der zweiten Seite rechts zunächſt am Eingange in die Kirche iſt ein ſchönes Gemählde von Empoli, wie ein Pabſt, oder andrer Hierarch — die Engel halten wenigſtens ehrfurchtsvoll die Mütze — vor der Jungfrau mit dem Kinde kniecet. Das Weib und die Engel ſind himmliſch. — In der Kapelle Barbara ſieht man den Kopf des wackern Brabanters Stradanus, der einem ehrlich und biederſinnig zuſpricht. Er ſtarb 1605 in Florenz 82 Jahr alt. — Dieſer gegenüber iſt die Kapelle der Bandinelli, wo der große Baccio Bandinelli mit ſeinem Weibe begraben liegt. Er hat ſich ſelbſt noch über ſeiner Aſche bey ſeinem Leben ein ſchönes Denkmahl geſtiftet. Er ſchläft nemlich unter einem großen Sarkophag, auf welchem Gott Vater ſitzt, ſeinen großen geſtorbenen

Liebling auf dem Schoße. Der Christus ist ein wunderbarer Todter, und man kann das Edle und Große der ganzen Gestalt und das Ideal seines Angesichtes nicht genug bewundern. Aber was soll man von Gott Vater sagen? Es ist Thorheit, so etwas in Stein und Erz zu bilden, besonders da die Götter der Christen gestaltlos sind; es ist ein wackrer Greis, nicht einmal ein erhabener Mensch. — Vorzüglich reich an Sehenswürdigkeiten ist das Chor der Mönche hinter dem großen Altar, in welchem 9 Kapellen rund um laufen. — Schön ist in der zweiten Kapelle die Vermählung der heiligen Katharina von Bilivelti, schön die Madonna und der Knabe lieblich, der den Brautring reicht, aber lieblicher, als diese, die Heilige, die in stiller Demuth und Bescheidenheit hinkniet; sie erinnerte mich an Guido's Madonna bey der Darstellung im Tempel, die ich zu Wien im Belvedere sah. — Die fünfte Kapelle ist die des Johann von Bologna, wo man treffliche Arbeiten sieht. Die Statuen sind schön, aber schöner nach meinem Gefühl sind die Hautreliefs aus Bronze, die verschiedne Scenen der Leidensgeschichte darstellen; auch das Crucifix aus Bronze, nach einem Modell Bolognas gegossen, ist äußerst schön. Sein Gemählde, unter denen die Auferstehung von Passignano nicht ohne Verdienst ist, schmücken noch diese Kapelle. — In der sechsten Kapelle hat Agnelo Allori eben diesen Ge-

genſtand mit gröſſerm Sinn dargeſtellt, aber mit gröſſerm Vergnügen verweilt man bey dem Gemählde von Aleſſandro Allori in der 9ten Kapelle, wo man eine Menge ſchöner weiblichen Geſtalten um die Mutter und das neugebohrne Kindlein ſteht. —

Der Platz vor der Kirche iſt ſehr ſchön mit Loggien zu beiden Seiten, einem niedlichen Springbrunnen und einer Statue zu Pferde aus Bronze von Johann von Bologna, welche Ferdinand den Erſten vorſtellt. Weder Pferd noch Mann ſind das, was die Statue auf dem Platze des Großherzogs.

Kirche San Marco.

Dieſe kleine Kirche hat einen vorzüglichen Reichthum ſchöner Gemählde und Merkwürdigkeiten, von denen ich nur einige berühren will. Ich gehe einer ſchönen Madonna vorbei von Cavallini Romano und ſtehe zuerſt bey dem Thomas von Santi di Tito ſtill; Thomas von Aquino nämlich, nicht der Apoſtel. Er ſteht unter dem Kreuze, ein edler Alter, aber man ſieht ihn nicht an, ſondern das Auge verweilt nur auf der Mutter des Gekreuzigten, die mit unbeſchreiblichem Schmerz, aber dem ſtillen und menſchlichen des Mahlers, zu ihrem Liebling aufſchaut, und bey der ſchönen Magdalena, die ihre Arme um das verfluchte Holz ſchlingt. Es weht eine Ruhe über dem Ganzen, die nur der

Künſtler mit Stärke des Ausdrucks zu vereinen weiß. — Noch iſt auf dieſer Seite eine ſchöne Madonna von Fra Bartolomeo, auf einem Thron ſitzend, zu deſſen Seiten je eine ſüße Jungfrau mit Zucht und Huld kniet, und Männer und Greiſe mit Ehrfurcht umherſtehn; ein Gemählde, was wegen der Kompoſition und der Klarheit der Manier bewundernswürdig iſt. — Man geht von hier dem großen Altar und der prächtigen Tribune vorüber, und kömmt in die Kapelle des heiligen Antonin, Erzbiſchofs von Florenz, die unſtreitig mit zu den Schönſten in Florenz gehört. Sie iſt von der Familie der Salviati geſtiftet, von Bologna entworfen und zum Theil von ihm und ſeinen Schülern ausgeführt. Sechs Statuen ſind von Jacopo Sanſavino und ſtellen eben ſo viele Heilige vor, und eben ſo viele Basreliefs aus Bronze ſind von Domenico Portigiani. Auch die Gemählde dieſer Kapelle gehören zu den beſten; vorzüglich ſchön iſt von Salvini Chriſtus und der reiche Jüngling, und von Aleſſandro Allori das ecce filius tuus! das man unter die beſten Arbeiten dieſes ſeelenvollen Mahlers zählt. — Noch ſieht man an der andern Seite der Kirche von Roſſelli einen herrlichen Dominikaner, der mit mehrern heiligen Alten ſich der Jungfrau naht, und ein freundliches Stück von Fra Bartolomeo. — Hier liegt auch der berühmte Pico di Mirandula, jenes Wunderkind ſeiner Zeit, und

neben ihm sein Freund Angelus Polizianus, wie eine stolze Inschrift an der Wand sagt; sie starben beide in Einem Jahre 1494. — Auch ihr berühmter Zeitgenosse Hieronymus Savonarola lebte in diesem Kloster, dessen Zucht er reformirte und Priester und Fürsten schalt. Noch zeigt man die Celle, wo er im Kloster wohnte und ein Bildniß, das seinen Kopf, wie ein Gemählde, das seine Marter vorstellte. Weil er die Wahrheit sagte, ward er 1498 auf dem großen Platz nahe am alten Pallast verbrannt.

Die Kreuzkirche.

Diese Kirche mit einem ansehnlichen Franziskanerkloster rechter Hand, zeichnet sich als Werk der Baukunst in einer Stadt wie Florenz nicht aus, destomehr aber interessirt sie den Fremden durch Denkwürdigkeiten, die sie in sich verschließt. Zuerst rechter Hand sieht man die Kreuzabnahme von Salviati, dann die Kreuzigung von Santi di Tita, und von dieser tritt man an das Grabmahl des großen Michel Angelo Buonarotti. Man sieht im Brustbilde den Kopf dieses einzigen Menschen, einen schönen Kopf eines alten Mannes, dessen Stirn eben so viel eiserne Festigkeit und männlichen Ernst, als Güte predigt. Er ruht auf einem Sarkophag aus braunem Marmor, zu dessen Füssen drei Statuen gebildet sind, welche die drei Künste vorstellen, in denen dieser Mann groß war,

die Bildhauerkunſt, Baukunſt und Mahlerei, von drei verſchiedenen Meiſtern; die Mahlerei iſt die ſchönſte und, wie die Büſte, von Battiſta del Cavaliere. Man kann ſich von dieſer ſchönen Geſtalt und von dem Kopf eines Mannes nicht wegwenden, der mit der Schöpfung der Peterskirche ſchwanger ging. Er ſtarb bekanntlich in Rom und von dort ſind ſeine Gebeine hieher gebracht. Er hat 88 Jahre gelebt. — Die folgenden Gemählde und Denkmäler übergehe ich und ſpringe gleich zu dem einfachen und ſchönen Denkmale, welches dem großen Tonkünſtler Nardini 1793 von ſeinen Freunden errichtet iſt, mit einer lateiniſchen Inſchrift. Es iſt in ſeinem Kopf, der im Hautrelief aus weißem Marmor gebildet iſt, ſo viel Süßes und Edles, daß einem ſelten eine lebendige Geſtalt begegnen kann, der man mit ſüßerer Sehnſucht nachblickt. — Das nächſte Denkmal iſt das des unſterblichen Machiavelli, auch ein neues, was freilich lange vor vielen andern hier hätte prangen ſollen. Auf einem hohen Sarkophag ſitzt die Göttin der Geſchichte, oder Gerechtigkeit, und ſtützt die eine Hand auf eine Wage und ein zuſammengerolltes Buch, während die andre auf einem ovalen Schilde den Kopf des Verſtorbenen zeigt. Unten lieſt man die einfachen Worte: Tanti nomini nullum elogium par. Nicolaus Machiavelli. — Die Verkündigung von Donatello in Marmor, auch

wenn

wenn man das entſtellende Gold von den Statuen wegdenkt, gehören dieſe beiden ſicher nicht zu ſeinen beſten. — Das Grabmal des Leonard Bruni von Arezzo, gewöhnlich Leonardo Aretino genannt, folgt zunächſt; er gehört zu den Geſchichtſchreibern von Florenz.

Seitwärts rechter Hand im Kreuz des Schiffes ſieht man mehrere Gemählde von Cimabue, Giotto und andern alten Meiſtern, ſteif und ſchlecht koloritt, aber manche unübertrefflich ſüß und naiv. Dahin rechne ich beſonders eines, wo Joſeph und die Jungfrau zu zwei Seiten mit zärtlichen Blicken über dem Kinde ruhen, und zwei andre zu ſeinen Häupten in der Mitte ſich über daſſelbe beugen: Ochslein und Eſelein aber ſind mit ihren Mäulern noch näher zu ihm geneigt, und ſcheinen fromm und gutherzig wie die andern ſich ſeiner Geburt zu freuen. Ueber dieſem Gemählde hängt in eben der Manier ein andres, die Heimſuchung Mariens durch Eliſabeth, das viel Grazie hat. — Dem großen Altar vorbeigehend kömmt man linker Hand an die prächtige Kapelle der Niccolini, die ganz mit grauem und weißem karrariſchen Marmor inkruſtirt iſt. Die fünf Bildſäulen, Moſes, Aaron, die Jungfräulichkeit, Klugheit und Demuth ſind von dem Niederländer Francavilla; Moſes und die Jungfräulichkeit ſind vorzüglich ſchön. Die Kuppel iſt von Volterrano gemahlt, und empfängt aus ſchö-

hen Fenſtern Beleuchtung, die, wie die andern Gemählde, ſeidne Vorhänge haben. — Zunächſt ſieht man den Feuertod irgend eines Heiligen, und dann an einem Pfeiler die Dreieinigkeit vorgeſtellt. Wie ſchön iſt der todte Chriſtus (wie ſchön die Taube?) und welch ein Menſch, der ihn hält! Man kann ſich keinen edlern alten Kopf denken, als den des Vaters; dieſe Ruhe und Kraft zeigt das Göttliche und Höchſte lebendig im Menſchen. — Einigen Gemählden von Vaſari geht man vorbei und bleibt bey der Himmelfahrt des Herrn, von Stradanus, ſtehen, der viel von einem Rubens hat, und das Große gewaltig ausdrückt; wie groß würde er ſeyn, wenn die Grazie dieſe Leidenſchaft bändigte, und ſie dem Auge und Gefühle lieblich machte? — Dem jenſeitigen Aretin gegenüber iſt das Grabmahl des Dichters und Sekretärs der Republik Karl Aretino, und Gemählde von Vaſari und Tito. Die Auferſtehung des Herrn, von Santi di Tito, iſt wohl eine ſeiner ſchönſten Arbeiten. Man kann ſich kaum was Erhabneres und Schöneres denken, als dieſen Chriſtus, da iſt Grazie und Kraft ſanft in einander gefloſſen, leicht ſchwebt die ſchöne Geſtalt den himmliſchen droben entgegen. Auch in dem Schrecken und Erſtaunen der Soldaten iſt keine Verzerrung. — Das letzte Gemählde zunächſt am Eingange dieſer Seite iſt die Grablegung von Baldini, wo man vorzüglich den ſchönen

Kopf der Heroin der neuen Kunſt, der Magdalene bewundern muß. — Hier ſind die Denkmäler von zwei Galilei, von dem berühmten Baumeiſter Alexander Galilei, und ſeinem größern Namensgenoſſen Galileo Galilei, der als Menſch und als Meiſter als ein großes Geſtirn durch die Nacht der Zeiten glänzt. Dies Denkmal iſt ihm und ſeinem wackern Schüler Vincenzio Viviani nach einem Legat dieſes leztern im Jahr 1737 errichtet. Seine ſchöne Büſte von Fogaini hat etwas unbeſchreiblich Anziehendes und Leutſeliges, und erfüllt mit Liebe und Zutrauen, wie Michel Angelos ernſter und ſtrenger Blick mit Ehrfurcht. Am Sarkophag ſtehen zu beiden Seiten die Aſtronomie und Geometrie über Lebensgröße, wie der Halbkörper über dem Sarkophag, aber mit den drei Statuen bey Michel Angelos Denkmal nicht zu vergleichen. — An der Thür prangt in Bronze mit einer mächtigen Allongenparücke der Kopf des alten florentiner Poeten Filicaja mit einer Inſchrift, worin er ſich der ſtattlichen Freundſchaften großer Häupter, der Königin Chriſtine, Kaiſer Leopolds und Johann Sobieskys rühmt. — Außer dieſen Denkmälern giebt es noch manche andre, verdienten Männern errichtete; ſo daß dieſe Kirche ein wahres Pantheon von Florenz iſt. — Von dem prächtigen Platze vor der Kirche und den Feſten, wozu er be-

ſtimmt iſt, werde ich noch an einem andern Orte genug zu reden bekommen.

Palläſte ꝛc.

Freilich wäre dieſſeit des Arno in Kirchen, Klöſtern, Spitälern noch genug aufzuleſen übrig; aber ich fürchte, ich habe ſo des Guten ſchon zu viel gethan. Auch von den Palläſten, wodurch Florenz außerordentlich ausgezeichnet iſt, könnten ſich leicht einige Bogen füllen; aber der todte Buchſtabe tödtet zuletzt den Schreiber und Leſer. Die Riccardi, die Strozzi, die Ginori, die Corſini, die Ridolfi, die Pucci und andre wohnen in Häuſern, worin Fürſten wohnen könnten, und die zum Theil mit Gemählden, Bibliothecken und Zierrathen königlich geſchmückt ſind. Nur eines Mannes Gedächtniß muß hiebei wieder jung gemacht werden, des Philipp Strozzi, der einen Geiſt hatte, wie er noch aus dem erhabenen Pallaſt dieſer edlen Familie ſpricht. Er kämpfte für die alte Freiheit gegen Kosmus den Erſten, den Sohn des großen Feldherrn, ward in der Schlacht bey Marone gefangen von ſeinem glücklichen Feinde, und ſtarb katoniſch im Gefängniſſe, nachdem er mit ſeinem Blute auf die Wand den ſchönen Vers Virgils geſchrieben hatte: „Exoriare aliquis noſtris ex oſſibus ultor.“ „Es müſſe dereinſt ein Rächer aus meinen Gebeinen entſtehen.“ War der Mann ſchlechter, als Kato, oder Kosmus größer, als Cäſar? Die neuere

Welt iſt nicht gerecht. — Dieſſeits iſt noch ein ſchönes Denkmal der Gerechtigkeit nahe dieſem Strozziſchen Pallaſte, eine prächtige doriſche Säule aus einem einzigen Granitblock, auf der aus Porphir eine ſchöne Bildſäule der Gerechtigkeit mit Wage und Schwert ſteht. Kosmus der Erſte ließ ſie nach der Unterjochung Sienas im Jahr 1564 aufrichten, ihm hatte ſie der Pabſt Pius der Vierte geſchenkt.

Ich gehe nun zum kleinern jenſeitigen Drittel der Stadt, um auch dort das Todte kurz abzufertigen, und mich dann in das lebendige und anmuthigere Leben zu ſtürzen. Hier ſteht oben an

Der Pallaſt Pitti,

eines der mächtigſten und ſtattlichſten Gebäude der Stadt, das ſchon durch ſeine äußere Geſtalt Ehrfurcht einflößt. Er iſt nach der Zeichnung und dem Plan des Baumeiſters der Domkuppel Brunelleschi von einem florentiner Edelmann, Lucas Pitti zu bauen angefangen, und heißt noch nach ihm, obgleich er ſeit Kosmus des Erſten Zeit die beſtändige Wohnung der Großherzöge geweſen iſt, die ſonſt in dem jetzigen Pallaſt der Riccardi wohnten. Die Vorderſeite, oder das Angeſicht iſt aus harten Steinen (pietre forti) in großen Stücken (bozze) aufgeführt, und erregt durch die ſimple und graue Erſcheinung, und die Größe und Einfalt der Maſſen Ehrfurcht. Zu beiden Seiten laufen

kleinere Flügel mit Portiken abwärts am Platze hin, deren einer links nun erſt gebaut wird, um dem Ganzen mehr Symmetrie zu geben. Die Loggia im Innern und der Hof dagegen, nach Ammanati aufgeführt, geben ein Bild des Angenehmen und Fröhlichen und zeigen in verſchiedenen Abtheilungen die doriſche, ioniſche und korinthiſche Ordnung. Dem Hof gegenüber iſt eine ſchöne Grotte mit lebendigem Waſſer, das in mehrern Adern und Sprüngen hervor ſprudelt. Man ſieht über dieſem Waſſer einen koloſſaliſchen Moſes aus Porphyr in der Stellung und Gebehrde, in welcher er aus dem Felſen Waſſer ſchlug. Noch ſind einige andre hübſche Fontänen hier, und zwei brave Gruppen in koloſſaliſcher Größe, Pasquin und Alexander, und ein Herkules mit dem Anteus. Dieſe ſind außer den Säulen und anderm Schmuck die Zierde der Loggien. Noch ſieht man eine ſchöne Fontäne mit Buben und Amoretten und allerlei andern Geſtalten, von Seegeflügel und neptuniſchem Gefolge umgeben, über der Grotte, in gleicher Höhe mit dem erſten Stock des Pallaſtes mit einem großen Becken, worin das Waſſer aus mancherlei Röhren hinabſpringt; doch dieſe ſtellt ſich vom Garten Boboli dar. Die Gartenſeite des Gebäudes hat eine feine Ausſicht bis oben hinauf, wo man das Fort, die koloſſaliſche Statue des Ueberfluſſes und den Neptun aus Bronze über ſeinem Teich erblickt und

unten im Grunde ein niedliches Amphitheater, welches in alten Zeiten oft zu Spielen und Festen gedient hat, und mit kleinen niedlichen Statuen aus weißem Marmor, mit Nymphen, Amoretten und andern kleinen Schalksgestalten geziert ist.

Doch bei weitem mehr, als dieses alles, ist das Innere des Pallastes und die Schätze der Kunst, die er einschließt, nicht zu gedenken des übrigen Schmucks und der Tapezierungen und Verzierungen der Säle und Zimmer. Man sieht in mehrern Stuben Statuen berühmter neuerer Meister und vortreffliche Köpfe, Antiken und neue, aber alles dieses bleibt hinter den Gemählden zurück, von denen hier gleichsam eine zweite Gallerie aufgestellt ist. Man findet einen vorzüglichen Reichthum der größten und berühmtesten Meister, eines Rafael, Fra Bartolomeo, del Sarto, Guercino, Guido, Rubens, van Dyk, Giulio Romano, Tizian, Carlo Dolce, Salvator Rosa und Bourgignon ꝛc. Unter diesen steht oben an eines von Rafaels Heiligthümern, die

Madonna della sedia. Es giebt hier noch einige Madonnen von Rafael, aber man erkennt diese auf den ersten Blick. Die stille englische Ruhe, der Friede dieses Engelangesichts, das alle Huld und Süßigkeit der reinsten Weiblichkeit vereinigt, die holden Knaben umher, der süße Ton der Farben, alles giebt ein Gefühl, das nur die

Kunst auf ihrer grösten Höhe hervorbringen kann. Auch die andern heiligen Familien von Rafael und einige kleine Stücke sind merkwürdig, sie schwinden hier aber vor dem ersten hin; als ein Meisterstück Rafaels schägt man noch ein schönes Porträt Leo des Zehnten, dessen Kopf er zwischen zwei Kardinälen hingestellt hat. — Von Giulio Romano sind mehrere treffliche rafaelische Schulen der Bewunderung werth. — Aber vorzüglich zeichnen sich in dieser Sammlung aus Fra Bartolomeo und Andreas del Sarto, die man nirgends so in ihrem Glanze sieht. Von dem ersten, der zugleich Rafaels Lehrer und Schüler war, und zu den grösten Mahlern gehört, sieht man hier den Sankt Markus; ein Werk, das man sogleich nach Rafaels Madonna nennt, und das als Meisterstück des Kolorits und der Zeichnung angesehen wird. Der Evangelist ist über Lebensgröse, ein ganzer Körper in einer Stellung und Kraft des Ausdrucks, mit einer Sprache des schönen männlichen Gesichtes, die Unvergänglichkeit und unzerstörbare Kraft spricht. Nur ein grosser Geist konnte so Grosses fassen. Von Andreas del Sarto ist vorzüglich schön die Maria mit Johannes dem Evangelisten und Sankt Franz, da ist alles so klar und wahr, wie es diesem besonnenen Mahler eigen ist, und ist seine Maria gleichfalls keine rafaelische, so ist doch auch sie ein huldes Weib. Nicht weniger schön, ja wegen des Hals

tung und Richtigkeit, wegen der hohen Natürlichkeit und Wahrheit, wegen des wunderschönen Kolorits ist seine Anbetung der drei Könige aus Mohrenland. — Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Pallastes und nach der Madonna della Sedia und dem Markus das dritte Gemählde ist von des großen Buonarotti Hand und stellt die drei Parzen vor. Das war ein Gegenstand eines solchen Riesengeistes würdig, und man fühlt gleichsam von ihm das Schicksal aufgeschlossen. Sein Ernst und seine kräftige Zeichnung, seine Tiefe ruhen doppelt auf diesen drei Alten, die das Gewebe des Lebens spinnen und zerschneiden. Und doch, wenn man sie oft ansieht, dämmert durch die eiserne Strenge ein Strahl von Milde und Güte. — Von Tizian findet man einige treffliche Sachen, herrliche Porträts, vor allen aber seine Geliebte, die man eine dritte Venus nennen kann, so eine süße Lust athmen alle ihre Züge. — Von Guercino da Cento findet man ein treffliches Stück, den Apoll und Marsias vorstellend, der Apoll ist des Vatikanischen nicht unwürdig. — Doch wer kann, oder will alles beschreiben? Die Decken der Säle und Zimmer sind ihrem Inhalt angemessen, mit schöner Stuccatur gearbeitet, und meistens von Peter von Cortona gemahlt. An manchen dieser Decken sieht man seine Porträts merkwürdiger Personen und andre ex ingenio gemahlte, von denen man unmöglich

die Porträts haben konnte. — Auch eine meisterhafte Kopie des so hoch angeschlagenen Hieronymus von Correggio ist hier, die auf die Vortrefflichkeit des Originals schließen läßt. Eine andre Zier dieser königlichen Zimmer sind die vortrefflichen Tische aus harten und edlen Steinen und aus Skagliola, die hier in Florenz mit bewundernswürdiger Schönheit gemacht werden, und wovon man auch in den Stanzen der Galleria einige Proben sieht. Man erstaunt, wenn man sieht, wie hier durch bloße Zusammensetzung (opera di commesso) alle mögliche Farben mit einer Leichtigkeit und einem Schmelz hingezaubert, und alle Gegenstände der Kunst und Natur dargestellt werden. Aber so leicht dies nach der Vollendung scheint, so mühevoll und kostbar ist die Ausführung, und es giebt unter diesen Tische, die nicht unter 20 bis 25000 Reichsthaler weggegeben werden könnten. Die Künstler dieser trefflichen Gattung arbeiten auf großherzogliche Kosten; obgleich nicht in der Anzahl, wie ehedem, weil die Zeit Sparsamkeit gebietet. Man hat zur Probe mehrere Porträts in dieser Art gearbeitet, die nun gleichsam unvergänglich sind; doch muß diese Kunst natürlich immer hinter der Mahlerei bleiben. Auch einige Stücke in Mosaik sieht man hier, die aber nicht hier, sondern in Rom gemacht sind. Diese Art wird hier wenig gemacht, und gar nicht im Großen. Es giebt hier

jetzt nur zwei Künstler darin, von denen der eine, ein Römer, bei'm Anfange der Revolution aus seinem Vaterlande ausgewandert ist. Diese arbeiten meist im Kleinen und auf Bestellung Ohrgehänge, Dosen, Souvenirs und andre kleine Sächelchen. Der Römer ist ein äußerst geschickter Mann.

Der Garten Boboli.

Dieser mein Lieblingsort, worin ich so manche frohe Stunden geträumt und verspielt habe, folgt dem Pallast Pitti in natürlicher Ordnung. Auch er ist mit vielen wackern Kunstsachen geschmückt und enthält so vieles, was in einer andern Stadt, als Florenz, eine lange Beschreibung verdienen würde. Dieser schöne Garten steigt unregelmäßig, sich immer erweiternd, von der Porta Romana bis zum Pallast Pitti in mehrern Terrassen empor. Lorbeern, Leccen, Cypressen, Myrthen, Linden schmücken seine ewig grünen Lauben, in welchem selbst in einem Winter, wie dieser ist, an sonnigen Tagen die Turteltauben locken und die Amseln flöten. Gleich am Eingange vor der Seitenpforte bey der Porta Romana, wendet man sich ein wenig rechts und trifft einen schönen Merkur, auf einem geflügelten Drachen reitend mit gezücktem Schwerte, eine Heldengestalt kolossalisch und vorwärts strebend. Zu beiden Seiten des schönen Ganges, der mitten durch den Garten auf die Höhe führt,

stehen Statuen, die zum Theil wacker gearbeitet sind. Eine zeitlang fortgehend kömmt man in einen niedlichen Halbzirkel, von grünem Rasen bedeckt, und mit Gängen durchkreuzt. In der Runde umher stehen Büsten und Hermen von Göttern, Heroen und Imperatoren, zum Theil Antiken. Zu beiden Seiten steigen zwei nette Säulen aus Granit mit Vasen empor, und 6 große Statuen schmücken den Mittelgang, unter denen der gebückte hämmernde Vulkan und der Saturn recht brav sind. Aus diesem Runde geht man auf einen Teich zu, der in der Mitte eine Insel hat, deren Orangen und Citronen sich in der schönen Zeit in dem umfließenden Wasser spiegeln. Um diesen Teich (vivajo) läuft ein freundlicher Zirkelgang mit Marmorbänken, von Mirthenhecken eingefaßt, und mit einem Laubdache von Letschen und Lorbeern überhangen. Hier fehlt es selbst bey diesen kalten Wintertagen nicht an Lieblichkeit, und wann die Sonne scheint, sind oft die Bänke alle von Männern und Weibern besetzt, während andre verwundert mit den Stücken Eis spielen, das man seit 30 Jahren nicht so dick in Florenz gesehen hat. Rings um das eiserne Gitter des schönen Teiches stehen zierliche Muscheln, Becken, Mascheroni und Amoretten, im Wasser sieht man die Andromeda an einem Felsenblock und das schnappende Ungeheuer und Fröschе, so groß, als sie in unsern Ländern nicht wachsen.

der Mitte des Inſelchen ſteht ein ungeheures
ken mit einem koloſſaliſchen Neptun, zu deſſen
ien umher drei Figuren ſitzen, von Johann von
logna, welche drei Flüſſe vorſtellen. Von hier
innt der ſchöne Cipreſſengang, der mählig in
rere Terraſſen aufſteigt. Anfangs ſieht man
ige meiſterhaft gearbeitete Grotesken. Zu den
iten ſind Labyrinthe von Letſchen, Lorbeern, Ci-
ſſen und Myrthen und kleine Blumen- und
angengärten links und rechts, und Statuen ſtehen
ſchönen Reihen bis oben hinauf.

Hier auf der Höhe, wo die Cipreſſenallee en-
t, ſteht man dem Pallaſt Pitti gegenüber, über
man hinſieht und über die ganze ſchöne Stadt.
e oft habe ich von hier freudetrunken die Abend-
he, die Schneeſchzitel des Apennin vergolden
en, indem unzählige Vögel in dieſen ſichern
ben um mich zwitſcherten und flöteten! Die
chſte Anhöhe ſteigt ſanft bis gegen das Fort, wo
e kleine Pflanzung von Reben und Oelbäumen
Hier ſteht aus weißem Marmor eine koloſſali-
e Copia, 1636 errichtet, und hinter ihr ſind noch
ine Terraſſen mit allerlei fremden und botani-
en Pflanzen. Hier ſieht man im Grunde wieder
en niedlichen Teich mit Goldfiſchen, und einen
ernen Neptun mit ſeinen Attributen, ein ſchönes
erk. Unter den Lorbeern und Letſchen ſind hie
d da liebliche Obſtgärten, und Gitterhäuschen mit

Turteltäubchen, die mit den Kassanken, Finken und Zeisigen ein frohes Konzert machen. Die alte Mauer, die zugleich Stadtmauer ist, hat Zinnen und Thürme und ist mit Epheu bekleidet. Oben liegt eine schöne Nymphe mit dem Füllhorn, dem Kranz und der Urne. Weiter unten findet man auch an dieser öden Mauer die herrliche Gruppe Adams und Evas von Bandinelli, die sonst eine Zier des Doms war. Sie haben vorzugsweise eine hörzerne Decke über sich. Sie stehen beide schon mit dem Blatte der bewußten Schuld bedeckt, an einander gelehnt; der Verführer mit seinem Schlangengesichte und seiner unmenschlichen Verderbtheit liegt unter ihnen und lächelt teuflisch zu ihnen auf. Ein tiefer Schmerz spricht aus ihrem Angesichte, ohne ihre Züge zu entstellen; so weint die betrogene Unschuld.

An der rechten Seite des Gartens ist die berühmte Grotte, deren vier Ecken vier Statuen von Michel Angelo einnehmen, sie sind freilich nur aus dem Groben gearbeitet, aber der Vater gab ihnen doch seine Aehnlichkeit mit; sie waren für das Grab des Pabstes Julius des Zweiten bestimmt. Im Hintergrunde sieht man zwei schöne jugendliche Figuren, die nach süßer Vereinigung schmachten. Lechzend schaut das Weib von den Knieen des Jünglings zu seinem Auge empor. Porretti hat die Grotte gemahlt. Die Wände schmücken bizarre und

groteske Gestalten von Thieren und Menschen, äuſſerſt fleiſſig gearbeitet, obgleich ſie nur ſo hingeſkizzirt ſcheinen. An dieſer Seite hinter dem Pallaſt Pitti iſt der ſchöne botaniſche Garten des florentiniſchen Muſeums und das Muſeum ſelbſt nebſt dem Obſervatorium. Man findet hier Pflanzſchulen und Orangerien und einige treffliche Statuen aus weiſſem Marmor.

Vier Pforten führen zum Garten, eine bey der Feſtung, die zweite bei'm Pallaſt Pitti, die dritte bei'm botaniſchen Garten, und die vierte bey der Porta Romana.

Kirchen von Santo Spirito und del Carmine.

Die Kirche dello ſpirito iſt eine der ſchönſten in Florenz und nach Brunellesch gebaut. Man findet hier die Madonna, ihren entblößten Sohn auf dem Schoße aus Marmor, eine Kopie der ſchönen Gruppe Michel Angelos in der Peterskirche in Rom. — Von Stradanus, Chriſtus treibt die Kaufleute und Wechsler aus dem Tempel, eines der ſchönſten Gemählde dieſer Kirche; weiſe hat der verſtändige Künſtler den Unwillen des Herrn nicht ſtark ausgedrückt, ſondern mit jener Mäßigung, die ein Gott haben muß, wann er ſtraft. — Unter den vielen folgenden iſt in der Kapelle Vettori ein Gemählde von Giotto, vier ſteife und magre Figuren, die aber wegen der Strenge in der Zeichnung

merkwürdig sind. — Zwei Gemählde von Alessandro Allori: das erste zeigt den mancherlei Tod der Märtyrer, eben kein Gegenstand der Mahlerei, das zweite ist Christus, der die Ehebrecherin heim gehen heißt, eines von den schönen. Das Weib steht mit dem gesenkten Blick der Schuld und der Erlöser mit dem menschlichen und erbarmenden eines höhern Wesens; trefflich sind die Köpfe der Pharisäer, die hinter ihnen grinsen. — Aber bey weitem das schönste in dieser Kirche ist linker Hand ein Gemählde von Agnolo Bronzino, dem Oheim Alessandros; es stellt Christus vor, wie er in Gestalt eines Gärtners der Magdalena erscheint. Man sieht von den beiden nur das Weib. Sie ist eine der schönsten Magdalenen, die ich gesehen habe; ein langes blaues Gewand fließt um den schönen runden Körper tief bis auf die Solen hinab, und mit einem unaussprechlichen Blick sieht der schöne Kopf zu dem erhabenen Meister auf. Man zeige sie allein und ich wüßte nicht, warum man für Magdalena nicht Venus Urania schreiben könnte. — In der Sakristei findet man von Fra Filippo Lippi eine liebliche Madonna mit dem Kinde auf dem Arm, und unten viele Figuren, Männer, Weiber und Kinder und in der Mitte ein heiliger Klosterheld, ein schöner Alter, der betend zur Jungfrau aufblickt. — Hier herum sind noch mehrere Gemählde, und endlich ein Christus mit dem Kreuz

aus

aus Marmor, eine andre Kopie von Michel Angelos Original, das ſich in der Chieſa di Minerva in Rom findet, kopirt von Landini; ich ziehe dieſen Chriſtus bey weitem der jenſeitigen Mater dolorosa vor. — Schön iſt das Chor der Kirche von Johann Caccina aus karrariſchem Marmor, und mit vielen niedlichen Statuen geſchmückt.

In der Kirche del Carmine, oder der Karmeliter ſind viele Gemählde al freſco von Poccetti, und die herrliche Kuppel von Luca Giordano gemahlt; auch Paſſignano und Naldini haben ihren Pinſel ſehr dafür beſchäftigt. — Merkwürdig für den Künſtler iſt vorzüglich die Kapelle der Brancacci. Die Wände ſind al freſco gemahlt und enthalten Geſchichten des Schlüſſelträgers Petrus. Maſolino, einer der alten Mahler, begann das Werk, aber ſein Schüler Maſaccio vollendete es. Dieſer, weit über ſeinen Meiſter, öffnete den Weg zu einer beſſern Kunſt, und würde wahrſcheinlich viel geleiſtet haben, wäre er nicht in der Blüthe ſeiner Jahre weggerafft. Er ging von der Härte und Steifheit der alten Meiſter zu einem weichern Stil über, und ſelbſt der Ungeübte kann hier eines und anderes gleichſam im Kampf ſehen. — Im Chor iſt von Benedetto di Rovezzano das Grabmal des großen Soderini, immerwährenden Gonfalonieres der Stadt, der in ſtürmiſchen Zeiten nach Peters von Medicis, und ſeiner Brüder Verjagung

dem Vaterlande diente. — Links ist die schöne Kapelle der Corsini, wo der heilige Andreas di Corsini begraben liegt; doch nicht deswegen ist sie merkwürdig, sondern wegen der schönen Marmore von Foggini's Hand. Ueber dem Altar schwebt der Heilige, eine edle Gestalt, zum Himmel empor, von Engeln umgeben; andre knieen über der Urne, die seine Reliquien enthält. Es ist was Himmlisches darin, so wie in der Gruppe links, wo ihm die Jungfrau mit Engeln erscheint, und ihm mit heiligen Worten zuspricht. Aber besser, als diese übermenschlichen Sachen gefällt die Bildnerei rechts, die den Sieg der Florentiner über Maria Visconti von Mailand an dem Tage von Anghiera vorstellt, auch hier spielt der Heilige seine Rolle, er schwebt in den Wolken als siegbringender Genius des vaterländischen Heers. — Von Naldini die Anbetung der Hirten und die Erweckung des Jünglings von Nain, beide recht wacker — von Tito und Butteri noch einige Stücke.

Jenseits des Arno steht noch ein berühmtes Denkmal florentiner Kunst, das seiner Schönheit wegen nicht unerwähnt bleiben kann. Es ist die schöne Gruppe des Herkules und des Centauren Nessus. Sie steht jetzt nahe am Ponte vecchio, und zierte vormals den Eingang der Kirche Maria maggiore nahe am Dom. Das Werk ist aus einem einzigen Block und eines der schönsten von Johann

von Bologna. Es ist eine Kühnheit und zugleich eine Leichtigkeit darin, die in Verwunderung setzt. Es ist der Moment gewählt, wo der Heros mit seiner geschwungenen Keule gleichsam im zuschlagen ist über den Centaur, der mit einem Vorderfusse unter der Gewalt des Helden gestürzt ist, und Grimm und Angst in seiner Miene zugleich verräth.

Brücken.

Es sind vier, welche die diesseitige und jenseitige Stadt mit einander verbinden. Vom Ponte alla Carraja bis zum Ponte vecchio sind schöne Palläste und der lebhafteste Spaziergang längst den Arno. Der Ponte a Santa Trinita ist der schönste, ein Werk des wackern Ammanati, welches nach der grossen Ueberschwemmung von 1557 aufgeführt ward; sie ist mit vier Statuen geziert, welche die vier Jahrszeiten vorstellen. Sie hat diesseits einen hübschen Platz mit der herrlichen Granitsäule der Themis und jenseits die Via Maggio, eine der schönsten Straßen in Florenz. Der Ponte vecchio ist die lebhafteste aller Brücken in Florenz, und führt vom Platz des Großherzogs diesseits zum Pallast Pitti jenseits; zu beiden Seiten sind kleine Läden gebaut, worin die Juweliere und Goldschmiede arbeiten. Ueber diesen läuft links die Gallerie fort, welche vom Pallast Pitti zu dem Pallast degli Uffizi führt und den Kosmus der Erste anlegen ließ.

Die letzte nördliche Brücke der Stadt über dem Arno, nicht gar weit von der alten Brücke, ist der Ponte alle Grazie, von der Santa Maria alle Grazie benamt, die gleich vorn auf der Brücke eine sehr verehrte Kapelle hat, wo selbst draußen am Kreuze immer Betende knieen und küssen.

Das Museum.

Diese herrliche Anstalt vereint so vieles in sich, daß man ein ganzes Buch davon schreiben könnte. Sie verdankt, wie vieles Gute, ihre jetzige Einrichtung Peter Leopold, der manches, was im alten Pallast, in der Gallerie, im Pallast Pitti, in den Bibliotheken ꝛc. zerstreut, und nicht an seinem Orte war, hieher bringen, ordnen und mit neuen Schätzen vermehren ließ. Vorzüglich reich ist diese Sammlung für den Arzt, Naturkundiger und Mathematiker; doch geht wohl keiner Leer aus, der nur etwas Bildung mitbringt. Das Gebäude, wo dieses Museum seinen Sitz hat, ist unweit des Pallastes Pitti und hart am Garten Boboli, da der erste Stock grade in dem botanischen Garten ausläuft, und einige seiner Zimmer mehrere Pflanzen und Gewächse beherbergen. Aus dem nordöstlichen Ende des Gebäudes läuft eine Art Thurm heraus, der zum Observatorium dient. Dieses Museum ist alle Tage von 8 Uhr Morgens bis Mittag offen. Mehrere Officiere von der Leibwache sind in verschiedenen Intervallen vertheilt, und verschiedene

andre Wächter, Aufseher und Zeiger gehen von Zeit zu Zeit umher, ohne grade das Ansehen von Spionen zu haben. Dies ist nothwendig; sonst könnten hier leicht Mißbräuche entstehen, da jeder ohne Unterschied eingeht.

Ich fange im obern Stock als dem reichsten, und zwar da wie billig, bey dem Merkwürdigsten an. Dieses sind unstreitig die anatomischen Präparate, von denen ich schon in Wien eine Probe gesehen hatte. Was in Wien sich findet, ist meistens hier gemacht, und jetzt hält der Kaiser einige Jünglinge hier, die von den Meistern dieser Kunst die Art und den Mechanismus bey diesen Arbeiten lernen sollen. Es ist dieses eben so bewundernswürdig, als prächtig, man sieht sich selbst von außen und von innen; schade freilich, daß man nicht auch das Gemüth mit seinen Anhängseln in Wachs und Farben darstellen kann. Man sieht sich und bewundert die Künstlichkeit und Herrlichkeit des menschlichen Körpers, noch mehr aber das ewig Bewegliche und Sinnende und Schaffende dieses menschlichen Körpers, welches den ganzen schönen Bau mit solcher Genauigkeit darzustellen wußte. Doch freilich prahlen wir auch hier wohl etwas zu viel; denn wenn man die äußere Organisation des Menschen abrechnet, was man seine Darstellung nennt, was bleibt uns im innern Bau und Gewebe, das nicht fast jedes Thier, jeder Baum, ja jede Blume

mit uns theilte; so man sich die Mühe nimmt, sie mit gleicher Sorgfalt zu zerlegen? Diese anatomischen Wachspräparate allein füllen eine Menge Zimmer, die immer hinter einander fortlaufen, und sie sind mit eben so vieler Ordnung, als Eleganz aufgestellt. Jeder Theil hat sein eignes Kästchen, oder Schränkchen aus feinem Holze, mit krystallenem Glase bedeckt, und ruht auf einem Kissen aus grünem Taffent mit silbernen Franschen. An einer Tafel hängt die Zeichnung mit kurzer Beschreibung über dem Präparate, welche meistens äußerst ähnlich sind; die Zeichnung kömmt an Größe dem Präparat völlig gleich, und seine einzelnen Theile, worauf es ankömmt, sind mit Linien bezeichnet und numerirt. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit dieser Fabrikate und die Genauigkeit und der Fleiß in ihrer Struktur, die ich freilich nur auf Glauben hinnehme, reißen zur Bewunderung hin. Wenn aber die einzelnen Theile, bis auf die kleinsten Muskeln, Nerven und Fäserchen schon so trefflich gearbeitet sind, so sind es vor allen die ganzen Körper, die man Statuen und Abgüße von schönen menschlichen Formen nennen kann, wie sie es zum Theil auch wirklich sind. Die Skelette freilich, die entkleideten und ausgeweideten Körper liegen außer dem Gebiete der schönen Kunst, und gehören im gewissen Sinn mit zu dem Widerlichen der Fleischbank, aber auch hier hat man den schönsten Bau

und die feſteſte und nervigſte Struktur gewählt, und man vergißt über dem wunderbaren Geflecht der Muskeln, Nerven und Adern und über der Schönheit der Arbeit, die hier ohne Ekel alles zeigt, was man unter dem anatomiſchen Meſſer nie ohne Ekel und Schauder ſieht, über dieſen vergißt man das Gerippe. Aber ſobald dieſe Gerippe mehr bekleidet ſind, d. h. ſobald ſie ſchon die Muſkeln zeigen, werden ſie ein Gegenſtand der ſchönen Kunſt, und ſtellen athletiſche und apolliſche Körper dar. Dieſe trefflichen Körper ſind in großer Menge durch die einzelnen Zimmer vertheilt, immer in andern Formen, Aufriſſen und Aufſchnitten. Vorzüglich reich iſt das Zimmer, das die Entſtehung, Bildung und Trennung des Menſchen im Mutterleibe und von Mutterleibe zeigt. Die Monſtra, die ſchweren und leichten Geburten, die natürlichen und unnatürlichen Lagen des Kindes, die mancherlei Manipulationen und Hülfen bey der Entbindung, die gute, oder ſchlimme Struktur des Beckens, endlich die gefährlichen Operationen des Kaiſerſchnitts, alles ſieht man hier beiſammen. Die Verfertigung und Fabrikation dieſer Kunſtwerke iſt eben ſo mühſam, als koſtbar, und überſteigt weit die Kenntniſſe und Kräfte, wie das Vermögen, eines Einzigen. Viele Kenntniſſe und Künſte müſſen zuſammen wirken, viele Hinderniſſe und Schwierigkeiten durch vereinte Kräfte beſiegt werden, um ſo was Großes

und Außerordentliches zu Stande zu bringen. Bildhauer und Mahler, Formſchneider, Zeichner und Anatom müſſen ſich verbinden, um etwas Vollkommnes zu Stande zu bringen. Ein jeder begreift leicht, wie viele Proben man machen, wie viele Schwierigkeiten beſiegen, wie viele mechaniſche Kunſt- und Handgriffe man erſt lernen, und durch verwerfen und verbeſſern zu dem Grade der Kunſt ſteigen mußte, wohin man dieſe ſchöne Erfindung jetzt gebracht hat. Meiſt wird alles in Formen gegoſſen, und Farbe und Wachs werden ſogleich gehörig gemiſcht; aber freilich bey den feinen Fäſerchen, Adern und Nerven läßt ſich dies nicht erreichen, und ſie bedürfen häufig der Nachhülfe und Nacharbeit.

Schon die Alten haben in Marmor und Bronze anatomiſche Figuren gebildet. Unter den Italiänern hat Francavilla aus Holz und Pergament ſchichtenweiſe anatomiſche Präparate geformt, die man aus einander nehmen und zuſammen ſetzen konnte. Der jetzige Hauptmeiſter dieſer herrlichen Erfindung iſt Suſini, der natürlich eine Menge Helfer haben muß und ſich ſeine Schüler bildet, die unter ihm arbeiten. Zumlo, ein Sicilianer, war der erſte, der für die Anatomie Figuren aus Wachs arbeitete. Man ſieht hier mehrere Proben von ihm, die zeigen, daß er es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatte. Unter andern ein

ſogenannter ſcorciato (Geſchundener) ein Gegenſtück zu dem aus Bronze, den man unter den neuen Bronzen in der Gallerie ſieht, und ein trefflicher Torſo, worin die Farbe des Marmors ſo täuſchend nachgeahmt, und die Muſkeln und Umriſſe des Körpers ſo richtig gearbeitet ſind, daß man ihn auf den erſten Blick für wahren Marmor und für eine wirkliche Antike halten ſollte. Aber die Bewunderung des Arztes ſind zwei kleine Stücke von ihm, die in Schränken aufbewahrt werden. Unſer Arzt, der uns zu dieſen Heiligthümern führte, — denn zu dieſen hat er einen Schlüſſel — gerieth bey ihrem Vorzeigen in eine anatomiſche Begeiſterung, indem er einmal über das andre ausrief: o che bello lavoro! che divina fattura! Mir hingegen und den andern Zuſchauern erregten dieſe Gruppen eben wegen ihrer trefflichen Arbeit und Natürlichkeit Widerwillen und Ekel. Die erſte Gruppe ſtellte nemlich in einer Menge kleiner Körper die verſchiedenen Zeiten und Grade der Verweſung bis auf die abgefaulten Gerippe mit aller Natürlichkeit der Farben und des Gegenſtandes, und die zweite, an Gräueln der Verwüſtung noch reichere, Scenen der Peſt am Lebendigen und Todten vor. Der zweite in dieſer Kunſt war Lelli in Bologna, von dem ich dort manches geſehen habe, und die dritten ſind die Florentiner, auch die von Pavia zum Theil, welche die Sache noch weiter getrieben haben, als

jene erſten. Die meiſten Präparate ſind hier unter Leopold entſtanden, und gröſtentheils unter Sylvius Händen und durch ſeine Anordnung.

Auſſer dieſen Wachspräparaten verwahrt man in mehrern Schränken noch andre fleiſcherne und hölzerne. Vorzüglich reich aber ſind dieſe Schränke an Embryonen von verſchiedenen Alters und an Monſtris, oder vielmehr machen dieſe das einzige aus; den die übrigen Präparate ſind ſo unbeträchtlich und unvollkommen, und ſcheinen ſo verſchimmelt und verfault, daß ſie kaum noch der Erwähnung werth ſind.

Auf dieſe Sammlung, die viele Zimmer einnimmt, folgt zunächſt ein langer Gang zu beiden Seiten mit Schränken. An der einen Seite ſind gefiederte, an der andern ſchuppigte und floſſigte Raritäten. Unter den Vögeln ſind manche hübſche Sachen und viele Amerikaner, beſonders aber eine feine Sammlung aller einheimiſchen Land- und Seevögel, die einem Fremden ſehr intereſſant iſt. Von manchen Gattungen, fremden und einheimiſchen, findet man auch die Neſter und Eier, ja ſogar die Jungen. Doch im Ganzen iſt die Sammlung nicht reich. Die der Fiſche vollends iſt äuſerſt ärmlich und ſticht gegen die Vollſtändigkeit der übrigen Gattungen erſtaunlich ab. Man ſieht faſt nichts, als die einheimiſchen, und dieſe zehn- und zwanzigmal in Dubletten, um die Schränke zu füllen.

Reicher sind die nächsten Zimmer, wo man Schlangen, Amphibien und eine Menge Land- und Seegewürm sieht, nebst allerlei Seltenheiten, Naturspielen, Misgeburten, Embryonen von allerlei Thieren und Thierchen, alles dieses in schönen Schränken und Kästen und Gläsern mit dem königlichen Aufwand, den man hier zu finden gewohnt ist. Von manchen Dingen findet man die Zeichnungen nebst Skeletten und anatomischen Präparaten. Oben sind die Schränke amphitheatralisch mit Naturprodukten geschmückt, die zu dem Inhalt derselben passen, und andre rohe Produkte, Gemählde, Gefäße, Waffen und Zierrathen, aus ähnlichen Gegenständen gearbeitet, stehen und hängen in den verschiedenen Zimmern an den Wänden umher.

Nun folgen Insekten, Käfer und Schmetterlinge, und diese Sammlung ist vorzüglich reich und alles lichtvoll und geschmackvoll geordnet. Hier sieht man auch die seltensten Asiater und Amerikaner. Man hat von vielen Schmetterlingen zugleich die Raupen im Zustande der Schwangerschaft, oder gleich nach der Entbindung von den schönen Sommervögeln beigefügt; weil diese sich aber nicht gut erhalten, so hat man auch hier sie in Wachs nachgeformt, und sieht viele herrliche Exemplare in dieser Art. — Auch die Anatomie der Schnecken hat man in Wachs durchgeführt und andre Merkwürdigkeiten.

Die Konchyliensammlung läßt bey weitem alles hinter ſich, was ich dergleichen an andern Orten geſehen habe. Nicht blos die rohen und ſchon ſo bewundernswürdigen Gegenſtände dieſer Gattung bewundert man hier, ſondern die ſchönſten Gefäſſe und Kunſtarbeiten aus dieſen Naturprodukten, die das ſatte Auge unwillkührlich an ſich ziehen, wenn es endlich, von ſo vielen prächtigen Gebilden geblendet, unſtät umherirrt.

Die nächſten zwei Zimmer nehmen Blumen und Pflanzen ein, freilich nur eine kleine Zahl zur Probe. Man kann ja auch von hier gleich einen Abſprung in den botaniſchen Garten machen. Dieſe Blumen liegen getrocknet in großen Herbarien mit andern Kräutern mit der Beſchreibung in vielen Schubladen, nach ihren Klaſſen und Geſchlechtern geordnet. Aber man hat zum Theil die ſchönſten, und beſonders auch die, welche wegen der Saftigkeit ihrer Blüthen und Blätter ſich nicht gut austrocknen laſſen, in herrlichen Abgüſſen und Formen aus Wachs nachgeahmt, mit aller Friſche und Zartheit der Farben und ſo vieler Natürlichkeit, daß man ſich dabei vergeſſen kann. Dieſer kleine Verſuch zeigt, wie weit dieſe Kunſt gehen kann; auch Früchte findet man hier nachgemacht, andre ſind eben ſo täuſchend gemahlt. Hier findet man auch an einer Seite faſt alle Wurzeln, Samen und Holzarten, die officinell ſind.

Von hier geht man in ein Zimmer, wo nicht allein alle toskanische Holzarten mit ihren Blüthen und Samen und Wurzeln, sondern auch viel andres Gesäme und Blüthe von Bäumen und Pflanzen aufbewahrt werden, jedes in seinem eignen Glaskäpselchen mit einer kurzen Inschrift.

Endlich in den letzten 8 Zimmern folgen die Steine und Mineralien, und alles was im weitesten Sinn hieher gehört, mit einer seltnen Pracht und Vollständigkeit gesammelt und aufgestellt. Die Wiener Sammlung in diesem Fache möchte wohl eben so reich seyn. Aus allen Theilen der Welt sieht man hier Produkte der Natur und Kunst gehäuft, selbst aus den Muggendorfer Höhlen, aus Rügen, Stralsund, Rostock habe ich hier Exemplare gesehen. Aber man sieht nicht blos rohe Massen und Steine, sondern fast aus allem, was die Kunst bearbeiten kann, findet man schöne Sachen geformt, Gefäße, Tassen, Statuen, Obelisken, Dosen, Zierden und Schmuck, wie sie die Laune und der Geschmack in den verschiedensten Ländern erdacht und gewollt hat, ohne die vielen Edelsteine und Diamanten zu zählen, die mannigfaltig verarbeitet und geformt, jede in ihrem Geschlechte aufgestellt sind. Als ein Anhängsel dieser Sachen kann man die schönen und seltnen Naturspiele, die Dendriten, Zoolithen, Petrefakte und andre

Siebensächelchen ansehen, die über unsre Erde und über uns selbst uns soviel zu denken geben.

Aus diesem Stock in den zweiten hinabsteigend, findet man auf der Treppe ein Paar schöne Büsten des Galilei und Vespucci, dem man es nach Jahrhunderten kaum verzeihen kann, Kolons neuer Welt seinen Namen durch ein Ungefähr gegeben zu haben. Hier ist zunächst das sogenannte physikalische Kabinet, wornach man oft das ganze Museum benennt, in welchen Kunstsachen, Modelle, Instrumente und Apparate aufbewahrt werden. Gleich daneben sind noch zwei Zimmer mit seltnen Thieren aller Welttheile und Elemente. Unter diesen sind ein Paar gewaltige Elephanten, ein Nilpferd und einige Krokodille. Ein Menge Waffen, Zähne, Schlangen, Häute machen die Verzierungen der Wände.

Dieses Museum hat auch einen eignen botanischen Garten, der hinten daran stößt und durch ein Pförtchen in den Garten Boboli führt, und für dessen Gewächse selbst im Museum mehrere Säle dienen. Er hat drei Terrassen, seitwärts sind zwei Flügel, die zum Treibhause dienen. Dieser sehr kleine Garten hat über 4000 Arten Pflanzen. Ausser ihm ist indessen noch ein andrer größerer Garten in der Stadt.

Künſtlerſchule.

Dieſes Inſtitut rührt von Leopold her, der das Gebäude und die Fonds dazu herbei geſchafft hat. Könnte der alte Geiſt auch ſo gerufen werden, ſo wäre es ſchön; aber die Italiäner haben den allein Stolz auf das Genie und auf die Kunſt verloren. Man beſchreibt nicht mehr die Wände, zeigt nicht mehr die Stube, wo ein Galilei, Michelagnolo, oder Veſpucci gewohnt, oder gar nur zuerſt das Licht erblickt hat. Von dieſer Anſtalt gilt natürlich auch, was ich oben von der Mahlerakademie von Bologna geſagt habe. Dieſes Gebäude der Zeichen- und Mahlerſchule iſt am Sankt Markusplatze mit der Aufſchrift: Liberalium artium Incremento. Petrus Leopoldus. In mehrern Zimmern findet man die Abtheilungen dieſer nützlichen Anſtalt, die unter Leopold ihre Einrichtung erhielt. Freilich bedarf es vieler zuſammentreffender Umſtände und eines Geiſtes, der ſich nicht leicht durch irgend eine Manipulation ſchaffen läßt, wenn er nicht in der ganzen Zeit lebt, aber doch ſind ſolche Anſtalten immer nützlich, ſie erhalten doch vieles, was bey dem Mangel dieſes Geiſtes ohne Unterſtützung ganz verloren gehen würde; und der Regent verdient immer den Dank ſeiner Zeitgenoſſen, der wenigſtens das Seine thut, den Geiſt, der einmal eingeſchlafen iſt, wieder zu erwecken. Die Büſte dieſes guten Fürſten Toſkanas ſteht über der

Thüre. Man geht in ein Chioſtro ein, welches unter ſeinen Portiken die Abgüſſe und Nachbildungen verſchiedener berühmter Gruppen zeigt, die man unter der niedlichen Loggia des großherzoglichen Platzes und an andern Stellen ſehet. Um dieſes Chioſtro laufen mehrere Zimmer her und ſind für die verſchiedenen Zweige der bildenden Künſte beſtimmt. Zuerſt rechter Hand iſt das für das Zeichnen, wo man die Arbeiten der Schüler zum Theil im Entſtehen und an den Wänden umher die Zeichnungen der Meiſter und Schüler meiſtens mit ihren Namen, und auch diejenigen ſieht, welche den Preis bey den Austheilungen der Prämien erhalten haben. Eben dieſes kann man von dem folgenden größern Zimmer für die Mahlerei ſagen, nur daß dieſe dem Dilettanten mehr Unterhaltung gewährt. Hier ſind in aller Gattung mehrere vortreffliche Gemählde alter Meiſter aufgehängt, und die vorzüglichen Stücke junger Künſtler und Schüler, wie die mit Preiſen bekrönten. Man ſieht hier verſchiedene ſchöne Stücke von jenem jungen Künſtler Benvenuti von Arezzo, der jetzt in Rom ſchon im Rufe eines Meiſters lebt. Er iſt auch der einzige jetztlebende toſkaniſche Künſtler von Bedeutung. Ich habe ein herrliches Stück, Cephalus und Prokris, von ihm in der Sammlung des Miniſters Manfredini geſehen, welches außerordentlich viel verſpricht, und welches Rafael Morghen

ſtei-

ſeines Grabſtichels gewürdigt hat. Außerdem iſt er durch ſein Gemählde vom Martertham des heiligen Donatus und durch eine Sybylla berühmt, welche wunderſchön ſeyn ſoll. In dem größten Zimmer, welches man als ein gemeinſchaftliches für alle Zweige anſehen kann, findet man zwei ſchöne Reihen der beſten Abgüſſe der berühmteſten Statuen und Gruppen, den Laokoon, den Apoll von Belvedere, den borgheſiſchen Fechter, den Torſo, den kapitoliſchen Amor und Pſyche und die Meiſterſtücke der florentiner Gallerie der alten und neuen Künſtler. Hier ſind auch für die Anatomie mehrere Formen und Knochen, Skelette in Marmor und Knochen, und alles geſammelt, wornach die Lehrer ihre Regeln erklären, und die Schüler ihren Kunſtſinn üben können.

Wie es mit dieſen Künſten iſt, ſo iſt es auch mit der Dichtkunſt. Dieſe Mutter der größten italiſchen Dichter iſt unfruchtbar geworden. Selbſt die Improviſatoren und Sonnetdichter ſind ſehr verſtummt, und man frägt überall nicht mehr ſo nach dem Schönen. Immer lebt die berühmte Improviſatrice Corilla noch, obgleich 70 Jahre alt; ob ſie aber noch ſingt, weiß ich nicht. Indeſſen bey der Armuth Italiens an großen Künſtlern haben die Florentiner doch noch immer den beſten und geiſtvollſten der lebenden Dichter, auch einen Aretiner,

den Pignotti *). Er hat manche witzige Episteln und einige hübsche Fabeln geschrieben, obgleich auch er sein Feuer nicht zusammen hält. Es kömmt in Pisa eine Sammlung Gedichte der jetzt lebenden Dichter heraus, von der bis jetzt 8 Bände heraus sind, unter dem Titel: Parnasso degli Italiani viventi. Die Herausgeber gestehen es, daß sie mit dem Besten angefangen haben, aber die ganze Sammlung hat wenig Gehalt, und wenn man die Fabeln des Abts Bartola ausnimmt und einige gute Sachen von Pignotti, so schwimmt das Uebrige leichter, als Kork, oben. Savjoli, Rossi, Pindemonte haben freilich manches ganz Hübsche, aber dafür klingeln sie einem auch wieder mit bloßen Worten die Ohren taub und meinen mit ihren Landsleuten, daß gemessene Reime auch Gedichte sind. In Rücksicht der Form indessen und der dichterischen Zeichnung sind sie strenger, als die meisten teutschen Dichter, die es lange nicht haben Wort haben wollen, daß sie viel vom wilden Asiatismus haben, wie ihnen die Franzosen nicht mit Unrecht vorzuwerfen pflegen.

*) Pignotti del Dottore Lorenzo. Favole e Novelle. VII Edizione.

Ende des Ersten Theils.

Reiſen

durch einen Theil

Teutſchlands, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799

von

Ernſt Moriz Arndt.

Dritter Theil.

Leipzig 1801.
bey Heinrich Gräff.

Bruchſtücke

aus

einer Reiſe

durch einen Theil Italiens

im

Herbſt und Winter 1798 und 1799

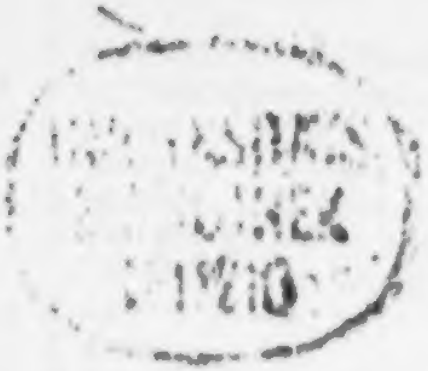
von

Ernſt Moritz Arndt.

Zweiter Theil.

Leipzig 1801.

bey Heinrich Gräff.



D 5.9.66

T2.9.66

HB 30.9.66

Wegen der Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte bittet man folgende Druckfehler zu berichtigen.

S. 8 Z. 22 für welchem l. welchen.
— 5 — 16 f. anzuhängen l. umzuhängen.
— 6 — 20 f. mehr l. mehrere.
— 8 — 7 f. den l. dem.
— 10 — 22 f. den l. dem.
— 12 — 23 f. in l. im.
— 17 — 14 f. ſo ſehr l. ſo ſelten.
— 21 — 18 f. am l. an.
— 24 — 28 f. garbarezze l. garbarezze.
— 28 — 11 f. pflegt l. plagt.
— 32 — 28 f. Ponten l. Poeten.
— 41 — 24 f. erſparen l. anſpannen.
— 43 — 27 f. von den l. von dem.
— 44 — 6 f. weis l. weiß.
— 48 — 4 f. Klöpper l. Klepper.
— — — 19 f. als den uns l. als die den uns.
— 50 — 7 f. ein Leben l. im Leben.
— 53 — 1 f. Dämmerlichen, l. Dämmerlichter.
— 61 — 22 f. Zolſtaffſchen, l. Zalſtaffſchen.
— 68 — 4 f. einig, l. innig.
— 76 — 22 f. Groſſe, l. Genoſſe.
— — — 26 f. Pritſchpelze, l. Pritſchholze.
— 80 — 27 f. tönende, l. tönenden.
— 81 — 11 f. Eſelin, l. Eſelein.
— 90 — 10 f. mürriſch, l. närriſch.
— 94 — 24 f. Bärenpels, l. Bärenpelz.
— 202 — 1 f. Eſelinen, l. Eſelein.
— 212 — 1 f. taumelt, l. tummelt.
— 217 — 17 f. Tentoretto, l. Stentoretto.
— 220 — 20 f. Volksſank, l. Volksſchwank.
— 225 — 4 f. Werthes, l. Wirthes.
— 236 — 22 f. ausgeſchneidelten, l. ausgeſchneiteiten.
— 239 — 3 f. Schneidelung, l. Schneitelung.
— 240 — 25 f. der Flachs, l. den Flachs.
— 245 — 27 f. kaufte, l. kämpfte.
— 251 — 25 f. Gelbes, l. Getränkes.

S. 152 Z. 11 f. kosen, l. tosen.
— 160 — 27 f. Steine, l. Steinen.
— 180 — 27 f. für, l. far.
— 181 — 19 f. Landesstädten, l. Landstädten.
— 184 — 8 f. die Insel Porto Ferrajo, l. Porto Ferrajo.
— 184 — 28 f. Sausen, l. Sumsen.
— 193 — 26 f. Stiegen, l. Steigen.
— 195 — 13 f. Wunden, l. Munden.
— 207 — 12 f. was bloß in Pisa zu wohnen hat, l. was in Pisa bloß zu wohnen hat.
— 218 — 18 f. cuvre, l. cuore.
— 230 — 27 f. einige, l. ewige.
— 241 — 17 f. in dem Südwesten, l. in den Südwesten.
— 242 — 5 f. Ripa Pratta, l. Ripa Fratta.
— — — 20 f. jehem, l. jähem.
— 247 — 10 f. Via Reggia, l. Via Reggia.
— 254 — 25 f. Fuhre, l. Fähre.
— 263 — 28 f. Mertella, l. Mortella.
— 266 — 11 f. oben, l. eben.
— 279 — 16 f. schwindig, l. schneidig.
— 287 — 6 f. Anges, l. Angelo.
— 303 — 21 f. war, l. ward.
— 306 — 4 f. Flüche der Tyrannen, l. Flüche auf die Tyrannen.
— 307 — 11 f. Pette, l. Panse.
— 309 — 23 f. sont les paons, l. sont les paons.
— 319 — 21 f. wilden, l. milden.
— 323 — 17 f. stehn, l. stehe.
— 335 — 18 f. des äussere, l. das äussere.
— 336 — 3 f. und dem, l. und den.

Florenz.

Die Stadt.

Zu dem, was ich nun ſehr weitläuftig und langweilig aufzählen könnte, findet der Leſer in dem Vorhergehenden und Nachfolgenden die Belege mehr oder weniger, manche Winke wenigſtens, und bei vielen Dingen iſt ſo ein Wink beſſer, als eine lange Beſchreibung. Was ließe ſich hier von gelehrten Anſtalten und Akademien, die geweſen ſind und zum Theil noch ſind, was alles von den groſſen Bibliotheken und ihren Codices ſagen, und von ſo vielen andern lebendigen und todten Dingen, die in einer Stadt wie Florenz ſich finden! Ich habe ſchon vieles von der Stadt geſagt, hier meine ich unter Stadt die ganze Verſammlung von Häuſern, Gaſſen und Kirchen und was zunächſt dabei vorgeht; und auch davon ſoll ſparſam geredet werden.

Florenz hat, wenn man mäßig rechnet, 3½ Stunden im Umfang und bildet wohl meiſtens einen Zirkel. Als die Stadt an 150000 Menſchen hatte,

mochte es in dieſem Raum ein feines Gewimmel ſeyn; jetzt iſt es ein ganz andres. Die Florentiner geben ihr nah an 80000 Menſchen, mir aber ſcheint es um ein 10000 zu viel. Auch ſie iſt durch die großen Handelsrevolutionen und durch den Verluſt ihrer Freiheit im 15ten Jahrhundert ſehr heruntergekommen. Feſt iſt ſie nur geweſen, als man noch nicht belagern konnte, jetzt hat ſie zwei Forts, eins im Oſten und das andre im Südweſten an der Mauer. Ich weiß nicht, wozu ſie dienen. Eine der ſchönſten Städte iſt ſie ſicher, und wenige können an herrlichen Gebäuden, Kirchen, Palläſten ꝛc. ihr was gleich ſtellen. Ihre ſchönſte Gegend iſt, was zwiſchen dem Sankt Markusplatz, dem der Kirche Maria Novella und dem Pallaſt Pitti in der Mitte der Stadt zunächſt nach dem Arno hinliegt. Ihre Häuſer ſind durchgängig gut gebaut und auch von außen nicht ſo unzierlich, als in manchen andern Gegenden Italiens. Ueber drei, vier Stock gehen äußerſt wenige hinaus. Die Gaſſen ſind ſchön mit breiten Sandſteinen gepflaſtert, auf welchem man wie auf Dielen geht, und ſie könnten ihren Unrath leicht dem Arno zuſpülen laſſen, wenn der fleißige Landmann ihnen derſelben nicht ſchon vor der Thüre wegfegte. Das meiſte Gewühl iſt von dem alten Markt (wo die Fleiſchbänke, Höker, Fratſchler und Fruchthändler am meiſten verſammelt ſind) zum Platz des Großher-

zogs, dem Arno und längst dem Arno bis zur Porta del Prado hin. Die nordweſtliche Gegend der Stadt nach der Porta san Gallo hin bis zur Feſtung im Weſten der Stadt iſt die ſtillſte und einſamſte, dort ſieht man große Gärten innerhalb der Mauern der Stadt, dieſe aber finden ſich auch im jenſeitigen Theile der Stadt bei der Porta Romana und öſtlich vom Garten Boboli. Der Arno iſt im Sommer ein ſeichter, oft faſt trockner Fluß, aber im Winter und zur Regenzeit iſt er verheerend und reißend nach Art der Bergſtröme. Er giebt der Stadt viele Zierden durch ſeine vier Brücken und die ſchönen Gaſſen von Häuſern welche längſt ſeinen Ufern hinlaufen. Dieſe Ufer, vorzüglich das dieſſeitige von der alten Brücke bis zur Dreifaltigkeitsbrücke, dienen den Einwohnern zu einer feinen Promenade, wo es immer warm und niedlich iſt, ſobald die Sonne nur ſcheint. Wie viele arme Emigranten würden dieſen Winter hier erfrieren, wenn ſie ſich nicht am Arno ſonnen könnten, wo ihnen die Sonnenſtrahlen von den hohen Häuſern und Palläſten zurück geworfen werden. Die Ufer ſind ſchön mit Quadern eingefaßt und mit Sponden umgeben, die den Trödlern zum Auslegen ihrer Waaren und den loſen Leuten dienen, ſich ſpionirend daran zu lehnen, und zu erwarten, ob nicht etwas köderbares ankomme.

Man mache ſich aber um des Himmels willen,

nach allem dem Schönen, was ich beſchrieben habe, keine zu reizende Idee von Florenz. Der Italiäner ſagt im Sprichworte: Jede Erbſe hat ihr Auge und jedes Haus ſeinen Abtritt. Auch in dieſer Stadt, die ſo ſchöne Plätze, Gaſſen und Paläſte hat, ſind enge, finſtre und ſchmutzige Gaſſen, ſind elende räuchrige Häuſer, wo man nicht einmal Glaßfenſter, ſondern blaſſes zuſammengeklebtes und mit Oel getränktes Papier dafür ſieht. Es ſind Quartiere, wie um den alten Markt, wo man mit ſeiner Naſe bei aller Uebung nicht zu bleiben weiß. Denn hier, wo es nicht Sitte iſt, für Monate und halbe Jahre einzukaufen, ſondern wo alles friſch vom Markte gehohlt wird, hier muß immer eine ungeheure Menge eßbarer Dinge zuſammengeſchleppt werden, und zum Unglück iſt die Gegend, wo man damit ausſteht, äußerſt enge. An dieſe ſchmutzigen Unlieblichkeiten der Stadt ſtößt das Judenquartier (il ghetto), wohin man die armen Hebräer verbannt hat, obgleich ſie hier lange nicht ſo verächtlich, als in andern Städten Italiens behandelt werden. Dieſe armen Teufel, die einmal den Schmutz lieben, haben in Italien doppelten Beruf dazu, wo man ſich der Reinlichkeit ſo wenig befleißigt. Hier heißt es recht, man kann einen Juden ſchon riechen. Wenn einer ſtirbt, ſo wird er gewöhnlich mit Wache zur Erde begleitet, weil der Pöbel ſonſt das arme Gefolge ſo ſehr en-

tert. Als der König von Sardinien mit ſeinem Hofſtaat hier einzog, um einige Monate zu Villa Imperiale im Exil zu leben, begegnete er auf der Dreifaltigkeitsbrücke einem jüdiſchen Leichenzuge und mußte halten. Da lief das Volk, das nicht wußte warum, zuſammen, und ſchrie endlich: oimé! portano via un Ebreo ed un Re.

Wie das Aeußere der ſchönſten Gebäude in Florenz weit ungeſchmückter und einfacher iſt, als bei uns die kleinſten, ſo iſt es gleichfalls das Innere. Man ſieht wenige Möbeln, und ſelbſt in den herrlichſten Palläſten ſind oft nur wenige Zimmer austapeziert und möblirt. Das nördliche Klima erfordert für den Körper und für die Bequemlichkeit deſſelben weit mehr, als das ſüdliche, und ſo wie man gewohnt wird, dem Lebendigen mehr anzuhängen und es fleißiger zu zieren, weil dieſe Verzierung öfter in Unordnung gebracht wird, ſo trägt man es auch auf das Todte über. Der Italiäner erkennt und will das Schöne und Anmuthige durch die Gewohnheit ſeines Himmels und die Natur ſeines Gemüthes, er bleibt alſo mehr bei dem Rechten ſtehen, weil er aus Gefühl handelt. Zu dem Nordländer kömmt dies alles mehr durch Räſonnement und durch Beiſpiel deſſen, was er bei andern geſehen, und man weiß, daß das Räſonnement ein blinder ſtolpernder Gaul gegen das ſicher tretende Gefühl iſt. Daher erklärt es ſich, warum

in Hamburg und Petersburg der Geſchmack am Schönen leicht mit dem ſüdlichern Extrem, mit Bagdad und Iſpahan zuſammenfallen kann. Der Geſchmack aus Räſonnement wird leicht das Einzelne ſehen, während ihm die Seele des Ganzen entflieht, der natürliche (oder zur Natur gewordne) wird über dem Ganzen leicht einzelne Mängel überſehen. Der Italiäner ſieht nur den Herkules oder Apoll, der den Vorhof oder die Treppe eines Palaſtes verziert, der Teutſche und Pohle ſieht nur den Schmutz, womit ſein Stand und ſein Fußgeſtell bedeckt ſind. Dies will er erſt wegräumen und ſich ſo zum Anſchauen des Schönen fertig machen, der andre iſt immer fertig dazu. Dieſer äußere Schmutz, der in Italien zuweilen ſelbſt bis in das Innere eindringt, iſt noch eine Folge des Klima, ſo wie manche Erſcheinungen des italiäniſchen Charakters, die wir gradehin Unverſchämtheit nennen; ſie ſind Kinder des Klima und alſo der Gewohnheit. Es ließen ſich überall mehr Rubriken aus dem Regiſter der Tugenden ausſtreichen, wenn man mehr phyſiſch (klimatiſch) und nicht immer moraliſch richten wollte. Auch hier in Florenz iſt die Reinlichkeit und Sauberkeit nicht, welche man bei uns ſo ſehr liebt, doch ſoll es in Rom und Napoli viel ärger ſeyn; es iſt ſchon in Venedig. Unſre Städte und Häuſer können auch aus dem Grunde ſaubrer ſeyn, weil unſer Klima uns zwingt, mehr

die Stuben zu hüten, und unſer Wohlbehagen, dieſe Stuben nicht voll Schmutz und Geſtank ſeyn zu laſſen. Hier iſt dies ganz anders. Selbſt der Große und Reiche, oft ein gebohrner Müßiggänger, iſt wenig zwiſchen den vier Wänden und bewohnt ſein Haus etwa 8 bis 10 Stunden, ſoviel er zum Schlafen und Eſſen bedarf. Der erwerbende Mittelſtand vollends und die niedere Klaſſe haben ihr Leben und Weſen mehr auf der Straße als drinnen. Alles was irgend im Freien arbeiten kann, ſetzt ſich vor ſeiner Thüre auf die Gaſſe, oder geht auch zu einem heitern Platze unter eine Loggie und Arkade, in einen Vorhof und treibt dort ſein Handwerk, und mit der ſinkenden Sonne ſucht es ſeine Freuden und ſeinen Schlaf und findet ſie leicht. So iſt es mit den kleinen Krämern und Kaufleuten; auch ſie ſtehen Sommer und Winter unter bedeckten Gewölben im Freien, und haben höchſtens ein einziges Zimmer, oft nur ein Kriechloch, wohinein ſie ihr ganzes Waarenlager und ihre eigne Perſon packen.

Hier ein Wörtchen von den Kaffehäuſern und Gaſthäuſern in Florenz, welches mehr oder weniger für Italien gelten mag.

Der Kaffehäuſer giebt es wohl in keinem Lande mehr, als in Italien, und ſie ſind ein Bedürfniß eines Volkes, das eben nicht geſchwätzig iſt, aber gern oft ſeine Stelle verändert, nicht viel auf ein-

mal, aber gern wenig zu vielen Malen naſcht. In ihnen herrſcht der Geiſt der horaziſchen Römer, die auch nicht ganz mehr die alten tapfern Kamillen und ſtrengen Katonen waren. Ja ſelbſt die Barbierſtuben, die Hökerladen ſitzen häufig voll Menſchen, die nicht zu einem ſtundenlangen teutſchen Geſpräch, ſondern zu den Geſchwätz einiger Minuten ſich hinſetzen und dann weiter gehen. Dieſe Kaffehäuſer richten ſich nun nach den lebhafteſten Gegenden der Stadt. Die eleganteſten ſind am Dom, am großherzoglichen Platze und jenſeits am Ponte vecchio. Dort ſind niedliche hölzerne, auch wohl marmorne Tiſche hingeſtellt, die immer ſauber erhalten werden, und auf welchen die beſten Zeitungsblätter liegen, die Markeurs ſelbſt ſind nett gekleidet und geben was man verlangt in eben ſo nettem Porcellan. Wenn man auch mal kömmt und geht, ohne etwas anzurühren, ſo ſehen ſie darum nicht ſcheel. Es ſind ja die Konverſazionen des Mittelſtandes, und ein jeder muß alſo ſeine Freiheit haben. Dieſe hält ſich indeſſen immer in den Gränzen der Decenz, und nicht einmal ein lautes Wort hört man, und ſo einmal ein teutſcher Baron oder ein engliſcher und ſchwediſcher Schiffer eintritt und ein halbes Dutzend Gläſer Punſch trinkt, oder ein halbes Dutzend Worte zu laut ſagt, ſo iſt das eine Erſcheinung die in Erſtaunen ſetzt. — Man hat in dieſen Kaffehäuſern alles zu ſehr billigem

Preiſe; eine Taſſe Kaffe eine Gracie, (5 Pfennig) eine große Taſſe 2 Gracien, ein Glaß Punſch, eine Porzion Gefrornes, eine Orzata, (ein liebliches Getränk aus Gerſte bereitet) ein großes Glaß Limonade eben ſo viel, und ſo das übrige nach Verhältniß. Von 7 Uhr Morgens bis 11 Uhr Nachts kann man in den beſſern auf Geſellſchaft rechnen. Die meiſten Familien nehmen des Morgens dort ihr Frühſtück ein, und es lohnt die Mühe, um die Zeit in den verſchiedenen beſuchteſten umzugehen, um die Weiber der Stadt zu beantlitzen. Des Abends iſt wieder die lebhafteſte Zeit um den Anfang und das Ende der Schauſpiele. Die vornehmſten halten nur vor den Thüren ſtill und laſſen ſich von der Dienerſchaft etwas bringen, oder, wenn ſie eintreten, nehmen ſie es ſchnell im Stehen ein und fahren weiter. Jeder Schuhputzer, jeder Arbeitsmann faſt würde ſich doch ſehr unglücklich glauben, wenn er nicht in ſo einem Loche des letzten Ranges ſitzen, ein Wörtchen plaudern und für eine Gracie wie die Eminenzen und Principi leben könnte.

Die Gaſthäuſer und die Wirthe ſind in Italien durchgängig bei den Fremden übel berüchtigt, und ich meine doch, daß es in Italien nicht ärger iſt, als in jedem kultivirten und viel durchreiſten Lande. Kann der Fremde in Naumburg und Meißen in einem guten Gaſthauſe zu Mittage ſeine 16

und 24 Groſchen verzehren, ohne daß er weiß wofür, wie ſollte er es nicht in Florenz und Genua auch können? Bei den meiſten Reiſenden rühren die Klagen ſicher aus Unkunde der Sitten und des Gebrauchs und des italiſchen Charakters, der von den meiſten Nordländern nicht ehrlich genommen wird. Dieſe, beſonders wann ſie Geld haben, ſetzen was darin, nicht bloß von rechtlichen Leuten, ſondern von jedem Sackträger und Lakai geprieſen und ausgeſchröpft zu werden, und die wenigſten haben die Stärke und das Entſagen, auf ſich ſelbſt zu ruhen. So laſſen ſie ſich auftragen und bedienen aufs Aeußerſte und klagen endlich, wenn ſie das Doppelte und Dreifache bezahlen müſſen. Weil dieſes die Reichern thun von Engländern, Teutſchen und Schweden, ſo meint der Italiäner, es müſſe einmal ſo ſeyn, und wenn er 6 Gerichte, die beſten Deſerts und Weine giebt, ſollte er da nicht zwei Reichsthaler fordern können, wo er ſonſt einen halben nimmt? Wir ſind ſolche gute Seelen, daß wir gutwillig und ſtolz hingeben und hinterherher ſchimpfen; bei den Franzoſen wird es der Italiäner ſchon nicht leicht ſo machen, der ſetzt keine Ehre in ſolcher Großmuth. Der Wolf zerreißt den, der ſich zum Schaafe macht, ſagt ein italiſches Sprichwort, und, wenn man ehrlich ſeyn will: es iſt hier kein Kampf der Großmuth und der Niederträchtigkeit, ſondern der Stärke und der

Schwäche. Wer wie ein Italiäner behandelt ſeyn will, lebe auch ſo. Ich habe für einen halben Reichsthaler, oder ſechszehn Groſchen die Mahlzeit immer gut leben können, aber man muß es dann vorher ſagen, daß man mit guten Hausgerichten und gutem Wein zufrieden iſt, ſonſt tiſchen ſie einem auf und dienen, als ob man täglich Hunderte aus ſeiner Taſche ſchütteln könnte. Wenn jene Schreier doch bedächten, wie ſie in Hamburg und Berlin würden bezahlen müſſen, wenn ſie da auch ſo leben wollten. Da das Bedingen hier einmal allgemein iſt, warum ſollte man es nicht thun? Man macht aus, was man haben und geben ſoll, und der Kontrakt wird ehrlich gehalten. Man erhält drei gute Gerichter, gutes Nacheſſen, Wein, und bezahlt 12, 14 und 16 Groſchen. — Eine Plage indeſſen, der man durch keine Vorſicht entgehen kann, ſind die Wanzen, Mücken und Flöhe. Wenn man die erſtern Ungeheuer gleich nicht allenthalben findet, ſo ſind doch die beiden letzten immer da und fehlen höchſtens einen oder zwei Monate. Hier lernte ich zum erſten Mal Mücken und Flöhe fürchten, die, wie die italiäniſchen Wirthe giftigere Stachel haben, als die kältern nördlichen, die auch mit dem Herbſt vergehen.

Ich habe hier während meines Aufenthalts gewöhnlich an einer Table d'Hôte gegeſſen, und mich

wohl dabei befinden. Die Mittagszeit ist zwischen drei und vier Uhr, und man ist dann für den ganzen Tag, weil man des Abends gewöhnlich nur ein Gläschen Wein, Früchte und Gächelchen des Limonadiers genießt. Die Speisen sind auch hier derb und nahrhaft. Man hat schönes Rindfleisch Hühnerbraten fast alle Tage, und herrlichen Schinken, Mettwürste, Käse und Früchte; der florentiner Wein ist gut, und die Gesellschaft so eines Gastitisches frei und menschlich, und durch manchen Fremden interessant. Für drei Paoli oder 10 Groschen habe ich besser gegessen, als ich es in den bessern Städten von Norddeutschland würde haben thun können. Ich schimpfe also nicht auf italiänische Filzigkeit, sondern auf nordische Verzagtheit, die mit sich machen läßt was man will.

Ein Wort von Wissenschaften, Erwerb, Manufakturen ꝛc.

Florenz ist die erste und um die Wissenschaften verdienteste Stadt im Mittelalter in Italien gewesen, sie hat auch immer noch vor den übrigen Provinzen Italiens durch große Männer sich ausgezeichnet, freilich was sie in 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderte war, ist sie nicht geblieben. Andre Völker und Provinzen buhlten mit ihr um die Ehre des Lorbeers, und sie schlief auf ihren erworbenen Lorbeern ein. Das Zeitalter der Dante, Machiavelli, Michel Angelo, Galilei ist

verblüht, und kömmt ſoleicht nicht wieder, und alle Akademien und gelehrte Geſellſchaften, Univerſitäten und Bibliotheken rufen ſo eine Zeit nicht wieder zurück. Genies hat Florenz in dieſem Jahrhunderte nicht mehr gehabt. Sonſt geht dieſes Land, bei ſeinen Hülfsmitteln und ſeiner milden Regierung, mit den andern Provinzen Italiens ehrenvoll fort, ja es möchte ſich noch wohl vor ihnen auszeichnen; beſonders behauptet man dieſes von der Geiſtlichkeit, welcher Leopold einen freiern Geiſt zu geben ſuchte. Die platoniſche Akademie iſt lange untergegangen, die des Cimento von Galilei und ſeinen Schülern nun auch; indeſſen darf man das eben nicht beklagen, gewöhnlich ſpuken doch nur die großen Schatten der Stifter noch in ſolchen Anſtalten herum, und ſelten ſteht ein Genie darin auf, welches mit eignen Federn zu glänzen wagte. Noch ſind hier mehrere Geſellſchaften, z. B. die berühmte Akademia della Cruſca und eine zum Aufhelfen des Ackerbaus de' Georgofili, welche ihre Verſammlungen im alten Pallaſt hält. Die großen Dichterinnungen ſterben mit der Wuth der Reimer immer mehr aus, und weil es ſo leicht geworden iſt, in Italien Dichter zu ſeyn, hat die göttliche Kunſt es auch gelernt, fein unter andern Leuten an der Erde zu gehen. Man hatte doch eine Ahndung von ihr, als man ſelbſt ihre Schatten ehrte.

Was man von den Gewerben und Fabriken der Florentiner ſagen kann, klingt nicht viel beſſer. Dieſe Stadt, die einſt ihre Komtoire durch ganz Europa hatte, kann ſich nun nicht ſelbſt mehr mit dem verſorgen, was ſie ſonſt für Millionen ins Ausland ſchickte; und für die Reichern und Vornehmern arbeiten jetzt die Engländer, Holländer und Franzoſen. Nur das Alltägliche und Gewöhnliche, was bloß noch Handwerk heißen kann und für die geringere Klaſſe arbeitet; nur das liefert man hier noch. Dabei aber wird für den Reichthum des Landes und der Stadt wenig gewonnen.

Der Ackerbau iſt vorzüglich in Aufnahme, reicht aber doch für das Bedürfniß nicht hin. Wein und Oel wird mehr gebaut und ausgeführt. Die florentiner Weine ſind freilich nicht ſtark, aber ſehr lieblich von Geſchmack wenn ſie alt werden; und ſie gehören zu den geſündeſten von Italien. Das Oel giebt an manchen Stellen dem von Lucca an Güte und Wohlſchmack wenig nach, kann aber nicht in ſolcher Menge ausgeführt werden, weil das Land nach Verhältniß weniger baut. Die Früchte, woran vielleicht keine Provinz Italiens reicher iſt, müſſen den Mangel des Korns häufig erſetzen, die Ausfuhr davon iſt alſo auch nicht beträchtlich.

Die Seidenfabriken und der Seidenbau waren in Florenz, Piſa und Livorno vormals bei weitem wichtiger, als ſie es jetzt ſind. Man klagt allge-

mein, daß dieſer ſchöne Zweig der Induſtrie von Tage zu Tage abnimmt. Was hier gearbeitet wird, ſind meiſtens leichte Zeuge, Strümpfe, Tücher ꝛc.; aber die Arbeit iſt ſchlecht und kömmt der von Turin und andern Städten Piemonts und von Genua und Lyon nicht gleich, daher iſt der Abſatz gering. Mit der ſchlechtern Arbeit wird auch der Manufakturiſt ärmer, und ſo ſtieß es immer weiter bis auf die Seidenwürmer und Maulbeerbäume zurück. Lucca war für die Seidenarbeiten die erſte Stadt Italiens bis zum 14ten Jahrhunderte. Im Anfange jenes Jahrhunderts aber wanderten die meiſten Seidenarbeiter aus, in alle Städte Italiens und Europens, weil innere Unruhen alles in der Stadt auf einander ſetzten. Seit der Zeit blühten dieſe Manufakturen auch in Florenz durch viele Ankömmlinge, die ſich hier niederließen.

Was von der Seide geſagt iſt, gilt auch von der Wolle und ihren Manufakturen. Sie ſind ſo geſunken, daß ſie nur den Aermern und den Bauern alltägliche und grobe Tücher liefern, und es war eine Zeit, wo 50000 Menſchen allein in Florenz davon lebten, und ein Umſatz von 3 Millionen Reichsthalern gemacht ward. Die erſten, welche dieſe Manufakturen in Italien in Schwung brachten, war ein Zweig der Benediktiner, die Humiliaten, welche im Mailändiſchen mit ihren Fabriken anfingen, und von da ſich durch ganz Italien verbreiteten.

Um 1240 kamen sie auch nach Florenz, wo diese Manufaktur bald außerordentlich in Schwung kam, und im 14ten Jahrhunderte war Florenz die erste Manufakturstadt, und verarbeitete die spanische und englische Wolle, deren Fabrikate es nun mit ungeheurem Verlust aus England und Holland kommen läßt. Kosmus der Alte, um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, war der größte Kaufmann seiner Zeit in Europa. Man sehe, was Denina darüber sagt delle Revoluzioni d'Italia Tom. II. 555. und III. 152—60.

Im 15ten und 16ten Jahrhunderte, wo in dieser thätigen Stadt alles sich bewegte und aufrührte, waren auch die Gold- und Silberarbeiter durch ganz Europa berühmt und für die Stadt ein äußerst wichtiger Zweig. Man lese nur Cellinis Leben, von ihm selbst geschrieben, um sich davon zu überzeugen. Jetzt ist auch dieses sehr zur Alltäglichkeit gesunken und macht keinen Handelszweig mehr aus.

Unbedeutend ist der Gewinnst, den die Stadt mit den niedlichen Strohhüten macht, welche hier äußerst schön geflochten und durch ganz Italien geführt werden; und die Florentiner Würste, welche nach Frankreich, Südteutschland und durch ganz Italien unter dem Namen Mortadelle di Firenze gehen, machen doch für das Ganze nichts aus.

Es steht also fest, es giebt keine bedeutende

und

und wichtige Fabriken mehr in Florenz, und die theuerſten Artikel des Luxus kommen aus der Fremde. Woher das komme, das liegt wohl tiefer, als ich es hier und überhaupt unterſuchen könnte. Eines ſteht feſt, daß mit der Republik dieſes alles dahin war, aber die Republiken ſanken nur, als die übrigen Nationen Europens ſich bildeten und für Italien kein Guinea mehr waren. Mit den kleinen Fürſten, die nun allenthalben entſtanden, kamen neue Zölle, Acciſen und Auflagen, kamen Geſetze der Kontrebande und Konfiskation. Der gnädige Schuz, den man den Handel und der Induſtrie verſprach, konnte die mächtige Freiheit nicht erſezen. Warum iſt ein monarchiſcher Staat ſo ſehr ein handelnder? Das wäre eine Preisaufgabe, die kein Fürſt geben ſollte. Auch die Hofluft, der Adel der Geburt und des Hofes verſchmäht dann das Arbeiten und Thätigſeyn als kleinlich und unehrlich. Der kleine und Arme kann nichts, ſo der Reiche und Mächtige nicht mit eingreift.

Auch jezt noch ſind die Florentiner Arbeiter und Künſtler äußerſt fleißig und thätig, und arbeiten vom Morgen bis 8 Uhr Abends faſt in einem fort; aber doch ſind ſie ſo unglücklich, daß ſie nicht reich werden können. Alles muß ſehr ſtill und alltäglich neben einander hergehen, und eine Stadt die über 70000 Einwohner hat, iſt oft ſo ſtill, als ein Dorf, und doch leben hier jezt über 16000

Fremde, die freilich auch keine Reichthümer zu verzehren haben. Die meiſten ſind Emigrirte, Franzoſen und Italiäner, die aus allen Ecken Italiens hier zuſammengefloſſen ſind und ſich erſäufen können, wenn die Franzoſen auch dieſes Land einnehmen ſollten, denn die meiſten ſind vor ihnen geflohen oder von ihnen verjagt. Die Franzoſen hatten ſich beſchwert, daß eine Menge Korſen und Genueſer unter ihnen ſei, die von hier aus im Vaterlande Kabalen anzuſpinnen ſuchten; um dieſer alſo los zu werden, ward ein Bando ausgegeben, von welchem ich, da er mit allen Fremden auch mich betraf, doch ein Wort ſagen muß.

Il Bando des zehnten Decembers 1798.

Es erging ein öffentlicher Aufruf an alle Fremde, ſich binnen acht Tagen im alten Pallaſt vor den Kommandanten und einigen Kommiſſarien zu ſtellen, ihre Päſſe unterſuchen zu laſſen, von ihrem Aufenthalt Rede und Antwort zu geben und von ihren Geſchäften in Florenz. Die rein befunden würden, ſollten allenfalls eine Sicherheitskarte, die nicht rein, einen Laufpaß erhalten, mit der Warnung, durch Sbirren über die Gränze gebracht zu werden, im Fall ſie nicht gutwillig abreiſen wollten. Eine für mich äußerſt unwillkommne Nachricht; denn wo ſollte ich hin in dieſer Zeit neuer Kriege und Aufruhre, wo man nirgends die Frem-

den in Ruhe ſitzen ließ? Aber wie viel ſchlimmer lautete es für viele arme Vertriebene, die nicht einmal hatten, womit ſie die Reiſe machen konnten, und nicht wußten wohin, weil alles umher verbotenes Land war; dazu nehme man die ungewöhnliche Kälte, die hier kaum der Wohlhabende gelaſſen erträgt. Es waren dieſe Tage Scenen des menſchlichen Elends, aber zugleich des menſchlichen Lebens in ſeinen bunteſten Farben. Alles, was ſonſt das Licht ſcheute, mußte nun hervor und ſich den Augen und Worten der Umſtehenden und Drängenden Preis geben. Bettler, Sackpfeifer, Blinde und Lahme, Muſikanten, Zahndoktoren, Grafen, Markis, Biſchöfe und Aebte, Franzoſen und Engländer, Huren, alte Weiber und ſchöne Dirnen, alles unter einander; alles drängte und fluchte, ſtieß und ſchimpfte ſich vor Begier, ſein Schickſal zu hören und zu dem Teiche von Bethesda zugelaſſen zu werden. Manche ſcherzende Jugend und närriſche Alte gab es da, jeder in der Farbe ſeines Landes, Alters und Glücks, Sieger und Beſiegte, Demokraten und Ariſtokraten, die ſelbſt in Kokarden ihre Auszeichnung mitbrachten. Aber ſo arg das Gedränge war, ſo war es doch eine Freude zu ſehen, wie ſich nie die europäiſche Galanterie vergaß; die Schürzen, wie unſäuber und aus wie unſäubern Löchern ſie auch kommen mochten, hatten immer den Vortritt und freien Durch-

paß, wie die Bettler und Krüppel, die man gern aus der Gesellschaft wegschaffen wollte. Da riefen auch einige Spötter: Es ist das schönste Revier, Bettler oder Hure zu seyn, man passirt allenthalben frei! Unter den Männern hingegen war es ein ganz andres Gedränge. Ich selbst ging dreimal vergebens hin, obgleich mir die Zeit dort nicht lang ward, erst am vierten Tage bestach ich die Wache und ließ mich einführen, als habe ich recht was besondres zu bestellen; und glücklich bekam ich ohne Schwierigkeit, als ein Teutscher, meine Sicherheitskarte. Ueber zwei Drittel dieser Fremden und dieses Gesindels waren Emigrirte, zum Theil äußerst zerfallen und zerrissen, die vielleicht vor wenigen Jahren solchen vorsaßen, die jetzt über ihr Schicksal richteten. Es ist eine böse Zeit, wo nur zwei Partein in der Welt sind. Noch schwankt der Sieg hin und her, aber die Folgen sind schrecklich, die so viele Menschen elend und schlecht machten, welche einst in Ehre und Fülle, und was soll ich's nicht sagen, in Tugend und Glückseligkeit lebten. Man fühlt nur die Grausamkeit des Schicksals, wenn man so ihre Opfer versammelt sieht, und wehe dem, der nicht den Geist seiner Parthei dann vergessen kann! Die Zeit ist gewaltig, aber die Menschen sollen menschlich und barmherzig seyn. Wie viele wären gerne in ihrem Vaterlande geblieben, wenn nicht Schrecken und Gewalt, oder gar

Verbannung ſie daraus verjagt hätte? Die Prieſter will ich nicht nennen, ſie ſind und ſollen nur halbe Menſchen ſeyn, und haben keine Sorge, als ſich ſelbſt; aber wer mit Weib und Kindern floh, wer ein altes und edles Geſchlecht ſo plötzlich aus allem Glanz und Reichthum tief herabfallen ſieht; wer jetzt um das erſte Bedürfniß weint, und ſonſt vielleicht Hunderten zu geben pflegte, der ſollte auch wohl einem Barbaren Mitleid abnöthigen. Ich ſehe dieſe Opfer eigner und fremder Sünden nie ohne Mitleid, ſie mögen unter den beiden Portiken wandeln, oder ſich an ſonnigen Tagen mit hungrigen Eingeweiden längſt dem Arno, oder auf den Bänken des Gartens Boboli wärmen.

Die Menſchen.

Die Schriftſteller Toskanas und die Toskaner ſelbſt möchten ſich gern noch für die alten Hetruſker erklären und für die römiſchen Koloniſten, indem ſie behaupten, ſie hätten hinter ihren Bergen des Apennin ſich mit Oſtgothen, Longobarden und andern germaniſchen Barbaren ungemiſchter erhalten. Man kann ihnen den Ruhm gönnen, wenn ſie ihn haben wollen, ohne über das Eine und das Andre viel zu ſtreiten. Dies ſei wie es wolle, die Toskaner, wie ſie ſind, gehören unſtreitig zu den merkwürdigſten kleinen Völkerſchaften Italiens durch die ſeltnen Verdienſte, die ſie um die Künſte und Wiſſenſchaften und auf die Bildung

Italiens nicht allein, ſondern des ganzen Europa haben, und das iſt ihr erſter Ruhm. Ich will ſie nun beſchreiben, wie ſie im Aeußern erſcheinen, und ſo beiläufig einiges über ihre Sitten und ihr ganzes Weſen beifügen.

Wenn man die alten Römer und Hetrusker als eine kleine, aber untergeſetzte und quadratige Nation beſchreibt, ſo entſprechen dieſem die Florentiner und die Umwohnenden. Denn im Durchſchnitt ſind ſie mittlern Wuchſes und breit an Bruſt und Schultern, wenn ſie gehörig ausgefüttert ſind; doch ſchon die Menge der Blondlinge und Blauaugen unter ihnen, die zu Tacitus Zeit gewiß ſeltner waren unter dieſem Himmelsſtriche, ſprechen auch hier für die Vermiſchung. Die Männer ſind meiſt wohlgebaut, doch möchte man ſie oft zu breit und rund nennen, und zeichnen ſich an den muskulöſen Waden, aber auch am Knochenbau vor dem Nordländer aus; der untere Theil des Beines von der Wade zum Knöchel iſt faſt bei allen zu ſtark. Unter denen, die mehr für die äußere Figur gearbeitet haben, unter den Tänzern, Fechtern und ſelbſt den Patriciern, die dieſe Künſte jetzt beinahe allein noch von denen ihrer größern Ahnen treiben, ſieht man äußerſt ſchöne Körper, wie man bei uns ſelten für einen Bildhauer finden wird. Der ächte Schnitt der toskaniſchen Geſichter, wie man die meiſten ſieht, iſt dreieckigt und rund an Kinn

und Wangen, mit mittlern Augen, (ſelten findet man groſſe) die viel Leutſeligkeit, ſo wie die ganze Gebehrde des Geſichtes, ein wenig Spitzbüberei von der guten Art, und bei alle dem das Gepräge eines gewiſſen Ernſtes tragen. Auch die Weiber ſind nur klein und rundlich, ſelten ſchlank von Körper und es gilt von ihnen, was ich weiter unten von den Bäuerinnen ſagen werde. Im Durchſchnitt findet man in Florenz, ſelbſt unter dem Adel, wenig ſchöne Weiber. Ich habe ſie bei den Faſchingsluſtbarkeiten ziemlich beiſammen geſehen, wo alles ans Licht hervorkömmt, was irgend noch ſeine Füße brauchen kann. Wohl aber ſieht man viele kleine runde Körperchen, die Abends und Morgens mit gar freundlichen Augen lachen und vollends durch ihre Sprache die Herzen unwiderſtehlich ſtehlen; denn im Weibermunde klingt der liſpelnde und gurgelnde Dialekt der Florentiner gar ſüß. Die ſchön gewachſenen und ſchmeidigen ſind ſehr rar, und noch ungewöhnlicher iſt der römiſche und venetianiſche Fuß und das herrliche junoniſche Antlitz der Herrſchaft und Majeſtät. Und wenn einem ſtämmigen Mann auch eine ſtarke und knochenfeſte Baſis noch kleidet, ſo ſind einem die zu langen Füſie und dicken Beine doch immer widerlich.

Was übrigens die Gemüthsart der Florentiner angeht, da kömmt man meiſtens mit falſchen Begriffen nach Italien. Ich habe es hier faſt eben

ſo gefunden, wie an manchen Orten Teutſchlands, ja ich müßte lügen, wenn ich nicht behauptete, daß manche Teutſche, z. B. die Sachſen und Franken einen brauſendern Charakter zeigen; ich ſage nicht, haben. Man hat da immer ſo der alten Geſchichte Italiens und den Sprudelungen und Aufrühren der Menſchen und Städte aus den vorigen Jahrhunderten nachgeſchrieben, und die Gebrechen italiſcher Polizei, wie ſie ehedem war, und des Deſpotismus der fremden Nationen, der Spanier, Teutſchen und Franzoſen auf die Rechnung des italiſchen Charakters geſchrieben; man hat auch die Veränderung nicht bedacht, welche der wachſende und knickernde Deſpotismus über ganz Europa gebracht hat; oder man hat von einzelnen Ausſchweifungen und Ausbrüchen des Pöbels, der ohne Polizei ſich faſt in allen Ländern gleich iſt, nur zu oft auf die ganze Nation geſchloſſen. Ich finde hier einen Ernſt und eine Ehrenfeſtigkeit und beſonders eine Ungewandheit des Körpers, eine Langſamkeit im Gange und in der Haltung, die ſicher nicht ſprudelnd und heftig ſind. Dieſem entſpricht auch das äußere Betragen; ſo frei, ſo wie immer zu Hauſe auch der geſchmeidige Franzoſe bei aller Feinheit und Artigkeit iſt, ſo feierlich und ſteif erſcheint dagegen der Florentiner, und die Artigkeit und Urbanität, womit er einem bei jedem Schritte begegnet, die garbatezze, wie man es hier

nennt, wird einem wirklich oft zur Laſt. Aber doch muß ich ſie ein wenig rühmen. Sie iſt doch eine leidliche Sache für Jeden, wie vielmehr für den Fremden, und es iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen dem Gefühl, welches eine ſaure und finſtre Stirn, oder ein klares Auge und ein lächelnder Mund erregen, wenn uns gleich beide Menſchen dieſelben Dienſte leiſten. Die kleinen Gefälligkeiten, Zurechtweiſungen und Hülfen, die ein Fremder ſoviele braucht und die er mit nichts bezahlen kann, werden ihm hier mit außerordentlicher Leichtigkeit und Feinheit erwieſen.

Die Florentiner waren ſicher ganz andre Menſchen vor einigen Jahrhunderten. Man kann den Mediceern übrigens nichts zur Laſt legen, als daß ſie Fürſten waren. Der Menſch verliert alles mit der Freiheit. Sturm und Unruhe und ewiges Ringen der ſtreitenden Kräfte reinigen die Elemente und machen Himmel und Erde ſchön und fruchtbar; ſie ſind auch die groſſen Hebel der Menſchen, wie ſie in einer guten Verfaſſung gemäßigt ſind; ſie können ſie allein zu dem machen, was ſie ſeyn ſollen. Welche Betrachtungen könnte man anſtellen über die ſchöne Zeit der hetruriſchen und toskaniſchen Kunſt? Haben die Fürſten nicht alles für ſie gethan, was ſich für ſie thun ließ, und haben ſie ſie erhalten können? Auch dieſe lebt und blüht nur in dem friſchen Leben des Ganzen, und gedeiht

nicht als ein einzelner Sproß, so sehr sie auch gepflegt werde. Sollte man nicht eine bessere Zeit hoffen? sollte nicht Ordnung aus all der Verwirrung und Schönheit aus dem Gähren der Elemente hervorgehen? Die Fürsten müssen wieder Menschen, und die Unterthanen die nichts sind, Bürger werden. Sonst ist kein Heil für Europa. Ich will euch indessen, ihr guten Florentiner, immer in Schutz nehmen, und mir eure Artigkeit und Gefälligkeit auch bei der aristokratischen Steifheit und Grandezza gern gefallen lassen.

Diese zufälligen Worte bringen mich auf die hiesigen Aristokraten, oder Nobili des Staats, der eigentlich eine Aristokratie ist, wenn diese gleich unter ihren Fürsten sich immer vortheilhaft auszeichnete vor andern Aristokratien Italiens. Wie es sonst hier gewesen ist, weiß ich nicht, aber jetzt treten diese Herren sehr leise und man merkt sie fast nicht. Auch hat die Nation nichts Knechtisches gegen sie, was doch die veränderten Begriffe nicht mit einem Male verwischen können aus einem Naraktter, worin es lange Jahre gelegen hat. Wäre dieses Knechtische gewesen, so würde es sich in Hohn und Uebermuth zeigen, worin der freigemachte, aber im Gemüth noch nicht freie, natürlich überspringen muß. Die Toskaner haben in dieser Hinsicht ziemlich das Wesen freier Menschen erhalten. Man giebt den Großen die gebührende Ehre und

empfängt sie, und so geht jeder seinen angewiesenen Weg. Auch der Hof thut alles, um diese anscheinende Gleichheit zu begünstigen, und dies könnte man eine Klugheit der Zeit nennen, wenn es nicht immer der Karakter der toskanischen Fürsten gewesen wäre. Diese Simplicität wäre groß, wenn sie Größe bei sich hätte. Der Großherzog mit seiner Familie lebt so still, und fährt und geht so prunklos einher, daß ein französischer Soldat mit seinem republikanischen Aer und Säbel mehr Volk hinter sich zieht, als er.

Was man übrigens von dem Ton der Florentiner sagen soll, weiß ich nicht. Ich finde darin die meisten Orte Europens bis auf kleine Unterschiede gleich, so lange nemlich bloß vom äußern darstellenden Leben die Rede ist. Man lebt italiänisch, d. h. still und sparsam, und ist doch nicht reich. Eine gewisse äußere Zier an seinem Leibe will man hier indessen haben, und Mantel und Regenschirm hängen um die Schultern eines Jeden, der eben nicht viel Nettes darunter verbirgt. Diese Zier im Aeußern geht bis auf den kleinsten Handwerker, sobald er ohne seine Werkstätte öffentlich erscheint. Darin ist man hier dem Teutschen weit voraus, der mehr auf die gute Ordnung seiner Küche sieht, und erst nach dieser Verpflegung des innern Menschen an den äußern denkt. Seine fetten Bier- und Weinhäuser ersetzen hier die Kaffeehäuser, wo die

Leute von allen Ständen und Nationen zusammen kommen. Manche halten auf diesen Morgen- und Abendmahlzeit, und sind mit Einem Mittagessen zufrieden. So lebt hier jetzt der Mittelstand eigentlich wie ein todtes Meer ohne herrschendes Interesse. Die höhere Klasse hat ihre Konversazionen und Akademien. Sie versammelt sich gegen vier, fünf Uhr Nachmittags, trinkt eine magre Tasse Thé, Kaffe, Chokolate ꝛc., macht dabei viele Schnörkel mit Händen, Füßen und Rücken und pflegt sich herzlich, bis es ans Spiel geht. Grade, wie in unsern vornehmern Gesellschaften, doch mit noch mehr Verzierungen und weniger Inhalt. Denn die freigebigen teutschen Kollationen kennt man hier nicht. Auch an Soupers fehlt es nicht, aber in eben dem feinen und mäßigen Geschmack, daß es scheint, man zeige die meisten Dinge nur, um sie so wieder abzutragen; denn die Menge der Weine und Konfekte und Früchte und Kompoßen, und anderer, durch die Ein- und Aufschlüsselung unverderblichen Sachen, ist außerordentlich groß, aber eben so groß ist die Artigkeit, oder die stillschweigende Konvention der Gesellschaft, es als bloße Augen- oder allenfalls Nasenweide anzusehen. In diesem Ton sind auch die Equipagen, alles bloß auf äußern Glanz angesehen. Man sieht die springenden Läufer, die Heiducken in reichen und bunten Livreen, von Gold und Silber strozend, aber

alles im alten Stil; ſo auch die Kutſchen; doch ſieht man ſchon engliſche Wägen und Jockeys im Stil der Milords, aber mit italiſcher Armuth und Krauſerei. Die Pferde ſind meiſt ſchlecht; doch haben manche hübſche Piemonteſer und Napoletaner. Eben ſo iſt die Einrichtung in den Palläſten.

Die Sitten ſind übrigens nicht ſo gezwungen, wie an andern Orten Italiens, und das berühmte Cicisbeat iſt ſehr aus der Mode, weil es ſich der Mühe nicht lohnt, wo jede auf teutſchem, engliſchen und franzöſiſchen Fuß eine Freigelaſſene iſt, ſobald der Prieſter ſie durch das unauflöſsliche Sakrament der Ehe an einen Mann gebunden hat. Der italiſche Schleier fällt hier alſo ganz weg, und dient nur den Armen und Gebrechlichen und frommen Mütterchen; warum führt man ihn nicht auch für die Häßlichen ein? Nur die Töchter der beſſern Stände werden ſehr in Acht und Aufſicht genommen, und das iſt bei den Sitten der Zeit, oder aller Zeiten nicht eben uneben. Nur als Kirchenſtaat trägt man den Schleier noch, beſonders wiſſen ihn die jungen koketten Weiber und die roſenwangigen Mädchen da trefflich zu gebrauchen. Amor mit ſeinem luſtigen Gefolge kann unter dem Schleier ſo gut ſein Spiel treiben. Es geſchieht in den Kirchen gar Vieles, wofür die Heiligen, die es mit anſehen, erröthen würden, wenn ſie könnten. Mancher Schwarzrock weiß hier Aben-

theuer zu beſtehen, die mancher Stuzer mit tauſend Seufzern umſonſt erſteht. Wie manches Mädchen geht als Jungfrau in eine Kapelle oder Kirche, um zur Klara und Agnes um kältieres Blut zu beten, und geht ohne ihre Blume wieder heim! Wer weiß, was gedrängte nächtliche Verſammlungen, Frühmetten, Proceſſionen ꝛc. zu ſagen haben, wer weiß, wie manches auf dem Heimwege in einer großen Stadt begegnen kann der weiß mehr, als ich ſagen mag. Eine katholiſche Kirche iſt wie eine Maskerade. Jeder thut, redet, betet oder liebelt, lacht oder weint, geht oder kömmt, wie es ihm gut dünkt, und die Kniebeugungen und Bekreuzungen und andre Spiele fallen ihm von ſelbſt durch die Gewohnheit bei dem rechten Tempo zu. Wer ſo leicht der Sünde los werden kann, wie hier, ſollte der überall ſo damit knickern!

Da dieſe erſte Klaſſe ſtill und ohne Luxus lebt, ſo thut dieſes um ſo mehr die arbeitende und ernährende, daß man ſich nichts todteres denken kann, als dieſe ſchöne Stadt in ihrem gewöhnlichen Gleiſe iſt, wo ſelbſt ihre lebhafteſten Gegenden nur die Idee einer kleinen Landſtadt geben. So ſtill iſt auch der Jahrmarkt und die Klaſſe der Baben, die doch wohl den ſicherſten Maßſtab des etwanigen Temperaments eines Volks geben, je weniger ge-bändigt ſie ſind, ehe ſie unter die ſchweren Fäuſte ihrer Brod- und Lehrherren fallen. Man würde

ſich darüber nicht wundern, wenn hier eine ſtrenge Polizei umherlauerte, aber da das nicht iſt und man den Menſchen in allen unſchuldigen Dingen gerne ihren Willen läßt, ſo kann man wohl mit einigem Grunde ſchließen, daß dieſe ruhige Gleichmüthigkeit, dieſes ſtille Feuer — denn zu böotiſchen Schwerköpfen laſſen ſich die Toskaner nicht machen — ſehr im Karakter des ganzen Volks liegen muß, welches Frohherzigkeit und gute Laune damit ſehr wohl zu verbinden weiß. Von Pracht und Luxus iſt hier wenig, weil man arm iſt. Der Mittelſtand behilft ſich meiſtens mit den ſchlechten einheimiſchen Fabrikaten. Man trinkt ſeinen florentiner Wein, kleidet ſich in die wollenen und ſeidnen Zeuge, wie man ſie hier macht, und die Reichen nur und der Adel ſchicken ihr Geld nach England und Frankreich, um zierlicher einherzugehen. Stuzer ſind eine äußerſt ſeltne Waare. Es iſt an allem ſichtbar, daß die große Stadt entvölkert und arm iſt, und in keinem Zweige der Induſtrie vorzügliches Leben herrſcht. Was hier gemacht wird, geht nicht weiter als Toskana, und man führt Wolle und Baumwolle aus England und der Schweiz und Seide aus Italien, verarbeitets ein. Keinen einzigen Artikel kann man hier nennen, der recht elegant gearbeitet würde, es ſeyen denn Regenſchirme, Maſken und Mäuſefallen. Der jetzige Krieg zerſtört vollends, was noch gutes von

Manufakturen gearbeitet ward. Die Klage iſt allgemein, daß alles nun, wie für die Armeelieferungen, ſo für den Verkauf, auf Betrug und ſchlecht gearbeitet werde. So lebt hier der Mittelſtand und der gute Bürger nicht menſchlich froh, ſondern gleichgültig unter einen Menſchenhaufen, der ſich eben ſo verläuft, als er zuſammen rennt. Man kennt nicht das teutſche Zuſammenleben, die Geſelligkeit und Gaſtfreiheit in den Häuſern, das menſchlichere Berühren der Herzen. Beinahe möchte ich aus guten Gründen glauben, wir thun vieles aus Schwäche und Bedürfniß, was der reichere Italiäner nicht nöthig hat. Er ſteht feſter auf ſich ſelbſt gegründet und braucht keine künſtliche Stützen, ſeine natürliche Wärme reicht hin, wozu braucht er ſich Wärmflaſchen anzulegen? Warum geräth der Teutſche bei'm Wein, bei'm Freundesgeſpräche in Aufruhr, und der Italiäner bleibt ſich gleich? Der letztere hat die Wärme immer, wenn ſie auch wie ein Vulkan tief in ihm kocht, welche der erſte nicht täglich fühlt; darum kann ein Glaß Wein zu viel einen ganz andern Menſchen aus ihm machen.

Noch ein Wort von der allerunterſten Klaſſe; denn auch hier giebt es eine Menge Menſchen, die, wie die Lazaroni in Napoli, herumſchlendern und den Himmel walten laſſen, und es bleibt einem zuerſt ein ſchwer zulöſendes Räthſel, wovon ſie leben, ob wie die Grillen und Poulets von Luft und Wind,

oder durch das Oelfläſchlein eines neuen Elias. Nur wenn man es nicht verſchmäht, etwas näher ſich hinzu zu bemühen, bekömmt man auch hierüber Licht. Wie vieles braucht der kältere Norden, was hier ganz unbekannt iſt? Eine warme Stube, Holz zur Feurung, ein Federbette, warmes Eſſen und vieles Eſſen, weil die ſtrenge Luft die Körper eben ſoviel verzehrt, als die ſtrengere Arbeit. Hier kann man 9 Monate im Freien beinahe Tag und Nacht leben, und braucht nur ein Loch allenfalls unter der Erde, wo man ſeine Decke ausſpreiten und ſchnarchen kann. Wie viele Menſchen dieſes Schlages leben Tage lang, ohne was Warmes zu genieſſen. Sie hungern darum noch nicht. Wie viele leben mit Weib und Kind, die nie einen Topf oder Keſſel beſeſſen und nie ein Feuer zum Kochen angezündet haben. Früchte und zwar ſehr wohlfeile Früchte, Kaſtanien, Obſt gehen nie aus, Kraut und Salat, Knoblauch und Zwiebeln iſt der Italiäner und ſüdliche Franzoſe wie bei uns die Schweine roh zum Brodte und nimmt einen Schluck Weins dazu. An allen Ecken der Straße brät man Kuchen und Kaſtanien, kocht weiße Bohnen und Hirſenbrei; für die, welche etwas Beſſeres bezahlen können, dampfen bis in die Nacht die Hühnerbraten, Fiſche und andres, wovon ſie ſich für einen Groſchen kaufen und es mit den Ihrigen bei einem Glaſe Wein fröhlich verzehren. Es iſt überall unglaublich, was

die Höker und Garköche für dieſe Klaſſe alles feil haben, und wie das mit und unter einander lebt. — Nach dieſem eigentlichen tagediebiſchen Pöbel, der auf einen kleinen Verdienſt gierig lauert und zum Arbeiten keine Luſt hat, nach dieſem, der die Fremden wie ein böſes Fieber ſo gerne anfällt, beurtheilt man nur zu leichtſinnig die Nation.

Im Ganzen halte ich bis dieſe Stunde die Italiäner für das talentvollſte und tapferſte Volk Europens, welches ſelbſt unter einer dreihundertjährigen Sklaverei des Auslands noch viel Selbſtſtändigkeit behalten hat. Einige äußere Formen des Lebens hat der Italiäner, aus welchen er nicht leicht herausgeht, und die ihn zuweilen ſteif machen, aber ſonſt iſt ſein Leben freier, als irgend eines andern Europäers. Kein Weib wird öffentlich durch die Gaſſen mit dem Volke gehen, deſſen Mann eine Equipage bezahlen kann, aber dafür wird ſie bei andern Gelegenheiten, wo mit dem ganzen Leben recht geſpielt wird, ſich mit dem Kleinſten herumtummeln, mit ihm ſcherzen, eſſen, trinken, mit ihm auf derſelben Bank im Schauſpiele ſitzen. Welche 16 Ahnen Teutſchlands könnten das über das Herz bringen? Hier geht der erſte beſte Marcheſe hin und kauft ſich aus derſelben Pfanne bratende Kaſtanien, nimmt aus demſelben Korbe Pinien und Obſt, aus welchem ein rußiger Bettler, der neben ihm ſteht, vor ihm kauft. Hier trägt der

erſte Edelmann, ſo ihm unterwegs etwas gefällt, es eigenhändig zu Hauſe, wobei ein teutſcher Schneider zittern würde, es über die Gaſſe zu tragen. Hier kehrt ſich keiner in ſolchen Dingen an einander, und was nicht laſterhaft iſt, dünkt dem ſtarken Charakter auch vor allem Volk erlaubt. Was würde man in Berlin ſagen, wenn die Miniſter oder Baronen im Thiergarten aus ihren Wägen ſtiegen, ſich die Kleider abwürfen und Ball ſpielten, ſie Ball, wo vielleicht einige Straßenbuben neben ihnen daſſelbe Spiel trieben? Was würde man ſagen, wenn ſo eine Exellenz auf offenem Markte unter allem Volke ſich erlaubte, Nüſſe und Weintrauben zu naſchen? So geht es hier fort und dies ſind nur einzelne kleine Züge. Wie froh hat es mich gemacht, ſo in einer Kirche zu wandeln, wo vor einigen Gemählden junge Künſtler mit dem Hute auf dem Kopfe ſaßen und mahlten, während ein Geiſtlicher in der Kapelle darneben, oder vor dem Gemählde ſelbſt die Meſſe las; wie hat es mir gefallen, daß ich in der Gallerie unter Hunderten allein ſeyn konnte; jeder that das Seine und kümmerte ſich nicht um den andern, wohl aber, wenn dieſer ihn anſprach; der Teutſche iſt ſelten er ſelbſt unter andern Menſchen, er iſt, wenn er es mäßig macht, wenigſtens zur Hälfte in jenen hundert Menſchen, und möchte gern jedem was abgeben. Wer das Bedürfniß zu geben ſo unaufge-

fordert fühlt, muß das zu nehmen nicht weniger fühlen.

Zum Theil mag dieses Eigne und Selbstständige, wodurch sich auf seinem Platze ein jeder nur selbst sieht und lebt, dieses Ungezwungnere und Freiere im Aeußern, diese Sorglosigkeit um die Meinungen und Fragen andrer, wofür wir immer zittern, zum Theil mag dieses aus dem Klima entsprungen seyn. Die größte Unverschämtheit im stärkern Sinn ist größte Freiheit, und wo viel Schaam ist, da ist viel Schwäche. Ich wünschte, ich könnte eine Abhandlung schreiben als Ehrenrettung der Italiäner gegen die Jenseits der Berge, (Ultramontani) wie sie uns nennen. Haben sie uns die Taschen auch mal leer gemacht, so sind sie dafür doch auch ganz widerrechtlich gemißhandelt worden, und man hat die meisten von ihnen zu harten und fühllosen, oder kleinen und niederträchtigen Menschen gemacht. Das Klima hat hier seinen natürlichen Einfluß, wer sich nicht schämt, den Leuten seinen nackten Hintern zu zeigen, wird der erröthen, wenn andre Menschen, als seine Hausgenossen, sehen, daß er essen, trinken und lachen kann? Das Klima lockt die Menschen mehr ins Freie, die Wärme läßt sie die dumpfen Stuben und schweren Kleider mehr fliehen. Die meisten kleinen Handwerker arbeiten vor den Thüren, unter Portiken, in Vorhöfen der Kirchen, und Pal-

läſte, dort ſitzen die Weiber und Kinder; dahin kommen ſelbſt die Wiegen, und manche kleine Vertraulichkeiten und Unlieblichkeiten, die nur zwiſchen vier Wände gehören, zeigen ſich nun öffentlich. Man reinigt ſeine Kinder, entblößt ſich den Buſen, wenn er auch ſchon Hausſächſiſch dividirt iſt, ſitzt vor aller Welt halb nackt da, läßt ſich die Läuſe knicken und knacken, und ſagt, ohne wegzuſehen, dem vorübergehenden Freunde und Nachbar guten Tag; man ſetzt ſich endlich am hellen Mittage, ſobald kein Wächter da iſt, an einer Säule, oder auf einer Treppe hin und erleichtert ſich. Das ſind freilich keine ſchöne Natürlichkeiten, aber ſie ſind doch Natürlichkeiten, ſobald man Verſchämtheit in allen Dingen nicht zu einer angebohrnen Tugend ſtempeln will. Lieber unverſchämt, als zu verſchämt, das bleibt meine Meinung. Wenn dieſes Leben bei dem kleinen Volke ſo iſt, wenn es faſt alles vor allen Augen thut, außer der philoſophiſchen Hochzeit des Cynikers Krates, wie ſollte dieſes nicht auf die Großen und auf das ganze Leben und Treiben des Volks einfließen? Aber es iſt hier, wie bei den meiſten Dingen, ſchwer, die feinen Verflechtungen der Urſachen und Wirkungen zu trennen, daß ich mich nicht weiter zwiſchen dieſen Klippen herumtreiben will.

Von der Geiſtlichkeit in Florenz kann ich nichts als viel Gutes ſagen, wenn ich mich nur nicht über

ihre unnütze Menge zuweilen geärgert hätte. Eines ist mir hier aufgefallen, daß man zu den geistlichen Herrn die schönsten und schlanksten Körper auszusuchen scheint; oder werden die Buben bei dem guten und müßigen Leben so rüstig und rosenroth? Ich habe Muster der Schönheit unter ihnen gesehen, und werde mich eines Karmeliters, den ich oft mit Entzücken meinem Fenster vorübergehen sah, immer als der Gestalt eines Apolls erinnern. Was Wunder, wenn sie bei dem schönen Geschlechte so angeschrieben sind? Meine Wirthin sagte mir einmal lachend, die schönen Buben und Mädchen in Florenz machen die Priester. Sie sind hier auch durch die öffentliche Meinung wenig gezwungen, und es giebt in Italien auch äußerlich nichts freieres, als einen Schwarzrock. Nicht bloß in Kirchen und Kapellen und auf dem Wege dahin können sie Eroberungen machen, nein, sie besuchen alle Tummelplätze der Freude ohne Zwang und Verlegenheit, Bälle, Schauspiele, Maskeraden, Kaffehäuser, ja selbst die Bordelle, raunt mir eine kleine Weissagung ins Ohr, obgleich ich dort keine gefunden habe. Daß sie in die Häuser als Rathgeber und Beichtväter ungezwungen eingehen, versteht sich nach diesem allen wohl von selbst. Uebrigens muß ich mit aller Welt ihre Artigkeit und Bescheidenheit rühmen, und wenn der Großherzog, der unentgeldlich alles Schönste und Kostbarste täg-

lich ſehen läßt, mit einem Beiſpiel darin vorgeht, ſo folgt darin alles nach, und ſelbſt die Mönchlein, die wenig ans Licht hervordürfen, zeigen ſo einem ketzeriſchen Spötter alle ihre Schätze und Reliquien. Im äußern Leben iſt der Geiſtliche alſo frei und artig und liebenswürdig, er iſt aber auch aufgeklärter und gebildeter, als die meiſten andern italiäniſchen Geiſtlichen. Man darf nur an das Koncilium zu Piſtoja denken, und an ſo viele gelehrte Geiſtliche in Florenz, die ſich durch Schriften ausgezeichnet haben, von denen man nur die Prälaten Gori, Fabbroni, Paſſeri und andre nennen darf.

Obgleich die hieſigen Lazarethe, Spitäler und Armenhäuſer zu den ſchönſten und muſterhafteſten gehören, vorzüglich durch des unvergeßlichen Leopolds Sorge, ſo wimmelt doch auch dieſe Stadt von Armen. Indeſſen ſind die Bettler nicht ſo dreiſt und unverſchämt als in andern Städten Italiens. Des Abends war ihre Zeit, beſonders traten in dieſem harten Winter manche ehrliche Frauen heraus an die beſuchten Ecken der Straßen und Plätze, und flehten bei der heiligen Jungfrau für eine arme Wittwe mit kleinen Kindern. Sie ſtanden verſchleiert wie die Liten Homers, daß man ſie nicht kenne. Wie hätte ein Teutſcher ſo einer zarten Sprache der Beſcheidenheit widerſtehen können? Die Krüppel und Elenden lagen und ſaßen

am meiſten vor den Kirchen. Sollte man ſie da nicht wegſchaffen? Ich, der auf die Einflüſſe der Scheußlichkeiten auf die Schwangern und ihre Geburten glaube, würde dieſe am erſten wegſchaffen laſſen.

Wie übrigens die Geſinnung der Menſchen gegen die Regierung iſt? Ja da läßt ſich wenig Kluges ſagen. Die meiſten ſcheinen zufrieden, aber dies iſt nur eine negative Zufriedenheit, und man kann wohl mit Paulus ſagen, die Fürſten werden geachtet wie ein Dreck. Das Volk ſieht es ja alle Tage, wie die Männer mit dreifachen und einfachen Kronen wandern müſſen. Pius ſitzt mit ſeinen 82 Jahren immer noch in der Karthauſe; der König von Sardinien kam hier wie ein Gefangener mit einer franzöſiſchen Eskorte an und zeigte ſich dem Volke in ſeiner Geringheit, und zog dann nach ſeiner Verbannungsinſel; der König von Neapel wird nach Sicilien verjagt, und ſchon habe ich mehr als einmal dem Großherzog die Inſel Elba beſtimmen gehört, wann die Franzoſen auch hieher kommen ſollten. Das kleine Volk ſcheint zufrieden; aber was iſt dies allenthalben? Die meiſten Menſchen, was wir mit Recht oder Unrecht auch von dem Adel und der Würde unſers Geſchlechts rühmen, ſind leider gebohren für das tägliche Leben zu ſtreiten, ſich heiß zu arbeiten, und dann, ohne ſich mit Gedanken, nicht immer, ohne ſich

mit Hunger zu plagen, ihren Kopf auf das Kissen des Schlafes zu legen. Dies wird immer so seyn bei aller Freiheit und Gleichheit, die darum doch ewig gilt, wo nicht ein neuer Prometheus ein specifisches Mittel erfindet, den unverschämten Herren und Regierern der Welt den Bauch zu befriedigen, ohne so viel hacken, karren, pflügen, dröschen, und mit dem Schwert Menschenblut und mit dem Ruder Meerestiefen schöpfen zu müssen. Diese sind gleichgültig, wohin die Kugel Fortunas falle, ihnen rollt sie meistens vorbei im Guten und im Bösen, und mit einem Hm! und Ha! einer gezuckten Schulter, oder einem gezogenen Hut philosophiren sie über die großen Welthändel und haben Recht so zu thun. Ob es ihnen ein wenig schlimmer oder besser gehen soll, dafür müssen die Weisern und die Bessern sorgen, und die Vorsehung, an die sie glauben. Sie schreien oder weinen unverständig darauf ein, so wie jene den Ton angeben, zischen, oder applaudiren mit ihnen. Die alten Regierungen haben nun den Nachtheil in Vergleichung jener neuen Söhne der Freiheit und des Vaterlandes, daß sie die Strenge des Regiments und die Auflagen eben so ersparen müssen für die alte Verfassung, als diese es mit frischem Muthe und jugendlicher Kraft für die neue thun. So wird das Volk mismuthig, nicht bedenkend, daß dies auch unter andern Namen in einer neuen Haut des

Regiments eben so seyn würde. Man murrt bei solchen Zumuthungen, weil man weiß, wie die Fürsten weggeschickt werden, und keiner traut den Hypotheken, die sie geben. So hat man auch hier einige Millionen Lire unter dem Titel eines Imprestito aufgebracht, um sie den Franzosen zu schicken; aber diese Anleihe im Lande nach dem alten System zu Stande zu bringen kostete unendliche Mühe. Die Republikaner wissen mit solchen Dingen umzuspringen, ohne daß es für den Augenblick dem Volke zu fühlbar wird. Da sind die Edlen, die Geistlichen, die Klöster auszurupfen; aber wo das noch unantastbare Sachen sind, was ist da zu machen?

Der Landmann um Florenz.

Man kann ihn auf keine Weise mit unserm Bauer vergleichen, so nah auch die Berührungspunkte des Bauers und Edelmanns, wo es deren noch giebt, in allen Staaten Europens sind. Dieser Contadino ist zugleich Gärtner und Winzer; oder vielmehr ist dieses in vielen nächsten Gegenden um die Hauptstadt sein erstes Geschäft. Aber Klima und Lebensart und die Sitten und Gebräuche, die unausbleiblich aus ihnen herfließen, machen ihn im Aeußern und Innern zu einem ganz andern Wesen, ohne ihn dem Bürger der Stadt so zu nähern, daß er von ihm nicht immer in einen weiten Abstande bliebe. Wenn ich vom Bauern

rede, ſo ſpreche ich davon, wie die meiſten ſind. Man kann wohl eben nicht ſagen, daß der Landmann im vorzüglichen Wohlſtande lebe, aber im Ganzen befindet er ſich doch in einem ſehr leidlichen Zuſtande, wenn ich ihn mit andern vergleiche, die ich in Italien geſehen habe. Seine Wohnungen ſind Palläſte gegen die der unſrigen, von außen verſteht ſich, weil alles gezlegelt iſt; deswegen iſt es innen noch nicht grade eben ſo, obgleich dieſe äußere Reinlichkeit die nothwendige Folge hat, daß man ſich auch der innern befleißigt, und mit dieſer Nettigkeit iſt ſchon viel für das Leben gewonnen; denn wenn der Menſch erſt den Schmuz zu haſſen anfängt, hat er einen groſen Sprung in ſeiner Bildung gethan, und wo dieſe Zierlichkeit ſich findet, kann man ſchon ſchließen, daß er über den erſten Jammer des Bedürfniſſes hinaus iſt. Aber man glaube nicht, daß er ſo gut lebt, wie unſre wohlhabenden Bauern, oder gar, wie die in Oeſtreich und Franken. Er nährt ſich von den Früchten die er bauet, von Kaſtanien, Kohl, macht ſich eine dünne Suppe oder eine dicke aus Maccheroni mit etwas Fett und Käſe, beißt ein Stück Brod, nicht aus unſerm Rocken und ſelten aus ſeinem Weizen, ſondern aus Kompoſition dazu, und trinkt ſeinen jährigen Wein mit Waſſer verdünnt, (vino acquerello, piſciarello) von den der Italiäner ſagt, wenn man eine Flaſche davon trinkt, ſo piſt man

zwei darnach. Das Beste und Nahrhafteste geht gewöhnlich seinem Tisch vorbei, freilich das gewöhnliche Loos derer, die im Schweiß ihres Angesichts der Erde ihre Gaben abgewinnen. An diese Mäßigkeit des Lebens ist er gewohnt und sie drückt ihn nicht, und mit ihr weis er immer eine Art Luxus zu verbinden, welchen die unsrigen nicht kennen; wie naschhaft er z. B., wenn er zur Stadt kömmt, in allen Arten von Süßigkeiten und Leckereien unnütz sein Geld verspillend! Sichtbar ist übrigens diese Art sich zu nähren, und diese Weichlichkeit und Verwöhnung, die doch dabei eingerissen ist, in seinem Körperbau. Dieser ist meistens zierlich und regelmäßig, aber man findet selten starke und große Leute; eine Ausnahme sieht man sogleich an den größern Eigenthümern, Faktoren und Pächtern, denn die sind besser ausgefüttert.

In der milden Jahrszeit gehen sie häufig baarfuß bei ihrer Arbeit, im Hemd und einer dünnen Hose. Ihre Kleidung ist fast ganz aus Wolle, meist grün und blau, die allenthalben die Farben des Landes zu seyn scheinen. Sie besteht in Hose, Weste, Jacke, Schuh und Strümpfen und einem Hut aus Stroh oder Filz; um diese leichte Tracht werfen sie einen Mantel, der die gemeine Tracht Italiens zu seyn scheint; so daß man sie das mantelstragende und kohlgebissene Volk nennen könnte; die Mäntel sind weiß oder blau. Ein andres noth-

wendiges Ding ist der Regenschirm, den sie fast immer bei sich tragen, ja selbst zu Pferde über sich spannen. Die Stiefel hassen sie gleichsam, und obgleich sie hie und da unter dem Bürger und durch das Beispiel der Engländer und der Franzosen, der Herren Italiens, unter der Jugend einreißen, so findet man doch selten einen Landmann gestiefelt, und im schmählichsten Schlackerwetter sitzt er mit Schuh und Strümpfe und allenfalls mit Kamaschen zu Pferde. An festlichen Tagen, und wenn es was gilt, pudert und frisirt sich der Bauer, der sonst sein Haar in einer Flechte, oder auch los in einem Netze trägt, wie bei uns ein Kandidat, der sein Haar in eine Art Parücke zwingen läßt.

Die Kontadina hat ihr Röckchen und Kamisölchen, wie unsre, und ihre Schürze, selten eine Mütze. Im Hause geht sie meistens im bloßen Haupt, oder setzt einen alten Strohhut auf, wenn sie unter die Sonne muß. Ihr Haar ist gewöhnlich in eine Hauptflechte gewunden, um die sich zu den Seiten und selbst um den Wirbel meist kleine anschließen, so fest und steif geflochten und mit solchen scheinenden Trennungen auf der bloßen Haut, als hätte sie ein Anatom gesondert, um die verschiedenen Fugen der pia mater zu zeigen. So tragen sie die Alten und Jungen. Ueber diesem Kopfe steht ein Strohhut, der ihn kaum mit Einem Punkte berührt, so läuft er zu allen Seiten emporstei-

gend zirkelförmig in die Weite. Diese Hüte sind unten entweder mit Taffent, oder feinem weißen Kammertuch und andrer kostbarer Leinwand gefüttert, und mit einem hängenden Reifen von Spitzen, Tressen und andern Zierrathen umsäumt. Über dies ist nichts gegen die Kamisöler, woran aller Glanz und alle Pracht verschwendet wird, die jede nach ihrem Vermögen aufbringen kann. Die Aermel sind rings umher mit weißen, rothen, blauen Bändern, wie es zur Farbe paßt, umwunden und umnäht, und eben so laufen von den Schultern bis unten auf die Schöße eine Menge Streifen und Verzierungen; bei den reichern sind es oft goldne und silberne Treßchen, die ein sehr behagliches Ansehen geben, wenn aus diesen Verzierungen ein feineres Gesichtchen hervorguckt. Damit nichts fehle, hängen um die Brust oft noch güldne oder goldflimmernde Geschmeide, und an blanken Hals- und Armketten, an Kruzifixen und anderm schimmernden Gehängsel fehlt es fast nie. Auf diese Art kleiden sich selbst die Landbewohnerinnen, die in Rücksicht des Vermögens und der Bildung zu den bessern Bürgerinnen gehören. Bei ihnen ist natürlich alles in Geld und Silber und Seide verwandelt, und ihre weniger verbrannten Gesichtchen, so sie ein Bischen hübsch sind, und die etwas mehr geregelte Taille geben der Tracht viel Interesse. Regenschirme und gewaltige Muffen trotz unsern Modendamen gehören

zu den unentbehrlichen Dingen dieſer braunen Sabinerinnen. Denn leider ſind ſie faſt überbraun, und zur Winter- und Regenzeit wandelt ſich dieſes Braun zu einem heftigen Roth. Nette, ſchlanke und wohlgewachsne Geſtalten ſucht man unter ihnen vergebens. Im Durchſchnitt ſind ſie Purzelchen (Tozzotte), kurz und äuſſerſt breitſchultrig. Dafür haben ſie viel Freundliches und Munteres und eine beredte Lebendigkeit in ihren kleinen ſchwarzen Augen, und es iſt eine Luſt ſie an Sonn- und Feſttagen, wo ſie vorzüglich zahlreich zur Stadt wallfahrten, mit ihren Liebſten und Freunden ſich händedrücken, liebkoſen, herumjagen und kluckern zu ſehen. Dieſe Frohherzigkeit iſt auch unter den Männern, aber ſelbſt, wenn ſie zur Lebhaftigkeit wird, ſieht man ſelten eine aufſprudelnde und tobende Leidenſchaft, und nie habe ich unter Erwachsenen dieſer Klaſſe eine Rauferei geſehen, höchſtens bleiben ſie bei Schimpfworten ſtehen. Die einzigen Grobiane aus dieſer Klaſſe, die jeden Schmutz gleich im Munde haben, ſind die Fuhrleute und Schiffszieher, welche aber in allen Ländern grob zu ſeyn pflegen.

Die meiſten dieſer Kontadini arbeiten um Lohn für die reichere Klaſſe, die Geiſtlichkeit und den Adel, welche das Fett des Landes und die beſten Fluren und Weinberge im Beſitz haben; diejenigen unter ihnen, welche ein eignes Gütchen beſitzen,

haben es gewöhnlich sehr klein und können mit einem Joch Ochsen fast alles Pflügen und Fahren bestreiten; glücklich die, welche noch ein Paar Mäuler, oder einen Klöpper halten können. Diese müssen denn fleißig vor dem barroccio, oder der Kalesche traben und haben gewöhnlich reiche Ladung; denn das Fußgehen liebt der Italiäner nicht und läßt sich lieber auf dem elendesten Fuhrwerk hin und her stoßen. Auch die Eselein sind hier ein unentbehrliches Lastthier und gehen mit ihren Packsatteln, zu beiden Seiten im Gleichgewicht mit mancherlei Sachen und Produkten beladen, fleißig zur Stadt, haben auch selten das Glück leer heimzugehen, weil der Besitzer, so er nichts wieder einkauft, die Sättel und Gefäße mit dem Dreck und Kehrigt der städtischen Gassen und Ställe wieder anfüllt.

Daß diese Landleute in mancher Hinsicht gebildeter sind, als bei uns, läßt sich nicht leugnen, aber dies bezieht sich bloß auf das Aeußere, auf die Art, mit sich und mit andern umzugehen und auf das ganze äußere Leben in Wohnung und Kleidung. Vieles trägt dazu unstreitig die Nähe einer großen Stadt bei, der Verkehr mit derselben und die mancherlei seltnen und merkwürdigen Dinge, die hier auch vor das Auge des Geringsten und Niedrigsten kommen, und bei vielen tiefer durch die Rinde dringen müssen. Die Menge der Frem-

den

den, die großen Dinge, die ſich rund umher begeben, die öffentlichen und allgemeinen Luſtbarkeiten und Feſte, woran auch ſie Theil nehmen, ſelbſt die großen religiöſen Feſte und Aufzüge tragen im gewiſſen Sinn zu dieſer äußern Bildung bei, indem ſie erſt die Zungen und ſo allmälig die Gedanken in Umlauf bringen und die Menſchen mehr an einander wetzen und reiben, als in unſern Ländern, wo es leider gar keine allgemeine Feſte und Luſtbarkeiten giebt. Die große Revolution, die jetzt das arme Italien zerreißt, wirkt auch hier, und es iſt wohl unſäglich, wie die Menſchen in den meiſten Ländern des gebildeten Europa, wo nicht alles noch ſtockfinſter iſt, über manche Gegenſtände des Lebens und der Geſellſchaft in den letzten fünf Jahren verbeſſert und verſchlimmert, verrückt und verwildert, oder zurechtgeſetzt und aufgeklärt ſind. So zufrieden man hier mit der beſtehenden Regierung ſcheint, ſo plaudert das kleine Volk doch immer gern von Königen und Kometen, und iſt ein eben ſo unbeſtändiges Ding, als die Könige gewöhnlich ſind, und als man vormals die Kometen glaubte. Dies ſieht man allenthalben. Wer nichts, oder wenig zu verlieren hat, hofft immer zu gewinnen.

Uebrigens in eigentlich menſchlicher Bildung iſt man hier, wie allenthalben. Die Prieſter und Großen halten das Licht unter dem Scheffel, und

das Volk findet es freilich sehr bequem, in seinem dummen und glücklichen Wahn so hinzugehen und bei aller Unreinigkeit des Herzens und Schlechtigkeit der Thaten mit Gebeten, Absolution und Krucifixen selig im Herrn zu entschlafen. Hier kann man nichts besseres erwarten; es giebt ja doch so wenige Menschen, die sich bei aller Aufklärung ein Leben frei zu machen wissen. Man macht hier in Büchern so mächtige Unterschiede zwischen diesem und jenem Lande, aber sie sind meist im Gehirn des Schreibers, weil die Unterschiede, so lange die Hauptsache des Cultus besteht, doch nur auf Kleinigkeiten auslaufen. So ließe sich eine lange Abhandlung über den krassen Aberglauben schreiben, daß die Toskaner Bauren und die ganze ungebildete Klasse nur den Katholiken Chrifliano nennen. In solchen Dingen ist es hier finster; aber was würde der Italiäner sagen, wenn er die Bedeutung des Wortes katholisch, wie es der gemeine Mann bei uns braucht, kennte? Mich hat man übrigens in Italien immer mit dem Schwur da Chrifliano! betrogen.

Die Huren.

Ich kann mich freilich über diesen Punkt wenig ausbreiten, weil dies ein Feld ist, das ich gar nicht kultivirt habe, indessen kommen einem in 5 Monaten doch allerlei lustige Erfahrungen zur Hand, man trift auch wohl mal mit Leuten zusam-

men, die hier entweder ihr Gewerbe treiben, oder doch Jagd machen, endlich beſucht man auch wohl mal die ſchmuzigen Heiligthümer dieſer häßlichen Prieſterinnen der Venus Pandemos als Sicherheit eines guten Freundes, oder in Geſellſchaft mit Mehrern. Es giebt hier keine öffentlich privilegirte Häuſer dieſer Art; doch das hebt die Sache nicht auf, ſondern macht ſie vielleicht noch ſchlimmer. Auch geht dieſe Art nicht ſo frei und ungehindert unter der beſſern Klaſſe und dieſer im Aeußern ganz gleich umher, als in Wien, ſondern ſie liegen wie die Spinnen mit ihren Netzen im Verborgenen, doch nicht ſo ſchlimm und übel berufen, wie es weiland die Venezianerinnen waren, die wahrſcheinlich mit der alten Ariſtokratie auch dieſe Ariſtokratie der Buhlerei zu Grabe läuten muſten, und nicht mehr ſo ungeſtraft ihre giftigen Krallen um die leichten und bunten Kolibris ſchlingen können, die ihnen das Ausland zuſendet. Dies hindert indeſſen nicht, daß man ſie nicht auf den Gaſſen und hie und da in den engern Gäßchen, auch in den Dachfenſtern (denn zu hohen Ehren bringen ſie es hier ſelten) bei Tage erblicken könnte, wie ſie mit Mienen und Gebehrden winken. Daß ſie aber des Abends umherſtreifen und auf die Jagd gehen, das kann man nicht ſagen, es ſei denn in den einſamen Gegenden der Stadt, wo aber auch keine fette Biſſen zu hohlen ſind. Im Karneval freilich dient

auch ihnen die allgemeine Freiheit und die Masken sind da eine erwünschte Sache. Aber diese Masken befördern ihr Gewerbe schwerlich, weil dann für die Lüsterer so manche andere Gelegenheit sich darbietet, die sonst im Jahre schwerer ist, und so wird dies vielleicht die magerste Jahreszeit für sie, wie sie die kälteste und frostigste ist.

Daß übrigens in einer so großen Stadt wie Florenz, wo so mancher Prälat, Edelmann und Fremder lebt, und wohin jetzt von Zeit zu Zeit Schwärme französischer Officiere und Kommissäre kommen, das Geld Mailands und Piemonts lustiger zu verzehren, als es in jenen freudenlosen Gegenden möglich ist; daß hier dieser Artikel mit dem übrigen Luxus nicht auch Schritt hielte, wer könnte das leugnen? Doch wie hier alles im ebenen Gleiße des Anstandes und der Stille einhergeht, so ist es auch hiemit, und man hört von keinen Geschichten, die Aufsehen machten, von keinen halsbrechenden, mörderischen und banditenartigen Plünderungs- und Ausstreifungsauftritten, wie sie an andern großen Orten so häufig sind, und das verdankt man vielleicht der guten Polizei, oder dem Karakter der Regierung und der Nation, die dieses Land schon seit den verflossenen Jahrhunderten vor den übrigen Provinzen Italiens sicher und glücklich gemacht haben. Die gewöhnliche Art, dies Gewerbe zu treiben, ist durch männliche Kuppler, die

im Dämmerlichen und in den übrigen Abendstunden auf den öffentlichen Plätzen, an den Kaffeehäusern und Theatern und großen Gasthöfen umherschnüffeln und ihre Waare feil bieten. Sie kennen selbst in der Dämmerung ihre Leute auf ein Haar, ob es Fremde oder Einheimische sind. Mit einigen ängstlichen Umhertrampelungen laufen sie um den Vogel herum, den sie fangen wollen, gleich Leuten in schweren Gedanken und Geschäften, glupen ihn seitwärts mit verstohlnen Blicken an, husten zwei, dreimal, zucken die Schultern, und kommen endlich mit leisen Worten, die ich nie verstanden habe, weil sie wohl nicht verstanden seyn sollten, wohl wissend, daß die ächten Sonntagskinder, die da klug an Geist sind und es nur begreifen wollen, es leicht begreifen, was diese murmelnden Worte bedruten. Schlägt dies nicht an, so treten sie endlich dreistern und festern Fußes auf mit einem: Ich sehe, der gnädige Herr sind ein Fremder, wenn ich Ihnen dienen könnte, so — wird wieder gehustet, und verfängt dies nichts, so kommt endlich: Wollen Sie ein Mädchen, ich weiß ein äußerst reitzendes Kind, unschuldig und jung; ich stehe als ein ehrlicher Mann dafür ein. — Da möchte man mit Stentorello rufen: Der Teufel, ein ehrlicher Mann? il diavolo galantuomo? Unendlich ist der Spaß, sich alles haarklein beschreiben zu lassen und ihnen über den guten Erfolg das Maul wässern zu machen,

und dann mit einem non mene bilogne sie abzufertigen. Wie sie übrigens Kautelen dieses häßlichen Gewerbes zu machen wissen, begreift leicht, wer weiß, daß der Teufel selbst sich weiß zu brennen versteht. Oft sind diese Kuppler Buben zwischen dem Jüngling und Knaben, und meistens liebenswürdige und schöne Buben. Das ist doch zum Bejammern, so früh schon auf dem Wege zum Hospital, oder Galgen zu seyn. Mehrere andre waren Emigranten, die vielleicht Weib und Tochter zu diesem Gewerbe eingelernt haben. O menschliches Elend, dein Name ist vielfach! „Keiner will Hungers sterben, und die Kälte ist grimmig," sagte mir einer dieser Helfershelfer menschlicher Schande, der mir mit seinen buntgestreiften schwarzseidnen Strümpfen, seinem grauen Mantel und grauern Gesichte, einem rechten Kegelgesichte, wie man hier sagt, lange vor Augen seyn wird, einer der schlauen und ausgelernten, der erst von allerlei Dingen mit dir zu reden anfängt und dich auszuhohlen sucht, und sich allmälig, daß sie weniger häßlich erscheine, frei und sachte die Maske umhängt. Erst giebt er allerlei lustige Geschichten seines Metiers von Prinzen, Edlen, Gesandten und weiß die Dinge immer so zu drehen, daß er selbst unter einer möglichst lichten Farbe dabei erscheint, ja selbst wohl einige Züge von Großmuth und Kühnheit durchschimmern läßt. Dann macht er

den Tadler der Schönen von Florenz, erzählt von den Genueserinnen, Venezianerinnen, Römerinnen, ja von den Madriderinnen und Lisbonnerinnen und ihren Sitten und Wesen bei diesem Stein des Anstoßes und diesem Magnet, um den sich die menschlichen Dinge mehr drehen, als mancher Philosoph zwischen seinen aufgepflanzten Folianten träumt; und schließt endlich mit der barmherzigen Aeußerung und einem teuflischen Grinzen, es gebe der hübschen Mädel und Frauen auch noch in Florenz, und er wisse mehr, als eine, die er seinem besten Freunde vor der Zahlung auf die Probe geben könne.

Man glaube übrigens nicht, daß eine Italiänerin, auch selbst die jüngsten im unreinen Erwerb, sich je in Peinlichkeit dabei fühlte. Nein, sie treiben es als ein Ding, das nicht anders seyn kann und muß, und das mit zur besten Welt gehört. Alles ist wie gewöhnlich in Kleidung und in Verzierung der Zimmer, worin man, die Unsauberkeit abgerechnet, eben so gut eine nette und ehrsame Hausfrau erwarten könnte. Nicht einmal vor den Göttern und Heiligen genirt man sich, vielleicht weil man auch mit ihren Dienern auf Erden vielen Umgang hat. Heiligenbilderchen hängen umher, ja die Mutter Gottes prangt nicht selten über dem Bette, und man löscht nicht einmal das Oellämpchen, das unter ihrem Bilde brennt, oder hängt

ihr einen Schleier über. Uebrigens sind sie weder so fein und gebildet, als die Französinnen, noch so thierisch, als die Teutschen und Negerinnen. Sie bleiben und sind Italiänerinnen. Es ist ja auch erbärmlich, bei der Sünde noch eine Art Schaam als Beichtvater hinzustellen, wodurch sie sich oft absolvirt hält.

Das Militair Toskanas.

Ich sollte von diesen guten Leuten recht viel Gutes sagen, weil sie mir allenthalben viele Verbindlichkeit erzeigt hatten, aber die Wahrheit zupft mir die Ohren, und ich muß schon thun, was sie will. Denn wenn ich von ihnen als Soldaten rede, so gewinnt die Sache eine ganz andre Gestalt. Ein langer Friede, den Toskana auch unter den Stürmen der vorigen Jahrhunderte genoß, und den selbst jetzt ein unbegreiflich glückliches Schicksal ihm verschaft, hat den Soldatenstand nie recht aufkommen lassen. Seine alten Fürsten brauchten auch keine Soldaten, aber jetzt ist die Zeit ganz anders. Man sieht ein und zwar stärker als je, daß der Soldat (wir reden gerade nicht von dem stehenden) der erste Stand in der Welt ist, so wie die menschlichen Dinge einmal sind; man sieht ein, daß Tapferkeit und kriegerischer Sinn den Einzelnen und die Nation adeln und ehren, weil sie den Einzelnen wie das Volk allein zu einem dauernden und festen Wesen machen und

ihre Selbſtſtändigkeit und Exiſtenz ſichern. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, bekömmt dieſer Stand ſeine alte Würde wieder, die vor etwa 10 Jahren fromme Kosmopoliten und Träumer ihm beinahe ganz abſtreiten wollten; und ehe dieſe Herren uns bewieſen haben, daß die Menſchen bald nur Eine Heerde unter Einem Hirten ausmachen und die Wölfe unſchädlich unter den Schaafen gehen werden, ehe wollen wir nicht geſtehen, daß es mit den Kriegsheeren bloße Spielerei zum Verderben der übrigen Menſchen ſei, ſondern behaupten, daß dieſe die Halter und Schützer der Völker ſind, und daß ein Volk in ſofern ſeiner Dauer und ſeines phyſiſchen Lebens ſicherer iſt, als Tapferkeit unter ihm lebt, die ganz was anderes iſt, als der Geiſt der Unterdrückung und der Eroberungen. Freilich kann Toſkana nie ein Heer aufbringen, das es wider den Drang ſeiner Umgebenden ſchützen könnte, wenn Glück und Gerechtigkeit es nicht in ſeiner Lage erhalten, was freilich unmöglich ſcheint; aber wenn einmal Soldaten ſind, ſo verlangt man doch wohl mit Recht, daß ſie auch wirklich Soldaten ſeyn ſollen. Es iſt einmal der Geiſt der Oeſtreicher, daß ſie keine Heerführer ſind. Leopold war es nicht, auch Joſeph nicht, obgleich er es ſeyn wollte; des erſtern Söhne ſind es eben ſo wenig. Warum ſich der Regent nicht kümmert, darum fragt auch das Volk nicht, und dieſer Stand

hat also nicht alle seine Ehre. Meistens ist auch der Sold sehr knapp zugeschnitten und sie können also nicht durch ihr Aeußeres, durch Aufwand und Eleganz es selbst dem Mittelstande nur gleich thun. Ich habe mich in Wien darüber geärgert, aber hier noch weit mehr. Ich möchte doch diese Officiere auf dem Schlachtfelde sehen! Die guten Leute haben auch nicht ein Bischen von einem soldatischen Aeußeren, oder Geist, und doch muß derjenige, der auch mit dem Körper so viel zu leisten hat, mit dem Körper etwas anzufangen und darzustellen wissen. Nichts geht aber über das Vergnügen, sie exerciren zu sehen. Da steht ein alter steifer Major, oder Kapitän vor der Fronte und kommandirt. Ein alter grauer Mantel hängt ihm auf den Schultern, die Finger und die Hälfte seiner Arme stecken in der Muffe, kleine Schuhe bedecken den weißen seidnen Strumpf bis auf die Hälfte des Fußes und ein mächtiger dreieckiger Hut ist an der ganzen Figur das Soldatischste. Im ähnlichen Stil, nach ihrem Alter mehr oder weniger, sind die andern Officiere. Im Exercir und Marsch ist kein Tackt. Nie hört man Einen Tritt der Hunderte und Ein Klirr! sondern es geht Klick! Klick! wie, wenn Buben Nüsse schütteln, und eben so der Marsch. Ich habe nie eine grade Linie gesehen, wohl aber mehrmals bemerkt zu meinem großen Erstaunen, daß bei der Wachtparade mitten im

Kommando ein Soldat aus ſeinem Gliede ſprang, und einen zur Erde gefallenen Handſchuh, oder Stock eines Officiers aufnahm, den dieſer aus ſeiner Hand gnädigſt mit einer Verbeugung empfing. Daß übrigens der Stock hier nicht gilt, iſt billig und löblich, man ſollte doch überall bedenken, daß der nicht Ehre erwecken, wohl aber viele wegprügeln kann. Aber von den vielen Mitteln, den Ehrtrieb rege zu erhalten, hat man hier auch kein einziges angewandt, und ſo geht der Officier und Soldat wenig geachtet einher, weil er ſich ſelbſt nicht achtet. Die Gemeinen ſtehen übrigens bei einem leichten Dienſt ganz gut; ihre Montur iſt auf dem alten öſterreichiſchen Fuß, doch hat die Leibwache Dunkelblau mit Silber. Im Durchſchnitt ſind auch die Körper wenig ſoldatiſch und die meiſten klein und ſchwächlich. Mit der Leibwache und den wenigen Dragonern zu Pferde mögen hier im Ganzen an 2000 Mann ſeyn, die aber bei weitem nicht immer alle zu Hauſe ſind. Ihr Betragen übrigens als Bürger kann ich nie genug rühmen. Sie ſind, wie die ganze Nation, gegen jedermann freundlich und gefällig, und ſelbſt die Gemeinen ſind nicht ungeſittet und ungebildet. Das übrige Militär Toſkanas ſteht in den andern Städten vertheilt, das meiſte in Piſa und Livorno.

Außer dieſem gewöhnlichen ſtehenden Militär giebt es noch eine Art Landmiliz, die unter dem

Namen le bande laufen und ihre eignen Kantons haben. Sie werden nur bei auſerordentlichen Gelegenheiten formirt und ſind völlig freiwillig, und wer unter den Bürgern und Bauern den gehörigen Patriotismus in den Eingeweiden fühlt, der läſt ſich einſchreiben, um im Nothfall für das geliebte Vaterland und den Regenten ſein junges rothes Blut zu vergieſen. Dieſe Banden haben ihre Officiers und Chefs, die ſie formiren, exerciren und auf den Kriegsfuſ ſetzen ſollen. Vorigen Herbſt im Anfang des Decembers, als die Sachen Italiens wieder wild wurden und Krieg! Krieg! von einem Ende bis zum andern tönte, ergingen mehrere Aufforderungen, worin die Einwohner bei ihrer Liebe und Treue gegen Vaterland und Regenten aufgefordert wurden, ſich fleiſig unter dieſe Fahnen zu begeben, um im Nothfall eine Art von Kordon an den Gränzen zu ziehen, und die ſtreifenden und die Neutralität verletzenden Partheien abzuhalten. Hinfort ſah man denn auch hier in Florenz, und ſieht ſie noch, eine Menge Kokarden, die die verſchiedenen Kompagnien der Banden bezeichnen, aber von der weitern Bildung und Organiſation dieſer Krieger ſieht man nichts; will man vielleicht die mildere Jahrszeit abwarten, damit die armen Kinder bei der Kälte nicht zu ſehr angegriffen werden? Lächerlich wird dieſes Militär, wenn man ſieht, wie die Herren ihre Diener, die Meiſter ihre

ſchlechteſten Lehrjungen, die Gaſtwirthe und Kaffehäusler ihre Aufpaſſer die Kokarden anſtecken laſſen, wenn ferner die Kaſtanienbrater, Schwefelſticken, und Schwammhändler, die Kuchen- und Obſtträger und Marktſchreier hinzukommen und alle Trödler und Lumpenhändler, die in ihren dürren und knöchernen Armen und Waden jedermänniglich ihr hungriges Gewerbe zur Schau tragen. Wenn man hiezu nur wenig rechtliche Bürger und Landleute und einige beſſere Jünglinge rechnen kann, ſo wird es mehr als lächerlich und ein Haufe, der einer Folſtaffiſchen Compagnie noch Unehre machen würde. Wie dieſe nun von dem franzöſiſchen Soldaten und Officieren, die hier immer ziemlich zahlreich ſind, im Herzen ausgelacht werden, das fühlen ſie ſelbſt nur mehr, als zu gut. Auf jeden Fall thäte man beſſer, ſie nicht zur Schau zu ſtellen und das ganze Ding gut ſeyn zu laſſen, weil man doch nie mit ihnen, noch mit jenen Obigen was ausrichten wird.

Schauſpiele in Florenz.

Es läßt ſich viel Dummes und viel Kluges hierüber ſagen, ohne daß man dadurch der Sache ſelbſt um ein Haar näher käme. Mich dünkt, man faßt dieſes, wie jedes Ding, am ſicherſten und richtigſten, wenn man es genau an den Geiſt und Geſchmack und den ganzen Karakter der Nation hält, wo es ſich findet. Mag es denn gut, oder

übel, vernünftig, oder unvernünftig, geſchmackvoll, oder abgeſchmackt ſeyn, der Beſchreiber hat das Seinige gethan. Nicht aus einer vorgefaßten und raiſonnirten Meinung hat er beſchrieben, ſondern aus dem lebendigen Leben, ſo gut er die Dinge ſehen und beobachten konnte. Jeder Beſchreiber, ſei es ein Tacitus, der die große Bühne der Welt klar vor ſich mit ihren Spielern und ihren Zuſchauern liegen ſieht, ſei es ein kleines unbekanntes Menſchlein, der kaum die kleinen Sächelchen ſeines närriſchen Geſchlechts erblickt, ſoll billig den Menſchen und die menſchlichen Dinge darſtellen, wie ſie phyſiſch erſcheinen, ja er thut wohl, ſie bloß als phyſiſche Erſcheinungen anzuſehen. Hat er dann nur ein geſundes Auge und ein wenig Erfahrung und die Gabe einer mittelmäßigen Darſtellung, ſo wird er es immer beſſer machen, als derjenige, der ſich eine philoſophiſche Brille aufſetzt, die alle Dinge nur von Einer Seite zeigt. Wird dadurch auf dieſer Einen Seite auch manches heller, ſo bleibt die andre ihm doch faſt ganz dunkel, und ſo beſtimmt ſich denn das Urtheil eben ſo; die Menſchen müſſen nach ſeiner Zauberlaterne wie die Marionetten auftanzen, wie wunderlich ſie immer erſcheinen mögen. Freilich wer gar kein Maß hat, kann andre nicht meſſen, aber jeder hüte ſich nur, ſein Maß für das einzige in der Welt zu halten. Obgleich man im Ganzen geſtehn muß, daß der Toſkaner ernſthaft

und gemäßigt und keinesweges so queckſilbrig und heftig in ſeinen Leidenſchaften erſcheint, als man es von dem ſüdlichen Himmel erwarten ſollte, ſo ſind doch ſeine Vergnügungen mehr von der leichten und lachenden Art, und er weiß ſich aus manchen Dingen eine Quelle der Freude zu machen, die der ſteifere und ehrbarere Nordländer ſehr dumm und geſchmacklos findet. So ſind auch ſeine Schauſpiele.

In der gewöhnlichen Zeit, d. h. wenn hier nicht Karneval iſt, ſind hier zwei privilegirte und geöfnete Theater, das della Pergola und del Cocomero. Jenes iſt das erſte und ein ſehr ſchönes, groß und prächtig verziert, mit 6 Reihen Bogen über einander und einem prächtigen Vorhang, der des Hippolytus Tod vorſtellt. Der Preis des Parterre iſt drei Paoli für die Nichtabonnenten. Es iſt an einen Unternehmer verpachtet. Dies hat denn freilich die Folge, daß die Spieler bald gut, bald ſchlecht ſind, ſo wie ſie die Laune dieſes Unternehmers hält, oder der Zufall ſie giebt. Ich glaube, dem Publikum würden ſeine Vergnügungen beſſer geſichert, wenn der Hof ſich der Sache mehr annähme und die guten Spieler feſt zu halten ſuchte, wenn dieſe Spieler anders zu halten ſind. Denn es iſt einmal Sitte, daß ſie ſelten lange auf derſelben Stätte aushalten, ſondern von einer großen Stadt Italiens zur andern ziehen. Auf dieſem

Theater iſt bloß zuweilen die Tragödie, meiſtens die Oper zu Hauſe, und zwar die große und heroiſche Oper, die man auch während meines Aufenthalts in Florenz allein hier geſpielt hat, mit Balletten untermiſcht. Dieſe Oper iſt ein eignes Ding und nur vorzügliche Muſik und Geſang kann ihr Geſchmack geben. Sei es, daß die Tragödie der Alten mit einer leichten, Takt und Modulation gebenden, Muſik begleitet war, ſo war ſie doch übrigens ein ganz andres Ding voll Kraft und Nerve; aber was ſind dieſe Helden-Opern meiſtens, als ein ärmliches und geiſtloſes Geflick, wie die Kaſtraten, welche ſie ſtrotzend und pauckend abſingen? In der That, wenn die Muſik nicht vortreflich iſt, wenn die Kehlen nicht zu den vorzüglichſten gehören, ſo muß man durchaus Langeweile haben und auch ſo entgeht man ihr nicht. Eigentlich iſt dieſe große Oper, wenn gleich unter dem italiſchen Himmel entſtanden, doch nicht italiäniſch, noch nach dem Geſchmack Italiens. So aufmerkſam ſie bei allen andern Stücken gewöhnlich ſind, ſo allgemein iſt hier das Umherſpazieren und Schwatzen, zum Theil freilich auch eine Folge davon, daß man in einem Vierteljahre immer nur mit 4, 5 Stücken wechſelt, ſo daß denen, die bloß unterhalten ſeyn wollen und nicht tiefer ergötzbar ſind, alles alltäglich und eckelhaft wird, und ſie höchſtens bei einer Lieblingsſtelle des Autors, oder bei einem Kunſtſtücke

ſtücke des Sängers einmal ausbrechen. Dies iſt ſo ſichtbar, daß der letzte Akt, der gewöhnlich dem letzten Akt des Ballets folgt, leeren Bänken geſpielt wird. — Die Ballette freilich ſind mehr im Geſchmack des Italiäners und freilich wohl im Geſchmack eines Jeden, wenn ſie anders ſich zur Kunſt erheben. Dieſe waren den vorigen Herbſt vorzüglich und ſind ſeit den Faſten äußerſt mittelmäßig, weil die drei erſten Virtuoſen nach Mailand gegangen ſind, dort den Franzoſen zu tanzen. Jetzt muß das Publikum diejenigen als die erſten Tänzer und Tänzerinnen beklatſchen, welche damals nur die dritten und vierten waren. Jene gingen mit dem Schließen der Theater im Advent von dannen. Ihre Ballette waren ſo ſchön, daß ſie allein eine kleine Reiſe nach Florenz verdienten, und ſie konnten ſich kühnlich einem Vigano an die Seite ſetzen und übertrafen in der Pantomime alles, was ich geſehen habe. Auch wußte das Publikum ſie zu ſchätzen und alles drängte ſich hinzu und genoß lüſtern dieſes einzige Vergnügen. Zwei Brüder Gioja und eine allerliebſte kleine Tänzerin Thereſe Bettini waren die Seele des Spiels; ſie wußten das Ganze ſo zu beleben, wußten auch die Lückenbüßer ſo zuzuſtutzen und zu gebrauchen, daß jeder an ſeinem Platze möglichſt gut diente und Einheit und Leben in das Ganze kam. Sie waren Männer, ſo ähnlich, als wären ſie aus demſelben

Ei gekrochen, und ſo ſchön, als hätte der belvederiſche Apoll ihnen zum Muſter gedient. Sie waren keine Springer, was die meiſten italiäniſchen Tänzer nur ſind, ſondern Künſtler und ſo trefliche Mimiker, beſonders der jüngere Bruder und die kleine Sirene, daß ſie alles aus ſich und aus den Zuſchauern machen konnten. Das Haus war immer gedrängt voll, und dieſe Thereſe ward ſicher fleißiger angebetet, als die Heilige dieſes Namens. Ein helleres Leben habe ich nie in einem Geſichte geſehen, ſelbſt wenn ſie nur als Zuſchauerin da ſtand; wie entwickelte ſich aber die ganze ſchöne Geſtalt zur fröhlichſten Anmuth, ſobald ſie als Künſtlerin auftrat! Nach der Abreiſe dieſer großen Künſtler ſtand das Theater gewöhnlich leer, auch ſelbſt im Karneval, wo der berühmte David aus der großherzoglichen Kapelle nicht einmal ſang.

Das teatro del Cocomero iſt das zweite, auch ein hübſches, aber um vieles kleiner, als das erſte. Dieſes dient mehr für den zweiten, oder den eigentlichen Geſchmack des Italiäners und hält ſich mehr an die leichte Gattung; doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß mit dem Karneval auch hier der Muthwille verſchwindet und dem ſtillern Ton des gewöhnlichen Lebens mehr zuſtimmt. Auch hier wechſeln dann gewöhnlich Oper und Ballet. Die Oper iſt aber immer die Opera buffa, oder eine ähnliche leichte und luſtige Art, wovon man in

Teutſchland ſelbſt, in den Städten, wo es eine Opera buffa giebt, keinen rechten Begriff erhält. Denn wenn auch Wien zuweilen ſeine Opera buffa zeigt, ſo iſt das doch ein ganz andres Ding, und die Spieler, ſo poßierlich und abentheuerlich ſie auch da erſcheinen, wiſſen und fühlen wohl, daß ſie auf fremdem Boden ſind und allem Muhwillen des Herzens und der Zunge nicht den Zügel laſſen dürfen. Dieſe Opera buffa iſt ein leichtes Kind des Scherzes und macht bei ihrer Erſcheinung auf nichts weiter Anſpruch. Sie tritt gleichſam, wie ein muthwilliger Bube, auf und ſpricht: „Hier bin ich, lieben Leute, um zu ſpielen und Spaß zu machen und mir und euch nichts übel zu nehmen; wenn ihr noch ergötzbar ſeid und das Lachen und den Muthwillen liebt, ſo kommt und freut euch mit mir.“ Da wird nichts in Kleidung, in Sprache, in Gang, Gebehrde und Ausdruck geſpart, um das Lachen zu erregen. Was kann der Menſch auch beſſeres thun, als über ſein närriſches Selbſt und die närriſche Welt ein wenig lachen? was hat er viel von dem armen flüchtigen Leben, als dieſes? Hier iſt der Italiäner auf ſeinem Boden, wie der Fiſch im Waſſer, und es iſt eine Luſt, ihn zu ſehen. Nur muß man erſt das nordiſche Auge etwas daran gewöhnt haben. Anfangs will man immer recenſiren und ein Maaß und eine Regel ſuchen, bis man endlich ſieht, daß dieſes einem alle Freude verdirbt,

es gut seyn läßt und mitlacht, so gut es gehen will. Der alte Spruch: „Ländlich, sittlich,“ gilt auch hier. Diese ist eigentlich die Oper des Volks, und man sieht, wie es sich einig und herzlich daran ergötzt, und wie es gern alles trägt und vorlieb nimmt, wenn es auch nur ein kleines, kleines Vergnügen davon hat. In einem ähnlichen Stil sind denn auch die Ballette hier. Alle hängen den Mantel des leichten Komischen und Lächerlichen um, und die Darstellungen sind selten tragisch, oder in starken Leidenschaften, sondern fassen die lustigen, poßierlichen und lächerlichen Scenen und die kleineren Vorfälle des Lebens, Neckereien, Späße und leichteren Unfälle und Glücksfälle in sich, und wenn ja Liebe und Zorn und Rache einmal auftreten, so sind sie so gemischt, daß immer der Lacher Momus und der muthwillige Capriccio durchguckt. Ich will es nicht läugnen, mich hat diese Gattung sehr ergötzt. Man kann nicht sagen, daß sie keine gute Tänzer hätten, aber die erhabenen und edlen, die Gioja und Vigano, fehlen ihnen. Es sind die vom zweiten Range und mit diesen die Saltomortale- und Kunstspringer, die meinen, das Höchste der Kunst erreicht zu haben, wenn sie einmal das Gefühl erregen können, daß es Hals und Bein kosten, oder daß die Gaffel des gabelgleichen Thiers auch ohne Pferde und Wagen aus einander gespaltet werden könne. Doch an welchem Orte

der Welt wird es dieſen halsbrechenden Künſtlern an Freunden fehlen? Der Menſch will nur Schreckliches ſehen und hören.

Die Theater im Karneval.

Es ſind alsdann nicht weniger, als ſechs, offen. Das der Pergola behält ſeinen Stil, ſeine ſteife Würde und ſeinen Preis, die andern alle ſinken im Preiſe und ſteigen an Luſtigkeit mit dieſer luſtigſten und fröhlichſten Zeit des Jahrs, welche auch jetzt ihr Recht behauptete, ſo hart der ungewöhnliche Winter auch den weicheren Körpern fiel. Dieſe ſechs Theater folgen meiſt ſtufenweiſe auf einander. Das erſte der luſtigen iſt das del Cocomero und die beiden letzten ſind das vom alten Platz di Maria novella und des Borgo d'ogni Santi. Der Preis iſt eigentlich nichts, im Cocomero ein Paolo und in den letzten ein halber, (20 Pfennige), ja die Geringern geben nur einige Grazien (10 Pfennige). Dies hat freilich ſeine Bequemlichkeit für den Beutel, aber dafür eine andre Unbequemlichkeit; denn wenn man ſich nicht eine gute Stunde, ja an den glänzenden Tagen des Karnevals anderthalb Stunden vor dem Anfange des Spiels aufmacht, iſt man ſicher von einem Sitz, ja ſelbſt von einer Anlehnung ausgeſchloſſen und muß in der Preſſe des Mittelganges zwiſchen den Bänken des Parterre, (Platea) oder an den Seiten ſich von den ſchmierigen Mänteln

und Ausdünstungen und Schweiß und Staub und Dreck der Menge pressen, beschmutzen und besudeln, von den vielen stinkenden Athem (der Italiäner) anwehen und verpesten, von den Ziegenböcken anstinken und von der dampfenden und hassen Hitze ersticken und versengen lassen, der losen Worte nicht einmal zu gedenken, die man freilich eben so gut wieder zurückgeben kann; denn Rauferei und Handgemenge ist davon nicht zu befürchten, und so leicht der Italiäner mit Worten bei der Hand ist, so wenig ist er mit der Hand bei der Hand; er kann sich eine Stunde mit den auserlesensten Phrasen und Redensarten dienen, ohne daß es nach teutscher Art zu einem Gestause und Gezause, oder nur zu einem Stoßen käme.

Die vier letzten Theater sind bloß im Karneval offen und die übrigen Monate geschlossen. Sie sind meistens klein und eng, aber doch ganz nett. Auch sie werden auf diese kurze Zeit verpachtet und der Unternehmer sucht sich zum Theil hier in Florenz seine Gesellschaft zusammen, oder verschreibt sie; gewöhnlich sind die Spieler gemischt. Die Gesellschaft besteht aus zwei Zweigen; denn damit alles vollständig sei, so ist erstlich das Personale der eigentlichen Schauspieler und ein zweites der Operisten, alles ganz nach dem Zuschnitt der grössern Theater. Auch Ballette geben sie zuweilen, die mehr, als possierlich sind, besonders wenn Har-

lekin der erſte Springer iſt. Man muß dieſe Theater alle nach der Reihe beſuchen, um vieles von dem eigentlichen Volksgeſchmack, von ſeiner Bildung und Neigung und dem ganzen Ton ſeiner Unterhaltung zu lernen. Ich habe die ganze Schule durchgemacht und ſo manchen luſtigen, aber heißen Abend verlebt. Noch weiß ich nicht, wie es möglich war, aber ich habe mich ziemlich zu dem Ton der Zuſchauer und Spieler zu ſtimmen geſucht; oder vielmehr ward ich dazu mit Gewalt geſtimmt durch das Ungeſtüm der Freude und des Jubels, die mich rund umbrauſten. Es iſt dies eine eigne Zeit, wo alles ſo ein bischen aus den Strängen ſchlägt und man ſich einander ja nichts übel deuten muß, was zur Freude und zum Vergnügen dienen kann, eine Art von Saturnalien, wenn gleich Saturns Gold lange verbleicht iſt. Jeder elende Gaſſenbube, jeder Schuhflicker und Schuhputzer hat nun ſeine Stimme, wie der Erſte und Größte, und läßt ſich ſein Recht nicht nehmen. Das iſt ein Geſchrei, ein Poltern, Klopfen, Sauſen und Toben, daß man ſich mit Einem Male in eine fremde Welt verſetzt glaubt, und ich wollte es keinem rathen, daß er durch etwas anders, als durch ein Cheti! und Zitti! ſich darüber beſchwerte.

Nun einige Worte von der Art des Spiels. Auf dem Theater del Cocomero, als dem erſten die-

ſer Gattung, ſieht man meiſtens Komödien und muß der Geſellſchaft das Los geben, daß ſie brav ſpielt; zuweilen gab es auch Tragödien, aber ſo ungenießbar, ſo ſtolzirend und hochtrabend, ſo ohne alle Wahrheit der Empfindung und mit allem Schwulſt und Bombaſt der Sprache überladen, daß ſie bei einem reinen und unverdorbenen Gefühl durchaus Ekel erregen mußten, nicht zu gedenken, daß ſie häufig in die Phraſeologie der heroiſchen Oper fallen. Die Komödien waren ſich ſehr ungleich; vielen ſah man es an, daß ſie nach engliſchen und franzöſiſchen Originalen gearbeitet, aber für den *italiäniſchen Geſchmack*, vielleicht auch für das Karneval ſo zugeſtutzt waren. Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit muß man hier nicht ſuchen, dieſe fand man in den wenigſten, und ſelbſt, wenn das Geflecht ganz hübſch und der Knoten ganz fein geſchürzt war, ward er doch meiſtens auf eine gewaltſame, oder doch lächerliche Art zerſchnitten. Keiner der Schriftſteller, oder Spieler ſcheint nur eine Ahndung zu haben von einem ſchönen Ganzen, das alle Widerſprüche zu einer ſchönen Harmonie zu verknüpfen und ſo harmoniſch durchzuführen und aufzulöſen weiß, daß dieſe Harmonie des Spiels endlich auch die Harmonie des Gemüthes zur Folge habe. Dieſes alles ſucht man hier vergebens und muß ſich alſo früh gewöhnen, es nicht zu ſuchen. Der Italiäner ſcheint überall eine

dauernde Empfindung, die der Schriftſteller und Schauſpieler bei ihm erregen will, nicht zu lieben, und jemehr die Stücke ſich der Einheit dieſer Empfindung nähern, ohne darum matt zu ſeyn, oder einzuſchläfern, deſto weniger behagen ſie ihm. Wunderbar hingegen iſt es, mit welcher Leichtigkeit er von einer Empfindung zur andern und grade zur entgegengeſetzten überſpringt, und wie ihm dieſes recht eigentlich Vergnügen zu machen ſcheint. Hatte eine wirklich ſchöne und rührende Scene eben ſein Herz bewegt und ſeinem Auge eine Thräne entlockt, und kam nun Freund Stentorello mit ſeinen Späßen plötzlich drein, ſo lebte und webte er wieder mit ihm und von dem vorigen Gefühle blieb auch nicht eine leichte Spur z. er fühlte nur den Trieb und das Bedürfniß zu lachen und ſeine Hände ſchlugen ſogleich bei der Erſcheinung dieſes Lieblings zuſammen. Stentorello iſt auf dem Theater del Cocomero dieſelbe Perſon, die auf den andern Arlechino darſtellt, und nichts anders, als ein etwas verfeinerter Arlechino, ſo wie alles auf dieſem Theater um einige Grade feiner iſt, als auf den übrigen, und ſo ſtufenweiſe bis zum Theater des Borgo d'ogni Santi hinabſteigt. Dieſe Abſtufungen ſind ſo bemerkbar, daß hier mehrere vor Langerweile gähnten, für deren Ochſenfell ſelbſt Stentorello noch zu leicht war. Unſtreitig war Stentorello hier die erſte Perſon und

hatte vor allen die ſchwerſte und mannigfaltigſte Rolle zu ſpielen, da ihm täglich neue Karaktere aufgebürdet wurden. Er iſt der Wiener Kaſperl, aber ich thue ihm Unrecht, ihn mit dieſem in Parallele zu ſtellen. Marinellis Kaſperl hat unſtreitig ſeine großen Verdienſte und iſt für den phlegmatiſchen Wiener immer eine ſehr luſtige und ergötzende Perſon, aber, ohne zu übertreiben, dieſem Stentorello iſt er nicht werth, die Schuhriemen aufzulöſen. Es iſt ein wahrer Proteus, der ſich mit einer bewundernswürdigen Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit in alle Formen zu ſchmiegen und in alle Geſtalten zu verwandeln weiß, und auch, wenn er ſchweigt, und nichts zu thun zu haben ſcheint, noch durch ſein ſtummes Spiel den Zuſchauer ergötzt. Daß er übrigens alle Schranken der Wahrſcheinlichkeit überſpringt und alle Knoten durchhaut, muß einen nicht wundern, weil eben dies mit zu ſeinem Karakter gehört. Er iſt nicht bloß der Liebling des Pöbels, nein des ganzen Volks und der Großen, die ihm mit dem Hofe oft zuſehen und die ehrenfeſten Bäuche ſchütteln. Worin nun eigentlich ſein Spiel beſteht, ja das mögte ich beſchreiben können, wie viele andre Sachen des Karnevals, um von dem ganzen Weſen eine recht anſchauliche Vorſtellung zu geben. Er ſpielt nichts anders, als die Lieblingsſpäße des Volks, aber er iſt kein bloßer Dummbart, obgleich auch dieſer ein

Hauptkarakter seiner Rolle ist; sondern ein leicht-bewegliches Wesen, das immer von einem Gegenstand zum andern überspringt, und immer einen neuen Einfall und ein neues Spiel, außer dem zugeflüsterten, extempore bei der Hand hat. Er hat, wenn er auf seinen Strümpfen ist, so viel Witz und Laune, daß man ihm immer mit wachsendem Vergnügen zuhört und zusieht; er hat ferner eine so reiche Bereitwilligkeit, immer aus seinem Vorrathe mitzutheilen, daß er dadurch allein schon ein Wohlthäter und Liebling des Publikums wird. Er erinnert ziemlich lebendig an die alte Komödie zur Zeit des Aristophanes und darf manches bewitzeln und sagen, was unter einer ehrbaren Maske dem Ohre häßlich und widerlich klingen würde; er bestätigt den horazischen Spruch, daß nichts süßer, aber auch nichts schwerer sei, als lachend die Wahrheit sagen.

Auf den andern Theatern hat er unter dem Namen Arlechino auch eine andre Gestalt angenommen und rechnet schon mehr auf Eselsohren und eine Eselshaut, wie er denn auch selbst oft in dieser Haut auftritt. In der Kunst sind alle Mitteldinge erbärmlich und einzig zur Plage und zum Einschläfern gut; ich übergehe also, die zwischen Stentorello und dem Arlechino auf dem Theater des Borgo d'ogni Santi in der Mitte stehen, und halte den letztern fest, weil er so ziemlich alles in

ſich faßt, was ſich von ſeinen Brüdern etwa ſagen ließe. Da er beſtimmt iſt, die niedrigſte Klaſſe von Zuſchauern zu ergötzen, die ſich hier gewöhnlich zuſammenfindet, ſo läßt ſich davon ſchon ein ziemlich richtiger Maßſtab hernehmen, und wer die Menſchen kennt, weiß ſchon, wie ſeine Späße und Einfälle, und ſeine Darſtellung beſchaffen ſeyn müſſen, um dieſen Zweck zu erreichen. Stentorello ſpielte nach Art freier Menſchen ohne Livree, und war meiſtens eine dem Hauptkarakter des Stücks zugegebne Perſon, ein Bedienter, oder ein luſtiger Grobe von Schelmereien und Unfällen, oder ein nachgehender Dummbart und Affe; Arlechino ſchämt ſich nicht, in ſeinem eignen bunten Koſtüm mit ſeiner Schellenmütze, ſeiner ſchwarzen Larve und ſeinem Pritſchpelze aufzutreten, ja er würde ohne dieſe um ſein ganzes Anſehen bei ſeinem Auditorium kommen. Auch er hat meiſtens mit Stentorello einerlei Rollen, aber er mahlt alles ſinnlicher und dem Auge und Ohr und, wo möglich, auch dem ſechsten Sinn handgreiflicher und fühl- und taſtbarer aus, und es iſt unglaublich, wie weit er ſeinem loſen Maule da den Maulkorb machen kann, oder eigentlich muß, um auf die gröbern Organe ſeiner Zuſchauer zu wirken. Die auf den andern Theatern waren bloße Nullen, aber dieſer hier der ächte Harlekin, mit Witz und Laune begabt und beſonders reich an Einfällen extempore

und aus der Geſchichte des geſtrigen und heutigen Tages hergenommen, welche durch die Neuheit des Vorfalls ſich den Beifall des muthwilligen Publikums verſprechen konnte. Doch beſtand eigentlich ſein erſtes Verdienſt in der Kunſt, die Worte zu verdrehen und durch Mißverſtändniſſe und Auslegungen einen lächerlichen, oder einen obſcönen und ſchlüpfrigen Sinn herauszuklauben, und darin hatte er es zum Bewundern weit gebracht, wie in dem andern, ſeinen Körper wie eine Gliederpuppe zu recken und ſeine Sprache in alle möglichen Töne zu verwandeln; ja auch in Thierſtimmen war er nicht weniger ein Held. Die Wichtigkeit übrigens, mit der die Zuſchauer dieſe Sachen behandeln, der heilige Ernſt, und der Beifall und die Aufmerkſamkeit, die ſie dieſem erſten Helden der komiſchen Bühne geben, auch wo er ihnen einmal über die Gränze zu ſpringen ſcheint, ja ich mögte ſagen, die Humanität, mit welcher ſie manches dulden und loben, was ihnen auch nicht gefällt, dieſe hat mir nicht wenig Vergnügen gemacht. Es ſcheint, daß ſie es fühlen, daß jeder, der einzig den Zweck hat, andern Vergnügen zu machen, auch wenn er fehlt und es ihm nicht gelingt, doch allemal auf Schonung und Mitleid Anſpruch machen kann und nicht durch ein eben ſo grauſames, als unnützes Lachen und Ziſchen und Poltern, zu demüthigen und zu beugen iſt. Ich wünſchte davon

dem teutſchen Publikum eine kleine Portion, das ſo gerne pocht und ausgepfeift; das ſollte man nur, wo offenbar Unſittlichkeit (die der Schauſpieler ins Spiel bringt) und Betrügerei ſichtbar iſt. Denn ſo leicht und unbefangen man ſich hier auch dem Vergnügen und der Erluſtigung hingiebt, ſo wäre es doch ſehr vermeſſen, zu behaupten, daß viele im Publikum nicht oft fühlten, wo gegen Anſtand und Sitte, (das iſt im Karneval nicht leicht) oder, welches eine größere Sünde iſt, gegen Laune und Spaß angeſtoßen wird; aber das überſpringt man leicht.

Die Komödie dieſer letzten Theater iſt ein närriſches Ding, und es geht immer Schlag auf Schlag und Knall auf Knall, wie auf einem Schlachtfelde, oder auf dem großen Schlachtfelde des menſchlichen Lebens. Wie die einzelnen Theile zuſammenhängen, darnach fragt man nicht, weil auch der Zuſchauer darnach nicht fragt. Geht es nur fein toll und laut durcheinander, giebt es gehörige Raufereien und Zänkereien, Lärm, Toben, Mißverſtändniſſe auf der Bühne und hinter den Kuliſſen; giebt dies zum Lachen hinlänglichen Stoff und Harlekin Gelegenheit, mit ſeinen Holze drein zu ſchlagen, ſo hat man jeden Zweck erreicht und findet es nicht lächerlich, oder vielmehr ſehr lächerlich, — denn Lachen iſt eben der höchſte Zweck — wenn er Kaiſer und Könige, Miniſter

und Richter, Helden und Prälaten weidlich mit dem Knall ſeiner Keule im allgemeinen Raufen und Zauſen, im Fliegen des Gewandes, Stauben des Puders von den gerupften Peruken und himmelanfliegenden Beinen der Gefallenen, Niedergeſtürzten, oder gar Erduellirten von der Bühne treibt. Daß gleich darauf eine ſehr ernſthafte, oder gar weinerliche Scene folgt, läßt ſich niemand anfechten, das muß einmal ſo ſeyn; jedem ſein Recht. In der That, wenn man Harlekin abrechnet und die Scenen, die er und ſeine Helfer ſpielen, die oft ſehr komiſch und in einem leichten und natürlichen Dialog ſind, kann man ſich nichts Tolleres denken, als dieſe Komödien und Tragödien. Die übrigen Scenen ſpringen plötzlich in einen ganz andern Ton und eine andre Sprache über und reden und peroriren, wie ein altes beſtaubtes Pergamentblatt, gedunſen und aufgeſchwollen, feierlich und weinerlich bis zum Erbrechen, ohne Leben und Dialog; ein Beweis, daß der Italiäner keine Komödie hat und nur zuweilen durch dieſe Bewahrer des Paladiums, durch Harlekin und Konſorten mit der Naſe darauf geſtoßen wird, was er aus dieſem Gefühl des Volks für alles Lächerliche und dieſen ſchönen Trieb, ſo leicht zu lachen, machen könnte, wenn eine Meiſterhand ſich ans Werk machte und die groben Schlacken herauswürfe. Die Spieler fühlen dieſe Inconſequenz der Schrift-

steller, oder vielmehr diese auf das Gefühl der Zuschauer berechnete Sicherheit, es wagen zu dürfen, so gut, daß sie bei diesen herz- und halsbrechenden Scenen, wenn sie sie eben durchgewürgt und durchgeweint haben, seitwärts herzlich lachen, oder auch dem Parterre zugekehrt, und wenn sie wieder einfallen müssen, sogleich in den gehörigen Ton treten. Dies würde anderswo beleidigen und eine kleine Züchtigung verdienen, hier nicht; entweder, weil es Sitte ist, oder, weil man selbst dunkel fühlt, daß es wohl abgeschmackt seyn mag, wenn eben Harlekin seine Possen durchgespielt hat und dieselben Personen mitgeharlekint haben, sie nun als feurige Liebhaber, tyrannische Eheherren, zärtliche, oder zürnende Väter auftreten und ihre Empfindungen auf himmelhohen Stelzen springen, oder in tönende Wasserblasen eines kalten Platzregens der Worte sprudeln lassen.

Ein eignes Divertissement dieser Theater sind die sogenannten Abbattimenti, oder Gefechte, wo ein Meister in der Kunst nach der alten italischen Fechtkunst mit Schwert und Dolch bewafnet, perorirend und Streiche austheilend mit grosser Schnelligkeit und Gewandheit unter einem Haufen Bewafneter sich umdreht, ohne übermannt zu werden. Man hat daran gleichsam ein Bild der alten Banditen und Braven, die hoffentlich mit der jetzigen Revolution immer mehr aus dem schönen

Lande

Lande verſchwinden werden. Dieſe abbattimenti und combattimenti ſind ein Lieblingsſtück des Volks und ein lautes Jubelgeſchrei empfängt ſie gewöhnlich; doch fehlen auch die torneamenti und giostre nicht, welche jetzt auch in Teutſchland zur Ungebühr auf den Theatern und in den Romanen raſen, ſo ärmlich und traurig dieſe immer auf den kleinern Theatern und bei der ſchlechten Garderobe ſich ausnehmen. Nur wenn man bloßen Spaß daraus macht und ein Paar ausgekleidete Harlekins die Maulthiere oder Eſelin der Donquixote ſind, nur dann ſind ſie leidlich.

Das Lächerlichſte aber bei weitem ſind die Trauerſpiele, die mich immer lebendig an die Sommertheater in Peſt und Presburg erinnerten, wo in den Zwiſchenakten aus großen Tonnen Bier und Wein geſchenkt ward, die im Proſcenio ſtanden. Man kann ſich nichts Schwülſtigeres, Abentheuerlicheres und Halsbrechenderes denken, als dieſe Helden, Prinzen und Prinzeſſinnen mit ihren hohen Worten und Socken, worauf ſie einhertrumpfen, und Harlekin immer mitten unter ihnen mit ſeinen Späßen und Schelmereien im ſchneidendſten Kontraſt, er, der gewöhnlich durch ſeine Pfiffe, oder Dummbartigkeit, oder durch den glücklichen Stern, der über ſeiner Geburt waltete, die Tragödien zu einem glücklichen Ausgange bringt. Das Reſultat iſt, man ſuche hier keine Regel und Vollkommenheit,

ſondern nehme alles hin wie ein leichtes und wildes Spiel dieſer leichtfertigen und geräuſchvollen Tage und laſſe das Urtheilen zu Hauſe; das paßt überall nicht für das Karneval. Auch darüber darf man nicht klagen, daß man für ſein Geld zu wenig kriegt, denn das Spiel dauert gewöhnlich drei ein halb bis vier Stunden von 8 Uhr bis nah an die Mitternacht; auf einigen Theatern beginnt es auch mit 6 ein halb bis 7 Uhr.

Zwiſchen dieſe Komödien und Tragödien und Schalksſtreiche Harlekins ſind gewöhnlich Farſen und Intermezzi eingemiſcht, oder ſie machen auch den Beſchluß. Dieſe Farſen ſind kleine Stücke in Proſa, bloß zum Lachen gemacht, wie man hier ſagt, und die einzig durch das gute Spiel ſtehen, ein Gemiſch von lächerlichen Scenen und Aufzügen, die, ohne eben viel Witz und Laune zu haben, durch ihre Anſpruchloſigkeit, durch den raſchen Gang des Spiels, ja ſelbſt durch ihre Abentheuerlichkeiten und Lächerlichkeiten gefallen; denn dies iſt eben ihr Karakter. Die Intermezzi ſind kleine komiſche Opern, oft mit einer ganz hübſchen Muſik begleitet und mit leichten Arien und Balladen durchwebt, deren einziges Verdienſt freilich iſt, daß ſie faßlich und populär ſind, ſowohl in Inhalt, als in Poeſie und Muſik; das Aeußere des Spiels iſt übrigens daſſelbe mit dem der Farſen, nur daß es mit ein wenig mehr Decenz einhergeht, obgleich

auch hier die Püffe und Stöße und das Schütteln der Haarbeutel und Peruken nicht fehlen; doch freilich sind das Kleinigkeiten gegen die übrigen Ausgelassenheiten des Hände- und Armspiels, wie man sich hier mit Wonne zuruft: o come fanno alle braccia ed alle mani! Eines ist dabei aber karakteristisch, daß die Weiber selten das Abentheuerliche des Spiels, das Wilde des Getümmels und das Antike und Närrische des Kostüms mit den Männern gemein haben, sondern bloß auf Schelmerei und Possen leichterer Art eingeschränkt bleiben.

Uebrigens haben die Masken, wie draußen auf den Promenaden und öffentlichen Plätzen, so auch hier im Parterre ein großes Vorrecht, das ihnen nicht leicht streitig gemacht wird, weil man auch sie als Beförderer und Mehrer der Freuden und Lustbarkeiten des Karnevals ansieht, oder bloß, weil es so die alte Sitte ist. Sei es noch so gedrängt voll, ihnen wird allenthalben Platz gemacht, versteht sich zum Durchgang durch die Platea, (Gasse) nicht auf den Bänken, denn da wäre es um die Masken eine schöne Sache. Aber schon dies ist ein Großes, weil sie sich auf diese Art doch leicht ein beßeres Posto zum Stehen und ein näheres verschaffen können, als die Unmaskirten, die zu spät kommen und nicht die Stärke, oder Unverschämtheit der Schultern haben, sich durchzudrän-

gen. Der Ton luoco alle maschere! wird faſt eben ſo ſchnell befolgt, als der der Träger und Kärrner auf den Gaſſen: alle gambe! oder a terra cavolini!

Uebrigens glaube man nicht, daß es bloß die Abende Komödie gebe, ſondern es wird mehrere Vormittage von 10 bis 1, 2 Uhr geſpielt, meiſtens zum Benefiz der Schauſpieler, die dann natürlich die Lieblingsſtücke des Publikums wählen. Da haben die erſten Sänger nichts vor dem Stentorello des Theaters del Cocomero und dem Harlekin von ogni Santi voraus, die auch ihre Benefiztage hatten. Ich habe auch dieſes mehrere Male mitgenommen, und die Logen und das Parterre eben ſo gedrängt voll gefunden, als die Abende. Auf einigen Theatern gab es auch mehrere Abende nach dem Schauſpiele Bälle, wie auf dem Teatro della Pergola und dem Teatro nuovo. Die größte Luſt dabei waren die Masken, deren man freilich bei Tage ſchon ſatt kriegen und am Licht der Sonne beſſer genießen konnte. Auf den Bällen des erſten Theaters war meiſtens alles Feine und Edle und Patriziſche der Stadt verſammelt und es ging mit ziemlicher Munterkeit und Ungezwungenheit her. Indeſſen mogte es für die einzelnen Partieen, die Nacht und Maskirung zu mancher Schelmerei begünſtigten, luſtiger ſeyn, als für mich. Höchſtens hatte man hier noch Gelegenheit, manche ſchöne

und junge Geſichter der Edeln mehr zu ſehen. Ueber den Tanz läßt ſich nichts ſagen, da der Italiäner ihn dem Engländer und Franzoſen nachtanzt; doch das entgeht keinem, daß er ihn ſehr ſchlecht nachtanzt, und daß man vergebens die Lebhaftigkeit und das Feuer ſucht, was ſich ſelbſt bei den Teutſchen zuweilen findet. Man darf überall unter den höhern Klaſſen der europäiſchen Völker, die noch nicht im neuen Sauerteig der Dinge aufgeſchwollen ſind, nur kleine Verſchiedenheiten ſuchen, und dieſe ſind meiſtens Folgen des verſchiedenen Klima's; faſt kann man die Europäer dieſer Klaſſe wohl für Eine Nation halten. Ein andres iſt es mit dem geringen Volke, das überall die Karakterzüge eines Volks unter jedem Himmel reiner bewahrt und ſicherer zeigt. In dieſer Rückſicht waren mir die Bälle auf dem Neuen Theater lehrreicher, weil ſie den guten Bürger mit ſeinen Söhnen und Töchtern und manche muntere Jugend der höhern Stände zum Wittern und Löffeln und Schnäbeln zeigten. Hier war doch einiges Eigne und Italiäniſche, wie ich es auch ſonſt zu ſehen gewohnt war, und die Masken des Karnevals trieben ihren vollen Muthwillen und ihre Ausgelaſſenheit, ohne ſich durch die Rückſichten einer ſteifen und beſchwerlichen Decenz binden zu laſſen, und dieſes gab dem ſchlechten Tanz einiges Leben und mitunter ganz luſtige Scenen und Poſſen, die Tanz und

Muſik zum Schweigen brachten, ohne daß es zu andern Unordnungen, zu Zank und Händeln Gelegenheit gegeben hätte.

Man kann auf alle dieſe Faſtnachtſpiele zu ſehr mäßigen Preiſen abonniren und dann hingehen, wo man grade die meiſte Luſt erwartet. Daher ſieht ſich ein Fremder von allen Logen ausgeſchloſſen, die alle von Einheimiſchen beſetzt ſind und muß ſich auf die Gefahr ſeiner Haut auf das Parterre einlaſſen, wo allerlei Volk zuſammenfließt und der Erſte und die Maske den beſten Platz einnimmt.

Man glaube nicht, daß zu dieſen Karnevaltheatern die Schauſpieler alle aus der Fremde verſchrieben werden, oder von ſelbſt kommen und dort ihre Fahnen aufpflanzen. Es iſt überall mit den Schauſpielern Italiens ein ganz anderes Ding, als mit unſern teutſchen, oder mit andern. Die berühmtern Künſtler, Sänger und Tänzer, vermiethen ſich bei einem Hofe, oder bei einem Unternehmer auf ein ganzes, oder halbes Jahr, auf die Herbſtzeit, auf das Karneval ꝛc. denn lange Verbindlichkeiten geht nicht gern ein Italiäner ein, ſondern liebt den Wechſel und das Ziehen von einer Stadt zur andern, ſo daß er im Sommer in Turin, im Karneval in Florenz, im Frühling in Napoli ſpielt. Mancher große Künſtler ſpielt auch oft nur einige Monate, z. B. im Karneval und lebt

nachher, bis die Zeit wiederkömmt, von dem reichen Gewinnſt dieſer Monate im ſtillen Frieden des geräuſchloſen Lebens; denn das Leben kennt ein Italiäner. Zur Karnevalszeit aber, wo alles aus den Regeln des gewöhnlichen Lebens ſpringt, verläßt mancher Bürger einige Zeit ſein Gewerbe und tritt plötzlich als Sänger und Schauſpieler allem Volke zur Beluſtigung auf. Es waren unter den Spielern auf den kleinern Theatern mehr als die Hälfte, beſonders die Weiber, aus Florenz, die man ſonſt als keine Schauſpieler kennt. Eine loſe Dirne, die eine leidliche Larve, oder ein leidliches Stimmchen hat, verdingt ſich um einen billigen Preis an einen Unternehmer und ſingt und ſpielt die Faſtenzeit durch, braucht dieſes öffentliche Auftreten nun zugleich als ein treffliches Mittel, ſich neue Bekanntſchaften zu erwerben und ſich bemerkt zu machen; daß ſolche alle Mittel der Augen und Winke zu brauchen wiſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Andre dieſer Schauſpielerinnen ſind Töchter von Aeltern, die dieſes Gewerbe einige Wochen bei einem bürgerlichen Geſchäfte treiben, oder es ſind auch junge Weiber irgend eines elenden Violinkratzers oder Korporals, der im Orcheſter ſteht. So kömmt eine Geſellſchaft zuſammen, die um 1, 2 Groſchen der Perſon drei, vier Stunden vorſpielt. Auch der erſte Meiſter unter den Komikern, Stentorello, iſt ein Florentiner und verkauft ſeinen

Mitbürgern als ein Höcker Parmesankäse und Schinken, sobald er den Socken des Aristophanes ausgezogen hat. —

Karnevalslustbarkeiten und Anhängsel.

Sobald der zweite Weihnachtsfeiertag abgeläutet ist, geht das Karnevalsleben an und währt bis zum ersten Fastnachtstag. Alle Theater springen mit dem 26. December auf und zugleich eine Quelle zahlloser Lustbarkeiten und Possen. Doch das rechte Leben geht erst mit dem Heiligendreikönigstage an und wächst von Woche zu Woche, so wie die Zeit der schwarzen Trauer näher kömmt. Diese Befanie wird auf eine eigne Art gefeiert. Dieses Fest wäre wahrscheinlich noch glänzender gewesen, wenn die grimmige unhesperische Kälte nicht so viele der Klasse in die Keller und Dachstübchen, oder lieber Erdstübchen, getrieben hätte, welcher dieser Jubel eigentlich am Herzen liegt. Der Hauptspaß ist eigentlich den Abend vor Epiphanid. Schon in den ersten Nachmittagsstunden geht das Gepränkel der leichten Schaaren an, ich rede von den Buben und dem nächstangränzenden Alter. Eine Menge langer Hörner aus Glas, die zu diesem Behuf eigentlich feil sind, schreien vom Mittag an durch die Stadt, und selbst von gebildeten Leuten sieht man viele mit diesen Insignien des Tages; auch blasen sie wohl einmal recht herzlich darein, laufen sich einander auf den Leib und

trompeten ſich mit lautem Gebrüll an. Aber am Abend iſt erſt die rechte Luſt, und dauert von ſechs Uhr bis ſpät nach Mitternacht. Wie ein Ameishaufen ſcheint die Stadt aufgewühlt, und wohin man ſich wendet, ſieht man ſchön geputzte und fröhliche Menſchen luſtwandeln, und einander mit den Hörnern und mit Lachen und Schäkern Luſt machen. Wilder und munterer ſtreifen eine Menge Maſken durch dieſen Haufen, als man ſie die vorigen Tage geſehen hat, aber alles eigentlich für den ſcherzvollen Abend gewählt, die närriſcheſten, poſſirlichſten und groteskeſten, die man ſich denken kann. Sie machen gleichſam das Vorſpiel, und geben durch ihre leichtfertigen Bewegungen, Einfälle, Sprünge und Winke unter den Spazierenden, ſo wie dieſe durch die mancherley und verſchiedenen Aeußerungen der Freude und des Wohlbehagens, einen unendlichen Spaß. Ohne dieſes giebt ein ſchönes Gewimmel und Getümmel dem Zuſchauer Luſt und Begeiſterung, in dem muntern Menſchenſtrom mit fortzuſchwimmen. Aber man hat dies nur gleichſam in der Nähe; denn der Schall der Hörner und Trommeln und Pfeifen, mit denen Buben in Banden von 10 bis 50 umherziehen, und worin der gewöhnliche Glockenklang an feſtlichen Abenden, der faſt nie verſtummet, dumpfer toſet, übertäubt alles, und läßt nur Ein großes Gefühl, daß man lebt, und im Strudel

der Lebendigen fortgetrieben wird. Endlich gegen 8 Uhr erscheinen dann die Königinnen des Tages, die schon lange vorher in seinen buntbemahlten Liedern ausgehängt, und an allen sonnigen Ecken der Stadt, am Arno, auf dem grosen Platze u. s. w. ausgehängt, ausgeschrieen, und zur Cimbel und Guitarre gesungen sind, die preisvollen Befanen (Befane). Welche abentheuerliche und bizarre Gestalten der Verputzung und Ausstaffirung des sterblichen Leibes der kleine mürrische Gott Capriccio je erfand, oder Mode und Verkrüppelung je nothwendig machten; alles wodurch ein Volk, das leicht lacht und ergötzt wird, und alles mit Nachsicht und Duldung, ja mit einer Art Achtung und Unverletzlichkeit aufnimmt, was diesen süßen Trieb der menschlichen Natur zu befriedigen strebt; alles, wodurch dieses sich in Schwung und Munterkeit zu setzen gewohnt ist, wird hier aufgeboten und ausgestellt, um diesen ersten Jubeltag des Florentiner Karnevals zu verherrlichen. Selbst der kältere Nordländer fühlt eine neue Lebenswärme und eine Ader fescenniner Lust durch sein Herz rieseln, und vergißt auf einige Zeit die unnatürliche Weise seines Landes, bey jedem unschuldigen Spaß, bey jeder Darstellung des Witzes, der Dummheit und des Aberwitzes, die muntre Menschen zu seinem Vergnügen veranstalten, sich erst weise und ängstlich zu fragen, ob es ihm wohl anstehe, hierüber

zu lachen und ſich zu vergnügen, ob er mit den Buben gehen, oder ihnen nachgehen, ob er dem Wagen der triumphirenden Befana als ein Sklave folgen könne? Denn nichts geringeres, als ein Triumphwagen, iſt es, worauf dieſe Herrſcherinnen der Nacht einherziehn. Stattlich aufgeputzt mit einer hochthürmenden Friſur und Behängſel, blitzend von tauſend Perlen, Juwelen, und ſilbernen und goldenen Schildern, wie die beſcheidene Nacht ſie für ächt annimmt, eine fröhliche und lachende Maſke vor dem Geſichte, und die heitre rothe, oder himmelblaue Farbe auf ihrem Gewande, ſitzt ſie froh und herrlich auf einer Biga, linker Hand ihren Sklaven und Geliebten neben ſich einige Fuß niedriger ſitzend. Dieſer iſt weder in Stattlichkeit, noch Kühnheit der Miene, noch an Pracht und Zier des Aeußern mit der Heldin zu vergleichen; ja recht abſichtlich ſcheint für ihn das gröbſte Tuch zum Kleide, und der traurigſte Hut der Stadt für ſein hohes Haupt ausgeſucht zu ſeyn; eine weiße Schürze fließt lang über ſeine Füße hinab, und ein langer verroſteter Bratſpieß hängt an ſeiner Seite. Die Rechte hält das gläſerne Horn, und poſaunt zu Ehren der Heldin. Zitternd wagen dieſe Hände es zuweilen, ihren hohen Körper zu berühren, und zärtlich, doch ſchüchtern, blicken die Augen zu ihr empor. Sie, die nur die ſüße Pflicht fühlt, aller Welt Freude

zu machen, erwiedert dieſe Liebkoſungen mit herzlichen Umarmungen, ſchmatzenden und ſchallenden Küſſen und holdem Lachen und Worten, indem ihr aus ihrem reichen Vorrath von Zärtlichkeit und Wonne immer noch genug an die glänzende und zahlreiche Begleitung auszuſpenden bleibt. 12 oder 20 Geſpanne von Buben ziehen dieſen Triumphwagen, oft noch in Begleitung einiger Eſelinnen, die aber, wie die Roſſe vor den Wagen der beliebten engliſchen Demagogen, gleichſam nur zum Staate da ſind. Trommeln donnern voran und wirbeln nach, und Fahnen wehen luſtig durch den ſprudelnden Dampf der Fackeln, die zu beyden Seiten in langen Reihen ihren Rauch und ihre Funken ſtäuben. So geht es durch die beſten Gaſſen und über die lebendigſten Plätze der Stadt vier, fünf Stunden lang, und die Begleitung und Herrlichkeit des Zuges wächſt im Gehen. Endlich um die Mitternacht wird alles dünner und ſtiller, und die Buben machen gleichſam den Rogus der abgelebten Freude. Wohin man die Schritte wendet, ſieht man ſie in dicken Haufen mit den letzten Stumpfen der Fackeln, Strohwiſchen, Kienſpähnen ſich verſammeln, und mit wildem Geſchrei dieſes alles, nebſt manchem zerbrochenen Glashorn zu Einem Haufen zuſammenwerfen. Um dieſen letzten Jubel tanzen und trommeln ſie noch die letzte Stunde herum, und ſatt an Freude, mit

heiſern Kehlen, berußtem Geſichte und hungrigem und ausgefrornem Magen, geht jeder heim in ſein Hüttchen oder Häuschen. Den folgenden Tag der Befania ſieht man noch eine kleine Fortſetzung dieſes Spieles in allerlei Ausſtellungen von Befanen aus den Luken und Fenſtern. Zwey längſt dem Arno waren vorzüglich ſchön, und die eine, die im vierten Stock eines Pallaſtes ſich im Fenſter zur Schau legte, mit ihrem Liebſten im Arm, war mit ſo vielem Geſchmack und guter Laune gemacht, und hatte ſo viel Ergötzliches und Feines in ihrer ganzen Geſtalt, daß ſie mehrere Stunden die Freude der zahlreichen Menge machte, die an dem ſchönen hellen Tage längſt dem Fluſſe ſich erging, und es über dieſem neuen Wunder vergaß, das Eis anzugaffen, welches der Arno in großen Stücken mit ſich führte, und welches ſich zum allgemeinen Jubel und Erſtaunen an den Pfeilern ſeiner Brücken brach.

Obgleich der Lärm der Waffen, die vertriebenen und umherreiſenden Könige, und das Warten der Dinge, die da kommen ſollen, die Menſchen in Furcht und Hoffnung halten, und den öffentlichen und auch den leichtern Freuden und Luſtbarkeiten des Lebens wenig günſtig ſind, ſo iſt doch der Karnevalsgeiſt immer noch ganz munter, und war es ſelbſt in den Tagen, wo eine

ungewöhnliche Kälte die weicheren Körper hier hart angriff. An den gewöhnlichen Tagen, d. h. wo keine ſolenne Aufzüge waren, gab es immer ſchon manchen Spaß, beſonders gegen die Abend- und Theaterzeit, an ſchönen Tagen fuhren und ſpazierten Masken in allerley Geſtalten umher und gaben den Spazierenden Räthſel auf, und zugleich eine unſchuldige Unterhaltung. Buben in groſſen Banden zogen mit Trommeln in den lebhafteſten Straßen und Plätzen umher, und hatten ihr gebührendes Gefolge. Aufzüge von fröhlichen Muſikanten, die entweder keine Meiſter der Kunſt waren, oder ihre Kunſt verſtellten, ſah man wieder an andern Orten, und oft am hellen Tage Frauen, oder feinen Mägdlein eine giornata bringen; aber am luſtigſten ging es des Abends in den Theatern her, wo die mancherlei verkappten Geſtalten die Langeweile des Wartens etwas verſüßten. Aber freylich war dies alles Kleinigkeit gegen die Tage des Korſo, wo man die ganze Weiſe und den ganzen vollen Glanz dieſer italiäniſchen Saturnalien am beſten kennen lernte, und ſelbſt vom allgemeinen Taumel angeſteckt ward. Denn ſo einen dicken Bärenpelz hatte ich nicht um meinen nordiſchen Leichnam mitgebracht, daß nicht wenigſtens einige Strahlen des heſperiſchen Himmels durchgedrungen wären. Dieſe Tage des Korſo faſſen ſo ziemlich alles zuſammen, was ſich

vom Karneval ſagen läßt, und ich will alſo einen für alle etwas ausführlicher beſchreiben.

Der Korſo war dieſes Jahr nicht weniger als ſechsmal, die zwey Sonntage vor dem fetten Donnerſtag, den fetten Donnerſtag, und die drey letzten Tage des Karnevals (il carnaſciale). Den fetten Donnerſtag und die beyden letzten Tage des Carnaſciale war ferner noch die Luſtbarkeit unter den Loggie degli Uffizi. Alle Buden waren an dieſen Tagen weggeräumt, und die ſchönen Loggien, ſo wie der ſchöne Platz, den ſie mitten umfaſſen, ſauber gefegt und geſchmückt. Die Endloggie, welche die zu den Seiten verbindet, iſt je zu beyden Enden mit zierlichen Buden geſchmückt, wo Tiſche, Stühle, Bänke, unter ſauberen Zelten angebracht ſind, und Gefrornes, Limonade, Chokolade, feine Weine, Likörs und Konfecte und andre Leckereien für den lüſternen und hungrigen Magen gereicht werden. Dieſe Loggien ſind an dieſen Tagen eigentlich für die Großen und alle zierliche Welt beſtimmt, und kein geflickter und gerupfter Mantel, keine Livree, kein Bauersmann darf ſich hier ſehen laſſen. Auch würde dann der Raum nicht hinreichen, und dieſe unſaubern Geiſter würden bald alles wegjagen. Damit dies nun nicht geſchehe, ſtehen an den Eingängen Wachen, und ſind mit großen Ketten Schranken gezogen. Die piazza del Gran Duca und die niedliche kleine

Loggie der Bronzen und Marmore wimmelt indeſſen vom Volk aus allen Klaſſen, die entweder als Zuſchauer dieſer Herrlichkeit ſich zuſammendrängen, oder ſchon den Geiſt des Abends im Leibe haben, wo ihnen auf dem Platze der Kreuzkirche und in den Theatern alle mögliche Gleichheit mit dieſen, unter den Loggien Spazierenden bevorſteht. Die Lebhaftigkeit unter den Loggien geht mit dem Mittage an, und dauert bis gegen zwey Uhr. Alles was fein und zierlich, jung und ſchön, edel und prächtig iſt, und den Geiſt des Vergnügens und die [illegible], ſich zu zeigen, fühlt, fließt hier allmälig zuſammen, aber auch die Väter und Mütter, die Prinzen und Baronen, der Großherzog und ſeine Männer fehlen nicht. Jeder und jede bietet alles auf, ſich in der beſten und vortheilhafteſten Geſtalt zu zeigen. Die jungen Stuzer und die Weiber und Mädchen, die liebenswürdig und einer toaſt werth ſind, (brindiſevoli) die vielen Fremden, die franzöſiſchen, cisalpiniſchen Officiere, die Schweden, Dänen, Engländer, die mit Kriegsſchiffen in Livorno liegen, alle in den Trachten und Uniformen ihres Landes und mit dem Ausdruck ihrer Regierungen in Gang und Miene, geben dieſen Stunden ein Intereſſe, das außerordentlich iſt. Was man endlich an den übrigen Tagen von ſchönen Masken und Geſellſchaften, Aufzügen und Gruppen einzeln ſieht, das

alles

alles findet ſich hier beyſammen, und erregt einen Schwindel und Taumel und einen Geiſt der wilden Freude, der ſelbſt bebrillte Naſen noch witternd, und hinkende und hölzerne Füße behend macht. Einige Maſken ſahe man hier auch außerordentlich ſchön, mit einem Geſchmack und einer Auswahl der Kleider und Gewänder und einem orientaliſchen Reichthum des Geſchmuckes und Geſchmeides, daß jede Vorſtellung weit dahinter bleibt. Dieſe ziehen eine Zeitlang die Augen an und nach ſich, aber für den Geſchmack dieſer Tage und des Volkes ſind eigentlich die komiſchen und lächerlichen, welche auch bey weitem die größere Zahl waren. Sie machen dieſe Stunden eigentlich karnevaliſch, wenn nicht ſchon die Menge feiner, geſitteter, und fröhlicher Menſchen, die ſich im jubelnden Gedränge des Lebens und der Freude über und unter einander drängen und bewegen, dem Menſchen ein weit ſüßeres Bild des Friedens und der Geſelligkeit geben, als alles Gedränge um einen blutigen Sieger und einen verbannten König gewähren kann. Anfangs iſt alles leer, und einzelne Geſtalten wandeln wie Schatten auf und ab, und ſcheinen ſelbſt nicht zu wiſſen, was ſie hier ſuchen, ſo froſtig und leblos und ſtumm erſcheinen ſie natürlich ſich und andern; aber es wächſt allmälich, wie die Meeresfluth, oder ein Bienenſchwarm, und ſo auch das

Getöſe und Geſauſe. Es füllen ſich die Loggien und endlich gießt ſich der Strom ſtrudelnd über den ſchönen Platz in ihrer Mitte aus. Alles findet ſich, was zuſammen gehört, und die luſtigen Täuſchungen und Auftritte mit den Maſken heben an. Vom Platze her tönt in dies decentere Geſumſe die lautere Stimme der Käufer und Verkäufer und der Zuſchauer, die ihre Freude lauter aus der Bruſt hervor zu geben gewohnt ſind. Endlich gegen 2 Uhr heben die Stillſtände und Attruppirungen an, beſonders um die Maſken, die nun auf mancherlei Art ausgekundſchaftet und ausgemacht werden. Das iſt das letzte Feſt. Der Strom fließt ab, wie er wuchs, und alles unreine Waſſer ſtrömt die letzten Minuten vom Platze her mit ein, und in wenigen Augenblicken ſieht man von Tauſenden keine Spur mehr.

Nun iſt etwa eine gute Stunde Stillſtand und man ſorgt, ſeinen Körper für die Freuden und Mühen des Abends zu ſtärken. Gegen drey Uhr gehen dann die Verkündigungen und Vorrüſtungen des Korſo an, wie leichte wollige Wolkenſtreifen das düſtre und volle Gewitter verkündigen. Mancherlei Maſken kreuzen hie und da durch die lebhafteſten Straßen, auf den Plätzen und längſt dem Arno, wo die Menſchenzahl zuſehends wächſt und endlich in der ganzen Länge gleich einem Bergſtrom ſtrudelt. Einige ſcherzhafte Equipagen und Kavalka-

turen, die die folgenden Stunden verherrlichen wollen, fangen an ſich hier vorübereilend zu zeigen, und Janhagel mit allem muthwilligen Gezücht von Buben läßt die Trommeln und Pfeifen an allen Ecken und aus allen Winkeln der Stadt ertönen. Auf der Piazza di Santa Croce ſammelt ſich allmählich die Menſchenzahl, und die lange Reihe der Tiſche mit Confect, Wein, Kuchen, Zuckerkügelchen, Nüſſen, Pinien, Kaſtanien, Feigen lagert ſich, und die ſchreienden Alten mit Kaſtanien, Pfefferkuchen, Obſt und allerlei Gebackenem gehen noch ziemlich einſam einher, einzelne Wagen und Reuter fliegen wie der Teufel im Puppenſpiel luſtig vorüber. Endlich gegen vier Uhr fangen einige Wagen an umzurollen, und eben ſo, wie unter den Loggien, wächſt es allmählich, bis man endlich im Gewimmel, im Raſſeln der Wagen, Donnern der Trommeln und Toſen der Tauſende von Menſchen ſich verliert. Doch dies will einzeln beſchrieben ſeyn und läßt ſich unmöglich in ein fortlaufendes Ganze faſſen.

Dieſe Corſi ſind ſeit undenklichen Zeiten und von den glorreichen Tagen der Florentiner Republik her und damals noch viel glänzender gefeiert worden, als jetzt, wie jeder leicht von ſelbſt ermeſſen kann, der weiß, daß der Geſchmack für öffentliche Spiele und Luſtbarkeiten entweder durch die Schuld der Zeit, oder der Regierungen, alſo im-

mer durch die Schuld der Menſchen, in allen Ländern ſeit den letzten Jahrhunderten faſt vertilgt iſt, und daß man eben ſo viele ſchöne Gebräuche, die die Väter der guten Vorzeit als Menſchen und als Bürger näher zu vereinigen dienten, nur noch aus dunkeln Beſchreibungen kennt. Dieſe Corſi haben indeſſen noch ſo ganz den alten Geiſt und das Gepräge der Freiheit und Gleichheit aller Stände und Alter für einige Zeit, daß ſie in dieſer Rückſicht etwas ſehr intereſſantes ſind. Sie gehen von der Piazza di Santa Maria Novella bis zur Piazza di Santa Croce, wo aber der eigentliche Ablauf der Wagen (decurſus) iſt und der Jubel der verſammelten Menſchen. Es iſt die Länge einer Achtel Meile. Dieſer Platz der Kreuzkirche, wo auch um Johannis das Spiel des Calcio geſpielt zu werden pflegt, iſt ganz dazu eingerichtet. Im Hintergrunde vor der Kirche iſt eine Menge Stufen der großen Kirchentreppe, worauf eine große Menſchenzahl Platz findet, und die weite Mitte iſt mit kleinem Kapitelli aus Marmor eingefaßt und mit Ketten geſchloſſen. Rings umher läuft nun immer noch eine breite Straße, ſo, daß zwei Wagen neben einander hinfahren und zu beiden Seiten an den Häuſern lange Schnüre von Menſchen ſtehen können. Am Vorderende iſt ein Springbrunnen, der nicht ſpringt, mit Basreliefs geziert. Um dieſen geht der Umlauf, wenn er die

große Runde des Platzes gemacht, und dies iſt eigentlich die glänzende Gegend der Zuſchauer und der Platz, wo die Kutſcher ihre Geſchicklichkeit am beſten zeigen können; auch wiſſen die, ſo auf ihre Geſchicklichkeit und ihre Pferde ſtolz ſind, einen Zirkel ſo zierlich zu beſchreiben, daß ein Nero ſich eine Ehre daraus machen würde. Wenn dieſes Rund gemacht iſt, geht es raſch vorwärts zum Platz Maria Novella und zurück. An dieſem Korſo kann jeder Theil nehmen, und wenn er von Katzen und Hunden ſich ziehen ließe, deſto ſchöner für das Vergnügen des Tages. Alles iſt willkommen und deſto willkommner, je lächerlicher und närriſcher es erſcheint. Der Großherzog mit ſeiner Familie, um populär zu ſeyn, fehlte kein einziges Mal, und alle Edle des Landes, alle ſtattliche Fremde und Miniſter mit ihren Equipagen verherrlichten dies ſchöne Volksfeſt und man hatte alſo hier recht Gelegenheit, die Blüthe der patriciſchen und unpatriciſchen Jugend, die ſchönſten Weiber und Mädchen in ihren ſtattlichſten Erſcheinungen zu bewundern. Dieſe ſtolzeren Equipagen waren untermiſcht mit allem, was es von Mieth- und Lohnwagen, Eſeln und Mäulern in Florenz giebt; alles mußte für dieſe Tage heran. Auch die Menge der Landleute war alsdenn nicht vergebens zur Stadt gekommen und kutſchirte mit dem Eingeſpann ſeiner Kaleſchen und mit ſeinen Mäulern luſtig mit darunter. Auch

waren wohl 5 bis 6 Gespann Eselinen zu sehen, die einen närrischen Wagen mit eben so närrischen Masken zogen, dann folgten wieder Reiter zu Pferde und auf Eseln, hinten und vorn gezäumt, wie es der capriccio des Tages wollte; alles dieses indessen mit dem größten Ernst, und das Eselgespann, oder der Eselreiter, den der Zufall vielleicht gleich auf den Großherzog, oder eine andre stattliche Equipage folgen ließ, genoß derselben Achtung und Rücksichten von den Zuschauern und der Wache, die zu Pferde und zu Fuße umher hielt. Damit nun nichts an diesen Tagen fehle, gab es immer noch eine ingeniöse Kutsche, die durch die künstliche Organisation der Federn und des Getriebes sich von selbst fortbewegte, immer mit den andern im Schritt und im Trabe gleichen Schritt hielt und vier ausgesuchte Masken fortkutschierte. Sie erregte bei ihrer Erscheinung allemal ein lautes Hurra des Volks und war von einer zahllosen Menge Buben begleitet, welche die Trabanten dieser leichten Equipage machten. Andre Wagen wurden von Löwen und Tigern gezogen, versteht sich in gehöriger Zahl, um nicht den Athem zu verlieren und ein Bär oder Wolf saß auf dem Bock und die gehörigen Masken waren drinnen. Hier zeigte sich der brio des Volks und der spirto carnavalesco in seinem ganzen Glanze und es war ein rechtes Vergnügen, diese Kinder und Gebilde einer

fröhlichen Phantaſie vorüberrutſchen zu ſehen. Man ſah hier ſo ziemlich das ganze Thierreich erſchöpft, verſteht ſich von den ſtattlichern Thieren, und Geſpann, Kutſcher und Inſaſſen aus der äſopiſchen Familie hergenommen. Schöner aber bei weitem und glänzender waren die Vorſtellungen aus der Mythologie, und es gab hier einige ſehr feine, beſonders einige Bacchiſche, wo dieſer Gott der Freude, mit Guirlanden von Weintrauben und Epheu bekränzt, auf einer weintriefenden Tanne mit vollem Becher im Vordergrunde ſaß und ſeine Faunen und Silenen im Hintergrunde hatte, alles mit großem Aufwande von Geld und Kunſt und gewiſſenhafter Beobachtung des Koſtums. Den Preis indeſſen an allen Tagen trug ein horaziſches Cervicem ſi quis pictor equinam etc. davon, wo die Karrikaturen, wie ſie unſer producirendes und ſchreibſeliges Geſchlecht leider ſo oft zuſammenſetzt, und die wilden Misgeburten der Phantaſie von nicht ſchlechten Pinſeln gemahlt und menſchlichen Leibern und Köpfen zugegeben waren. Es war das Thema einer wandelnden ars poetica auf mehrern Wagen vorgeſtellt, die ein Komenius benutzen könnte, einen horaziſchen orbis pictus in usum tironum heraus zu geben. Die lächerlichen und luſtigen Seiten des vielköpfigen und vielleibigen Menſchenlebens zeigten ſich hier gleichfalls in mancherlei luſtigen Darſtellungen und ließen die Tragödie,

oder Komödie, die jeder von uns armen Erdenwürmern ſpielen muß, ſo unter dem ſanftern Licht der Freude erſcheinen. Was haben wir arme Schelme vom Leben, wenn wir unſre Thorheiten und Kinderſpiele nicht ein wenig belachen dürfen? Das ſollten wir einander nicht ſo übel nehmen, auch außer der Karnevalszeit nicht; wollte Gott, wir hätten nichts zu beweinen und zu verfluchen! Wenn dieſe Menge der Wagen mit ihrem Vorſpann und Inhalt und beſonders mit den Kontraſten ſo recht lebendig vor die Phantaſie geſtellt wird, ſo kann man ſich wirklich kaum was Luſtigeres und Wohlthätigeres für das Zwergfell denken, beſonders wenn man erwägt, mit welchem Ernſt und welcher Leichtfertigkeit zugleich dies behandelt und wie alles ſo ganz über Einen Kamm geſchoren wird.

Auch muß ich eines hübſchen Aufzuges erwähnen, der ſich zweimal mit in den Zug miſchte und dem Feſte eine ſeiner munterſten Zierden gab. Dies waren die ſogenannten Signorie. Sie ſind in der verfloſſenen Zeit in der ganzen Landſchaft um Florenz ſehr häufig geweſen und dauern nur noch in den nächſten Orten um Florenz fort. Man kann ſie als ein Ueberbleibſel der alten Saturnalien anſehen und einige Gelehrte entblöden ſich nicht, dies ohne Zweifel zu behaupten. In den vorigen Jahrhunderten haben ſie eine ordentlichere und ſtrengere Diſciplin gehalten, und die Karne-

vale durch prächtige Aufzüge und Schmäuse und frohes Zuſammenleben verherrlicht. Jetzt iſt nur noch dieſer kleine Reſt und von dieſem auch nur noch ein Reſtchen übrig. Mehrere Landleute eines Ortes, oder mehrere Ortſchaften treten zuſammen und organiſiren ſich zu einer Art Bande der Freude und des Jubels. Weil aber die Freude Vieler, die nach einem gewiſſen Zweck hinſtrebt, einer eignen Disciplin nöthig hat, ſo wählen ſie ſich ein Haupt, gleichſam einen Freudenkönig und dieſer heißt il Signore, oder il Padrone. Er gebietet trotz einem Bohnenkönig, oder einem Studentenpräſes unumſchränkt und theilt unter ſeine Genoſſen die Ehren- und Dienſtämter aus, und dieſe gehorchen und geben ihm alle die Ehre und den Glanz, den ein Gebieter von vielen Gehorchenden erhalten kann. Eine dieſer Signorien zeigte ſich hier zwei Tage. Sie hat genau den Ton und Anſtrich des übrigen Karnevals. Der Signore, oder König der Signorie iſt ganz nach ländlicher Sitte reich mit bunten Flittern mit wehendem und rauſchendem Golde und flatternden Bändern geſchmückt und eine Art Krone ziert ſein erlauchtes Haupt, oder vielmehr ein Mittelding zwiſchen einer Krone und einem Diadem. Man erblickt ihn auf einem ſtattlichen Maulthiere, deſſen Sattel und Geſchirr ſeiner Würde entſpricht und ſich ſchimmernd und funkelnd vor dem [illegible]zen Gefolge auszeichnet.

Ein breites Schwert, kurz und römisch, hängt in einem bunten Gürtel an seiner linken Lende und ein Paar mächtige Pistolen stecken vor ihm in den Sattelhalftern. Das übrige Gefolge, das etwa 8 Mann hoch seyn mogte, war auf folgende Art vertheilt. Zunächst vor ihn ritt ein Herold auf einem Maulthiere mit dem Heroldstabe und einem bunten Schilde auf der Brust, das aber nur gemahlt war. Diesem voran wehten zwei Fahnen, die zwei der rüstigsten und größten Knappen trugen und mit mancherlei herkulischen Schwenkungen hin und her bewegten, auch sie in die Luft warfen und wieder auffingen. Zur Seite der Majestät und diesen Fahnenträgern vorauf, marschirte das begende Fußvolk, mit Reiterei gemischt, und hinten und vorn schloß Reiterei den Zug ein auf buntgeschmückten Eselein. Ganz vorauf aber ritten Trompeter und Hornbläser und Pauken und Zinken und andre Kriegsmusik schallten. Die Mannschaft war übrigens durchaus bunt, roth, blau, weiß, mit mancherlei Geschmeide und Geflitter angethan, und ließ es auch an Stimmenmusik nach Sitte der alten Kriegsheere nicht fehlen. Man kann sich nichts Scherzhafteres und Fröhlicheres denken, als diesen langen Schwanz, wie er sich mit einem Male in die Reihe der Karossen einschob. Man vergleiche diese Majestät mit seinen Eseltrabanten, mit dem Großherzog und seinen vorauf und nachreitenden

Officieren von der Garde, und man hat ein allerliebſtes Bild. Beide waren im Zuge und nur drei Karoſſen trennten die Gebieter. Ein zweites Mal ſaß dieſe ländliche Majeſtät auf einem Wagen und da hatte alles noch eine impoſantere Geſtalt. Die Inſignien ſeiner Hoheit hingen und flitterten und flatterten verſchwenderiſch um ihn her und ſechs Gäuchen, herrlich aufgezäumt und beſchirrt, zogen ihn wie im Triumph, und, als wenn dieſe Thierchen eine ungewohnte Lauffucht anwandeln mögte, ging bei jedem ein Zügelhalter zur Seite her und ſo rollte der Zug mit ſeiner gewöhnlichen Begleitung vorwärts. Uebrigens muß ich nicht vergeſſen, daß alle maskirt waren vom Monarchen bis zum hinterſten Stallknecht. Kein Menſch findet dies übrigens lächerlich, daß er ſich darüber luſtig machen ſollte, aber wohl weiß er ſich dadurch luſtig zu machen. Der übrigen Eſelwagen, mit luſtigen Masken bepackt und mit Pulcinellen begleitet, der poſſierlichen Reiter und Reiterinnen im mannichfaltigſten Koſtum und mit dem närriſchſten Vieh will ich weiter nicht gedenken und nur ſo viel melden, daß jeder an ſeinem Platze galt trotz dem nach-, oder vorfahrenden Principe und Marcheſe.

Doch es iſt Zeit, mich in das Gewühl der Zuſchauer und der übrigen Spieler auf und in den Platz zu miſchen. War unter den Loggien degli Uffizi alle feine und elegante und höhere Welt auf

den Füßen, ſo iſt es hier der gute Bürger mit ſeinen Frauen und Söhnen und Töchtern, und der Kontadino mit den ſeinigen, alle für dieſe Tage des Jubels herrlich und ſchimmrich herausgeputzt. Dieſe nehmen nun den ſchönen eingeketteten Platz in der Mitte und die Stufen der Kirche ein und geben durch ein wilderes und lärmenderes Getöſe und das Geſchrei der Freude aus freierer Bruſt und ihre Bezeugungen mit Händen und Füßen ein ganz anderes und zwar ein weit munteres Bild des Karnevals, als das unter den Loggien, und ſind das eigentlichſte und natürlichſte Akkompagnement zum Raſſeln der Wagen und Knallen der Peitſchen. Doch wenn ich von ihnen rede, ſo gilt es von der Mehrzahl; denn auch aus den andern Ständen fehlen hier die Männer nicht, die entweder auf die Augenweide, oder auf die Herzensjagd hübſcher Geſichter ausgehen, oder auch bloß auf den Genuß ſo vieles Lebens und Gewimmels einer frohen Menge. Die Häuſer rings um den Platz ſind mit Köpfen vollgepfropft und auf den Balkons zeigen ſich Konverſazionen, und manche ſchöne Jugend, die nicht in den Karoſſen rumläuft, legt ſich hier zur Schau und erhält denn auch an dieſem freien Tage ohne Zwang und Zurückhaltung in Worten und Thaten ihren Weihrauch, doch ſteht dies nur den Masken zu. Dieſe ſammeln ſich wohl unter ihrem Balkon, oder Fenſter in bunten Hau-

ſen und bringen ihr in der Sprache, die zu ihrer Vorſtellung und ihrem Koſtum paßt, eine Art Vivat; oder ſtellen ſie Banden von Muſikanten vor, ſo erhält die Schöne eine giornata, je unſtimmiger und widerbellender die Inſtrumente klingeln und knarren, deſto beſſer; ja ſelbſt wenn es Kuhhörner ſind, darf ſie ſich dieſer Verehrung nicht entziehen, und muß ſie mit Grazie, wenn ſie deren hat, hinnehmen, weil ſie ſonſt nicht nur von dieſer, ſondern auch von der andern Menge eine herzhafte Auszifchung und Auspfeifung zu fürchten haben würde. Der Hauptſtrudel der Menge hält ſich immer links, wo auch die Inſtrumente und Anfeuerungen dieſer Volksfreunde zu haben ſind. Eine lange Reihe Tiſche mit Wein, Roſoli, Rum und Konfekt ſteht aufgeſchlagen und vor niedern Tribunen ſitzen mit der Wage und dem Maße die Kuchen- Kaſtanien- und Fruchthändlerinnen und Fratſchler und mit großen Körben die, welche die goldenen Orangen, Citronen und Cedrate feil bieten. An dieſer Seite iſt das Gedränge der Masken und ihr Gefolge am lebhafteſten, die andre wird durch die ſchwächeren Buben mit ihren Trommeln verherrlicht, die hier nicht durchdringen können, und dient den Spazierenden zum Athemhohlen, wenn er ihnen hier beinahe ausgepreßt iſt. Hier ſieht man die Masken des zweiten und dritten Ranges in ihrem höchſten Glanze und Prunke und ſie ſind für mich weit er-

götzlicher gewesen, als die der Höheren. Die Kunst und Zierlichkeit reicht nur immer bis zu einem gewissen Grade, aber die Nacktheit und die Ingenuität des Menschenherzens, die schlichte und simple Aeusserung der Freude in ihren natürlichsten und fescenninischen Gestalten und Erfindungen, diese behagt immer, wie die Spiele der Kindheit auch noch im spätern Leben gefallen, weil die Kindheit des Menschen und des Lebens so was Süsses ist. Die Hauptpersonen unter den Masken sind die Pulcinelli mit ihren bunten Gewändern und Pritschhölzern und sie haben eine große Freiheit vor den übrigen, die sie aber nicht misbrauchen. Einen Streich mit dem Holze muß man sich schon gefallen lassen und thut es gerne. Sie sind gleichsam das leichte und fliegende Heer dieser gedrängten Haufen und springen in mannichfaltigen Gruppen umher, mit einander fechtend und sich klopfend, oder den übrigen Masken einen kleinen unschuldigen Schabernack anhängend. Aber auch jene nehmen sich kleine Neckereien und Verfolgungen nicht übel und hängen sich in mancherlei Zuwendungen, Zumuthungen und Redensarten den Spazierenden an. Man kann nicht anders, als sich mit ihnen einlassen und das angefangene Spiel in dem Ton, den sie angeben, fortsetzen. Die Kastanien, Pinien, Pfefferkuchen, Zuckerkügelchen, Bonbons und andre Kleinigkeiten fangen nun an umherzufliegen, und

die leichtfertige Jugend im Schnappen und Fangen zu beſchäftigen. Orangen und Citronen fliegen durch die Luft, und Masken tragen an langen Stangen kleine Kringel in reichen Guirlanden, die ſie bald höher, bald tiefer ſenken, von einer Menge ſchreiender Buben umgeben, die wie die Fiſche um die Angel ſchnappen, bis ſie einige der niedrigen erhaſchen und im wilden Gerauſe um dieſe ſich balgen. So geht es in Einem fort bis gegen 6 Uhr, wo es lichter und lichter auf dem Platze wird. Alles gruppirt ſich nun, und es beginnt die Jagd der Masken, wie am Ende unter den Loggien. Die Karoſſen rollen endlich in großen Zwiſchenräumen matt und traurig vorüber und die Theater empfangen die Gäſte, die hievon noch nicht ſatt ſind und ſich noch bis eilf, zwölf Uhr an dem teutſchen Trunkenbold, dem franzöſiſchen Pariſer (oder Stutzer) und dem geprellten Spanier (il Tedesco Ubbriaco, il Parigino francese, lo Spagnuolo beffato) ſatt lachen wollen; denn auch der Italiäner lacht gern auf Koſten andrer Leute, und ich habe herzlich über das Urbild gelacht, das man ſich noch immer von einem wilden, ungeſchlachten und beſoffenen Teutſchen macht, der nichts kann, als ſaufen, fluchen, Tiſche und Bänke entzwei ſchlagen und ſein Weib prügeln.

Alles, was auf kleinen Erwerb durch Spaß und durch Betrug ausgeht, iſt während der Frei-

heit des Karnevals in Bewegung und taumelt sich tagtäglich auf den besuchtesten Plätzen und Stellen der Stadt herum. Puppenspieler, Gaukler, Narrendoktoren, Bänkeprediger, Blinde und Lahme, die auf das Mitleid, die Weichheit, den Aberglauben und das fröhliche Herz der Menschen rechnen, alle füllen nach Vermögen die öden und stillen Lücken des Karnevals aus und dienen an ihrem Theile nicht schlecht zur allgemeinen Lust. Weil diese Dinge ächt italiänisch sind, so nehmen sie sich auch nicht so erbärmlich aus, als es gewöhnlich bei uns Nordländern der Fall ist, wo kein Berührungspunkt mit den Zuschauern und Zuhörern ist, ja wo selbst oft die spielenden Personen nicht zum Spiele, das sie sich anmaßen, gehören.

Vor allen voran steht unter diesen zahlreichen Haufen derjenige, der mir tausendmal Vergnügen gemacht hat und dessen Name nicht in die engen Gränzen Italiens gebannt bleiben muß. Er heißt Joseph Tucci, das Ideal eines Montambanco, oder Narrendoktors. Unter allen Quacksalbern, Wundermännern, Bänkerednern und Zahn- und Wurmdoktoren, und was die Legion dieser außerordentlichen Geister sich selbst für Namen giebt, oder von andern erhält, unter allen, die hier während des Karnevals figurirten und pererirten, behauptete er die erste Stelle und ich habe selbst in Paris seines Gleichen nicht gesehen. Freilich schadet solchen

Eh-

Ehrenmännern, die für das Beſte und die Geſundheit der Menſchheit arbeiten, weder Advent, noch Quadrageſima, aber doch hatte das Karneval ſie vorzüglich zuſammengebracht, dieſe Zeit, die alles Erlaubte und Verbotene ans Licht bringt, und wo das Volk, einmal vom Geiſt der Unruhe umhergetrieben, gern jedem Schauſpiel und Ohrenſpiel ſich zudrängt und auch bereitwilliger iſt, ſeine Taſchen aufzuthun. Sie erſcheinen gewöhnlich zu Fuß und zu Pferde, galonnirt mit Treſſen, oder mit Zähnen und Knochen, ſo daß man ſie für Abkömmlinge der Huronen halten könnte. Tucci aber behauptete endlich den großherzoglichen Platz allein, nachdem er alle von der Bahn geſchlagen hatte, und noch die letzten Tage meines Aufenthalts in Florenz redete er von ſeinem hohen Stuhl. Er hat mir das Bild eines Meiſters der Kunſt gegeben und manche Aufklärung über die Art, ſich durch die anſchauliche Beredſamkeit den leichteſten und ſicherſten Weg zu den Herzen der Zuſchauer zu bahnen. Faſt alle Tage hatte er neue Wendungen und Phraſen und Gegenſtände und Spielereien, woran er dieſe knüpfte, und ſo ſammelte er, ſoviel andre auch ſingen und ſchreien und trommeln mogten, ein neues Auditorium um ſeinen Tiſch. Eine kleine dürre Figur in einem grünen Kleide mit Gold beſetzt, ſtand er da und wußte ſeine ſpitzbübiſch freundlichen Augen unter einer heitern Stirne und an ei-

ner kleinen Habichtsnase spielen zu lassen, während Hände und Füße so demonstrirten, daß er im Januar und Februar, die dieses Jahr auch hier keine Frühlingsmonate waren, von Schweiß troff. Er war Zahnarzt, Bruchbändermacher und Wunderessenzendistillirer und hatte die Insignien seiner Kunst meistens um sich her auf dem Tische liegen. In der Mitte stand als die Königin eine große dickbäuchige Ampolla mit dem Balsam und eine Menge kleiner Gläschen lagen umher. Zu beiden Enden lag ein Schädel und Zähne, die entweder frisch auf dem Platze ausgezogen waren, oder durch ihre monströsen Wurzeln und ihre Länge Erstaunen erregten. Die abgewandte Seite nahmen die Bruchbänder ein und vor ihnen lag eine Menge gedruckter Zettel, deren einige auch am Halse der großen Flasche wehten, worauf alle die wunderbaren Wirkungen des Wunderöls zu lesen waren. Gewöhnlich fing er mit dem schönsten Schädel an und hielt eine Predigt an das Volk über Adams Fall und die allgemeine Sterblichkeit und über den alten Wurm, der den Vater der Menschen verführte, weswegen seine Kinder nun von so vielen Plagen des Leibes heimgesucht, und auch, wie er sich ausdrückte, von Würmern vollgestopft sind. Aber Gott, der die Menschen nie ganz verlassen könne, habe sich ihrer von jeher angenommen und gegen den großen Wurm Christus und alle Heili-

gen, gegen die kleinen Würmer aber Pflanzen und Mineralien wachſen laſſen. Dieſes Wunderöl, das er austheile, ſey ein uraltes Arkanum alter Philoſophen, und von ſeinem Großvater in einem Kloſter zu Piſtoja entdeckt; es ſey auch dieſes olio di diſtrazzione allein bey ihm ächt zu haben. Beſcheiden begann er ſodann, er wolle nicht behaupten, daß es gegen alle Uebel diene, aber zugleich machte er doch die meiſten menſchlichen Krankheiten nahmkundig, in denen es von ſchneller Wirkung ſey. Dieſes mit der Anrufung der Heiligen, des Allerhöchſten (Alto ſupremo) und der unbefleckten Jungfrau begleitet. So ſtark war ſeine Beredſamkeit, ſo ſchön ſein Organ, ſo trefflich und genialiſch ſeine Wendungen, daß es ſelten an Thränen, und alſo nie an paoli fehlte. Auch ſeinem Zahnauszieher ließ er einſt einen Prolog vorangehen, der ſehr vernünftig war, und in dieſer Kunſt war er vorzüglich, denn das zeigte er ſogleich öffentlich an mehreren, denen er zum Heil derer, die im Fegefeuer ſchmachten, (ein gewöhnliches Gebet derjenigen, die etwas an Armen umſonſt thun,) umſonſt, oder um einige Grazien den Mund rein machte vom Uebel. Oft auch kam er mit einem Kauz, einem Hahn, oder einem andern Vogel auf einer Stange, hielt erſtlich ſeinem Gewerbe eine Ehrenrede, das es nothwendig mache, ſich zum Narren zu machen, weil

die Leute es ſo wollten, deswegen brauche auch er eine parola buffoneſca, oder einen dergleichen atto, per far rider, um die Aufmerkſamkeit der Menſchen zu erregen, und ſo mit ſeinen Gaben ſich der Menſchheit und ſeinen theuerſten Landsleuten nützlich machen zu können. Und in der That konnte dieſes tauſendfältige Genie ſie mit ſeinem Kautz zum Weinen, und mit dem Todtenkopf zum Lachen bringen, wenn er wollte. So köderte und ſchmierte er ſie mit dem Oel und Balſam ſeiner Zunge und ſeiner Büchſen und Flaſchen und ſagte auch wohl ſelbſt zuweilen, im Vertrauen auf ſeine Kunſt, die Gewalt der Zunge und des Genies ſei immer ſtärker geweſen, als die der Knochen. Er ſey klein und winzig von Körper, aber Gott ſey mächtig im Schwachen, und Goliath liege David unter.

Eine Menge Gaukler zeigten auf dazu gemietheten Sälen Täſchenſpielerſtreiche und Künſte, und hatten immer ihr Auditorium, andere brauchten Affen und Hunde und andere Thiere, ſelbſt Silenus Eſelein zu ſolchen ſchnellen Dingen. Was würde Petrarch ſagen, wenn er wieder lebendig würde, und das Sonnet, das er zuerſt adelte für die lyriſche Poeſie, nun für jeden Eſel und Köter gemisbraucht ſähe; denn in kleinen Sonnetten ſind meiſtens die Ankündigungen. Welcher Italiäner wäre auch ſo ſchlecht, daß er nicht

ein Sonnet machen könnte? Besonders lächerlich war mir die Aufschrift auf dem ausgehängten Porträt eines kunstreichen amerikanischen Hühnerhundes: Hier sieht man, was man nicht glaubt, und glaubt man, was man nicht sieht, Qui si vede, che non si crede, e si crede, che non si vede.

Ein anderer Zweig des nie aussterbenden Jubels waren eine Menge Puppenspiele, die an frequenten Stellen der Stadt den ganzen Tag mit kleinen Pausen bis in die sinkende Nacht hinein spielten, und oft keinen schlechtern Witz hatten, als die kleinen Theater, deren Spieler auch meistens extemporiren. Man sah hier nur wieder in einem verjüngten, oder verjüngtesten Maßstabe den Geschmack des Volks dargestellt, und la Pulcinella und il diavolo machten den Tentorello und Arlechino oft witzig und närrisch genug, und einige andre Personen spielten die Zwischenakte. Die Regierer und Lenker unten im Geckhäuschen mußten die Stimmen moduliren, und so ging das Spiel denn auf offenem Platze, unter einer Loggie, oder auf einer Kirchentreppe zum Vergnügen einer zahlreichen umherstehenden Versammlung vorwärts, und konnte man über das eigentliche Spiel nicht lachen, so gab das Tausendfache und Lebendigere der Umstehenden einen desto reichern Stoff. Mit einigen Violinen und Cimbeln und der rundge-

henden Büchse wurden die Intermezzen gemacht, und die Hauptscenen der komischen Tragödie hingen auf großen papiernen Mahlereien an langen Stangen, bunt und schimmernd gemahlt, und wurden von den lieben Bauersleuten und den Buben mit staunenden Blicken studirt. Des Abends wurde eben diese giuochi di burattini in Sälen gespielt, und mit dem größten Ernst von den Spielern und Zuschauern behandelt. Mehrere Reihen Bänke waren für die Zuschauer bereitet, und der Eintritt für die ganze Herrlichkeit zwey Grazien, wofür man freylich drey Stunden sein Zwergfell erschüttern konnte. Auch diesem edlen Vergnügen habe ich, in dem Saal des ersten Spielers vom großherzoglichen Platze, zwey Abende geweiht, und fand es immer gedrängt voll, nicht bloß vom Pöbel, sondern von manchen rechtlichen Leuten und vielen feinen Masken. Es ward hier auch die Kunst mehr veredelt, sie war nicht mehr das plumpe Spiel des Platzes, sondern der Teufel und Pulcinella waren viel kultivirter und feiner, und das ganze Spiel auch der übrigen Personen um viele Stufen hinaufgestimmt; alles war in Worten und Werken hochtragisch, was den nächsten Uebersprung zum Komischen macht, so wie nichts mehr Lachen erregt, als die Affektation, wann sie einem gesunden Gemüthe an die Ohren schlägt. Desto schöner war alles, je

weniger der Teufel und Conſorten es ſich bey aller Mühe verwehren konnten, daß nicht die alten Mucken und Tücken, und die eingewurzelten Weiſen und Unarten ihnen in den Nacken ſtießen. Auf dieſe erſten theatraliſchen Vorſtellungen folgten Taſchenſpielerkünſte, zum Theil ganz vorzügliche wie ich ſie bey uns von den beſten Meiſtern, die ſich ungeheuer bezahlen laſſen, nicht beſſer geſehen habe. Dann kam ein chineſiſches Schattenſpiel mit herrlicher Muſik, und einigen kläglich geſungenen Balladen. Endlich machte ein Maſchinenſpiel den Beſchluß, welches die einzelnen Scenen des Karnevals vorſtellte, die wandelnden Maſken, den Korſo und die venezianiſchen Forzen, oder Kraftſtücke, die leider hier nicht Sitte ſind; und zu allerletzt ein Teller, der für ſo vielen Schweiß und ſo viele Anſtrengungen der Spieler von den Honorazioren der erſten Bänke noch ein kleines Freudengeld erbat. Auch hier ſelbſt fand man keine Auslachung und Verſpottung, die dergleichen Leute bey uns gewohnt ſind. Man nahm alles mit der gehörigen Art hin, und wußte wohl, daß auch dieſe für das allgemeine Vergnügen, wenn gleich auch für das tägliche Brot arbeiteten.

Auch ſelbſt die Blinden, Lahmen, Elenden und Krüppel gehören mit zu den Menſchen, die das Getümmel und die Unterhaltung des Karnevals vermehren. Wie ſollte man den Leidtragenden

unter den Menſchen abſchlagen, was man nicht den Freudeſuchenden verwehrt, öffentlich aufzutreten und ihre Rolle zu ſpielen? Auch ſie müſſen, wie es den Kindern des Unglücks gewöhnlich geht, für die Freude und Unterhaltung des Volks arbeiten. Sie ſammeln ſich je drei und vier mit Violinen und Cimbeln, oder einer alten klimpernden Laute, und machen auf irgend einer ſonnigen Stelle auf dem Platz des Großherzogs, oder längſt dem Arno Muſik, indem ſie ſchöne neue geiſtliche und weltliche Lieder herſingen, wovon ſie gewöhnlich einen reichen Vorrath gedruckt haben. Dieſen ſuchen ſie um einen Soldo, oder eine Grazie das Stück abzuſetzen, und damit dieſe Art des Erwerbes beſſer gehe und die Zuſchauer nicht ermatten, machen ſie auch wohl Späße und ſpielen kleine Komödien unter ſich. Einige ſind auch Improviſatori — in Italien kann ein jeder etwas ſeyn — und machen aus irgend einem Vorfall des Tages ſogleich einen Volksſank. So habe ich ſie unendliche Neujahrswünſche, die offenbar das Gepräge eigner Erfindung und eignen Witzes trugen, der Menge abſingen hören, die denn durch ſo viele Bemühungen bewegt, und durch die Erinnerung an das Fegfeuer und die heilige Jungfrau erweicht, oft außerordentlich freigebig in den hingelegten Cembalo wirft, woraus dann die Hand eines Blinden die Pfennige zuſammenraft.

Wenn es nicht schon außerordentlich rührend wäre, diese Elenden die Stimme der Freude und Lust aus den Saiten locken, und die Freuden und Dinge des Lebens besingen zu hören, die einigen von ihnen nie erschienen sind, so hat doch meistens ihre Miene soviel Ausdruck nicht des Entzückens, sondern der Verzuckung, und ihre Stimme oft eine so einfältige und herzrührende Klage, daß sie mich oft innig bewegt haben. Nie werde ich eines alten blinden Weibes vergessen, das, von einer reitzenden Tochter geführt, das niedliche Liedchen von Bertola sang: O bella mammola tutta modesta mit einem so süß melancholischen Ton, daß es ewig in meiner Brust leben wird. Oft auch haben sie Rosenkränze, Krucifixe, Ringe und Zettelchen, die an heiligen Orten geweiht sind, oder von heiligen Knochen berührt, worüber sie erst einen frommen Sermon halten, und dann reichlich sie absetzen.

Doch vor allen haben diejenigen das einträglichste Gewerbe, welche wirklich oder verstellt mit dem fallenden Uebel behaftet sind und sich an besuchten Stellen den Augen des Volks zur Schau stellen. Dieses Uebel scheint hier eben so heilig und unverletzlich zu machen, als es bey gewissen wilden Völkern macht, welche die damit Behafteten häufig für Lieblinge der Götter halten, die sie ihrer Offenbarungen würdigen; und in der

That ſolche Menſchen weißagen nicht weniger, als die Fieberraſenden. Habe ich je eine Aehnlichkeit mit der Beherung der Haſen, Eichhörnchen, Vögel durch die Klapperſchlangen gefunden, ſo iſt es dieſe hier. So eine Perſon wirft ſich auf die Knie, ſpreitet die Schürze vor ſich aus und legt in ſie ein Crucifix, indem ſie zugleich mit den Armen eins macht, als gälten die Ordalien noch, und die Augen halb verkehrt, halb entzückt in dem unbeweglichen Kopfe auf das Crucifix heftet. Ich habe es oft mit Erſtaunen geſehen, wie ſchnell dies wirkt. Die andern armen Teufel mögen ſpielen und ſingen, ſo gut ſie können, ſie reichen nicht an dieſe ſtumme Beredſamkeit des frommen Aberglaubens. Nicht blos Grazien, Soldi und Quatrini, nein die Paoli und halben Paoli fliegen in die Schürze und um das Crucifix, und mit reicher Leſe erhebt ſich endlich der Büßende, oder die Büßende. Es iſt ein Gedränge, ein Gaffen und Staunen im Blick und Gebehrde, ein Bekreuzen und Küſſen des Crucifixes, daß ich dieſen Anblick wohl Leuten gönnen mögte, die noch nie in einem katholiſchen Lande geweſen ſind. In einem beſſern Sinne ſollte freylich der alte Spruch res sacra miser ewig gelten.

Noch eine andre Art iſt dieſe. Bey der Annahung hoher Feſte ſingen, oder erzählen ſie die bibliſchen Geſchichten, die hierauf Beziehung ha-

ben, populär und begreiflich auf aushängenden papiernen Tafeln gemahlt. Die Pausen füllen sie mit der Violine, oder Cimbel aus, und sagen die Geschichten entweder im Kanzelton, oder halbsingend beiahe als Recitative her. Eben so müssen die Geschichten des Tages, die Einnahmen von Städten, Schlachten, Todesfälle merkwürdiger Männer herhalten, und selten fehlen die Klerereien zur Erläuterung. So ward die ganze Tragödie des armen Königs von Sardinien hier in elogio ausgestellt und abgesungen, ehe er noch hier auf seiner Flucht ankam; doch ihm konnten diese Sänger und Mahler nicht leicht Unrecht thun. Wenn die Erzähler besser wären, und wenn die Witzigen von ihnen so witzig seyn dürften, als sie mögten, so könnte dies ein Weg werden, manches Gesunde und Stärkende in die Köpfe des Volks zu bringen. Besonders war es hier, von dem Volke immer Trauerscenen und Hinrichtungen auf den Platz bringen zu sehen, die von den Franzosen in Italien veranlaßt waren, z. B. die fromme Nonne, die sich entleibte, als die Husaren ins Kloster brachen, der Genueser Rekrut, den sie von seinen Liebchen rissen, der wieder zu ihr desertirte und guillotinirt ward, eben so kläglich als erbaulich anzuhören.

Nachtrag von Florenz und andern Sachen.

Außer dem Taumel des Karnevals, wo alles aus seinen gewöhnlichen Angeln gerissen ist, läßt sich in Florenz für denjenigen nicht viel machen, der im Glanz und im Strudel des Lebens seine Glückseligkeit sucht. Alles geht dann in einer Stadt, die nicht reich und wo der Zusammenfluß der Fremden nicht groß ist, einen sehr stillen und bedächtigen Schritt, und auch die Vergnügungen, die man sich macht, sind äußerst einfach. Die Großen und Adlichen ziehen mit der schönen Jahrszeit auf ihre prächtigen Villen und machen die Stadt noch öder, der Hof selbst lebt häufig auf seinen schönen Schlössern, und man sieht alsdann kaum einige Equipagen in Florenz. Die guten Bürger und Bürgerinnen mit ihren Kindern wandern zu Bekannten auf die schönen Hügel, manche haben auch selbst ein Gärtchen, oder einen Weinberg vor der Stadt, wo sie ihrer Muße süß genießen können. Fast alles von dieser Klasse wandert zu Fuße und der Miethkutschen und Fiaker sind nach Verhältniß der Stadt und der Menschen, sehr wenige. In der Stadt ist sonst das gewöhnliche Schauspiel- und Kaffeehausleben, welche die Plätze sind, wo Bekanntschaften gemacht und fortgesetzt werden. Von teutscher gastfreylicher und häuslicher Geselligkeit weiß man hier wenig, und was in

den Konverſazionen der Großen und Honoratioren davon übrig geblieben iſt, ſind elende Schnörkel und Verzierungen, in denen ſich nur die Eitelkeit des Werthes abglänzen ſieht. Ueberall führt der gebildetere, ja auch nur der wohlhabendere Florentiner, was zugleich von manchen andern Italiänern gelten kann, das äſthetiſche äußere Leben; ſein Herz braucht ſo viel nicht, als das des Teutſchen.

Eines der erſten Vergnügen, welches die Italiäner ſehr genießen, iſt das Spazieren, weil es eines der wohlfeilſten und zugleich unſchuldigſten iſt. Obenan unter den Promenadeplätzen ſtehen die Kirchen; denn das Kirchengehen iſt in Italien noch mehr ein Promeniren, als in andern katholiſchen Ländern. Es geht immer von einer zur andern, beſonders aber beſucht man die vollſten und glänzendſten, weil es dort auch die eleganteſte und zierlichſte Geſellſchaft giebt. Dies iſt nicht allein alltäglich ſo, ſondern ſelbſt an hohen und höchſten Feſttagen und an ſolchen ſogar, wo jedes chriſtliche Herz ſich mit Staub und Aſche beſtreuen ſollte. Das iſt ein Laufen und Stehen und Gehen, bloß um geſehen zu werden, ein Herumgucken und Spioniren nach Leckerbiſſen, die hier nicht geſucht werden ſollten, ein Flüſtern und Lächeln und Kichern und Hände- und Kniedrücken und ein Winken und Nicken, die ſüße Vorbereitungen zu ſüßeren Schelmereien ſind. So wird hier, wo die Sünde ſo

leicht abgewaschen wird, manche Sünde vorbereitet, und die Früh- und Spätmetten, vorzüglich die abendlichen und nächtlichen Processionen und Aemter, die armen Sündern oder Heiligen zum Heil oder zur Ehre gehalten werden, geben nur zu viele Gelegenheiten. Ich könnte von der Christnacht und von anderm nächtlichen Gottesdienst sehr interessante Skizzen geben, wenn es nicht zu weit von meinem Gesichtspunkte läge, und wenn solche Scenen selbst in Romanen nicht schon genug spukten. Man braucht dem Aal nur eine heitre Nacht und Thau zu geben, so schlüpft er von selbst auf den Lande fort. Die geistlichen Herren, vor deren Augen und an deren Seite solche kleine Menschlichkeiten abgemacht werden, gehen still mit ihren Kelchen, Meßgewändern ꝛc. von einem Altar zum andern und lassen sich durch nichts stören. Jeder mag gehen, sprechen, lachen, flüstern, soviel er will, wenn er nur die allgemeinen Weisen mitmacht, so ist es gut. Dann fühlt man es recht, wie alles nur äußerer Dienst ist und auch von den Geistlichen selbst für nichts anders gegeben wird. Nach dieser Kirchenpromenade, — versteht sich, daß wir von festlichen Tagen und müßigen Menschen sprechen, die immer festlich seyn können — geht ein großer Theil der feinen und frohen Welt auf der schönen dießseitigen Gasse am Arno, längst dem Arno genannt, spazieren, eine Promenade, die

für den Herbſt, Winter und erſten Frühling treff-lich iſt, im Sommer aber mit der Hitze aufhört, weil die Südſonne, die vom Waſſer des Stroms und von den Häuſern abprallt, ſie unausſtehlich macht. In den andern Zeiten iſt hier aber ſehr häufig alles Schöne und Elegante von Florenz ausgegoſſen und die lange Strecke von der alten Brücke bis zur Dreyfaltigkeitsbrücke zeigt dann nur ein einziges fröhliches Gewimmel. Selbſt den Großen gefällt es oft, bis hieher zu fahren und dann unter der ſtrudelnden Menge auszuſteigen. Etwas entlegner iſt der ſchöne Garten Boboli am Pallaſt Pitti, weil er grade an der öſtlichen Seite der Stadt liegt, aber dafür iſt er Sommer und Winter wunderſchön, ſeine Bäume und Lauben ver-lieren nie das Grün und den Duft, immer tönt er von Geſängen der Vögel, denen dort keine Schlinge, noch Flinte ſchaden darf, und immer iſt er voll von Menſchen, die die ſchöne Natur und die Einſamkeit lieben. Wenn ich im December und Januar 1798 und 99 hier manche Stunde ſitzen und mich am Schönen und am Himmel ſonnen konnte, wie ſollte dies in gewöhnlichen Wintern nicht noch mehr der Fall ſeyn? In dieſem Garten ſieht man die reitzendſte und ſchönſte florentiner Jugend, vorzüglich die weibliche, welche in die dichten Gedränge der Stadt ſich noch nicht miſchen darf; ſelbſt diejenigen werden hier oft an der Luft

herumgeführt, welche ſonſt in einſamen Zimmern, oder gar in Zellen erzogen werden. Das kleine Volk, das mehr nach Lärm, Geſchrei und Geraſſel fragt, und einen trompetenden Eſel, oder einen ſingenden Krüppel intereſſanter findet, als das feinſte Mädchengeſicht, oder die zärtlichſte Nachtigall, ſtört dieſen Lorbeerhain weniger und ſtreift höchſtens nur in einzelnen Gruppen durch. Darum ſuchen die Vornehmern und Beſſern dieſen Aufenthalt der Freude, und man kann oft liſtig genug in ihrer Nähe und Geſellſchaft ſeyn, zumal gegen die Dämmerzeit, wo die Büſche noch dichter ſind. Auch die Geiſtlichkeit liebt dieſen Ort beſonders und die jungen Seminariſten mancher Kollegien und Orden werden dahin fleißig an die Luft geführt. Einzelne Herren Schwarzröcke ſchleichen oft einſam in den abgelegenen Gängen, wo nicht ſelten loſes Geſindel mit den Faſanen ſich verkriecht. Junge Schwärmer und Verliebte ſitzen umher und leſen, lüſterne Weiblein trippeln umher und ſpähen, feine Stutzer treten gravitätiſch und ſtehen bei jeder Statüe einige Minuten ſtill und fixiren ſie mit der Lunette. Kurz, das ſchöne Amphitheater von Boboli hat ein wahres Schauſpiel; ich will aber nicht ausplaudern, was ich ſonſt noch vielfältig ſah und hörte, das ſollen die verſchwiegenen Schatten bedecken. Vom lieblichen Prado habe ich ſchon an einer andern Stelle geredet, der iſt aber nicht

für

für alle Füße und für alle Tage, und an den gewöhnlichen kutschieren nur einige Große da herum, und allenfalls wandern neben ihnen wenige Fremde und Emigranten.

Der Freigebigkeit und Humanität der hiesigen Regierung habe ich bei mehrern Gelegenheiten erwähnt, sie ist ganz Wienerisch, ja fast noch mehr. Die Gallerie, die Paläste, Spitäler, Bibliotheken, Villen ꝛc., alles steht nicht bloß unentgeldlich für eines jeden Genuß und Gebrauch offen, sondern es ist ausdrücklich der Befehl da, einen jeden nach seinem Begehren und Wunsch dabei zu fördern und zu unterstützen und durchaus nicht das geringste anzunehmen. Dieser Befehl ergeht freilich auch an andern Orten, aber man muß schon geben und giebt gern, um nicht Gesichter um sich zu haben, die wie solche aussehen, welche geköpft, oder gehangen werden sollen. Aber fast alle Männer, die als Aufseher, oder nur als Wächter und Bedienten bei den öffentlichen Anstalten in Florenz stehen, sind eben so bereitwillig, ihre Pflicht zu thun, als höflich und freundlich, was nie als Pflicht befohlen werden kann. Vorzüglich karakteristisch aber für die hiesige menschliche Regierung ist es, einen jeden zuzulassen, er mag Bürger oder Bauer, oder der unterste Tagelöhner seyn, dagegen hat man die Bedienten in Livree von vielen Anstalten namentlich ausgeschlossen, eine merkwürdige Unterschei-

dung; ein Menſch, der freiwillig eines andern Farbe trägt, iſt nur der erſte nach ſeinem Pferde und Maulthiere und muß billig hinter jedem Eſeltreiber ſtehen, der frei ein kargeres Brodt ißt.

Eben ſo menſchlich und liebenswürdig iſt die Polizei, die nie durch Gaunereien und Nachſtellungen ſich geſchändet hat, wie anderswo; denn in den meiſten Ländern iſt ſie nur eine Spionin, die auflauert, wo noch ein Reſtchen von Freiheit emporducket, um ihn mit der Wurzel auszureißen; darüber geht der erſte Zweck meiſtens verloren. Faſt ſcheint es, als habe das toſkaniſche Volk keiner ſo ſtraffen Zügelung nöthig, als andre Völker. Alles regiert ſich gleichſam von ſelbſt und wenn auch kleine Mängel und Unordnungen einreißen, ſo iſt es beſſer, man duldet ſie, als daß man nach der andern Seite zu weit über die Gränze ſchreitet. Viele der Misbräuche und Gräuel, die andre Städte Italiens übel berüchtigt machten und noch machen, kommen hier äußerſt ſelten vor. Von Banditen, von Dolchen und Vergiftungen und von gefährlichen Liebesabentheuern und Hurenhändeln hört man hier nicht. Das alles iſt von jeher nicht recht toſkaniſch geweſen und die Mediceer haben ſolches Unkraut nicht recht aufkommen laſſen. Der Karakter des Toſkaners iſt rechtlicher und freier, als an den meiſten Orten Italiens, das Joch der Ausländer und der Pfaffen und Ariſtokraten hat die

Nation nicht ſo ſehr herabgewürdigt, daß ſolche Dinge, wie ſie anderswo erlaubt, oder doch gleichgültig dünken, hier nicht immer abſcheulich geweſen ſeyn ſollten. Auch das Weib hat hier immer noch mehr Freiheit gehabt, als anderswo in Italien, und ſo ſind viele Ränke und böſe Geſchichten an der Wurzel abgeſchnitten geweſen. Auch in Rückſicht dieſes Geſchlechts iſt man hier immer ſehr teutſch und franzöſiſch geweſen. Alles durfte ziemlich ans Licht hervortreten und die verheiratheten Weiber hatten die gebührende Freiheit und wußten ſich ſelbſt vom Cicisbeat frei zu halten, ſo ſehr dies durch die Sitten Italiens angeht. Die unverheiratheten Töchter beſſern Standes werden billig unter ſtrenger Aufſicht gehalten, welches auch in Italien wohl mehr, als anderswo, Noth thut. — Die politiſche Freiheit iſt hier nun vollends groß; ſeinen drohenden Feinden muß der hülfloſe Staat ſchon alles erlauben, ſie fordern und reden hier, was ſie wollen, und führen ſich allenthalben wie die Herren Italiens auf. Unter dieſer Rubrik der Nachſicht laufen nun auch alle andre, Fremde und Einheimiſche mit, und alſo darf man eben nichts ſchonen; nur von den Franzoſen übel ſprechen, iſt nur winken iſt ein Verbrechen und das beahndet die Regierung unerbittlich, und es iſt ſelbſt ſchon an allen Ecken zu leſen, daß niemand ſich unterſtehe, von Franzoſen und Cisal-

pinern, dieſen treuen Freunden, Böſes zu denken, oder zu ſprechen. Jeder kennt ſich.

Der einzige Vorwurf, den man der Polizei machen mögte, ſind die vielen Armen, deren man hier aber noch weniger umhergehen und die Leute anfallen ſieht, als in andern Städten Italiens. Man mögte ſagen, daß die Menge der Spitäler und Lazarethe dieſe Plage der Bürger noch mehr befördere. Man hat den Italiänern im Durchſchnitt die Faulheit aufgerückt, der Toſkaner iſt ſicher nicht faul, aber einzelne Taugenichtſe begünſtigt offenbar der Himmel und die Verfaſſung. Sicher, in dieſem ſchönen Klima von einigen Groſchen täglich leben zu können, lungert mancher ſeine ſchönen Jahre ſo hin und weiß in den alten nichts beſſeres, als betteln, oder ſich öffentlich füttern zu laſſen. Die Anſtalten dieſer Fütterung in den Spitälern ſind vortreflich, und ich habe in einigen, z. B. in dem berühmten von Maria Nuova und in dem neuen der Incurabili, eine Ordnung und Reinlichkeit gefunden, die nicht italiäniſch, ſondern faſt wieneriſch iſt. Aber empörend iſt es, wenn man ſo manchen mit geſunden Armen und Beinen darin findet, der ſich und ſein Leben beſſer benutzen ſollte, als ſo lebendig vermodern. Viele der Bettler kommen indeſſen nicht auf die Rechnung von Florenz, oder nur von Toſkana. Das Elend, das allenthalben ſeinen Paß bei ſich trägt,

iſt aus manchen Gegenden Italiens in dieſes menſchliche und wirthliche Land gefloſſen, und mancher muß mit Schmerzen bitten, was er ſonſt mit Freuden gab. Ich erwähne nicht einmal der armen franzöſiſchen Flüchtlinge, die man eben ſo in dieſes letzte Aſil zuſammengetrieben hat. Die Florentiner ſchreien laut, daß dieſe auf ihren Schultern leben, die Regierung ſelbſt kennt ihr Intereſſe wohl; aber iſt das Intereſſe was menſchliches?

Noch ein letztes Wort von den Vetturini, oder Fuhrleuten und Kutſchern Italiens. Da die Extraposten gewöhnlich ſehr theuer und jetzt theurer ſind, als je, ſo thut man wohl, immer die Vetturini zu wählen, wenn man von einem Ort zum andern will. Man findet ſie allenthalben in Menge und kann oft auf ihrer Rückreiſe ſehr wohlfeil mit ihnen bedingen. Aber ſtrenge bedingen muß man alles, ſonſt machen ſie Schelmereien; aber ſo weit geht ihr Eſprit d'honneur, das Bedungene bis auf den kleinſten Deut zu erfüllen. Gewöhnlich bedingt man Koſt und Schlaf mit ein, und man erhält Mahlzeiten und Betten durch ihre Vorſorge beſſer, als durch Verabredung mit dem Wirth. Thut man das nicht, dann kehrt ſich das Ding um, und man muß das Dreifache und für ſie zugleich mitbezahlen, was man ſich auch vorſehen mag. Leicht findet man auch gute Geſellſchaft für große Städte und reiſet alſo ſicherer und luſtiger. Kaleſchen

und Schäfen zu zwei Pferden, oder Mäulern, Karossen zu vier und sechs stehen immer in Bereitschaft; man macht täglich 8 bis 10 Meilen, schläft gut und fährt nicht mit verbundnen Augen durch das Land hin, das man doch auch sehen soll. Wohlfeiler können diese Vetturini fahren, als in andern Ländern, weil fast alle Wege Chaussee sind, für welche eine Kleinigkeit an Wegegeld, für manche auch nichts bezahlt wird. Wer sich also nach Landesbrauch zu fügen weiß, reist hier bequemer und wohlfeiler als irgendwo. Sonst ist dieses Geschlecht gegen seine Leute, die es fährt, artig und lustig, thut alles für ihre Freude und Bequemlichkeit und dankt für einige Paoli Trinkgeld mit dem tiefsten Handkuß.

Ich könnte nun noch von der Lombardei, von Mantua, Parma, Mailand und Turin manches sagen, was sich vielleicht lesen ließe, aber meine Reise dort war doch meist eine Flucht und ward es noch mehr, als ich mit dem König von Sardinien zugleich aus Turin fortmußte und wieder mit andern dem schönen Florenz zufloh. Einiges über das Verhältniß der Franzosen und Italiäner, über die Regierung der ersten und ihren Einfluß in die italiänischen Sitten, werde ich vielleicht bei den Genueser Sachen sagen, wo es mehr an seiner Stelle seyn wird. In Rücksicht auf die Gegenstände der Kunst und des geselligen Lebens, waren

dieſe Örte meiſtens ausgeſtorben. Jeder Fremde ward wie ein Spion behandelt und ſah alſo nicht mehr mit Sicherheit, als was der Augenſchein und das darſtellende Leben lehrte. Die Sehenswürdigkeiten alſo, die da zu beſchreiben wären, würden der Menſch ſeyn und was ihm zunächſt anhängt.

Reiſe von Florenz nach Livorno.

den 21. Febr. 1799.

Um 9 Uhr waren meine Sachen gepackt und ich traumte bis 10 im Garten Boboli, den ich noch um einige Zweige und Blumen ärmer machte. Als ich zurückkam, war auch mein Fuhrmann ſchon da und prellte mich, weil ich nicht feſt genug bedungen hatte, noch um einen ſcudo, indem er da chriſtiano und da galant'uomo ſo lange ſchwur, daß ich ihm das Geld in den Rachen warf. Dann empörte mein Gefühl die Unverſchämtheit meines Buben, der mir aufwartete; ich hatte ihm vor einigen Tagen ſchon reichlich zum Abſchiede gegeben, da trat er mich noch gierig an, als ich von der Treppe ſtieg, und ſchrie: Und mir geben Sie nichts? Ich warf ihm einige Paoli hin mit dem Gefühl, auch du wirſt einſt eine Plage der Reiſenden ſeyn, drückte den Hut ins Geſicht, ſtieg ein und ſah Florenz nicht mehr an. Doch kaum war ich auſſer den Vorſtädten, ſo ſchien die Frühlingsſonne ſo warm an mein Herz und die junge Luft der Liebe und Freude wehte mich ſo mild an, daß

aller Unmuth ſchnell dahin war. Ueberdem iſt die ganze Straße an zwei Meilen weit von Florenz nur gleichſam Ein ſchönes Dorf, ſo dicht liegen die einzelnen Wohnungen und Dörfer an einander. Das ſchöne Wetter hatte alle Menſchen herausgelockt, und Weiber, Mädchen und Kinder und die ländlichen Handwerker mit ihren Tiſchen und Geräthen arbeiteten und jubelten im Freien, alle Weinberge und Felder waren voll Menſchen; die einen ſchnitten die Reben, die andern banden ſie; andre trugen die ausgeſchneidelten Bündel der Bäume und Reben, andre wieder ſchleppten Pfähle, Stangen und Weidenzweige zum Binden zu; andre behackten und beſchaufelten das Korn, oder gruben und pflügten zur Frühlingsſaat. Dies Bild der Thätigkeit und des Wohllebens weckte mich bald wieder auf und aller Verdruß war verweht. Von den Rändern der Gräben dufteten Veilchen und aus den Hecken und Lüften zirpten Grillen und Vögel. Im Wagen hatte ich für die erſten drei Stunden einen Kumpan an einem alten Officier, dem der viele Schnupftobak die Naſen- und Kehlenſprache der Florentiner noch kräftiger gemacht hatte. Indeſſen war ich daran gewöhnt und verſtand ihn recht wohl, obgleich die Unterhaltung nicht gegenſeitig war; denn er hatte weit größere Luſt zu erzählen, als ich, zu hören und zu antworten. Er ſprach, wie alle Alten, von der al-

ten Zeit und vom ſiebenjährigen Kriege, den er mit den andern Toſkanern mitgemacht hatte, und vom König von Preußen, deſſen wunderbares Glück er überirdiſchen und böſen Mächten zuſchrieb, ſo wie er ſeine Laufbahn mit den Fortſchritten der Franzoſen in Italien und Neapel verglich, die er jedoch nicht bloß dem Teufel, mit dem ſie einen Bund hätten, ſondern auch den goldnen Kugeln beilegte, welche ſie geſchickt zu verſchießen wußten. Ehrlich genug ſagte er auch ein Wort Laudons über die toſkaniſchen Regimenter, das noch nicht veraltet iſt: „Die Schaafe ſind gut, aber die Hirten taugen nichts.“ Nota bene, ſetzte er ſogleich hinzu, unſre damaligen Officiere waren meiſtens Lothringer. Ich ward endlich dieſes Alten los und konnte mich noch beſſer an der ſchönen Gegend weiden.

Anderthalb Meilen von Florenz verengt ſich das Thal und die Hügel und Berge treten näher. Man ſieht nur Wohnungen, welche Wohlſtand und Leidlichkeit athmen, und die ſchönen Villen der Riccardi und Salviati. Rechts jenſeit des Arno liegen die Hügel von Arimino, die einen treflichen Wein geben, und weiter in der Ferne die von Carmignano über Poggio a Cajano, deren Weine von allen Weinen um Florenz der geſchätzteſte iſt. Etwa drittehalb Meilen hinter Florenz wird es öde. Die Berge zu beiden Seiten treten dicht zuſammen und klammern den Arno gleichſam zwi-

ſchen ſich ein. Hier geht es bergan und man ſieht zu beiden Seiten eine Menge Steinbrüche, die alle voll von Arbeitern waren, die hier die Steine nicht bloß aus dem Groben, ſondern zu Säulen, Pfoſten, Fenſterluchten, Kapitälern und andern Verzierungen zurecht häuen. Sie arbeiten theils im Freien, theils unter leichten Baracken, worin ſie ihr Geräthe haben und gegen Hitze und Regen Schuz finden. Die Arno giebt einen leichten Transport nach Florenz und einen leichteren nach Piſa und Livorno. Auch lagen unten mehrere Barken und Böte, in welche die Steine von den Arbeitern ſanft hinabgelaſſen wurden. Die Berge hier ſind nicht mit Oelbäumen und Reben, ſondern mit elendem Lecceu- und Eichengeſträuch bedeckt und mit magern Tannen. So ging es eine Stunde beinahe am Strom auf und ab, bis der Weg ſich wieder ſenkte, der Arno ſich rechts von ihm abwandte und ein andres ſchönes Thal ſich aufthat mit Dörfern und Villen und Klöſtern, doch mit der Dichtigkeit der Wohnungen im Arnothal bei Florenz nicht zu vergleichen. Wir ließen links die ſchöne Villa Ambrogiana des Großherzogs lie-gen und kamen gegen Abend in das Städtchen Em-poli. Dies iſt ein kleiner netter und volkreicher Ort, dem man an 6000 Menſchen giebt. Einer der beſten Florentiniſchen Mahler, deſſen Namen ich nicht weiß, gewöhnlich nur Empoli genannt, iſt

hier gebohren, und er iſt wohl das wichtigſte, was ſie je geliefert hat. Wir hielten uns nur ein halbes Stündchen hier auf und fuhren noch ein halbes Stündchen bis la Scala, wo wir ausſpannten.

Es war eben die Zeit der Schneidelung der Reben, ſo wie der Lichtung der Bäume, welche jene ſtützen. Die Felder des ganzen Thals, durch welches wir bis Piſa gefahren ſind, ſind in gröſſere oder kleinere Oblonga abgetheilt, die nur das Bild eines ſchönen Gartens geben. Die Einfaſſung machen Ulmen und Rüſtern, auch zuweilen Gelſen und Weiden, und an dieſe lehnen ſich die alten Weinſtöcke. Einige beſchneiden ſie im Herbſt, d. h., laſſen ihnen die zwei, drei Zweige, welche treiben und tragen ſollen; aber bei weitem die meiſten, wie uns hier der Augenſchein lehrte, nehmen dieſe Arbeit im Frühling vor. Es iſt ein angenehmer Anblick, wie die Winzer dieſe in mancherlei Formen und Schlingungen winden und welche Geflechte und Kränze ſie daraus machen. Sind die Bäume in zu weiten Zwiſchenräumen, ſo wird noch wohl ein Pfahl in die Mitte geſtellt, der die Reben verbindet, und ſo laufen die ſchönen Guirlanden fort, die freilich weit ſchöner ſind, wenn ſie mit ihren Trauben und dem Schmuck der Blätter ſich zur Erde beugen. Bei einigen war noch eine Reihe Pfähle zur Seite, abwärts von den Bäumen an drei, vier Ellen, wo man einige

Zweige hinleitete, damit ſie beſſer der Sonne genöſſen. In wenigen dieſer Abtheilungen hingegen ſah man die virgiliſchen Tabulate. Dieſe ſind entweder mit Pfählen gereiht, durch welche man kleine Stecken zum Tragen der Reben geſchlagen hat, deren Zweige über einander daran befeſtigt werden, oder ſie beſtehen aus bloßen Rohrſtangen, von deren Pflanzung und Gebrauch ſchon oben geredet iſt. Im Ganzen iſt die Arbeit ſehr mühſam, und alles wird mit außerordentlicher Sauberkeit und Zierlichkeit gemacht. Der Boden iſt durchweg braun und äußerſt ſchwer und erfordert wegen des Weinbaues eine häufige Umwühlung. Die Oblonga ſind faſt alle von Süden gegen Norden offen, um die Sonne und Befruchtung beſſer empfangen zu können, und Gräben faſſen ſie meiſtens ein, weil die Thäler am Arno ſo niedrig ſind. Hier wächſt freilich nur ein ſchwacher und ſehr irdiſcher Wein, den der Italiäner ſehr naiv Pißwein (vino pisciarello) nennt. Oelbäume ſieht man nach dem florentiner Arnothal weniger, ſo wie die Berge und Hügel überall jenes lachende Anſehen verlieren, das ſie um Florenz haben. Auf den Feldern ſieht man trotz des ſtrengen Winters Rocken, Weizen und Wolfsbohnen ſchon ziemlich kraus, und der Flachs, der aber durch den harten Winter ſehr gelitten hat, 8 bis 10 Zoll hoch. In den Dörfern vor Empoli und am Wege findet man eine Menge

Ziegeleien, die zugleich Töpfereien ſind. Man macht dieſe Arbeiten mit großer Geſchicklichkeit und Zierlichkeit, und manche faſt im Geſchmacke alter hetruriſcher Gefäße. Die Töpfer ſollen ſich auch rühmen, ihre Kunſt ſei von jenen ſchönen Zeiten bis auf die unſrigen immer hinabgeerbt. Beſonders aber wundert ſich der Fremde über die Konchen und Amphoren, die zu einer Dicke von 3, 4 Zoll und zu einem Inhalt von 3, 4 Tonnen gemacht werden, und keineswegs der Stärke und des hellen Tons mangeln. Solchen Amphoren, mit Deckeln aus eben dem Thon, vertrauten die Alten ihre beſten Weine an und auch jetzt fürchtet man nicht, koſtbare Flüſſigkeiten hineinzuthun. Auch andre niedliche kleinere Gefäße zu Blumentöpfen und anderm feinen Gebrauch ſieht man hier in Menge, zum Theil von ſehr reitzender Form.

Freitag, den 22. Februar 1799.

Um fünf Uhr Morgens ſattelten wir im ſchönſten Mondſchein auf, mit den beſten Hoffnungen für einen heitern Tag, und der Weg ging ebener durch ein ebenes Thal, bis wir uns mehr Pontadera nähterten. Da ließen wir den Arno immer mehr rechts, und unſer Weg führte uns links durch eine ſehr anmuthige und luſtige Gegend, immer auf einem meſſergleichen Bergrücken, beinahe bis Pontadera fort. Rechts war das Thal viel weiter und die Morgenſonne vergoldete die fernen Schnee-

berge von Massa und Carrara, welche ich so oft mit inniger Sehnsucht von der hohen Terrasse des Gartens Boboli gesehen hatte, und welche nun ihre glänzenden Häupter aus dem Nebel hoben, der im weißen Silberdampfe rund umher zu ihren Füßen schwamm. Das Rauschen des Arno war in der Ferne, rechts stießen nahe Hügel sogleich an unsern Wegrücken, und liebliche Thäler und Küste mit Reben und Fruchtbäumen, als eben so viele Lustgärten schlossen sie zwischen sich ein. Sparsam sieht man Oelbäume in der Mitte und oben einige kümmerliche Tannen. Die Gegend ist bey weitem so lustig und belebt nicht, als die um Florenz, obgleich man auch hier noch ganz ansehnliche Flecken und Dörfer findet, wie z. B. Pontadera und Cascina. Von Cascina senkt sich der Weg sanft zur Ebene und zum Thale hinab, das sich mit den Thürmen von Pisa in der Ferne immer weiter ausdehnt, und zu beyden Seiten die Berge weiter zurückschiebt. Hinter Cascina geht der Weg immer längst dem Arno. Diesen machten wir rasch, hielten einige Stunden Rast vor dem Livorner Thor vom Pisa, und fuhren um zwey Uhr weiter.

Alles verändert sich sichtbar, je näher man Pisa kommt. Zwar sind noch die Reben auf den Feldern, aber in weitern Zwischenräumen und weniger lustig anzusehen; sie werden immer dün-

ner und der Boden ſandiger und leichter. Auch bey den Wohnungen und Menſchen findet man einige Verſchiedenheiten. Erſtere haben hier häufig eine Art Hof und Umzäunung, wie man ſie faſt nirgends um Florenz findet. Dieſe ſind meiſtens aus Wacholder und andern kleinem Geſträuch, aus Dornflechtungen und aus Rohr gemacht. Umher ſtehen Zuckerhutförmig die Strohmiethen und Heuhaufen, von welchen Letztern man mit eben ſo viel Zierlichkeit als von einem Käſe, ausſchneidet, und immer nach den Gegenden hin, woher der Regen nicht zu kommen pflegt. Die Villen ſind ſelten, und, wenn man einige ſieht, nicht mit dem Glanz, wie man ſie um Florenz ſo häufig findet; eben ſo gehören Lorbeern und Cypreſſen hier ſchon mehr zu den Seltenheiten. Es war ein ſchöner Mittag, und aus allen Hecken tönten die Grillen und Laubfröſche, und Fröſche aus allen Pfützen und Sümpfen; aber wenig Lerchengeſang, weil man dieſe lieblichen Thierchen meiſt im Winter wegfängt. Die ſüdlichen Mauern von Piſa hingen rund umher voll Guirlanden von Orangen und Limonen, die aus dem dunkeln Laube hervorſchimmerten, ein ſchönes Vorgefühl für dieſe Stadt, der ich diesmal nah vorbeyflog.

Die Tracht iſt, drey Meilen vor Piſa etwa, ganz anders, und dies zeigt ſich noch mehr vor Livorno, wo ſie ganz ſtairiſch wird. Die langen

Mäntel der florentiner Bauersleute werden zu den kurzen, wie man sie um Laibach und Triest sieht, etwa bis in die Kniekehle reichend, wie die Buseruns unserer Matrosen mit einer weiten Matrosenkapuze. Die fahrenden, grabenden und arbeitenden Männer tragen aus weißer Leinewand den ganzen Ueberwurf der thüringischen Fuhrleute und ihre Ackerstiefeln; eben so ist die Tracht der Weiber ganz auf thüringisch und fränkisch verändert. Man sieht nicht mehr die leichten Hüte, nicht die bunt bebänderten und beflitterten Aermel, Schultern und Mieder der Bäuerinnen um Florenz, sondern das Haar hält ein weißes, oder buntes Tuch zusammen, das in langen Zipfeln zierlich über die Schultern herabfällt, und das Kamisol ist schlecht und unverziert. Die geputzt sind und zur Stadt und Kirche spaziren, haben ein großes Schleiertuch, ganz im Geschmack unserer Schönen umgeworfen, und zum Theil auch gegen Nebel und Wind den Kopf wie in einen Nonnenschleier eingemummt. Meist braucht man dazu ein leichtes rothes wollenes Tuch, seltener ein weißes, oder buntes aus Baumwolle. Die Männer in diesen Pisaner oder Livorner Gegenden haben mehr das Ansehen der Stärke und des Muthes, und die Weiber sind weißer und schönfarbiger, als die um Florenz; aber ihnen Beyden fehlt das leichte und freie Ansehen, und die heitre Miene, die jene

meistens

meiſtens ſo vortheilhaft auszeichnet, beſonders wenn man ſie bey feſtlichen Gelegenheiten ſieht, wo ſie bloß für die Freude leben. Schon um Piſa habe ich die Gegend verändert genannt, aber hinter Piſa war ſie es auf eine noch weit auffallendere Weiſe, und ich glaubte eine Haide und Waldgegend von Pommern zu ſehen. Die Baumpflanzungen und Reihen von Reben waren fort. Man ſieht nur eine weite Ebene, mit Korn beſäet, und zu beyden Seiten Wälder von Letſchen, Eichen und Tannen in der Ferne; große Wieſen voll von Rinderheerden und Pferden, Koppeln mit Gehägen, worin ſchon Heerden luſtig ſpielten und ſprangen, wie bey uns im April und Mai; alles dies verſetzte mich in einen ſüßen Traum des öderen Vaterlandes. So kamen wir in einen Wald, oder eine Art Haide mit Wacholder, Schlangenkraut und geſtutzten Letſchen und Eichen, worin große Heerden weideten. Der Boden iſt hier ſchlecht und ſandig, und ſo geht es fort bis Livorno. Alles iſt Fläche und ohne Bäume, und nur als eine Seltenheit ſieht man eine Rebe am Wege. Dreiviertel Meilen vor Livorno hört das Gebüſch auf, und die nette Stadt liegt hell vor Augen. Ich fuhr in der Dunkelheit ein, und nahm in einem Hauſe Platz, wo ich mir ſchon ein Zimmer beſtellt hatte, kaufte mit einem halben Dutzend Facchini, die ſich mit meinen zwey Koffern

heraufgedrängt hatten, und alle ihr Theil am Raub haben wollten, und brachte meinen Abend in der Gesellschaft des Hauses recht lustig zu. Weil es nemlich in den großen Wirthshäusern wegen der Menge der Fremden unerschwinglich theuer war, so hatte ich mir bey einem Manne, der bloß logirt, eine Stube durch einen Florentiner Freund bestellt, und ging essen nach einer table d'hôte, wohin ich wollte.

Livorno.

Ich habe in dieser niedlichen Stadt 8 recht frohe Tage verlebt, und werde mich ihrer immer mit einer gewissen Vorliebe erinnern, die mich vielleicht als einen am Meer Gebohrnen für alles, was an der See liegt, oder wohnt, partheiisch macht. So fröhlich habe ich hier öffentlich unter allen Nationen mich umgetummelt: so viele Landsleute gesprochen, so lieb bin ich von italiänischen und teutschen Handelshäusern, so freundschaftlich von dem wackern schwedischen Konsul Torngrèn aufgenommen worden, daß ich hier wieder recht unter Menschen zu seyn glaubte.

Livorno stieg, so wie Pisa sank. Es war sonst in der ältern Zeit unter dem Namen Portus Liburnus ein sehr unbedeutender Ort. Aber als gegen das Ende des 13. Jahrhunderts der Hafen von Pisa von den Genuesern zerstört ward, wuchs Livorno zusehends, noch mehr aber, als es in die

Hände der Florentiner kam. Im 16. Jahrhunderte ward es von Kosmus dem Ersten zu einem Freihafen gemacht und mit manchen andern Vortheilen begabt, und so ist es fortgeschritten bis auf den heutigen Tag. Die Stadt ist nicht groß und hat etwa Dreyviertelstunden im Umfang. Man kann sie leicht durchmessen; denn von der Porta Pisana, zur Porta Colonella, die schöne Straße Ferdinanda entlang ist wahrlich keine lange Strecke, ihre Breite von Norden nach Süden mag etwas mehr ausmachen. Im Ganzen aber bildet sie beynahe einen Zirkel. Sie ist rund umher mit Wasser umgeben und mit Wällen und Bastionen versehen, hat auch einige Forts und Kastelle, besonders die sogenannte Fortezza vecchia, und deswegen heißt sie eine Festung, ohne eben besonders fest zu seyn; aber wenn die Franzosen, oder eine andre kaninchenartige Nation, sie in Besitz hätten, sie würden schon was daraus machen; denn die Lage ist allerdings für eine Festung sehr günstig, da rings umher keine nahen Berge und Hügel sind, die sie bestreichen könnten.

Die Stadt gehört nach meinem Gefühl zu einer der lustigsten und munterſten und in mancher Rücksicht auch zu einer der niedlichsten, die ich auf meiner Wanderschaft gesehen habe, so ein Gewimmel und Gewühl des thätigen und handelnden Lebens bewegt sich in ihrem kleinen Rau-

me, besonders angenehm für den, der viel in Seestädten zu leben gewohnt ist. Und doch ist dies nichts gegen die Zeiten der Fülle und des Gewerbes, die noch vor einigen Jahren hier gewesen sind, und die ein allgemeiner Friede wieder herbeiführen würde. Alles seufzt und klagt auch hier über Elend und Krieg, obgleich Toskana das einzige Land ist, das bis jetzt mit leidlichen Zahlungen abgekommen ist. Korsaren stören das Meer, ganze Länder sind geschlossen, Fracht und Assekuranz werden immer theurer, und das Geld wagt sich nicht, weil man auch hier täglich eine Ausstreifung fürchtet, und schon einmal eine Probe gemacht hat. Nicht allein über die englischen Häuser ist es hier hergegangen, obgleich manche durch Bestechung vieles gerettet haben, sondern auch einige Italiäner hat man hart mitgenommen. Die von der englischen Zunge, obgleich sie zum Theil 20, 30 Jahre als toskanische Unterthanen in Livorno gelebt hatten, mußten doch böse heraus und selbst die Eisengitter ihres Kirchhofes lösen, welche die Franzosen abbrechen wollten. Deswegen sind auch die meisten von hier gegangen, einige haben die Hand ganz aus dem Teig gezogen, andere existiren indirekte unter fremden Namen und Firma.

Im Ganzen kann man nicht sagen, daß die Stadt schön sey, denn die meisten Straßen sind,

wenn gleich grade, doch eng und durch die Höhe der Häuser dunkel. Aber sie hat einzelne Schönheiten, die vielen der größten Städte fehlen, und eine Lebendigkeit und ein Bienengesumme der thätigen Menschen, die allein mehr werth sind, als alle schönsten Plätze und Gassen, wenn nicht Wohlstand und Reichthum darin erscheinen. Dahin gehört besonders die schöne Via Ferdinanda, (Ferdinandsstraße,) welche die Stadt gleichsam in der Mitte durchschneidet, obgleich die nördliche Seite größer ist. Sie läuft vom Pisaner Thor bis zum Thor Colonella schnurgerade und breit fort. über die piazza d'armo, und sie und der Platz selbst sind das eigentliche Leben der Stadt, und der Tummelplatz, wo es von eilf bis zwei Uhr und um die ersten Abendstunden wimmelt. Hier sind die ersten Kaffehäuser, die Rendevous zu gewissen Stunden, und gleichsam die Börse von Livorno, und hier kann man täglich ohne Ueberdruß im Gespräch, oder im Spazieren sehr angenehm einige Stunden hinbringen. Schöner in seiner Art und unstreitig einer der schönsten, die es geben kann, ist der Platz selbst, ein großes Oblongum, von dem die Via Ferdinanda links vom Pisaner Thor ein Drittel ausschneidet. Dieser herrliche Platz zeigt offenbar, daß die Stadt für eine geräumige und große berechnet war, und auch itzt in dem kleinen Umfang der Wälle und Mauern

bietet er durch ſeine Lebhaftigkeit dem Auge nur das Bild einer groſsen Stadt dar. Auf dem Ende links iſt der Dom und ſeitwärts die Hauptwache, und zu beyden Seiten und Enden laufen noch mehrere Loggien fort, wo Buden, Koffehäuſer, Trödler und kleine Krämer, auch Handwerker, unter freierem Himmel arbeitend, jeder nach ſeiner Bequemlichkeit, ſich rühren. Am andern Ende zur rechten Hand iſt der Pallaſt des Groſsherzogs, ſo kleinlich, daſs er keine Erwähnung verdient. Die übrigen Häuſer ſind brav und ſchön; aber welche Zierde würde der Platz durch einen Florentiner Dom an einem Ende und durch einen ähnlichen Pallaſt am andern gewinnen! Auſser der Via Ferdinanda iſt auch die kurze Via Borra breit und ſchön, aber wenig lebhaft. Die Kirchen verdienen nach den Florentinern weder im Aeuſsern noch Innern Erwähnung. Daſs die Griechen und Türken ihre Bethäuſer und die engliſche und proteſtantiſche teutſche Kirche ihre Säle zur Andacht bey dem Engliſchen und Hamburgiſchen Konſul haben, iſt etwas Bekanntes; doch jetzt ſind das keine Dinge, wornach man fragen muſs.

Die Koffehäuſer ſind vorzüglich ſchön und die Florentiner dagegen wahre Schuhflickerbuden, die freilich bey der Nüchternheit der Florentiner auch nicht gut anders ſeyn können. Dieſe ſind lang

und zierlich und laufen oft durch drei, vier Zimmer fort und ſind vom frühen Morgen bis gegen Mitternacht immer voll Menſchen, und ein Bottege im Neu-Griechen verſicherte mich, daß ſie zuweilen an Einem Tage für 100 Zechinen umſetzten. Dafür iſt auch alles gut und wohlfeil und von Venedig, Mailand und Florenz himmelweit verſchieden. Die Wände ſind ſchön tapeziert und bemahlt und mit großen und kleinen Spiegeln herrlich behangen, die Tiſche aus weißem und grauem Marmor, das Geſchirr alles aus Silber und gutem Porzellan. In ihnen treibt ſich alles um, wes Alters, Geſchlechts, Standes und Volks es ſei, ohne ſich zu geniren, und mit der Freiheit und Gleichheit, welche eigentlich nur in großen Handelsſtädten zu Hauſe ſeyn kann. An einem Tiſche ſitzen die Geldmäkler, am andern die politiſchen; an einem treibt man die Könige von den Inſeln zuletzt ins Meer, ſich zu erſäufen, an dem andern ſchmiedet man Plane, den Kaiſer und die Ruſſen und Preußen und Schweden den Franzoſen auf den Hals zu ſchicken. Hier ſitzt ein Haufe Matroſen, ſoviel es handelnder Nationen giebt, und weiß mit ſeinem Gelde ſich ſchon verſtändlich zu machen, um des guten Geldes in Menge zu erhalten, dort eine Gruppe lumpiger Buben, welche gaunern und betteln, um des Abends ihr Sorbet, Limonade und Orzata trinken zu können. An dieſem Tiſche ſitzen

die frischen Republikaner mit ihren Monturen und Kokarden und auf dem Boden klappernden Säbeln, an jenem Emigranten, arm und scheu, die höchstens eine einfache Limonade, oder einen Kaffe einnehmen und mäßig ein Stücklein Gebackenes eintunken, um so ihr Abendbrodt zu halten. Feine Dirnen sitzen unter jungen Schiffern und Franzosen, die fleißig Stärkungen und Süßigkeiten zutragen und es an freundlichem Sprechen und Winken nicht fehlen lassen; und das hohläugigste und abscheulichste Geschlecht, die Kuppler, schnüffeln umher und treten bei'm Abmarsch diesem und jenem aus der Thüre nach, um ihm eine bellissima ragazza, eine vaghissima ninfa zu empfehlen. Ich kenne dieses Gezücht, sei es in den 20gen oder 50gen, so genau an Blick und Wesen, daß ich es meistens auf den Kopf sagen will. Männer und Jünglinge aller Nationen drängen sich in der Mitte, unter einander, alle Sprachen Europens klingen zusammen und eine Menge Schweizer, Tyroler und Savoyarden, welche Strümpfe, Tücher und mancherlei Kleinigkeiten zum Verkauf umtragen, kosen darein. So hat man das Bild der Welt im Kleinen. Die ersten Koffehäuser sind in der Ferdinandsstraße, der Neu-Grieche, (il Nuovo Greco) das lebhafteste und größte, und ein andres gegenüber nahe am Waffenplatz, und näher dem Pisaner Thore der Japaner (il Japonese).

Die Häuser sind meistentheils vier, fünf, ja einige auch sechs, sieben Stock hoch, haben ein sehr heiteres und lichtes Ansehen und sind im Aeußern viel fensterreicher und netter, als die Florentiner, obgleich es von Palläſten hier sehr wenig giebt. Man findet auch wenige aus dem grauen Sandstein aufgeführt, oder aus pietre bozze, sondern die meisten sind massiv und aus Ziegeln. Man hat hier ein sehr gutes Materiale, die Mauern mit wenigen Kosten gleichsam unvergänglich zu machen. Man braucht nemlich den Tuffstein, der im Felde und am Strande sich häufig findet, um die Zwischenräume der Ziegel in der Mitte zu füllen und sie selbst glatt und zierlich umher zu mauern. Diese halten fest zusammen, und machen zugleich eine so harte und wohlfeile Mauer, daß es eine Luſt ist. Ich habe sie draußen im Felde hinter dem Moleto, der Quarantaine nicht nur von Sklaven herausbrechen, sondern auch nachher bei den neuen Bauen in den Vorstädten einflicken und einfügen sehen. Wenn in Venedig der Abstand von den papierfenstrigen Hütten zu den Palläſten groß ist, so findet man dies Beleidigende hier nicht, sondern alle Häuser haben ein frisches und freundliches Ansehen und dürfen sich ohne Schaden auf die Kopie und Schornsteine sehen lassen. Aber das Pflaster der Gassen reicht nicht an das Florentiner, die Fliesen sind bei weitem kleiner und an manchen

Stellen auch höckerigt, und die vielen Menſchen machen mit dem Karren und Fahren bey dem geringſten Staubregen, oder Nebel alles ſchmutzig, bis etwa auf den Platz und ſeine ſchönen Straßen, welche ihre Größe und Offenheit mehr ſchützt.

An der nördlichen Seite der Stadt läuft vom Hafen ein breiter Kanal, über welchen mehrere Brücken führen, bis dicht an die öſtlichen Mauern mit mehrern kleinen Nebenkanälen. Dies erleichtert und erſpart außerordentlich, und man hat für die Waaren große Magazine um ihn herum gebaut. Man pflegt dieſen Theil der Stadt wohl Venezia zu nennen. Zum Hafen führen zwei Thore, das Hafenthor und das della Colonella, welches letztere zugleich aus der Stadt führt. Außer dieſen iſt die Porta Pisana, die Porta von San Marco, die aber meiſtens verſchloſſen iſt, und ein andres Thor für Fußgänger, auf die Wälle führend.

Um in der Stadt alles kurz abzufertigen, noch einige Notizen, und dieſe ſind zuerſt zwei Anſtalten Leopolds, der mehr ein guter, als ein großer Menſch war. Am Thor St. Marco findet man nemlich ein Erziehungshaus für Soldatenkinder, eine feine Einrichtung, die ſich von ihm herſchreibt. Eine Seite des Gebäudes bewohnen die Mägdlein mit ihrem Anhang, die andre die Knaben, das Thor theilt ſie. Ordnung und Reinlichkeit und

gute Polizei herrſchen im Aeußern und Innern und die Kinder tragen alle das blühende Gepräge der Geſundheit und Fröhlichkeit, die mehr, als alles Lob, für die Einrichtung ſpricht. Mehr aber im Geiſt einer handelnden Stadt iſt die zweite Anſtalt, die bis jetzt wenig nachgeahmt und deren Erdenkung und Einrichtung doch ſo natürlich iſt. Dies iſt das berühmte Oelmagazin, ein großes maſſives Gebäude, ganz aus Steinen aufgeführt. Es ſind große Tröge aus Stein und zwar aus Schiefer gemauert, mit ſteinernen Deckeln. Ueber jedem iſt das Maß des Inhalts und die Nummer gemahlt. Jeder Kaufmann, der eine beträchtliche Ladung bekömmt, ſchüttet ſie hier auf, wo das Oel ſich Jahrelang friſch und rein erhält und faſt nichts verliert, weil weder Froſt, noch Luft und Sonne daraus ſaugen kann. Alles dies iſt mit einem Aufwand und einer Größe gemacht und wird in einer Sauberkeit erhalten, welche der Stadt Ehre machen.

Wunderbar iſt es, daß es in einer ſo reichen und wohlhabenden Stadt nur Ein Theater giebt und auch dieſes Eine wenig beſucht wird. Das iſt gar nicht italiäniſch. Es iſt etwa wie das Theater del Cocomero in Florenz an Größe und Einrichtung, aber theurer als das della Pergola. Auch hier gehen die großen Opern fünf- und zehnmal hinter einander fort. Ich habe nichts als die Zer-

ſtörung Jeruſalems abſingen hören die drei Male, daß ich es beſuchte. Der Caſtrat Damiani ſingt brav und auch einige andre ſind mehr, als mittelmäßig; aber wenn man Marcheſe und neuerlich auch noch einen David gehört hat, ſo gefällt es nicht ſo ganz. Ich laß faſt immer unter Franzoſen, die für einen Fremden allenthalben die bequemſten Leute zum Plaudern ſind. Die erſten, obgleich gute Republikaner, kannten bei dem Eintritt einer ganzen Schaar von jungen Bauern und Bäuerinnen doch der natürlichen Bemerkung ſich nicht erwehren, welch ſchönes Land dies ſeyn, und wie gut es regiert werden müſſe, da nicht einmal in Frankreich (welch ein Nachdruck!) ſie mit den Erſten und Beſten auf einerlei Sitzen Platz nehmen. Im Carneval ſind auch hier einige Winkeltheater und Livorno hat alsdann auch ſeinen Korſo.

Was man hier wie in Florenz vermißt, iſt die Erleuchtung, die man eigentlich gar nicht findet; denn die eine, oder andre Laterne bei einem öffentlichen Hauſe, oder unter einem Madonnenbilde wird man doch nicht rechnen wollen. Dies iſt wirklich ein großer Mangel, und doch müßte die Erleuchtung ſich nirgends wohlfeiler bewerkſtelligen laſſen, als in Italien. Zum Glücke machen Banditen und andres Ungeziefer, was auf die Menſchenleben ausgeht, hier dieſe Anſtalt eben nicht

nothwendig; denn auch hier ſind Mordgeſchichten faſt ſo gut, als Wundergeſchichten.

Die Vorſtädte ſind meiſt rund um die Stadt; beſonders aber läuft in den Nordoſt ein ſchöner Kranz von Vorſtädten, mit Gärten und Feldern unterwiſcht, die Miene machen, mit der Zeit mit der Stadt zuſammenzufließen, welches, wie man ſagt, auch Leopolds Plan geweſen ſeyn ſoll, welcher ſich vielleicht von ſelbſt ausführt, wenn nur die Welt einmal wieder ein wenig Ruhe hat. Dann kann man nichts beſſers thun, als die Feſtungswerke hier ſchleifen und höchſtens die Waſſer zur Bequemlichkeit des Hin- und Herſchiffens zu laſſen, und einige Brücken darüber zu ſchlagen. Der Hafen behält immer ſeinen Schuz an der fortezza vecchia, und einigen Baſtionen. Auch dieſe Vorſtädte ſind ſchön gebaut, beſonders die Straße nach Piſa und Monte Nero und Volaterra. Sie ſind ſchnurgerade und breiter, als die in der Stadt. An allen Ecken findet man neue Häuſer in Arbeit, die nach und nach zu Gaſſen auswachſen. Wenn dieſer Umfang ſich ausfüllt, ſo wird Livorno beinahe ſo groß, als Piſa. Man rechnet hier jezt ſchon an 60000 Einwohner und die Menge der Fremden und franzöſiſchen und italiäniſchen Ausgewanderten iſt groß. Zwiſchen den Vorſtädten und Wällen der Stadt von dem Piſaner Thore bis zum Thore Colonella iſt ein luſtiger grüner Raſen,

der ſich von den Wällen zu den Häuſern ſanft neigt und auf die Stadt und einen Theil des Meers eine angenehme Ausſicht darbietet. Dieſer anmuthige Raſenſtreifen heißt gli Sparti und dient zu einem ſchönen Spaziergange, wo man die Feiertage und Feierabende ein luſtiges Menſchengewimmel findet und Gelegenheit hat, die feine und ſchöne Welt in Augenſchein zu nehmen. Unten innerhalb der Wälle ſind kleine Gärten an den Waſſern, mit allerlei Früchten bepflanzt. In einigen derſelben findet man auch Zelte und Baracken mit niedlichen Bänken und Tiſchen, die während des Sommers zur Ruhe und zum Vergnügen dienen; andre ſind bloße Lauben, mit Reben überflochten. Hier wird Erfriſchendes und Stärkendes aller Art gereicht, ſobald die Hitze und Schwüle des Sommers die Leute durſtiger macht.

In den Vorſtädten findet man auch die Begräbnißplätze (campi ſanti). Der der Chriſten (ſo heißen die Katholiken nur) iſt ſeitwärts vom Piſaner Thor und ein regelmäßiges Viereck, mit vier Kapellen in Form der Rotunda eingefaßt, und mit mehrern Seitenkapellen im Innern, wo rund umher Arkaden laufen, unter denen die Großen und Reichen meiſtens ihre Gebeine hingelegt haben und mit Inſchriften und Monumenten zur Seite prangen. Das ſchönſte aber dieſes Campo ſanto iſt ſein Angeſicht. Ein anmuthiges Grün iſt vor dem

Eingange und Cipreſſen bilden einen halben Mond um den Raſen und eine ſchöne und dunkle Cipreſſenallee führt vom Wall her ſchnurgerade zum dunkeln Eingang der Wohnungen der Todten. Dies ſind die Verzierungen der Todten, wenn ſie welche haben ſollen, oder ein grauer Stein des Feldes mit ſeinem Graſe, oder ein Baum mit ſeinen rauſchenden Blättern. Dieſe geben ein liebliches Bild ſelbſt des Todes und ſchlagen der Erinnerung keine ſchmerzlichen Wunden. Bei dieſer Gelegenheit muß ich eines Legats erwähnen, das ich in dem Kirchlein der Compagnia della Miſericordia, der reichſten in Livorno, bemerkt habe. Man ſieht über dem Hauptaltar zum Spiegel der lebendigen Sterblichen ein Skelett aufgeſtellt von weiland dem ſchönſten Weibe in der Stadt, welche ſich als Augenſpiegel nach ihrem Tode zur Erbauung der Frommen und zur Demüthigung der Schönheit aufzuſtellen befahl, und die, wenn ſie im Leben ihre Verehrer hatte, dieſe nun auf eine andere Art im Tode ſuchte. Aber das Bild des Todes in ſeinem Gerippe aus Knochen und Knorpeln hat nichts Holdes und Schönes. Mir hat es einen andern Gedanken in den Kopf geſetzt, daß es gut ſeyn mögte, in den Schulen junger Mägdlein ſo einen Spiegel der Huld und Schönheit aufzuſtellen, um ſie Beſcheidenheit und Mäßigkeit zu lehren und wohin nach dem Umlauf weniger Luſtra alle

dieſe Reihe endlich auslaufen. — Nicht weit von dieſem iſt der Kirchhof der Holländer in der Vorſtadt nach Piſa hart am Wege. Hier liegen zugleich die teutſchen und ſchwediſchen und andre Proteſtanten. Es iſt gar ein freundlicher und natürlicher, und keiner würde ihn für einen Kirchhof halten, wenn er nicht gleichſam mit der Naſe darauf geſtoßen würde, daß es einer ſei. Rund umher im Innern laufen grüne Bäumchen und ſein ganzer Raum iſt mit Hecken aus Burbaum und anderm lieblichen Grün eingefaßt und in ſchöne Baumalleen abgetheilt. In dem Gange der Mitte liegen die Begrabenen unter einem weißen, oder grauen Stein mit einer einfachen Inſchrift meiſtens in der Landesſprache deſſen, der darunter liegt. Die Kinder des Frühlings, die hier mit jedem verjüngten Jahre neu entſtehen, erinnern ſo lieblich und ſanft an den ewigen Frühling des unzerſtörbaren Lebens in uns und an die nimmer alternde Jugend der Geiſter, die hier ihre verweslithe Bekleidung dem Staube übergeben haben. — Näher der Porta Colonella am andern Ende degli Sparti am Wege iſt der Campo ſanto der Engländer, von allen der prächtigſte, ſo wie die ſtolze Nation von allen die reichſte. Er iſt von 1746, wie eine Aufſchrift am Eingange ſagt. Rund umher laufen große Pfeiler aus Steine, die durch Eiſengitter verbunden ſind. Die grünen Raſen vorn

ſind

ſind auch ohne ihre Gebeine und Grabhügel; oder vielmehr giebt es hier nie Grabhügel. Die [illegible] Weiſe, zu hügeln und den Kirchen Thürme und den Gräbern gewaltige Stei[illegible] aufzuſetzen, ſcheint ächt celtiſch und germaniſch zu ſeyn. Der [illegible] Theil hat einige prächtige und auch [illegible] ſchöne Monumente aus Marmor, und einige feine Köpfe der weiland Beſitzer der mo[illegible]chen. Manche Söhne der Edlen und Reichen Englands liegen hier fern vom Vaterlande. Es iſt auf den wenigſten Monumenten [illegible] der Inſchriften, die dem Gegenſtand ziemt, ſondern die meiſten ſind zu prahlend und geſchwätzig. — Noch eine feine Partie iſt in dieſer Gegend in der Vorſtadt am Wege nach Monto Nero, das Wäldchen der Kapuciner, ein ſchöner und kühler Wald aus Letſchen und Lorbeern und andern Bäumen. Aergerlich war es mir, dieſen Spazierort der heiligen Natur durch Schlingen und Leimruthen entweiht zu ſehen. Ein Prieſter ſollte im Aſil der Ruhe und Unſchuld die fröhlichen Kinder des Frühlings nicht morden. Ich pflückte einige Veilchen und Hyacinthen, und ging misvuthig weiter. Ach! daß die Herrſchaft des Weltregierers, des Bauches, ſo groß iſt!

Der Ort, wo die Quarantaine gehalten wird, heißt Moleto. Er befindet ſich gleich auſſerhalb der Porta Colonella längſt dem Strande in einem

Raum von beynahe zwey Miglien. Es sind eigentlich drey Lazarethe, Sankt Leopold, Sankt Roch und Sankt Giacomo, alle drey von einem ganz ansehnlichen Umfang und mit mächtigen Mauren und Wällen eingeschlossen und gröſtentheils rund von Wasser umflossen. In der Mitte liegen die Schiffe und umher die Wohnungen für die Mannschaft und Passagiere, die 30 bis 40 Tage hier liegen müssen. Jeder Theil ist für sich und darf mit dem andern nicht umgehen, und ist jemand so unglücklich, oder unvorsichtig, einem später eingeschlossenen sich nur auf drey Schritt zu nähern, oder den Saum seines Kleides zu berühren, so wird ihm die Zeit, die er gesessen hat, für nichts gerechnet, und er muß wieder von vorne anfangen. Bey dem jetzigen Kriege und besonders seit den neuen ägyptischen und türkischen Unruhen ist der Handel nach der Levante auch sehr in der Klemme, und diese Gebäude stehen jetzt gewöhnlich leer.

Südwestlich von der Stadt geht man durch zwey Thore, durch die Porta Colonella und das Hafenthor zum Hafen, welcher gleichsam zwey Abtheilungen hat. Der erste Theil läuft auch unter dem Namen Darsena, und Darse. Er dient meistens den Barken zum Einladen; zur Betrachtung im zweiten äussern, oder eigentlichen Hafen. Vormals lagen hier die Galeeren, als man deren

noch hatte, und einige kleine bewaffnete Fahrzeuge. Hier werden auch die lecken und schadhaften Schiffe ausgebessert; hier ist die Zimmerei und Beteererei; hier liegen große Vorräthe von Schiffsbauholz und andern Materialien im Freien und in Magazinen; hier sind die Osterien des Schiffsvolks unter Baracken und auf kleinen Barken, wo es sich ungestörter leben läßt; hier ist das ganze Getümmel der Fuhrleute und Träger und das lebendigste Bild des Seelebens. Beinahe in der Mitte gegen diesen kleinen Anlandungshafen steht eine stattliche Bildsäule Ferdinands des Zweiten in Colossalischer Größe aus weißem Marmor, und sieht mit dem Herrscherblick und Herrscherstab über das Meer hinaus. Die Statue ist eben nicht schön. Besser gearbeitet sind die vier Sklaven aus Bronze, die gefesselt zu seinen Füßen knieen. Sie sind mit einer wunderbaren Perspektive so vom Künstler gestellt, daß man sie alle vier, obgleich sie in gleicher Entfernung die vier Ecken einnehmen, mit Einem Augenpunkte sieht, wenn man sich in einer gewissen Entfernung von der Porta Colonella stellt. Eine stehende Brücke führt von dieser Seite gleich am Thor Colonella zum Molo des andern Hafens und eine geschobene, um den Umweg zu ersparen, ist gerade dem andern Seitenthore gegenüber.

Zwischen diesem kleinen und dem großen Hafen findet man einige stattliche öffentliche Gebäude, zuerst ein schönes Soldatenlazareth, welches die zahlreiche Judenschaft bey Leopolds Thronbesteigung hat bauen lassen, und welches den Erbauern und den Einrichtungen der innern Polizei und Ordnung Ehre macht; dann ein Tobacks- und Salzmagazin aus den Zeiten der Mediceer. Wenn man sich von hier links wendet, so macht man die Runde des Molo, die beinahe einen Miglio ausmacht, und den Hafen wie in einem Quadrat einfaßt. Zwischen diesem und dem ersten Hafen liegen die großen Schiffe und hier wird ein- und ausgeladen, doch sieht man bey gutem Wetter eine Menge Schiffe draußen auf der Rhede liegen, unter welchen das kleinere Gewimmel der Fischerböte und Schaluppen und Barken sich lustig bewegt. Draußen am Molo hat man mächtige Klumpen Granit und Tuffstein gegen die Wellen geworfen, und auch nach der nordöstlichen Seite gegen die fortezza vecchia, näher am Ufer, läuft so eine Reihe Steinklumpen fort, auf deren Spitze ins Meer hinein ein kleines Fort mit einigen aufgepflanzten Kanonen den Eingang deckt. Man hat von den äußersten Mauern dieses Molo eine herrliche Aussicht ins Meer hinein und das Herz schwillt empor bei dem Anblick der gefüllten Segel und der Schiffe, die nach allen Seiten über

die Tiefe fliegen. Nahe am Molo, der ersten Quarantaine gegenüber, steht auf einer kleinen Klippe der stattliche Fanale, oder Leuchtthurm, der bey Nacht den Schiffen zum Zeichen und der Stadt zu einer großen Zierde dient. Man sieht ihn allenthalben über die Stadt hinaus von Pisa und noch weiter her. Der Fremde versäume nicht, hier hinaus zu schiffen, um über die Stadt und das Meer einer unendlichen Aussicht zu genießen. Auch auf den Wällen den Sparti gegenüber ist ein schöner Standpunkt auf zwei hohen Hügeln, von denen man die Vorstädte, die Gefilde, die Gebirge und den südlichen Theil des Meeresufers überschaut. Schon vom Molo sieht man weit ins Meer hinein. Zuerst am nordwestlichen Ufer nahe an der Stadt liegt ein Felsenklumpen mit einem hohen Thurm und einigen Kanonen; nebenbei steht ein alter finsterer am Ufer nach Art der Thürme unsrer Burgen. Hieher verlegen einige den alten Porto Pisano, dessen Lage die zerstörende Feindeshand und das verschlemmende Meer so ungewiß gemacht haben, daß man auch seine Stätte nicht mehr weiß. Weit hinein ins Meer sieht man einen weißen Thurm auf der flachen Felseninsel Meloria überleuchten, der die Schiffer warnen soll, daß sie ihren rauhen Rippen nicht zu nahe kommen; und fernher dämmern die kleine Gorgona, das fischreiche Porto Ferrajo, und bei

heiterem Wetter auch Elba und Korsikas hohe Küsten. Doch alles dieses genießt man tausendmal besser vom Fanale, so wie die Aussicht auf die Stadt, welche man vom Molo wegen der Masten und Wälle nicht haben kann. Nahe an der Darsena nordwestlich ist die Fortezza vecchia, gleichsam eine Citadelle und allerdings sehr fest; aber um sie zu vertheidigen, müßte man erst die Stadt an dieser Seite schleifen und alle nächsten Häuser zusammenschießen. Der Hafen ist schön und geräumig, doch für Kriegsschiffe nicht immer noch allenthalben tief genug, daher diese sich meistens draußen auf der Rhede halten. Das Kaperrecht auf der Rehde erstreckt sich bis auf einen Kanonenschuß vom Molo, oder von jedem der kleinen befestigten Klippen und Thürme im Meer.

Man rechnet auf diese Stadt an 60000 Einwohner und eine Menge Fremde, die wie Ebbe und Fluth wechseln. Die Juden sind erstaunlich zahlreich und machen über ein Drittheil der Bewohner aus. Sie sind meistens spanischen und portugiesischen Stammes, und bei den Verfolgungen, die sie im ehemaligen Vaterlande erfahren mußten, von den Reviceern aufgenommen worden. Sie haben bis auf einige Kleinigkeiten mit den Christen fast alle Rechte gemein, doch klagen selbst die Billigen im Volke, daß sie eine Landplage sind, und durch Kleinheit des Gemüthes

und Eigennutz ſich auszeichnen. Eingewurzelte Unarten und Uebel legen ſich freylich ſo leicht nicht ab. Der Ton iſt, wie in allen lebendigen Städten am Meer, frei und zwanglos. Die vielen Menſchen aller Nationen geben gleichſam einen Nichtton, welcher der beſte von allen iſt, wo jeder ſeine Freiheit hat, es in gleichgültigen Dingen zu halten, wie es ihm beliebt. Man findet hier ſelbſt bei dem Italiäner, außer ſeiner äußern Feinheit und Artigkeit, etwas von der teutſchen Biederherzigkeit und der franzöſiſchen Freimüthigkeit, und mir war hier zum erſten Mal wieder, als ob ich in Hamburg, oder Triest, oder in Leipzig zur Meßzeit mich tummelte. Dieſen geſelligen und menſchlichen Ton zu befördern hat man eine eigne Anſtalt errichtet, bei welcher Menſchen von allen Zungen und Religionen zu den Intereſſenten gehören. Dieſe hat freilich einen italiäniſchen Namen, doch daran muß man ſich nicht ſtoßen. Da der Name Academien in Italien ſo etwas Vornehmes iſt, ſo haben ſie ihrem Verſammlungsorte und der Geſellſchaft den Namen Academia de' Floridi gegeben mit dem Symbol: Omnia libant Floridi. Glücklich, wenn ſie dieſen Spruch erfüllten! Sie beſteht aus Männern aller Stände, und man rechnet über 150 Mitglieder. Jeder findet hier für ſeinen Schnabel, was er bedarf, warme und kalte Getränke, Billard, Spiel-

partieen, und zu gewiſſen Zeiten Bälle und immer auch eine volle Tafel, wenn ſie beſtellt wird. Die beſten einheimiſchen und auswärtigen Zeitungen fehlen gleichfalls nicht, und alles iſt mit vieler Zierlichkeit und Nettigkeit eingerichtet. Dieſer feinere Ton der Männer iſt auch auf die Weiber übergegangen, und die italiäniſchen Schleier ſind nur noch für die Kirchen. Sie gehen allenthalben mit einer Magd und auch ohne Begleitung herum, ſprechen mit ihren Bekannten und Befreundeten auf den Gaſſen und Promenaden, und thun wohl daran, ſo zu thun. Ich habe hier bei weitem mehr hübſche Geſichter gefunden, als in Florenz, und unter den Griechinnen ſelbſt einige reitzende. Man kann aber das dem Ort nicht geben, was vielleicht der Zufall hieher gebracht hat. Denn wie viele dieſer Schönheiten ſind nicht Ausländerinnen? Die Zahl der öffentlichen Weiber iſt groß, dies kann man ſchon aus den vielen Anſprachen ſchließen, die der Fremde hier die Abende in den Kaffehäuſern und an allen Straßenecken von ihren Mäcklern erhält. Sie leben nicht im Druck, noch im Dunkeln, und da der Kours in einer reichen und von Zugvögeln wimmelnden Stadt gut iſt, ſo ſieht man ſehr ſchöne und reitzende. Sie wandern frei und ohne Anſtoß auf allen öffentlichen Plätzen umher, finden ſich auch wohl mit ihren Verehrern auf den Kaffehäuſern ein, lachen und

ſchäkern, und halten ihre Reize keinesweges unter dem Scheffel. Beſonders waren die jungen Franzoſen mit dieſen reizenden Uebeln fleißig in Geſchäften, die Officiere und Kommiſſäre, die Lucca haben frei und arm machen helfen.

Viele Franzoſen giebt es hier. Ein Theil ſind Emigranten, man kennt ſie aber nicht alle, weil mehrere ſo kühn ſind, die Kokarde anzuſtekken. Als ein induſtriöſes Volk machen ſie kleine Schmuckſächelchen und kosmetiſche Kleinigkeiten, die ſie an den Mann zu bringen wiſſen; andre treiben auch mit den Reſten ihres Vermögens einen kleinen Handel und werden dabei ſelbſt von republikaniſchen Landsleuten unterſtützt. Auch an Italiänern dieſer unglücklichen Klaſſe fehlt es hier nicht. Eben ſo zahlreich ſind jetzt auch die neuen Franzoſen, welche zum Theil als ein verderbliches Ungeziefer der Armee folgen, Kommiſſäre, Abentheurer, Herumtreiber, oder ſolche, die es nicht ſchön finden, für das Vaterland zu ſterben; andre, die auf neue Unternehmungen warten, um dann vielleicht mit ins Rad einzugreifen, welches die Welt in Umſchwung geſetzt hat. Man liebt die große Nation hier nicht, wie ſie ſich ſelbſt genannt hat, aber wohl fürchtet man ſie, und jeder hütet ſich, bey der Nähe einer dreifarbigen Kokarde frei zu ſprechen, obgleich man hier ſonſt dem Munde kein Gebiß anlegt.

Der Handel dieſer Stadt hat wenig mit einheimiſchen Sachen zu thun. Seitdem die Wollen- und ſpäter die Seidenmanufacturen in Toſkana in Abnahme gerathen ſind, iſt auch dieſer Zweig immer kleiner geworden. Was man von Landesprodukten alſo noch ausführt, ſchränkt ſich auf Oel und Florentiner Weine und auf weniges Eiſen der Inſel Elba ein. Auch eine große Korallenfabrik iſt hier in den Händen einiger jüdiſchen Häuſer, welche einen ganz anſehnlichen Abſatz machen ſoll. Wichtiger wird dieſer Freihafen vorzüglich durch ſeine Niederlage von levantiſchen Waaren, und von dem, was England, Frankreich und Schweden ihm zuführen, welches er wieder durch alle Zweige der italiſchen Städte vertheilt. Buonaparte hat durch ſeinen Kreuzzug nach Aegypten dem Levantehandel einen großen Stoß gegeben, und die Livorner ſchimpfen auf dieſen großen Mann, deſſen Vater ein gebohrner Edelmann von Piſa war.

Zu leben iſt es hier äußerſt theuer, und man kann in Florenz beinahe mit der Hälfte ausreichen; für fünf, ſechs Paoli hat man ein ſehr gewöhnliches Mittagseſſen, und für drei Paoli ein ordinaires Stübchen. Dies erſtreckt ſich natürlich auch auf alles, was gegeſſen werden kann, welches beinahe um ein Drittheil theurer iſt, als in Florenz. Nichts geht aber über die Gierigkeit

und Unverſchämtheit der Gaſtwirthe und Träger und Aufpaſſer. Sie ſind des Ausrupfens und Plünderns der Fremden ſo gewohnt, welche meiſtens unbekannt mit Sitten und Sprache hieher kommen, ſo daß man mit ihrer Unverſchämtheit kaum auskommen kann, wenn man nicht flucht und auf den Stock zeigt, der der Regent ſolcher Leute ſeyn muß; und wenn man ihnen nicht merken läßt, daß man nicht das erſte Mal unter den Klauen ihrer Art ſich befindet. Gewöhnlich fangen ſie mit Schmeicheln an und mit Rühmen der Nation, von welcher der Fremde iſt, mit dem Preiſe ihres Reichthums und ihrer Großmuth, mit der Erwähnung dieſes oder jenes Mitgliedes der Nation, das ſie bedienten und das ein Mann von molto garbo und ſpirto war, und ein ſo großmüthiger und freigebiger Herr, als man nie ſeitdem einen traf. Aber der iſt verrathen, der ſich von dieſer freundlichen Miene fangen läßt, welche plötzlich das unverſchämteſte Eſelsgeſicht und ſelbſt Drohungen annimmt, wenn man ſo ein Gezücht durch Mienen ſchrecken könnte. Jeden Tritt verdinge ſogleich, wenn du dich nicht zanken und ärgern willſt; denn eine Zugift über den gewöhnlichen Preis rechnen ſie für nichts, drehen die Mütze dreimal mit höhniſchem Lächeln um und gehen ſchimpfend und brummend heim.

Wer Livorno beſucht, unterlaſſe nicht die Wallfahrt nach dem berühmten Monte Nero. Ich machte dieſe einen Sonntag Morgen in Geſellſchaft einiger Hamburger Kaufleute, und der halbe Tag, den wir dort zubrachten, gehörte zu den angenehmſten meines Aufenthalts in Florenz. Dieſes Kloſter iſt eines der berühmteſten, nicht blos in Toscana, ſondern in Italien, und täglich, beſonders an den Feiertagen, verſammelt ſich hier eine Menge Frommer, um der heiligen Jungfrau von Monte Nero eine Verehrung darzubringen, und hier unter ihren heiligſten und ſeligſten Augen die Meſſe zu hören. Faſt kein Schiffer und Fremder katholiſchen Glaubens kommt zu Livorno an, der bei ſeiner Ankunft, oder Abreiſe hier nicht einen Beſuch ablegte, ein Gelübde löſte, oder thäte. Ich habe es ſelbſt mit vielem Vergnügen geſehen, mit welcher außerordentlichen Andacht und Verzuckung die vielen Hunderte ſich zur Erde warfen, als die Thüren des Tabernakels aus einander ſchlugen, und das reiche Gnadenbild erſchien. Ich hatte den folgenden Morgen Gelegenheit, über dieſes wunderthätige Bild die herzhafte und herzbrechende Rede eines ehrwürdigen Kapuciners mit langem ſchneeweißen Barte, im Dom in Livorno zu hören, und will alſo einige Züge der Geſchichte deſſelben beifügen, wie der geiſtliche Herr ſie gab. Seine Wunder,

die es hier und aller Orten gethan hat, ſind unzählig, und allein die, welche der Redner in einer halben Stunde aus ihrer Legion aufzählte, gingen in die Hunderte, ſo wie ſeine Thränen, Seufzer und Kniebeugungen in die Tauſende. Dieſes berühmte kleine Bild iſt ein Urbild und ſtammt in gerader Linie aus Paläſtina, von wo ſeine Reiſe nach Negropont ging, wo es manches Jahrhundert groſſe Thaten that. Von dort floh es vor den Saracenen über das Meer und landete am Monte Nero, und iſt daſelbſt bis heute das erſte Juwel aus der Gnadenkrone des toscaniſchen Volks, wie unſer Redner meinte, und wenn alles verloren ginge, wenn die ganze heilige Kirche zuſammenſtürzte, wenn die Ketzer die Welt überſchwemmten, die Türken und Franzoſen alle Kirchen zerſtörten, und dieſes Bild nur bliebe, ſo wäre noch Hoffnung da, daß es allein durch ſeine Wunderkraft alles wieder herſtellen und alles Abtrünnige und Verkehrte wieder bekehren und zurechtſetzen könnte. Bei dieſer Gelegenheit muß ich etwas von der Weiſe des Schnupftuchs ſagen. Ich habe es zwar auch in unſern Lutheriſchen Kirchen oft bemerkt, wie nach der Verleſung des Textes und dem Gebet der Predigt die Wuth des Huſtens und Schnaubens auszubrechen pflegt, habe auch in Katholiſchen Kirchen oft dieſe unleidliche Naſenkanonade gehört, aber ein Signal, wie man

hier giebt, iſt mir noch nicht vorgekommen. Dieſes war in einer Stunde, die ich ritterlich aushielt, drei bis vier Mal und währte jedesmal eine gute Minute. Der Alte ſchwang ſein Schnupftuch vorwärts, und hob es mit einer anſtändigen Bewegung für triefenden Stirn. Mit einem Male ertönten alle Naſen ſo laut und fürchterlich und ſchwangen ſich alle Schnupftücher ſo rauſchend, daß auch ich zum Gewehr griff, um mich durch dieſes Schibboleth nicht zu verrathen. — Hier ſcheint es mir nicht uneben, ein Wörtchen von dem Umtragen der Hoſtie zu ſagen, wovon man in proteſtantiſchen Ländern ſo oft hört, ohne ſich einen klaren Begriff davon machen zu können, wie es damit gehalten werde. Dieſe geweihte Hoſtie wird wie Gott ſelbſt angeſehen, und der Franzoſe nennt ſie nur den lieben Gott, le bon Dieu. Wenn ſie nun über die Straße zu einem Kranken getragen wird, ſo kann natürlich nicht genug Aufſehen und Ehrerbietung gemacht werden. Wo ſie durchzieht, eilt alles an die Fenſter, und iſt es Abend, ſo wird mit einer Menge Lichter dem vorübergehenden Gott zu Ehren eine Illumination gemacht. Was draußen iſt, entblößt ſein Haupt und fällt auf die Knie. Der Kaiſer ſelbſt in Wien unterließ dies nie mit ſeiner Familie, wenn er ſo unglücklich war, Gott zu begegnen, der darin nicht gnädiger iſt, als Paul der Erſte

in Petersburg. Die Wachen, wo es vorbeigeht, treten ins Gewehr, die Hauptwache tritt heraus, und die Trommel wird gerührt. — Bei einem solchen Reichthum der Madonna an Wundern fehlt es ihren Dienern natürlich nicht an irdischen Gütern, und diesem widerspricht ihr gutes Embonpoint und ihre heitre Miene nicht. Die Kirche ist niedlich und mit schönen Säulen und mehrern mittelmäßigen Statuen geziert, der Altar und das Tabernakel der Jungfrau ist reich an Gold und Silber. Die Wohnungen der Brüder schließen sie mit zwey schönen Flügeln ein, die nun ausgebaut und verziert sind, und dem Ganzen das Ansehen eines schönen ländlichen Schlosses geben, wozu es freilich auch Vielen dient. Grade gegenüber baut man jetzt eine ganz hübsche Loggie, damit die Herren an lustigen Tagen darunter mit Spiel und Vergnügen sich erlustigen können; und hinter ihr legt man einen niedlichen Garten an, so wie hinter dem Kloster ein ganz leidlicher ist. Aber schöner ist der Wald von Letschen und Eichen, welcher das Kloster rund umher einschließt, und hoch bis über die Spitze des Berges hinanläuft. Dieser schöne Berg hebt sich sanft vom Meer und steigt zu einem immer höhern Rücken, indem er sich in einem dunkelgrauen Halbzirkel, immer weiter gen Osten zurücktretend, von hier gegen Pisa wendet, wo er der Straße

von Florenz ganz nahe kommt. Er iſt meiſtens mit Wald bekränzt, und hier bei und um Monte Nero mit einer Menge heitrer Landhäuschen, Gartenhäuschen und Villen beſäet, die ihm von Livorno her ein ſehr luſtiges Anſehen geben. Die Entfernung von Livorno nach dem Kloſter iſt eine gute teutſche Meile, und dieſe wird täglich von einer Menge Menſchen- und Pferdefüße ausgemeſſen. Beſonders iſt zur Sommerzeit hieher die Flucht und Zuſammenkunft der Livorner groß. Hier finden ſie einen kühlen Wind vom Meer und oben vom Gebirge her, und Sommer und Winter den unvergänglichen Schatten der Letſchen. Am Fuße des Berges liegen mehrere Häuschen, wo man ſich im Anbiß und allerlei Getränk erfriſchen und für das Hinaufſteigen ſtärken kann. Hier halten die Wagen an, und nun geht alles zu Fuß einen Weg, der gut geebnet und gebahnt in mehreren Krümmungen ſich zum Kloſter hinauf windet. Näher, aber ſteiler und rauher durch felſiges Geſtein laufen mehrere Pfade für die rüſtigeren Klimmer. Droben findet man Oelgärten und endlich Letſchen, und vor der Kirchthüre hat der Teufel ſeine Kapelle, die reich mit Wein, Brantwein, Roſolio, Früchten und Kuchen verſehen iſt, und mit manchen andern Sachen, welche man auch ſeitwärts am Wege in kleinen Häuschen findet. Das Kloſter liegt etwa in der Mitte der

Berg-

Berghöhe und hat eine himmliſche Ausſicht von ſeiner Terraſſe über Livorno, Piſa, die weite Ebne in der Mitte, das Meer mit ſeinen Inſeln, Thürmen und Seegeln. Aber alles dieſes iſt nichts gegen die unermeßliche, welche man von der höchſten Höhe hat. Da öfnet ſich auch jenſeits eine weite Gruppe von Bergen und Thälern, die Inſeln und Städte liegen in größeren und näheren Maſſen unten, und Livorno und Piſa ſcheinen dann nur unten am Fuße des Berges zu ſtehen. So reizend auch dieſer Berg mit ſeinem Kloſter iſt, ſo öde und unfruchtbar iſt meiſtens die Gegend, die gleichſam vom Meeresſand angeſchwemmt ſcheint und leichten Sand über Tufſtein hat. Der Weg von Livorno hieher iſt alſo wenig anmuthig, wenn man die Ausſicht auf das Meer ausnimmt. Man ſieht wenige Wohnungen, bis man den Bergen näher kömmt, und eine ſandige Ebne mit Kornfeldern. Dies iſt der Karakter des ganzen Landes um Livorno, und die Bäume mit ihren Weinſtöcken ſind ſelten und finden ſich nur in den Gärten der Vorſtädte. Doch ſind die Felder durch den vielen Dünger fruchtbar und geben kein trauriges Bild. Oede aber ſind die am nordweſtlichen Ufer der Stadt längſt dem alten Thurm bis nach dem Haidewald hin, den man auf dem Wege nach Piſa findet. Der Strand iſt ſumpfig und haidig und von einer Menge Gräben und Kanäle durch-

ſchnitten; doch machen die Heerden Viehes auch dieſe wieder luſtig. Dieſer Karakter der Maremmen (oder Meeresufergegenden) iſt bis Piſa und um Piſa über die Ufer des Arno, Serchia und kleinerer Ströme und Kanäle bis an Sarzana im Genueſiſchen hinaus. Dieſe Meeressumpfgegend macht das Trinkwaſſer ſchlecht, und wirklich iſt das in Livorno abſcheulich und viele Reichere trinken alſo Waſſer aus Piſa. Man hat auch in Livorno angefangen, dieſem Hauptübel abzuhelfen, und iſt mit der Aufführung einer Waſſerleitung beſchäftigt: ein ſchönes und nützliches Werk, wann es vollendet ſeyn wird, welches aber wegen der Schwierigkeiten und Koſten nur langſam fortgeht.

Noch muß ich zuletzt ein Paar Worte über meine Hausgeſellſchaft verlieren, welche zu den intereſſanteſten gehört, die ich auf meiner ganzen Reiſe getroffen habe. Der Zufall, dem es oft beliebt, zu ſpielen, hat dieſe ſonderbar genug zuſammengeworfen und ich will der ſonderbaren Zeit wegen eine kleine Skizze davon geben. Voran ſtehe ein Weib, eine Franzöſin aus Toulon, die mehrere Jahre in Cypern bei einem Verwandten ſich aufgehalten hat und jetzt mit mehrern alten und jungen Weibern hat reiſen dürfen, da man den franzöſiſchen Konſul und die übrigen franzöſiſchen Kaufleute ins Gefängniß geworfen hat bei der Kriegserklärung, die Buonapartes Zug nach Ae-

gypten veranlaßte. Sie iſt eine luſtige und muntre kleine Runde mit aller franzöſiſchen Lebhaftigkeit und Luſt zu lachen und zu ſchwatzen und dient uns zum Einlenken und Stimmen, wenn unſre Geſellſchaft zu heiß und ernſthaft zu werden droht. Dann erzählt ſie uns von den Türken und Griechen auf Cypern und beſonders von den Sitten und Weiſen und der Lebensart der letztern, von ihren Wohnungen, Schmäuſen, Feſtlichkeiten, Hochzeiten und Tänzen mit und ohne das Schnupftuch, und es iſt eine Freude, wie alle dieſe Dinge unter ihren Augen und auf ihren Lippen ein naives und komiſches Anſehen gewinnen. Sie ſowohl, als die übrige Geſellſchaft, mich und einen Florentiner Kaufmann ausgenommen, iſt durch die weltumkehrende Revolution hier zuſammengebracht. Zuerſt von dem Abgeſchiedenen. Dieſer eine, den wir verloren haben, war vom Gefolge des Königs von Sardinien, ein maitre de garderobe, eine mächtige Figur, luſtig und fröhlich, über das eigne und über das königliche Unglück und Exil ſcherzend: „Wenn man uns von der Inſel Sardinien wieder zurückſchickt, wohin ſollen wir dann gehen? Das Meer iſt groß und wir werden Waſſer genug finden, um mit unſern Leibern alle Sorgen des Lebens zu begraben.“ Dann ſchlug er einen Triller, ſang ein Stückchen und lachte die übrigen aus: „Wer nicht fürchtet, lebt immer vergnügt, munter,

Freunde!“ Dieſer war unentbehrlich und mit ihm hat die Geſellſchaft viel an Schwung und Leben verloren. Der zweite in der Ordnung iſt ein Sekretär des Kardinal Albani, mir der liebſte und an Einfalt und Unbewußtheit ſelbſt in Rom wie ein Kind geblieben. Er hat ein Weib und 8 Kinder daheim und iſt als ein Diener des emigrirten Kardinals verdächtig geworden und hat ſich hieher geflüchtet, ein Menſch, der einem die Menſchen aller Länder lieb machen kann. Er iſt immer heiter und geſprächig, und wann er ſein Pfeifchen angebrannt hat, kömmt er regelmäßig alle Morgen auf ein halbes, oder ganzes Stündchen zu mir. Dann ruft er oft mit lachendem Munde aus: Ich habe mich in meinem Leben um Ruſſen und Türken nicht bekümmert, aber jetzt ſind ſie grade meine einzige Hofnung. Sage ich ihm dann, daß das ein ſchlechter Troſt iſt, daß dieſe ſtehlen und plündern und beſonders den Weiblein hart mitſpielen, ſo lacht er: „Sie werden nichts zu ſtehlen finden, dafür iſt geſorgt, mit uns iſt es zum Pferdefutter, zu Feldbohnen und Hafer gekommen, und auch die werden vielleicht bald verzehrt ſeyn; unſern Weibern und Mädchen werden ſie auch nicht ſchaden, perché tutto cio è perforabile, è perforato;“ es iſt ein mäßiger Menſch, er ſinnt ein Bischen und ruft dann: queſti ci potranno forſe fur amar i Franceſi. Sein Geſell oder vielmehr Landsmann

iſt ein junger Kaufmann, der vor zwei Tagen von Perugia angekommen iſt und ihm alle neueſten Nachrichten mitgebracht hat. Es iſt ein Naturſohn, republikaniſch geſinnt, und hat ſeinen vollgültigen Paß in der Taſche und ſeine Kokarde am Hute. Seine Nachrichten klingen nicht erbaulich und wenn er die Alten nicht lobt, ſo preißt er die Neuen nicht. Alles iſt aufs Aeußerſte geſpannt, die franzöſiſche Armee, die Konſuln und Kommiſſäre haben ſich gut verſorgt, Sicilien iſt geſperrt, Civita vecchia, der Hafen Roms und die Mündung der Tiber iſt es durch die Engländer, und Hunger und Noth bedroht alles. Die Nationalgüter und die eingezogenen liegen unbebaut, weil ſie bei der jetzigen Lage der Dinge keiner kaufen und pachten will; ganze Felder liegen unbeſäet, weil die Gelder fehlen, die Beſtellung zu bezahlen, und weil manche nicht einmal Saamen kriegen können, ſie zu beſäen. Was man in Landesſtädten von Sitten noch gehabt hat, iſt vollends hin, und alle ſchöne und leidliche Weiber werden liederlich und gar herumziehend, denn die Noth und das Beiſpiel ſind groß. Ich für meine Perſon, ſagte er, wünſche, daß es mit unſerm Regiment, das wir doch einmal ſo theuer gekauft haben, nur ſo bleiben möge, allein unter beſſern Menſchen; aber wir ſehen nur Elend, Beſtechung und Gunſt und keine Aufopferung bei denen, die uns das Beiſpiel geben ſollten.

Der Vierte in der Reihe und unſtreitig der intereſſanteſte, iſt aus Ferrara, kein Emigrant, ſondern ſeit mehr als 20 Jahren abweſend vom Vaterlande, ein ſchöner Mann an die 40 Jahre, auf deſſen Geſicht in allen Zügen Redlichkeit und Feuerköpfigkeit ausgedrückt ſind. Seine Sprache hat etwas unbegreiflich Süßes und Anziehendes und in ſeinen großen und düſtern Augen brennt eine Glut der Schwärmerei, die gleichſam anſteckend iſt. Er läßt ſich für ſeine Ueberzeugung und ſeine Religion todt ſchlagen und haßt die Franzoſen und alles, was auf ſie Beziehung hat, unausſprechlich. Froh bin ich, ſpricht er, daß ich in ein Land gehe, wo ich, fern von dieſen armen Verbannten und von meinem Vaterlande, es vergeſſen kann, daß ich nach Spanien, dem Lande der Dummheit und des Aberglaubens, gehe, um unter den halben Beſtien mich zu erhohlen, da ich es unter dieſen wiedergebohrnen Menſchen nicht kann. Er ſpricht ſo warm zugleich für alles Gute und Rechte, daß man ihm nie Achtung verſagen kann, ſo abſtimmig auch die Meinungen ſeyn mögen. Eine karakteriſtiſche Anekdote erzählte er von Lucca, die dort bei Errichtung der Freiheitsbäume vorgefallen ſeyn ſoll. Ein Prieſter, mein Landsmann aus dem Ferrariſchen, hielt dieſem Erlöſer der Welt bei ſeiner Pflanzung eine pompöſe Rede, ein Erzſchurke, der vormals in Bologna den Kopf hing und über Mirakel und

Wunderzeichen, über Nicken und Thränen der Heiligenbilder kopfhängerisch predigte, aber gleich mit den Franzosen umsprang. Unter andern brachte er diese Vergleichung an, welche unsre Zeit schön bezeichnet. Ihr habt euch, Bürger, bis jetzt Christen genannt und werdet es bleiben, aber einem schönern Namen muß jener Platz machen, hinfort heißet ihr freie Menschen, Kinder der Freiheit. Vielleicht floß einst am Holze das Blut des Gottessohnes, wir können es nicht so wissen, aber dieser Baum ist durch Vergießung des schönsten Blutes für die schönste Sache gewachsen und geheiligt, ihn müßt ihr hinfort anbeten und das Kreuz als ein Ding ansehen, das nur für die Schwachen noch gut ist ꝛc. Er ging so weit, daß selbst der französische General ihm gebot aufzuhören. Noch eine interessante Person der Gesellschaft ist die Wirthin des Hauses, die sich aber selten unter uns befindet. Sie hat verrückte Augenblicke, wo sie plötzlich von der größten Munterkeit in die tiefste Schwermuth verfällt, indem sie meint, eine Schlange im Magen zu haben, welche sogar bisweilen bis an die Zunge leckt, so daß das arme Weib sich oft voll Angst nach der Zunge fühlt, um zu sehen, ob sie auch schon von dem bösen Wurm weggeschnappt sei. Man hat vergebens schon der Madonna ein ewiges Lämpchen seit fünf Jahren Tag und Nacht im Wohnzimmer angezündet gehabt, es will alles

nichts helfen, so wenig, als viele Wallfahrten, die beide Vater und Sohn nach Monte Nero gemacht haben.

Beinahe hätte ich vergessen, daß man in Livorno fast alle Tage Fische mancherlei Arten haben kann, die zum Theil von Lucca und seinen Seen, zum Theil von Pisa kommen. Doch am meisten versorgt die Insel Porto Ferrajo die Stadt, wo im Sommer auch ein vorzüglicher Thunfischfang ist.

Den ersten März gleich Nachmittags war ich hier mit allen meinen Sachen fertig und fuhr frohes Muthes des Weges nach Pisa. Es war ein schöner und heitrer Tag und ich freute mich der Frühlingsluft und des Sprossens und Keimens rings umher. Bald war ich wieder an dem Wald und der Haide und wanderte wohl ein Stündchen zu Fuß, indem ich den Wagen langsam fahren ließ. Nicht bloß Haide und Wachholder und Schlangenkraut steht hier unter den Letschen und Eichen, sondern allenthalben die duftende Myrthe und das süße Veilchen, und Krokus und wilde Muskathyacinthen dufteten lieblich an meine Nase. Auf dem Wege gab es bald ein neues Schauspiel. Die Länge einer halben Meile wanderten Weiber und Mädchen in Truppen von 10, 20 bis zu 50, leichtgeschürzt und in Feierkleidern. Sie kamen wie das Sausen der Bienen an schönen Frühlings-

tagen heran und viele trugen Körbe, andre die gelbblühenden Zweige spanischer Violen, welche dem Wachholderstrauche gleichen und statt des Laubes steifere Stacheln haben. Alle gingen barfuß und mit aufgestreiften Aermeln, mit bunten Miedern und Schürzen und ihr Schleiertuch wie eine Ruff zusammengefaltet, oder leicht um Hals und Brust flatternd; alle spielten und jubelten, selbst noch die Alten, mit Lachen und Lust, und so trippelte diese Armee mit leichtfertigen und fröhlichen Blicken vorwärts; jede in dem Ton ihres Alters, die Alten beteten Ave Marias, oder sangen ein Salve und ließen die Rosenkränze fleißig um die Finger laufen, die Jugend stimmte dagegen die neueste Heiligenlegende, oder neue schöne weltliche Lieder an, die ich im Karneval schon in Florenz gehört hatte, und dies alles ohne Anstoß und verträglich unter einander. Es gab einige recht feine und viele schelmische und glutvolle Gesichter unter ihnen und von Füßen und Knochen waren sie meistens feiner und zierlicher, als die Bäuerinnen um Florenz, sonst dieselben kleinen rundlichen Leiber. Diese lustigen Pilgerinnen wanderten mir so, wie ein Schattenspiel, vorüber und erinnerten mich an das alte Hetrurien und an das goldne Alter, das wahrlich in einem Lande, wie Italien auch jetzt noch ist, möglich seyn könnte, wenn es möglich ist. Ihre Züge gingen, wie ich nachher hörte, nach Monte Nero

und von da weiter zu einem andern heiligen Orte. Ich blieb vor dem Thore von Pisa in einem kleinen Wirthshause, von dem ich eine freundliche Aussicht ins Feld und auf die östlichen Berge und den Monte Nero hatte. Der Ueberrest des Abends ward in der Stadt verlebt, wo ich im Kaffeehause vom Husaren mich erst labte und dann längst dem Arno wanderte. Da gab es eine Neuheit, welche viele Menschen dahin gezogen hatte; dies waren an 50 französische Officiere aus Lucca, schöne junge Männer, alle gerüstet und mit französischer Leichtigkeit. Aergerlich in meinen Augen stachen die steifen Pisaner dagegen ab, die selbst an diesen warmen Abenden noch ihre Müffen um die Hände geschlagen hatten, und andre, die in den Fenstern liegend ihre Töpfe mit glühenden Kohlen hielten. Den Abend fand ich mich daheim an der Tafel mit drei französischen Officieren und zwei Genueserinnen, ungewiß, welche die Anzieher und welche die Angezognen waren, bis ich erfuhr, daß die Weiber hier schon seit 14 Tagen ein Zimmerchen bewohnten. Es fehlte ihnen nicht an Witz, was ihnen an Schönheit abgehen mogte; man scherzte und lachte und trank, und als der Wein und vielleicht etwas andres die Köpfe erhitzt hatte, wurden Gassenhauer und Freiheitslieder gesungen, von denen das beste den Refrain hatte: Buonaparte il gran guerriero ci a recato la libertà. Ich über-

ließ jene ihren Wünschen und legte mich frühe auf mein Haupt.

Piſa und ſeine Gegenden.

Piſa hatte im eilften und zwölften Jahrhunderte eine Zeit, wo ſie die erſte Stadt Toſkana's heißen konnte; dieſe Zeit iſt nicht mehr, man ſieht nur noch an dem Umfang ihrer Mauern und an manchen Denkmählern, die der Neid der Florentiner nicht hat verderben können, was ſie einſt geweſen iſt. Eine der älteſten Städte Toſkana's iſt ſie ſicherlich. Schon Virgil erwähnt ihrer als einer Stadt Hetruriens, welche mächtig war, als man noch an Roms Erbauung nicht gedacht hatte. Aen. 10, 175. Andre machen ſie zu einer der zwölf Hauptſtädte Hetruriens, deren jede einen Lukumo hatte und der Hauptort eines der zwölf Kantone war, in welche man das Land getheilt hatte. Im Mittelalter nach dem Tode der Mathildis ward auch dieſe Stadt nach und nach frei und die Parthei der Ghibellinen hatte in ihr meiſtens die Oberhand. Sie wuchs bald erſtaunlich heran unter dem Schutz der Hohenſtaufen und unter der Begünſtigung ihrer herrlichen Lage am Arno, etwa 3 kleine Meilen von ſeinem Ausfluß ins mittelländiſche Meer. Bald hatte ſie einen eignen Hafen den Porto Piſano, und beherrſchte Sardinien, Korſika und viele Inſeln im Archipelagus, machte auch den Welſiſchen Genueſern lange die Herr-

ſchaft zur See ſtreitig. Endlich aber ward ſie von dieſen beſiegt gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts und ihr Hafen ward zerſtört. Im Anfang des 15ten Jahrhunderts fiel ſie unter das grauſame Joch ihrer alten Nebenbuhlerin Florenz und mit dieſer endlich im 16ten Jahrhundert unter die Mediceer. Die Florentiner haben es ſo mit ihr gemeint, daß von dem einſt wimmelnden Hafen von Piſa an der Küſte zwiſchen Livorno und dem Arno nicht einmal die Spur mehr iſt, und daß eine Stadt, die damals mehr Menſchen zählte, als jetzt Florenz, jetzt zwiſchen 16 und 18000 Bewohner in ihren weiten Mauern enthält. Lucca und Livorno ſind auf ihren Trümmern gewachſen und was auch die ſpätern Fürſten gethan haben mögen, die alte Zeit und der alte Geiſt kehrt nimmer wieder. Noch bis dieſen Tag iſt in dem Herzen manches Piſaners eine Art Ingrimm gegen alles, was florentiniſch heißt, und viele behaupten wohl mehr partheiiſch, als wahr, daß Piſa nur erſt an Leopold einen Fürſten gefunden habe, der es nicht haßte. Voran unter den heiligen Denkmählern einer beſſern und glücklichern Zeit dieſer Stadt ſteht der

D o m.

Dieſer iſt unſtreitig das erſte Gebäude in Piſa; wenn man den Florentiner ſo leicht vergeſſen könnte, würde man ihn wohl erhaben und majeſtätiſch nennen. Er ſtammt aus der blühenden Zeit

der Stadt und im Jahr 1063 ist zu ihm der Grund gelegt von den Schätzen, die man durch den Handel und die Kreuzzüge gewonnen hatte. Diese Zeit der Blüthe und der Macht offenbart sich auch durch die vielen griechischen und orientalischen Säulen, Gesimse, Inschriften und andre Dinge, die man aus den Städten der Levante und Aegyptens entführt hatte. Die Kirche hat etwas Finsteres und Feierliches und erregt durch die Denkmähler alter Größe zugleich eine Art süßer Wehmuth. Sie ist ganz mit Marmor bekleidet, und man sieht viele Säulen aus Porphyr und 74 der größten unter dem Schiffe aus orientalischem Granit. Eine Inschrift oben im Chor sagt, daß dieser Dom nach dem großen Siege bei Palermo aus der Beute gebaut ward, die man von den Saracenen machte. An Pracht und an Denkmählern und Gemählden hat man nichts geschont, obgleich doch nicht sehr vieles für die Kunst darin zu sehen ist. Das schönste aller Gemählde ist zur Seite am Hauptaltar die heilige Genoveva mit dem Lamme von Andreas del Sarto, worin man den großen Meister im Kolorit bewundert; aber auch der Kopf der Heiligen ist himmlisch schön; nahe dabei sieht man von eben dem Künstler über dem Hauptaltar mehrere männliche und weibliche Heilige gemahlt, welche aber doch neben seiner Genoveva verschwinden. Das Chor ist oben mit Musaik nach al-

ser Art und rund umher mit Schlachtscenen aus der ältern Zeit geziert, die zum Theil auf die Erbauung Beziehung haben; auch der Fußboden unter der Kuppel ist äußerst schön mit Musaik ausgelegt. Von hier rechter Hand fortgehend findet man in der Kapelle des Kreuzes zuerst ein schönes Denkmahl aus Marmor des Kardinals, Grafen Scipio Ilci, und tiefer im Grunde mehrere Bildsäulen, unter andern auch die ersten Menschen nach dem Fall, alles mittelmäßige Arbeit. Hier hat auch der Schutzheilige der Stadt St. Ranieri seinen Altar, woran man ein Paar treffliche Säulen von Verde antico bewundert, die auch wohl der Raub aus einer Stadt oder Insel Griechenlands sind, wie so vieles Andre, was man hier eingemauert und eingeflickt sieht. Unweit dem Chor sieht man noch die Austheilung des Abendmahls, ein merkwürdiges Stück: Es sind alles eben so viele Priesterköpfe, die unter der Maske der Demuth gar viel Stolz verstecken; brav ist Judas Kopf, der im Weggehen Grimm und Verzweiflung zeigt. Linker Hand am Ende sieht man noch ein Stück von Rafael in seiner ersten Manier, wo er die Fesseln seines Meisters Pietro Perugino noch nicht zerbrochen hatte, es ist die Madonna mit mehreren Heiligen; schon viel Grazie, aber noch kein freies Leben; die Leute gehören noch nicht zu Einer Gruppe. In dieser Kirche findet man auch

das Grabmahl Heinrichs des 7ten von Lützelburg eingemauert. Er starb, von einem Mönche mit einer Hostie vergiftet, als er nach Rom reisen und in Italien sich der Herrschaft annehmen wollte. Die Pisaner als treue Ghibellinen, die von ihm viel gehofft hatten, wollten doch wenigstens seine Gebeine hier begraben wissen, wo sie noch kurz vorher den Lebendigen als Freund bei sich bewirthet hatten. Ueber der Thüre, die dem hängenden Thurm gegenüber ist, findet man zwei wunderschöne Stücke von Säulenköpfen eingemauert, die von dem Tempel zu Ephesus seyn sollen, der Schaft grün, die Knäufe weiß. Vorzüglich schön aber ist das Vordergesicht der Kirche, welche in mehrern Säulenstücken spitz zulaufend, sich erhebt. Oben sieht man nach gothischer Art Thiere und Ungeheuer von den Spitzen herabschießen. Drei schöne Thore aus Bronze zieren dieses Vordergesicht, deren Arbeit von Johann von Bologna seyn soll, nach dem man jedoch vorzugsweise die eine Thüre nennt. Mich dünkt, man kann sie immer mit den schönen Thüren der Täuferskirche in Florenz von Ghiberti vergleichen. Sie stellen meistens Scenen aus der Geschichte des Herrn vor, die erste die früheren seiner Kindheit und Jugend, die zweite einige mittlere, und die letzte die Passion. Wunderschöne Thiere, Blumen, Arabesken und lustige Ideen des Künstlers machen die Einfassun-

gen und über den Thüren prangen alte Moſaiken. Der Boden der Kirche iſt nach Art der Florentiner mit mehrern Marmorarten ausgelegt.

Battiſterio, Hängender Thurm.

Dieſer Faccia des Doms gegenüber ſteht die Täuferskirche oder il Battiſterio, eine Rotunde, wie die Florentiner, aber höher und weiter und nach meinem Gefühl ein ſchönes Kunſtwerk. Sie iſt 10 Jahre vor dem Bau des Doms nach der Angabe von Dioti Salvi vollendet. Draußen iſt ſie oben zwiſchen den Säulen und dem Dache mit mehrern Fratzen und Schnörkeln ganz nach der Weiſe des Alterthums verziert. Aber um ganz ihre Schönheit und den hohen Geiſt des Meiſters zu empfinden, muß man eintreten. Ich habe kaum eine leichtere und ſchönere Kuppel geſehen. Mächtige Säulen aus orientaliſchem Granit ſtützen ſie und machen mit der prunkloſen Einfalt des Innern einen großen Eindruck. Jeder kleinſte Laut wird in dieſer Kirche zu einem Donner, der aus dem elliptiſchen Gewölbe der Kuppel wiederhallt. So donnert der Erhabenſte aus dem Werk ſeiner Hände, den Wolken, die er wie ein Kleid zuſammenwickelt. Vorzüglich ſchön iſt der Taufſtein mit köſtlichen Säulen aus Jaſpis, Granit, Porphyr und andern koſtbaren Steinen. Hier ſieht man auch Basreliefs des alten Meiſters Niccolò von Piſa,

eines

eines der erſten Künſtler in Bronze unter den Neuern.

Am entgegengeſetzten Hinterende der Kirche ſteht auch eine der berühmten Sehenswürdigkeiten der Stadt, der hängende Thurm, von einem Teutſchen, Namens Wilhelm, im 12ten Jahrhundert erbaut, und wahrſcheinlich abſichtlich mit ſeiner Schiefe erbaut; größer würde das Wunder ſeyn, wenn er ſich ſo geneigt hätte, ohne zu ſtürzen, oder Riſſe zu machen. Er ſteigt ſchlank mit ſchönen Säulen empor, und ſpitzt ſich oben Kugel, förmig und ſanft zu, und hat außer dem unterſten Geſchoß, welches man für zwey rechnen kann, noch 7 Stock mit eben ſo vielen Säulenſtützungen. Man rechnet ſeine Abweichung 15 braccia, oder 13 Fuß, und giebt ihm eine Höhe von beinahe 150 Fuß. Seine ſchiefen Glocken werden täglich zu gewiſſen Stunden geläutet und von ihm und dem Obſervatorium hat man die beſte Ausſicht über die Stadt und das Land.

Vorzüglich ſchön iſt der grüne Raſen des Domplatzes, und hat eine Stille und Abgeſchiedenheit an einem der äuſſerſten Thore der Stadt, welche für die großen Gegenſtände paſſen, die auf und um ihn zu ſehen ſind. Er iſt außer den wenigen Stiegen und Gängen mit dem ſchönſten grünen Raſen bedeckt. Freundlich geht man an ſeiner ſüdweſtlichen Seite zu dem ſchönen

Campo santo,

oder Kirchhof, den ich von allem die gröſte Merkwürdigkeit in Piſa nennen mögte. Er iſt auch der berühmteſte Kirchhof von ganz Italien, ja wohl von ganz Europa. Es iſt ein ſchönes Oblongum, das bey einer Länge von 450 Fuß ungefähr ein Drittel Breite hat. Er liegt grade dem Dom gegenüber, und hat an ſeinem grünen Platze einen ſehr anmuthigen Eingang. Ueber der Thüre ſieht man aus alter Zeit ein Marienbild mit dem Kindlein und zwei andre Figuren zur Seite, aus weißem Stein. Rund umher um dieſes Oblongum laufen überwölbte Loggien mit ſchönen Säulen und in der Mitte unter freiem Himmel iſt lebendiger Raſen, unter dem die Armen und Kleinen ſanfter ſchlafen, als die unter Marmor und Stein. Unter den Loggien liegen eine Menge alter und neuer Sarkophage, Urnen und Inſchriften, woran die Antiquare ſich die Zähne ſtumpf beißen mögen, und die zum Theil Intereſſe genug haben; manche Inſchriften und Denkmähler ſieht man ferner, wodurch die Piſaner hier das Andenken merkwürdiger Perſonen und Begebenheiten aufzubewahren verſucht haben. Man muß dieſen Begräbnißplatz mehr als einmal beſehen, und er iſt zur Geſchichte der ältern toskaniſchen Kunſt ein ſehr wichtiger Beitrag, weil man in den Freſcogemählden, welche die Loggien

rund umher zieren, nicht nur die Ideen der Zeit, sondern diese auch von den älteſten Meiſtern der wiederauflebenden Kunſt ausgedruckt findet. Es giebt dort viele poſſierliche und lächerliche Gemählde, und manche, die einen ſatiriſchen Geiſt zeigen, der mit der Sklaverei des 16ten und 17ten Jahrhunderts nicht an ſeinem Platze war. So findet man eine lächerliche Abbildung des Todes, der wie eine Hexe in der Walpurgisnacht, wie eine alte Unhuld mit der Senſe umfliegt, und Groſſes und Kleines metzelt; Engel und Teufel nehmen die Seelen in Empfang, die in Geſtalt kleiner Embryonen von Menſchen aus den Wunden der Sterbenden fliegen; kühn war es vom Mahler, daß er einen Engel und Teufel um einen dicken Pfaffenbauch ſich reißen laſſen durfte. Schade, daß dieſe Freſcogemählde zum Theil von der feuchten Luft ſchon verdorben und abgeblättert ſind. An der Seite des Eingangs ſind viele Gemählde von dem alten wackern Florentiner Orgagna, Scenen aus dem Mönchsleben und dem jüngſten Gericht, in denen man wieder eine ſcharfe Satire gewahr wird, denn auch da ſchonen die Teufel die Mönche nicht. Merkwürdiger aber bei weitem ſind die Wände gegenüber, von Vater Cimabue und Giotto gemahlt. Man ſieht in den Bäumen und in der Stellung noch die Steifheit der Kindheit der Künſte, wie in den Gewändern und

Gruppirungen, aber die Gesichter haben zum Theil schon viel Ausdruck und Seele. Cimabue hat die Wundergeschichten des Schutzheiligen von Pisa, des Grafen Ranieri, gemahlt, und Giotto vieles aus Hiobs Uebeln. Eines der berühmten Gemählde hier ist die Vergognosa, (Verschämte) welche einige dem Michel Angelo aus Irthum beilegen, aber, wenn man nur Ein Gemählde von ihm gesehen hat, so ist es unmöglich, so einen Krebs zu fangen. Es trägt offenbar den Stempel des Alterthums, und unser Führer gab es nach der Tradition dem Giotto. Es ist die Scene, wie der berauschte Noah entblößt da liegt; Cham sieht es mit Wohlgefallen, die Brüder kehren ihr Antlitz ab, und die Schwester wendet sich, fortgehend nach einer andern Seite; ein großer Ausdruck von Unwillen und Verschämtheit ist auf ihrem Gesichte, und sie hat als herrschende Figur dem Gemählde den Namen gegeben. Noch ein berühmtes Stück ist die Hölle des Bufalmaco, die gehörig mit Teufeln und Flammen geheitzt ist, und deren schon Boccaccio erwähnt. Am nördlichen Ende ist eine hübsche Kapelle, wo, wie in der Livorner, täglich Seelmessen für die Todten gelesen werden. Dieser zur Seite findet man auch ein schönes Monument von dem unsterblichen Buonarotti, dem berühmten Matthias Curtius zu Ehren errichtet, und dies ist das Einzige, was man von ihm im Campo santo

ſteht. „Nicht weit von dieſem ſieht man in mehreren Gemählden die Vorſtellung der Wirkungen einer berühmten Erde, welche die Piſaner in den Kreuzzügen aus Paläſtina, oder Syrien brachten, und welche binnen 24 Stunden die Körper bis auf das Skelett verzehrte. Man ſieht, welche ekelhafte Gegenſtände man von jeher dem Künſtler zugemuthet hat. Der erſte Körper zeigt die aufſchwellende und aufdunſende Verweſung, der zweite Schlangen und Gewürm (il feto della terra, wie unſer Führer meinte) im Speiſen am modernden Fleiſche, und der dritte das dürre Gerippe. Man bediente ſich dieſer Erde bei den Leichnamen; aber es erregte ein heiliges Grauſen, die Prieſter fanden allerlei Bedenken dabei, und ſo ward es durch ein Geſetz verboten; die Lebendigen haben ſich immer gern ſo lange als möglich durch die Todten vergiften laſſen. Dieſe Erde, wenn es keine Fabel iſt, leiſtete auf dieſe Art die Wirkung des Scheiterhaufens, ohne Holz zu koſten. Noch ſieht man außer vielen ſchönen Denkmählern ein recht hübſches aus weißem und grünem Marmor des Grafen Algarotti, mit der Inſchrift: Algarotti Ovidii aemulo, Newtoni diſcipulo Friderieus Magnus. Gewöhnlich ſagt man, der unſterbliche König habe es ihm errichten laſſen, aber hier will man behaupten, es ſei bloß eine Inſchrift, welche Friedrich dem Grafen noch bei ſeinem

Leben gesandt; dieser habe ein Legat von 3000 Scudi nachgelassen, um das Denkmahl nach seinem Tode zu errichten. Das Bildniß des Verstorbnen, ein schöner Kopf, ist ein Basrelief, zu einer Seite die Leyer, mit dem Lorbeer umwunden, zur andern der Zirkel mit Arabesken; unten steht eine schöne weibliche Figur, wahrscheinlich die Weisheit oder Philosophie, mit Minervens Eule, und Genien des Lebens und des Todes stehen um sie.

Das Spital.

Es heißt als das größte nur das Spital und schließt die andere Seite des Domplatzes länglicht ein, so wie diese der Campo santo. Man hat es sehr vernünftig angelegt, sowohl wegen der Frische des Luftzuges vom freien Platze und vom Felde her, als auch wegen des leichten und bequemen Transportes der Todten in ihre letzte Schlafkammer. Die Einrichtung des Aeußern ist gut, in Sauberkeit und Polizei nach Wiener und Florentiner Art. Um aber von dem übrigen richtig urtheilen zu können, muß man freilich die vorstehenden Aerzte kennen, obgleich unstreitig Pflege und Reinlichkeit mehr zur Heilung vermögen, als sie. Hier haben zugleich die jungen Aerzte Zutritt und Gelegenheit, sich in der heilbringenden Kunst zu üben; ja sie sind durch Gesetze verpflichtet, hier einige Zeit ihren Cursus zu machen. — Gleich am Platze schräge von dem Spital kömmt man an

das Findelhaus, das man als die Mördergrube dieſer unſchuldigen Jugend, denen der Mutterſchooß und die Mutterbruſt fehlt, nur mit Unwillen anſieht. Ein kleines Tabernakel in der Mauer mit einem Gitterchen und einem weichen Kiſſen aus Fellen dient für die armen Ausſetzlinge. Dieſe Anſtalten ſollte man abſchaffen und die Kinder lieber gleich bei der Geburt dem Zufalle, oder dem helfenden Erbarmen einzelner Menſchen überlaſſen; denn der Menſch läßt ſich einmal nicht wie eine Pflanzſchule behandeln, und ſeine erſten Jahre vertragen keine Gemeinſchaft, als die eines Schooßes und eines Buſens. — Weiterhin iſt das Collegium der Bartolianer, das Haus, worin der große Rechtsgelehrte Bartolus gewohnt und gelehrt hat. Er ſtiftete es für einige 30 Jünglinge, die darin Wohnung und Tiſch frei finden und diſciplinirt werden.

Kirchen.

Wenn man von Florenz kömmt, ſo darf man hier nicht viel Neues und Schönes erwarten. Doch muß man einige dieſer Kirchen beſehen, um die alten Meiſter der Mahlerkunſt recht kennen zu lernen. So findet man zu San Girolamo mehrere Gemählde von Cimabue und in der von San Domeniko manches von Giotto gemahlt. Doch eine der ſehenswürdigſten bleibt die Franziskanerkirche. Sie gehört keinesweges zu den ſchönen, hat aber

unter der Menge einige ganz hübſche Gemählde und einige komiſche Plunder, weswegen ſie von den Reiſenden geſehen zu werden verdient. Zu den guten Gemählden rechne ich eine Anbetung der Hirten und eine Auferſtehung des Herrn mit dem Ausdruck himmliſcher Größe in ſeinem Angeſichte und des Schreckens und betäubenden Schlafs in den niedergeworfenen Wächtern. Den größten Theil der Gemählde nehmen die Wunder Sankt Franzens ein, und man ſieht einige ſaubere Sachen, die mehr als ein Lachen erregen können; nie habe ich ſchönere und mannigfaltigere Teufelsgeſtalten in der Vorſtellung geſehen, als hier. Von allen aber behält den Preis ein Gemählde von dem heiligen Eremiten Antonius wegen der lächerlichen Zuſammenſtellung. Er ſteht da in ſeiner ganzen geiſtlichen Größe und Stattlichkeit und ſchaut ein Krucifix an; unter dieſem ſteht eine S... (ſoll wohl das überwundene Judenthum ſeyn) und dieſer auf dem Rücken ruht der Hirtenſtab. Er hat nur zu oft auf einer Schweinshaut geruht; ſo legt man Sinn in ein Ding, ohne es zu wollen. Ueber dieſen liegen zwei aufgerollte Bücher, wahrſcheinlich das A. und N. Teſtament, die einen Judenkopf einklemmen. Noch eine andre Rarität ſieht man in einer Kapelle, wo man es würdig gefunden hat, dem ewigen Andenken zu ſagen, daß im Jahr 1263 der heilige Buonaventura verordnet

habe, je aller Tage Ende ein Ave Maria zu beten, weil um die Abendstunde ein Engel die Jungfrau begrüßt habe; und dies sei seither eine allgemeine Satzung der Kirche geworden.

Auch das Kloster und die Kirche San Matteo muß man nicht unbesucht lassen, wenn man in Pisa ist. Dieses Kloster bewohnen Nonnen, welche als Blumenmacherinnen durch ganz Italien berühmt sind. Schon in Florenz hatte ich schöne Proben ihrer kunstreichen Hände gesehen, und war also neugierig, hier an der Quelle zu seyn. Sie machen sie aus allen möglichen Materialien, aus Seidenzeugen, Moos, Steinen und manchen künstlichen Kompositionen mit einer Täuschung der Farben und einem Schmelz und einer Weichheit in der Zusammensetzung, die bewundernswürdig sind. Die theuersten sind die aus zarten Steinblättern nach Art derer, die in Maltha in einem Kloster gemacht werden, wovon man im physikal. Kabinett in Florenz einige herrliche Proben sieht. Sie sind äußerst theuer. Die kleine Kirche ist sehr hübsch. Man bewundert die Decke, von den Brüdern Melani aus Pisa gemahlt, als ein Meisterstück der Perspective, welche die Säulen drei, vier Ellen hoch scheinen läßt und alle andere Figuren verlängert, die, wenn man sie mißt, nur Einen braccio haben. Noch ist hier ein Gemählde von Peter von Cortona, Christus, der den Tempel von den

Wechslern und Verkäufern reinigt. Der Christus ist entsetzlich gemein zornig, aber das Kolorit ist sehr schön.

Der Stephansplatz und seine Anhängsel.

Dieses Platzes erwähnt man immer, wahrscheinlich, weil er nach dem schönen Domplatz der einzige in Pisa ist, aber er ist ein sehr unregelmäßiger und kleiner. Er heißt auch la piazza de' Cavalieri, der Ritterplatz, von den St. Stephansrittern. Dieser Ritterorden ward von Kosmus dem Ersten gegen die Ungläubigen gestiftet und durch Schenkungen und Stiftungen unter ihm und den folgenden Herren bald außerordentlich reich und mächtig. Er zog mit mehreren Galeeren und Fregatten gegen die Ungläubigen aus und diente, das Mittelmeer rein zu halten. Seit Leopold aber haben diese Kreuzzüge aufgehört, nicht aber der Orden. Hier sieht man auch den Pallast der Ritter, ein ganz stattliches Gebäude, welches 6 Büsten der mediceischen Fürsten und ihrer Ahnen schmücken, die über dem ersten Stock in kleinen Nischen prangen. Auch im Innern sind manche Schnurrigkeiten, Porträts und einige Gemählde zu sehen. Vor dem Pallaste steht die Statue Kosmus, des Stifters dieses Ordens, von den Rittern aus Dankbarkeit unter Ferdinand dem Zweiten gesetzt, wie die Inschrift sagt. Es ist nichts Vorzügliches, so wenig als der Springbrunnen, der den Platz zieren

ſoll. Auch eine Kirche haben die Ritter gleich am Pallaſte mit einer zierlichen Facciata. Sie hat nur Ein Schiff und nichts Großes und die Verzierungen und Gemählde drinnen ſind auch nur von der mittelmäßigen Art, und was ſonſt von türkiſchen und barbariſchen Fahnen und Inſignien dort aufgehängt war, iſt auch meiſt weggenommen, da der Orden keine einzige Galeere mehr in See hat und ſein Arſenal am Arno leer ſteht. — Dem Pallaſte gegenüber iſt das Collegium puteanum und ein anderes, wo das Lehnrecht geleſen wird, das vielleicht auch bald zu den alten Raritäten gehören wird.

Aber das Merkwürdigſte in dieſer Region ſind die Ueberbleibſel des berühmten Hungerthurms, der in Dantes göttlicher Komödie eine ſo große Rolle ſpielt. Ugolino della Gherardeſca (eine Familie, die bis heute in Piſa exiſtirt) kam in Verdacht, ſein Vaterland an die Feinde verrathen zu haben und ſich zu ſeinem Haupte aufwerfen zu wollen. Dieſe Zeit fällt in die Epoche, als die Piſaner in den Seeſchlachten gegen Genua ſo unglücklich waren, ins Jahr 1282, und Ugolino war das Haupt der Welfen, die nun triumphirten. Doch ſiegten die Ghibellinen, er ward mit ſeinen Söhnen in einen Thurm geworfen und ſtarb mit ihnen den gräßlichen Hungertod. Ich habe bei Reiſenden und in andern Schriften oft gefunden, daß dieſer

Hungerthurm, wie er von ihm heißt, noch ſtehe, und einige ſetzen ihn ganz kühn an den Arno, wo doch keine Spur von einem Thurm iſt. — Ja hier in Piſa ſelbſt nennt man dieſen und jenen Thurm oder Gemäuer la torre d'Ugolino; aber die Unterrichteten und die von der Geſchichte aus jener düſtern Zeit etwas mehr wiſſen, ſetzen ihn einſtimmig an den Platz der Ritter. In einem kleinen Garten zur Seite des Ritterpallaſtes iſt ein altes Gemäuer, das ſich jetzt an die übrigen Wohnungen und Mauern anſchließt, unten mit einer fürchterlich vergitterten Eiſenwehr verſehen, und mit ſeinen dicken Mauern tief in die Erde hinablaufend; jetzt ſchlang ein blühender Pfirſich ſeine Zweige an ihm empor. Dies nennen die meiſten das letzte Ueberbleibſel jenes Schreckenthurms, und es hat freilich ganz die Miene deſſelben und ſeine grauen und bemooſten Steine widerſprechen auch dem Rufe nicht. Ich ſah ihn mit Grauſen, an Ugolinos Teufelsmahl denkend und ging fürbaß.

Der Pallaſt des Großherzogs, das Obſervatorium, phyſikaliſche Kabinet ꝛc.

Alle dieſe Dinge ſind in der Mitte der Stadt unweit des Stroms nahe beiſammen. Der Pallaſt des Großherzogs findet ſich gleich am Arno zwiſchen dem Ponte a Mare und dem Ponte mezzo, oder Ponte dello Spirito ſanto, und verdient nur Erwähnung, weil der Fürſt ihn bewohnt, wann er

einmal nach Pisa kömmt; denn selbst hier sind viele weit stattlichere und schönere Gebäude. Man findet hier ein wackeres Kunstwerk, die Statue Ferdinand des Zweiten, grade vor der Via di Santa Maria am Arno zur Seite des Pallastes. In kolossalischer Größe in einer kühnen und edeln Stellung mit freiem und herrschendem Gesichte steht der Fürst da und schaut auf den Strom, der unter seinen Füßen hinfließt. Eine schöne weibliche Gestalt, die die Stadt Pisa vorstellt, lehnt sich voll Liebe und Ehrfurcht an ihn und schaut ihm ins Gesicht, ein saugendes Kind an ihrer Brust und ein spielendes zwischen den Füßen des Fürsten, der sie liebreich an der Hand hält, eine schöne Idee und eben so schön ausgeführt. Die Inschrift sagt, die dankbare Stadt habe sie ihm, ihren Wohlthäter, errichten lassen.

Nahe am Pallaste des Fürsten, in derselben Via di Santa Maria fortgehend, findet man in einem stattlichen Gebäude im ersten Stock die Universitätsbibliothek, die alle Tage offen steht und wo die Jünglinge sich hinsetzen und excerpiren und lesen können. Sie ist aber nicht bedeutend und besonders für die neuere Litteratur sehr arm und darf sich der Magliabechischen in Florenz nicht vergleichen. Im zweiten Stock beginnt die sogenannte Specola, von der man auch das ganze Gebäude benennt, d. h. die Sammlung von astrono-

miſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten und das Obſervatorium. Auch hier ſieht man nichts beſonderes. Das Gebäude ſteigt nun zu einem Thurm auf, in deſſen verſchiedenen Geſchoſſen der Profeſſor der Aſtronomie ſein Weſen treibt. Der jetzige Profeſſor iſt ein Tyroler aus Trient, Namens Slop, ein ſehr berühmter Mann, den man zu den beſten Lehrern der Univerſität zählt. Mir war dieſes Obſervatorium aus einem andern Grunde lieb und ich ſtieg in die äuſſerſte Spitze des Thurms, die mit einem flachen Dache ausläuft und mit einer Gallerie umgeben iſt. Man hat von hier eine unermeßliche Ausſicht über die Stadt, die Ebene umher und endlich über Livorno und den Ausfluß des Arno hinaus in das unendliche Meer.

Dieſem Gebäude gegenüber an der andern Seite der Straße iſt das phyſikaliſche Kabinet, wo man mancherlei naturhiſtoriſche Sachen, Naturſpiele und verarbeitete Naturprodukte aufbewahrt; indeſſen iſt auch dieſes arm, wenn man von Florenz kömmt. Vorzüglicher und ſehenswerther allerdings iſt der botaniſche Garten, in den man durch dieſes Gebäude eingeht. Er iſt bei weitem größer und ſchöner, als der Florentiner des Muſeums, und auch reicher an innerm Gehalt, und hat viele Bäume und Sträuche, von denen doch in jenem die größte Armuth iſt. Damit auch das Auge ſeinen Genuß habe, hat man ſchöne Beete

und einige allerliebſte Lauben gemacht nach der Weiſe des Wiener, mit dem man ihn am beſten vergleichen kann.

Auch außer dieſen Gebäuden und Anſtalten, die ich bis jetzt genannt habe, hat Piſa manche Sehenswürdigkeiten, Klöſter, Kirchen und Palläſte, die mir aber hier zu weit aus dem Wege liegen. Am ſchönſten ſtellt es ſich zu beiden Seiten des Arno dar, der, um ſie ſchön zu machen, in einer ſanften Krümmung fortſchießt. Hier iſt ihr munterſtes Leben, hier ſieht man die ſchönſten Häuſer und Palläſte, und hier wohnt, was bloß in Piſa zu wohnen hat. Vier Brücken verbinden die Stadt dieſſeits und jenſeits des Stroms. Die erſte an der Straße nach Livorno iſt der Ponte a Mare, dann kömmt der Ponte mezzo, (die Mittelbrücke) welche auch die Heiligegeißbrücke heißt. Die dritte, il ponte marmo, iſt eine der ſchönſten und munterſten, die es in der Welt giebt. Sie iſt nur mit drei Bögen und ganz aus Marmor aufgeführt, und hält gleichſam das Centrum der Stadt, obgleich die vorige die Mittelbrücke heißt. Sie iſt auch die jüngſte und 1660 gebaut. Ihr gegenüber dieſſeits in der größeren Hälfte der Stadt liegt die Loggia de' Mercanti, ein ſchönes Gebäude aus Marmor mit doriſchen Pilaſtern, von Ferdinand dem Erſten im Anfange des 17ten Jahrhunderts gebaut. Es ſollte eine Börſe ſeyn. Aber was

ſollte Piſa mit einer Börſe, da es durch das ſteigende Livorno von Zeit zu Zeit fiel? Der ſchöne Bau ſteht nun meiſtens leer. Unter den Säulen ſind zu ebener Erde niedliche Caffini für Kaffeehäusler und Galanteriehändler, die nebſt einer Menge Krämer, Handwerker, Fruchthändler, Trödler, Antiquare und andrer Geſellen ihr luſtiges Weſen dort treiben. Auf dem Platz zwiſchen der Marmorbrücke und dieſen ſchönen Loggien iſt das einzige Gewimmel in Piſa, das ſo bis zum Stephansplatz und längſt dem Arno fortgeht; auch der Ponte a Mare hat vieles Leben durch den Kanal, der von da durch das Land nach Livorno geht, auf dem es immer von Böten und Nachen wimmelt, die mit Waaren und Paſſagieren hin und her fahren. Die vierte Brücke endlich nach der Straße von Florenz hat den Namen von einem der Forts, welche die Florentiner bauten, Piſa im Zaum zu halten, und heißt il ponte alla Fortezza.

Allgemeine Bemerkungen.

Die Stadt iſt nur um ein Drittheil kleiner, als Florenz, und ihr großer Umfang widerſpricht der Geſchichte nicht, die ihr mit ihren Vorſtädten und nächſten Dörfern mehr als 100000 Menſchen giebt, und man hat darum nicht nöthig, wie jetzt einige Ununterrichtete thun, den Dom und hängenden Thurm in die Mitte der ſeligen Stadt zu ſetzen

und

und ſie bis weit auf die Livorner Straße hinauszurücken. Die Vorſtädte ſind allerdings größer geweſen und mit dem Flor der Stadt auf einige wenige Häuſer eingeſunken, und vermuthlich gab das zu dieſer Sage die Veranlaſſung. Die alten Mauern ſtehen noch unzerrüttet und aus den Wallgräben und Feſtungen nach dem Arno und der florentiner Straße hin ſind jetzt Kraut- und Obſtgärten geworden, und die Dom-, oder ſüdweſtliche Seite, ſo wie die öſtliche dieſſeits des Arno, hat ganze Gärten und Felder in ihren Mauren, und wenn man die Gegend um den Arno und um die Loggien ausnimmt, iſt das Ganze öde und todt und kann freilich mit 18000 Menſchen in einem ſo weiten Raum nicht ſehr lebendig ſeyn. Wie in Florenz iſt die öſtliche Seite am Arno mehr als ein Drittheil kleiner, als die ſüdweſtliche; der Arno macht hier einen Bogen, und dieſe Seite der Stadt ſcheint faſt gebauet, ihn auszufüllen. Von den vier Brücken und von der ſchönen Marmorbrücke habe ich eben geredet. Man hat von ihnen eine treffliche Ausſicht auf den Strom und ihn entlang in die offenen Gefilde hinein; der Strom iſt hier ſchon tief und mächtig, da er kaum drei Meilen von hier ins Meer fällt. Nichts hindert die Ausſicht, da die Brücken nicht bebaut ſind und auch die ſchönen Gaſſen zu beiden Seiten des Arno ſo grade, wie ſie können, von Anfang bis zu Ende

fortlaufen, und kein häßlicher Vorſprung eines Hauſes oder Thors die Augen aufhält. Hier ſieht man die ſchönſten und netteſten Häuſer, obgleich man wenige findet, die ſich mit den Palläſten in Florenz meſſen können. Die meiſten haben nur drei, höchſtens vier Stock, der ſicherſte Beweis, daß die Menſchenmenge nicht nöthig hat, ſich in die Luft hinauf zu niſten; aber wenn die florentiner Palläſte fehlen, ſo fehlen auch ſeine räuchrigen Neſter und ſein Schmutz, und in Piſa ekelt einen keine ſo elenden Hütten und Gaſſen an, als in einigen Gegenden von Florenz; und in der äußern Verzierung und Nettigkeit der Häuſer thut man hier offenbar mehr. Das Pflaſter iſt ganz florentiniſch mit breiten Laſtern und wird ſehr reinlich und eben gehalten. Man hält die Stadt nicht für die geſundeſte, weil ſie ſo niedrig am Arno liegt und ihre umliegenden Gegenden aus Mangel an Menſchen wenig angebaut und zum Theil mit ſtockenden Sümpfen und Moräſten durchfloſſen ſind; auch das Waſſer der Stadt iſt ſchlecht; doch hat man dafür königlich geſorgt, wie ich bald unten erzählen werde.

Indeſſen ſieht man den Menſchen dies Ungeſunde der Lage nicht an, obgleich man behauptet, daß Fremde hier im Sommer ſich leicht ein Fieber holen können. Die ſchlechte Luft hat die Stadt nicht entvölkert, aber die Entvölkerung hat die

Luft ſchlecht gemacht; wo des Menſchen Kraft abnimmt, da wächſt die der Elemente, die ſogleich wieder ihr verlornes Gebiet einnehmen. Da hier wenig Reichthum iſt, ſo lebt man ſtill und wohlfeiler wegen der reichen Ebnen umher, als in irgend einer Stadt Toſkana's; ſo daß es iſt, als fiele man aus den Wolken, wenn man von Livorno hieher kömmt. Bei alle dem kann es doch der alte Adel der Stadt und der Gegend nicht laſſen, ſich abzuſondern und ſein eignes Weſen für ſich, ja ſelbſt öffentlich zu haben; denn dieſe Adlichen ſpazieren immer mehr am öſtlichen Ufer des Stroms, als am ſchöneren und volleren jenſeitigen; ſie haben da auch ihre meiſten Paläſte und Gärten. Uebrigens iſt es auffallend, daß die Piſaner ganz andre Menſchen ſind, als die Florentiner. Die Körper ſind im Durchſchnitt bei dem Städter und Bauer rüſtiger und ſchöner, und das Aeußere hat mehr Ausdruck der Kühnheit und Stärke. Bis dieſe Stunde hat auch der Haß zwiſchen Florentinern und Piſanern nicht ausgelöſcht werden können, obgleich ſie beinahe drei Jahrhunderte beide nicht mehr geherrſcht, ſondern einerlei Fürſten gehorcht haben. Man ſieht auch vergebens nach der Feinheit und Artigkeit der Florentiner, hat dafür aber eine gewiſſe Geradheit und Ungezwungenheit, die ſich um andre wenig kümmert, und die dem Teutſchen über alle Feinheit und Eleganz gefallen muß;

natürlich giebt dieſer Karakter auch grobe und plumpe Menſchen bei Gelegenheit. Unter dem weiblichen Geſchlechte habe ich hier in wenigen Tagen mehr Schönheiten geſehen, als in Florenz in ganzen Monaten, und doch war keine Gelegenheit, die ſie außerordentlich hervorgelockt und zuſammengebracht hätte. Ich rede nur von denen, die ich des Abends auf den ſchönen Straßen längſt dem Arno und um die Brücken ſah, und vor dem Thor di ſpiaggia und um das Rund des Argine, (eines grünen Erdwalls vor dieſem Thor,) wo man viel zu ſpazieren pflegt. Auch die Sprache ſpricht dem geraden Karakter der Einwohner zu; ſie iſt deutlich und ungekünſtelt, wie in Livorno, und wenn ſie nicht die Florentiner Gewähltheit in Ausdrücken hat, ſo fehlt ihr auch das Gurgelnde und Affektirte jener Stadt.

Auch eine Univerſität iſt hier, und eine der berühmteſten in Italien, die viele große Männer gehabt und gebildet hat. Sie iſt jetzt, vorzüglich ſeit den neuern Revolutionen, ſehr gefallen und hat kaum die Hälfte der Studenten, die ſie noch vor fünf Jahren zählte. Wie viele Jünglinge an allen Ecken müſſen ſich jetzt zum Todtſchlagen rüſten, die ſonſt hier ſeyn würden! Sie unterſcheiden ſich ſichtbar, nicht bloß durch die Kokarden der verſchiedenen Staaten, (denn es ſind doch manche Genueſer und Ciſalpiner hier) ſondern auch durch

ihren Karakter, und dieſe Jünglinge, die gern alles, wie das Leben, noch in ihrer äußern Farbe tragen, zeigen die Freiheit, deren Söhne ſie zu ſeyn meinen, im Halten des Kopfs, im Stuz des Hutes, im franzöſiſchen Stiefel und in dem Wurf des freien Fußes darin. Uebrigens iſt es mir ſonderbar genug aufgefallen, daß alles frei und ſelbſt renommiſtiſch iſt, wie in Halle und Jena. Doch ſind Duelle und blutige Raufereien nicht Sitte, wohl aber Lärmen und Toſen und Geſang durch die nächtlichen Gaſſen, und das Anzapfen dieſes und jenes ehrlichen Bürgers und ſteifen Ehemanns, der eine hübſche Frau zu ſtrenge bewacht. Beſonders hatten dieſe Jünglinge auf den Koffehäuſern längſt dem Arno und unter den Loggien ihr Weſen. Ich habe hier manchen luſtigen Augenblick zugebracht, und die Bemerkung zurückgebracht, daß das kindliche und jugendliche Alter in allen Ländern ſich noch am meiſten gleich iſt. An teutſche Bacchanalien und Orgien muß man aber bei ihnen nicht denken, das iſt nicht italiäniſch. Höchſtens trinkt man einige Gläſer Punſch, der hier ſehr wohlfeil iſt; der Wein um Piſa iſt ſchlecht und der Florentiner ſchon etwas theuer. Wie wenige werden ſich hier auch hinſetzen und Wein trinken, bloß um zu trinken?

Die Gegenden und Merkwürdigkeiten um die Stadt.

Rund um die Stadt iſt Ebne, die nur zu leicht zum Sumpfe wird. Die nächſten Berge ſind die bei den Bädern und den Waſſerleitungen, wohin ich zuletzt meinen Marſch machen werde. Mit dem Arno, und vorzüglich rechts am Arno, ſenkt ſich das Land immer mehr, und wird zuletzt Sumpf, Wieſen und Gebüſch. Der ganzen Gegend ſieht man es an, daß die Menſchen nur fehlen, um ſie weit geſunder und fruchtbarer zu machen. Man kann weit umher ſein Auge ſchweifen laſſen und findet nur etwa jede halbe Meile ein ärmliches Dorf, das ſich mit den Florentinern nicht meſſen kann. Der Ackerbau wird auf großen Feldern getrieben, und dieſe ſind lange nicht ſorgfältig genug abgegraben und durchſtochen, um ſie recht fruchtbar zu machen. Es fehlt an Kanälen und Zuggräben, die Ströme und Gießbäche ſind an den gefährlichen Stellen nicht eingedeicht; daher ſind verderbliche Ueberſchwemmungen etwas ſehr gewöhnliches, die durch die faulen Dünſte, die ſie im Sommer erzeugen, die wenigen Einwohner des Landes noch dünner machen.

Meine erſte Wanderung aus der Stadt ging nach der Macchia (Gebüſch), oder den Caſcinen des Großherzogs, die gute Dreiviertelmeilen von der Stadt entfernt liegen. Dies iſt die flachſte

und ſumpfigſte Gegend um Piſa auſſer der, die näher am Serchio hin liegt. Man geht aus der Porta nuova, und findet eine Brücke mit zwey Bildſäulen aus weißem Marmor, welche in eine ſchöne Allee führt, die aus Ulmen und Eſpen beſteht. Zur Seite iſt faſt nichts als Blachfeld und näher der Stadt einige kümmerliche Weinſtöcke und Bohnen und mancherlei Küchengewächſe; Veilchen und wilde Hyacinthen duften von den Gräben, die Laubfröſche zirpen und die Fröſche gurgeln in den Pfützen. Die Allee läuft grade fort, macht etwa in der Mitte eine Beugung und wird nun bis an die Macchia eine Ulmenallee mit zwei Reihen. Das Gefilde wird immer flacher und moraſtiger, und bald ſieht man weite Wieſen, auf denen zahlreiche Heerden weiden. Dieſe Wieſen laufen um einen Wald her, der zu beiden Seiten nach Weſten und Oſten ſich weit ausdehnt, jenſeits über den Arno tritt und mit dem zuſammenhängt, dem man auf dem Wege nach Livorno vorbeifährt. Dieſer Wald mit ſeinen Wieſen, Sträuchen und Moräſten, heißt die Macchia, ein Wort, das mit Geſtripp und Gehäge gleiche Bedeutung hat. Die Allee führt mitten hinein und man findet erſt ein hübſches kleines Häuschen für den Fürſten und mehrere kleine Gebäude für die Holländerei. In der Mitte iſt ein weiter, etwas erhöhter Platz, mit ſandigen Hügeln, ſparſam

hie und da mit einer Letſche beſäet. Er iſt von dem übrigen Walde abgeſondert, und es weidete allerlei Vieh in ſeiner Umzäunung. In einem kleinen Behälter an den Caſcinen ſieht man auch einige Hirſche, und eine andre Seltenheit ſind mehr als ein Dutzend Kamele, die Holz und andre Dinge tragen, und oft die Reiſe nach der Stadt machen müſſen; ſie ſind hier einheimiſch geworden. Die Macchia ſelbſt hat nichts Reizendes, als Wald, Wieſe und Geſtrüch, und auch dieſe Natur iſt nicht beſonders ſchön. Das Schönſte dahin iſt der Spaziergang, der noch reizender ſeyn muß, wann die Nachtigallen in ſeinen Erlen ſingen und ſeine Waſſer und Teiche von allerlei Vögeln wimmeln. Tiefer hinein giebt es noch mehrere Häuschen und Koppeln, und allenthalben auf den Wieſen und in den Sümpfen ſah ich die ſtattlichſten Kühe weiden, meiſt ſilbergrau und ungriſch, wenige dunkelbraun. Man ſieht hier unter dem übrigen Zugvieh ſehr viele Büffelochſen, ſchwarz von Farbe, mit zurückgebogenen faſt auf dem Halſe liegenden Hörnern, kurzen und dicken Beinen, breiter Bruſt und außerordentlich breitem Rücken, ſo daß ſie trotz ihrer Kleinheit ganze Laſten hinter ſich ſchleppen und weit mehr Vermögen im Nacken haben, als die vom Auerochſengeſchlechte. Mir war dieſe Frühlingspromenade etwas recht ſüßes, weil ſie mich an die vaterlän-

diſchen Wälder und Wieſen erinnerte, die freilich ſelbſt im Frühling eine ganz andre Geſtalt haben. Meine andre Tagfahrt um die Stadt war beſtimmt, die Bäder und Waſſerleitungen und ihre Umgebungen zu beſuchen. Den Morgen brachte ich im Koffehauſe zum Huſaren in muntrer Geſellſchaft mit Studenten und franzöſiſchen Officieren zu, mit denen geplaudert und gefrühſtückt ward. Dann ging es gegen 10 Uhr aus dem Thore von Lucca zuerſt auf die Bäder zu. Gleich am Thore breitet ſich gegen Weſten eine weite Ebene aus, von Gräben durchſchnitten, die ſchlecht aufgeräumt ſind. Alles iſt faſt Sumpf, und doch haben wir in drei Wochen faſt keinen Regen gehabt. Man ſieht Wieſen und Kornfelder, und Pferde und Rinder weiden, und ſelten ſtört ein Baum die Ausſicht. Von hier windet ſich der Weg immer um die Mauern der Stadt hin, bis er mit Einem Mahle an einem Bache gerade gegen Norden fortläuft. Dies iſt eine ſchöne Straße, mit Pappeln und Gelſen und Eſpen bepflanzt; zu beiden Seiten liegen ſchöne Felder, ſchon wieder von Bäumen eingeſchloſſen, aber in großen Zwiſchenräumen, und ſeltner ſind die Reben. So geht man vier Miglien fort, den Bach immer rechter Hand habend, bis an die Bäder. Dieſe Bäder zu Piſa, wie ſie gewöhnlich heißen, ſind die berühmteſten in Italien und werden zum Trinken und Baden

gebraucht. Sie verdanken dem Kaiser Franz dem Ersten viel von ihrem äußern Glanze, weil er sowohl das große Haus, als auch die Menge der kleinern Brunnen- und Badehäuser hat erbauen lassen. Die Bäder sind warme und kalte. Das heiße Wasser hat einen außerordentlich süßen und schwefeligten Geschmack, und einige heiße Bäder waren so schwül, daß der Dampf wie zum Ersticken in die Nase schlug. Es giebt zwei Stellen, wo diese Quellen springen, etwa 40 Schritt von einander; damit nichts fehle, haben auch die Juden ihre eigenen Bäder, mit der Ueberschrift: Bagni degli Ebrei; sie mögten die Unbeschnittenen leicht verunreinigen. Man findet hier das Gewöhnliche bei solchen Anstalten, einzelne und gemeinschaftliche Bäder für Männer und Frauen, alle sehr fein aus Marmor gehauen, und auch mit einem kleinen Apparat von den nöthigen Möbeln, die recht nett gehalten werden. Man zählt an 30 Badezimmer, außer mehrern Tropfbädern und Schwitzstuben. Zwischen den beiden großen Badehäusern ist ein schöner grüner Platz, um welchen mehrere Häuser hinlaufen, die zum Theil für die Brunnengäste dienen, so wie mehrere am Wege nach Lucca hinaus und an der Straße nach Monte Asciano. Gerade gegenüber liegt der schöne Casino de' bagni, oder das Ball- und Gesellschaftshaus, in dessen zahlreichen Zimmern zugleich mehrere

Fremde logiren können. Hier ist ein prächtiger großer Saal zum Tanzen, und mehrere kleine zu Gesellschafts- und Spielzimmern. Sonst sind die Bäder nicht mehr so besucht, als ehedem, und man kömmt mit der Dienerschaft selten an 200. Die Lage des Ortes selbst ist wenig günstig für den Aufenthalt der Badezeit, die in die heißen Monate des Jahres fällt. So anmuthig der Weg dahin ist, so traurig und öde ist die Lage der Bäder selbst. Gleich hinter den Wohnungen erheben sich die gelben Berge des Monte san Giuliano, hie und da am Fuße mit Oelbäumen und Myrthen und oben spärlich mit Fichten an wenigen Stellen besäet. Kein lustiger Garten, kein Gebüsch zum Spazieren; höchstens hat man einen Oelgarten und einen Cipressengang am Bergsteige nach Lucca, — aber was giebt der Oelbaum im Sommer für Schatten? — Und die Gänge von Espen und Maulbeerbäumen am untern Wege nach Lucca, und die an dem nach Pisa, wo auch jenseit des Baches eine hübsche Baumreihe fortläuft mit einer Hecke von Lorbeern und Myrthen. Aber es bedürfte eines rechten schützenden Waldes; denn welche Glut müssen diese kahlen Berge, die grade gegen den Mittag liegen, im Sommer auf das Thal und auf den Ort werfen, und wie wenig sind sie ohne Gesang, ohne Menschen und Leben fähig, die kranke Phantasie der Badenden zu erheitern!

Etwa 500 Schritt von den Bädern am untern Wege nach Lucca findet man noch einige durchgerissene Bögen einer alten Wasserleitung nach Pisa, von unten bis oben mit Epheu bekleidet, die ein anmuthiges Bild des Alterthums geben. Da an dem schönen Bache, dessen nie versiegendes Wasser sich weiterhin in den Serchio gießet, sollte man zu beiden Seiten noch drei, vier Reihen Bäume und Sträuche pflanzen und ein Großes wäre gewonnen. So wie sie sind, geben hier die heißen Bäder ein trauriges Bild der Hölle, wenn der Sommer alles Grün versengt hat, was jetzt hie und da noch die grauen Rippen der Berge bekleidet, und schon heute, den 3ten März, war es eine unerträgliche Hitze.

Ich wanderte nun unter den Bergen in den Osten fort, um längst den Wasserleitungen durch die Porta spiaggia wieder nach Pisa zurückzukehren. Die ersten Berge zwey Miglien lang sind öde und kahl, und nur zuweilen hat der Fleiß und die Mühe der Menschen einige Oelbäume in die durchbrochenen Felsen eingeflickt, in denen auch an einigen Stellen Steinbrüche sind. Das Thal unten ist immer in Einem Geschmack mit dem von Pisa her. Kaum aber sind diese zwei Miglien gemacht, so windet sich der Berg gleichsam weiter in sich zurück, und macht einen schönen Grund, oder Halbmond über den Weg hinaus. Myrthen und

blühender Dorn decken seinen Fuß, Veilchen hauchen an den Bächen, die aus ihm rinnen und oben kränzen ihn Fichten- und Letschenwälder, mit anmuthigen Oelpflanzungen gemischt, die mit ihrem grauen Laube durch die dunkeln Eichen und Fichten schimmern. Sie laufen meist in Terrassen empor und man hat wie oben so viele Treppen aus ihren Reihen von Steinen aufgeführt, damit der Regen nicht Furchen reisse, und die wenige fruchtbare Erde ins Thal hinabspüle. Diese Oelpflanzungen haben immer ein niedliches weißes Häuschen des Besitzers neben sich, das sich meistens lustig unter einem Felsen, oder einem Klumpen von Letschen versteckt, und in der Mitte dieses schönen Bergthals liegt die freundliche Villa Franceschi mit einer Cipressenallee. An diesem Berge Asciano, oder Acciano, und in diesem Grunde sollten die Bäder seyn, aber hier sind andre Wasser, die vielleicht nützlicher sind, als sie, die, welche die 18-20000 Menschen tränken, die Pisa in seinen Mauren hält. Aus einem Bergstrom nemlich des Berges Asciano empfangen die herrlichen Wasserleitungen ihr Wasser, die von hier 5 Miglien bis zur Stadt geführt sind. Ein kleines Häuschen enthält die Sprudelquelle, die vorher schon durch kleinere Leiter gezogen ist, und so jagt sich das Wasser in schönen bleiernen Röhren, die mit großen Fliesen bedeckt sind, bis an die Stadt fort. Die mächtigen Mau-

ren, welche diese Röhren tragen, sind von eben so mächtigen Pfeilern gestützt. Dieses stattliche Werk ward gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts von Ferdinand dem Ersten angefangen und im Jahr 1613 von Kosmus dem Zweiten beendigt; eine Inschrift sagt, daß Peter Leopold, der von allen gelobte und geliebte, es hat wiederherstellen lassen.

Von diesen Wasserleitungen bei dem Dorfe und Berge Acciano laufen die Berge immer östlich in derselben Gestalt fort und haben äußerst romantische Klumpen und Gruppen von Felsen. Es ist ganz die Natur der stairischen Felsen und Marlabilf. Ich schlenderte von hier längst den Wasserleitungen der Stadt zu, betrachtete den Ackerbau und unterhielt mich darüber mit den Bauren, die im Felde waren. Es ist in der Mitte der Wasserleitungen eine weite und kahle Ebene, die mit Gräben durchschnitten ist, doch lange noch nicht genug für den Kornbau und die Gesundheit der Menschen. Man sieht Bohnen, Wicken, Weitzen, Gerste und Flachs, welches in den Gegenden um Pisa außerordentlich viel gebaut wird, auch Roklengemisch, was man segalata nennt. Auch der türkische Weitzen gedeiht in diesen Ebenen, die man Sümpfe nennen könnte, vortrefflich. Mit dem Reiß hat man in den niedrigsten und schwersten Feldern Proben gemacht, aber er hat immer betro-

gen, zum Glück der wenigen Menschen, die noch auf diesen Feldern sind, so wie das Haidekorn und der Luzerner. Näher der Stadt sieht man wieder mehrere Baumpflanzungen, Pappeln, Maulbeerbäume, Eipen und selbst einige schlechte Wohnungen mit Stroh gedeckt, die ich in langer Zeit so wenig gesehen hatte, als die Windmühlen, die ich zuerst wieder bei Monte Nero erblickte.

Lucca.

Lucca's Revolution war so neu und das Städtchen so nahe, daß es eine Sünde gewesen wäre, es nicht zu besuchen. Leider war mein Bleiben dort zu kurz für meinen Wunsch, weil ich nur zwei Tage dort zu bleiben die Erlaubniß erhalten konnte. Denn man traut den Fremden nicht. Ich wanderte also wie ein guter Republikaner schlicht und bürgerlich gekleidet einen schönen Mittag von Pisa aus und beschloß den Weg über den Berg San Giuliano zu machen, der nur 9 Miglien lang ist, da man hingegen den andern durch die Ebne um die Berge herum 12 Miglien von Pisa aus rechnet. Bald war ich an den Bädern, wo ich den müden und matten Leib durch Speise und Trank stärkte. Von den bagni geht der Weg außerordentlich steil die öden Berge hinauf. Er ist außerordentlich steinigt und zerrissen, und obgleich es schon sehr nachmittäglich war, floß mancher Schweißtropfen meine Wangen hinab. Hie

und da findet man ein kleines Häuschen und eine ärmliche Oelpflanzung, die mit Mauren gestützt und deren bischen Erde außerordentlich gespart ist; ja selbst diese kleinen Rücken hatte man mit Korn besäet. Buben und Mädchen pfiffen hinter den Schaafen und Ziegen her, mit denen sie den Tag über auf den Bergen umherklettern. Die Schaafe sind alle hörnerträgend, wie die um Florenz, mit gebogenem Kopfe, schlank und mit kurzer Wolle, die freilich wohl daher rühren mag, daß sie zum Theil schon im Herbst geschoren werden. Für mich war jedes Stillstehen, jedes Athemholen ein Blick auf ein Paradies, welches sich immer erweiterte, je höher ich stieg. Doch um mir das Vergnügen für Einen schönsten Punkt zu sparen, wandte ich meine Blicke nicht hinter mich. Auf der Spitze des Berges stand ich still und lief dann sporenstreichs auf einen grünen Platz, wo der Grenzstein zwischen Lucca und Toskana steht, und wandte mein Auge in den Südwesten. Die Sonne stand hell am Himmel und ich hatte eine der schönsten Aussichten, die ich in meinem Leben gehabt habe. Unter mir die bagni und die weite Ebne wie ein Garten Gottes mit Feldern und Bäumen, Pisa in seiner ganzen Größe, Monte Nero in der Ferne mit den großen Wäldern westlich, worin jeder Strom und Kanal blau durchschimmerte, wie er sich ins Meer gießt, mächtig unter ihnen der König

Arno,

Arno, Livorno mit seinen Thürmen im Meer und allen seinen Masten, die Inseln heller und größer, als ich sie vom Monte Nero sah, und die Menge der Wimpel und Seegel, die auf der Tiefe flogen. Wehmuth ergriff mein Herz bei dem Gedanken an die schönen Tage in Livorno, die sobald vergangen sind; und ich wandte mich nun bald wieder bergabwärts einem kleinen Buben nach, der einige Packesel vor sich her trieb; denn Esel und Maulthiere, auch wohl Packpferde klettern diesen steilen und steinigten Weg, aber keine Fuhrwerke. Dieser Berg Giuliano ist es, der grade zwischen Pisa und Lucca beinahe auf dem halben Wege liegt und von dem Dante sagt: perché i Pisan Lucca veder non ponno, „vor dem die Pisaner Lucca nicht suchen können." Die Gegend jenseits tritt in einen andern Karakter und wird heiter und freundlich. Man steigt sanft hinab immer in einem Ring von Bergfalten, wie man die Berge hier wohl nennen kann, die in sanften Rücken über einander emporsteigen. Sie sind oben mit grünen Tannen bekränzt, dann kommen Kastanien, viele Kirschbäume und große Oelpflanzungen. Diese liegen immer einzeln, meistens matt und weißschimmernd in ihren Bäumen und auf ihrem Hügel, rauschende Bäche fallen von den Bergen und brausen am Wege fort und machen diesen Spaziergang äußerst romantisch und lieblich, bis man endlich in die

Ebne kömmt und von da bald die Stadt Lucca erreicht, die man nicht eher sieht, bis sie einem unter den Füßen liegt. Ich habe hier eine ganz besondre Art gesehen, außer den jungen Setzlingen die Oelbäume wieder zu verjüngen, wie man es auch mit Birn- und Apfelbäumen macht, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht so alt seyn müssen. Wenn ein Oelbaum altet und nicht mehr treiben will, so sägt man ihn nahe am Boden ab mit allen seinen Zweigen und setzt auf jeden alten neue Schößlinge. Es ist erstaunlich, wie lustig und schnell diese aus dem alten Stamm ausbrechen und in seine erstarrten Adern wieder neues Leben gießen.

Einige Stunden vor Abend kam ich in der freundlichen Stadt an und fand Mühe, Quartier zu finden, weil die meisten Gasthöfe mit französischen Officieren und andrer Einquartierung zur Genüge besetzt waren. Endlich ward ich im Rothen Löwen fest und setzte mich nach dem Essen erst hin, um zu schreiben. Doch dies verging mir bald über dem Lärm und Jubel unten in der großen Wirthsstube und in der Küche und um das Kamin, wo Braten und Kuchen dufteten. Ich fand da eine so gemischte Gesellschaft und so angenehme Unterhaltung, daß ich des Schreibens vergaß und bis Ein Uhr in der Nacht mich unter diesen Leuten umtummelte und ergötzte, wo jeder endlich in

ſein Kämmerlein ging. Es gab da franzöſiſche Officiere und Soldaten, junge und alte Demokraten, Nationalgardiſten, einige Fremde, wie ich, und ſogar einige Bettler, die als neugemachte Cittadini ſich ohne Umſtände einmiſchen; das mußte man im Reiche der Gleichheit um der übrigen Unterhaltung willen ſchon ertragen. Vor dem Eſſen unterhielt ich mich mit einem geſcheuten Unterofficier, einem ſchönen freundlich treuherzigen Piccarden über die Feldzüge am Rhein und in der Schweiz, die er mitgemacht hatte. Jeder war anfangs noch ſo ziemlich ruhig und es blieb bei einer luſtigen Unterhaltung. Aber nach der Tafel und dem Weine bekam alles neuen Schwung und dies artete endlich in die lärmendſte Freude und ſchwärmeriſcheſte Begeiſterung aus. Es gab dabei ſehr hübſche demokratiſche Scenen, die mir freilich nicht in der Idee, aber wohl in der Ausführung neu waren. Ein ſchöner Jüngling von etwa 17 bis 18 Jahren, einer der jungen freudigen Patrioten, deſſen Vater bei der neuen Ordnung der Dinge ans Regiment gekommen war, las eine Rede des Bürgers Forloni her, welche den vorigen Tag unter dem Freiheitsbaum auf dem Markte gehalten war, eine Rede nicht voll Freiheitsſinn, ſondern Wuth, nicht mit jener Kraft und Mäßigung, welche die Gemüther beruhigt, indem ſie dieſelben entflammt. Freudige Bravos ſchallten, beſonders ließ ein zerlumpter Al-

ter ſich mit lauten Anmerkungen hören, indem ich die Unterhaltungsfähigkeiten angeſehen und ihm ein weißes Brod und einen Pokal guten Weins hatte geben laſſen, um ihn zu befeuern. Dies war ſelbſt dem Vorleſer lächerlich, und er fragte ihn alſo, als er bei dem Worte oligarchia deſpotica dreimal in ein bravißimo! ausbrach, was er denn unter dem Worte verſtehe? jener ſtotterte etwas her, und als es nicht recht gehen wollte, ſetzte er einen neuen Schluck darauf und rief halbfranzöſiſch ſo komiſch ſein: ah fuzuti tiranni! aus, daß ſelbſt der ſchwärmeriſche Lektor ſeine Ehrenfeſtigkeit verlor. Ein andrer brach in einen feinen Freiheitshymnus aus und ſang die Worte: un dolce amor della patria accende il mio cuvre. So ging es in Einem Athem und nur mit Mühe konnte der Vorleſer beendigen. Neben dem Alten ſaß ein ähnliches jüngeres Subjekt, dem Anſehen nach ein verkümmerter Fabrikant, mit bleichem Geſichte, ſchwarzen brennenden Augen, und einem weißen Mantel, auf dem außer der Hutverzierung noch eine zweite Kokarde ſaß. Dies war der lauteſte Schreier und er hakte immer in Zwiſchenräumen in das allgemeine Geſpräch das ça ira mit halbfranzöſiſchen, halbitaliäniſchen Worten. Die Franzoſen ſelbſt ſchienen ſich weder aus ihm, noch aus den Bürgern ſeines Gelichters viel zu machen und ſahen als die Herren großmüthig lächelnd und mitleidig auf dieſe

Neubekehrten herab, deren Brüderschaft sie erst so ganz neulich gemacht hatten. Nur wenn die schöne Wirthin mal was brachte, oder die schlechte Aufwärterin etwas trug, hatten sie Worte zum Besten. Zur Entschuldigung muß es ihnen indessen dienen, daß sie sich mit den neuen Brüdern nicht füglich unterhalten konnten, weil ein Franzose selbst in Jahren nicht eine fremde Sprache lernt, oder lernen will; denn das Italiänische hat doch keine solche unüberwindliche Schwierigkeiten, wie z. B. die Töne meiner Muttersprache. Weil aber dieser neue Redner durchaus seine Weisheit an den Mann bringen wollte, so machte ich einige Zeit den Dolmetscher von einigen köstlichen Gleichnissen und Sentenzen, die er über die alten Aristokraten von Lucca auf dem Herzen hatte und nicht so wollte aussterben lassen, ohne sie den Brüdern mitzutheilen; unter diesen war seine vortrefliche von der Schlange, die sich vor Wuth in den Schwanz beißt, die er aber wegen des Schwindens seiner Ideen nicht recht auslegen konnte. Aber über einen Fund, den er machte, wäre er beinahe aus der Haut gefahren. Ein französischer Officier, der vermuthlich zu Paris, oder anderswo viel von der energie du peuple gehört hatte, ersuchte mich, ich mögte einen der ansehnlichern italiänischen cittadini fragen, was man im Italiänischen dafür für ein Wort habe. Ich nannte ihm energia, aber er

verſtand und glaubte mir nicht und wandte ſich an jenen lauten Redner. Der mogte ein andres Wort in dieſen ſtürmiſchen Tagen wohl öfter gehört haben und das Wörtlein energia nicht viel in ſeinem Gebrauche vorgekommen ſeyn; er rief es ſo plötzlich: anarchia! Bravo! rief der Franzoſe, der vielleicht dies hatte haben wollen, und durch dieſen Beifall ward er hinfort aller Meiſter, der Franzoſe gab einige Bokale Wein, und nun ging alles über einander. In dieſen Jubel kam ein Bube von etwa 12 Jahren mit einem brennenden Pfeifenſtummel und ſetzte ſich zwiſchen mir und einem anſehnlichen ſtattlichen Mann, und blies uns ſeinen Fuſel in die Naſe, indem er jenem mit einem Guten Abend, Bürger! die Hand drückte, welches er mit einem freundlichen Willkommen erwiederte; dann ſtimmte der Burſche einen inno di fratellanza an, den er recht brav vorſang; alles, jung und alt mußte einſtimmen und ſo ging es im Geſang bis zum Ende fort, man trank noch auf den Tod der alten Ariſtokratie, ſtieß einige Flüche gegen ihre Häupter aus und ging heim. So blind greift und tappt man zuerſt in die Gleichheit hinein und die Gebildeteren müſſen es ſchon tragen, obgleich es keine größere Ungleichheit giebt, als die der Kultur, die bei allem Civismus und Patriotismus einige Scheidewände zwiſchen Menſchen und Menſchen ſetzt. Die artigen Franzoſen hingegen, denn

das ſind ſie immer noch, wie ganz anders! Sie haben dieſen Rauſch überſtanden und ſtürzen nun die andern ein Bischen wild hinein, obgleich ohne Blut. Man ſah hier, wie jeder ſich zu der Geſellſchaft und Unterhaltung hielt, die für ihn paßte. Es giebt nur Eine Gleichheit, die vor dem Geſetze; das Volk, das die am reinſten hat, iſt das freieſte.

Auch dieſer kleine Staat von Lucca hat endlich in den Strudel hinein gemußt, der ganz Italien von einem Ende bis zum andern umkehrt. Man bildet dem Volke ein, es von der Tyranncі befreit zu haben, nennt jeden Lump einen Bürger und Freien, ein Glied des ſouveränen Volks und was man nicht alles erfunden hat, die Ohren und Herzen zu kitzeln. Indeſſen hat man ſich dieſe Freiheit bis jetzt gut bezahlen laſſen, und daß das ganze Volk es noch nicht ſo gefühlt hat, das verdankt es den Vorräthen und dem allgemeinen Wohlſtande, welche die alten Deſpoten zu ſchaffen wußten. Länger als zwei Monate haben in der Stadt und umher 6 bis 7000 Mann franzöſiſcher Truppen gelegen, die man hat neu montiren und verpflegen müſſen. 15000 Fäſſer vorräthigen Oels haben die Franzoſen nach Livorno verkauft und einſtweilen als eine Anleihe und Pfand der Freundſchaft anderthalb Millionen Lire von den Luccheſern angenommen; jetzt iſt man dabei, die Gemeindegüter und die Beſitzungen einiger Geflüchteten zu verkau-

fen, kann aber auch hier keine Käufer finden. Noch jezt hat die Stadt 1800 Franzoſen in ihren Mauern, die ſie unterhalten muß. Solche Geſchichten ſchlagen den Muth auch der beſten Patrioten nieder. Was man auch ſagen mag, die alte Ariſtokratie konnte ſo ſchlecht und tyranniſch nicht ſeyn, als man ſie gern machen mögte. Wie hätte ſie auch in einem ſo kleinen Staate, dem die Fürſten von Toſkana beſtändig auflauerten, ſich halten können ohne Gerechtigkeit? wie hätte dieſer kleine Fleck Erde ſo ein blühendes Paradies werden können unter dem Druck der Tyrannen? Solche Dinge beurtheilt man am beſten nach den Wirkungen, die am Tage liegen.

Die Revolution iſt ſonſt ſtill und unblutig vollendet. Einige wenige Patricier haben ſich geflüchtet, die meiſten ſind geblieben und mit zu Bürgern geadelt, haben aber ſchlimm zahlen müſſen, und ſie hat man immer noch zwiſchen der Preſſe, um den letzten Saft von ihnen zu haben. Selbſt ſolche Leute, wie ich zum Theil bei Erwähnung der geſtrigen Unterhaltung genannt habe, bedauern manche dieſer Patricier und das heißt alles geſagt, um ſie zu loben. Dieſe cidevants halten ſich ſtill in ihren Häuſern und Villen, um ſich dem Geziſche der Buben nicht auszuſetzen, die ſich jezt für die Herren halten. Rechtliche Leute wiſſen wohl, was ſie für einen Tauſch getroffen haben, und was

die Franzoſen mit dieſer Demokratiſirung wollten. Sie ſchweigen, ſtimmen aber öffentlich mit in den Lärm und Jubel über die neuen Dinge ein. Denn ſo frei iſt doch am Ende keiner, daß er ſeine Meinung geſtehen dürfte. Ich ſah den folgenden Mittag auf dem Domplatze einen Volksredner, der gegen die alten Exeline, wie er ſie ſchimpfte, und gegen die Königin von Neapel ſehr laut war, die er die Fredegunde Italiens nannte, welcher er prophezeite, nächſtens an dem lichten Galgen zu baumeln. Aber welche war ſeine Krone, die um ihn herſtand? Zerriſſene Mäntel, Buben, die von Zeit zu Zeit mit einem viva la libertà! einfielen, franzöſiſche Soldaten und Officiere, die aber nicht auf den Redner hörten, ſondern unter den Weibern und Mädchen herumſchnüffelten, die der Spaß herbeigezogen hatte; endlich einige Bauren, die mit ihren Körben und Packeſelein da hielten und mit aufgeſperrtem Munde und ſtarren Augen nicht viel klüger, als ihre Eſelein, das neue Wunder anſtaunten. Es war auch kein einziger rechtlicher Bürger unter dem ganzen Haufen.

Dieſer kleine Staat hat ſich wunderbar genug durch alle Wechslungen und Stürme der vorigen Jahrhunderte durchgewunden und ſeine Unabhängigkeit behauptet. Man rechnete ihn zu den glücklichſten in Italien, weil die mächtigen umliegenden Nachbaren ihn zur Mäſſigung im Regieren und

Gehorchen zwangen, und dieſe hat er ungeachtet des kecken Geiſtes ſeiner Bewohner bis jetzt glücklich erhalten, wo die groſse Nation ſo gewaltig in ſeine Maſchine eingegriffen hat. Der Theil zunächſt um die Stadt im Norden und Oſten und Nordoſten iſt hügeligt und gebirgig, der andere, welcher in einem ſchmalen Streifen ungefähr 3 Meilen weit von dem Serchio zum Meere hinläuft, iſt niedrig und ſumpfig und häufigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Am Meer unweit des Serchio iſt Via Reggio, der Hafen der Stadt, in einer ſehr moraſtigen und ſumpfigen Gegend, welche ſehr ungeſund ſeyn ſoll. Korn baut man nicht zur Genüge für die 115000 Menſchen, die man auf das Gebiet dieſer kleinen Republik rechnet; dafür aber hat man den ſchönſten Oelbau und das berühmteſte Oel in Italien. Man rechnet, daſs jährlich, ein Jahr ins andre gerechnet, für Oel 180600 Reichsthaler ins Land gekommen ſind, eine anſehnliche Summe. Auch rohe Seide führt man etwas aus, obgleich einige auch in der Stadt verarbeitet wird. Ich habe oben ſchon bei Florenz erwähnt, welch ein wichtiger Artikel die Seidenfabriken im Mittelalter für Lucca waren, und wie ſie von dieſer Stadt in viele andere Städte Italiens ſich ausbreiteten, als innere Unruhen die friedlichen Künſte von hier verjagten. Noch jetzt ſieht man es der Stadt an, daſs ſie

bevölkert und im Wohlſtande iſt, und unter den 25000 Menſchen, die ſich in ihrem kleinen Raume bewegen, findet man wenige Bettler. Ihr Handel geht über Via Reggio, wohin ein Kanal aus dem Serchio führt, der meiſte aber über Piſa nach Livorno. So fiſchreich, als Lucca, iſt nicht leicht eine Stadt; man findet hier alle Tage mancherlei wohlſchmeckende Fiſche, die bei Via Reggio, im Serchio, in den großen Seen Seſto und Maſacciuoli und in den Kanälen gefangen werden.

In dieſer Stadt ſollen die alten Markgrafen von Toscana oft reſidirt haben, und einige meinen, die berühmte Mathildis ſei hier gebohren. Nach ihrem Tode ward die Stadt allmälig frei, und wußte ſich eben ſo glücklich, als klug vor der Oberherrſchaft der mächtigen Nachbarinnen, Piſa, Genua und Florenz zu hüten. Schon in jenen Zeiten, wie in den neueſten, ſchrieb ſie über ihrem Wappen das Wörtlein libertas, welches man auch über den Stadtthoren und mehrern großen Gebäuden findet. Zu den Schnurrigkeiten gehört, daß man auf dem Domplatz auf der Vorderſeite der Kirche in dem Wappen der Stadt die alte Inſchrift Libertas neuaufgekratzt hatte; wenn man auch den alten Geiſt und die alten Menſchen ſo aufkratzen könnte, ſo wäre es ein herrliches Ding um das Demokratiſiren! Doch man muß von der Zukunft hoffen, was die Gegenwart nur

unter einem traurigen Lichte zeigt. Die Menſchen wie die Völker müſſen durch den feurigen Ofen zum Glücke gehen, auch wenn es ſcheint, daß es einen leichtern Weg gebe."

Sonſt gehört noch zu den Merkwürdigkeiten von Lucca ein wunderthätiges Krucifix aus Cedernholz, welches unter dem Namen Volto-santo ſeit manchem Jahrhunderte, als das Palladium der Stadt verehrt und bewahrt worden iſt. Der Urſprung dieſes Heiligthums, welches jährlich nur dreimal, und ſonſt nur in öffentlichen Nöthen aufgedeckt ward, verliert ſich in die Sagenzeit. Manche behaupten, es ſei von den Piſanern aus einem Heiligthum des gelobten Landes gebracht, an Lucca verſetzt und nicht wieder eingelöſt worden. Seitdem habe es denn die Stadt getreulich beſchirmt und behütet, welche es auch zur Dankbarkeit auf ihren Münzen abbildete. Dieſes Volto santo war anfangs in der Kirche San Frediano und kam von da nach dem Dom, wo er noch ſeine eigne Kapelle hat, wo beinahe ſo ewige Lichter brennen. Die reichen goldenen und ſilbernen Weihgeſchenke, die Leuchter, Becher und Schalen, die dieſe Kapelle ſonſt enthielt, haben jetzt auch meiſtentheils in die Welt hinein wandern müſſen.

Die Stadt liegt in einer anmuthigen und fruchtbaren Ebene unweit des Serchio meiſt in einem Zirkel, und iſt mit Wällen, Gräben und

Baſteien nach alter Weiſe umgeben, ohne eben feſt zu ſeyn; doch haben die Franzoſen ſchon angefangen zu graben und auszubeſſern, und allenthalben ſieht man Kanonen aufgepflanzt. Man macht in Dreiviertelſtunden bequem die Runde. Die Wälle ſind oben mit grünen Raſen bedeckt und mit Ulmen, Pappeln und Maulbeerbäumen bepflanzt, die ſie zu luſtigen Promenaden machen, da man auf das ſchöne Thal umher und auf die Berge einer freundlichen Ausſicht genießet. Von außen hat die Stadt mit ihren alten Thürmen und den ſchlechteren Wohnungen, welche die Auſſenſeiten gewöhnlich einnehmen, ein räucherigtes und gar verfallenes Anſehen; hier ſieht man auch manche Gärten und öde Plätze. An der nordöſtlichen Seite fließt ein Kanal, wo die Fabrikanten in Seide wohnen, denen beim Färben und Waſchen das Waſſer ſehr vortheilhaft iſt. Von ihnen gilt, was ich von den Florentinern geſagt habe, obgleich ſie immer noch beſſer arbeiten, als jene. In der Mitte der Stadt hingegen, wo das Leben und die Thätigkeit ſich koncentrirt, findet man manche ſtattliche und ſchöne Häuſer, die beſonders wegen der ſtarken Bevölkerung des Städtchens hoch in die Luft hinein gebaut ſind. Die Kirchen, die von jeher an Kunſtſachen ſehr arm waren, ſind zum Theil ganz ausgeleert und in Quartiere für Soldaten verwandelt, weil man nicht alle in

den Häuſern beherbergen kann. Die Gaſſen ſind alle krumm und eng, aber gut gepflaſtert, und die Hauptſtraßen beſſer, als die in Florenz. Oeffentlich merkt man hier es kaum, welch eine große Veränderung vorgegangen iſt, und für die Wenigen, die ſich über die Wiedergeburt freuen, ſieht man Trübſinn und Mistrauen auf vielen Geſichtern. Ich mag nicht gern gloſſiren, aber ſo ein kleines Städtchen, als ein eigner Staat mit ſeinem Gebiete durch eine plötzliche Verwandlung aufgeführt und ſich gleichſam als etwas Großes in der Reihe der Dinge fühlend, giebt doch nur eine arme Idee. Nur als Theil eines größern Ganzen kann er Aufmerkſamkeit verdienen. Wenn man die neuen Nationalgarden und die alten Stadtmilizen ſieht, ſo muß man lächeln, ſo traurig nehmen ſie ſich aus; aber mehr als lächeln muß man, wenn man bedenkt, wie viel ihnen die neue Freiheit und Gleichheit koſtet, und wie die franzöſiſchen Kommiſſäre hier ihr Weſen treiben, die mit den Generälen und ihren Huren die Hälfte von dem verzehren, was ſie ausſchreiben und nehmen, während der freie Bürger über Druck, und der tapfre Soldat um Sold ſchreit. Dafür freilich dürfen ſie für keinen Ernobile den Hut ziehen, ſehen die dreifarbige Flagge auf den Thürmen wehen, hören und leſen prunkende Reden zu Ehren des popolo ſovrano, haben auf allen Plätzen bunte Bäume

mit Foſcen und rothen Mützen, und an Brüſten und Hüten Kokarden. — Es wird endlich eine Aufgabe nöthig ſeyn, für die Kokarden der Republiken, deren alle Tage neue entſtehen, auch neue Farben zu erfinden. Man mögte raſend werden, wenn man es menſchlich betrachtet! Wie ſoll dies kleine Weſen ſich tragen und wo bleiben die hohen Gefühle für Freiheit und Vaterland, wenn man endlich um Fleiſch und Brot ſchreien muß? Noch iſt das Volk des Dinges froh oder doch ziemlich ruhig und gleichgültig, weil es nicht unmittelbar fühlt; aber ſind die ausgeleerten Magazine, die geplünderten Kirchen und Klöſter, die Erpreſſungen, die man ſich gegen die Reichen und Patricier erlaubt, nicht auch ein Verluſt für das Volk?

Was übrigens die franzöſiſchen Truppen betrifft, welche für die Sünden der Deputirten und Commiſſarien nicht können, ſo haben ſie allgemein den Ruhm und das Anſehen ordentlicher und wakkerer Menſchen, und keine Spur des Sanskulottismus mehr an ſich. An den Officieren gefällt die Feinheit und Gewandheit der Nation und ein gewiſſer Ernſt, den man im Kriege erwirbt und der einen Soldaten vorzüglich kleidet. Die Soldaten ſehen alle brav aus, die Luccheſer haben ſie neu kleiden müſſen, und an guter Nahrung fehlt es in dieſem ſchönen Thale auch nicht. Vorzüglich rühmt

man den alten wackern General Serrurier, der die Unternehmung gegen Lucca anführte, einen eben so braven Soldaten, als Menschen, der öffentlich seine Vorliebe für die alte Verfassung Frankreichs gesteht, aber durch seine menschlichen Tugenden die Liebe aller Partheien und durch seine Tapferkeit die Achtung der ganzen Armee hat, die von ihm das Wort erzählt: „Ich bin Ex-Graf und Aristokrat, aber zeigt mir einen Demokraten, der sich besser schlägt.“ Er hat hier strenge Disciplin gehalten, und auch den Raben, die der Armee nachziehen, die Daumen auf dem Auge gehalten; aber nach seiner Abreise vor einiger Zeit nach Genua ist alles wieder loser geworden. So war von ihm das Verbot ausgegangen, bei schwerer Ahndung solle nach 7 Uhr Abends kein Wirth einem Soldaten Wein verkaufen, oder schenken, weil die Herren im Uebermuth des Weins einige Frauenzimmer beschimpft hatten; aber jetzt trinkt und schwärmt alles wieder bis in die Nacht.

Die Stadt liegt ausnehmend schön und hat vorzüglich im Nordost eine himmlische Aussicht auf die Berge, die wie Wellen über einander fließen und mit hübschen Villen und netten Wohnungen fast nach Florentiner Art bedeckt sind. Sie laufen in einem Halbmond von Westen bis Osten amphitheatralisch um die Stadt, die in einem Thale liegt, welches sich gegen Norden und Osten

allmälig

allmälig zu freundlichen Hügeln erhebt. Der fleißige und sorgfältige Anbau dieser zum Theil unfruchtbaren Berge ist das beste Lob für die alte Verfassung; sie sind fast bis oben mit Reben, Oelbäumen, Feigenbäumen, Kirschen, Kastanien und andern Früchten bedeckt, und ihre dunkle Scheitel tragen Letschen und Tannen. Im Süden fließt der Serchio nicht weit von der Stadt, und um ihn sind reiche Maulbeer- und Obstpflanzungen und Kornfelder.

Ich machte die Rückreise in Gesellschaft einiger französischer Officiere auf dem gewöhnlichen Fuhrwege nach Pisa, der beinahe eine teutsche Meile weiter ist, als der schlimme Fußpfad über den San Giuliano. Er windet sich gleich hinter Lucca um die Berge herum, die von den Bädern bis nahe an den Serchio in dem Südwesten hineinlaufen. Man kömmt bald in ein niedriges Thal, wo man die Verwüstung sahe, welche der Serchio und einige andre Kanäle, seine Söhne, vorzüglich aber der Ausbruch des Sees Sesto, angerichtet hatten, indem sie alles überschwemmten, Bäume auswurzelten und große Furchen und Risse in den Feldern machten. So fährt man etwa eine Meile, so hat man nahe bei dem Dorfe Ripa Fratta wieder Toskanisches Gebiet, indem das Luccheſische sich immer dicht an den Serchio anschließt. Hier hebt sich der Weg sanft und tritt

links an einen Berg, um den er ſich bis an die Bäder immer herumwindet. Das Thal verengt ſich, und auch die Berge rechts am Serchio kommen einem entgegen, bis beide Rücken gar nahe zuſammentreten, wo man bei Ripa Pratta auf einen Augenblick an den Serchio kömmt, ihn aber bald wieder verläßt, um ſich mit den Bergen immer gegen Oſten zu wenden. Bis hieher ſieht man äuſſerſt ärmliche Wohnungen, ſowohl im Lucheſiſchen als Toſkaniſchen in der Ebne; man ſucht umſonſt die toſkaniſche Zierlichkeit; kein netter weiſſer Anſtrich, kein einziges Glasfenſter, keine Zierlichkeit umher, ſondern alles zuſammengeſtoppelt, wie nach einem Brande, oder für die erſte Noth. Woher dieſe Unluſt und Düſterheit, die auch aus den Bewohnern ſpricht? Sind die Felder, die ſonſt fruchtbar ſcheinen, vielleicht doch wegen der überfließenden Ströme und Kanäle nicht ſicher? Sie ſchienen ſonſt doch recht gut bebaut. Hinter Ripa Pratta liegt auf jehem Gebirg, das ſich hier ſchroffer erhebt, ein alter Thurm in ſeiner grauen Herrlichkeit, unter ihm lachende Oelpflanzungen und auf einem niedrigern Rücken ein altes Schloß mit mächtigen Mauren, von dem etwa 500 Schritt entfernt unter den dunkeln Fichten zwei alte Thürme ſtehen, die das andre Ende des Bergrückens ſchützen, welcher durch eine Kluft von ſeinem höhern Bruder abgeſchnitten iſt. Von dieſem alten

Schloſſe, welches meine Begleiter mir zu Gefallen mit beſtiegen, hat man eine unausſprechlich ſchöne Ausſicht. Nach der Legende baute die Gräfin Mathildis dieſes Bergſchloß und pflegte oft dort zu wohnen. Hinter dieſem Schloſſe werden die Wohnungen immer mehr wieder toſkaniſch, doch ſind ſie ſelten und nur an dieſer Straße; in dem Süden ſieht man Meilenlang keine Dörfer, ſondern immer nur einzelne kleine Wirthſchaften. Bei den Bädern hielten wir an und fanden an die 20 Officiere von zwei engliſchen Fregatten aus Livorno, mit welchen die Franzoſen ſich, wie ſie konnten, brüderlich unterhielten, beſonders über ihre Kameraden in Aegypten, und mit welchen wir zuſammen nach Piſa fuhren.

Abreiſe nach Lerici den 8. März.

Die Zeit drängte mich endlich mit Gewalt, meine Flucht aus dem ſchönen Italien zu beſchleunigen, je drohender von allen Seiten die Ausſichten zu einem allgemeinen Kriege wurden. Weil es mir zu verdrießlich ſchien, zu Meer ins Vaterland zurückzukehren, ſo beſchloß ich nach Genua zu gehen und von da die Durchreiſe durch Frankreich und über den Rhein zu wagen. Weil nun aber die Reiſe nach Genua über das Gebirge eben ſo gefährlich, als koſtbar iſt, ſo ſchien es mir das Beſte, nach Lerici, einem kleinen Seeplatz und Ankerplatz hinter Sarzana zu gehen und von da zu

Waſſer nach Genua. Ich war um 6 Uhr auf, es regnete heftig und alſo verſäumte ich auszugehen und mir einen Vetturino zu bedingen. Indeſſen kam mir der Kameriere des Gaſthauſes mit einem ſeiner Anhänger über den Hals, und beide machten es da galantuomo und da chriſtiano ſo gut, daß ich um einen Zechin gepreſſt ward, und obgleich ich ſeit Florenz mir es vorgenommen hatte, mich nur immer mit einem Einzigen einzulaſſen und nie einen Unterhändler zu gebrauchen, ſo übertölpelten ſie mich doch, ſo unwiderſtehlich iſt die Leidigkeit und Spitzbüberei dieſer Leute, und um ihrentwillen allein möchte man ſich aus Italien herauswünſchen. Denn nicht genug, daß man betrogen iſt, man muß ſo einen Eſel dann noch einige Tage um ſich haben und zu ſeiner Strafe mit ihm ſprechen, wie der arme Zerbino im Arioſt ſeine verpeſtete Alte mit ſich herumſchleppte. Ich bekam heute recht einen hartköpfigen Graukopf, der in ſolchen Tücken alt geworden war, und unterwegs mich wenigſtens noch einen ſcudo für die Fuhren bezahlen ließ, die ich doch bedungen hatte. Was will man mit ſo einem langmüthigen Eſel machen, der einem ins Geſicht lacht und droht, Koffer und Paſſagier abzuwerfen, wenn man nicht bezahlt? Von dieſer Raçe, wie ſie wirklich zum Theil iſt, hat man im ganzen heiligen teutſchen Reiche gar keinen Begriff.

Um 12 Uhr fuhr ich ab und hatte ſogleich einen Aerger, weil trotz aller Flüche und Schwüre Pferde und Kaleſche wahrſcheinlich die ſchlechteſten waren, die man hätte in Piſa finden können. Bis an den Serchio hat man immer flaches und niedriges Land ohne Bäume und in ſchlechter Kultur. Jenſeits hat man ſogleich Luccheſer Gebiet und merkt es an den ſchlechten Wegen; denn dieſe Straße nach Pietra Santa, ſoweit es luccheſiſch iſt, hat man der Natur überlaſſen und dieſe Natur iſt ſehr reich an Sand und ganz im Karakter der Maremmen. So fährt man durch öde Haide und Gebüſch, durch Sumpf und magres Feld nach dem luccheſiſchen Oertchen Via Reggio nahe am Meer, wo ein kleiner ärmlicher Hafen und ein Kanal iſt, in welchem kleine Schiffe und Barken aus- und einladen. Zwei alte Zwinger ſtehen, der eine auſſerhalb und der andre innerhalb des Orts, und geben ihm ein kleines Anſehen; von dem letzten wehte die dreifarbige Flagge und mehrere Soldaten ſtanden bei den Kanonen, die oben aufgepflanzt waren, um die Küſte vor den Herren des Meers zu ſichern, im Fall ſie zu nahe kommen ſollten. Hinter Reggio iſt dieſelbe Gegend; links am Meere Sümpfe, Tannen, Letſchen und andres Gebüſch und der Weg ſandig und ſchlecht. Rechts ſind magre Felder mit elenden Hütten aus Stein, oder Stroh, nach tartariſcher Art bloß mit einem

Loche zum Einkriechen, ohne die geringſte Wand oder Fenſter, ſondern wie unſre Ziegel- und Tabaksſcheunen bis an die Erde mit Stroh gedeckt; und in ſo einem Loche findet man die ganze Wirthſchaft der Menſchen und des Viehs. Auch die ſteinernen Wohnungen ſind eben ſo, und man könnte da wohl ſagen, daß das ſteinerne Elend einen weit widerlicheren Eindruck mache, als das ſtroherne. Für dieſe kümmerliche Natur- und Menſchenarbeit entſchädigten mich die Berge drüben, mit Schnee bedeckt, jene, die ich von Florenz aus ſo oft ſehnend in der Ferne ſah, und die freundlichern und grünen Hügel unter ihnen mit luſtigen Wohnungen in ihren Oelwäldern, welche die zweite und dritte Staffel der Berge bis ans Thal bedecken. Indeſſen ſelbſt im Thale, wo es ſeyn kann, findet man noch immer die Baumreihen mit ihren Reben, welche freilich wohl keine feurigen Säfte treiben. So hatten wir rechts immer Gebirg und Hügel mit Oelbäumen und links Haide, Koppeln und Wieſen mit Vieh, Sümpfe und Kanäle und ärmliche Tannen, und ſelbſt den Weg ſchließen Tannen und Hecken aus ſpaniſchen Violen und Brombeerſträuchen ein, oder Alleen von den kleinen weißen Eſpen. Mein alter Graukopf, der ſchlimmſte aller Schurken, weil er den Heiligen macht und bei jedem harten Worte eine fromme Betheurung, oder eine Thräne in Bereitſchaft hat,

ſang zu meinem Aerger Lieder zu Ehren von San Ranieri, der in der Domkirche in Piſa begraben liegt, und erzählte mit allem Ernſt und chriſtlicher Treue, die ſehr gut mit Spitzbüberei bei manchen beſteht, wie San Ranieri Berge umgewälzt und Teufel auf dem Rücken getragen habe und wie er zuletzt unter einem Altare in einer piſaner Kirche ſelig eingeſchlafen ſei; da haben ſich plötzlich alle Glocken zugleich in ganz Piſa hören laſſen; crodat Judaeus apella! Eine Meile hinter Via Reggia kamen wir wieder auf toſkaniſches Gebiet und merkten es am gepflaſterten Wege, der durch Haide und Sümpfe führt. Vor Pietra Santa ging es ein wenig Bergan, und wir fanden wieder gute Wieſen und Felder und mit der beſſern Straße Zeichen des Wohlſtandes und der beſſern Wohnungen. Die Gegend iſt trefflich und von Zeit zu Zeit hat man eine Ausſicht über das Meer. Um 7 Uhr hielten wir in Pietra Santa an, dem letzten toſkaniſchen Städtchen, und nahmen in einem ſchönen Gaſthauſe Quartier. In dem Orte waren einige Kompagnien Franzoſen kurz vor mir eingezogen, die auf Lucca marſchirten. Mit einigen von ihnen, die in unſerm Hauſe zur Tafel waren, hatte ich eine frohe und muntre Unterhaltung und vergaß über größern Dingen meiner elenden Equipage und des ſchlimmen Tages.

Ich war den 9. März des Morgens früh auf,

allein mein alter Plagegeiſt war nicht aus der Stelle zu bringen. Ich ſah mich indeſſen in dem Städtchen um. Pietra Santa liegt an einem hohen Berg und ſeine Ringmauern laufen oben am Berg hin, wo ſie aber nur Gärten und Oelbäume einſchließen. Das Städtchen iſt nur klein, mit guten Häuſern und die Berge droben zum Entzücken ſchön. Sie waren es heute beſonders. Die mittlern deckte ein Nebelſchleier, die fernher von Piſtoja herüber ſchimmerten, im Glanz der Morgenſonne, die untern im ewigen Grün der Letſchen und Oelbäume. Aber mein Herz war nicht aufgeſchloſſen wegen der Gegenwart meines alten Gaumers, der mit vieler Andacht und drei, vier Bekreuzungen ſein Morgenlied anhub, einer jener dreihäutigen Eſel, die immer gebückt gehen und im weinerlichen Ton ſprechen und dann ein freundliches Lächeln um Mund und Naſe fertig haben. Die Wege von hier bis Lerici, wo die gewöhnliche Einſchiffung nach Genua iſt, ſind abſcheulich, hie und da gebahnt, aber mit ſchlechten Steinen und mit häufigen Löchern. Unſer Weg führte uns erſt noch eine Meile beinahe durch das Toſkaniſche, rechter Hand Hügel und hohe Berge, links ebenes Feld, dann Geſtripp, Haide und Sumpf; zuweilen ſah man auch einen Blick des Meeres durchglänzen; wir ſelbſt aber fuhren durch einen Wald von Oelbäumen. In dieſem Geſchmack wechſelt es bis

Carzana, bald magre Sandfelder, dann Oelbäume, dann Haide und Sumpf und Gesträuch, immer unten an den Bergen hinschlüpfend und links Ebne habend. Auch hier hat man allenthalben die Reben mit den Bäumen vermählt, sei der Boden auch noch so mager, und selbst die Oelbäume müssen sich mit diesem unbefreundeten Strauch paaren lassen. Die Berge sind oben meist kahl und die untern Theile immer mit eingemauerten Reihen von Oelbäumen bepflanzt und hie und da mit Tannen bedeckt, und haben ein weit freundlicheres Ansehen, als die Ebene, so wie ihre Wohnungen zeigen, daß ihr Ertrag reicher seyn muß, als derer, die unten wohnen. Denn man kann sich nichts Traurigeres denken, als die einzelnen Hütten, die in den Feldern zerstreut liegen. Sie sind strohern, aber mehr steinern und zwar die Wände aus Feldsteinen und Leimen zusammengefügt, und für die Thüren und Fenster bloße Löcher, die gegen die Sturm- und Regenseiten mit ungehobelten Brettern verschlossen sind. Ihre Kleinheit macht das Bild der Armuth desto auffallender, und ihre mit Steinen belegten Schindeldächer ihr Aeußeres noch ärmlicher. Die Ebne trägt, wo sie höher ist, auch noch Oelbäume, dann Hafer, Gerste, Flachs und viel Luzerner, den man hier weit mehr sieht, als in Toskana. Aermlich wie die Felder, und zerlumpt gehen auch die Menschen einher, und man

nicht hier vergebens toskanische Eleganz, Frohsinn und Treuherzigkeit, welche manche Landleute dort so vortheilhaft auszeichnen. Die ganze Gestalt des Menschen ist anders und es ist sichtbar, daß man mit der Meeresgegend hinter Pisa und Lucca unter eine ganz andre Art Menschen kömmt, die unstreitig schöner ist, als die in den Bergen Toskana's. Die Körper sind schlanker und länger, mit schönen Beinen und Brüsten der Männer und Weiber. Die Gesichtsfarbe ist meistens feiner und weißer, und bei den Weibern, selbst bei denen, die der Luft und Sonne täglich ausgesetzt sind, oft blendend weiß, welches zu den rabenschwarzen Haaren, die man fast bei allen sieht, sich nicht schlecht ausnimmt. Die Züge sind voll Ausdruck und Leben, und haben eine gewisse Zartheit und Feinheit, die im Toskanischen selten ist, die aber nicht bei allen gefällt, weil meistens etwas Kaltes und Spitzbübisches darunter steckt: besonders schön fast bei allen sind Stirn und Mund, und welche schöne Jünglinge in National- und Soldatentracht beider Republiken (der ligurischen und der cisalpinischen) habe ich vorübergehen sehen, wenn sie nur den Geist der Freiheit nicht so barsch oft in Gebehrde und Stellung trügen, wie der Stier seine Hörner voll Heu, ein Beweis, daß er nicht bis zum Herzen gedrungen ist; denn was das Herz hat, das bewahrt es ruhig und zeigt es so. Die Tracht bei

den Männern ist die alte, die Weiber haben erst die um Pisa und Livorno, dann kommen kleine runde und platte Strohhüte, wie man sie in Steiermark sieht, etwa wie der Deckel eines Bienenkorbs, mit Basreliefs geziert und mit mancherlei anderm Schmuck, der oben und um den Rand ausgewebt und geflochten ist, unter denen sie mit ihren schwarzen Schelmenaugen und Spionenblinzelungen sehr freundlich hervorschimmern. Selbst in den kleinen Buben und Mädeln liegt schon der Geist der Schelmerei und sie schreien und necken den Reisenden nach. Ich würde diese Menschen mit mehr Wohlgefallen angesehen haben, wenn ich nicht an meinem Kerl und seinen elenden Gaulen gleichsam ein stätisches und ausschlagendes Bileamseselein gehabt hätte, und wenn in dieser Laune in dieser Schurken- und Spitzbubengegend, wie sie berüchtigt ist, nicht alle Menschen, die uns begegneten, wie Spitzbuben geschienen hätten. In der That der italiänische Pöbel, oder die arme unterdrückte Klasse wird mir immer widerlicher, je näher ich ihre Bekanntschaft mache. Wie ist diese Klasse, die im Vaterlande doch auch nicht auf Rosen liegt, dort ehrlich und gutherzig! Hier ist Treuherzigkeit und Freundlichkeit bei den Meisten nur scheinbar, und sobald sie die Fremden kahl gepflückt, oder ihnen nicht haben beikommen können, ist die Freundlichkeit und Theilnahme vorbei, und

man ſieht ſich den Augenblick ohne ein menſchliches Gemüth wieder allein, und mit einem deſto bitterern Gefühl, weil auch dieſe doch wie Menſchen ausſehen. Die meiſten kennen und wollen keine andre Dankbarkeit für Dienſte, als Geld, und dazu wiſſen ſie mit einer unbeſchreiblichen Unverſchämtheit zu kommen. Eine gute Schule für dieſe iſt das Betteln, das bei den Kindern der ärmern Klaſſe allgemein iſt, und gute Aufpaſſer, Sachini, Kuppler, heimliche Banditen und Giftmiſcher und dergl. giebt. Ich will dies nicht zur Schmach der italiäniſchen Nation geſagt haben, ſie iſt mir nicht allenthalben ſo ſchurkiſch erſchienen. Dies ſind Mängel einer elenden Verfaſſung, einer ſchlechten Polizei, des misverſtandenen Aberglaubens und einer gewiſſen Frömmelei, die den Müſſiggang heiligt und die Bettler und Gauner gleichſam zu einer unverletzlichen Klaſſe macht. Aehnliche Urſachen würden in jedem Lande, wo ſo viel Witz und Leben unter der Maße ſich bewegt, um Spitzbuben mit Ehren ſeyn zu können, auch ähnliche Wirkungen hervorbringen.

Wir ſahen heute am Wege viele Heerden vortreflicher Schaafe und mir fiel es als eine Seltenheit des italiäniſchen Himmels auf, daß mehrere Schäfer einen großen Regenſchirm aus Wachstaft neben ſich liegen hatten; das iſt das Nothwendigſte, was ein Italiäner kennt, und für das Land eben

ſo karakteriſtiſch, als die Schuhe, die doch durch die Franzoſen an manchen Orten aus der Mode kommen. Der Weg iſt fleißig mit Kapellchen und Heiligenbildern geſchmückt, und gleich hinter Pietra Santa hat man ein Marienbild, ein merkwürdiges Mirakel mit der Ueberſchrift: miracolosa per la tosse, das erſte in dieſer Art, was ich geſehen habe, und für die ſchnuppigen und huſtenden Italiäner allerdings ſehr merkwürdig. Anderthalb Meilen hinter Pietra Santa erreichten wir Maſſa, mit Carrara und dem umliegenden Gebiete jetzt ein Theil der ciſalpiniſchen Republik. Die Gegend iſt ſehr ſchön. Die höchſten Berge ſind mit Schnee bedeckt, die über den Tannen und kahlen Felſenrippen im Sonnenſtrahle magiſch herüberſchimmerten; die ganze untere und Küſtengegend des nahen Meeres decken Wälder von Oelbäumen. Maſſa erinnerte mich lebendig an Wernigerode. Ein Theil des Städtchens liegt unten am Berge mit rauſchenden Waſſern, der andre mit dem alten Schloſſe hängt ſteil darüber und droht, einem auf den Kopf herabzukommen. Dieſer alten Schlöſſer ſieht man mehrere auf dieſen Bergen und zwar ganz im Stil der fränkiſchen, länglicht und mit einem, oder zwei alten Thürmen und oben mit Gras und Geſträuch und elegiſchem Epheu bekränzt. Man bemerkt hier auch, daß man den köſtlichen weißen Marmor nicht weit hohlen darf; denn in die Fen-

ſtergeſimſe gemeiner Häuſer und um Thüren und Brunnen war er allenthalben eingeflickt. Um Ein Uhr waren wir zu Sarzana und fanden uns zu beiden Seiten in Bergen eingeklemmt. Dieſe Stadt, die vormals toſkaniſch war, und ein Theil des Gebiets, das wir vorher paſſirten, gehört ſchon zur liguriſchen Republik. Es iſt ein mittelmäßiges Städtchen, das etwa 3 bis 4000 Menſchen aufs Höchſte zählen mag. Am Eingange iſt ein ſchönes weißes Thor aus karrariſchem Marmor und über ihm wehten die ſtolzen Inſignien der Freiheit und eine Schaar Jünglinge von den Nationalgarden übten ſich draußen in den Waffen. Wir hielten nicht lange drinnen an, paſſirten einen kleinen Fluß und fuhren immer Bergan durch Klüfte und Thäler zwiſchen dunkeln Bergen, die bis an die Spitze einen Wald von Oelbäumen tragen. Dann ging es raſch Bergab und wir ſahen das heilige Meer und Lerici. Kaum hielten wir, ſo packten ſchon fünf bis ſechs Tagediebe an die Bäume des Wagens, um meinen kleinen Koffer und Mantelſack zu lüften. Ich ließ es geſchehen — man wird endlich kirre — und ſah mit Verzweiflung, wie man ſich hier um meine nordiſche Bärenhaut ſtreitet; denn ſchon bei dieſer letzten Fuhre war ich wieder um einige Liren geprellt. Man wittert ſogleich die Fremden, der eine raunt es dem andern zu, und der Vertrag iſt augenblicklich durch Mienen

unter ihnen gemacht. Selbst, so ein rechtlich scheinender Mann zugegen ist, verhält er sich durchaus leidend und ist stumm und dumm, wenn man bei ihm nach dem Preis, oder der Taxe von diesem und jenem fragt. Zu meinem Verdruß erfuhr ich, daß heute und vielleicht auch morgen noch keine Gelegenheit nach Genua da sei und legte mich traurig ins Fenster und sah über die schöne Meeresbucht hinaus. Da erblickte ich zufällig meine Facchini, die sich unten zankten um das, was ich ihnen oben gegeben hatte. Sie zählten und theilten endlich in Friede den Raub und nöthigten mir ein unmenschliches Lächeln ab. Ich ging aus dem Neste heraus, und sah draußen auf einem grünen Anger am Wege etwa 20 Jünglinge unter einem französischen Unterofficier exerciren. Alte Nationalgardisten und hübsche Buben trugen den Mars nicht bloß in der Faust, sondern in jeder Miene und machten alles mit französischer Behendigkeit. Von da kletterte ich ein wenig Bergan, setzte mich auf einen überhängenden Oelbaum und sah in das spiegelglatte Meer hinaus und tröstete mich über mein Schicksal mit dem Gedanken, daß ich wahrscheinlich der erste nicht sei, der hier so habe Quarantaine halten müssen; auch fand ich nachher in meinem Zimmer mehrere Namen auf Thüren und Fenstern, die es den Nachkommen überlieferten, daß sie hier wegen schlimmen Wetters und Mangel

an Böten drei, vier Tage hatten liegen müſſen. Für dieſe Mehrzahl der Tage behüte mich lieber Herre Gott! Ich habe des italiäniſchen Landes dieſer Seite herzlich ſatt, und werde mehr als einen Freudenſprung thun, wenn ich einen Boden betrete, wo man franzöſiſch ſpricht. Den Abend brachte ich mit dem Wirth und einem barſchen franzöſiſchen Officier in republikaniſchen und demokratiſchen Geſprächen zu, und beſonders gab eine reiche Gelegenheit zur Entflammung ſeiner Beredſamkeit der Mord eines der erſten Demagogen, des Biagini, welchem zu Ehren den 14. März durch die ganze Republik Leichen- und Feierzüge der Söhne der Freiheit angeſtellt werden ſollen. Sein Mörder und Gegner iſt ſogleich in den erſten 24 Stunden gerichtet und arkebuſirt worden; beide waren Volksrepräſentanten. Bei dieſer Gelegenheit ward mein Mann wild und überhohlte mich ſo in der Begeiſterung für die Freiheit, daß ich mich gegen ihn wie ein kalter Schneemann fühlte, und in einer eben ſo großen Verlegenheit war, weil ich nicht heucheln wollte, als ich mich nur je unter den Klauen der Unverſchämtheit des italiäniſchen Pöbels gefühlt habe. Seine Augen brannten und alle Züge ſpannten ſich: O es iſt noch viel unreines Blut, viel ariſtokratiſches Geſindel unter der Larve der Freiheit auch bei uns, man ſollte noch etwas abzapfen; ohne das Schrecken können

Freiheit

Freiheit und Gleichheit nicht beſtehen; (ein Grundſatz, der mir Schauder durch den Leib jagte) dies iſt die große Stütze des Geſetzes. Freilich, dachte ich, wenn das Volk ohne Sitten und Redlichkeit und bürgerliche Tugenden iſt, und legte mich misſmuthig mit mir und mit der ganzen Welt zu Bette, nachdem er mir noch mit vielem Jubel erzählt hatte, wie ſie in einer Ville jenſeits einen weiland Ariſtokraten vor etwa einem Vierteljahre rein ausgeplündert hätten.

Der 10. März war für mich ein ſchlimmer Tag, weil Tage des leeren Wartens es immer ſind. Ich war früh auf, und ging ſogleich zum Hafen, aber kein Schiff noch Schifflein, das nach Genua wollte. Misſmuthig nahm ich meinen Oſſian, ſtieg mit ihm den Berg hinan und ſetzte mich unter einem alten Oelbaum, der mit ſeinem Hügel über das Meer und die Inſeln ſchaute. So ſchmeichelte der alte Sänger mit ſeinen zauberiſchen Stimmen der Vorzeit meinen Unmuth hinweg, um mir neuen zu machen; denn kaum war ich gegen 2 Uhr zum Mittagseſſen zu Hauſe, ſo erfuhr ich, eben ſei ein außerordentlicher Kourier, von Florenz kommend, mit einer Feluke abgegangen, mit dem ich herrlich die Waſſerreiſe hätte machen können. Nachher ſah ich dem Exerciren der jungen Nationalgardiſten zu und ging gegen das Ave Maria in den Dom, um die Herrlichkeit

ten zu ſehen, die man zu dem Feſte Biaginis rüſtet, welches hier ſchon morgen begangen werden ſoll. In der Mitte deſſelben war eine Art Pyramide errichtet, mit Lorbeern und Cypreſſen umflochten, und in ſeinem Innern ſtand ein Sarkophag. Die vier Seiten der Pyramide waren mit Feſtons mit republikaniſchen Inſchriften verziert, nicht im ſchönen ſtillen Ton, der für das Gedächtniß der Todten gehört, ſondern im Donnerton der jungen Freiheit, die allenthalben Oligarchen und Ariſtokraten wittert. Eine Menge Menſchen gingen auf und ab, und die nicht leſen konnten, ließen ſich die Züge dolmetſchen. Von mehrern Geſichtern floſſen Thränen, ein ſchönes Zeugniß für den Verſtorbenen, und ſeitwärts vor einem Altar knieten ſeine grauen Aeltern in Schwarz und mehrere ſeiner Verwandten; er war nemlich hier in Lerici gebohren. Ich miſchte mich unter die jungen Republikaner und wir ſchwatzten eine Stunde über dieſes und jenes. Gut war ihr Geiſt, aber leider fand ſich zuviel von Haß und Wuth, welche die Freiheit nicht verträgt. Die Abendunterhaltung war mit einigen genueſer Kaufleuten, die eben angekommen waren und die nähern Umſtände von dieſer Ermordung des erſten Patrioten der Republik mitbrachten; ſie ſchienen übrigens die ganze Sache als etwas ſehr gleichgültiges zu betrachten. Sie weihten meine Ohren zuerſt in den genueſer Dialekt ein, der erſchreck-

lich ſingt und liſpelt, und das o wie ein z und das g wie ein ſ ausſpricht; aber das Volk vollends hat ein Kauderwälſch, das kein Ausländer, ſelbſt ein Italiäner nicht, leicht verſteht und das längſt der Küſte, bis nach Nizza hin immer wächſt. Nicht allein die Ausſprache iſt ganz anders, ſondern ſie haben auch viele Worte und Redensarten, die im ganzen übrigen Italien nicht zu Hauſe ſind, und von denen ich ſelbſt von dieſen gebildeten Männern einige Proben erhielt.

Bis Lerici geht die Reiſe auf Genua gewöhnlich zu Lande und von hier mit Feluken und andern kleinen Fahrzeugen, die gewöhnlich alle Tage abfahren, zu Waſſer. Zwar führt auch ein Weg über die Berge, aber dieſer iſt nur mit leichtem Fuhrwerk und ſchweren Stößen zu paſſiren und daher zieht man gewöhnlich das Waſſer vor; nicht zu erwähnen, daß die Bewohner dieſer Küſten als arge Diebe und Mörder übel berüchtigt ſind. Am beſten paſſirt man die Küſten zu Pferde, oder lieber auf Maulthieren, welche eigentlich für das Klettern gemacht ſind. Man ſoll jetzt an einer Straße durch das Gebirg arbeiten, welches wohl thunlich iſt, da die Gebirge nicht himmelhoch ſind, wenn man bedenkt, daß die Römer, die freilich aus dem Schatz der halben Welt ſchöpfen konnten, die ſchönſten Chauſſeen von Mailand über die Alpen der Schweitz bis nach Mainz hatten. Lerici liegt

in einer Meeresbucht und ist rings von hohen Oelbergen umgeben, die um den ferneren Meerbusen sich bis Porto a Venere hinwinden. Der Ort selbst ist häßlich und schmutzig, klein und mit so engen Gäßchen, daß sie um den Mittag dunkel sind. Gegen Westen auf einem Felsen hart über dem Meer liegt ein altes Gemäuer mit einem runden Thurm, auf dem einige Kanonen gegen etwanige Seeräuber aufgepflanzt sind. Die ligurischen Truppen, die ich hier sah, waren erbärmliche Helden und ihre Kleider und Schuhe gibeonitisch. Man treibt hier viel Fischfang; aber die Fische gehen meist nach Livorno und Via Reggio, und die hier bleiben, sind theuer und schlecht. So unlieblich indessen der Ort ist, so lieblich sind seine Umgebungen und Gegenden. Seine Oelbäume und Kastanienwälder im Gebirg sind allerliebst und von der kahlen Scheitel der Berge hat man eine reizende Aussicht auf die gegenüber liegende Meeresbucht und die Inseln und die freundlichen Dörfer, die in den Krümmungen der Küsten liegen und wie im Meer zu schwimmen scheinen. Grade Lerici gegenüber liegt Santa Terenza, ein freundliches und nettes Dörfchen, wohin man um die Meeresbucht eine sehr anmuthige Promenade hat, besonders zu dem Hügel mit Letschen und Lorbeern und der niedlichen Ville, die ein Ernobile aus Lerici, aber ein Volksfreund, sich dort gebaut hat. Wei-

ter hin liegt im Norden die Festung Santa Maria und man sieht die schönen Inseln Palmaria und Isoletta im Westen, die eine kleine Meile entfernt sind. Doch was hilft alles entfernte Schöne, wenn die Nähe so verhaßt ist? So klein das Städtchen ist, so wimmelt es den ganzen Tag von Müssiggängern, in ihre zerlumpten Mäntel gehüllt, die bei Gelegenheit von den Fremden und andern etwas erschnappen und mit einem Stück Brodt, einigen Fischen und einem Schluck Wein zufrieden sich müßig niederlegen, wenn sie sich den Tag über in Faulheit an der Sonne gewärmt haben. Es ist ein eigner Karakter der gemeinen Klasse dieser Meeresküsten, wozu auch Toskana gehört, daß sie nichts aufheben, auch nicht gern im Schweiß ihrer Stirne arbeiten. Haben sie ehrlich, oder unehrlich etwas erschnappt, so legen sie es sogleich für den Magen an und hungern dafür wieder einige Tage, wann es seyn muß.

Nicht bloß die Regenschirme findet man allgemein auf dem Wege bei den kleinen Leuten, wie der pohlnische Edelmann seinen Degen bei seinem Pfluge hinlegt, sondern es ist allgemein die Gewohnheit, wie sie in Staiermark und Kärnthen war, fast alle Lasten, die nur so tragbar sind, auf dem Kopfe zu tragen, unterdessen man mit den Händen ein anderes Geschäft verrichtet; versteht

ſich, daß man eine Unterlage macht, um den Kopf nicht zu ſehr zu drücken.

Abreiſe nach Genua.

Ich ward von meinem Schreckenspoſtwirth ziemlich leidlich abgeſtraft, vielleicht weil er mich für ein gut republikaniſches Kind hielt, wie er bei unſerm Geſpräch einige Male äußerte. Um 7 Uhr des Morgens ſchiffte ich mich in eine Feluke für den Preis eines Zechins ein, ein weicher Sack war mein Lager und neben mir lag mein Proviant, den ich für die kurze Fahrt eingekauft hatte; Menſchen und Sachen unter blauem Himmel; denn es war ein offenes Boot zum Rudern und Segeln. Der Nordwind wehte öde und kalt vom Gebirg und der Himmel war wolkig. Wir fuhren immer längſt der Küſte dicht am Lande hin und brauchten bald die Ruder, bald die Seegel. Luſtig ging die Fahrt Palmaria und Iſoletta vorbei. Die erſte liegt nahe am Lande und die Wellen brechen ſich ungeſtüm zwiſchen ihr und Porto a Venere, das auf einem Felſenklumpen mit einem kleinen Kaſtell und Thurm wie ein Schwalbenneſt über der Fluth hängt. Auch die Inſel iſt nichts als Fels und Gebirg mit einigen zwerglichen Tannen oben, und unten mit wenigen Oelpflanzungen, woraus kleine Häuschen hervorgucken; doch ſtehen unten am Waſſer einige ganz ſtattliche. Sie mag etwa eine Viertelmeile lang ſeyn; ihre Berge ſind ſehr hoch

und es giebt darin treſliche Marmorbrüche. Die Küſten, an welchen wir hinfuhren, werden immer kahler und wilder. An manchen Stellen iſt nichts als Fels, meiſtens Schiefer und Tuffſtein; an andern ſieht man kleines Geſträuch, und in den Falten Oelpflanzungen und kleine Häuschen, die gleichſam am Gebirg zu hängen ſcheinen. Mächtige Felſen und Klippen, die zum Theil wie Thürme mit ihren ſchwarzgrauen Köpfen hervorragen, ſchützen die Ufer gegen das Meer. Im Ganzen hat die Küſte ein ödes und trauriges Anſehen. Nur wo das Meer Buchten macht und eine Art von Ufer und Anfuhrt bildet, wird der Blick wieder durch etwas Luſtiges und Freundliches erheitert. Da ſieht man meiſtens ſehr nette Wohnungen, die ſanft den Berg hinanlaufen und außen auſerordentlich zierlich abgeputzt ſind. Doch ſind die Dächer meiſtens mit hellem grauen Schiefer und zuweilen auch mit Schindeln gedeckt. Die Bergfalten über ihnen ſchmücken Gärten und Oelbäume, wo es nur irgend möglich war. Um 2 Uhr Nachmittag erreichten wir die Ufer von Monte Nero, dem höchſten und wildeſten Berg dieſer Küſte. Er hängt ſchroff in die Fluth hinab und ſeine Seiten ſind von den rinnenden Schnee- und Regenwaſſern und vom Zahn der Zeit ausgehöhlt; groſe Felsſtücken, auf welchen hie und da ein Tannenſtrauch, oder eine braune Mertella nickt, hängen herüber

und unten brüllt das Meer in mehrern tiefen Höhlen, die es in seine schwarzen Steine gegraben hat; einzelne gewaltige Felsstücken liegen abgeschlagen 10 bis 20 Schritte vom Ufer und die Wogen brechen ungestüm ihre Wasser an ihnen und sprützen sie gegen den alten Mutterberg. Die letzte Freude gab mir die Dämmerung bei Sestri di Levante, einem freundlichen Oertchen in einer der lieblichsten Buchten. Die grünen Berge senken sich in mehrern Abdachungen zum Meere hinab und einer der mittlern läuft wie ein Halbmond in die Fluth und sichert das Oertchen gegen das Meer. Dieser Berghaken ist unbeschreiblich schön, ganz mit grünem Gestrauch, Myrthen und Eichengebüsch bis an seinen Fuß bekleidet und auf seiner Spitze nickt ein Klumpen krauser Tannen mit seinen Steinen ins Meer hinab. Hier landeten wir im letzten Abend- und ersten Mondenschimmer und freuten uns eines guten Mahles bei freundlichen Leuten. Nach einigen Stunden flogen wir wieder fort, der Wind war aufgekommen und mit vollen Seegeln schifften wir an den Felsenküsten hin, worin die Lüfte heulten. Die Nacht deckte alles zu; ich wickelte mich in meinen Mantel und schlief. Um 2 Uhr nach Mitternacht waren wir im Hafen, zogen uns ein Seegeltuch über den Kopf und lagen so bis 7 Uhr des Morgens, wo wir anlandeten, visitirt wurden und ich in dem

Gasthofe di Gran Bretagna Quartier nahm, nachdem ich wieder von meinen Matrosen und den Trägern ohne Rettung ausgeplündert worden war.

Genua.

Die Stadt liegt in einer kleinen Meeresbucht zwischen Bergen eingeklemmt und ihre Breite von Osten nach Westen ist bei weitem beträchtlicher, als die Länge von Süden nach Norden, oder der Weg vom Hafen zum nächsten nördlichen Thore. Sie hat keinen so beträchtlichen Umfang, als man gewöhnlich angiebt, von 12 Miglien; man hat alsdann wahrscheinlich die Vorstädte mit den nächsten Villen, die beiden Moli und die Hafen eingerechnet. Wenn man das nur Stadt nennt, was innerhalb der Mauren und Forts liegt, so hat man einen Ring, dessen Runde sich in anderthalb Stunden machen läßt. Nur unten am Meere vom Hafen und dem Thore der Bank (Porta de' Banchi) bis an den Freiheitsplatz westlich ist eine ebene Vertiefung; alles andre nördlich und östlich ist hügelicht und höckericht und besonders gegen Osten bis zum Kastell hinter der Kirche von Carignano wirklich gebirgigt. Man hat uns immer viel von der schönen amphitheatralischen Lage Genua's erzählt, aber das sind Fabeln, die uns die Reisenden verkaufen, die draußen alles schöner sehen, als daheim, oder die wenigstens für ihr Geld etwas

Schönes und Herrliches gesehen haben wollen. Es giebt hier wenig amphitheatralisches, als etwa Dreiviertelmeilen in die See hinein, wo die Lage wirklich bezaubernd ist, und die eckigen und klumpigen Häusermassen mehr in einander fließen. In der Stadt aber und nahe dabei wird es einem so gut nicht; man hat nur die beschwerlichste Abwechselung von Höhe und Tiefe, so daß man alle Augenblicke auf und ab klettern muß, und auf Treppen und Brücken über die Häuser hingeht, zu deren hohen Giebeln man noch oben aus dem Grunde der Tiefe mit Staunen emporsah. Freilich steigt die Höhe gegen Norden und Osten stufenweise, einige wenige Klüfte abgerechnet, aber man hat sich so wenig Mühe genommen, ihre Unebenheiten bei der Erbauung der Häuser und Anlegung der Gassen zu gleichen, daß es meistens holpericht auf und ab geht. Weit entfernt also, daß die Stadt durch diese gepriesene amphitheatralische Lage gewinnen sollte, ist diese es vielmehr allein, die sie häßlich macht und Schuld an ihrer ganzen verdrießlichen Lage und an der Unterdemscheffelhaltung ihrer Schönheiten ist. Denn diese Unebenheit macht jede grade Straße unmöglich und diese Lage und Einklemmung in Bergen und Thälern hat wahrscheinlich die Straßen so eng gemacht, daß man sich in die Häuser flüchten muß, wenn ein Eselein mit seinem zu beiden Seiten wohlge-

füllten Packsattel passiren will. Es giebt deren wirklich einige so enge, daß zwei Menschen sich seitwärts einander mit Reverenzen vorbeilootsen müssen. Dies macht die Stadt, wenige Straßen ausgenommen, zu einem eben so durchkreuzten Zickzack, als die vielen Kanäle Venedig, und was da die Menge Brücken, oder durch Wasser geschlossene Säcke sind, das sind hier die Treppen, oder eine plötzliche Kluft, die mit einer Mauer, oder einem Häuschen zugebaut ist, so daß man flugs umkehren muß.

Wenn also die Lage die Stadt in ihrem Innern wirklich häßlich und finster macht, so ist sie in Ansehung ihrer Gebäude unstreitig eine der prächtigsten und schönsten, und würde eine der ersten Städte Italiens sein, wenn dieser Klumpen schöner Häuser und Palläste, die nun einander auf den Köpfen stehen, in breite und grade Gassen gestellt und in einer Ebene, oder sanft aufsteigend dem Blicke ausgebreitet lägen. So eine Menge Palläste und so schöne, als in Genua, findet man wohl nicht leicht in einer Stadt gleicher Größe, noch soviele andre Gebäude aus Marmor; man hat nemlich in seinen Gebirgen die Marmorn aller Art und mehrere vorzügliche in der Nähe. Vorzüglich reich an Pallästen sind die Volksstraße, die sonst Strada nuova und novissima hieß und die Straße Balbi, die auch überall die besten Straßen

der Stadt ſind. Die ſchönſten ſind in der Neuen Straße der rothe und weiße Pallaſt Brignole, der Pallaſt Pallavicini, in der Straße Balbi der Pallaſt Spinola, die Palläſte Balbi und Durazzo, der herrliche und ehrwürdige Pallaſt der ſonſt erſten Familie der Stadt der Doria, am St. Thomasthore. Dieſe ſind und waren zum Theil äußerſt ſehenswürdig auch im Innern wegen ihrer Möbeln und Kunſtſachen; aber mit manchen alten Bewohnern ſind auch ſie geflüchtet, oder nachher verſchleppt, und die geblieben ſind, leben mit dem Ihrigen im Stillen und Dunkeln, und mit der Freiheit iſt wenigſtens die Freiheit verſchwunden, die ſonſt ihre Reichthümer und Koſtbarkeiten ungeſtraft zeigen konnte. Man ſcheut es, zu prunken, oder auch nur geheim zu zeigen, daß man noch was Koſtbares hat, und ſcheut in jedem fremden Auge das Spioniren und Auflauren, das durch die neue Zeit ſich ſelbſt in die Familien eingeſchlichen haben ſoll. Sonſt war in manchen Palläſten, beſonders in denen der Balbi, Durazzo, Brignole mehr für die Kunſt zu ſehen, als in den Kirchen, die wenig vorzügliches haben. Aber man braucht nicht bei den Palläſten ſtehen zu bleiben, ſondern hat ſonſt noch eine Menge Häuſer, die in jeder andern Stadt Palläſte heißen würden. Einige dieſer Expalläſte habe ich beſucht; denn ſo muß man ſie jezt nennen, da ſie mit dem Patriciat die

alte Würde und zum Theil auch die alten Beſitzer verloren haben. In vielen ſieht man nichts, als die Wände, und auch wo die alten Beſitzer noch hauſen, halten ſie ihre Koſtbarkeiten weislich verborgen und allen Prunk und Pomp fern von den Augen eines argwöhniſchen Volks. Manche gehen jetzt in die Hände anderer; ſo war ein ſehr ſchöner in der Strada nuova, welcher der Familie Doria ſonſt angehörte, mit mehrern andern Beſitzungen dieſer ausgewanderten Familie angeſchlagen, um für die Rechnung des Staats und ihrer Gläubiger verſteigert zu werden. Auf mich machte es einen tiefen Eindruck, als ich bei dem Leſen der Affiche die Augen aufhob und unter dem Wappen über der Thüre die jetzt ſo bedeutungsvollen Worte las: Nulli certa domus. Auch das Volk glaubt es noch in einem andern Sinne, und viele dieſer eingezogenen Beſitzungen, Güter und Wohnungen hier, wie im Kirchenſtaat und Ciſalpinien, liegen unbenutzt und unbebaut, weil ſie keine Käufer finden. Die ſchönſte und die einzige breite Straße, die man in Genua findet, iſt die Strada nuova, deren Abtheilungen nachher noch die Namen Strada nuoviſſima, Strada del popolo annehmen, vom Thore bis zur piazza della libertà, oder dem Freiheitsplatz nahe nach der Vorſtadt Pietro d'Arena hin. Wenn man dieſe mit ihren herrlichen Palläſten und andern öffentlichen Gebäuden geſehen

hat, und die Straße Balbi, die darin mit ihr wetteifert, ſo hat man eine Vorſtellung von den ſchönen Gebäuden Genuas; denn es giebt deren in Menge, zum Theil ſo verſteckt und umbaut und in ſo engen Gäßchen verſchloſſen, daß ihre Schönheiten nur für die himmliſchen Bewohner und die Luftgeiſter gehören, welche ſie von oben beſchauen können. Aber ſo ſchön dieſe Gaſſe iſt, ſo iſt ſie doch nicht grade, noch ſanft aufſteigend, ſondern mit mehrern Krümmungen und Winkeln, beſonders zum Thore hin. Von ihr bis zum Dom und von da hinab bis zur Porta de' Banchi und zum Hafen hin iſt der ſchönſte und lebendigſte Theil der Stadt und der Tummelplatz der Menſchen und alles Handels und Gewerbes. Aber wegen der engen Gaſſen und der Höhe der Häuſer, die meiſt fünf, ſechs Geſchoſſe haben, genießt man der Schönheiten nicht, und bloß die Häuſerreihe am Hafen hin, zu denen der ſtattliche Pallaſt Doria gehört, kann mit ihren ſchönen Geſichtern einen anmuthigen Eindruck machen. Der öſtliche und gebirgigte Theil der Stadt hat viele ärmliche und elende Wohnungen, häufig nur mit hölzernen Zuſchlägen und Läden und Papierfenſtern, und weiterhin am Kaſtelle ſind ganz öde Plätze und Gärten im Raum der Mauren und hie und da die rechten Spiel- und Doblerhäuſer. Die Häuſer haben das vor den meiſten in Italien voraus, daß ſie nicht bloß

durch die Schönheit des Baues und der Maſſe einen groſsen, ſondern auch durch die äuſsere Eleganz und Nettigkeit einen angenehmen Eindruck machen. Wo ſie irgend dem Auge erſcheinen können, hat man geſorgt, ihnen einen friſchen und lebendigen Anſtrich zu geben und im Glanz der Fenſter, Vorhänge und Läden nicht zu knickern. Freilich fehlen die Ziegeldächer, aber die Schiefer ſind nicht unangenehm; ſie ſind von einem hellen Aſchgrau und ſehr zierlich geſägt und aufgelegt, ſo daſs ich nicht weiſs, ob die braunen Ziegel eben hübſcher ſind. Mit dieſem Schiefer iſt faſt die ganze Stadt gedeckt, wie die Vorſtädte und Dörfer in Ligurien. Faſt das ganze Gebirg beſteht aus Schieferlagen allerlei Farben und hat unter dieſen Brüche trefflichen Marmors; ſo daſs auch dieſes ſchönſte Baumateriale hier wohlfeiler iſt, als irgendwo. Die Gaſſen ſind freilich eng und finſter doch meiſtens reinlich und ſehr gut gepflaſtert. Quaderſteine und Flieſen (laſtre) findet man nur in den beſſern, die andern ſind häufig mit kleinen Feldſteinen (laſſi) nach teutſcher Weiſe belegt und höchſtens noch mit einer, oder zwei Reihen Quadern, oder Ziegel für die Fuſsgänger.

Wegen der Menge der herrlichen Gebäude und wegen der ſchönen Lage, wie es einigen dünkt, hat man Genua den Beinamen la superba, oder die Stolze und Prächtige gegeben. Und dieſer

Beiname ist so abgeschmackt nicht, als er scheinen mag, weil er sehr gut den Karakter der Bauart ausdrückt. So schön Genua auch anfangs scheint und das Auge zu bestechen weiß durch allen den Glanz, so vermißt man an manchen Werken der Baukunst doch die Stille und Einfalt, die am meisten mit Erhabenheit verwandt ist; man wünschte von vielem einige Schimmer und Verzierungen weg, damit sie einem besser gefielen. Da ist nichts Florentinisches; auch hat das genuesische Volk nie etwas Gleiches und Erhabenes in Ruhe gethan und gemacht, wie das toskanische. Die Unruhe und Beweglichkeit seines Karakters muß in dem Flittern der Kirchen und den Zierrathen der Paläste noch schimmernd aufs Auge zittern.

Die Kirchen haben das Schicksal der Paläste, daß sie sich nicht zeigen können, es sei denn die einzige Kirche San Carignano, die im Osten der Stadt hoch und stattlich über der ganzen Stadt auf einem Hügel liegt. Die andern, so wie der Dom von Sankt Lorenz, sind alle dicht erbaut und haben keine bedeutende Plätze. Auch sind sie im Ganzen der übrigen großen und trefflichen Gebäude der Stadt keinesweges würdig, und obgleich es manche schöne unter ihnen giebt, so ist doch keine einzige, die man in einem großen Stil erbaut nennen könnte. Im Ganzen haben auch die Schildereien und Bilder, die diese Kirchen zieren,

wenig

wenig Intereſſantes für einen Reiſenden, der aus Florenz kommt. Beſſeres in dieſem Fache ſah man ſonſt bei den Nobili. Man merkt auch daran den neuen und jungen Geiſt der Freiheit, daß ſie faſt immer leer ſind, und höchſtens nur von einigen zitternden Alten und ächzenden Mütterchen beſucht werden, die ſich nicht für die neue Ordnung der Dinge auf Erden, wohl aber für die, ſo ſie im Himmel hoffen, oder fürchten, berufen fühlen. Die Jugend hat nun zu viel anderes zu thun. Manche alte Verzierungen hat man bei Seite geworfen und manche Koſtbarkeiten in klingende Münze verwandelt, und das iſt nicht übel; es hilft doch auch, die klingenden und ſingenden Gottesverehrungen immer mehr aus der Mode zu bringen.

Der Dom, oder die St. Lorenzkirche, hat höchſtens das Ehrwürdige des Alterthums, und macht durch ihre Größe und Höhe nicht, ſondern durch das Alter und Dunkel ihrer Gewölbe und die Einfalt ihrer Verzierungen Eindruck. Man findet in ihr, außer vielen alten Raritäten, ein ſchönes Stück von Barroccio, Chriſtus am Kreuze, und unten Maria, Johannes und Magdalena. Man bewundert auch hier die Klarheit der Umriſſe ſowohl der Karaktere, als der Zeichnung, und die Magdalena in ſüßer Traurigkeit iſt vorzüglich ſchön. — Die Nunziata in der Strada

nuova von der Familie Lomellini aufgeführt und verziert, gehört zu einer der schönsten Kirchen; aber sie ist selbst jetzt, nachdem man ihr manchen Schmuck geraubt hat, noch zu geziert. Unter den vielen Gemählden, die zur Seite hängen, ist wenig Vorzügliches. Das Beste ist unstreitig das Abendmahl von Julius Cäsar Procaccini, einem Schüler der Caracci, der ihm in der Lebendigkeit und Kraft des schmelzenden Kolorits oft gleich kommt. Dies ist auch an diesem Stücke das Schönste und man vermißt das hohe Ideal, das mit keiner Gestalt der Erde zufrieden ist. Dieser Julius Cäsar hatte noch einen Bruder Camillo. Sie waren beide aus Bologna, und starben in demselben Jahre 1626. — Die Kirche Maria di Carignano ist besonders wegen ihres schönen Hügels, worauf sie liegt, und wegen der herrlichsten Ansicht über die ganze Stadt und vom Meer her merkwürdig, und als ein Beispiel der Thäler und Klüfte, welche man in der Stadt findet. Aus der untern Stadt geht man über eine lange Brücke, die 50 Ellen hoch aus der Tiefe aufgeführt ist, um die Berge mit einander zu verbinden; von ihr sieht man Häuser von 4, 5 Stock tief unter sich, zu denen man unten wie ein Zwerg aufschaute. Sie soll nach dem Plan des berühmten französischen Bildhauers Puget von Marseille gebaut seyn. Von ihm sieht man auch zwei Statüen, von denen der

heilige Sebastian recht brav gearbeitet ist. Unter den Gemählden sind auch einige vorzügliche, unter andern die Marter des heiligen Basilius von Karl Maratti, aus der römischen Schule, und von Guercino Skt. Franz, der die Wunden erhält, ein herrlicher Alter. — In der Ambrosiuskirche sieht man viele Stücke von Rubens, die er in seinen frühsten Jahren gemahlt hat, und die schon das Gewaltige und Große athmen, das sein kräftiger Pinsel meistens besser darstellt, als das Anmuthige und Schöne. Dahin gehört die Beschneidung Christi, und die Wunderthaten des Ignaz, der Teufel austreibt und Todte erweckt; es ist doch noch der Riesengeist und der furchtbare Ausdruck in diesem letztern Stücke nicht, den man in seinem großen Gemählde über eben diesen Heiligen in der Wiener Gallerie bewundert. Noch ist hier von Guido ein großes Figurenreiches Stück, die Himmelfahrt, welches man mir außerordentlich anpries. Ich fand aber wenig darin, kein Ideal, nicht die Grazie, die er sonst wohl zu besitzen pflegt, wohl aber ein Kolorit, noch bleicher, als sein gewöhnliches.

Der Pallast des ehemaligen Doge ist von außen nicht genueſisch, und nimmt sich schlecht aus, desto größer ist sein Umfang. An der Treppe im Hofe findet man die Statue des ehemaligen Befreiers der Stadt von den Franzosen, des Andreas Doria,

und ſeines Vetters Johann, ihm gegenüber; ſie ſind über Lebensgröße, geharniſcht, und nicht vorzüglich gearbeitet. In den Sälen findet man manche Mahlereien von Franceſchini und Solimena, welche Thaten der Genueſer vorſtellen. Im zweiten Saale ſieht man den Transport der Aſche des Täufers Johannes, die man in Genua ſonſt eben ſo heilig zu halten pflegte, als das Blut des Januarius zu Napoli; von Solimena gemahlt in ſeiner dämmernden Morgenrothsmanier; ſchöner aber und intereſſanter iſt ſein Chriſtoph Kolon, oder Kolumbo, wie er das chriſtliche Kreuz auf der Inſel der Wilden aufpflanzt, ein Kopf voll Kraft und Rauheit ſeines Elements, bei dem der Künſtler ſich gefallen hat. Im erſten Saale ſind Statüen berühmter und um den Staat verdienter Männer aufgeſtellt; doch ſieht man es den meiſten an, daß die Genueſer keine Bandinelli und Michel Angelos gehabt haben. Unter dieſen ſieht man auch den berühmten und berüchtigten Marſchall von Richelieu, der beinahe ein Jahrhundert lebte und in manchen Dingen, vorzüglich auch wegen ſeiner gefährlichen Künſte gegen die Weiblein, ein neuer Alcibiades war. Er kam hieher, weil er in den Jahren des öſterreichiſchen Succeſſionskrieges die Stadt gegen die Engländer vertheidigt hatte. Man ſieht aber nichts von den unwiderſtehlichen Reitzen ſeiner Perſon, wodurch er mehr als

40 Jahre bei den Prinzessinnen und Bürgerinnen und Maitressen des Hofes und der Stadt Paris eine so große Rolle spielte.

Plätzchen giebt es eine Menge in der Stadt, z. B. den Domplatz, den Platz von Santo Spirito vor der Kirche gleiches Namens in der Straße Balbi, den Platz der Bank; aber in der ganzen Stadt ist nur ein einziger Platz, der Freiheitsplatz, oder la piazza della libertà am Ende der Neuen Straße. Dieser ist ein schönes Rund und man muß nur bedauren, daß seine Umgebungen so gewöhnlich und unansehnlich sind; denn die schöne Straße läuft hier zu Ende, und er ist mit einer kümmerlichen Mauer und mit schlechten Häusern in der Ferne umgeben und hat weiter keine Verzierungen, als den größten und mächtigsten Freiheitsbaum, den man in der Stadt siehet. Er dient vortrefflich zum Paradeplatz und zu andern Anordnungen und Aufzügen des Volks, und die schöne Straße, die zu ihm führt, kann auch die Menge der auf- und abwallenden Bürger und Bürgerinnen in ihrem gehörigen Lichte zeigen. Ich sah hier am Dienstage die Stadt im Kleinen; den fast alle Nationalgarden zogen hier Kompagnienweise nach einander auf und marschirten mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ab, alles in Vorbereitung auf den Leichenpomp des Bürgers Biagini. Und diese Aufzüge und das schöne Wetter lockten denn

an die Fenster und auf die Gassen, was es schönes, junges und feuriges republikanisches Blut in Genua giebt. Aber außer diesen Aufzügen ist der Platz leer und todt, da er ganz an einer Seite der Stadt liegt. Der lebhafteste ist unstreitig die kleine Piazza de' Banchi. Er ist nahe am Hafen, da werden die Geschäfte der Schiffer und Kaufleute abgemacht, da kommen die Fremden hin und alles aus der geschäftigen Klasse, so jemand sprechen will und irgend etwas zu suchen und zu erfragen hat, welcher hier meistens seine Gewährung erhält. Dieses Plätzchen und die Loggie daran dient gleichsam zur Börse. Außer diesem ist der Platz an der St. Lorenzkirche, der nun einmal ein Platz heißt, obgleich er eigentlich nichts als eine gute Straße ist. Indessen haben die Käufer und Verkäufer einen guten Theil davon eingenommen und nur grade so einen Durchgang gelassen, wie die andern Gäßchen. In dieser Gegend sind die meisten und besuchtesten Kaffehäuser, und besonders die ächtpatriotischen, und hieher und ins Schauspiel und auf den Paradeplatz, vielleicht auch in einige Hurenhäuser muß jeder Reisende einige Stunden des Tages gehen, um eine Idee von dem Geist und der Kunst und Art dieser neuen Republik zu bekommen. Dieser, so wie der Platz von St. Georg, oder der Bank, dient auch den Sängern und Rednern und den Herolden der Freiheit der

untern Klasse, von welchen ich unten reden werde; und zwischen beiden in der Mitte und um den Hafen und bis zum Hafen hin ist das meiste Leben und Gewimmel der Stadt. Alle diese Plätze und Plätzchen haben ihre Freiheitsbäume und Insignien und alle Ecken und Säulen sind mit neuen Benennungen der fratellanza, uguaglianza, del popolo etc. geziert und beschmiert, mehr, als ich es in einer andern Stadt der neuen Republiken gefunden habe; und in dieser Rücksicht, wie überall im Aeußern, halten die Genueser das Licht nicht unter dem Scheffel; doch davon weiter unten.

Die Stadt ist durchaus auf Klippen und kahlem Gebirg und in ihren höckerigten Gründen gebaut. Gegen Norden hängen die Berge dicht über ihr und die Mauren laufen hier schwindig auf und ab, und haben drinnen keine Promenade und draußen keine bequeme. Hoch über diesem Gebirge und den andern östlichen liegen mehrere Schanzen, welche gleichsam die Außenseiten der Stadt machen, in deren engen abhängigen Bergkessel sich überall nicht ohne Gefahr hinabkommen und wegen des nachtheiligen Bodens schlecht fechten läßt, so daß sie bei aller scheinbaren Leichtigkeit schwer einzunehmen seyn muß, weil man keine zahlreiche Truppen auswickeln kann, und in die Stadt selbst wie in ein Netz eingehen muß, wenn man sie endlich mit Heeresmacht gewinnt. Die andern Drei-

viertel der Stadt kann man größtentheils umwandern. Im Nordosten ist sie mit einem Wall umgeben, dessen Gräben unten zu anmuthigen Gärten geworden sind, in denen Orangen und Citronen mit ihren goldnen Aepfeln schimmern und mit ihren Blüthen duften. Von hier kommt man zu einer kleinen Festung, oder einem alten Kastell, das an der östlichen Seite dicht am Meere liegt auf schroffen Klippen, und das Thal vor der Stadt und die Ostseite des Hafens bestreicht. Von diesem bis zum Alten Molo läuft ein Weg um die Stadt längst den Mauren mit einer Brustwehr aus dem Meere und den Klippen aufgebaut, welche man mit großen hineingeworfenen Felsenstücken gegen den Ungestüm der Fluthen geschützt hat. Dieser dient zu einem anmuthigen Spaziergange, weil er hoch, und oft den Giebeln der Häuser gleich ist, und eine weite, weite Aussicht gewährt. Er wird in Süden durch den Molo und die Hafenthore ein wenig unterbrochen und läuft dann längst dem Hafen fort bis ans westliche Ende der Stadt und die Vorstadt Pietro d' Arena. Ueber dem Hafen ist dieser Mauerwall vorzüglich schön durch die herrlichen Häuser, die mit fünf, sechs Stock und herrlichen marmornen Vorseiten in die Luft emporsteigen und unten Terrassen mit Blumen und Orangerien haben, durch deren Düfte sie die Gerüche des Hafens, des Seegrases, der faulen Tonnen und des

Qualms dämpfen, der von dem Theeren und Kalfatern der Schiffe aufſteigt. Hier ſieht man zugleich die lebendigſte Welt der Stadt zu beiden Seiten ſich rühren und geſchäftig hin und her eilen und hat das Gewimmel und Geflagge im Hafen vor ſich. Hie und da auf dieſem Spaziergange ſind kleine Schießſcharten und Kanonenaufpflanzungen, um die Stadt und die Anfuhrt der Schiffe zum Hafen zu ſichern.

Der Hafen iſt im Süden der Stadt und offenbar meiſtens ein künſtlicher, obgleich er durch ſeine Molen und durch die hohen Berge um die Stadt ziemlich ſicher iſt, nur nicht gegen den Südwind, der zuweilen böſen Schaden angerichtet haben ſoll, weil das Meer grade aus dem Süden auch ſeinen größten Andrang gegen die Stadt hat. Weſtlich von der Stadt läuft ein Arm Landes mit der Vorſtadt Pietro d'Arena eine ſtarke Viertelmeile lang in den Südweſten hinein und ſüdlich ein anderer kleinerer, worin die Stadt hinein gebaut iſt. Dieſen hat man durch den Alten Molo öſtlich verlängert. Ein zweiter Molo, welcher der Neue heißt, etwa auch 6 bis 700 Fuß lang, wie der Alte, läuft von dem längern weſtlichen Landarm ins Meer und ſichert den Hafen gegen Süden, ſo daß beide Molen ſich wie zwei Krebsſcheeren ziemlich nahe kommen und doch immer einen beträchtlichen Raum ſüdlich zum Einlaufen laſſen. Auf

beiden Enden der Molen ſind kleinere Leuchtthürme, die für die Nacht dienen, und auf der Felſenſpitze des ſüdweſtlichen Landarms iſt eine Art Feſtung mit dem großen Fanale, oder Leuchtthurm, der auf die höchſte Spitze geſtellt und 300 Fuß hoch weit über die See mit 36 Lichtern in einer einzigen großen Laterne leuchtet. Ihn muß man beſteigen, wenn man eine herrliche Ausſicht vom Meer über Stadt und Land haben will; vom Lande her iſt die von den Schanzen über den Bergen vor der Stadt die ſchönſte, beſonders die vor der Schanze, welche der Sporn heißt. Der Hafen faßt große Kriegsſchiffe und iſt ſehr geräumig; mir gab er aber immer das Gefühl eines ſeichten und flachen, weil er wirklich ſo nackt vor der Stadt liegt. Jetzt war er vollends ſehr leer und außer einigen amerikaniſchen, däniſchen, ſchwediſchen Schiffen und ein Paar franzöſiſchen Küſtenkriechern war nichts darin, als Genueſiſches Holz, das freilich auch verfaulen muß, wenn der Krieg lange dauert. Ich bin weit aus dem Hafen auf das Meer hinausgefahren, habe den großen Leuchtthurm beſtiegen, habe endlich bei hellem Tage meine Ausfahrt bei der Abreiſe nach Nizza gemacht, aber auf mich hat die Stadt nie einen großen Eindruck gemacht. Sie erſcheint vom Meer her gar klein. Man ſieht nur den Hafen und die nächſten Gebäude um den Hafen und die öſtliche ſchlechteſte Höhe der Stadt

und nördlich die kahlen Berge draußen und die Gärten und Villen. Von der Mitte treten bloß einige Kuppeln und Thürme hervor; alles übrige sinkt zwischen der Höhe hinab und verschwindet, so daß die Stadt viel kleiner scheint, als sie ist. Was würde sie seyn, wenn sie zwischen ihren Bergen in einer schönen Fläche sich ausbreitete, oder in einem wirklichen Amphitheater die Höhe hinanliefe?

Rund um die Stadt her laufen außerhalb der Thore eine Menge Wohnungen, zum Theil mit Gärten, zum Theil im Schmuck und Geschmack der Villen, einige hoch, andre niedrig, so wie es die Lage des Bodens giebt. Sie sind das, was man Vorstädte nennen kann; es giebt wirklich einige am Nordende vor der Stadt; aber sie liegen ohne Ordnung. Alle sind im Geschmack der städtischen hoch in die Luft hinauf gebaut und mit eben dem hübschen und lachenden Aeußeren. So laufen sie zum Theil bis hoch auf die Berge hinauf. Aber man hat die Natur nicht zwingen können, welche hier arm und sonnenverbrannt ist und in ihren Felsen keine Triebkraft hat. So sind denn auch die Hügel und Gärten, worauf sie thronen und woran sie sich lehnen; so die Baumpflanzungen. Die Oelbäume sind nie schön, sondern klein, wie die auf den Bergen; und die Cipressen und Letschen, die man hieher gezwungen hat, geben nur

ein armes und trauriges Grün, und auch die Oran-
gen und Limonen, die nie Riesen sind, wachsen hier
nicht am üppigsten. Lebendige Wasser und Quellen
sucht man vergebens an kahlen Bergen, welche
die Sonne im Süden haben. Die Berge über die-
sen sind ganz nahe und durchaus öde und ohne
Grün, hie und da mit einen alten Thurm und Ge-
mäuer und die höhern Falten noch mit Schnee be-
deckt. So sind die nächsten Umgebungen Genua's
im Osten und Norden um die Stadt. Schöner ist
der lange Landarm um den Hafen westlich, der
bis zum großen Fanale in den Süden hineinläuft.
Unten ist es eigentlich fast noch eine zweite
Stadt, die bis an den Molo in einer fortlaufenden
Reihe von Häusern sich längst dem Gebirge und
Meer hinstreckt. Diese ist die berühmte Vorstadt
Pietro d'Arena, die ich oft schon genannt habe.
Sie ist an Schönheit und Zierlichkeit der Gebäude,
an feinen Villen und Gärten die schönste Vorstadt
einer Stadt in Italien. In dieser Vorstadt stehen
viele Palläste und manche Reiche und Große haben
hier in der heißen Jahrszeit ihre grünen und küh-
len Zufluchtsörter. Hier ist auch immer die
Straße voll Menschen und von hier geht es um
den Fanale nach Sestri di Ponente, einem Lieb-
lingsort der Genueser, der etwa nur Dreiviertel-
meilen in einer niedlichen Bucht am westlichen
Ufer vom Fanale liegt; und längst diesem schönen

Geſtade geht und reitet und fährt alles, was ſich außer dem Dampf der Mauren einmal erluſtigen will. Nette Häuſer laufen rund umher um die Bucht in mäßigen Zwiſchenräumen und liebliche grüne Hügel hängen zunächſt mit anmuthigen Einſchnitten der Berge über ihnen. Der Weg iſt immer mit Menſchen bedeckt, ein Beweis, daß man es fühlt, hier einer andern Natur genießen zu können. Einige dieſer hübſchen Häuschen und Gärten und Lauben dienen auch dem Städter und Fremden zum Aufenthalt und Tummelplatze, wo er für ſein liebes Geld einmal freier Athem holen kann. Man pries mir die Gärten Lomellini und Balbi; ſie ſind ganz ſchön, aber nur für Genua, wo das Grün und der Schatten von Bäumen ſo etwas Seltenes iſt. Denn immer widerſteht hier der Boden zu ſehr einem luſtigen und ſchattigen Garten und es iſt doch ein peinliches Gefühl, daß alles, was man hier ſiehet, nur Treibwerk iſt. Vogelſang und Frühlingsſummen ſind überall zwiſchen dieſen kahlen Bergen nicht heimiſch und ohne ſie ſind doch wahrlich alle Frühlingserluſtigungsörter und Erluſtigungen gar nichts. Hier nun in der ſchönen Vorſtadt, in dem reizenden Seſtri di Ponente und an den Ufern des Bergſtroms Polcevera ſind die meiſten Villen der ci devants, welche ſonſt die heißen Monate hier fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt zu verleben pflegten;

aber von den meiſten muß man es doch ſagen, daß ſich aus einer Wüſte nie ein Elyſium machen läßt, und daß ſie wie unter Ruinen liegen. Wenn dies im erſten Frühling ſo iſt, wie muß es ſeyn, wenn ein heißerer Sonnenſtrahl auf die grauen Felſen fällt, und die Gießbäche keinen Tropfen Waſſer haben?

Die Zahl der Einwohner, die in der Stadt und den Vorſtädten leben, rechnet man vielleicht etwas zu freigebig zwiſchen 90 und 100000 Menſchen, und freilich kann man der Stadt nicht viel weniger zutrauen, wenn man die Höhe und Tiefe ihrer Häuſer und das Gewimmel bedenkt, welches ſich auf jedem Platze bewegt und um dem Hafen und Dom und vom Hafen nach der Vorſtadt Pietro d'Arena auf- und abſtrudelt. Die Geſchichte dieſer Stadt, oder der jetzigen ligüriſchen Republik zu ſchreiben, erforderte ſicher eine Meiſterhand, die den Karakter dieſes Bergvolks, wie es ſich ſeit der älteſten Geſchichte bis auf unſre Zeiten offenbart hat, mit allen ſeinen proteiſchen Verwandlungen und Schlüpfrigkeiten feſthalten könnte. Dies Volk hat immer nur für die That gelebt, die raſch und gewaltig vorüberfährt, für das Spiel kühner Ränke und Unternehmungen; das ſtille Wirken und Weben des Künſtlers hat hier deswegen nicht gedeihen können. Große Schiffer, Weltumſeegler und Feldherren zählt Genua mehr, als irgend eine

Stadt Italiens. Ihre Kolons, Doria und Spinola sind unsterbliche Namen in der kraftvoll wirkenden Welt; in der idealen Welt, die aus sich selbst schafft, sind sie arm, und vergebens fragt man bei ihnen nach einem Galilei, Dante und Michel Angeo. Man hat den alten Namen der ältesten Bewohner dieses Landes der Ligurier wieder hervorgesucht, vielleicht meinend, daß mit dem alten Namen auch die alten Dinge wiederkommen sollen, wie man den feigen Römern mit den Konsuln und Tribunen etwas vorspielt und mit den Fascen des Kapitols, das einst die Triumphe über eine besiegte Welt zu sich empor wallen sah. Diese alten Ligurier waren nach wahrscheinlichen Muthmaßungen der alten Geschichtforscher Iberier, wie ihre Nachbaren die Etrusker. Kein Volk in Italien focht so edel für seine Unabhängigkeit gegen die Römer, als sie, und keines hatte freilich auch eine so gute Vertheidigung von Gebirgen um sich. In den spätern Zeiten in und nach dem Verfall des westlichen Kaiserthums hieß auch der größte Theil des westlichen cisalpinischen Galliens Ligurien, bis die Langobarden im 6ten Jahrhundert ihm einen andern Namen gaben. Die Genueser hielten sich wahrscheinlich reiner in ihren Gebirgen, als irgend ein andres Urvolk Italiens, und unter sie ist vielleicht von allen italischen Provinzen das wenigste germanische Blut übergeflossen. Im Mittelalter

wuchſen ſie allmälig und zeigten ſich als ein mächtiges und unternehmendes Seevolk. Zuerſt fielen durch ihre Tapferkeit die Piſaner im 12ten Jahrhunderte, mit denen ſie lange um die Herrſchaft im mittelländiſchen Meere ſchlugen; die Venezianer wurden mehr als einmal von ihnen in blutigen Treffen gedemüthigt und waren nahe daran, von ihnen ganz gedemüthigt zu werden, als der Uebermuth der Genueſer bei der Belagerung ihrer Stadt ſie auf das Aeuſſerſte trieb und die Verzweiflung ſie in der Schlacht bei Chioggia im Jahr 1370 zu Siegern machte. Die Genueſer herrſchten auf vielen Inſeln des Archipelagus, an den Küſten des ſchwarzen Meeres und der Krimm und ſelbſt auf Sardinien und Korſika. Doch die Türken im Orient und die Portugieſen und Spanier im Occident raubten den italiſchen Städten nach und nach ihre Macht und ihren Handel und Genua hatte kein beſſeres Schickſal, als die übrigen republikaniſchen Städte Italiens. Im Innern war indeſſen bei allen den großen Thaten und dem großen Flor der Stadt nie Ruhe, ſondern ein ewiger Strudel und ein unaufhörliches Gähren der Verfaſſung, und ſie hatte häufig Könige und Herzöge zu Oberhäuptern, oder vielmehr nur zu Schutz- und Schirmherren, wie es die Familie Habspurg in vielen Kantonen der Schweiz vormals war. Der Herzog von Mailand ſtand in

dieſem

dieſem Verhältniſſe mit Genua, als die Franzoſen gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in Italien einfielen; nun kam die Stadt in die Hände der Franzoſen, unter welchen ſie bis zum Jahr 1528 ſtand, wo Andreas Doria ihr Befreier ward. Dieſer große Mann, aus einer der erſten Familien Genua's gebohren, diente Franz dem Erſten von Frankreich als Admiral gegen Karl den Fünften, glaubte ſich von ihm beleidigt, ging zu Karl über, befreite die Stadt von den Franzoſen und behauptete ihre Unabhängigkeit durch den Schutz Karls des Fünften. Von ihm rührte nun die Verfaſſung her, die ganz ariſtokratiſch war, ſo daß das Regiment und die Verwaltung der Republik ausſchlieſſend bei gewiſſen privilegirten Familien war, unter denen die Doria, Fieschi, Grimaldi, Spinola hervorragten. Was man indeſſen immer von dieſer Regierung ſagen mag, und was ſich vielleicht mit Grund gegen jede Ariſtokratie auch ſagen läßt, ſo iſt doch die genueſiſche nie in das böſe Gerücht der Venezianer gefallen und hat ſich immer durch einen großen Geiſt der Mäßigkeit und Klugheit ausgezeichnet, bei dem Genua bis auf dieſen Tag eine der lebhafteſten, reichſten und bevölkertſten Städte Italiens geblieben iſt, und wer weiß, ob man nach langen Stürmen doch nicht wieder den alten abgelegten Rock wird anziehen müſſen?

Mit dem Handel in Genua iſt es jetzt eben

nicht viel. Große Schiffe dürfen ſich nicht aufs Meer wagen, Spanier und Franzoſen, Holländer und Engländer ſind durch den Krieg und durch die Engländer, die im Mittelmeere herrſchen, größtentheils ausgeſchloſſen und die wenigen Neutralen, Schweden, Dänen, Hamburger, Amerikaner, Raguſaner ſind auch ſo vielen Neckereien der kriegführenden Seemächte ausgeſetzt, daß ſie lange nicht ſo häufig, als ſonſt, kommen, obgleich durch ſie der Handel meiſtens geht. Ich habe eben ſchon erwähnt, wie leer von Schiffen der Hafen iſt. Der Levantehandel, der hier ſonſt ſo wichtig war, iſt auch nichts und faſt ganz im Stocken; ſonſt zog Genua von daher viel Wolle und Baumwolle, auch Specereien. Die vorzüglichſten Produkte des Landes ſind Oel, Wein und Seidenwaaren. Getraide baut man in den Bergen und Klippen höchſtens für einige Monate des Jahrs hinreichend, das übrige müſſen Piemont, die Lombardei, die Inſeln Sicilien und Sardinien und die Küſten der Barbarei geben. Das Genueſer Oel, welches beinahe ſein einziger Handelsartikel iſt, den es ſelbſt baut, iſt vorzüglich gut; das beſte wächſt im Meerbuſen la Spezia, welches dem Lucheſer gleich geachtet wird. Der Wein iſt nicht vorzüglich und der, den man gewöhnlich trinkt, ſchlecht; man thut alſo wohl, franzöſiſche Weine zu trinken aus Languedoc, die freilich noch einmal ſo theuer, aber auch zweimal ſo

gut sind. Berühmt sind die Genueser Konfituren, die man aus den zarteren Früchten des Landes macht, aus Nüssen, Cedraten, Granaten, Citronen, Feigen ꝛc. und die einen wichtigen Handelsartikel machen, so wie die kleinen genueser Macheroni. Auch das Genueser Papier ist berühmt und nächst dem von Bologna eines der besten in Italien. Doch nächst dem Oel das Erste in der Stadt und auf dem Lande sind die Manufakturen in Seide, die hier und im Piemontesischen einen Hauptsitz haben. Denn thätiger und industriöser ist nicht leicht eine Provinz, als Ligurien; und wäre sie es nicht, so müßte in den unfruchtbaren Bergen die Menge der Menschen, die sie nicht nähren können, ja verhungern. Man baut nicht Seide genug für die vielen Stühle, die in der Stadt und auf dem Lande, in Bewegung sind, sondern führt sie roh aus der Levante und aus andern Orten Italiens ein. Man macht alle kleinern Artikel in diesem Zweige, Strümpfe, Bänder, Blumen ꝛc.; aber das Vorzüglichste und weswegen man diese Fabriken auch auswärts am meisten kennt, sind die Sammete, welche fast nirgends mit der Dauerhaftigkeit und dem Glanz der Farben gearbeitet werden, als hier; eine Nebengattung von ihnen sind die Damaste und Zeuge mit Blumen. Da Genua so wenig vom Lande hat, welches nur stiefmütterlich ihren Kindern giebt, so sollte man denken, das

Meer sei gütiger und suche zu ersetzen, was jenes mangeln läßt, aber da ist es nur wieder eben so, und von dem häßlichen Sprichworte, welches man in Italien von den Genuesern herumträgt, sind wenigstens die zwei ersten Artikel war. Es heißt: Monte senza legno, mare senza pesce, gente senza fede, donne senza vergogna. (Berge ohne Holz, Meer ohne Fische, Menschen ohne Treue, Weiber ohne Schaam.) Die Berge sind kahl genug und würden unhappbar seyn, wenn das Klima nicht so mild wäre; und die Fische, die man hier fängt, sind äußerst wenige, und diese wenigen gehören noch nicht zu den besten Arten, da doch sonst die meisten Buchten der Küsten des ligurischen Meeres fischreich sind.

Ich habe oben schon an einigen Stellen Winke davon fallen lassen, daß mir jenseits der Berge Toskana's die Menschen von ausgezeichneteren und feineren Gesichtszügen und schönerer und stärkerer Bildung zu seyn schienen, als die Toskaner, und bei diesem Ausspruch muß ich es im Allgemeinen stehen lassen, nachdem ich die Hauptstadt und mehrere Plätze der beiden Riviere der ligurischen Republik gesehen habe. Man sollte in den kahlen und meistens kargen Bergen wahrlich so eine wohlgemachte Menschenraçe nicht suchen, nachdem man sie auf den schönen Hügeln und in den fruchtbaren Ebenen Toskana's nicht gefunden hat.

Diese Menschen auf beiden Gränzen haben einen ausgezeichneten eignen Volkskarakter in der ganzen Gestalt und in allen Zügen ausgeprägt, und es thut einem bei dem ersten Anblick wirklich wohl, einmal wieder was Neues zu sehen. Fast alle Körper haben den Ausdruck einer Grätigkeit und Gewandheit, die bei den andern Italiänern selten sind, und der Wuchs von der Fußsohle bis zum Scheitel ist meistens untadelig. Eine schöne freie Brust, ein schlanker Körper und brave Schenkel auf einem Fußgestell, welches feiner ist, als bei dem Lombarden und Toskaner. Ich habe die Nationalgarden und unter diesen die Blüthe der Jugend in großer Zahl aufmarschiren sehen und muß gestehen, daß mich die männlichen Gesichter nicht wenig gefreut haben. Ich habe schon lange die Anmerkung bei mir herumgetragen, die sich aus mehrern Stellen der Alten mir aufdringt, daß es einer Untersuchung werth wäre, warum die Seeküsten (nicht eben die unfruchtbaren und schlechten, wie die von Genua) und die Inseln gewöhnlich starke und schöne Körper entwickeln, mehr nach Verhältniß, als das Mittelland? Man nehme die erste beste Ausgabe des Pindar zur Hand, und man wird finden, daß die meisten Sieger bei den Spielen der Griechen in Küstenländern und auf Inseln gebohren waren. Die Kolonien in Großgriechenland und Sicilien, Cyrene und Aegina zählen die meisten Rin-

ger und Faustkämpfer, unter denen, die der Unsterbliche unsterblich gemacht hat. — Die Gesichter sind es aber vorzüglich, was die Genueser auszeichnet und fast alle sind mit starken Zügen gemerkt und man kann beinahe zu jedem, der einem begegnet, sagen: siehe, das ist ein eigner Mensch! Bey dieser Stärke des Ausdrucks haben manche viel Feines und Anziehendes und ein Feuer des Blicks und eine Schönheit des Blutes, welche den Reihern dieser Gattung alles in Flammen setzen muß, wenn die weibliche Sanftheit aus den schönen schwarzen Augen und unter den geringelten Rabenhaaren hervorschimmert und den republikanischen Ernst des Mannes zu der allgewinnenden Freundlichkeit des Weibes umbildet.

Aber ich muß endlich mit der Sprache heraus. Klugheit und Feinheit, oder lieber Schlauheit und Verschmitztheit zeichnet alle ligurische Gesichter und diese ist mit einem demokratischen Ernst gepaart; aber Festigkeit und Bravheit, Treue und Biedersinn sucht man auf den meisten vergebens. Wenn das Wohlgefallen des ersten Anblicks vorüber ist, und man nicht bloß neue Menschengesichter, sondern auch Menschen sehen will, so sieht man sich nach diesen umsonst um. Ich bin kein Kind in meinen ersten Hosen, und habe manches gesehen und getragen, und eben darum kann mein Urtheil hier einige Sicherheit haben, da es überdem, bes

sonders jetzt, da ich schreibe, durch keine besondre Vorfälle, oder Unannehmlichkeiten bestochen ist. Ich habe fünf Monate in Florenz und andern Städten Italiens gelebt, ohne Freunde und Bekannte, aber mir war doch immer, wo ich unter den Menschen mich umtrieb, als seien sie meines Geschlechts, und so ging ich mit ihnen ganz fröhlich und lustig fort. Aber hier wandelte mich so eine starre Kälte, so eine zermalmende Pein des zerknirschten menschlichen Gefühls, so ein Abscheu gleichsam des ganzen menschlichen Geschlechts an, daß ich mich rühmen muß, es nicht beschreiben zu können, so widerlich wirkten die Gesichter auf mich, und so eiskalt bebte mein armes Herz unter Tausenden zurück. Wenn ich nicht fürchtete, ungerecht zu seyn, so mögte ich sagen, nie habe ich ein Völkchen gesehen, das so voll lächelnder kalter Tücke und schlauer Spitzbüberei stecke. Ich will aber lieber glauben, mir sei was unerklärliches Menschliches begegnet, weil jenes wirklich entsetzlich ist. Wenn man aber die niedere Klasse nimmt, die ganze bis zum Wohlstande aufsteigende, so sage ich es kühnlich von dieser, daß man unter hundert Gesichtern kaum fünf findet, mit welchen man sich in der Einsamkeit ruhig schlafen legen könnte, so eine schurkische Feigheit und ein lächelnder Eigennutz hat alle ihre Züge gebrandmarkt. Was jenseits liegt, ist mehr gebil-

det und vermiſcht, aber der Fuchs iſt auch mit ſeinem abgeſchnittenen Schwanze noch kennbar genug. Daß etwas Wahres in dieſem dunkeln Gefühl meines menſchlichen Unmuths lag und liegen muß, dafür ſpricht der allgemeine Ruf, der die Genueſer thätig und verſchmitzt im Handel und Gewerbe, aber zugleich hinterrückiſch und treulos macht, und ſie den Sarden und Korſen an die Seite ſetzt, welche, wie die meiſten Inſulaner, im böſen Geruche ſtehen, und wegen ihrer Tücke berüchtigt ſind. Die Genueſer heißen auch bei vielen gli Ebrei italiani, oder die italiäniſchen Juden. Auch bei den Alten waren ſie nicht weniger im böſen Andenken, wenn Virgil nicht etwa den alten Haß der Römer gegen die Ligurier nachbetet. Er nennt den Ligurier mit dürren Worten in ſeiner Aeneide adſuetum malo und lubricum, zu Ränken gewöhnt und ſchlüpfrig, Beinamen, die ſehr gut auch jetzt noch paſſen, wenn ſie vormals paßten. Mir fiel wirklich ein Stein vom Buſen, als ich den letzten genueſiſchen Staub von den Füßen ſchüttelte und mich unter den Franzoſen befand, die politiſch für mich eben ſo fremde Menſchen ſind, als jene, aber nicht moraliſch. Warum bin ich hier in Nizza wieder wie zu Hauſe? Ach wahrlich nicht, daß ich hier Freunde und Gönner gefunden, oder geſucht hätte, ſondern bloß, weil dieſe mehr Menſchen meines Gemüthes ſchei-

nen. Ich lebe hier in einer Art Exil allein unter Fremden, wie die Tage, die ich dort zubrachte; gehöre allen und keinem an, suche mein kleines Vergnügen und zahle meine Zeche, wie dort; aber es giebt gar viele Dinge, die man weder bezahlen kann noch mag.

Uebrigens haben sie eine angenehme Lebhaftigkeit und Geschmeidigkeit im Aeußern und nähern sich hierin sehr den Franzosen, besonders jetzt, wo alles so sehr nach französischem Zuschnitt eingerichtet und gemodelt wird. Man sieht es vielen an, daß sie gern französisch seyn und scheinen mögten. Aber wenn der Franzose fast immer gewiß ist, nicht nur sich selbst, sondern auch den meisten Fremden zu gefallen, so kann man es von dem Genueser nicht sagen. Es sitzt ihm etwas an, was den Beifall zurückhält und ihm fehlt die Humanität und Bravheit des Franzosen, wobei dieser selbst ungestraft zuweilen ein wenig brüske sein kann. Wenn der jetzige Franzose weniger Komplimente macht, so gefällt das natürlich jedem, dem diese Zierrathen des Umgangs nur eben so viele Hinderungen ächter Geselligkeit scheinen; aber damit kann Artigkeit und Feinheit sehr wohl bestehen, ja wahrlich besser so, weil sie sich gleich zeigt, wenn sie anders zu haben ist. Man sieht es hier allen an, daß sie sich in ihren neuen Zustand nicht zu finden wissen, weil sie ihn so stark fühlen.

Was ich wirklich beſitze, deſſen bin ich mir kaum bewuſt; nur was leicht an mir klebt, oder angeklebt iſt, ſpringt immer hervor und hat das Jucken, ſich immer bemerkbar zu machen. Man trägt hier die Freiheit noch ſtark im Schritt und in der Gebehrde zur Schau und mögte gern durch Nachäffung der Franzoſen bis auf die geringſte Kleinigkeit ſo ſcheinen, wie ſie; aber leider iſt man es am Gemüthe nicht und ich weiß nicht, ob Menſchen dieſes Schlages der edlen Freiheit im ſchönen Sinn je fähig ſind. Indeſſen waren die Griechen nicht im Karakter ſehr genueſiſch? ſagte man etwa mit Unrecht griechiſche Treue bei den Alten? und doch kämpften ſie löwenmüthig, wann man ihr Palladium angriff. Dieſes ſchreckliche und gewaltige Auftreten und Einherſtolziren des ſouveränen Volks wird dem Fremden beſchwerlich, um ſo beſchwerlicher, weil er nicht wirklich groſſe Thaten und edle Menſchen darunter verborgen ſieht. Man begegnet ihm hier mit einer Kälte, gafft ihn wie einen ausländiſchen Vogel mit einer ſchönen Impertinenz an, zieht über ſeinen Leichnam einige republikaniſche Achſelzuckungen mit einer Wichtigkeit und einem Ernſt, die freier Menſchen unwürdig ſind, beſonders hier, wo die Regierung für gut befunden hat, die Dolche und Taſchenmeſſer wieder zu erlauben, die unter der alten Regierung zwar verboten, aber nicht aus dem Gebrauch wa-

ren. Man ſagt, daß ſie ein Verbot des feigen Argwohns der Tyrannen geweſen, freien Menſchen könne man Waffen anvertrauen. Und doch werden in dieſer freien Stadt noch monatlich einige Unglückliche im Finſtern geſchlachtet.

Es iſt in allem nur zu ſichtbar, daß der Geiſt des Volks nicht der feſte und ſchöne Geiſt der Freiheit, ſondern der des Aufruhrs und der Gährung iſt, wie der Bienen, wenn einer ihren Stock eingeſtoßen hat und ſie wild und zornig umherſummen, noch nicht wiſſend, wohin die Königin führen werde. Manche Bienenſchwärme fliegen auch von einem Baum zum andern und von einem Stocke in den andern, ohne je die Zellen mit Honig zu füllen. Dieſer Geiſt der Gährung und der Freiheitswuth war nun freilich durch einen ganz neuen Vorfall aufgeregt, deſſen ich ſchon bei Lerici erwähnt habe, und von dem ich einige Worte ſagen muß, weil er für die Republik allerdings neu und wichtig genug iſt, und weil er vor meine Augen gleichſam ganz Genua ausgoß. Einer ihrer Freiheitshelden und Demagogen war der Bürger Biagini. Schon längſt gehörte er zu den erſten und geiſtvollſten Köpfen im Staate und hatte ſich nicht bloß durch große Talente, ſondern durch ſeinen Feuereifer für gekränkte Rechte einzelner Mitbürger ſchon in einer frühern Periode ausgezeichnet, und deswegen unter dem Ariſtokratismus

lange Monate im Kerker seufzen müssen. Ja er hätte es vielleicht mit dem Kopf bezahlt, wenn man nicht auch hier behutsam und furchtsam geworden wäre, der Blitz, der anderswo eingeschlagen hätte, könne auch hier zünden, und also die Zügel des Regiments mit schlaffer Hand regiert hätte. Die Mittelwege stürzen am Ende alle alte Regierungen. In solchen Zeiten muß man entweder ganz gerecht seyn, oder mit Cäsar in jeder Beziehung sagen: soll man Unrecht thun, so sei es um die Herrschaft, εἰ δ' ἀδικεῖν δεῖ, τυραννίδος περί. Er verdiente Buonapartes Freundschaft und war unter seinen Schreibern, und da reifte er den Plan der neuen Revolution und war einer der vornehmsten Beförderer der Demokratisirung, und stand bei der Abfassung der Konstitution und der Gesetzgebung oben an, wenn er sich gleich nie vordrängte. Doch kannte das Volk ihn und wußte, was es in ihm besaß. Er war seit dem Anfang der großen Umwälzung sein Abgott und verdiente, es zu sein, wie die Guten und Braven im Volk versichern. Die ersten Stellen wurden ihm angetragen; er schlug sie gewöhnlich aus, um desto freier von aller Gemeinschaft mit andern und ungebundener in seinem Urtheile zu seyn. Sein ziemlich ansehnliches Vermögen verwandte er zum Besten der Freiheit und alle seine Talente waren einzig für diese thätig. Ohne dazu bestellt zu sein, machte er gleich-

ſam den Cenſor und ſuchte durch Schriften und Rathſchläge allen den republikaniſchen Geiſt zu geben (wie man hier ſich ausdrückt,) und alles Unkraut auszugäten und auf alle Uebel und Misbräuche aufmerkſam zu machen, welche dieſe unterdrücken konnten. So war er die Stimme der Wahrheit und die Geißel des Verbrechens, welchem er unbarmherzig vor allem Volke die Larve abzog, ein Poſten, der natürlich allenthalben mehr Feinde, als Freunde, macht. Sein Hauptkampfplatz war der Monitore ligure, eine Volksſchrift, worin er ſeine Ideen und Ausſprüche niederlegte. Wegen dieſer hatte er mit dem Volksrepräſentanten Queirolo kleine Händel gehabt, weil der eine gewiſſe Denunciation von ihm noch nicht hatte einrücken laſſen; doch hatten ſie ſich mit den Worten Biaginis getrennt: se non queſta, un altra volta. Den folgenden Tag trafen ſie ſich auf dem Kaffe nationale, einem republikaniſchen Kaffehauſe am Lorenzplatze, und Queirolo hat mit einem der Anweſenden Streit und zieht das Pugnale (Dolch) auf ihn. Biagini macht ſich zwiſchen ſie und ſtellt Queirolo vor, wie ungeziemend einem Volksrepräſentanten dies Verfahren ſei; für dieſen Rath ſtößt ihm jener den Dolch bis ans Heft in die Gedärme. Kaum iſt es bekannt; ſo iſt alles unter den Waffen, alle Thore und Läden werden geſchloſſen, in allen Gaſſen iſt Geſchrei und Aufruf

der Patrioten, als sei nichts weniger im Werke, als eine Gegenrevolution, und kaum kann das wüthende Volk zurückgehalten werden, seinen Muth sogleich in Queirolos Blut zu kühlen und einige andre mit abzuschlachten, die es für schlechte Patrioten hält. Mit Mühe hält der Polizeiminister die blinde Wuth zurück, sich nicht an den Exnobili und Reichen zu vergreifen. Der Tod hält über die beiden Männer ein schnelles Gericht. Biagini stirbt 15 Stunden nach dem Dolch und Queirolo wird durch eine wirksame Fuslade zu den Schatten geschickt.

Es ist freilich schwer, in Revolutionszeiten Recht und Unrecht zu sondern, wo die zarte Stimme der Wahrheit so leicht durch das Geschrei der Menge übertäubt wird; denn Gunst und Entscheidung des Volks ist das Unsicherste von allem; das hat die Geschichte durch alle Säkeln und in dem letzten Decennium dieses laufenden mehr als je bestätigt. Indessen mogten die vorhergehenden Dinge seyn, wie sie wollten, Queirolo war ein Mörder und hatte den Tod verdient, wenn jener Bürger, den er zum Opfer seines Eisens ersehen hatte, auch nicht der Liebling des Volks war. Seine Verurtheilung ging übrigens formlos und tumultuarisch. Die Richter fanden den Fall außerordentlich und dekretirten, es sei dringende Nothwendigkeit, urgenza, da. So ging es durch alle

Inſtanzen mit den Dekreten der Urgenza, die an allen Ecken zu leſen waren; und vermittelſt dieſer Dekretirung der urgenza nahm man in 24 Stunden einen Volksrepräſentanten aus der gewöhnlichen Form des Geſetzes und des Lebens, um ihn vielleicht die Revolutionen auf andern Sternen deſto früher mit anſehen zu laſſen. Doch mogte das Dekret der urgenza in dem Willen des Volks ſeinen Grund haben, der nur zu leicht hätte in Empörung übergehen können. Jetzt — es waren etwa 8 Tage nach dem Morde — bereitete ſich alles vor, um den Leichenpomp des Biagini ſo herrlich, als möglich, zu machen. Mehrere patriotiſche Bürger und Bürgerinnen ſammelten die Beiträge zu Verzierungen ſeines Triumphzuges ein; ganze Geſellſchaften vereinigten ſich, um einzelne Theile deſſelben recht glänzend zu machen, und man bot alles auf, was genueſer Kunſt und Geſchmack vermag, um das Gedächtniß des Patrioten unſterblich zu machen. Es war ein ſchöner Tag, als dieſe Feier begangen war, eine ſo herrliche Feier, als ſie der Manen eines Edeln würdig iſt, deſſen großer Schatten zur Unterwelt hinabgegangen iſt. Fünftauſend Jünglinge, die Ausgewählten aus den Nationalgarden, mit wehenden Fahnen und Trauermuſik führten den Zug, fünfhundert Franzoſen mit dem Generalſtabe und den Gewalten folgten zunächſt dem Sarkophage, der mit den Inſignien der Freiheit

geſchmückt im Triumphe durch die Stadt getragen ward. Alles hielt endlich auf dem Freiheitsplatze ſtill. Die Neue Straße war von oben bis unten gedrängt voll Menſchen, die Häuſer hingen bis an die Schornſteine voll und alle Mauren trugen Reiter. Als man ſtill gehalten hatte, war eine Pauſe mit lieblicher Trauermelodie. Dann rief eine ernſte Stimme: „Wer nicht gern am Grabe des Guten iſt, der gehe heim; was heute geſchieht, das wird das Volk nicht ſtrafen.“ Das beſte Wort von allen, die ich aus den Reden und patriotiſchen Hymnen vernahm. Die Augen vieler Bürger, welche weinten, waren die beſte Lobrede, die man dem Erblaßten halten konnte. Selbſt von den Exnobili waren viele mit bei dem Feſte und dem Hohn des Pöbels ausgeſetzt. Ihre Frauen und Töchter zeigten ſich über den Balkons in der Neuen Straße, mit Trauerkleidern angethan und zum Theil Schnupftücher vor den Augen und warfen Blumen herab. Die Nothwendigkeit iſt ſtrenge, aber es iſt hart, ſich ſo weit zwingen zu laſſen. Wie viele von dieſen adlichen Thränen konnten wohl aufrichtig ſeyn? Von den Reden und Geſängen vernahm man nichts, wo das Volk nicht mit einem Viva la libertà! la morte a' tiranni! darein fiel. Für mich war es ein ernſthafter Tag, aber zugleich ein willkommner, weil er mir von der Stimmung im Volke manches zeigte und zu-

gleich

gleich fast die ganze Stadt und selbst die Frauen aus Licht trieb, weil es besonders für die cidevants ein Hochverrath gewesen wäre, nicht in der Stadt zu seyn, oder in die Stadt zu kommen zu diesem Feste. Ich habe in meinem Leben nicht so viele schöne Weiber gesehen, als in den Fenstern und auf den Balkons der Strada nuova, und um desto mehr wünsche ich, daß das donne senza vergogna im Sprüchworte falsch sei. Der Abend schloß den Trauerzug und die französischen Schauspieler gaben Charles neuf von Chenier, dem sie aber nicht gewachsen waren, wie denn das Stück überall nur durch große Künstler stehen kann; indessen fand man wegen der Deuteleien der Zuschauer genug Stoff zum applaudiren.

Dieser Vorfall hat nun vielleicht den Republikanism ein wenig stürmischer gemacht, als er gewöhnlich ist; aber daß er kein stiller und fester ist, das sieht man aus allem nur zu deutlich. Er trotzt nicht bloß in der Miene, poltert nicht bloß in Schritten und Worten, sondern jede Straßenecke, ja jede geschriebene und gedruckte Zeile spricht ihn drohend und konvulsivisch aus. So denke ich mir den athenischen Pöbel oder den irgend einer andern Griechenstadt, wenn er Feuer gefaßt hatte. Man rennt und trommelt und marschirt den ganzen Tag durch die Gassen, Gesänge und Hymnen auf die Freiheit und auf die Lüderlichkeit schallen bis spät

in die Nacht und ſtören dem Alter und den Ariſtokraten die ſüße Ruhe, und die Hurra! und Oibo! der Freiheit und die Laternenpfahlungswünſche und Flüche der Tyrannen und Ariſtokraten wirbeln zu den Trommeln durch die Lüfte, oder machen das Chor zu den Hymnen, die einige Kehlen anſtimmen. Die Sache iſt nicht kindiſch und lächerlich, aber ſie wird es, wenn man die Wiedergebohrnen ſieht, die Gaſſenbuben und das Lumpengeſindel, das ſie verherrlichen will, dieſes Gezücht, das gern alle Tage laterniſiren und ſeptembriſiren mögte. In den Worten eines von ihnen fand ich den Willen des popolo ſovrano ſehr gut ausgedrückt. Ich fragte ihn, ob von den alten Reichen und Ernobili viele emigrirt ſeien? „Ja genug, war ſeine Antwort, aber es ſteckt noch die Menge hier, und wenn man ihnen gleich die Fettfedern (penne maeſtre) etwas ausgezogen hat, ſo ſind ſie doch noch immer die Cavalieri, die uns zum Hohn und zu ewiger Schande (eterna vergogna) durch die Gaſſen kutſchiren und reiten, daß wir die Augen vor Staub und Aerger nicht aufthun mögen; ſie kann die Revolution nicht ganz arm machen, aber uns macht ſie nicht reich.“ Dies Intereſſe treibt leider Viele. Was ſoll man von einer Freiheit ſagen, die auf ſolche Geſinnungen gegründet iſt?

Aber ſelbſt die Stimme der Gewalthaber iſt die des Sturms, und man ſehnt ſich vergebens nach

Mäßigung. Alle Dekrete, wenn ſie dieſe auch verrathen und das Volk dahin führen wollen, vernichten dieſe Abſicht doch ſogleich, durch den Ungeſtüm ihres Tons. Beſonders iſt es, wie man jetzt gegen die Könige und Tyrannen ſchreit, welche in dem Munde eines freien Liguriers gleichbedeutend ſind, und nie hat vielleicht das kleine Volk in Athen gegen Philipp von Macedonien und die Perſer impertinenter geflucht und geſtürmt und ihres Sturzes ſich unmenſchlicher gefreut, als man hier auf die Franze und Peter ſchimpft und ſie im republikaniſchen Enthuſiasmus im erſten Anlauf wie Fliegen zuſammenknipſet. Che vuole queſto Auſtriaco? rief einer auf einem Kaffe, oibo! una moſca! Für euch Genueſer doch wahrlich keine Fliege. Gegen die flüchtigen Tyrannen geht es nun vollends laut her und man tanzt und ſingt ſie auf allen Gaſſen und Plätzen ab, wovon ich unten einige Worte ſagen werde. Man ſah an mehrern Plätzen und Thoren Affichen, worin die Verauktionirung der Möbeln und Koſtbarkeiten der Schlöſſer des Exkönigs von Sardinien angeſagt und er unter mehrern ſaubern Titeln nie anders, als der ultimo tiranno di Turino genannt wird. Eine kleine Merkwürdigkeit dabei iſt, daß der franzöſiſche Kommiſſär im Namen der großen Nation die Gelder einſtreichen will, die nach der Entſagung des Königs und nach der Erklärung der franzöſiſchen

Regierung bei ſeiner Vertreibung doch eigentlich bloß der Nation angehören. Aber die Franzoſen ſind von jeher gute Financiers geweſen und wiſſen die Dinge und Begriffe fein zu vermiſchen und machen nicht viele Umſtände mit dem ſouveränen Volk, wenn es auf Gelder ankommt, damit es nicht vergeſſe, wem es ſeine Sovranità verdanke.

Das Volk ſieht man auf den Plätzen und um die Popinen, die Freiheitsbäume und Abſinger und Ausſchreier allerlei Schnurrigkeiten verſammelt; um die mittlern Bürger, oder die eigentlichen ächten Republikaner zu ſehen, muß man die Kaffehäuſer und Theater beſuchen und ſehen, wie es da hergeht. Die erſten Kaffehäuſer ſind in der Nähe des Doms, der etwa in der Mitte der Stadt liegt. Da kann man ſie bis zum Ueberdruß mit ihrer Freiheit prunken und prahlen, ihre Federbüſche ſchütteln und ihre Säbel klirren hören. In dieſen äußern Zierrathen der Erneuerung thut es vielleicht kein Volk, oder Völkchen den Genueſern gleich, und nicht bloß die Alten und Erwachſenen tragen ſie zur Schau, ſondern jedes Knäblein, das noch in die Hoſen pißt, hat ſeine Mütze mit einer mächtigen Kokarde, ſeinen Säbel und ſeine zweifarbigen Bänder, wo nur Bänder anzubringen ſind, ſo daß das edelſte von den irdiſchen Gütern des Menſchen zu einem bloßen Puppen- und Kinderſpiel herabgewürdigt iſt.

Uebrigens iſt hier alles franzöſirt, nur nicht das Gemüth. Es iſt doch ein himmelweiter Unterſchied in dem ganzen Zuſchnitt der beiden Nationen, und man mögte den Franzoſen ſelbſt das Ausrupfen und Plündern der Italiäner ein wenig verzeihen, wenn ſie ihnen etwas von ihrem Karakter und ihrer Offenheit geben könnten, aber ich zweifle an Wundern. Dieſer franzöſirende Ton offenbart ſich beſonders bei den Nationalgarden. Nicht nur Exerciz und Kommando, ſondern der Schnitt der Kleider, der Stuz der Hüte und Büſche und das Tragen und Anſchnallen der Stiefeln und Säbel, alles iſt auf franzöſiſchem Fuß. Ich ſah mit innigem Vergnügen bei dem Leichenfeſte Biaginis unter den 5000 Mann der Nationalgarden die vielen ſchönen Menſchen und die militäriſche und kriegeriſche Miene derſelben; ſo wie ich die Fertigkeit und Behendigkeit ihrer Manöver und Bewegungen und die republikaniſche Stattlichkeit bewunderte, welche die meiſten auf ihre Montur und Equipirung verwandt hatten. Aber in dieſem Augenblick ſelbſt hörte ich einen franzöſiſchen Officier zum andern ſagen: comme ces bougres ſont les paons! fir... avec trois cent de nos gens je les chaſſerai jusqu'au bout du monde! So lieben ſich die Völker und ſo urtheilen ſie von einander.

Dieſer ihrer Freunde und Beſchüzer, der Franzoſen, mogten während meiner Anweſenheit wohl

2000 in der Stadt ſtehen; mehrere waren in die Stadt und Feſtung Savona und in die kleineren Plätze des Liguriſchen vertheilt. Bei allem Schein der Freundſchaft und Brüderſchaft traut man ſich doch nicht recht und alles iſt geſpannt, weil die Franzoſen zu ſehr die Herren machen. Sie haben daher auch die Forts und Hauptkaſtelle in der Stadt beſetzt, die ſelbſt für eine Armee wegen ihrer Enge und ihrer Tiefen und Klüfte ein böſes Neſt iſt. Man weiß, wie die Genueſer im Jahr 1746 die Oeſtreicher leichter hinausjagten, als ſie herein gekommen waren. Die meiſten Franzoſen liegen auf dem hohen Spital Albergo, welches beinahe die ganze Stadt beherrſcht; da haben ſie ihr Hauptquartier. Es ſind ſchöne Truppen und ſie werden königlich beſoldet, doch ſchimpfen ſie auf die Genueſer, beſonders die Gemeinen; die Officiere hingegen wiſſen ſich ſchon mit den ſchönen Genueſerinnen und durch ſie auch mit den Genueſern in Eintracht zu erhalten. Ganz anders, als die Franzoſen und die Nationalgarden, ſieht das ſtehende Militär der Genueſer aus. Sie ſind rupfige und lumpige Grünröcke, meiſt ohne heile Kleider und Schuhe; aber ſie gehen auch ohne den Geiſt und die Ehre des Franzoſen einher und mit dem finſtern und tückiſchen Sklavenblick, den man bei dem hieſigen Pöbel kennt, auch wenn er lächelt und ſchmeichelt. Die Franzoſen verachten und haſſen ſie als feiges

Geſindel, das nur im Finſtern tapfer iſt, ein Urtheil, das ſie nicht allein von den Genueſern fällen. Aber die Klagen der Genueſer ſind nicht minder kriſtig über die Franzoſen, und es giebt mehr als einen, der es freilich nicht öffentlich ſagen darf, aber doch andeutet, daß die Franzoſen nicht gekommen ſind, um ſie frei zu machen, ſondern die reichen Nobili auszuſtreifen und eine Million Lire nach der andern von der Bank aufzuleihen. Man zuckt die Achſeln bei dieſen Anleihen und den vielen Soldaten, die man füttern muß, und manche Patrioten ſehen immer nur eine trübe Zukunft. Genua iſt keine Stadt, die plötzlich wieder reich wird, wenn ſie einmal ausgeſogen iſt. Man beſchuldigt hier beſonders den franzöſiſchen Konſul Belleville, der auch in Livorno, wo er vorher ſtand, kein liebes Andenken hinterlaſſen hat, daß er deſpotiſch und ſtrenge verfahre und das liguriſche Direktorium ohne Achtung und Würde behandle. Es iſt kein gleicher Bund mit dem Stärkern möglich. Belleville muß ſchon ausführen, was beſchloſſen iſt, obgleich ſein rauher und barſcher Karakter ſelbſt von den hieſigen Franzoſen gehaßt iſt. Aber ſelbſt bei allen dieſen Geſchichten ſieht man noch das blühende Genua, das es vormals freilich mehr war.

Obgleich die Franzoſen immer neue Forderungen machen, und Anleihen eintreiben, obgleich die

Geldbußen, die ſie über die cidevants verhängen, zugleich über das ganze genueſiſche Volk verhängt werden; obgleich die Schiffahrt und der Handel faſt vernichtet iſt, und manches Gewerbe durch die Zeitumſtände liegt, ſo ſieht man doch faſt durch alle Klaſſen Wohlſtand und ſelbſt Pracht und Reichthum, und in der Stadt ſelbſt jenes Gewühl und jenes Bienenſchwärmen der Menſchen, die ein Beweis von Thätigkeit und ndüſtrie ſind, und daß die alte Regierung nicht ſo abſcheulich und verderblich geweſen iſt, als ſie die Schreier gern machen mögten. In dieſer Rückſicht iſt der Genueſer von jeher berühmt geweſen, und als ein kluges und gewandtes Volk ſind ſie für den Handel und die Manufakturen wie gebohren, und was zuerſt die Noth lehrte, hat die Gewohnheit nachher gleichſam ſchon bei der Geburt mitgegeben. Ihr Land giebt ihnen wenig, und ſie waren alſo frühe gezwungen, durch Erfindung und Thätigkeit, durch Schiffahrt und Induſtrie das zu ſuchen, was die Natur ihnen karg verſagte. Auch jetzt ſind die Genueſer Schiffer, Kaufleute und Fabrikanten allenthalben zerſtreut und vorzüglich haben ſie in den beſten Städten Spaniens von Barcellona bis Cadix ihr Weſen, wo neben den Teutſchen viele der erſten Häuſer Genueſer ſind; und von wo manche gegen das Ende ihrer Tage ins Vaterland zurückkehren mit dem Fett des Landes, das ſie

den dummen und faulen Spaniern abgesogen haben, und andre an ihrer Stelle schicken, um es eben so zu machen. Auch im südlichen Frankreich waren sonst viele ansäßig, welche aber im Anfange der französischen Revolution meistens haben räumen müssen. So sind selbst von Nizza, wo ich dieses schreibe, viele abgegangen, nach dem Gesetze, welches alle reisen hieß, die nicht 10 bis 15 Jahre ansäßig gewesen waren. Eben so findet man sie häufig in den besten Plätzen Italiens, wo sie zu den unternehmendsten und gewandtesten Kaufleuten gehören. Denn ein unternehmenderes und muthigeres Volk sind die Genueser sicher, als die meisten andern Italiäner, was auch die Franzosen sagen mögen. Das haben sie durch alle Jahrhunderte bis auf die neueste Epoche bewiesen.

Der Ton des Mittelstandes wird hier als ein ziemlich freier gerühmt; menschlich gesellig ist er nicht, d. h. gastlich. Sonst weiß man klug und fein mit den Leuten umzugehen, und der Genueser stellt sich von außen auf den ersten Augenblick und die erste Bekanntschaft immer vortheilhaft dar und sieht im Gespräche einem freien Mann ähnlich. Von der Schönheit und Wohlgestalt der Menschen habe ich vorher schon einiges gesagt. Diese ist nun vorzüglich auch den Weibern zu Theil geworden, deren Reize durch ganz Italien berühmt sind; doch sagen die Italiäner, sie haben etwas Bittres

und Herbes. Die Vornehmern waren sonst die Sklavinnen des Cicisbeats, welches hier mehr herrschte, als irgendwo. Das war indessen in neuern Zeiten sehr gesunken und die Franzosen werden schon das Ihrige thun, diese abgeschmackte Mode ganz aus der Welt zu schaffen. Da die Großen gestürzt sind, so findet auch das wohl nach und nach sein Grab. Indessen hat das schöne Geschlecht trotz dem Cicisbeat und der Eifersucht der Männer immer seine Rechte geltend zu machen gewußt, und sollte dieses verschlagenste Geschlecht es in Genua nicht doppelt seyn? Sonst ging es mehr durch Ränke und Intriguen, jetzt hat auch das Weib mehr Freiheit erhalten, und läßt sich gewisse Worte nicht umsonst gesagt seyn. Auch der herrschende Umgang mit den Franzosen hilft hier viel, besonders da es Ton scheint, französische Sitten zu haben. Aber bei allen Reitzen sind die Genueserinnen keine Venezianerinnen. Ich habe auf wenigen Gesichtern die stille Ruhe, die seelenvollen Augen unter den ernsten Stirnen gesehen, die mich dort bei einigen entzückten. Auch das Weib ist hier ein brennendes Feuer, das immer unstät hin und her lodert, und wehe dem, der in solche Flammen fällt! Man klagt allgemein, daß die Sitten immer mehr ins Wilde gehen und selbst die äußere Zucht verfällt; aber wo ist die Klage nicht zu unsern Zeiten? besonders in einer Stadt,

wo alles ſehr nach ariſtokratiſcher Decenz ging und ſelbſt der Mittelſtand ſich darnach bildete!

Soviel kann ich aus Erfahrung ſagen, die auf allen Gaſſen ausſtand, daß die Weiber, die mit ihrem Leibe ein Gewerbe treiben, durch die Revolution vollends losgelaſſen ſind, obgleich auch die alte Regierung ſolchen nothwendigen Uebeln, zumal in einer großen Seeſtadt, immer durch die Finger geſehen hat, wenn ſie nur einigermaßen das Inkognito hielten, das ihnen gebührt. Von jeher waren die Genueſer Huren nächſt Neapel am ſchlimmſten in Italien berüchtigt, und die ganze Lage der Stadt, wo ſo viele Schlupfwinkel ſind, wohin weder Sonne noch Mond ſcheint, und wohin bethörte Jünglinge ſich verlocken ließen, begünſtigte gräßliche Thaten der Finſterniß, vorzüglich gegen Fremde, die glücklich waren, wenn ſie mit dem Leben davon kamen, und rein ausgeplündert durch den unwegſamen und ſpurloſen Pfad wieder zurückgeführt wurden. Dieſe Höhlen der Liederlichkeit waren auch häufig mit Spielern vergeſellſchaftet, welche die Einleitung machten und Welt anzogen, die nachher, von Wein und Luſt berauſcht, ſchwer büßen mußten, was kurzes Vergnügen gewährte. Es giebt hier allerdings noch genug ſolche Löcher der Schande, und mehr, als ein Erſchlagener, den man von Zeit zu Zeit in den engen Gaſſen findet, ward vielleicht aus den Armen der

Luſt in die des Todes geworfen. Doch behauptet man, daß dieſes Gezücht mit der größern Oeffentlichkeit unſchädlicher geworden ſei, und dieſe Oeffentlichkeit iſt wirklich erſtaunlich. So trat ſie ſelbſt in Paris nicht einher. Indeſſen iſt es ſehr einfältig von ihnen, daß ſie ihre Reize den Strahlen der Sonne ausſetzen, vorzüglich wenn ſie nicht viele haben. Ich wüßte nicht, wie ſo eine Kreatur am Tageslichte gefährlich werden könnte; von der Dämmerung und der Nacht begreife ich es. Recht ſagt der Italiäner: No femmina, ne tela a lume di candela, d. h. Weder ein Weib, noch ein Tuch ſoll man am Tageslichte beſehen. Sie leben zum Theil mit einer Glucke, doch jetzt mehr auf ihre eigne Hand in der Levante der Stadt und in den engen Gaſſen unter der Tiefe der Kirche Maria Carignano. Da ſtehen ſie am hellſten Mittage in den Thüren und Gaſſen aus und an den Kreuzwegen der Straßen, wo der größte Durchgang iſt, fein aufgeputzt und verziert; und dieſe, die ſo ans Licht treten, ſind wahrlich nicht die häßlichen und garſtigen, ſondern manche allerliebſt, wenn es ein Weib ſeyn könnte, das ſo ſehr aller Weiblichkeit vergißt. Mich führte der Zufall, mehrere Male in eine Gaſſe, die vielleicht von ihnen den Namen ſtrada fertile erhalten hat, und es koſtete wirklich Mühe, fortzukommen, denn nicht bloß mit einem vuol venire? venga amabile

cittadino! halten ſie einen feſt, ſondern faſſen Rock und Hände, und, wenn ſie können, auch wohl was anderes, damit man ſich eine brüderliche und bürgerliche Umhalſung geben laſſe. Man iſt immer in Verlegenheit, wie man es mit Artigkeit ablehnen ſoll; ſie zu entrüſten und zu beleidigen iſt gefährlich; denn gewöhnlich liegt der eine und andre Helfershelfer im Hintergrunde, und man weiß, was ſich durch Kunſt aus ſo einem Zanke machen läßt. Der Mann iſt bang und blöde, wenn das Weib dreiſt iſt.

Das pugnale, oder der Dolch, fodert hier noch immer ſeine Opfer, wenn ſie gleich nicht immer Biaginis ſind, und von Zeit zu Zeit ſieht der Morgen Leichen auf den Gaſſen, fremde und einheimiſche, von denen niemand weiß, wie ſie dahin gekommen ſind. Man hat dieſes ſcheußliche Mordinſtrument ſogar wieder erlaubt, obgleich auch das Verbieten nichts hilft. Manche dieſer Erſchlagenen ſind vielleicht unter Hurer und Spieler gefallen, andre fallen durch Weiberränke, Liebeshändel und Rache feiger Feinde. Selbſt die Bauren und Bergbewohner ſind ja als Spitzbuben und Banditen gefürchtet, die um einige Dukaten einen Menſchen wie einen Hund todtſchlagen. Mir fällt hiebei das Wort meines Poſtwirthes zu Lerici ein. Denn als er den Freiheitsſinn des genueſiſchen Volks und ſeine Entrüſtung über Ariſto-

kratism und Anarchie loben wollte, sagte er die merkwürdigen Worte, die er vielleicht nur halb verstand: et croyez moi, citoyen, le peuple genevois est sanguinaire.

Von dem genueser Pöbel habe ich schon beiläufig einige Winke fallen lassen. Er ist das wahrste Bild eines Pöbels, das man denken kann. Unruhe und Ungestüm, Frechheit und Uebermuth offenbaren sich in allen seinen Bewegungen, so er nicht etwas bittet, oder Gelegenheit sieht zum Betrügen und Gaunern. Fürchterlichere Gassenbuben und Dirnen kann es nicht geben, als die Genueser seyn müssen, wenn sie in Gährung gebracht werden. Wenn sie hinter einer Trommel lärmend und tosend durch die Gassen rasen, oder, um einen Volksredner und Volkssänger versammelt, sich allem Muthwillen überlassen, so mögte einem bange werden, wenn man sich die Möglichkeit denkt, daß dieser Hause über einen stürzen könne. Das ist nichts als Queckſilber und Flamme. Alle Gesichter selbst der Buben haben schon Karakter. Was könnte ein so thatenkräftiges und fähiges Volk werden, wenn man das Unkraut vertilgen könnte? Jetzt ist dieser Pöbel nun noch ein weit schlimmeres und trotzigeres Ding, als vormals, da er eine gewisse Wichtigkeit fühlt und es nur zu gut weiß, was die beiden Wörtchen popolo sovrano bedeuten. Der Anblick solcher Menschen ist

ärger, als reißender Thiere, weil der Ausdruck ihrer Züge und Gebehrden wirklich etwas Schreckliches iſt für ein Weſen, welches ſich ihnen zuzählen muß. Solche Spitzbüberei, ſolche Gier und Feigheit mögte ich nicht alle Tage in Geſichtern leſen; ich glaube, man könnte leicht etwas davon auch in das ſeinige hineinſehen. Die Unverſchämtheit und Stirnfeſtigkeit dieſer Menſchen überſteigt alles und der Fremde, der unter ſie fällt, verliert endlich den Muth und wirft ihnen das Gold mit einem teufliſchen Gefühl in den Rachen und hört ſie ihm nachſchimpfen. Hier giebt es die ächten Seitenſtücke zu den Lazaroni in Neapel, und man ſieht ſie am Hafen und an den Thoren und Mauren ſich Stunden lang ſonnen, und unter dem oft hemdloſen Gewande die Läuſe und Flöhe jagen, oder ſich einander bei dieſer Jagd die Hände reichen. Wenn ſo ein Thier ein Stück Brod und einen Trunk Wein hat, oder einiges Kraut an Zwiebeln und Knoblauch nebſt einigen Früchten, ſo hat er in dieſem wilden Klima genug, wo Arbeit und Luft nicht abzehren, und legt ſich laurend auf den Raub hin, bis Zufall und Noth ihm wieder etwas in die Klauen jagen.

Aber ein ſchlimmes Zeichen für die Menſchen der ganzen Küſte iſt es, daß ſelbſt der fleißige Bauer und Gärtner und Weber, der in den Bergen lebt, ein Spitzbube iſt, ſo daß alles lieber

dem unsichern Meere sich anvertrauet, als hier sich den Dolchen und Flinten der Buschmänner auszusetzen. Sonst ist der Landmann ein rüstiger und wackerer Schlag, und meistens schön gebildet; aber man sieht fast nichts mehr von der toskanischen Frohherzigkeit und Treue, noch von der lombardischen Ehrlichkeit und Steifheit, die man bei dem Landmann findet. Sollte der Boden, der so tückisch ist und sich soviel plagen läßt, ehe er etwas giebt, die Menschen auch tückisch machen? Wer nicht Seidenbau und Seidenweberei treibt, hackt den Oelbaum und Weinstock und die wenigen Felder, die Getraide tragen, und stellt den Fischen im Meer mit Eisen und Neyen nach. Er und seine Geräthe trägt den Karakter der unwirthlichen und freudenlosen Berge, wo nur einzelne liebliche Buchten und hesperische Gärten mit den grauen Felsenrippen und dem traurigen Oelbaum freundlich kontrastiren. Die Hacke des Liguriers, die völlig an umgekehrter Spaten ist und diesen ersetzt, erinnert mich wieder an Virgils Vers, worin er den Ligurier einen hartseligen Menschen nennt. Sie ist längst der ganzen Küste und auch hier in Nizza, und Christus auf dem Gemählde, wo er der Magdalena als Gärtner erscheint, trägt dieses Produkt der Berge. Kühe sind äußerst wenige und Butter und Milch hat einen ungeheuren Preis. Auch Pferde sieht man wenig und die Mäuler und

Esel

Esel müssen sie hier ersetzen, und zwar fast alles auf dem Rücken schleppen, weil wenige Wege für Wagen zugänglich sind. Diese Thiere haben keinen gewöhnlichen Beschlag, sondern einen ganzen Eisenschuh, der drei, vier Zoll, wie die Spitze eines Schrittschuhs, empor steht, und worauf sie sehr sicher schreiten.

Genua ist einer der theuersten Plätze von Italien für den, der gut zu leben gewohnt ist, weil man die ersten Nahrungsmittel, Korn und Fleisch, von außen hohlen muß, und zwar gewöhnlich aus den Ebenen des reichen Piemonts, und weil auch der inländische Wein zu den sehr mittelmäßigen gehört und man also dem Franzosen seine abkaufen und wenigstens, wenn man sie am wohlfeilsten hat, die Fracht bezahlen muß. Eine mittelmäßige Mahlzeit hat der Fremde nicht leicht unter 20 bis 24 Groschen, und ein gutes Zimmer nicht unter 16, wenn er anders an einem lebendigen Platze logiren will. Dafür aber geht auch nichts über den Genueser Nachtisch, der mit allen Früchten und mit den schönsten Konfituren immer reichlich besetzt ist. In Nahrung und Getränk ist man dem übrigen Italien gleich, so wie in der Bereitung, doch macht man hier noch mehr Gebrauch von Früchten und Kraut. Schon im Venezianischen, in der Lombardei und Toskana sind Zwiebeln und Knoblauch und alle Arten Blätter weit mehr in

Ansehen, als in Teutschland; aber es ist doch nichts gegen diese Küste, und man kann in dieser Hinsicht die Menschen hier und an den südlichen Küsten Frankreichs mit Recht Grasfresser nennen, und hat hier vielleicht die homerischen Lotophagen zu suchen. So sättigt sich das kleine Volk mit Kohl und allerlei Kraut, worauf ein wenig Oel gegossen wird und heißt ein Stück Brot dazu, welches es mit dünnem gepißtem Wein trinkt. Aber eine fürstliche Kost hatten sie, wenn sie die Zwiebeln und den Knoblauch in Salz tunken und so den köstlichen Saft ins Brot reiben können, und dafür verschmähen sie Wurst und Käse und Fleisch, wie ich selbst mit Erstaunen auf unserm Schiffe gesehen habe.

Sollte von diesem Krautessen, besonders vom Essen des starkriechenden Krautes, vielleicht eine Unlieblichkeit herrühren, die meinen Geruch in Italien oft so schmerzlich verwundet hat? oder braucht man diese Dinge vielleicht noch als Dämpfung und Gegenmittel gegen Uebel, die vielleicht dem Klima angehören? Warum soll man nicht auch Unlieblichkeiten aufrühren, wenn sie was Menschliches sind? Es muß einem auffallen, wenn man ein wenig in den Büchern der Alten geblättert hat, daß sie so häufig der stinkenden Achseln und Munde erwähnen. Auch die Neuern rügen ihre Gebrechen, aber man wird bei dem ausgelassensten Franzosen und

Engländer nach solchem Schmutz vergebens suchen. Die Dichter haben nur zu häufig gemahlt, was sie häufig vor sich sahen. Diese Ziegenböcke und stinkender Athem sind hier in Italien etwas äußerst gewöhnliches, und darum hat wohl fast jeder Lump seine Schnupftabaksdose in der Tasche. Ich weiß, was ich im Theater und bei anderm Gedränge von solchen unangenehmen Natürlichkeiten oft ausgestanden habe. Im Norden sind das, Gottlob, seltene Uebel, aber man ist da überall reinlicher und wechselt fleißiger die Hemden, die der Pöbel zum Theil gar nicht, zum Theil nur halb trägt und sie oft eben so braun werden läßt, als seine Jacke.

Da das muntere ligurische Volk in jeder Bewegung und in jedem Gesichtszuge ein Spieler ist, so können auch die eigentlichen Spiele nicht fehlen. Obenan von diesen stehn gebührlich

Das Schauspiel. Dieses ist hier jetzt wie in den meisten großen Städten, die nahe an Frankreich sind und wo die Franzosen herrschen, zweifältig, nemlich italiänisch und französisch, und die Franzosen behaupten natürlich auch da politisch den Vorrang. Sie hatten das eine der großen Theater jetzt inne, das Teatro al Falcone im schönen Pallast Durazzo. Die große italiänische Oper, die aber auch Komödien und Tragödien jetzt giebt, ist in dem zweiten Schauspielhause, dem Teatro di Santo Agostino; noch ist ein kleines niedliches

Theater nahe bei der Börse, welches nur il Teatrino heißt, und wo gleichfalls jetzt gespielt wird. Dieses Theater, welches die kleine komische Oper und die Farsen und kleine schalkhafte Komödien ex tempore hat, hat mir von allen den meisten Spaß gemacht. Der Ton war sehr zum geringen Völkelein, man mögte sagen, zum Pöbel herabgestimmt, aber es herrschte ein herrlicher Muthwille, ein wihiger Stentorello fehlte nie und konnte auf alle Dinge der Welt, selbst auf die Franzosen anspielen, ohne daß man ihn bei'm Kragen nimmt. Dieses Theater war auch immer gedrängt voll und selbst die französischen Officiere verschmähten dies niedrige und italiänische Spiel nicht, wie sie es nennen. Denn wie könnte dem decenten Franzosen so ein überfließender Muthwille gefallen? Hier bewunderte ich erst die Genueser Geschmeidigkeit und hier gefiel sie mir vor allem. So ein leichtes Spiel, solche sprudelnde Ausbrüche des Witzes und der frohen Laune, so viel Grazie selbst in Possen, hatte ich noch in keiner Stadt Italiens gesehen. Diese Genueser Truppe des Teatrino haben selbst die niedlichen Spieler des italiänischen Opernhauses in Paris bei mir nicht verdrängen können. Dabei denke man sich den Lärm und freien Jubel der Menge, welche ächt englisch mit eintobte, das Gewimmel der Abentheurer und Glücksritter, welche den Franzosen folgen, das der glatten Dirnen, die hier

ziemlich offenbar ihre Netze auslegen, endlich das revolutionäre und kriegerische Leben, das hier herrschte, beinahe wie in einer eroberten Stadt; und man begreift, warum ich mehr als einmal die Franzosen im Theater zum Falken verließ und mich hieher machte. — Das französische Theater zum Falken ist das Erste und jetzt das modischeste, obgleich es unstreitig das schlechteste ist. Alles was Officier heißt, oder Kaufmann und Kommissär dieser Nation, alles unter den Gebildeten, was die Sprache ein wenig inne hat, was republikanisch und französisch scheinen und zu den Bessern gehören will, das geht hieher. Hieher kommen endlich die meisten Weiber und Jungfrauen, die sehen und gesehen werden wollen, finden die französischen Schauspieler göttlich, die Stücke vortreflich, die Gesellschaft bezaubernd, weil sie es natürlich seyn müssen, da alles hingeht, sie zu bewundern. Und bei alle dem ziehen manche die Vorhänge in den Logen vor, um etwas andres zu thun; ja auch hier habe ich Tischlein mit Erfrischungen und Früchten und selbst einige Spielpartieen gesehen; denn in den meisten Logen brennen die Vornehmern Wachslichter, damit man sehen könne, was man treibt. Auch hier ist alles äußerst republikanisch. Man singt Stücke aus Freiheitsliedern, schreit à bas les Aristocrates et les tyrans! pocht und poltert auf gut Englisch, oder Genuesisch, und selbst die Fran-

gen können das Letzte nicht abschaffen, so anstößig es ihnen auch ist; in den Zwischenakten spielt man natürlich Freiheitshymnen und Märsche. Auch die alten Familien gehen häufig hieher, wohl nicht so sehr aus Neigung, als weil es das Ansehen guter Republikaner giebt. Sonst ist die Gesellschaft herzlich mittelmäßig und würde in Frankreich kaum zu Chalons, oder Sens ihr Glück machen. In der Komödie ging es noch leidlich; denn die äussern Sitten des Volks stellt jeder Franzose immer leidlich vor; aber die Tragödien waren zum Erwürgen. Ich habe nur den Cinna und Cheniers Karl den Neunten gesehen; aber die Furien des letzten hatten auch auf mich so viel Einfluß, daß ich es nicht bis zum Ende aushalten konnte. — Das dritte Theater von S. Augustin steht nun gewöhnlich leer, da es von dem französischen ganz ausgekochen ist, und nach dieser Leerheit richtet sich auch die Gesellschaft, welche weder im Spiel noch Gesang etwas vorzügliches leistet. Jetzt hat das kleine Theater bessere Sänger, als diese große Oper, obgleich sie sonst allein geherrscht und wechselnd auf diesem Theater und den zum Falken im Pallast Durazzo gespielt hat. Damals hatte es ausschließend die Großen und Reichen, die nun der französischen Mode folgen, oder folgen müssen.

Eine eigne Art Spieler sind die Sänger und Ausschreier auf den Straßen, deren ich bei Vene-

tig und Florenz erwähnt habe und die hier der vollen Freiheit und Autorität brauchen, welche ihnen die große Umwälzung der Dinge gegeben hat. Man sah sie an allen Ecken, auf allen Plätzen und vor allen Thoren der Kirchen und Palläste, von einem zahlreichen Rudel Buben und Dirnen begleitet, welche die Chöre und die Begleitung der Hälfte machen. Man hat keine Vorstellung von so einem Lärm und solcher fröhlichen Ausgelassenheit, wenn man es nicht gesehen hat. Natürlich bilden sich unter ihnen einige Meister der Kunst, welche nachher mit Ehren in die Opera bussa eintreten können. Denn welche Gelegenheit und Behendigkeit des Geistes und des Körpers giebt es nicht, so unter Hunderten und Tausenden seine eigne Rolle kühn durchzuspielen, sei es selbst die eines Gauklers und Narren, die immer keine der leichten ist? Alles was die Religion Heiliges und Geheiligtes, was das Leben Darstellbares und vorzüglich von der lächerlichen Seite Darstellbares hat, sah man hier; denn rührende und weinerliche Sachen sind nicht für den Genueser. Aber bei weitem das weiteste und beliebteste Feld, worauf diese Art sich herumtummelte, ist das politische und da zeigte sich die ganze Kraft und Genialität dieser fürchterlichen Sänger, so wie die Zügellosigkeit der Zunge, vorzüglich ging es auf den armen Pabst und die andern verjagten Herrscher und Herrscherinnen los,

auf den König von Sardinien und auf die Königin von Napoli und ihren Anhang, weil dieſe Sachen die neueſten waren; und um jeden Freiheitsbaum ſtand eine lumpige Bande mit Cimbel und Geige und zündete im Volke die ſchöne Freiheitswuth an, indem ſie Scepter wie Rohrhalme zerbrach und die anmarſchirenden Ruſſen wie die nordiſchen Waldſchnepfen und Amſeln einfing und in ihren mancherlei Trachten dem Volke als halbe Ungeheuer zeigte. Man will leben, und wenn ſo ein Wiſch auch nur einen Soldo koſtet, ſo ſammelt man doch den lieben langen Tag durch immer ein ganz artiges Sümmchen ein. Das neueſte Werk dieſer Art war l'inno di San Gennaro contra la Regina di Napoli, und ein anderes il furor della vendetta, das auch faſt nichts als Wuth ſchnob und auf den Pabſt, den armen vertriebenen König von Sardinien und die Königin von Sicilien ſeinen ganzen Geifer ausgoß. Dieſes drückten denn die Sänger auch ſo gut aus, als wenn ſie der moglie impia di Ferdinando auf dem Nacken ſtünden und Amadeus tollen Sohn (inſano figlio) unter den Füßen hätten. Einer dieſer ſingenden Patrioten machte den Akteur und bei jedem Kraftausdruck, oder verhaßten Namen fing er an wie ein beſoffener zu gurgeln, oder wie ein Puter zu kollern mit einem Kukuku oder Lallelara und Oibo über das andre und machte mit Händen und Füßen die Ge-

behrden, als wenn er was zerreißen, oder zertreten wollte. Man kann sich nichts Possierlicheres denken, als diese Sänger und diese Hymnen, im gemeinen Genueser Dialekt gesungen, doch hatte das Ganze eine Lebendigkeit und Munterkeit sowohl bei den Spielern, als Zuschauern, die ich nur in Genua gefunden habe.

Endlich nach allen diesen Spielen von dem eigentlichen Spiele, welches nirgends so zu Hause ist, als in Genua und von dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten hinab getrieben wird. Der Pharaotisch und alle andere große und Hasardspiele waren sonst in den Häusern und Konversazionen der Edeln und Reichen zu Hause; jetzt vergessen sie über einem andern Hasardspiele, das sie spielen müssen, vielleicht dieses. Aber auch durch die mittlere Bürgerklasse geht diese Wuth, und für die Gauner und Unbesonnenen sind in Winkellöchern immer Spieltische aufgethan, wo ihnen zugleich die gefährlichsten Schlingen gelegt werden, wovon ich schon bei den Mädchen zur Genüge geredet habe, welche einige Zeloten aus Freudenmädchen zu Leidenmädchen umgetauft haben. Freilich jeder Italiäner spielt gern, aber hier geht es durch alle Klassen und vielleicht wetten und spielen die Bettler um ihre Läuse. Man gehe nur die ärmlichern Häuser im Grunde längst dem Hafen entlang, da ist den ganzen Tag vom Morgen bis in die Mit-

ternacht nichts als Trumpfen und Pochen und Klopfen der Matrosen, Schiffer und Fremden, die sich ausplündern lassen. Jeder Bube spielt mit seinen Gesellen auf der Gasse um Knöpfe und Pfennige, ja selbst alte Weiber, wenn es drinnen in ihren niedrigen und engen Nestern zu dunkel ist, sitzen vor den Thüren und lassen die Karten fleißig durch die Finger gehen. Auch hierin thut die Polizei kein Einsehen, das gehört zur Freiheit, und muß freilich dazu gehören, weil es sich nicht hindern läßt. — Auch von einem andern Spiele sind die Genueser die Erfinder, wenigstens hat dieses sich nach dem Muster von Genua mit seinen verderblichen Folgen über ganz Europa verbreitet. Dieses ist das Lottospiel. Es hat auch dieses Lotto einen sehr ominösen Namen, der freilich nur zufällig ist, denn es heißt das Seminario di Genua, oder die Pflanzschule, woraus alle andre entsprungen sind. — Besser und ehrlicher ist das Spiel der Skt. Georgenbank, welche auch den meisten Einrichtungen ähnlicher Art in andern Städten zum Muster gedient hat. Sie ist noch immer in hohem Ansehen und ihr Kredit ist frisch, obgleich sie manche Million Lire zum Besten des Staats hergeschossen hat.

Die italiänische Sprache verschlechtert sich, je weiter man von Toskana längst der Küste und je näher man Frankreich kömmt, und nicht allein der

Pöbel, ſondern ſelbſt die Gebildeten ſprechen ſie hier ſehr ſchlecht und miſchen mehrere Wendungen und Worte ein, die ganz franzöſiſch, und andere, die ein Gemiſch beider Sprachen ſind. Man ſpricht durchgängig das c wie z, und das g wie s aus, und ſagt zittadino (citta dino) und Senua (Genua); zieht ie gewöhnlich zuſammen, indem man ninte für niente ſpricht; hat für io (Ich) mi: (mi non ſo, ich weiß nicht) und eben ſo fehlt man im Laut der Vokale. Das u klingt häufig wie ü, (robüſto für robuſto) oder auch o (ajoto für ajuto) und das o häufig wie ein u, (perſuna für perſona) und endlich läuft über die ganze Ausſprache ein äußerſt unangenehmer und ziſchelnder Geſangton, der doch eine ſcharfe und abſtoſſende Accentuation der Töne hat. Das kleine Volk iſt oft eben ſo ſchwer zu verſtehen, als das in Bologna und Trieſt.

Mit den Münzen geht es einem in Italien nicht viel beſſer, als in Teutſchland; alle Augenblicke hat man ein andres Gebiet und andres Geld und wird bei jeder Gelegenheit etwas über das Ohr gehauen, beſonders bei dem Umwechſeln und mit der kleinen Münze, die man ſelten die Zeit hat, kennen zu lernen, und woran einem für einen Scudo oft eine ganze Ladung in die Hand geſteckt wird, die man auf guten Glauben annimmt. Mir iſt es nur zu oft ſo gegangen, daß ich eine ganze

Sammlung Kupfergeld habe wegschenken müssen, das man mir entweder für gültig in die Hand gethan hatte und das nirgends kursirte, oder das wenigstens an dem Orte nicht galt, wohin ich kam. Das Schlimmste ist, daß die Namen scudo, zechino, noch mehr aber die lire im Werth erstaunlich abweichen. Der Zechin kömmt denn doch einem Kremnitzer Dukaten meistens um 4 bis 8 Groschen nahe, und der scudo fällt zwischen einem Reichs- und einem Speciesthaler in die Mitte, aber die Liren weichen sehr ab, noch mehr aber die kleinen Kupfermünzen, die Soldi, Quatrini, Denari und andre. So ist z. B. die Lire in Genua 5 Groschen und der scudo enthält 5 Liren; die venezianer Lire macht 3 Groschen und die Giustina, oder der venezianische Scudo hat 11 Liren, und der Dukato, oder kleine scudo 8 Liren. So geht es fort, und diese Verwirrung, worin ein Fremder sich nur langsam findet, macht, daß er Betrügern allenthalben Blößen geben muß, besonders in einem Lande, wo das Sprichwort herrscht: In Italia Iddio non e trino, ma quatrino, das man übersetzen kann, wie es grade gemüthlich ist, entweder: In Italien ist Gott nicht dreieinig, sondern viereinig, oder: In Italien ist Gott nicht trino, sondern quatrino (d. h. ein Pfennig- oder Hellerstück). Von fremden Münzen sind keine vortheilhafter, als holländische und kremnitzer Dukaten,

die man meiſtens nach ihrem Werthe allenthalben ausgeben und umwechſeln kann. Auf der franzöſiſchen Seite kann man auch die Louisd'or und Sechsfrankenſtücke, oder große franzöſiſche Thaler, und andre franzöſiſche Münze recht gut ausgeben, beſonders in der jetzigen Zeit.

Zwei Worte über die Lombardei und die Franzoſen.

Nur zwei Worte ſollen es ſeyn aus einer Reiſe über Modena, Mantua, Breſcia, Mailand, Pavia, Turin und zurück über Aleſſandria, Tortona, Piacenza und Parma nach Florenz. Dieſe Reiſe, die ich in Geſellſchaft eines däniſchen Officiers von Livorno, die erſte Woche vor und nach Weihnachten machte, war eigentlich nichts als eine Flucht. Zwei, höchſtens drei Tage durften wir an Einem Ort bleiben, ſo ging es wieder fürbaß, und dabei wurden wir was Rechts mit Päſſen und Inquiſition geſchoren, ſo daß wir uns ſicher darauf nicht eingelaſſen haben würden, wenn wir die Dinge ſo vorher gewußt hätten. Es war um die Zeit der Abdankung des Königs von Sardinien aus ſeinen Staaten von Piemont. Man ſtellte ſich allenthalben, als ſei eine große Verſchwörung gegen die Truppen der franzöſiſchen Republik im Werke, und ſah in jedem Fremden einen Spion. Was ich hier alſo ſchreibe, ſehe man als einige Winke und Fingerzeige an, welche,

wie manche Fingerzeige, vielleicht falsch deuten. Es geht solchen einzelnen Bemerkungen ohne Unterlage, wie einem großen Gemählde ohne Perspective. Man kann einen ganzen Haufen hinschütten, doch wird es kein Ganzes; sie schwimmen körperlos, weil sie kein Materiale haben, woran sie sich halten können. Kurz werde ich überdem bei manchen Dingen seyn aus der Ursache, weil keiner ein unpartheiisches Urtheil über den Kampf der Welt hat, welcher sie jetzt in ihren Angeln bewegt. Jeder glaubt, man gebe dem einen zu viel und dem andern zu wenig, weil er selbst gewohnt ist, dem einem alles, dem andern nichts zu geben, und also andern schwerlich mehr Mäßigung zutraut, als er selbst hat. Will man billig richten, so muß man gar vieles bedenken und im Kopfe haben, wovon die meisten nichts wissen, noch wissen wollen; denn wer sich strenge an der Erscheinung und an der gegenwärtigen That hält, und darnach lobt, oder tadelt, der irrt gewöhnlich eben so sehr, als wer ohne alle Fakta rhadamantische Aussprüche und weite Geflechte von tönenden Worten aus den Sternen pflücken kann. Es ist der Fehler der Partheilichkeit immer nur die Namen zu ergreifen, die Worte festzuhalten und darüber zu klügeln und abzuurtheilen. Wer die Geschichte der menschlichen Begebenheiten und Schicksale aus den frühern Jahrhunderten kennt; wer

während ſeines längern oder kürzern Aufenthalts auf unſerm Planeten auch nur die einzelnen Menſchen verſtändig angeſehen und beurtheilt hat; wer ohne Schwärmerei, aber auch ohne den ſchlimmeren Menſchenhaß in dem handelnden Menſchen öfter die phyſiſche Nothwendigkeit, als die moraliſche Freiheit zu ſehen erwartet, der hat ungefähr das Bild, wie die Menſchen ewig geweſen ſind und wie ſie ewig ſeyn werden; der glaubt gern an Verbeſſerung, gern an Veredelung und Vervollkommnung ſeiner Gattung und ſieht ſie ſelbſt in dieſer blutigen Zeit, aber er hofft nichts Bleibendes, nichts Vollkommenes, keinen allgemeinen Völkerbund, keine allgemeine Religion, keine allgemeine Republik. Das haßt er als etwas Abſcheuliches, weil die, welche dieſes Unmögliche wollen, nur durch Gräuel und Verwüſtungen dahin ſtreben können. Der Staat, des äußere phyſiſche Leben vieler Millionen, oder Hunderttauſende, iſt auf Intereſſe gegründet und wird darauf ſtehen. Die phyſiſche Kraft der Nothwendigkeit wird hier immer den Vorrang halten, die moraliſche Kraft wird die äußere Welt nie überwinden; aber wohl ſoll ſie in ihr weben und wirken, mit ihr ringen und kämpfen bis ans Ende aller Tage; aber ſie kämpft nicht durch Blut und Gewalt. Karl der Große war ein Tyrann, als er die Sachſen mit dem Schwerte taufte; die Franzoſen waren es, als

ſie in die friedlichen Thäler des Vierwaldſtädteſees brachen, und Wilhelm Tell klang damals zum erſten Mal häßlich in ihrem Munde.

Man ſoll keinen Menſchen, ja nicht einmal ein Kind zwingen, das Gute zu thun, oder das, was man für gut hält; das iſt ein Satz, woran wohl keiner zweifelt, der den Menſchen etwas beſſer glaubt, als ſeinen Hund und Eſel. Was von einzelnen gilt, muß von ganzen Völkern gelten. Dadurch ſtehen die Franzoſen mit vielen Thaten, die Schwärmer nur vergöttern und preiſen, im ſchlimmen Schatten. Aber wer ein Bischen weiter ſieht und nicht bloß an Worten klebt, wie ein Vogel an der Leimruthe, die ſeinen Flug hemmt, der wird auch hier viele Schuld von ihnen abwälzen können. Nur das Eine bleibt ihnen Schande, daß ſie unter Schmeicheleien und als Freunde und Brüder nehmen wollten, was ſie als Feinde nehmen konnten. Die Feinde des Statthalters der vereinigten Niederlande würden ſie eingelaſſen und unterſtützt haben, auch wenn ſie das Land für ſich hätten erobern wollen; ſie machten nun den Vertrag der Macht und ſagten: ihr ſeid Republikaner, gebt uns dafür euer Geld. Sie würden die Schweitz auch ohne den Vorwand, die Ariſtokratien zu ſtürzen, haben erobern können als eine Vormauer Oeſtreichs (denn wer findet keinen Vorwand?) und einen Weg nach Italien. Für die

Schweitz

Schweiz und für Oeſtreich war es in beiden Fällen beinahe daſſelbe, und Oeſtreich würde das Erſte eben ſo als eine Feindſeligkeit haben wehren müſſen, als das Letzte, wenn es ſich die Kühnheit und Kraft zugetraut hätte. Wer geſund urtheilt, ſieht durch die Verſprechungen, die man giebt, durch die Erklärungen, die man macht, durch die Namen und Worte, mit denen man leicht freigebig ſeyn kann, nur die Wirkung der Macht, die immer die Welt beherrſcht hat. Jeder wußte wohl, wer der Franzoſe war und warum er ſein Freund ſeyn mußte.

Würden Oeſtreich, England, und ſelbſt die einzelnen Menſchen, welche darüber ein ſo entſetzliches Geſchrei erheben, würden ſie in ähnlichen Fällen, wenn ſie ſich mächtig genug dazu fühlten, nicht daſſelbe thun, und jeder nach dem Syſtem und der Farbe ſeines Landes und ſeiner Verfaſſung, der Sache ein feines Anſehen zu geben und ſie den Dummen zierlich zu überkleiſtern wiſſen? Wenn bei den Franzoſen Freiheit, Gleichheit, Brüder- und Bundsgenoſſenſchaft leere Namen ſind, die nur gelten, wie ſie es wollen und ſo lange ſie es wollen, ſo iſt das freilich eine böſe Lüge, aber wer lügt nicht in der Politik? Und ſind die Kriege, Verhandlungen, Bündniſſe der Völker, ſo weit die Geſchichte reicht, nicht eine ewige Lüge? Freilich hütet man ſich wohl, laut zu ſagen, was jeder dem andern zutraut; Treue und Freundſchaft ſtehen

voran, aber das Intereſſe hält und bricht alles, was in der Welt geſchieht. Häßlich bleibt es indeſſen nicht weniger, weil es gewöhnlich iſt. Auch die Lombardei war als ein erobertes Land anzuſehen, als ein ſolches hätte man es eben ſo gut nutzen und feſthalten können, als jetzt. Denn wenn man behauptet, durch die Verſprechungen, eine Republik daraus zu machen, habe man viele für ſich gewonnen und ſich den Beſitz ſicherer gemacht, ſo iſt das freilich wahr; aber machte man durch die Umkehrung des Alten und die Revolutionen, die dieſes in Städten und Familien veranlaßte, nicht eben ſo viele Feinde, und erbitterte Feinde, die unter dem Eroberer, in der alten Lage gelaſſen, wenigſtens ruhig geweſen wären? Man bedenkt auch zu wenig, daß viele Uebel und ihre Folgen, die man gern der neuen Demokratiſirung zuſchreibt, die gewöhnliche Begleitung des Krieges und der Herrſchaft des geſetzloſen Schwertes ſind. Nur das ſteht am Ende feſt, die Franzoſen ſind nicht beſſer, als die meiſten Völker in einer ähnlichen Lage gegen andre ſeyn würden, und die Brüder- und Töchterrepubliken ſind ihnen dienſtbar, wie ſie es unter jeder andern Nation ſeyn würden, die es wagen könnte, ſo ſtark, oder ſo ſchlau zu herrſchen.

Soviel ich von den Lombarden geſehen habe, ſo ſcheinen ſie mir faſt noch ein ſtilleres Volk, als

die jetzigen Toskaner, und sie sind auch seit manchem Jahrhunderte als die stillste und fleißigste Völkerschaft Italiens bekannt. Ihre Städte waren nächst mehrern Seestädten die ersten, welche sich frei machten und dann unter dem Schutz weiser Gesetze und tapfrer Bürger mehrere Jahrhunderte ihre Freiheit behaupteten. Aber sie waren auch die ersten, die in Abhängigkeit fielen und wechselsweise kleinen Fürsten, der größte Theil aber Franzosen, Spaniern und Teutschen dienten. Selbst in diesem abhängigen Zustande, der nur zu oft Sklaverei ward, sie in alle Händel der herrschenden Nation verwickelte, einen Theil ihres Geldes nach Madrit, Wien und Paris gehen ließ, woher es nicht leicht zurückkam, selbst in diesem Zustande hatte die Lombardei immer noch den besten Ackerbau, die erste Viehzucht und die meiste Industrie in Fabriken und Manufakturen. Selbst in diesem Drucke der Fremden, der, wenn er auch oft leidlicher ist, als der von einheimischen Fürsten, doch immer auf den Karakter eines Volkes böse Einflüsse hat, selbst darin bleibt unter den Lombarden nächst den Toskanern die meiste Rechtlichkeit und Gutherzigkeit, kurz der meiste schlichte und grade Menschensinn. Die Teutschen, die hier gereist sind, schreiben das gern auf die Rechnung der Oesterreicher, die beinahe ein Jahrhundert darin geherrscht haben; aber vielleicht ohne Grund. In

ſolchen Urtheilen führt die Eitelkeit und Vorliebe für ſein Volk leicht zu weit. Bei einem Karakter, der ſo feſt ſteht, als der italiäniſche, würken fremde Sitten ſo ſchnell nicht, beſonders, wenn ſie von einer fremden Nation kommen, die man doch immer haßt, wenn ſie herrſchen will. Italiens Karakter wird ſich nur beſſern, wenn die Nation einmal wieder herrſcht, wenn ſie je ſo glücklich iſt, ein Volk zu werden und ſich der Fremden erwehren kann. Erniedrigung und Einfluß der Fremden iſt das Sicherſte, das bravſte Volk niederträchtig zu machen. Armes Teutſchland, was ſoll ich dir alſo bei deiner Zerriſſenheit prophezeien? Hier in der Lombardei ſind Banditen, Giftmiſchereien und anderes Unheil, was Italien bei den Ausländern ſchändlich macht, immer ſelten geweſen. Beſſere Polizei und die ganze Denkart des Volks war ſolchen Künſten der Finſterniß zu wenig günſtig.

Wie iſt denn nun die Harmonie zwiſchen dieſem Volke und ſeinen Freunden den Franzoſen? Herrſcht der brüderliche Geiſt der Freiheit und Gleichheit, oder iſt Geſpanntheit und Mishelligkeit in dem Ton dieſer Republiken? Das ſind Fragen, die ſich leicht beantworten, wenn man nicht alle Dinge nach Vorurtheilen aburtheilet. Anfangs, als ſich die Jünglinge, die alle Dinge nur in Flammen zu ſehen pflegen, als ſich brave Schwärmer und heiße Feuerköpfe noch mit goldnen Hoff-

nungen einer Wiedergebart der ganzen Menſchheit wiegten, anfangs mogten viele wohl im ganzen Ernſt den Franzoſen anhängen. Aber die Erfahrung hat gelehrt, wie viel ſie von ihren Verſprechungen gehalten haben und wie viel ſie überall haben halten können. Man iſt viel betrogen worden, weil man mehr gehofft hat, als zu erwarten war; der ſüße Rauſch iſt vorüber, und man ſieht die Dinge wieder klar und nackt. Auch wenn die Franzoſen Götter wären und vom Winde leben könnten und alſo keine Millionen zu erheben, keine Klöſter umzukehren, keine Nationalgüter zu verkaufen genöthigt wären, auch dann würden ſie endlich gehaßt werden, weil ihr Verhältniß zu den Ciſalpinern kein gleiches iſt und weil endlich doch das Wort wahr bleibt, was ein vernünftiger Lyoner zu mir ſagte: un peuple n'aime que lui même. Und dieſes egoiſtiſche Gefühl iſt einem Volke eben ſo nothwendig zu ſeiner Exiſtenz, als dem Magen der Hunger, welcher lehrt, wann es Zeit iſt, neue Nahrung auf die Maſchine zu ſchütten, daß ſie nicht verderbe. Ein Volk, wie die Italiäner und Teutſchen, die dieſe Nationalliebe nicht haben und ſich nach den Farben und Stammbäumen von hundert Fürſten auf Befehl lieben und haſſen und todtſchlagen, ein ſolches Volk iſt zur Unterdrückung reif und ſei es das bravſte und tapferſte. Wenn man alſo den Franzoſen hier nicht liebt, ſo will

man den Teutſchen und Oeſterreicher wieder? Das folgt noch nicht, obgleich man es ſo erklärt. Der Italiäner ſieht wohl ein, was er von den Fremden hat, er ſchlüge gern beide die Teutſchen und Franzoſen aus dem Lande und hülfe ihm ſelbſt, aber wie kann er das, da er nicht eins iſt? Die meiſten wünſchen denn doch wohl aufrichtig, daß die neue Ordnung beſtehe, da die Einführung der Alten nur durch friſche Wunden und Unheile möglich wäre und noch eben ſo viele wieder elend machte, als dieſe leider gemacht hat. Aber daß die Dinge ſo bleiben, wie ſie eingerichtet ſind, das iſt unmöglich und muß den Haß jedes freien und wackern Bürgers erregen. 25000 Mann Franzoſen als Hülfstruppen immerdar zu erhalten, 15 Millionen Franken an Frankreich jährlich zu bezahlen und für dieſen theuren Preis, der am Ende alles arm und entvölkert machen muß, die leeren Namen Freiheit und Republik zu kaufen, das iſt zu hart, und eine Auflage, wie ſie der ſchlimmſte Feind nicht ärger auflegen könnte. Dazu kommen noch die Mishandlungen des Direktoriums, das man allenfalls einkerkert und ſo die Zuſtimmung des freien Volkes erzwingt, die Ummodelung der Konſtitution bei der Ankunft jedes neuen Befehlshabers und bei jeder Veränderung des Windes in Paris; endlich das zügelloſe Regiment des franzöſiſchen Geſandten Trouvé mit ſeinen Helfern, ſo daß alles

in einer dumpfen Stimmung iſt, die nirgends etwas Erfreuliches zeigt. Vergebens ſucht man unter dem Volke die heitre und kühne Stimmung der Ligurier, von der ich oben geredet habe. Was noch für die Verfaſſung ſchreibt und ſpricht, das ſind die Angeſtellten, die entweder Furcht, oder Intereſſe treibt. Wenn die Stimme der Wahrheit unter den Patrioten ſich hat hören laſſen; ſo iſt das das Signal zum Abſetzen geweſen, und das hat die Menſchen klug gemacht, die nichts weiter, als klug ſeyn können. Wo das freie Wort verſtummt, da iſt keine Freiheit und wenn man ihren entheiligten Namen an alle Wände ſchmiert und an alle Straßenecken klebt. Dies freie Wort habe ich nirgends gefunden, nicht einmal bei den Franzoſen, die doch die freieſten hier ſeyn ſollten. Keine Zeitungsblätter, keine Flugſchriften ſieht man, als die unter der Autorität der Regierung gedruckt ſind, keine politiſche Geſpräche, keine Ausbrüche politiſcher Freude ſind in den Kaffee- und Schauſpielhäuſern. Jeder ſieht ſich erſt drei- viermal um, ehe er mit einem Bekannten zu flüſtern anfängt. Spionerei, Anklage, Auf- und Abſetzung ſind an der Tagesordnung. Die ganze Regierung hat die Symptome der Schwäche und Auflöſung. Den Franzoſen, die in Civilſachen und bei der Armee angeſtellt ſind, geht es nicht beſſer, und weil jeder

weiß, daß ſein Poſten nur ephemeriſch iſt, ſo ſucht er ihn auf das Beſte zu benutzen.

Ein ganz andres Schauſpiel ſah man indeſſen in Turin und den andern Orten Piemonts, wo wir freilich ſchnell durchfliegen mußten. Da war Sturm und Neuheit allenthalben. Was die alte Regierung haßte, oder was auch nur nach neuen Dingen begierig war, fand nun mit einem Male ein weites Feld aufgethan, und mancher glaubte, nun ſeien ihm alle Hoffnungen zu Glück und Ehren gewährt. Hier war die Stimme der Mehrzahl ſichtbar für die Franzoſen aus Gründen, die ſich auch ohne den Geiſt des Republikanismus erklären ließen. Dieſes ſchöne Land iſt mit Adel überhäuft, der Hof war einer der prächtigſten in Europa. Dies erforderte Summen, welche alle Fruchtbarkeit des Landes und alle Induſtrie der Einwohner nicht tragen konnte. Dazu mußte die Regierung die Saiten noch ſtraffer anſpannen, um die franzöſiſchen Garniſonen im Lande zu erhalten und die Forderungen und Anleihen der franzöſiſchen Republik zu befriedigen, welche von Zeit zu Zeit ergingen. Nachdem der König ſich ſo zum Vortheil der Franzoſen noch mehr verhaßt gemacht hatte, war es ein Leichtes, ihn auszutreiben, zumal da man faſt alle Feſtungen des Landes ſchon inne hatte und er ſeit dem Vertrag mit Buonaparte ein Gefangner war. Hier in Turin war es ein gewaltiges Zu-

beln und Schreien über die neue Freiheit und wäre noch wohl ärger geweſen, wenn das franzöſiſche Militär nicht Ruhe gehalten hätte. Das war ein Singen und Trommeln auf den Gaſſen, ein Schimpfen auf den König und ſeine Edlen, die geflüchtet oder mit ihm gezogen waren, ein Stampfen, Poltern und Hurra und Huhu der Freiheit in den Theatern, wogegen alles Genueſiſche nichts war. Leider durften wir nur zwei Tage unter dieſem Lebensſtrudel bleiben. Mit dem Fall des Königs fiel nun auch alles, was ſonſt edel und groß geweſen war und mit geherrſcht hatte, plötzlich von ſeiner Höhe. Viele, die bei dem Volke gehaßt waren und vielleicht kein gutes Gewiſſen hatten, andre, die dem Schickſal des Königs folgten; andre endlich, die lieber alles, als den Adel, in Stich laſſen wollten, flüchteten aus dem Lande und die meiſten freilich nach Venedig und Toſkana; denn wo war ſonſt noch eine Freiſtätte? Zugleich wurden eine Menge armer Franzoſen, die hier im Exil gelebt hatten, durch den Sturz des Königs mit aufgeſchüttelt und erhielten die Warnung, daß hinfort ihres Bleibens nicht ſei in Piemont. Es war doppelt hart in dieſem harten Winter für dieſe Armen, die zum Theil von Almoſen gelebt hatten und nun 40, 50, 60 Meilen reiſen ſollten. Wir trafen ganze Züge dieſer Unglücklichen auf der Rückreiſe zu Tortona, Parma und Piacenza.

Glücklich sind die, welche nicht Weib und Kinder mit sich führen. Rührend war es mir bis zu Thränen, als ich bei meiner Ausfahrt aus Alessandria in einer Dorfschenke, wo wir anhielten, eine ganze Familie traf, einen ehemaligen Marquis mit seinem Weibe und vier Kindern, jetzt ohne das Aeußere des Glanzes, der sie vielleicht vormals umgab. Einige französische Officiere hatten sie bis dahin begleitet und wahrscheinlich auch noch mit Gelde unterstützt. Menschlich war der Abschied; der eine von ihnen, indem er dem Alten die Hand drückte, rief ihm mit Thränen in den Augen bei'm Weggehen zu: Wir sind alle Franzosen, der Friede wird uns wieder im Vaterlande vereinigen. Viele von ihnen mußten auch zu Fuße die Reise machen, sicher genug, denn der Arme passirt allenthalben, ohne Banditen und Händel fürchten zu dürfen.

Die Geißel der Bundsgenossen sind nicht die französischen Soldaten, sondern die Verwalter, Kommissäre, Deputirten und zum Theil auch die Kriegsbefehlshaber. Zwar werden die französischen Soldaten besser gehalten, als die meisten europäischen Heere und erfordern daher auch größern Aufwand; aber dafür ist auch bis jetzt kein europäischer Soldat so gebildet und menschlich, sobald Ordnung vom Haupte auf das unterste Glied hinabgeht. Jetzt ist es freilich an manchen Orten anders und man rühmt, man habe unter Buona-

parte eher 80000 Mann erhalten können, als jetzt 30000. In der Lombardei waren jetzt wenige Truppen, die meisten hatten sich schon nach der Romagna gezogen, um gegen Neapel zu agiren, und der Rest ward größtentheils bei der Revolutionirung Piemonts gebraucht. Wenn die Bürger indessen die Franzosen rühmen, so sind es die Officiere und Soldaten, die größtentheils eben so tapfre, als achtungswürdige Menschen sind, und denen man die Verbrechen ihrer Regierung nicht zur Last legen muß. Ich muß sagen, mir ging jedesmal ein Strahl von Freude auf, so oft ich mich unter diesen Menschen befand. Diese gehören auch keinesweges zu den glücklichen und herrschenden, sondern werden oft eben so sehr gemishandelt, als die Italiäner. Die ich in Mantua und Brescia traf, sahen eher Bettlern, als Soldaten ähnlich, so zerrissen an Kleidern und Schuhen waren sie. Auch fluchten Officiere und Gemeine, in vier Monaten keinen Sold erhalten zu haben. In Mantua selbst sah alles desorganisirt aus. Zweimal ist die Festung seit 8 Monaten auf ein Jahr verproviantirt, und doch fehlt es an allem. Die Lieferungen kommen in einem Thore ein und gehen zum andern wieder heraus. Im Ganzen indessen haben die Truppen ein großes Ansehen von Bravheit und gehören sicher zu den ausgewähltesten. Die Cisalpiner hingegen — ich spreche von den stehenden

Truppen — ſind hier allenthalben, wie in Bologna, und es ſcheint, als wenn ſie nur da wären, um einen Kontraſt mit den Franzoſen zu geben, ſo laufig und lumpig gehen ſie einher und ſo ohne alle Ehre. Die Franzoſen verachten ſie und laſſen ſich kaum auf ein Wort mit ihnen ein. Bei dieſen Umſtänden iſt es unmöglich, daß ſie brave Soldaten werden können; denn ohne Ehre iſt das Schwert ſtumpf.

Ganz anders, als mit dem Wehrſtande der groſſen Republik, verhält es ſich nun mit dem andern Perſonale der Armee, mit dem ganzen Geſchlepp von Zugegebnen, von Spionen, Kommiſſären, Proviantmeiſtern und anderm Geſindel, dem man füglich den Namen Zehrſtand geben kann. Dieſe machen das edle Volk allenthalben ſtinkend und thun alles, um jeden Funken von Freiheit, der noch in Europa lebt, auf ewig zu unterdrücken. An ihrer Spitze ſteht Trouvé, der franzöſiſche Geſandte bei der Republik, und von ihm geht es durch tauſend Ramifikationen bis zu dem unterſten Schurken fort, der tagdiebet und vom Raube lebt. Es iſt unglaublich und keiner glaubt es, der es nicht ſieht, wie groß die Menge derer iſt, die, ſelbſt ohne angeſtellt zu ſeyn, auf Koſten Italiens zu leben wiſſen. Ich habe mit einigen Officieren darüber geſprochen, die mir ſeltſame Entdeckungen machten. „Ein groſſer Theil dieſer Schurken, die

uns das Geld und die Ehre fehlen, sagten sie, sollten mit unter unsern Fahnen stehen und marschiren; aber das gefällt ihnen nicht. Jeder unbärtige Jüngling, der nicht Lust hat, die Flinte zu tragen und nur mit irgend einem Repräsentanten, Departementskommissär, oder Administrator, ja nur mit einem untersten Schreiber durch Verwandschaft und Geld Zusammenhang hat, weiß der Konscription schon zu entschlüpfen und läßt sich unter irgend einem Titel bei dem Lieferungs-, oder Fuhrwesen der Armee anstellen, oder er läßt sich in Botschaften hin und her schicken, um nicht fechten zu müssen. So haben wir oft Hunderte bei einem Amte, wo es nicht zehn brauchte. Die Raçe will gut leben und noch Geld mitnehmen; wir kriegen nichts davon, aber sie nehmen uns die Ehre obenein.“ Ueber diese Franzosen schreien und klagen die Bundsgenossen. Alles muß zwei- und dreimal geliefert werden, und es ist doch nichts im Stande. Sie leben mit Huren und Spielern, während die Armee des Nothwendigen entbehrt, und schämen sich nicht einmal, vor den Augen der armen Bürger die Reichthümer zur Schau zu tragen, welche sie ihnen abgepeinigt haben. Man weiß, wie verderblich dieses Gezücht, was nur zu selten aus ehrlichen Männern besteht, selbst dem eigenen Lande leicht wird, wenn nicht die strengste Aufsicht ist; was vollends muß es im fremden Lande seyn,

wenn die meiſten dieſer Gauner unter den Erſten im Volke einen haben, mit dem ſie im Bunde ſtehen, oder von dem ſie wenigſtens geſchützt werden? Die Officiere hier klagen laut die Fünfhundert an, ob mit Recht, oder Unrecht, weiß ich nicht, daß die meiſten mit den Kontrahenten der Lieferungen für die Armee in Kompagnie ſtehen. „Geſchieht das am grünen Holze, was ſoll am dürren werden?

Bei dieſer Lage der Dinge vermehrt das Uebel noch, daß die Franzoſen es ſich bei jeder Gelegenheit merken laſſen, daß ſie die Italiäner verachten. Sie verachten ſie im Durchſchnitte ſo ſehr, daß ſie das ganze Volk nur ein niederträchtiges und feiges Volk ſchimpfen, unwerth, frei zu ſeyn, und zu feige, ſeine Freiheit zu vertheidigen. Dieſe Verachtung wächſt natürlich, je widerſpänſtiger die Italiäner von Tage zu Tage werden und je mehr der erſte Enthuſiasmus ſich getäuſcht findet. Aber nicht bloß in italiäniſcher Feigheit liegt der Grund dieſer Verachtung, die allmälig in Haß überzugehen droht, ſondern noch mehr in dem Schneidenden und Abſtimmigen der verſchiedenen Sitten, die nicht gemacht ſind, ſo leicht ſich zu vertragen, als die teutſchen und franzöſiſchen. Wenn der Teutſche in der Regel nicht ſo kriechend iſt aus Intereſſe, wie der Italiäner, ſo iſt er es mehr aus Bequemlichkeit. Er findet, weil er keine ſtehenden äußern Sitten hat, es nicht ſo unbequem,

ſich Fremden anzuſchmiegen, und denen, die einmal die Herren ſind, auch darin zu Gefallen zu leben. Zwar war in der Lombardei immer ein ziemlich freier Ton und das ſchöne Geſchlecht nicht ſo ſehr Sklave, als in andern Provinzen Italiens; aber immer war doch ein weiter Sprung bis zur franzöſiſchen Freiheit, geſchweige der Freiheit, die zugleich mit der politiſchen ganz aus den alten Ufern trat und auch in andern Dingen vieles erlaubt, ja ſelbſt recht erklärte, was ſonſt verſchämt die vier Wände und die Dunkelheit liebte. Zum Theil ſind das aber immer nothwendige Folgen des Kriegs und jede andre Nation würde es eben ſo gemacht haben; aber die meiſten Menſchen halten ſich doch immer an denen, die ihnen grade das Uebel thun. Wie gewöhnlich iſt es, daß der Krieg die Weiber wieder in einen gewiſſen Naturſtand ſetzt, dieſes ſchwache Geſchlecht, das nur durch Sitte im geſellſchaftlichen Zuſtande ſtehen kann. Gefährlicher ſind freilich in dem Punkte die Franzoſen, weil ſie liebenswürdiger ſind und ihr Leben daheim im Vaterlande, wenigſtens die Jugendjahre gewöhnlich den galanten Künſten weihen. Daß dieſe hier nun die Sitten ſo ſehr niedergeriſſen haben, oder wenigſtens den äußern Zaun, hinter welchem ihre Gebrechen ſich verſtecken konnten, das vergiebt man ihnen nicht ſo leicht. Und in der That muß ein Volk ſehr langmüthig ſeyn, das

ſolches alles gelaſſen ertragen kann. Häufig ſind ſolche Geſchichten, die in Frankreich zum Spaß, in Teutſchland zum Spott und in England zu Flüchen dienen, ſehr italiäniſch genommen worden. So iſt aus einem Verbrechen ein andres und aus der Beſtrafung Haß entſtanden. Etwa 14 Tage vor unſrer Ankunft hatte ſich zu Brescia ein ſolcher Fall ereignet. Ein eiferſüchtiger Ehemann hatte einen franzöſiſchen Officier in den Armen ſeines Weibes erſtochen; der arme Teufel war als ein Mörder verdammt und nach wenigen Tagen erſchoſſen. Das Letzte iſt nach franzöſiſchen Sitten gerecht, nach italiäniſchen eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit; wie ſoll da die Ausgleichung kommen? Solche Vorfälle und grade ſolche ſetzen eine unaustilgbare Erbitterung. Ein zarter und den Einheimiſchen äußerſt verdrießlicher Punkt iſt noch das, daß die franzöſiſche Artigkeit, vielleicht auch die franzöſiſche Herrlichkeit — denn das Weib folgt dem Schimmer und der Herrſchaft noch mehr, als der Mann — mächtig iſt, ihnen die Herzen der Weiblein zu gewinnen. Die Oberbefehlshaber, die Kommiſſäre und andre Schlucker, die ſich am Fett Italiens glatt geſogen haben, nicht zufrieden, mit den Weibern zu buhlen, wiſſen ſich auch die reichen Erbinnen auszuleſen, die ſie mit ihrem Vermögen nach Frankreich führen. Die Weiber ſelbſt ſind ſtolz darauf, dieſen Herren der Welt zu gefal-

ten, und wo die Männer nicht dürfen, da wagen ſie alles. Dieſer Punkt iſt einer der kitzlichſten und keiner fühlt ihn ſchmerzlicher, als der Italiäner, dem ſolche Entführungen (oft ſind es wirklich Entführungen der Töchter aus dem Hauſe der Aeltern) nicht bloß die Ehre, ſondern auch das Geld antaſten. Ich verdenke es übrigens den Franzoſen nicht. Die Mailänderinnen ſind meiſtens reich und ſchön und auch in den andern Städten, die wir paſſirt ſind, giebt es viele leidliche Geſichter.

Solche Dinge ſind freilich keine Ungerechtigkeiten, aber ſie werden immer tiefer empfunden, weil Schimpf mehr brennt, als Unrecht. Sie ſind nicht die Folgen der Revolution allein, ſondern auch des Krieges. Aber wen man einmal haßt, dem ſchiebet man gern alles auf den Nacken. Ein andres Ding, das die Eingebohrnen verdrießt, iſt der Anblick ſo vieler Töchter guter Familien, die zum Theil verjagt, zum Theil auch im Elende zerſtreut ſind; der Anblick ehrlicher Bürgerinnen, die bei der Noth des Krieges verarmt ſind und nun dem Sieger zum unrühmlichen Gebrauche dienen. Alles ſolches trägt ein Volk wohl von ſeinen Landsleuten; muß es daſſelbe von Fremden leiden, ſo kehrt ſich jedes Eingeweide um. Zu dieſem allen kömmt die Muthloſigkeit und Gewerbloſigkeit vieler Zweige der Induſtrie, der geſperrte Handel, die neuen Auflagen zum Beſten der Freiheit und des Vaterlandes, die

ſchon einen ſehr feuerfeſten Patrioten fordern, wenn ſie ihn nicht muthlos machen ſollen.

Die Sitten haben nur in Einem Punkte, in Rückſicht auf die Weiber eine Veränderung erlitten und in manchem Aeußern, worin man den Franzoſen nachahmt, weil es ſeyn muß. Aber dieſe Nachahmung zeigt faſt nirgends den Trieb, franzöſiſch auszuſehen und ganz franzöſiſch ſeyn zu wollen, wie im Ligurischen; höchſtens iſt das noch bei einem Theil der männlichen Jugend der Fall. Die Männer hingegen ſind meiſtens ernſthafter und zurückgezogener, als vorher, die meiſten wohl aus Ingrimm, die Edleren vielleicht aus Trauer, daß ſo ſchlecht geht, was ſo gut hätte gehen können.

Zu dem Aeußern, was franzöſiſch iſt, gehören vorzüglich die Theater und es verſteht ſich, daß in allen großen Städten, wie Mailand und Turin, eine franzöſiſche Truppe neben einigen italiäniſchen ſpielt. Schon vormals war man in dieſen Dingen hier mehr franzöſirt, als anderswo; nun iſt es auf alles übergegangen. Die Freiheit, welche in den Schauſpielhäuſern Italiens immer zu herrſchen pflegt, iſt hier nun noch um das Doppelte gewachſen, und dieſe ſind ſo übel berufen geworden, daß manche Familien ſich hüten, ihre Weiber und Töchter da zu zeigen. Die Logen ſcheinen nur eben ſo viele Rendesvous zu ſeyn, alles flattert und

ſchwärmt herum und alles läßt ſich beſtattern und beſchwärmen; die Freude ſelbſt vergißt den Wohlſtand und wird wild. Man ſpielt Karten, man ißt, man trinkt, man ſcherzt, umhalſet und küßt ſich; das heißt nur brüderlich und frei; die feinen Franzoſen hüpfen immer von einer Loge in die andre, und die ehrbaren Männer dürfen gegen ſolche kleine Artigkeiten nichts haben. Aber alles dieſes iſt nichts gegen das Parterr. Da war es oft beinahe wie im Bordell. Die Huren ſumſeten um alle Bänke herum, lachten, ſchwatzten und bahlten laut mit ihren Geſellen und ſagten Zoten, zu denen ſie ſo öffentlich noch an keinem Orte der Welt gekommen ſind. In jedem Kaffeehauſe, vor der Thür jedes Gaſthofes lauerten zwei, drei Kuppler, die nach beſtem Vermögen ihre Waare ausboten. Dieſes leichte Geſindel der Nacht, das freilich hier faſt Geſindel des Tages heißen konnte, ward nun mit der Dämmerung immer kühner und frecher. Bei'm Ausgang aus den Theatern ward man oft an allen Zipfeln feſtgehalten, und es gab Plätze, wo es ſchon um 10 Uhr gefährlich ſeyn ſoll, ohne ſtarke Bedeckung auszugehen, um von dieſen Mänaden nicht orpheiſch zerriſſen zu werden. Was ſoll man zu dieſen Dingen ſagen? Wo kein Ufer iſt, da bleibt auch kein Strom. Welche Nativität ſoll man einer Republik ſtellen, wo es glorreich ſcheint, mit dem anzufangen, womit die meiſten

aufgehört haben? Wo Schurken herrſchen und Huren ſo frech einhergehen, da ſollte der freieſte Staat, der allein durch nüchterne Sitten und dem Geiſt der Aufopferung beſtehen kann, da ſollte eine Demo'ratie möglich ſeyn? Es breche keiner den Stab über mich, wenn ich ſage: ich zweifle.

Reiſen

durch einen Theil

Teutſchlands, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799

von

Ernſt Moritz Arndt.

Vierter Theil.

Leipzig 1801.
bey Heinrich Gräff.

Bruchstücke

einer

Reise durch Frankreich

im

Frühling und Sommer 1799

von

Ernst Moriz Arndt.

Erster Theil.

Leipzig 1802.

bey Heinrich Gräff.

Abreiſe von Genua nach Nizza,
den 20ſten März.

Meines Bleibens war endlich nicht länger hier, und ich ſehnte mich auch bei den böſen kriegeriſchen Ausſichten herzlich von Italien weg. Für die Seereiſe waren wieder die alten Gründe. Um 22 Uhr war unſre Ladung fertig — denn ich muß doch einmal die Luſt haben, die Stunden italiäniſch zu zählen — und wir ſegelten mit günſtigem Winde ab und freuten uns der weſtlichen Bucht hinter dem Fanale des reitzenden Seſtri und der fortlaufenden Küſten, die aber allmälig immer rauher und öder werden, und nur einzelne freundliche Stellen zeigen. Dies war die letzte Freude des Landes: denn bald hatten wir nur die Sterne der Nacht über und die Wellen des Meeres unter uns. Unſre Ladung war eine der luſtigſten und gemiſchteſten, und ich hatte ſie eben darum gewählt, obgleich ich mit dem Courier, der denſelben Tag nach Nizza abging, ſchneller, bequemer und wohlfeiler hätte

reiſen können. Die Hauptladung machten 48 Galeerenſklaven, oder zu den Galeeren Verdammte, mit einer Eskorte von 15 Gensd'armes und einigen Officieren. Außer dieſen waren mehrere Soldaten und Officiere, Jäger, Freiwillige, Officierweiber und einige Kaufleute, ferner ein Paar deſertirte öſtreichiſche Officiere, die böſe Dinge gemacht hatten und nun nach Frankreich gingen. Alle, außer den erſten, für welche das Schiff bedungen war, waren als Paſſagiere darauf. Die Galeriens waren alle Soldaten und zwar wegen mancherlei Verbrechen und Vergehungen auf längere und kürzere Zeit verurtheilt. Die übrigen, ſowohl Officiere als Soldaten, gingen immer als Kameraden mit ihnen um, und ſo machten wir andern Paſſagiere es nach und konnten es ohne Grauſen thun, da hier franzöſiſcher Ton war und nicht jene teutſche Steifheit, die andern gleich ihren Zuſtand auf die Stirn mahlt, und einem, der Ketten an den Füßen hat, auch ſogleich Ketten ans Gemüth legt. Der Teutſche kann nur immer Eines Zuſtandes in Einer Zeit genießen, worein er ſich gleichſam hineinfrißt, wie die Maus in den holländiſchen Käſe; die Leichtigkeit des Franzoſen läßt ihn in einem kleinen Zeitraum durch viele laufen. Der Gedanke ferner, daß viele dieſer Armen für Vergehungen büßen ſollen, die auf der Wage der Menſchlichkeit ſehr leicht wiegen, nicht aber ſo auf der Wage des Geſetzes

und der Subordination; der Gedanke, daß Jugend und Krieg in Uebereilungen ſtürzen, die das Geſetz und die Ordnung ſtrenger ſtrafen, die aber der Menſch menſchlich beweinen und richten muß, machte dieſe Gemeinſchaft gar nicht unnatürlich. Es war größtentheils junges Blut und manche mit dem erſten Flaum am Kinn; ja die meiſten Geſichter waren noch eine glatte Tafel und erregten alſo doppeltes Bedauren. Doch gab es einige halsbrechende und deſperate und ein Paar des Galgens würdige. Von allen aber war mir keines widerlicher und abſcheulicher, als das eines Teutſchen. Ein langer Kerl mit krauſem Mohrenhaar und dünnem Sproſſenbart, länglicht geſpaltenen Augen, die tief und halbgeſchloſſen unter der ſpitzen Stirn lagen. So viel Tücke und Luchsartigkeit und verſchloſſene Feigheit habe ich ſelbſt in Genua kaum geſehen. Ich ſah ihn weder lachen noch ſprechen, doch ſagte er zu einem der deſertirten Kroatenoffiziere das für mich häßlich tönende Wort: ich bin ein Teutſcher, ein Naſſauer hinter Frankfurt her. Vor allen der liebſte war mir ein Touloner, der ſich mit ſeinen Ketten immer zu uns hielt, ein ſchöner ſtattlicher Mann mit einer Luſtigkeit und Jovialität, die alles um ihn belebte und ihn die Ketten nicht fühlen ließ. Auch kann er am Herzen keine hängen haben; ſein Verbrechen iſt, trunknen Muthes gegen einen Officier ausgeſchlagen zu ha-

ben. Er hatte Geld und Wein und Früchte voll auf und traktirte alle Welt und bot ſelbſt unſern Damen an, denen er ſich durch die Feſſeln nicht untergeſtellt glaubte. Gleich ſein Eintritt machte mir ihn merkwürdig: citoyens ces fers ne m'incomodent pas, rief er, le ſeul qui me fait de la peine est d'entendre les lâches Italiens crier: ecco i ladri franceſi! Er ſang und ſcherzte in Einem Athen.

Dieſe Sclaven, die Gensd'armes, Officiere und Paſſagiere, alles lag und ſaß unter einander auf dem Verdecke und im Schiffsraum. Selbſt die franzöſiſchen Weiber konnten ſich darein finden und unterhielten ſich ohne Anſtoß mit dieſen braven Burſchen, (braves garçons) wie ſie nur genannt wurden, ſo wie ſie in allen natürlichen Dingen keinen Anſtoß kennen. Eine von ihnen offenbarte ſich durch ihre Schüchternheit und Schaam gleich als eine pauvre Allemande, obgleich ſie gut franzöſiſch ſprach. Ich hütete mich immer, meine Teutſchheit an den Tag zu legen und wickelte mich ſteif in meine Schwedenhaut ein; denn die Franzoſen achten die Teutſchen jetzt nicht. O, mögte man ruſen: exoria ore aliquis noſtris ex oſſibus ultor! Dieſe war von den Weibern die jüngſte und liebenswürdigſte und unſtreitig die gebildetſte, nahe bey Straßburg am Rhein gebohren und ſchön, wie die Rheinländerinnen pflegen. Sanftheit und Zartheit ſprach aus allen ihren Zügen; zwei kleine

Kinder, ein liebes Mägdlein von vier Jahren und einen ſaugenden Knaben hatte ſie mit ſich. Sie reiſet, wie die andern Officiersfrauen, auf öffentliche Koſten und muß ſich alſo ſchon ſo eine Einfrachtung gefallen laſſen, obgleich die Reiſe zu Wagen von Genua nach Nizza gleichfalls gefährlich und wegen der Berge und ſchlimmen Straßen oft unmöglich iſt. Sie iſt das Weib eines Dragonermajors, den ſie im Anfange des Krieges geheirathet hat, und der jetzt mit einigen andern Bleſſirten aus Aegypten in Marſeille angekommen iſt, ſich von ſeinen Wunden heilen zu laſſen, und dahin ſein Weib zu ſich berufen hat. Sie hat auch unbeſchreiblich gejammert; denn ſie litt auf der Fahrt unbeſchreiblich; nicht bloß das Meer, ſondern alles machte ihr Angſt, und wahrlich, unſre Geſellſchaft war wohl für wenige Weiberſeelen gemacht. Außer ihr war da eine andere Officiersfrau, eine reine Franzöſin, ein beherztes, muntres Weib, mit einem hübſchen Knaben, den ſie wohlgefällig mit den Worten verwies; mon mari a bien feu faire un bon garçon. Sie ängſtete und genirte nichts, obgleich ſie dem Seeübel nicht entging. Neben ihr war die dritte in der Ordnung mit einer groſſen Naſe und einem häßlichen Geſicht, launiſch und beißig wie die Häßlichen meiſtens; ſie war meine unliebe Nachbarin. Zwei andere Weiber, eine Fabrikantenfrau aus Lyon und eine ähnlichen Schla-

ges aus dem teutſchen Lothringen, ſaßen in ihrem eignen Zauberzirkel einander gegenüber, und unterhielten die Geſellſchaft durch ein beſtändiges Zanken und Keifen, wobei die Teutſche oft zum allgemeinen Spaß mit teutſchen Schimpfwörtern einfiel, ſo daß ich faſt in meinem Leben nichts ſo drolligtes geſehen, noch mehr gelacht habe. Sie waren erſtlich die beſten Freundinnen, aber die Hunde, die ſie ſtatt aller Geſellſchaft bei ſich hatten, zerfielen mit einander und gaben nachher von Zeit zu Zeit das Signal zu neuen Ausfällen. Sie hießen ſehr ominös Margarethe und Marie. Die Lyonerin gab von der Marie eine Genealogie bis auf den Urgroßvater, der ein Landsmann vom genfer Bürger Rouſſeau war, und küßte ſie dann herzlich. Auf meine Frage, ob ſie keine Kinder hätte, ſagte ſie, mit einigem Behagen das kleine Thier an die Bruſt drückend: celle-ci est mon unique enfant; je crois, que je n'aimerois jamais tant un autre — O Menſchenherz, wie kannſt du dich verwöhnen? Dieſe beiden Weiber gehörten eigentlich nicht zu den Menſchen des Schiffes; ſie ſtimmten nie mit ein. Doch der widerlichſte aller war mir ein franzöſiſcher Kaufmann, ein egoiſtiſches Thier, ein ſolcher Phlegmatiker, daß eine Welt hätte neben ihm zu Grunde gehen können, und er hätte nicht aufgeſchaut, wenn es ihn nur nicht berührt hätte. Er hatte auch keinen Funken franzöſiſcher

Artigkeit, belächelte alles mit Selbſtgefälligkeit und ließ ſich die Dienſte und Sachen andrer Leute doch ganz wohl gefallen. Officiere und Soldaten waren Eins mit den Galeerenſclaven. Man lachte, man trank und ſang, und ein Lied der Armen war mir äußerſt rührend, eine Klage über ihren Zuſtand, die ſie mit einer ſchönen Melodie ſangen. Bei den Worten: Nous, privés des droits civiles, à vous, citoyens, un ſpectacle, traten mir die Thränen in die Augen. Sie ſelbſt aber waren meiſtens luſtig und ſchwatzten über die Möglichkeit, daß ein engliſcher Kaper kommen und ſie von Toulon retten könnte, indem ſie lachend zu den Officieren ſagten: eh, citoyens, alors vous auriés le pis. Aber jene erwiederten, die Engländer würden ſie gleich am erſten beſten Landungsplatze wieder abliefern, wie ſie es mit jenen gemacht hätten, die man in England ans Land ſetzte.

So kam unter mancherlei Spaß und Geſchwätz die Mitternacht und mit ihr ein raſender Sturm. Alles ward nun in den Raum hinabgetrieben, damit die Schiffsleute arbeiten konnten. Das Waſſer ſchlug in die Luken des Verdecks, und auch dieſe verſchloß man und zündete uns ein trübes Lichtlein an. Eine böſe Nacht begann. Die Menge Menſchen machte es heiß zum Erſticken und die renards fingen an; ſo nennt man nemlich die Wirkungen des Seeübels. Das Heulen des Sturms, das Lär-

men der Schiffer, das Krachen der Rippen des Schiffs, das Wimmern und Jammern der Weiber, das Schreien der Kinder und die Todtenſtille alles Geſanges und aller Rede, die eben noch ſo munter waren, das trübe Dämmern des Lichts und der Geſtank der Füchſe, das alles konnte einem den Kopf wohl verwirren. Die Meiſten machten Füchſe, einige beteten, andre fluchten, andre klirrten mit ihren Ketten; die Weiber ſchrieen: nous ſommes perdu; die Galeriens: il vaudroit mieux mourir par la fabre, que par la mer maudite; vom Schiffer hörten wir die vernehmlichen Worte: ſe tocchiamo la terra, tutt' e finito. Ich, als ein halber Seehund, hatte vielleicht die wenigſte Furcht, und mich tröſtete der Gedanke, daß die meiſten von uns keine Heiligen waren und alſo keine Furche ſei, was Schlimmes zu befahren, ein Gedanke, der mir zugleich ein Lächeln abnöthigte, obgleich mein Ohr hörte, wie die Planken bei jedem andringenden Waſſer krachten. Das ärgſte war unſre phyſiſche beklommene Lage und nur durch zerſchnittene Citronen, worein ich Mund und Naſe drückte, rettete ich mich bei den ekelhaften Scenen umher vor der Seekrankheit.

So kam der Morgen und mit ihm eine gänzliche Windſtille. Man öffnete die Luken und die gelben und grünen Geſichter erſchienen nun größtentheils auf dem Verdecke und freuten ſich der

Morgenſonne; aber Lebensluſt und Freude waren dahin; alles war für heute ſtill und ſehnte ſich nach Ruhe. Ich unterhielt mich einige Zeit mit den Officieren über die Teutſchen und Italiäner, und das Reſultat war: Der Teutſche iſt brav und mitleidig, aber ſeine Officiere taugen nicht viel; aber der Italiäner iſt feige und ſchurkiſch allenthalben und nur gut für den Dolch und die Nacht. So haßt ſich dies Volk und man will ihm die Freiheit einimpfen? Die Heerden von Delphinen, die in großen Haufen nahe am Schiffe vorüberſprangen, gaben uns einige Stunden eine frohe Unterhaltung; es wurden ſelbſt mehrere Schüſſe auf ſie gethan, welche aber nichts ausrichteten. Wir waren bei Tagesanbruch gegen San Remo, dem niedlichſten Städtchen der ganzen Küſte von Genua bis Nizza, wo wir ein Stündchen ausſtiegen, und uns an der Landluft und den Früchten des Landes erfriſchten. Dies iſt faſt der ſchönſte Garten Heſperiens, den ich geſehen habe. Am Meere iſt die Küſte flach und ſandig und in dieſem Sande wachſen ſchon eine Menge orientaliſcher Palmen, nicht bloß zur Zierde, ſondern ihre Früchte werden auch reif. So ſteigt die ſchöne Bucht hinter dem freundlichen Städtchen immer in Hügeln bis zu grauen Bergen empor, die erſt noch Oelbäume und Kaſtanien und in weiter Ferne ihre beſchneiten Gipfel zeigen. Der untere Theil iſt nur Ein blühender und duf-

tender Garten der Heſperiden, ein einziger grüner Wald von Orangen und Citronen, unter denen viele Mandelbäume, Pfirſiche und Feigen ſich mit wechſelndem Laube zeigten. Wir hatten in dieſen Gärten, wo die Weiber und Mädchen zum Theil auf und unter den Bäumen mit dem Pflücken der Früchte beſchäftigt waren, vielen Spaß, und ſtiegen, jeder mit einer Ladung Orangen, die zum Theil für ein freundliches Wort geſchenkt waren, jubelnd wieder zu Schiffe, indem jene uns noch lange nachwinkten und ſchrieen. Es verſteht ſich, daß diesmal die Gefeſſelten nicht von der Geſellſchaft waren. Dieſes San Remo iſt für die Südfrüchte der erſte Platz in der ganzen Republik. Gegen neun Uhr kam ein Wind auf, der uns aber gerade entgegen und alſo ſchlimmer, als die Windſtille, war. So mußten wir den ganzen Tag hin und her bugſiren (bordeggiare, traverſer) und kamen nur gegen ſechs Uhr des Abends vor Manton, das wir ſchon am Morgen ganz nahe ſahen. Wir hatten gegen Mittag, damit auf dieſer kurzen Fahrt nichts an Abentheuern und Gefahren fehlen ſollte, noch eine Probe von Aufruhr. Die Gefeſſelten hatten wider Befehl zum Theil Wein mit ſich, oder es ward ihnen auch aus dem gemeinſchaftlichen Vorrath und von den Paſſagieren gereicht. So war es gekommen, daß einige von ihnen allzuviel von dieſem edlen Safte genoſſen hatten. Zuerſt

merkte man es nur an einigen lauten Stimmen; aber endlich fingen ſie an, ſich unter einander zu raufen und zu zauſen und mehrere hatten ſich von ihren Beinketten losgemacht. Die Officiere ſuchten ſie in Güte zu beſänftigen, aber alles umſonſt; ſie bellten wider und ſchimpften. Nun ward zu den Waffen kommandirt; die Gend'armes ſchnallten ihre Säbel um und machten ihre Gewehre in Ordnung, während jene Stücken Holz und Stangen der Schiffer faßten. Hierein ſchallten die Ketten und Flüche der Gefeſſelten und das Winſeln und Jammern der Weiber, die nichts weniger, als ein förmliches Gefecht erwarteten und den Himmel für ſich und ihre Kinder anriefen. Aber es ward ſo ſchlimm nicht. Man trieb die Widerſpenſtigen unten in den Raum mit einigen Kolbenſtöſſen, die andern gingen gutwillig und bald war alles vergeſſen und die alte Stille und Gemeinſchaft unter der Geſellſchaft wieder hergeſtellt. Die Soldaten baten die Officiere, nichts daraus zu machen: Wir ſind ja alle Franzoſen und dieſe hier unſere alten Kameraden; es wäre eine Schande, wenn man erzählte, daß Franzoſen ſich unter einander geſchlagen hätten. Der Schlaf und die Ermattung bemächtigten ſich endlich der Feuer- und Weinköpfe und der zweite Abend und die zweite Nacht waren traurig und ſtumm.

Die Küſte von San Remo bis Manton hat

meiſtens einen ſchmalen Streifen eines flachen Ufers und abwechſelnd liebliche Oelpflanzungen und Hügel mit Orangen- und Citronenwäldern, unter denen die rothen Pfirſich- und Aprikoſen- und die weißen Pflaumen- und Kirſchenblüthen hervorſchimmerten. Höher hinauf ſind die Berge kahl und traurig und am höchſten hinaus mit Schnee bedeckt. Alte Gemäuer und Thürme aus den längſt verſchollenen Ritterzeiten nicken ſehr häufig von den Höhen und Hügeln herab und ſtehen im finſtern Gegenſchein gegen die Wohnungen im Thale und am Meer, die mit ſchimmernden Fenſtern und Ziegeldächern einen gar freundlichen Anblick gewährten. Beſonders ſchön aber iſt das Thal und die Bucht von Manton und hat alles, was dem Auge und Herzen einen heſperiſchen und idaliſchen Frühling reizend und zauberiſch machen kann. Auch die Palmen ſtehen hier reichlich, die ich bei San Remo bewunderte und die hie und da ſpärlich an der ganzen Küſte erſcheinen. Eine Meile etwa vorher iſt die Gränze der liguriſchen und franzöſiſchen Republik und beginnt das Departement des Alpes maritimes, deren Hauptort Nizza iſt. Umſonſt war meine Freude, hier ausſteigen und unter den Citronenwäldern ſpazieren zu können. Wir wollten in der That erſt anlegen wegen des ſchlechten Windes, aber der Kommandant wehrte uns, ans Land zu kommen. So lagen wir bis über die

Mitternacht vor Anker und segelten dann mit einem bessern Winde um die Küsten von Monaco und Villa franca in den Hafen von Nizza ein, nachdem wir zu einer Fahrt, die man oft in 12 bis 15 Stunden macht, über 36 gebraucht hatten.

Um 7 Uhr des Morgens ward alles munter und lebendig. Wir stiegen aus und gingen nach der Municipalität, um unsre Pässe visiren zu lassen, und so ein jeder nach seinem Gefallen weiter zu reisen. Alles war frohes Muthes, und selbst meine Elsässische Landsmännin lachte hier zum ersten Mal. Alle wurden auch froh entlassen, ich aber empfing ein widerliches Verdammungsurtheil, welches mir erst sehr unleidlich in die Ohren klang, nachher mir aber nicht leid gewesen ist. Man sagte mir, ich könne nach einem neuen Gesetze als Fremder nicht weiter in Frankreich reisen, bis man meine Pässe an den Polizeiminister in Paris geschickt, und von ihm die Resolution erhalten habe, ob ich meine Reise fortsetzen dürfe. Das könne leicht einen Monat währen. Ich hätte also nun die Wahl, ob ich in dieser Hoffnung hier warten, oder wieder nach Italien umkehren wolle. Ich wählte das Erste, erhielt eine Sicherheitskarte, die von 10 zu 10 Tagen unterschrieben ward und mußte so vier Dekaden hier leben, ehe ich einen neuen Paß von unserm schwedischen Gesandten, dem Baron Stael von Holstein, aus Paris erhielt, der vom damali-

gen Polizeiminiſter Duval unterzeichnet war. Die Nothwendigkeit hat ihren Troſt und man lernt ſie auf Reiſen ehren. Ich faßte mich, miethete mir ein Zimmerchen und lebte in Nizza in einer Jahrszeit, worin eſt viele hundert Engländer ſich unter dieſem heitern Himmel und an dieſer freundlichen Natur erlabt und vom Todſchießen gerettet haben. Ich wohnte in einem ſchönen Hauſe auf einer Höhe zwiſchen der Stadt und dem Hafen, wenn man vom Corſo kömmt, unter dem Felſen der alten Citadelle und über den Klippen des Meers, welches gleich unter meinem Fenſter brauſt, aus welchem ich die ganze ſchöne Bucht bis an den Var, und fern im Norden die Schneealpen der Provence und Savoyens ſehe.

Nizza die Stadt und die Gegend umher, nebſt einigen Zufälligkeiten und Anhängſeln.

Ich werde hier ſo recht meinem Genius folgen, und alles ſo hinwerfen, wie es grade folgt in meinem Kopfe, oder in der Zeit. Der fatale Aufenthalt hier, der mir zuerſt ſo ſchlimm däuchte, ward mir nach und nach, wenn nicht lieber, doch lehrreicher, und beſonders die kriegeriſchen Begebenheiten in Italien brachten manches hieher, was mich gleichſam mitten in das Getümmel der Schlachten und in den Geiſt des bürgerlichen und militäriſchen Verwaltungsſyſtems ſetzte, wovon ich ſonſt ſchwer-

lich einen rechten Begriff bekommen hätte. So läßt Gott den Seinen alles zum Beſten dienen.

Ich machte ſogleich den Tag meiner Ankunft, den 22. März, einen Spaziergang in dem ſchönen Thale, um mein verzagtes Gemüth zu tröſten, und muß mir die Freude machen, nur durch einen Fingerzeig den Leſer wiſſen zu laſſen, in welcher Natur und unter welchem Himmel man hier lebt, beſonders in einem Frühling, deſſen Winter ein ſo ſtrenger geweſen iſt. Es iſt hier jetzt, wie bei uns um Johannis. Die Wieſen ſind hoch mit Gras und Klee bewachſen und von Bienen umſummt, aber leider von wenigen Lerchen beſungen; dafür machen Fröſche und Laubfröſche Muſik, Gerſte und Weitzen ſtehen ellenhoch; Bohnen und Erbſen duften in Feldern und Gärten; ſie haben Mannshöhe und ſtehen in voller Blüthe. Die Oelbäume haben noch ihre ganze Friſche, und die Orangen und Limonen beugen ihre grünen Bäume unter ihrem Golde nieder. Die Feigenbäume ſchlagen aus. Allenthalben ſieht man die rothblühenden Pfirſiche und Aprikoſen in Gärten und im Freien und die weißblüthigen Pflaumen und Birnen. Die Mandelbäume tragen die Blüthe noch in der Knoſpe und bilden die ſchönſten Alleen an Waſſerbächen und Steigen, indem ſie wie die babyloniſchen Weiden, ihr grünes Haar herabhängen laſſen. Die Ulmen und Maulbeerbäume am Corſo und an

gröſsern Wegen werfen ſchon Schatten unter ihren Zweigen. Kohl und Artiſchoken und Zwiebeln und Salate prangen in vollem Glanze und alle Gärten ſind voll Luſt und alle Fluren und Pfade voll fröhlicher und ſingender Menſchen. So genieſst ſich hier der Lenz, dem nichts fehlt, als Vogelgeſang; denn ferne ſieht man auch die Berge der Provence und die Fantaſie macht leicht den Flug zu dem petrarkiſchen Avignon.

Den 24. März. Schon um 7 Uhr des Morgens zog mich der Donner der Kanonen ans Fenſter und bald brannte man auch die drei ab, die auf der Klippe unter meinem Fenſter ſtehen und das Meer vor dem Hafen beſtreichen. Ich wuſste indeſſen nicht, was das alles bedeute, doch lieſs mich die Lebendigkeit der Menſchen und die Feſtlichkeit der Kleider nicht auf etwas Alltägliches ſchlieſsen, und ich machte mich alſo gegen eilf Uhr, wo das Lärmen und Trommeln von der Stadt her immer lauter ward, aus meiner Einſamkeit und kam denn auch grade zu rechter Stunde an, um ein ſehr ehrwürdiges und angenehmes Volksfeſt zu ſehen. Es war nemlich dieſen Morgen für die Volksrepräſentation die erſte, oder weite, Wahl geweſen und für dieſe hatte man die Stücke abgebrannt und war nun unter dem Gewehr. Eben kam der Vorderzug die ſchöne Allee entlang auf mich zu. Voran marſchirte die erſte Abtheilung

der

der hiesigen Truppen, die Officiere zur Seite, vor sich die flatternde Fahne der hiesigen Nationalgarde mit den Insignien der Freiheit, um welche die Söhne Tubals mit Trommeln und Pfeifen sich lustig hören ließen. Die Mitte hielten die Nationalgarden, ein schöner langer Zug, lauter Wahlmänner aus der Stadt und vom Lande, zum Theil in Uniform, zum Theil in ihrer bürgerlichen und bäurischen Kleidung, jeder sein Gewehr auf dem Rükken und die Zierde des Namens an der Seite, wie seinen ruhigen Blick in der Miene. Ich nenne den Zug schön, weil er schöne Gefühle erregte und aus freien und frohen Menschen bestand, die ohne Trotz und Uebermuth im Bewußtseyn ihres Glückes still einhergingen. Vor jeder Abtheilung wehte eine Fahne. Dann folgten die Magistrate und die Municipalität mit den Insignien ihrer Würde und der dreifarbigen Schärpe über der Schulter; ihnen voran traten vier Jünglinge mit den Fascen und einer ihrer Mitte trug das Gesetzbuch mit der Aufschrift: Constitution de l'an III. Hinter ihnen gingen die heute gewählten, welche den letzten und engern Ausschuß, oder die Deputirten zur Versammlung erwählen, alle in Schwarz gekleidet und mit schwarzen Federbüschen auf den Hüten. Ihr guten Väter der Stadt und der ländlichen Hütten, verzeiht mir, wenn ich bei dem Gedanken lachte, wie dieser und jener sich unter den Parisern und in der Ver-

ſammlung als Deputirter ausnehmen würde; ich ſchämte mich gleich hinterdrein, bedenkend, daß jeder ſich wohl ausnimmt, der ein Menſch ſeyn darf und die heiligen Pflichten und Rechte von Tauſenden in ſeiner Perſon fühlt und darſtellt. Den langen Zug ſchloß endlich eine zweite Abtheilung Militärs, und ſo ging er unter dem Jubel des Volks vollgedrängten Thüren und Fenſtern vorbei mitten durch die Stadt bis zum Place d' Egalité, wo man Halt machte und die beliebten kriegeriſchen und republikaniſchen Hymnen anſtimmte. Dann gingen die Municipalität, die Gewählten, die Officiere und Nationalgarden und jeder andre, der wollte, in die Domkirche, wo man alles für den heutigen Tag eingerichtet hatte. Eine feierliche Muſik empfing die Eintretenden. Der Altar war in den des Vaterlandes und der Freiheit verwandelt, über ihm hingen die Fahnen der Republik und die Freiheitsmütze, und zur Seite auf Kartons die Grundgeſetze des Staates; zu den Füßen des Altars ſtand die Bildſäule der Freiheit und trat das Ungeziefer, welches vergebens ſie zu verderben ſucht, und ſtreute aus flammenden Becken Weihrauch, wohlgefälliger, als der, welchen die Prieſter anzünden, nicht wiſſend wem. Um dieſe heilige Göttin verſammelten ſich in tiefer Stille die Gewählten und die Municipalität. Mehrere Mitglieder der letztern hielten Reden an die Gewählten und an das Volk,

worin ſie beide ihrer Freiheit und Pflicht erinnerten und vorzüglich die erſten aufforderten, nach beſtem Wollen und Wiſſen zu kieſen. Dieſe Reden wurden mit einem Vive la Republique! und mit donnernder Muſik und Waffengeklirr vom Platz her unterbrochen, und endlich mit dem Geſange patriotiſcher Hymnen beſchloſſen. Der letzte Vers war aus der Marſeiller Hymne: amour sacré de la patrie; ein lautes Vive! und Klatſchen erſcholl und jubelnd goß ſich die Menge auf den Platz aus. Ich folgte ſtill und traurend nach, denn was half mir mein lautes Vive? Auf dem Platze ordnete und ſtellte ſich alles ſchnell wieder, die kriegeriſchen Märſche erſchallten unter dem frohen Zuruf des Volks, und man marſchirte den alten Weg zurück. Der Tag war ein feſtlicher; keine Arbeit und Mühſeeligkeit, ſondern Freude und Liebe. Der ſchöne Frühling ſchien ſich ſeiner Kinder zu freuen, die Alten ſpazierten und ſchmauſeten, die Kinder ſangen einzelne Worte aus den Hymnen und tanzten, mit Blumen und Bändern geſchmückt, die Buben exercirten auf den Wieſen vor der Stadt, fochten mit Stöcken und warfen papierne Freiheitsmützen in die Luft; ſelbſt der Abend ſcholl von Geſängen aus den Häuſern und auf den Gaſſen und Spaziergängen; Jungfrauen und Jünglinge tanzten noch um 10 Uhr unter den Ulmen des Korſo. O, ſei auch alles Täuſchung, ſo iſt das doch kein

Spielwerk, was alle Kräfte des Menſchen erhöht, und ihn kühner und edler macht. „Wer frei ſeyn will, kann es allenthalben ſeyn; denn es iſt Werk des Gemüthes“ ſo ruft man uns tröſtend zu: aber, ihr Guten, ſagt mir ein wenig, woher nehme ich den Flug und Schwung, woher die Kühnheit und Gewalt des Freien, wenn alles Aeußere nur Gängelei und Gemeinheit zeigt? Der phyſiſche Menſch, der durch den Leib lebt, bedarf ewig des Aeußern und Sinnlichen, um das Innere und Ueberſinnliche aus ſeinem Traum zu wecken und das Feuerelement zu entwickeln. Was mich den phyſiſchen Menſchen ganz fühlen läßt, das ruft auch den moraliſchen aus ſeinem Schlummer.

Auch ein alter Fuchs läßt zuweilen Haar, ſagt ein Sprichwort, welches ſich auch an mir beſtätigt. Ich habe alles, wie ich es im erſten Anſchauen und Gefühl gefaßt hatte, endlich wiedergegeben, und will nun zum Spaß einige Gloſſen über mich ſelbſt machen. Was ich fühlte, bleibt wahr, auch was ich ſah, bleibt es größtentheils; aber mit dem, was dahinter liegt, verhält es ſich etwas anders. Nach 14 Tagen erſt ward meinem ſüßen Wahn der Staar geſtochen, und zu meiner Beſchämung will ich auch dieſe Staarſtechung ehrlich erzählen und ſagen, was hinter dieſem ſchönen Schattenſpiel ſteckte. Zufällig las ich einige Affichen an der Ecke eines Platzes, die lange dort

angeklebt seyn mogten, worin die Wahlmänner aufgefordert wurden, sich ja fleißig einzufinden und die gute Sache der Freiheit zu befördern, indem man zugleich andeutete, sie mögten sich durch die von Uebelgesinnten verbreiteten Gerüchte nicht abschrecken lassen, als werde man gewaltsame Mittel, Drohungen und Einkerkerungen gebrauchen, um diejenigen zu Deputirten zu bekommen, welchen die Regierung die meiste Zuneigung gegen sich zutraue, Mittel, die in stürmischen Zeiten wohl angewandt wären. Dies machte mich aufmerksam, und ich sprach darüber mit einigen Officieren und Bürgern, mit welchen ich schon die Bekanntschaft einiger Wochen gemacht hatte. Sie lachten auf meine Frage: ob dergleichen hier wohl möglich sei? „Möglich, fragt Ihr, Bürger? es ist auch wirklich. Solche Dinge sind wir Franzosen nun einmal gewohnt, so mitzumachen. Wir sind die Schauspieler für die Regierung, und es geht uns, wie denen auf dem Theater, die, wann sie einige Stunden großmüthig als Könige und Fürsten begnadigt und ausgetheilt haben, nach abgeworfenem Kleide daheim kaum finden, womit sie den ersten Hunger und Durst stillen. Ihr glaubt nicht, was hiebei für Menschlichkeiten vorgehen. Alles steckt voll von Spionen, Anzettlern, Geldausbietern, die mit Worten und Schmeicheleien, mit Bestechungen und Drohungen es so gut zu machen wissen, daß

die Regierung gewöhnlich ihren Zweck erreicht, lauter Schaafsköpfe, oder Schurken, wie ſie, zu Repräſentanten zu bekommen. Glaubt ihr, man könne doch dem redlichen und freien Bürger nicht beikommen, ſo irrt ihr euch. Da ſitzen ihnen die Ausgeſchickten und Helfershelfer auf dem Nacken, lauren auf die kleinſte Vergehung gegen die zahlloſen Geſetze und Dekrete, die ſie nicht einmal alle kennen, ſuchen ihnen alle Vortheile einer Stelle und Bedienung abzuſchneiden, kurz, machen ſie ſo mürbe, daß ſie wenigſtens ſchweigen. So gewinnt man die Guten durch Furcht, die Schlechten durch Geld und Gleichheit der Geſinnung. Ja ſelbſt eingekerkert hat man aus der Stadt und vom Lande mehrere Wahlmänner, die etwa ein freies Wort hatten fliegen laſſen; aus denen macht man Meuter und Ariſtokraten. Jeder weiß, warum man ſie geſetzt hat; aber jeder und ſie ſelbſt, wann ſie los kommen, hüten ſich wohl, es zu ſagen.“ Ich ſchämte mich, nicht, daß ich mich geirrt hatte, ſondern daß der Menſch ſo ein ſchlechtes Thier ſeyn und mit dem Schönſten und Heiligſten ſpielen kann.

Die Stadt ꝛc.: Die Stadt liegt länglicht von Oſten nach Weſten, und hat nördlich einen Bergſtrom und ſüdlich einen Berg mit der Citadelle, zwiſchen welche ſie eingekiemmt iſt und ſich in Form eines Zugnetzſackes weiter und breiter

nach der weſtlichen Meerſeite ausbreitet.. Auch ſo iſt ihre Länge nicht beträchtlich und läßt ſich vom Place de la Republique bis ans weſtliche Ende bequem in 10 Minuten durchmeſſen. Ihre Mitte, das heißt, alles, was zwiſchen den beiden großen Plätzen liegt, iſt unbeſchreiblich häßlich. Die Gaſſen ſind nach Genueſer Art, und die nach dem Berge hin ſo höckericht und hügelig und eng, daß man ganz genueſiſch auf- und abſteigen muß, und ſie nur für die Paſſage eines Eſelcins mit ſeinem Doppelſack gemacht ſcheinen. Wie es zur Zeit des Sirius in dieſen Löchern dampfen muß, das läßt ſich denken. Die Häuſer ſind meiſtens drei, vier Stock hoch, aber nicht nett genueſiſch, ſondern ſchmutzig, obgleich ſie das Ziegeldach voraus haben. Man ſieht häufig einen Auswuchs an ihnen, ſelbſt an den ſchöneren, der ihnen wahrlich nicht zur Zierde gereicht, eine Art Abtritte, oder Tauben- und Käſehäuſer, welche, in der Luft ſchwebend, am dritten, vierten Stock angebracht ſind, und zuweilen als Balken, öfter zu allerlei Hausbequemlichkeiten, zum Aushängen und Trocknen der Wäſche und dergl., oft auch zu unedlerm Gebrauche dienen. Sie ſind gewöhnlich in der Mitte offen, und haben an den zugebauten Enden kleine Brillen zum Ausgucken. Das Pflaſter der Gaſſen iſt von kleinen ſpitzen Steinen, welche äußerſt ſcharf und ſpitz empor ſtehen und ſie für den Fußgänger

ſehr unleidlich machen, und weil die Stadt niedrig liegt, und die wenigſten von ihnen einen Sonnenſtrahl haben, ſo ſind ſie bei dem kleinſten Staubregen ſogleich kothig und bleiben es noch nachher. Beſſer, als dieſer häßliche innere Häuſerklumpen ſind die Außenſeiten, d. h. die weſtliche am Korſo und Meere, und die öſtliche an der Straße ins Piemont, ſo wie ein Theil der nördlichen Außenſeite an dem Bergſtrom. Da giebt es ſchöne große Häuſer, viele von ſtattlicher Länge, und die meiſten vier, fünf Stock hoch, welche dieſen Enden ein ſehr gefälliges Anſehen geben. Zuerſt am Oſtende iſt der ſchöne Platz de la Republique, welcher die Stadt hier ſchließt, ein ſo ſchönes und geräumiges Quadrat, als ſich nur eine der größten und prächtigſten Städte wünſchen mögte. Er iſt rund umher bebaut, und ſeine Anlage reicht nicht über 30 Jahre hinaus. Die Gebäude haben faſt alle Loggien unten im erſten Stock, wo Caſini für die Kehlen und Magen, Kaffeehäuſer, Höckereien, Weinſchenken, auch Buden und Galanteriekrämer ſind. Auf dieſem Platze prangt auch der erſte Freiheitsbaum, der todte und dreifarbige, mit der Mütze; die andern Plätze haben nur kleinere lebendige mit Zweigen und Blättern. Ein vormals ſchönes Thor, welches zuſammenbröckeln wird, wenn man ihm nicht bald hilft, führt ins Piemont. Am weſtlichen Ende hat man zuerſt, wo es hübſch wird,

den Place d' Egalité mit ſeinen zuführenden Straßen; er iſt um die Hälfte kleiner, als der Platz der Republik, aber auch ſo noch ein ganz feiner. Hier iſt die Kaſerne und das Poſtamt, und zu einer Seite das ſtehende Lazareth, und zur andern das Gemeindehaus mit ſchönen Straßen. Dies iſt der Platz der öffentlichen Verſammlungen und der bürgerlichen und militäriſchen Aufzüge, ſo wie der täglichen Parade. Nordweſtlich laufen noch einige kurze Gaſſen, die breit und hübſch ſind, bis ans Meer hinan. Weſtlich iſt nun der ſogenannte Cours oder Corſo unweit dieſes Platzes, etwa 300 Schritt lang, mit ſchönen Ulmen umpflanzt; die lebendigſte und niedlichſte Promenade der Stadt, die aber darum doch ſelten recht lebhaft iſt. Links hat ſie die Stadt und rechts das Meer, welches ihr aber verbaut iſt. Es läuft nemlich von ihrem Anfang bis über ihre doppelte Länge hinaus eine Art Bollwerk, oder Eſplanade am Meere hin, etwa 24 Fuß hoch. Dieſe hat unten an der Promenade hübſche Caſini zu Kaffeehäuſern, Billards, und zu kleinen Buden von Galanteriehändlern und Krämern für die Magen und Kehlen. Mit der Promenade des Kours hören dieſe auf und geben gröbern Platz, die noch die doppelte Länge am Meer hin bis zu meiner Felſenwohnung hinauf wohnen. Dieſe Eſplanade iſt oben flach und mit Leimen und Steinen gepflaſtert.

Man ſteigt aus der Allee ſeitwärts eine Treppe und zu beiden Enden hinauf, und hat hier einen feinen Spaziergang und eine reitzende Ausſicht auf das anſpühlende und entfernte Meer, ſo wie unter ſich den Kours mit ſeinen Menſchen und Menſchlichkeiten. Zu ihren beiden Enden ſind Baſtionen mit Kanonen bepflanzt gegen die plötzlichen Anfälle von Kapern und Korſaren. Nordweſtlich läuft ſie in einen Wall aus, welcher nördlich längſt der Stadt und dem Bergſtrom bis zur Place de la Republique fortgeht, anfangs mit Maulbeerbäumen bepflanzt iſt, und nachher noch kleine freundliche Gärtchen am Strom unter ſich hat. Auch dieſer Wall giebt eine ganz hübſche Promenade. Der Bergſtrom, der gewöhnlich in einem dünnen Faden fließt, aber bei ſtarkem Regen leck genug iſt, ſcheidet die Stadt von der nördlichen Landſchaft ab, mit welcher ſie durch eine Brücke verbunden iſt, die aus der Mitte der Stadt über ihn führt. Er iſt jenſeits der ganzen nordweſtlichen Länge nach bebaut, und dieſe Straße läuft, immer in einer Entfernung von etwa 500 Schritt vom Meer, als eine hübſche Straße mit manchen ſehr ſchönen Häuſern über eine ſtarke Viertelmeile fort an dem Wege, der zu dem Var und nach Frankreich führt. Auch an der Straße ins Piemont und zur Seite giebt es draußen noch manche feine Häuſer, die aber zerſtreuter liegen.

Jener ſüdliche Berg über der Stadt macht eine Art Feſtung, welche vormals ſehr ſtark geweſen iſt, jetzt aber meiſtens mit den Ruinen alter Gemäuer und Thüren nur noch da liegt und einige Kanonen nebſt 20 Mann zur Wache hat. Im Nordoſten hängt er ziemlich abhängig über der Stadt, aber ſeine ſüdöſtlichen Seiten ſind ſchroff und abgeriſſen; dieſe Seiten ſind noch durch einige Baſtionen vertheidigt. Seine rauhen Füße ſind rund umher, wo es das Geſtein nur erlaubte, noch mit Bäumen und kleinen Küchengärten eingefaßt. Im Norden über der Stadt hat er zugleich den Gottesacker am Mittelberge, wohin die Städter ihre Todten im Schweiß ihrer Stirne hinauf tragen müſſen. Ich wohne gerade unter ſeinem ſüdöſtlichen ſchroffſten Ende, welches immer Miene macht, mich nebſt meinem Hauſe in das Meer mit hinabzurollen, von dem ich aber 20 Schritte entfernt bin. Dieſer Berg mit den Trümmern ſeines alten Schloſſes tritt freilich ein wenig unangenehm zwiſchen die Stadt und den Hafen, bis zu welchem ſie ſich ſonſt wohl ausgebreitet hätte und nicht ſo mit ihren engen Gäßchen duken dürfte, wenn er nicht wäre. Um ihn herum führen zwei Wege zum Hafen, der eine über den Korſo oder die Eſplanade am Meere hin, der andre von dem Platze der Republik grader und näher. Dieſer letzte bildet eine zweite und ſchöne Maulbeerbaumallee. Er iſt aber

nicht so lebhaft, als der erste, welcher mehr aus dem Centrum der Stadt kommt. Dieser erste, sobald die Esplanade und die Stadt zu Ende ist, führt schroff und eng um den überhängenden Felsenberg herum und ist durchaus ein künstlicher. Dicke gewölbte Sponden und gemauerte Lehnen sichern ihn gegen das Meer, wo ungeheure Felsenkugeln und Pyramiden und ausgewitterte Höhlen als Brustwehren vorliegen, wo auch bei dem stillsten Wetter ossianisch in mein Ohr die andringenden Wogen brüllen. Der Berg hängt steil über; erst lehnen sich noch einige Häuser an ihn, dann tritt er so nah über das Meer, daß nur für kleine Wagen ein Weg bleibt. Jetzt indessen haut und sprengt man fleißig an ihm, um den Weg zu erweitern. Dieser Weg vom Hafen bis in die Mitte der Stadt läßt sich indeß auch in einer Viertelstunde machen.

Das Meer macht zwischen dem Ausflusse des Var, der alten Gränze Frankreichs und der Landspitze des Leuchtthurms von Villa franca eine weite Bucht ins Land hinein, in deren innerster Tiefe Nizza liegt. Nahe bei der Stadt südöstlich war wieder eine kleine Bucht, etwa wie die abgeschnittene Mündung eines kleinen Flusses ins Land hineingehend. Diese hat man zu den beiden offenen Seiten mit einem kleinen Molo eingeschlossen und daraus den Hafen für die Stadt gemacht. Wann die Schiffe herein sind, so liegen sie zwischen Bergen

ſüdlich und nördlich und zwiſchen dem Molo weſtlich, wie in einem Sack. Der Hafen iſt klein, indeſſen auch ſo jetzt leer, und man ſieht faſt nichts, als kleinere und ſelten mittlere ligуriſche und franzöſiſche Fahrzeuge, die an den Küſten hinfahren und bei der Annäherung eines Korſaren unter die Kanonen irgend einer Baſtion oder einer kleinen Bucht flüchten können. Der Molo iſt ein tüchtiges Werk zwiſchen 30 und 40 Jahr alt und bedarf, wie vieles hier, einer helfenden Hand, wenn er nicht heillos zerbröckeln ſoll. Als ein geräumiger Hafen dient der Stadt der von Villa franca, der nur eine kleine halbe Meile entfernt iſt. Hier um den Hafen läuft auch noch ein Ring- ganz hübſcher Gebäude, und einige kleinere barackenartige für die Bedürfniſſe des Maitreſſenſchwarms zur Seite, gehen nach hinten hinaus. Hier findet man das Hauptzollamt, die Expedition für die Seeſachen, und einige ſtattliche Gaſthöfe und Kaffeehäuſer. Und dieſe, ſo wie die ſchönen Häuſer der Stadt, tragen ſichtbar die Zeichen des Verfalls und der ſchnellen Verweſung an ſich, die nicht ausbleiben wird, wenn der Friede nicht bald alles wieder ins alte Gleis bringt, worin es indeſſen doch nie ganz wieder kommen wird.

Hier ſcheint mir der Ort, von der Entſtehung dieſer eleganteren Theile der Stadt ein Wörtchen zu ſagen. Größtentheils ſind ſie engliſchen Ur-

ſprungs und jenes Volk, das jetzt das Schrecken des Meeres iſt, war einſt der Liebling des hieſigen Volks, als die Grafſchaft Nizza noch zu Piemont gehörte; ja ſie ſind es noch bei vielen, welche die alten Fleiſchtöpfe Aegyptens mit der ſchwarzen Suppe der Sparter, die die Freiheit gebietet, nicht vertauſchen wollen und insgeheim noch die alten Götzen anbeten. Viele Engländer nemlich, um dem todtſchießigen Nebel und Kohlendampfe ihres Vaterlandes zu entgehen, fanden es gar bequem, hier längſt der Küſte bis nach Toulon hin fünf, ſechs Monate des Jahres zu leben, nemlich von dem herbſtlichen bis zum Anfang des Sommers. Manche alte und junge Sünder vermehrten dieſe Anzahl der Fremden, um hier leichter Uebel auszutheilen und auszuſchwitzen, welche ſie nicht durch Arbeit, noch Tugend erworben hatten. Und wahrlich dieſes milde Klima mit ſeinen lauen Wintern und heitern und langen Frühlingen, mit ſeiner reinen Luft und ſeinen köſtlichen Früchten war nicht übel dazu gewählt. Man rechnet, daß hier oft mehr als funfzig Familien und viele Einzelne engliſches Geld ausgeſtreut haben, und nun ſeit dem Anfange des Krieges fehlen. Auch viele reiche Familien von Piemont pflegten ſich hier ſonſt eine Zeit lang aufzuhalten. Für dieſe baute man die großen und ſchönen Häuſer an der Meerſeite und den großen Plätzen, auch manche außer der Stadt unter den

heſperiſchen Gärten. Sie ſtehen nun meiſtens leer und manche zeigen ſchon die Spuren eines ſchnellen Verfalle. Bei andern ſieht man Thüren und Fenſter vernagelt und mit Papier verkleiſtert; ja manche außerhalb der Stadt zeigen ſchon eingefallene Decken und zerbröckelnde Treppen; denn Luſt und Geld zum Ausbeſſern fehlt, da man nicht weiß, was man damit machen ſoll, beſonders da niemand iſt, der einziehen könnte.

Ueberall giebt die Stadt einen ſehr todten Anblick. Fabriken fehlen, obgleich man hier etwas Seide verarbeitet. Viele hauen die Maulbeerbäume um, weil die Seide weder roh, noch verarbeitet Käufer findet. Der Handel ſchränkt ſich faſt allein auf ein wenig Küſtenſchiffahrt ein, weil auch die Neutralen ſelten ſind. Dabei ſind alle fremde und einheimiſche Artikel ſehr theuer, und die Ausgaben bei den kriegeriſchen Umſtänden natürlich mannigfaltig. Livorno iſt nicht wohlfeil, aber alle feinere Gewürze und Luxusartikel ſind hier über das Doppelte theurer, vielleicht aber auch, weil kein Abſatz iſt und höchſtens die durchziehenden Truppen von Zeit zu Zeit einiges Geld einbringen, die man denn natürlich gehörig rupft. Das Land umher ſcheint die Fülle an Kraut und Obſt für Menſchen und Vieh zu tragen und der Eſſer ſind doch ſo unmäßig viele nicht, demnach hält auch das einen guten Preis.

Der Gegend um Nizza ſollte ich wohl mehr als allem andern eine ſchöne und preiſende Beſchreibung weihen, wenn ſie es bedürfte. Sie hat mir manche Stunde meines Exils verſüßt, und manchen frohen Abend und freundlichen Morgen noch froher und freundlicher gemacht. Südlich von der Stadt hinter dem Hafen ſteigt gleich ein hohes Gebirg empor, das in den Oſten hinein läuft und den oben benannten Bergſtrom in ſeinem tiefſten Grunde hat. Sein Fuß unten hat höchſtens 600 bis 700 Schritt, wo er am breiteſten iſt, an manchen Stellen aber nur 50 bis 100. Seine Mitte bedecken Oel- und Feigenbäume und einige Wallnüſſe und Sorben; oben iſt er rauh und kahl. Im Norden und Weſten hingegen laufen in der Entfernung von einer Viertel- halben und dreiviertel Meile niedrigere Berge und Hügel fort, die längſt der Küſte über dem Var hinaus endlich in Dämmerung verſchwinden. Dieſe haben im Norden hohe und graue Berge hinter ſich, die kahl und öde wie eine Wüſte über dem Paradieſe emporſtehen und deren höhere und entferntere Spitzen mit ihren Schneefalten, von der ſinkenden Sonne beſchienen, mir oft eine kleine Idee und eine große Sehnſucht der helvetiſchen Gletſcher geben, die ich bei der jetzigen Lage der Dinge im lieben Europa wohl nie ſehen werde. Dieſe Hügel und Berge ſind es, was man eigentlich die Umge-

bungen der Stadt nennen kann. Sie ſind mit Thälern anmuthig gekrümmt und durchſchnitten und mit Falten und Gründen in ihnen ſelbſt vermannigfaltigt. Auch hier hat man wieder den Florentiner Anblick eines Gartens und zwar eines noch ſüdlichern und heſperiſchern Gartens, und ſo iſt auch die ganze Bebauung und Bewirthſchaftung der kleinen Grundſtücke, und die Häuſer ſtehen eben ſo einzeln und nett, wie auf den Hügeln um Florenz, wenn gleich nicht ſo dicht. Für jene prächtigen Villen hat man höchſtens einige hübſche und beſcheidene Landhäuschen und für die vielen Klöſter ein Paar öſtlich über dem Bach, die ſehr romantiſch liegen und die nun bald mit ihren Ruinen Vielen noch einen romantiſcheren Anblick gewähren werden. Der Hauptbaum dieſer Hügel und Berge iſt der Oelbaum, der in der ganzen Gegend ſehr luſtig wächſt und als einer der erſten Ertraggeber des Ländchens anzuſehen iſt, weil die Stadt davon ein Anſehnliches ausführt, welches den übrigen Oelen der Provence gleich geſchätzt wird. Sein Anbau iſt derſelbe mit dem toskaniſchen und liguriſchen bis hoch zu den Bergen hinauf, ſo weit nur ein wenig Erde für ſeine Wurzel zu finden iſt, welche man durch gegen gezogene Mauern vor dem Abſpühlen ſichert. Dieſer Baum ſteht auch in den Gründen, wo er üppiger und ſtärker wächſt, aber bekanntlich ſchlechtere Früchte trägt, als auf recht

klippigen und ſonnenverbrannten Bergen. Man gräbt ihm am Gebirg an der höheren Seite häufig Gruben vor, um das wohlthätige Regenwaſſer für ſeine Wurzeln aufzufangen. Tiefer unter ihm kommen die Feigen-, Pfirſiche-, Aprikoſen-, Pflaumen- und Mandelbäume nebſt Kirſchen in großer Menge, die auch häufig in den Gründen und Thälern ſtehen. Bloß dem Grunde und den Wieſen und Thälern eigentlich zu gehören ſcheinen die Maulbeerbäume, die an Wichtigkeit wohl den zweiten und dritten Platz einnehmen. Man ſieht ſie allenthalben auch an den Straßen, Gräben und Bächen und ſie werden jetzt ſchon zum Theil geſtreift. Man gewinnt ein Beträchtliches an Seide, doch giebt es hier nur elende Fabriken darin und die meiſte geht roh nach Lyon, Turin und andern Orten; jetzt geht ſie aber gar nicht und Bäume und Würmer lohnen kaum die Pflege. Man köpft dieſe Bäume häufig, wie ich es auch in der Mark und im Magdeburgiſchen geſehen habe, weil die jungen Zweige reichere und zartere Blätter geben und dieſer weiße Maulbeerbaum nicht zu den blätterreichen gehört. Endlich Kinder der Thäler und Gärten ſind die ſchönſten Bäume dieſer lieblichen Landſchaft, die Orangen und Limonen. Sie wollen durchaus wäſſeriges und niedriges, aber warmes Land, kommen an den Hügeln und Bergſeiten nur klein und ſtrupfig fort und tragen dort kleine und

ſchlechte Früchte. Zum Theil ſtehen ſie frei in klei-nen grünen Gruppen um die Wohnungen, aber die meiſten ſind doch noch in Mauern eingeſchloſſen, nicht ſowohl, um ſie gegen Wind und rauhe Luft, als gegen kecke Springer und Pflücker zu ſichern. Denn ſie bedürfen ſelbſt hier noch der alten Dra-chen; dies ſieht man an den Mauern, deren Rük-ken häufig mit Scherben und Stücken zerſtoßener Gläſer und Bouteillen geſpickt ſind. Ihre ſchönſte Zeit iſt im März und geht mit dem April zu Ende, obgleich man noch jezt (in den lezten Tagen des Aprils) viele Gärten mit ihrem Golde ſchimmern ſieht. Es iſt ein wunderſchöner Anblick, ſo im An-fange des Märzes, wo alle andere Bäume und Ge-wächſe nur erſt im Sproſſen, Grünen und Blühen ſind, dieſe im vollen Glanz ihrer ſchönen Früchte zu ſehen. Jezt ſtehen ſie in der Blüthe für die Herbſtesärndte, welche nie ſo ergiebig iſt, als die des Frühlings. Sie haben doch hier auch durch den Winter gelitten und ſind theurer, als gewöhn-lich. Doch kauft man die ſchönſte und größte Orange um einen Sol und die mittlern um einen halben; der bittern Orangen (Pomeranzen) hat man um einen Sol drei, vier und zwei, drei der beſten Citronen. Zu den ſeltneren Bäumen gehören Man-deln und Palmen, die man, vorzüglich die leztern, nicht ſo häufig und mehr zur Zierde, als zum Ge-brauche ſiehet. Dagegen findet man Birn- und

Aepfelbäume viel häufiger, als im Toskaniſchen, und Kirſchen in ungeheurer Menge. Reben trifft man hie und da an Bäumen gezogen und in den Feldern in kleineren Reihen an Stäben. Sie ſind aber nicht häufig und das Erdreich iſt ihnen offenbar zu leicht und ungünſtig. Die Trauben dienen bloß als Frucht und einige werden zu einem ſchlechten Wein ausgepreßt, da man den beſſern aus dem Languedoc ſo wohlfeil und ſo gut hat. Von andern Bäumen ſieht man an Bächen die Pappel und Eſpe und Weide, ſeltener Ulmen und an Häuſern und Gärten die babyloniſche Weide, die mit ihren lang wehenden Locken hie unbeſchreiblich ſchön ſteht.

Unter dieſen Bäumen und in ihren Zwiſchenräumen, ſo weit es die Beſchaffenheit des Bodens erlaubt, ſieht man sie wieder nach toskaniſcher Art Kornfelder, Gattung, Weitzen, Rocken, Gerſte, Spelt, Haſer und Hanf, aber noch mehr, als in Toskana, ſogenannte Gartengewächſe in großen Reihen und Beeten, Bohnen, Erbſen, Kohl, Salate, Zwiebeln, Knoblauch, Lauch, Artiſchocken, Rüben, Spinat, Spargel, und wie die Menge der Gräſer für die Menſchenkehlen heißt. Schon im März kann man friſche Erbſen und Bohnen eſſen. Man wundert ſich anfangs, wo ſo viel Kraut und Grün bleibt; aber dieſe Verwunderung hört bald auf, wenn man ſieht, daß die Meiſten

hier Graseſſer ſind, womit ſie bei'm Wein und Brod und guten Früchten wohl auskommen können; denn das Fleiſch iſt hier eine ſehr theure und ſeltene Speiſe. Die Bearbeitung geſchieht meiſtens mit Harke und Spaten, mit dem liguriſchen umgekehrten, der eine halbe Hacke iſt; und alſo ganz auf Gartenart; und jeder Fußbreit Land muß hier zwei, drei Mal im Jahr ſeinen Ertrag geben oben und unten. Jedes Gras, jedes Blatt, jeder Koth auf der Gaſſe wird in Körben und Kiepen geſammelt und als köſtliche Waare zuſammengehalten. In den Thälern ſieht man noch die reichſten und blumigſten Wieſen, allenthalben mit Bächen und rinnenden Waſſern durchſchnitten, die ſchon im März ihre Schaaren Schmetterlinge, aber leider keinen Geſang haben; denn täglich treten mehr Jäger, als hier Federn ſind, mit Hunden umher, und kein Geſangvögelchen iſt ſo klein, das nicht im Nothfalle dem hungrigen Magen dienen müßte; ja man kann ſie hier von allen Klaſſen vom Zaunkönig bis zum Auerhahn auf dem Markte feil tragen ſehen. So lieblich nun dieſer Garten Heſperiens, ſo ein Eden er auch in gewiſſen Gemüthslagen iſt, ſo ſehr fühlt doch der Nordländer gewöhnlich den Abſtand von ſeinen erhabenen Hainen und Bäumen. Man kann hier keine Vergleichung machen. In gewiſſen Zeiten mögte ich wohl ſolche Gärten haben, aber für

immer lobe ich Deutſchlands Parke und Gärten und Felder vor allen denen in Italien; der Italiäner wird unſre Felder und Büſche nur eine Wüſte ſchelten. Jeder hat Recht; ſo ſtark iſt die Liebe und der Haß der Jugend und Gewöhnung.

Villafranca. Das Ufer von Nizza bis an den Var in ſeinem ganzen Buſen iſt flach und niedrig und ohne die natürlichen Felſendämme; aber ſchon auf dem Wege nach dem Hafen gleich unter dem Feſtungsberge wird es felſigt und ſchroff und läuft ſo dem Hafen vorbei, hinter welchem ſich ſüdlich gleich ein hohes und kahles Felſengebirg erhebt. Dieſes kahle Gebirg ſcheidet Nizza von Villafranca, das etwa eine gute Viertelmeile von hier entfernt liegt, durch das Klettern über den Berg aber beinahe zu drei Viertelmeilen wird. Doch wäre es jedem Fremden unverzeihlich, dieſen nackten Berg nicht erſtiegen und Villafranca nicht beſucht zu haben, weil er in der That dann das Reitzendſte und Schönſte der ganzen Gegend und die ſchönſte und weiteſte Ausſicht über das Land und das Meer nicht genoſſen hätte. Man ſteigt hinter Nizza mehrere Fußſteige hinauf, alle gäh und mühevoll; aber der intereſſanteſte iſt über die Klippen längſt dem Meer; er erfordert aber einen guten Kletterer und einen feſten Kopf, ſonſt kann man leicht einen halsbrechenden Sturz machen. Oben ſind mehrere Baſtionen mit Kanonen

und kleinen Wachhäusern, welche die Küste decken. Zwischen den Felsen wachsen Myrthen, Thymus, Rosmarien, Reseda und andere wohlriechende Kräuter und Sträuche in Menge wild. Ich empfand ein nordländisches Mitleid, die Soldaten oben ihre Bohnen und Eyer mit einem großen Stoß Myrthen kochen zu sehen. Auf der höchsten Spitze steht ein altes verfallenes Gemäuer und gegenüber weiter nach Osten grade über Villafranca ein andres altes Kastell noch mit seinen Ringmauern erhalten und mit Kanonen bepflanzt; es muß sehr fest seyn, weil es auf der höchsten Spitze dieser Bergreihe liegt und nicht leicht zu beschießen ist, auch die Felsen keine rechte Laufgräben leiden. Oben unter den Felsen und ihren Sträuchen und Stauden sieht man einsam einige Hirten mit ihren Schaafen und Ziegen klettern und einige Arme der Stadt und des Landes das Gestripp und Reisig des Berges zu kleinen Bündeln zusammenhacken. Hinter diesem Berg tritt das Meer wie ein Schlauch vorn eng und im Grunde weiter in Gestalt eines Flaschenkürbisses ein und hat hinter sich einen ähnlichen niedrigern Berg, der als eine Halbinsel den Schlauch gegen Süden am großen offenen Mittelmeer schließt. Die Stadt liegt am diesseitigen Ende des Schlauches und das Gebirg hängt mit seinen Nebeln und Wolken ihr dicht über dem Kopf und läßt bloß einigen mageren Oelbäumen

Platz. Sie ſelbſt liegt in zwei, drei Gaſſen, etwas ſtattlicher, als Lerici, oder Porto a Venere längſt dem Meerbuſen hin mit einigen alten Thürmen und Baſteien und einigen hübſchen Häuſern am Molo, der gleichſam den innern und kleinen Haſen bildet, denn ſonſt kann man den ganzen Schlauch, beſonders ſeinen Boden als einen ſichern Haſen betrachten. So iſt Villafranca für Nizza, von dem es eine kleine halbe Meile zu Waſſer entfernt iſt, ein zweiter Hafen. Das Oertchen iſt an ſich unbedeutend und klein. Am Ende der gegenüber liegenden Landzunge, die dieſen Buſen gegen Süden ſchließt, ſteht ein hoher und anſehnlicher Leuchtthurm, der den Schiffen für beide Städte, Villafranca und Nizza, zum Zeichen dient. Dieſe Landzunge zwiſchen zwei Meeren liegt unbeſchreiblich ſchön und erregte in mir eine recht oſſianiſche Sehnſucht nach ſeinen ſchottiſchen Bergen und Hügeln, und wenn ich irgendwo wohnen mögte in dieſer Gegend, ſo wäre es auf ihrem grünen Ende gegen Villafranca. Das Meerende am Leuchtthurm iſt kahl und öde mit ſchroffen und ſchwarzen Felſen und Felſenhöhlen, worin die Wogen fürchterlich donnern; dieſe Spitze iſt auch die höchſte. Sie ſenkt ſich ſanft ab zum feſten Lande hin und macht endlich ein ſchmales Thal zwiſchen dem Villafrankiſchen Waſſerſchlauch und dem jenſeitigen Meere, das Thal meiner Sehnſucht, welches von

oben so niedrig scheint, als müsse das Meer alle Tage durchbrechen. Dieses ist rings mit Bäumen aller Art und mit Korn und Früchten besäet und hat über sich hinaus die Aussicht in eine entferntere schöne Bucht näher nach Monaco hin. Schmal engt es sich endlich ein, wo es ans feste Land stößt und läuft am Ufer als ein schöner halbmondiger Streifen bis nach Villafranca; an seiner Bucht ist eine Bastion, welche den Busen vom Boden an durchschießt. Was diese himmlische Gegend mit den Durchsichten von zwei, drei Meeren im Abendglanz, mit den hohen östlichen Bergen über Villafranca hinaus im Dunstgewande der Nebel und der ferneren Schneeschimmer für eine magische Begeisterung und süße Sehnsucht erregt, das faßt keine Beschreibung und fühlt nur der, welcher Villafranca hoch auf dem Kopfe steht und sich selbst und die Welt mit allen ihren Gebrechen und Verbrechen im großen und erhabenen Gefühl unter die Füße tritt. Lieblicher und anmuthiger sind ihm dann bei'm Rücksteigen die schönen nördlichen und westlichen Wiesen und Hügel und die stillere und flachere Meeresbucht hinter Nizza, wo die Fischer noch im ersten Abendglanz mit dem Rauschen der Netze und Böte und dem Tosen der Weiber und Buben ans Land stoßen. Dieser Fischfang, den ich tagtäglich unter meinen Augen sich auf dem Meere bewegen sehe, will eben nicht viel sagen. Außer

Lachs und einer Art Seeforellen und wenigen Aalen, die aber nicht zum alltäglichen Fang gehören, ist das Andere meistens nur kleiner und unschmackhafter Gattung.

Mancherlei. Ueber die hiesige politische Stimmung etwas zu sagen, mögte so leicht nicht seyn. Nizza gehörte sonst zu Piemont und ward von dem König von Sardinien bei dem ersten Vertrag mit Buonaparte 1798 mit Savoyen an Frankreich abgetreten. Ich habe von einer andern Stelle von dem Angespannten und Drückenden der alten Regierung gesagt, welches freilich durch den Krieg noch wachsen mußte. Nizza indessen gehörte durch seinen Handel und durch manche Vorrechte, die es als Seestadt hatte, immer zu den glücklichsten Städten Piemonts, welches überall durch Industrie zu ersetzen suchte, was der Hof durch das System eines übertriebenen Aufwands nahm. Im Ganzen scheint man hier mit der neuen Ordnung nicht unzufrieden, wenn man vom kleinen Volke redet, welches das Land bewohnt und der Erde was abzwingt. Der Städter klagt sehr und er hat Ursache, und das Interesse hindert viele, gute Patrioten zu seyn. Man hatte hier sonst einen ansehnlichen Handel, aber der ist so gut, als vernichtet. Selten kommen einige Neutrale und das Meiste schränkt sich auf die genuesischen und französischen Küstenfahrer ein, die kein Leben in den

Ort bringen können. Ueberdem iſt Nizza mehr, als ein andrer Ort, mit Durchmärſchen großer Truppencorps beläſtigt, die aus oder nach Italien marſchiren, und oft zwei, drei Tage hier Raſttag halten nach dem beſchwerlichen Gebirgsmarſch. Buonapartes ägyptiſcher Kriegszug koſtet der Stadt ihre meiſten Schiffe, die noch nicht wieder erſetzt ſind. Die Engländer ſind auch durch den Krieg hier fortgejagt: lauter Dinge, die viele arm und noch mehrere misműthig gemacht haben. Was ich in einer ſüßen Freiheitsſchwärmerei bald nach meiner Ankunft hier zu ſehen glaubte, iſt nicht hier; aber doch ſind die meiſten im Volke Republikaner, obgleich ſie im Aeußern doch wohl ein bischen renommiren; denn darnach zu urtheilen, müßte in Nizza der reinſte Geiſt des Demokratismus herrſchen, ſo iſt alles überfranzöſirt und ſelbſt überdemokratiſirt. Die Franzoſen lachen und nennen die Nizzaer doch noch halbe Italiäner, weil ſie ihnen das Leben hier theuer machen, welches in der That bei allem ſcheinbaren Ueberfluß in manchen Punkten theurer iſt, als in Genua. Der republikaniſche Schein ſpuckt auch an allen Straſſenecken mehr, als ich es irgendwo gefunden. Man hat hier eine isle des Sansculottides, des frères d'armes, eine rue franciade, la raiſon, la morale.

In Rückſicht des öffentlichen Gottesdienſtes macht es hier ein jeder beinahe, wie es ihm ge-

fällt. Die affektirte Strenge, die man näher der Hauptstadt walten läßt, um ein eben so lächerliches, als unpolitisches Gesetz aufrecht zu erhalten, hat hier viel von ihrer Kraft verloren. Die Feier des altchristlichen Sonntages ist ungestört in ihrem Besitze, obgleich gute Republikaner auch die Dekadentage halten, und alle angestellte Personen, oder die einmal angestellt seyn wollen, sie halten müssen. Doch habe ich hier nie eine Glocke ungewöhnlich ziehen hören, weil das in einer eroberten Provinz wohl schärfer beahndet werden müßte, als im Innern, da die Glocke oft zu so manchen Aufruhren und blutigen Händeln hat das Signal geben müssen. Ein Republikanisches sieht man wenigstens auch hier, daß das Frommseyn immer mehr aus der Mode kömmt, und man nicht die Hälfte der Kirchen nöthig hat, welche die frömmeren Väter noch wohl zu füllen pflegten. Manche sind daher auch hier verwandelt, z. B. die an dem Gleichheitsplatz wird bei öffentlichen Festen und Aufzügen als ein Heiligthum der Göttin Freiheit gebraucht, und eine andre größere in der Mitte der Stadt nehmen Sklaven ein, deren hier einige hundert zum Sprengen und Karren von Steinen und bei der Ausbesserung des Molo gebraucht werden.

Auch eine Centralschule ist hier in der Vorstadt jenseits des Baches an der Brücke, welche

mehrere Filiale hat. Ihr Aeußeres ſowohl, als Inneres, entſpricht ſehr wenig der Idee, die man ſich nach der Beſchreibung gewöhnlich von ſolchen Dingen macht. Das ſteht auf dem Papiere leicht ſchön da, in der Ausführung ſchwer. Ich habe mir oft den Spaß gemacht, hinein zu gehen, und dem Unterricht beizuwohnen, welches jeder Bürger konnte. Die Lehrer klagten, daß ihre Beſoldung ſehr karg einlaufe, daß keine andre Aufmunterung da ſei, als durch Dekrete. Das iſt unter den Waffen natürlich. In der That aber verdienten die Schlucker, die hier das gefährliche Geſchäft, Kinder zu unterweiſen, übernommen hatten, gar nichts. Die reine Moral, die reine Politik, die reine Religion und Gott weiß was ſonſt noch Reines und Unreines, ſoll von ſolchen Ungeweihten gelehrt werden, und wird nur zum Uebermaaß rein gelehrt. Zur Probe einiges: Was iſt ein freier Staat? Wo alle Bürger Souverains ſind. Was iſt ein freier Mann? Der die Tyrannen verabſcheut. Was iſt die Tugend? Ein guter Republikaner zu ſeyn. Mit ſolchen Kraftſentenzen, die nur durch die Drohung und Deutelei wahr werden, behilft man ſich. Es ließe ſich überall in jedem Staate vieles über das Unmenſchliche und Heilloſe ſagen, die Jugend vor der Zeit in die Religion und Verfaſſung ihres Landes einzuführen. Der Menſch ſollte ſo lange als möglich Menſch ſeyn,

ehe man ihn mit Gewalt lehrte, was ein Gott und ein Bürger für ein Ding ſind. Waren die Völker der alten Welt nicht weiſer, als wir, wenn ſie (freilich aus andern Gründen) Kinder und Knaben von ſolchen Sachen ausſchloſſen?

Die Menſchen ſind meiſtens ein mittlerer und rüſtiger Schlag, und die Männer faſt alle ſehr muſkulös und brav gewachſen, ſo daß ich hier nicht wenige mir zu finden getraute, die ohne Furcht vor einem Bildhauer als Modell ſtehen könnten. Spricht man dagegen von der Geſichtsbildung, ſo fallen ſie ſehr ab, und ſchöne Geſichter ſieht man ſelten. Dieſe brauchen die Männer auch ſo ſehr nicht, und ſie haben dafür, einige junge trotzige Freiheitsſöhne ausgenommen, einen ſehr ſtarken Ausdruck von Leutſeligkeit und Gefälligkeit, und eine Offenheit, welche wohl die vergängliche Schminke der Schönheit aufwiegen. Bei dem Geſchlecht dagegen, wo Zartheit und Schönheit denn doch, was man auch ſagen mag, keine ſo gleichgültige Dinge ſind, findet man weniger ſeine Rechnung, wenn man die fremden Schönheiten, die vom Zufall leben, abrechnet. Zwar habe ich einige ſchneeroſige und feingebildete Geſtalten geſehen, aber die meiſten ſind kleine runde Purzelchen, und manche ſelbſt plump und formlos, und faſt alle mit zu ſtarken Geſichtszügen und mit reichlicher Sonne gezeichnet, was den Männern nur ein braveres An-

ſehen giebt, aber dieſen bunten und wechſelnden Regenbogen des Himmels die letzte Lieblichkeit raubet, die ſie ſonſt noch haben würden.

Weil aber die Schule am Menſchen höchſtens nur als das zweite und dritte anzuſehen iſt und ihn der Kern drinnen eigentlich zu dem macht, was er gelten kann, ſo will ich hievon abſpringen und mit Wohlgefallen geſtehen, daß ich hier unter Menſchen lebe. Man merkt hier ſchon viel Franzöſiſches, was nun ſeit der Beſitznahme durch die Franzoſen noch mehr gewachſen iſt und wachſen wird, aber doch guckt der Italiäner häufig noch durch, welchen der Franzoſe in der übergroßen Freundlichkeit und Verſchmitztheit ſieht, die manchem anklebt, und weswegen er dieſe Nizzaer Baſtarde ſchimpft. In der That iſt Karakter und Sprache ein Baſtard der beiden angränzenden Nationen, die hier in einander fließen. Für beide hat es zwar nicht die beſten Folgen, am wenigſten aber für die Sprache, die hier in beiden Zungen abſcheulich und im gemeinſten Dialekt unausſtehlich iſt. Mir war indeſſen unter dieſen Menſchen nach meiner Küſtenreiſe zum erſten Mal wieder menſchlich ums Herz. Mir ſcheint bei etwas italiäniſcher Liſt doch eine gewiſſe Gutmüthigkeit und Offenheit allen Klaſſen und Altern eigen zu ſeyn; ſie ſchwazzen und lachen gern, fragen und unterhalten ſich gern mit einem Ausländer, ohne grade was ande-

res von ihm zu wollen, und so sind sie auch unter einander mit einer Frohherzigkeit und Lebendigkeit, die einem wahres Vergnügen macht. Eben so muß ich alle öffentliche militärische und bürgerliche Beamten rühmen, mit welchen ich zu thun gehabt habe. Immer bereitwillig und höflich und dabei doch gut bürgerlich, ohne neugierig oder zudringlich zu seyn, habe ich nie eine öffentliche Stube mit dem unangenehmen Gefühl verlassen, welches einem im steifen und formalen Vaterlande nur zu oft mitgegeben wird.

Ein ganz andrer Schlag, als der Bürger, sind die Bauern. Diese sind offenbar weit mehr Italiäner, als Franzosen. Ihr Dialekt, von welchem ich kaum etwas verstehe, hat auch weit mehr Italiänisches. Ihre Miene hat etwas Finsteres und Tückisches, und ihre ganze Haltung etwas so Schweres, daß ich kaum sehe, wie diese je mit den Franzosen so einträchtig werden wollen. Auch rühmt sie kein Mensch, er sei fremd oder einheimisch. Bis hieher läuft von den Bewohnern der gebirgigten Küste immer noch das Gerücht der Räuberei und Spitzbüberei, welches durch tägliche Beraubungen und Mordthaten in den Bergen seine Bestätigung erhält. Das Geschlecht der Barbets, die mit den Miquelets in den Pyrenäen Brüder sind, beginnt hier. Diese sind das Schrecken der

Reiſenden, noch mehr der Soldaten, wenn ſie auf Rückzügen hier paſſiren müſſen.

Die Vergnügungen der kleinen Stadt, der man doch an 20000 Menſchen giebt, ſind nicht ausgezeichnet, da Theater und größere Beluſtigungen fehlen. An feſtlichen Tagen, auch wohl oft an Arbeitstagen, geht man zu den ſchönen Gärten und Landhäuschen ſpazieren, und die Stadt gießt ſich wie ein Strom aus und vertheilt ſich auf verſchiedenen Wegen; den Abend hat man den niedlichen Korſo und die Eſplanade, die aber ſelten ſo beſucht ſind, als ſie es verdienen. Die Männer haben ihre Billards und Kaffeehäuſer, die in groſſer Menge und faſt nie leer ſind: ein Geſchmack, der immer mehr wächſt, je weiter man nach dem Süden hinauf reiſet. An teutſche häusliche Geſelligkeit muß man auch hier nicht denken, ſondern alles lebt am dritten Orte zuſammen ſo froh, als es nur kann. Die Spielſucht iſt hier, wie faſt in ganz Italien, vorzüglich aber am Küſtenlande, ungeheuer, und geht von dem Erſten, der ſein Pharao, trente et quarante, ſein Schach oder Damenbrett ſpielt, bis zu dem Kleinſten hinunter, der ſich am Klingpfennigſpiel (il battimuro) ergötzt. In jedem Wein- und Schenkhauſe hört man bei den Karten mit Händen und Füßen pochen, und wo nur irgend eine glatte und freie Ecke an den Straßen innerhalb und außerhalb der Stadt und

auf den Plätzen iſt, da ſieht man das Kugelſpiel, (la boule, la boccia) welches als ein Volksſpiel für Gewandheit, Arm und Auge ſeinen Nutzen hat. Es kömmt dabei darauf an, der ausgeworfenen Kugel am nächſten zu kommen, und diejenigen, welche ihr zunächſt liegen, aus ihrer Stelle zu treiben mit einer ſolchen Mäßigung der Stärke, daß die eigene ſich darüber nicht zu weit verlaufe. Auch das Ballſpiel übt man fleißig mit den Händen und mit der Rakette, alles um Geld, ſeien es auch nur halbe Sols. Die Knaben, denen oft die Kugeln fehlen, ſpielen mit runden Steinen, wo ſie alles durch den Wurf regieren. Dies Spielweſen geht ſelbſt auf alte Grauköpfe und Mütterchen aus, und oft habe ich zu meiner Verwunderung an feſtlichen Abenden ſo einer Gevatterſchaft zugeſehen. Sie ſitzen in den Thüren ihrer dunkeln Löcher, ja nicht ſelten auf offenen Straßen, ſchließen, wie Hexen, ihren Zauberkreis, einen Ring, brauchen den Schooß oder eine ausgeſpreitete Schürze zum Tiſch und trumpfen und pochen luſtig vor allen Leuten. Etwas Allerliebſtes, das ich auf dem Korſo und vor den Thoren oft mit innigem Vergnügen geſehen habe, iſt ein Ringeltanz der weiblichen und männlichen Jugend, worin ſich auch wohl Erwachſene miſchen. Er beſteht im Rundfliegen und Geſang, zuweilen mit einigen Verflechtungen und inneren Neckzirkeln und kleineren Ringen, und

ſperrt oft die Gaſſen und Promenaden an feſtlichen Tagen. Alles zeigt ſelbſt in dieſer magern Kriegszeit den fröhlichen Geiſt des Volks, und wenn irgend freie Tage ſind, ſieht man ungeheure Klumpen von Gevattern und Gevatterinnen beiſammen, was in einem Lande leicht iſt, wo man mit offenen Thüren zu leben und alles zu verhandeln pflegt, auch der Winter ſie nicht verſchließt. Der intereſſanteſte Fleck aber in der Stadt, wo man das italiſche Leben des niedrigen Haufens, beſonders der Weiber, recht bewundern kann, iſt am kleinen Fiſchmarkt am Eingange in den Korſo, wenn man vom Hafen her kömmt. Da iſt es ganz ſo, wie ich es bei Florenz erwähnt habe, und das Klima zeigt ſeinen herrſchenden Einfluß und ſeine Schaamloſigkeit. Dahin wandert alles ärmere und kleinere Geſindel aus ſeinen engen Gaſſen und ſeinen dumpfigen und kümmerlichen Stübchen aus mit ſeinem Geräthe und ſeiner Tagesarbeit. Man ſpinnt, man haſpelt, man flickt und läßt ſich Schuh und Strümpfe flicken, während man barfuß dabei ſitzet; man fängt ſich einander chriſtlich die Läuſe ab, hat ſeine Kinder in Körben und auf Kiſſen liegen und begeht unter freiem Himmel ſo viele kleine Menſchlichkeiten, die nur Gewohnheit und Klima entſchuldigen können. Alles was man zur Leibesnothdurft gebraucht, iſt umher. Nie iſt der Markt ohne kleine Fiſche, die man ſogleich braten

laſſen kann; nie hört der Kohlendampf auf, über welchem kleine Kuchen und Stücklein Fleiſch geſchmort werden; nie werden die Buden des Höckers, woraus ein Stücklein Käſe, ein Ei und einige Händevoll Schminkbohnen feil ſind, verſchloſſen.

Das Klima iſt wohl eines der ſchönſten. Der Frühling iſt lang, der Sommer durch die See- und Bergluft gemäßigt; den Winter kennt man nicht, ſelbſt der diesjährige hat in dieſe ſchönen Thäler keinen Schnee herabgebracht: Früchte und Kräuter und Gräſer gehen nie aus. Aber dieſes Klima iſt eben ſo eines der geſundeſten; das wußten die Engländer wohl. Man ſieht eine ungewöhnliche Lebendigkeit und Friſche bei dem Alter, und viele Weißköpfe treten mit roſigen Wangen und raſchen Schritten einher.

Die Tracht des Bauers iſt, wie ich ſie im übrigen Italien geſehen habe, eine Jacke mit einem Stück von Mantel bei ſchlimmen Wetter; doch fangen hier meiſtens ſchon die langen Hoſen an, welche von der geringern Klaſſe faſt durchgängig getragen werden. Die Jacke tragen ſelbſt anſtändige Männer häufig, beſonders aber Jünglinge. Die gemeinen Weiber zeichnen ſich nur durch ihren Kopf aus; denn an ſeinem Kopfe hat ein Weib immer mehr zu thun, als an allen ſeinen andern Theilen zuſammen; vielleicht weil ſie mit allen Theilen

mehr thut, als mit ihm. Gewöhnlich hängt ihr Haar hinten etwas aufgeschlagen in einem Netze, welches gewöhnlich feuriger Purpurfarbe ist; um den Kopf schlingen sie ungezipfelt ein weißes Tuch; oben auf dem Kopf sieht man ein Zirkelband, worin man sie eingezwungen hat; oft ist auch das ganze Haupt in einem Furienschlangenbunde der Flechten zusammengetrillt; der Strohhut, welchen sie tragen, ist ganz hübsch geflochten mit einem niedrigen Kopf und weitem Rande.

Vieh sieht man fast nichts, als Maulthiere und Esel mit Packsatteln, selten Pferde, und nie habe ich ein Ochsengespann ziehen sehen, wie im übrigen Italien. Rindvieh ist in diesem schönen Bergthal überall wenig; denn die höheren Berge geben kaum den Schaafen kümmerliche Nahrung und sind keine Schweitzeralpen; Ziegen aber klettern in Menge im Gebirge.

Die Wendung der italiänischen Angelegenheiten, welche während meines Aufenthalts in Nizza durch die berühmte Schlacht bei Verona für die Franzosen so schlimm ward, veranlaßte auch hier mancherlei Neues. Die Stadt ward sogleich in den Belagerungsstand erklärt, d. h. alles ward unter strengere Aufsicht genommen, rund umher wurden Pikets ausgestellt und alle Thore und Zugänge der Stadt bei Tage und Nacht mit Soldaten und Nationalgarden besetzt, damit nichts Verdächtiges und

Unerlaubtes ſich durchſchleichen könnte. Denn es riß nun eine fürchterliche Deſertion ein, und täglich fing man deren auf, die auf mancherlei Wegen ins Vaterland zurückkehren wollten. Für mich hatte dieſe Erklärung der Stadt in den Belagerungsſtand weiter keine unangenehme Folgen, als daß ich meine Sicherheitskarte öfter zeichnen laſſen mußte.

Militär lag hier bei meiner Ankunft ziemlich vieles, aber bei'm Anfang der franzöſiſchen Unfälle in Italien, ward es meiſt weggezogen. Ich habe es ſchon bei mehrern Gelegenheiten geſagt, und es freut mich, daß ich es noch einmal ſagen kann, daß es unter den Soldaten der Republik mir immer ſehr gut gefallen habe. Da herrſchte eine gewiſſe Freiheit und Offenheit, die ſich ſogleich Vertrauen erwarb, ein richtiges Urtheil, daß weniger durch Rückſichten das Intereſſe verſchroben ward, eine Artigkeit, die mit ſo viel Menſchlichkeit verſetzt war, daß ſie mehr als Artigkeit heißen konnte. Da konnte man lebendige Männer in jener ruhigen Kraft ſehen, die allein den Mann macht. Da war keine Affektation, kein äußeres Spiel mit der Freiheit; ſie ſahen die Dinge, durch deren härteſte Schule ein Theil von ihnen gegangen war, ſchon viel klarer und ungefärbter, als andere, und ſchalten und lobten nicht bloß nach dem Lüftchen, das gerade von Paris her wehte. Ueber ſolche Dinge ward überall wenig

von ihnen verhandelt. Wofür und worin einer viel thun muß, davon ſpricht er nicht gern. Dieſe Soldaten ſind in Nizza meine liebſte und meiſte Geſellſchaft geweſen, und durch ſie bin ich zuerſt in den franzöſiſchen Karakter eingeweiht, der mich auch nicht getäuſcht hat. Nizza ward, nachdem man den verwickelten Knoten langer Unterhandlungen wieder mit dem Schwerte durchgehaut hatte, wegen des Hin- und Hermarſchirens aus und nach Italien ein äußerſt intereſſanter Aufenthalt, ſo wie durch die mancherlei Gerüchte, die, oft wie ein Wind entſtanden, eben ſo ſchnell wieder verſtummten. Es ward zu einem Ausrüſtungsorte und zu einer Art Waffenplatz gemacht, von wo die Marodeu und Bleſſirten aus Italien nach Frankreich, und die Friſchen und Inſkribirten aus Frankreich nach Italien gingen. Es war zugleich der Landungsort mancher, die vor dem Glücke der Oeſterreicher mit ihren Schätzen, oder mit ihrem Leben in ein ſichereres Land flohen. Von dieſem allen bekam ich oft ein ſo lebendiges Bild, als wohnte ich nur einige Stunden vom Kampfplatze, und zugleich von manchen Dingen, welche mir einige Aufſchlüſſe über den Geiſt der franzöſiſchen Soldaten und über das Verwaltungsſyſtem bei den Bundsgenoſſen und bei den Truppen gaben. Davon noch einige kleine Notizen, und dann will ich von dem lieben Orte meines Exils, welcher nach-

her das Grab ſo vieler wackerer Männer werden ſollte, auf immer Abſchied nehmen.

Konſkribirte aus dem Innern Frankreichs kamen hier wöchentlich zu Hunderten und Tauſenden an, von einzelnen Officieren und Unterofficieren, oft auch von kleinen Corps geführt, wenn man ihnen nicht traute, daß ſie gern und gutwillig nach Italien gehen würden, welches die Franzoſen nur als ihr Grab verabſcheuen. Dieſer Haufe, bei dem keine Wahl, ſondern die Nothwendigkeit des Geſetzes Statt gefunden hatte, war ſo bunt und ſonderbar, als möglich. Ernſter aber war der Gedanke, der ſich bei manchen von ihnen aufdrang, daß ſie vielleicht das letzte Habe, ſo wie die letzte Stütze armer Aeltern mitgenommen hatten, um ſie ihnen nie wieder zu bringen. Wenige waren montirt und bewaffnet, ſondern jeder ging in der Tracht ſeines Landes und ſeines Glückes und leinene Kittel ſah man neben Kleidern aus dem feinſten Tuche und Lyoner ſeidne Pantalons neben Barfüßen. Alles aber doch franzöſiſch und brüderlich unter einander, und ſo waren auch die Officiere. Dieſe zeichneten ſich auch im Aeußeren vor ihren Kameraden oft durch nichts weiter aus, als durch die Achſelbänder und gingen barfuß in Schuhen, ihren Ranzen auf den Schultern und ihren Ueberrock ausgezogen. So muß der Officier auch ſeyn, wenn der Soldat brav werden und blei-

ben ſoll. Nie habe ich bei dieſen Haufen Officiere zu Pferde, oder Wagen geſehen. Wo der Konſkribirte blieb, da blieben auch ſie und erlaubten es kaum, daß andre ſie von ihnen auszeichneten. So viel Freude dies mir auch gewährte, ſo war doch vieles, was einen Menſchen traurig machen konnte. Zum Theil waren die Burſchen von 17, 18 Jahren offenbar noch nicht rüſtig genug, das Schwert ſchwingen und das Gewehr mit Ehren tragen zu können; andere hatte die Natur vom Anfang an zu klein und winzig zugeſchnitten. Indeſſen der Geiſt macht alles und die Franzoſen haben bis jetzt gezeigt, daß ſie jedem ſeine Stelle zu geben wiſſen. Schlimmer ſah es in andern Rückſichten für dieſe jungen Bürger aus, die man ſo laut und ſo gewaltig zu Helden und Vertheidigern des Vaterlandes aufrief. Sie klagten, daß ſie oft an Orten ankämen, wo faſt gar nicht für ſie geſorgt ſei, ſo daß ſie nicht einmal ein Lager unter Obdach fänden, wenn man ſie auch nicht ſatt gemacht hätte. Sie klagten, daß die Monturen, Strümpfe und Schuhe ſo eingerichtet ſeien, daß nicht einmal ein Schreiber und Schneider, geſchweige ein Soldat, ſie einige Monate hinter dem Ofen ſitzend tragen könne, ohne daß ſie abgeriſſen ſeien. Sie klagten, daß manche von ihnen durch Befehle und Gegenbefehle und durch verkehrte Marſchrouten hätten 200 Meilen auf dem Wege nach Nizza ma-

chen müſſen, welchen ſie ſonſt mit 50 Meilen hätten ausmeſſen können; lauter Klagen, die andre redliche Männer mit Kopfſchütteln bejahten. Bei allem dem war es eine Freude, wie ſie doch gewöhnlich luſtig und frohes Muthes hinzögen und ſangen und hüpften, als ginge es zu einem Tanz.

Einen ganz andern Anblick gewährten mehrere Regimenter, oder beſſer Stücken von Regimentern, die nach Frankreich zu ihrem Depot gingen, um ſich wieder zu ergänzen. Dieſe waren wahrhaftig nicht gemacht, ihnen zu ihrer Reiſe über die Alpen Luſt zu machen. Noch weniger waren es die Tauſende von Bleſſirten, die hier zum Theil ins große militäriſche Lazareth kamen, zum Theil nur Raſt hielten und nach Frankreich gingen, um ſich für neue Schlachten heilen zu laſſen. Infanteriſten marſchirten keine während meiner Anweſenheit zurück, aber deſto mehr zerhackte Korps von Kavallerie, aller Farben und Nationen; bei einem dieſer Korps war eine Menge Pohlen und Schwarzer und Mulatten, die mehr Gründe haben, als irgend andre, für die eroberte Freiheit zu ſtreiten. Viele dieſer Reiter waren ſchon unterwegs in den kahlen Bergen zu Infanteriſten geworden; ſo ging es hier fort und ſelbſt die, welche auf den Plätzen und dem Korſo hier nur etwa einen halben Tag raſteten, ließen oft einige Dutzende krepirter Pferde zurück, auf deren Keulen man zum Theil die Zeichen

ungriſcher und böhmiſcher Geſtüte und alſo auch die Zeichen eines beſſern und glücklichern Führers, des Buonaparte, ſah. Schlecht wie die Pferde ſahen auch die Menſchen aus und viele gingen ohne Rock und mit halben, oder gar keinen Stiefeln, während einige das Reiterkoſtum ganz abgeworfen und das eines leichten Fußgängers angenommen hatten. Die meiſten Officiere trugen Kopf und Arme umwunden, und waren zum Theil noch blutig, eine Ehre für ihre Tapferkeit. Nicht über die Oeſterreicher fluchten ſie übrigens, ſondern über Scherer, ihren Oberbefehlshaber und über alles was zur Verwaltung und Verpflegung der Armen gehört, über die Kommiſſäre, Lieferanten und Proviantmeiſter, welche ſie die Urſache alles Unglücks nannten.

Dieſe Soldaten waren nicht die einzigen, welche über Nizza nach Frankreich zogen, ſondern eine Menge junger Leute, worüber ſie Himmel und Erde zur Rache anriefen, und viele andre Abentheurer und Glückspilze, welche ſich an dem Elend des armen Italiens groß und voll geſogen hatten. Es war äußerſt erbaulich und intereſſant, dieſes Schauſpiel des Menſchenlebens mit allen ſeinen hellſten und grellſten Scenen und Situationen hier aufziehen zu ſehen. Alle Tage gab es da was Neues zu ſehen, zu lachen und zu fluchen, auch wohl zu weinen, je nachdem jeder aus dem Ge-

ſichtspunkte ſeines Intereſſe und Gefühls die Sache anſah.

Die erſten, welche merken ließen, daß es in Italien für die Angelegenheiten der Republik düſter ausſehen müſſe, war eine ungeheure Menge von Kommis, Kommiſſären, Adminiſtratoren, Kaufleuten, Antiquaren, Künſtlern, und unter welchen Namen Frankreich ſein Geſindel ausgeſchickt haben mogte, Italien zu plündern. Ich als ein Fremdling, der hier nichts beſſers thun konnte, war immer einer der erſten, alles zu hören und zu ſehen, was irgend der Ohren und Augen werth war, und wahrlich da gab es Scenen, welche zu ſehen mancher ſich die Beine ablaufen würde. Obgleich ich ſo lange Zeit in Italien geweſen war, ſo muß ich es doch zu meiner Schande geſtehen, daß ich erſt durch die guten Säbel der Ruſſen und Ungern die Auswahl und Blume der italiäniſchen Schönheiten zu ſehen bekam. Ich muß es den Franzoſen laſſen, daß ſie ſich auf die Weiber verſtehen. In meinem Leben habe ich ſo viele Reitze nicht an einem Orte beiſammen geſehen, als hier binnen 14 Tagen nach und nach wie im Schattenſpiele kamen und gingen. Dieſe zogen als Weiber, als Beiſchläferinnen und Huren mit ihren alten Freunden in ein friedliches Land, um dort die geſammelten Schätze zu verzehren. Hier fand ich es be-

ſtätigt, was ich in Mailand und andern Städten der Lombardei nicht glauben wollte, daß die Franzoſen ihnen die ſchönſten und reichſten Weiber und Mädchen abſpänſtig machen; denn nicht genug, daß faſt jeder dieſer Flüchtlinge ein Weib aus Italien entführte, hatte mancher drei, vier in ſeinem Gefolge. Die meiſten dieſer unedleren Helden der Nation kamen zu Waſſer von Genua und Savona, um ſich und ihr Habe nicht den Gebirgen und ihren räuberiſchen Bewohnern auszuſetzen. Unglaublich iſt es, welche Ladungen von Gepäck und Menge Koffer ſie zum Theil hatten und in welchem Uebermuthe ſie mit ihren Weibern und Huren eine Zeitlang vor den Augen der armen Einwohner prunkten, die an den Weibern nichts mehr tadelten, als daß ſie beinahe im Eviſchen Stande einhergingen, welches die ſtillern Sitten hier empörte. Andere von ihnen kamen auf Eſeln und Mäulern durch das Gebirge, nachdem ſie ihre Sachen eingeſchifft hatten; noch andere endlich waren in einer Reihe von Wagen glücklich die Straße aus Piemont zu Lande gereiſt. Dieſes Gezücht machte dann einige Tage den Glanz der hieſigen Kaffeehäuſer und des Korſo, bis es in Frankreich verſchwand. Auf viele zeigten die Officiere und Bürger hier mit Fingern, indem ſie ihren Auszug von hier nach Italien mit ihrem Einzug verglichen.

So zogen von Genua, von Neapel, von Mailand, von Turin, und Rom, binnen 14 Tagen gewiß einige Tausende, zum Theil mit großer Equipage, mit drei, vier Maitressen und Bedienten, die kaum vor einem Jahre mit einem kahlen Rock und viel List ausgereist waren. Um Pässe zu erhalten, hatten sie mancherlei Ränke und Unterhandlungen gebraucht; was kann man für Geld nicht alles kriegen? Die wenigsten trugen den Namen ihrer Funktion. Manche zogen als Officiere, als Kouriere und Kaufleute sicher in Frankreich ein, die unter andern Titeln die Nation bestohlen und geschändet hatten. Anfangs ging dies sicher und gut, man bewunderte ihren Glanz und ihre Weiber, sportete ihrer hinter dem Rücken und erzählte ihre Schelmenstreiche; aber damit war es auch vorbei. Als aber mehrere Trümmer der Armee hier ankamen und bei ihren Wunden und zerrissenen Monturen und Schuhen schwuren, an all dem Unheil sei dieses Geschmeiß Schuld, welches so herrlich mit seinem Raub ins Vaterland einziehe und gleichsam über die Schmach beider Nationen triumphire; als der Bürger selbst sich an ihnen bis zum Ingrimm satt gesehen hatte; als endlich von Moreau Befehl erging, solche Passagiere ein wenig genauer zu untersuchen und die Verdächtigen wieder herausgeben zu lassen, was sie mit Unrecht an sich gerafft hät-

ten, da wandte ſich das Blatt. Sie kamen nun unter kleinen und unbemerkbaren Geſtalten und Rollen und wußten auch ſo meiſtens zu entwiſchen. Einige indeſſen faßte man doch hart an und kniff ihnen etwas von den italiäniſchen Goldſtücken ab. Einen ſah ich ſelbſt etwas unlieblich in Empfang nehmen. Er kam nebſt zwei ſeinen Weibern und vielem Gepäck auf Maulthieren über die Berge von Monaco und traf zugleich mit mir, der im Felde herumſpaziert hatte, bei der Barriere am Platz der Republik ein. Man ruft Halt! Er reicht ſeinen Paß, der auf einen Kaufmann von Genua lautet. Aber der Unterofficier, der dort die Wache hat, kennt ihn als einen Lieferanten und verräth ihn nachher bei der Municipalität. Man hat ihm 15000 Zechinen, die er baar bei ſich führte, abgeſucht. Wo er geblieben ſei, wußte niemand. Die ſchönſte ſeiner Begleiterinnen hatte unſer Kommandant Puget, (er hat nachher an der liguriſchen Küſte als Befehlshaber tapfer mit den Aufrührern gefochten,) ein hübſcher Mann, ſich zu Gemüth geführt, und ich ſah ihn ſchon den folgenden Tag mit ihr ſpazieren. So wechſeln die Güter und die Herren.

Die einzigen Flüchtlinge, die nächſt den armen Soldaten mich jammerten, waren mehrere italiäniſche Familien, welche dem Sturm bei Zeiten zu

entfliehen ſuchten. Das ſind Unglückliche, die Mitleid verdienen; dann ließ ihnen die Zeit wohl eine Wahl? Doppelt unglücklich ſind ſie, weil die meiſten Franzoſen ſie haſſen, ſie ſcheel anſehen und ihnen nachfluchen: ce ſont des lâches, qui aiment mieux fuir, que combattre pour leur patrie.

Reiſe von Nizza nach Marſeille, den 3. Mai 1799.

Endlich nach einer langen Quarantaine, die ich hier hatte halten müſſen, reiſete ich den 3. Mai ab des Nachts um 2 Uhr. Ich nebſt zwei Officieren der Marine ging mit dem Kourier der Nationaldepeſchen und außerdem waren noch drei Wagen, mit Officieren der italiäniſchen Armee, mit einigen Weibern und Kaufleuten beladen, ſo daß wir in allem wohl an 30 Mann ausmachen mogten. Die erſte Fahrt im Dunkeln ging durch bekannte und oft durchwanderte Gegenden bis an den Var-Strom, der vormals die Gränze zwiſchen Frankreich und Italien machte. Als wir über die Brücke St. Laurent jenſeits des Var gefahren waren grade bei der Tagesdämmerung, ſtiegen wir aus und marſchirten gerüſtet durch die Hohlwege und das Geſträuch der Anhöhen, weil die Gegend oft durch Räuber feindſelig und unſicher gemacht iſt. Als es tagte, ſetzte ſich alles wieder, Nachtigallen

und Lerchen begrüßten den Morgen und unſer Weg ging durch fruchtbares und wohlbebautes Hügelland, mit Korn, Oel- und Feigenbäumen bedeckt. Gegen fünf Uhr fuhren wir Antibes vorbei, einem freundlichen und netten Seeſtädtchen mit einem Hafen und Fort, die aber beide ſehr verlaſſen da ſtanden. Von hier ging es durch eine freundliche Ebene auf Cannes zu. Wieſen und Felder und Weiden ſah ich nach kurzer Zeit im ſchönſten Grün des Frühlings luſtig wechſeln, Heerden weideten in kleinen Feldbüſchen, aus welchen Nachtigallen ſchlugen — denn die Provence iſt ſeit Petrarka und Laura das Land der Nachtigallen — und Rebenſtöcke ſchlangen ſich hie und da italiäniſch um die Bäume, oder waren auch in einer langen Reihe an Stäben gezogen, mit Korn und Sämereien in der Mitte. Bei Cannes gewährt das Meer mit ſeinen grünen und buſchigten Inſeln, Skt. Marguerite und Skt. Honorat, einen gar freundlichen und lieben Anblick. Mir war, als wünſchte ich mir Floßen, um hinüber zu einer ruhigen Einſiedelei zu ſchwimmen. Aber das Schickſal und die Zeit verſagten beides, Floßen und Boot. Cannes liegt längſt dem Meere hin wie eine einzige lange Gaſſe mit einem alten Thurm und Schloſſe auf der Höhe, nett und heiter anzuſehen, wie weiter unten Joigny an der Yonne. Hier ward die ganze Reiſekaravane nun erſt recht am Tageslichte zuſammengebracht

und konnte nähere Bekanntſchaft bei einem muntern Frühſtück machen. Die Officiere erzählten von ihren Fährlichkeiten bei der Flucht aus Mailand und dem Marſch durch das Piemonteſiſche und Genueſiſche, wo die verſteckten Bauern mehrere Officiere und Gemeine getödtet und verwundet hatten. Dieſe kehrten nun zum Theil als Ueberflüßige bei gefangenen und zuſammengehauenen Regimentern, zum Theil als Boten von ihrer Botſchaft nach Italien zurück, wie z. B. meine beiden Kameraden. Einige hatten ſich auch Geld mit hübſchen Italiänerinnen erheirathet und gingen, es in Frankreich zu verzehren. So war unter den Weibern eine allerliebſte Mailänderin, die ein Franzoſe nach Toulon nahm. Der luſtigſte und fidelſte der Geſellſchaft indeſſen war der älteſte meiner Geſellen, ein Kapitän von der Flotte, Clement Düfresne. Er lachte und ſang in Einem fort und war dann wieder eben ſo ſprachfertig. Strapazen hatten ſein Haar bei 32 Jahren ſchon ſchimmlicht gemacht; denn mehr als einmal hatte er die beiden Indien geſehen und zweimal in dieſem Kriege die engliſchen Gefängniſſe, in deren letzten er 18 Monate geſeſſen hat. Auch ſeine jetzige Reiſe iſt kein Glück. Er war vor kurzem mit Depeſchen von Paris nach Mailand und Neapel geſchickt. In Mailand kömmt er den Abend vor dem Einmarſch der Oeſterreicher an, muß den Morgen flüchten, ſeinen Koffer im

Stich laſſen und über 6 Miglien ſeinen Mantelſack tragen, bis er zu mehrern Wagen mit franzöſiſchen und italiäniſchen Flüchtlingen ſtößt. Dieſer Mann ſchimpfte fürchterlich über das ſardanapaliſche Geſchlepp der jetzigen franzöſchen Armee, über die Lieferanten, Kommiſſaire und Gauner, welche den ehrlichen franzöſiſchen Namen ſtinkend machen, über die Menge der Weiber, die zu vielen Tauſenden dem Heere folgen; dies letzte ſchloß er lachend mit den Worten: c'eſt le foible du François, de ne pouvoir offenſer une femme.

Von Cannes ging nun der Weg allmälig bergan, bis man an den Wald von Eſtrelles kömmt. Hier machten wir Halt, jeder ſtieg aus und waffnete ſich mit Säbel und Piſtolen, weil in dieſem Walde alle Tage faſt Plünderungen und alle Wochen Mordthaten vorfallen. Kaum waren wir 500 Schritte gewandert, ſo kamen ein Paar Eſelein mit Säcken, denen weit hinten der Führer folgte. Hier verſah ſich die kurzſichtige Furcht eines unſrer Officiere an den langen Ohren und ſchrie: oh Meſſieurs voilà des coquins à fuſils. Wir lachten lange über die poſſierlichen Flintenläufe und fanden überall unſre Bewaffnung unnöthig; denn die ganze Straße durch dieſes Holz war mit Konſkribirten bedeckt, die uns truppweiſe zu hunderten vorbei defilirten. Uebrigens iſt es ein Paß recht für Räuber gemacht, wie für die Eber und Wölfe,

welche letztere hier gegen den Winter von den höhern Alpen herabkommen. Die Wege sind jetzt über alle Beschreibung scheußlich; und obgleich wir alle zu Fuße waren, konnten doch die Gaule oft den Wagen nicht durch die Steine schleppen, die vormals einen Straßendamm machten und jetzt in einzelnen Klumpen da liegen. Uebrigens ist dies ein lustiger und romantischer Pfad. Ungeheure Felsklumpen hängen mit alten Tannen herab, Bäche rieseln über den Weg und Bergströme brausen durch die tiefen Thäler und Schluchte, die auch ihre Nachtigallen haben; Abgründe laufen steil vom Fuße des Wanderers hinab und wechseln mit grünen Felsenwänden, vom Wasser durchströmt und Epheu umgrünt. So kamen wir durch diese große und schauerliche Natur an das Oertchen Estrelles, eine rechte Alpenwirthschaft. Sanft läuft zu dem Gütchen der Berg hinab, oben mit Luzerner und Korn und unten mit schön gewässerten Wiesen, in welchen einzelne Kühe graseten. Oben an seiner sanftern Spitze liegt die kleine Wirthschaft, dicht von hohen Ulmen umschattet, und hoch über ihr links ist wieder fürchterliches Felsengebirg mit einzelnen alten Bäumen und Sträuchen. Wir machten hier Nachmittags um 2 Uhr lustige und frohe Tafel und hatten guten Schmaus und treffliche Erdbeeren zum Nachessen. Wir gingen indessen immer noch gerüstet fort und in muntern Gespräch

chen bis zum Ausgange des Waldes in die Ebne von Frejus. Ich hatte indeſſen allerlei Revolutionsgeſpräche mit meinem Kourier, der Maurer, Proteſtant, Demokrat und Gott weiß, was noch alles mehr, aber im Ganzen doch ein geſcheuter Kerl war. Auch er behauptete mit vielen teutſchen Journaliſten und Almanachiſten, die Freimäurer und Illuminaten hätten die Revolution gemacht. Als wenn eine Revolution ſich ſo leicht machte. Lachen mußte ich, als er mir erzählte, ein Platz in Marſeille heiße nach dem Teufel Marat Champ de Marathon; indeſſen ſolche kleine Schnitzer kann man täglich von der Unbekümmertheit der Franzoſen hören und in Büchern leſen.

Von Eſtrelles ſenkt ſich der Weg immer abwärts und zeigt endlich den Anblick des Meeres mit allen Landbuchten, den ſchönſten und letzten auf dieſem Wege; denn bei Cannes hat man bei aller Lieblichkeit der Ufer und der Inſeln doch die Höhe des Standpunktes nicht. So kamen wir in das kleine räuchrige Frejus hinab, das darum doch ein liebliches Oertchen iſt, denn eine reichere und luſtigere Natur, als ſeine Umgebungen, kann ſich die üppigſte Fantaſie kaum denken. Dieſſeits hatten wir die alten ehrwürdigen Arkaden eines römiſchen Waſſerleiters, die einzeln im Felde da ſtanden, wie das Bild der Vergänglichkeit unter der Blüthe, indem Rocken und Weizen in vollen Aeh-

ren umher wogten und Maulbeerbäume mit ihrem breiten Laube um die alten Steine säuselten. Jenseits im Südwest sind Wiesen und Gärten mit Feigen, Kirschen, Mandeln und Obstbäumen und mit allen Gewächsen der Küche und der Nase reichlich versehen; Reben winden sich fast um jeden Baum mit ihren blühenden Armen. Die Kirschbäume sind jetzt roth und Erdbeeren duften hinter den Hecken. Ich dachte hier an den alten Fleury, den der Ehrgeiz aus diesem reitzendsten Fleck des Erdbodens hinaustrieb, um seine letzten Lebensjahre in den Ungewittern des stürmischen Hofes zu vergrämen.

Unsre Begleitung fuhr hier voraus. Wir konnten anfangs keinen Postillion kriegen und warteten und warteten, bis endlich, da keiner zu haben war, der Kourier selbst dieses Amt übernehmen mußte. So ging uns die Sonne unter und unsre Gesellschaft war schon weit voraus. Düfresne jubilirte, als er unsre drei Pferde sahe, besonders eines von ungeheurer Größe, welches in die Mitte gespannt ward und die Bäume des Fuhrwerks tragen mußte. Wir fuhren nun aus Kräften bergan auf dem abscheulichsten Wege und alles mußte schreien und schlagen, damit die drei Gaule unter der Leitung des unerfahrnen Kouriers nur vorwärts gingen; denn wenn sie einmal im Stillstehen waren, so kostete es Mühe, sie wieder ins Ge-

hen zu bringen. Da zu unſerm Elend ging nun auf einer holprigen Stelle der mittelſte Gaul mit dem Kourier kopfüber und die ganze Laſt des Wagens mit den Bäumen lag auf ihm. Wir Viere ſuchten ihm aufzuhelfen, umſonſt; keine Axt noch andres Geräth, die Kette zu ſprengen, die die Wagenbäume hielt, und das koloſſaliſche Roß erſticken wollte, welches ſtöhnend die Zunge lang ausſtreckte. Das war ein Fluchen und Schreien, worin des Kouriers klägliche Ausrufungen: il le tue, il le tue! klangen. Endlich ward ein Pferd von den andern beiden abgeſpannt und Düfresne ſprengte nach dem nächſten Dorfe, um Menſchen herbeizuholen. Wir andern drei hielten keichend die Bäume empor, damit das hohe Thier nicht krepirte, und ſahen aus von Schmutz und Schweiß wie die Miſſethäter. Endlich kamen nach einer halben Stunde die Dörflinge mit Düfresne, wir hoben Wagen und Thier wieder auf und ſo ward mit tauſend Spaß über unſer ſtattliches Roß in das Dorf eingefahren. Auch da mußten wir wenigſtens eine Viertelſtunde peitſchen, ehe wir bergan kamen, und nun ward die Sache recht methodiſch bis zur nächſten Station le Muy durchgeführt. Düfresne ſetzte ſich auf den Schreckenroſinante und arbeitete ächt franzöſiſch mit Peitſche, Händen und Füßen, daß die Thiere nicht aus dem Trab kamen; denn ſonſt wäre es um uns geſchehen geweſen; ein

einziges Halt, und wir konnten die Nacht halten bleiben und uns am Ende noch von Spitzbuben ausplündern laſſen. Wir andern liefen nun mit Stöcken treufleißig durch Dick und Dünn bei dem Wagen her, halfen ſchieben, ſobald ein ſchlimmes Geleiſe kam und wir fürchten mußten, ſtecken zu bleiben, peitſchten und ſchrieen mit, und ſo kamen wir glücklich um eilf Uhr zu le Muy, wo unſre andre Wagen ſchon um neun angelangt waren. Der arme Düfresne fand ſich am Hintern und an den Fingern geſchunden, wir andern alle ſo beſchmutzt, daß wir ſogleich zur Pumpe mußten. Unſre Geſellen lagen zum Theil ſchon auf dem Ohre und ruhten ein wenig. Uns ſchmeckten Wein und Braten herrlich, und dann führte die freundliche Wirthin mit ihren muntern Töchtern uns in den Roſengarten, worüber der Mond ſchien, und Nachtigallen hinten im Gehäge ſangen. Hier war alles Laufen, aller Aerger vergeſſen. Wir waren in einem recht petrarkiſchen Winkel und ich durch den Mond und die Nacht, vielleicht auch durch den Wein etwas petrarkiſch geſtimmt. So ſaß ich ein halbes Stündchen unter den hohen Roſenbüſchen und Düfresne trillerte mit den Dirnen Arietten, die im provenzaliſchen Munde, der ein Gemiſch vom Italiäniſchen und Franzöſiſchen iſt, allerliebſt klangen. Dieſe Mundart hat außerordentlich viel Weiches und Mildes und alles Gurgelnde und Schnarrende der franzöſiſchen ver-

klingt in ihr. In dem Munde des gemeinſten Schlages Menſchen iſt es aber für den Fremdling ein patois, wovon er nicht viel mehr verſteht, als der Baier, wenn man ihn plötzlich nach Mecklenburg und Pommern in eine Bauerſchenke brächte.

Wir hielten in le Muy lange Raſt, und erſt um Ein Uhr ging es nun wieder mit unſrer alten Geſellſchaft fort, unter der Eſkorte von vier Gens d'armes durch dieſe unſichere Gegend. So unfruchtbar, haidigt und ſteinig der Weg meiſtens von Frejus bis le Muy iſt, ſo lieblich iſt er hier bis hinter Vidauban; Ebne mit ſchönen Feldern, dem kleinen Fluß Argens, Wieſen, Büſchen, Maulbeeralleen, dem leuchtenden Mond und Nachtigallen. So ging es ſachte fort, bis der Weg hinter Vidauban ſich wieder in Berge verwandelte. Wir hatten leider unſre alten Poſtpferde, weil die in Vidauban eben erſt angekommen und abgefahren waren. Da gab es neue Noth. Es war ſchlechterdings unmöglich, bergan zu kommen. Wir peitſchten eine Viertelſtunde und ſchickten dann den Kourier unmuthig nach Vidauban zurück, ein neues Vorſpann zu hohlen. Die Sonne ging auf. Dufresne und ſein Kamerad wickelte ſich in ſeinen Mantel im Wagen, ich legte mich auf einen Stein und ſchlief ein. Es war der dämmernde Morgen und Lerchen ſangen mein Schlaflied. Da erwache ich plötzlich von einem Knall, ſpringe erſchrocken

auf, und befinde mich unter einem Haufen toſender und lärmender Menſchen. Einer tritt mich Sinnloſen an, und ſpricht: „Bürger, ich habe euch mit meinem Gewehr aufgeweckt. Wie könnt ihr hier ſchlafen? Ein Schurke könnte euch und eure Kameraden im Wagen abwürgen und alles plündern.“ Ich dankte ihm, doch mit einer kleinen Einwendung gegen den Flintenſchuß über meinem Ohre, und ſchlenderte einige hundert Schritte mit dem Haufen, der etwa aus 500 Konſkribirten beſtand, fort und ging dann zurück. Die armen, aber frohen Schelme marſchiren nun auf Nizza, um die italiäniſche Armee zu verſtärken. Sie waren zum Theil bewafnet und montirt, zum Theil in ihren Jacken und Bauerkitteln, mit einigen alten Officieren und Soldaten an der Spitze. Singend und tanzend wanderten ſie zum Theil barfuß, zum Theil auf einem zerriſſenen Strumpfe, oder noch ſchlimmer barfuß auf zerriſſenen Schuhen. O es iſt doch ein ſchönes Ding um die Nothwendigkeit! Ihr Geſetz iſt oft leichter, als alle Wahl, weil es alle Wahl abſchneidet, und ſo als das heiligſte Geſetz dem Gemüthe zur Freiheit wird.

Der Schuß und dies Bild des Menſchenlebens hatte mich munter gemacht, die Sonne ging freundlich auf; ich ließ meine Seeleute ſchlafen, ging als Wächter um den Wagen, und freute mich des lebendigen Morgens und der Nachtigallen, die als

ächt provenzaliſche Stimmen aus dem Weinlaube ſangen. Endlich hörte ich den Kourier mit zwei erbärmlichen Gaulen heranklappern. Wir hatten zwei Stunden durch dieſes Anhalten verloren und unſre Begleiter auf immer. Ich weckte die beiden drinnen. Wir hatten nun 5 Thiere vor unſerm kleinen Wagen, und krüppelten uns mit dieſen elendiglich und mit tauſend Noth den Berg hinan, wo uns noch einmal ein vorbeireitender Fuhrmann ziehen helfen mußte. So kamen wir gegen 10 Uhr nach le Lüc, einem kahlen Orte, wo gefrühſtückt ward. Von hier ging es nun nach Brignolles, 5 Lieues von le Luc, wo der Weg nicht völlig ſo ſteil, aber doch auch allenthalben ausgeriſſen und ausgefahren war. Von le Luc bekamen wir 4 Gensd'armes mit, weil dieſe Straße ſelbſt bei hellem Tage oft von Räubern angefallen worden iſt. Wir drei waren auch auf den Füßen, und marſchirten mit Säbeln und Piſtolen gerüſtet zu Fuße fort, weil der abſcheuliche Weg uns die Eingeweide zu zerſprengen drohte. Bis le Luc iſt bergigtes und hüglichtes Land mit ſchlechtem Korn, mittelmäßigem Weinbau, aber vielen Oel- und Feigenbäumen. Hinter le Luc iſt derſelbe Karakter der Landſchaft, doch ſcheint ſie noch unfruchtbarer zu werden. Man ſieht viele kahle Berge, magre Haide und unluſtiges Eichengeſtripp, kleine Weinberge und elendes Korn, woran ſich einzelne Güt-

chen anlehnen. Wir gingen vom Durſt geplagt in eines dergleichen ein, um Milch zu trinken. Eine braune Bäuerin kam uns mit zwei hübſchen Bübchen entgegen. Dufresne fragte ſie: comment avez vous fait, commère, de faire de ſi beaux enfans? ſie antwortete kurz: Monſieur, avec vous je ne les aurois pas fait. Er klopfte ihr und mir zugleich auf die Schulter und rief: voici la françoiſe! und ſüßer tranken wir die Milch, herzten die Knaben und gingen fürbaß. Zuweilen giebt es auf dieſem öden Wege doch ganz luſtige Einſchnitte. So liegt auf dem halben Wege zwiſchen le Luc und Brignolles der Flecken Flaſſans in einem äußerſt romantiſchen Thale mit grünen Wieſen und einem raſchen, freudigen Bergſtrome. Droben im Oſten liegen hohe Weinberge und alte Schloſſestrümmer aus den Zeiten der Chevalerie und der Troubadours.

Um Ein Uhr hielten wir zu Brignolles unſer Mittagsmahl. Hier hatten wir einen muntern und witzigen Tiſchgeſellen, einen Kommiſſarius der Neapolitaniſchen Armee, der ſich mit ſeinen Effekten bei Zeiten ins Vaterland machte. Er hatte Luſt, mit uns zu reiſen, und ward endlich mit dem Kourier und uns eins, obgleich uns übrigens ſein dicker Wanſt bei der ſchmählichen Hitze nicht beſonders anſtand, und bei der Erbärmlichkeit unſrer Thiere; ſeine Artigkeit und ſein Witz ſiegte. Kaum waren

wir aber eine Stunde fortgetrottet, ſo ſchrie er hinten im Wagen: j'etouffe, j'etouffe! und lag ſchnappend da, wie ein Fiſch außer dem Waſſer. Wir ſprengten ihm Orangenſaft auf die Lippen, und er erhohlte ſich zu unſerm Unglück. Denn nun ſetzte er ſich auf die vordere Bank, und legte ſeinen breiten Speckrücken wie eine dunſtige Wolke vor uns andere hin, und brachte uns ſeinem Zuſtande nahe. So kamen wir um fünf Uhr nach St. Maximin, wo es allerlei Scenen gab. Erſtlich ward uns glücklicher Weiſe der Dicke abtrünnig. Man erzählte uns, wie hier der letzte Kourier auf dem Wege von Aix mit allen ſeinen Paſſagieren rein ausgeplündert, und ein Gensd'armes erſchoſſen ſei; wie man bei le Luc am hellen Tage einen Kaufmann um ſeine Erbſchaft von 25000 Franken gebracht habe, die er habe von Vienne heimbringen wollen. Dies ſchreckte den Dicken, und trotz unſers Spottes ließ er ſeinen Koffer mit dem ungerechten Mammon Italiens abſchnallen, um morgen am hellen Tage die Fahrt nach Aix zu machen. Wir fürchteten nichts, hatten auch ſo ſchwer nicht geladen. Indeſſen entſpann ſich eine andre ernſthaftere Geſchichte. Dufresne kam mit den Gensd'armes in Streit, die uns eſkortiren ſollten, dieſe wurden äußerſt grob, beſonders über die Verzögerung des Kouriers, der noch vieles umher zu laufen hatte. Das Volk auf dem Platze fiel den

Gensd'armes bei, und schrie entsetzlich. Man ging dem Kourier zu Leibe, und machte ihm das Recht streitig, Passagiere zu führen. Diese seien gewöhnlich Schuld, daß die Kouriere angegriffen, und die Depeschen des Volks geplündert würden. Ja ein gewaltiger Hals, der auf dem mächtigsten Körper unter allen stand, sagte es nicht leise: „Es wäre besser, hier drei oder fünf Schurken (scelerats) zu erwürgen, als das Leben jener ehrlichen Leute auszusetzen.“ Jetzt wollte man die Koffer und Gepäcke, die der Kourier führte, nach der Municipalität schleppen und untersuchen, ob sie auch über die Größe und das Gewicht enthielten. Da gab er klein bei und wir mit ihm, den nicht lange Handel zu haben, und jene blieben die Lacher und Sieger. Wir waren froh, ungeschlagen fortzukommen, und diese Noth machte uns für die Halsabschneider im Walde, den wir zu passiren hatten, weniger bange.

Hier ist es Zeit, im Allgemeinen ein Wort von den Provenzalen zu sagen, worunter ich alles verstanden haben will, was ich von Menschen seit Nizza bis hinter Avignon gesehen habe. Diese Provenzalen gehören mit zu den stärksten und schönsten Körpern, die man sehen kann. Alles ist Nerve und Muskel, und der Körper hat die Rundung und Wölbung, die man nur bei den Kalabresen und einigen andern Italiänern findet. Die

Augen, wie die ganze Geſtalt, brennen von Feuer und Leben, und haben die franzöſiſche Geradheit, die man leider bei dem Italiäner nicht immer findet. Unter den Weibern habe ich ſo reizende und zugleich kühne Geſtalten geſehen, als ich ſie im mittlern und nördlichen Frankreich ſelten fand. Eine Laura indeſſen war nirgends, nirgends nur eine Bildung, die jene Sanftheit und Stille unter dieſem heißen und wohllüſtigen Himmel hätte ahnden laſſen. Alles, Mann und Weib, trägt bloß den Ausdruck des hervordringenden und kräftigen Lebens. Dieſer heftige und aufbrauſende Karakter hat ſich in dieſen letzten Revolutionsjahren auch kühn und auszeichnend genug offenbart, und bei der Geſetzloſigkeit iſt alles Geſetzloſe und Wilde hier ſchneidender und greller ans Licht gekommen; ſo daß jetzt die Provence nächſt den weſtlichen Departements wegen Räubereien und Plünderungen am meiſten verrufen iſt. Dieſe Berge der Provence längſt der See ſind bis an die Rhone gleichſam eine Fortſetzung der Kette des Apennin, der die Genueſer am Meer einengt. Das hieſige Volk trägt vieles von dem Karakter des Liguriers, iſt eben ſo berufen wegen ſeiner Treuloſigkeit und Raubſucht, eben ſo heftig in Feindſchaften, abgerechnet, was die franzöſiſchen Sitten verbeſſert haben. Man vergeſſe aber nicht, daß unter dieſen Gemüthern der edle Mann es drei- und vierfach

vor andern ſeyn müſſe. Denn aus gröſter Stärke wird nur gröſte Güte. Die Sprache ſelbſt giebt hier den Mittelkarakter zwiſchen dem Franzoſen und Italiäner an.

Wir fuhren von Skt. Maximin nur um den Abend ab, ſtiegen am groſſen Walde aus, dem Schrecken der Reiſenden, mit gezückten Waffen, und wanderten ſo durch dies öde, buſchigte und haidigte Land, das ſelbſt, wo es bebaut iſt, einen traurigen Anblick gewährt, und kamen endlich um 10 Uhr zu la grande Puyere an. Der Weg von da iſt eben ſo und wird noch öder und ſteinigter, mit kleinen Weinbergen, ſchlechtem Korn und einzelnen Oelbäumen an den kahlen und verſengten Bergen, die kaum einiges Geſtripp zeigen. Wir kamen glücklich durch alle Schrecken der Nacht gegen das Ende des zweiten oder vielmehr am Anfang des dritten Tages zu Aix an und nahmen im Hôtel des quatre nations Quartier.

Aix.

Ich blieb hier nur anderthalb Tage und fuhr den 6. Mai nach Marſeille ab. Hier war ein wahres Revolutionsleben. Niemand, beſonders ein Fremder, ging gern nach Sonnenuntergang aus, ſo war das Plündern und Morden einheimiſch. Noch den Abend vor unſrer Ankunft war um neun Uhr des Abends ein Mann vor ſeiner Thür ermordet,

als er geschrieen hatte, da zwei Spitzbuben ihm die Uhr ausziehen wollten. In den Gegenden um die Stadt waren Leute in den Gärten und Feldern oft rein ausgezogen. Zugleich war ein gewaltiges Soldatenleben dieser Tage hier. Mehr als 3000 Konskribirte und ein Husaren- und ein Jägerregiment hielten hier Rast, und so fand ich meine Nizzaer Geschichten der letzten Wochen fast ganz wieder. Dieses alles hatte manche Fremde herbeigezogen, und es war also viel Munterkeit in dem sonst öden Orte. Denn man rechnet, daß die Bevölkerung von 20000 bis auf 4000 eingeschmolzen ist. So sehr hat auch diese Stadt, wie die andern in der Provence, die Barbeiwuth mitgenommen. Alle Welt klagt den General Merle als einen Ungeheuer von Grausamkeit an und behauptet, er habe Manche unter dem Schein, sie als Royalisten und Mörder zu verfolgen, unter die Guillotine und die besten Bürger zum Theil in die Eisen gebracht. Er war das vorige Jahr hier Kommandant und alle Welt in Marseille erinnert sich seiner als Perückenmachergesellen, wo er jetzt vor dem Kriminalgericht steht, dem er durch Geld, wie alle klagen, entgehen wird. Die Stadt Aix ist eins der ältesten Städte in Gallien und war schon zu der Römer Zeiten unter dem Namen Aquae Sextiae wegen ihrer Bäder berühmt. Diese Bäder sind auch noch jetzt da, man sieht es ihnen aber an, daß sie wenig frequentirt

ſind, da man ſich alle Tage in Blut badet. Die alte Stadt iſt hüglicht und ältlich, mit krummen und engen Gaſſen, und ſieht nun, da die Menſchen fehlen, noch weit öder aus. Dies iſt die ganze nordöſtliche Seite, wo mancher Antiquar noch vielleicht einiges für ſeinen Schnabel fände; denn wer ſucht, findet auch leicht. Neuer und niedlicher und offen und frei, wie ein Dorf, iſt die ſüdweſtliche Seite, worin das nette Quartier von Orbitelle und der Corſo, oder Cours iſt. Dieſer Corſo iſt auch unſtreitig das Niedlichſte in der ganzen Stadt, und um ihn und auf ihm ſammelt ſich das meiſte Menſchengewimmel. Er iſt breit und grade, mit hohen Ulmen und Linden bepflanzt, und zu ſeinen Seiten ſtehen die ſchönſten Häuſer der Stadt und befinden ſich die eleganteſten und beſuchteſten Kaffés, Reſtaurateurs und Galanteriehändler, die hier auf italiäniſch alle Tage ausſtehen. Was von ſchönen Weibern und Mädchen in der Stadt war, habe ich dieſe Tage ſicher geſehen, denn der Corſo war davon bedeckt, um ſich den jungen Bürgern zu zeigen, die jenſeit der Alpen ihr koſtbares Blut fürs Vaterland vergießen wollen. Ich habe hier ſowohl, als in Marſeille, mehrere Weiber rufen hören: ah les filles de France! Ich könnte noch das Rathhaus mit ſeinen alten Königen von Burgund, meiſtens von Bourbon gemahlt, den alten Brunnen auf dem Platze und ein Stück eines alten Ob-

liſt beſchreiben, wenn man ſolche Dinge ſo oft beſchreiben könnte. Die Gegend um die Stadt iſt noch immer die alte. Man findet wenig Büſche und Getraide, verbrannte Berge und Hügel mit Mandeln, Feigen, Reben und Oelpflanzungen.

Marſeille.

Ich habe hier acht ſehr angenehme Tage verlebt, die mir durch die Güte des ſchwediſchen Konſuls, Herrn Fölſch, und einiger andrer Häuſer, an welche ich von Livorno Empfehlungen hatte, noch angenehmer gemacht wurden. Meine alten Geſellen hatten ſich in Aix und hier von mir verloren, doch ſollte ich einige in Toulon, einige nachher in Aix wieder ſehen. Für Toulon nemlich wurden einige Tage abgebrochen, um Toulon und die Flotte, die gerade von Breſt angekommen war, Hieres und ſeine Citronenwälder und die Inſeln gegenüber, dieſe lieblichen Inſeln, ach! nur von ferne, zu ſehen, weil es in den erſten Tagen der Ankunft der Flotte verboten war, von den Küſten zu fahren. Dies waren frohe und elyſiſche Tage, wie die Gegend, dieſes Paradies Frankreichs, wo ehedem in den Monaten des Spleens ſo viele Engländer zu wohnen pflegten und manche andre Schwächlinge des Nordens, die hier Grillen verjagen und böſe Uebel heilen wollten. Doch dieſer reitzende Erdfleck iſt ſo oft ſchon beſchrieben, als

daß ich ihn noch einmal entweihen ſollte. Er gehört zu den wenigen, die ſo viel Unausſprechliches im Gefühle erwecken, ſo viele Ahndungen eines alten Daſeyns vor dieſem Rock aus Thon, ſo viele Erinnerungen der origeneſſiſchen Präexiſtenz der Seele geben, daß man bei allen dieſen ſchwellenden Gefühlen und dunkeln Ahndungen ſelbſt nur ein ſchwebendes und flatterndes Bild des Schönen vor ſeiner Seele behält. Blüht ihr lieblichen Eilande! und mögen an euren Küſten nie die Schrekken des Kriegs donnern, noch die Wehklage des Elends dieſe liebliche Natur entheiligen! Mögen in deinen freundlichen Hafen, Toulon, nur friedliche Seegel einflaggen!

Ich hatte von Marſeille ein ganz einziges und eignes Bild, das ſich ſeit dem Julius Cäſar meiner Schuljahre feſtgeſetzt hatte. Ich liebte die alten Phocäer, die aus Tyrannenhaß die ſchönen Küſten Aſiens verließen und neue Sitze ſuchten, und endlich, von Korſika und Sardinien vertrieben, hier die mächtige Maſſilia gründeten. Die Stadt ward mir merkwürdig durch den verzweifelten Widerſtand, den ſie Cäſars ſiegenden Legionen und Flotten leiſtete. Sie behauptete auch, als die Republik durch die ſcheußlichſte Sittenverderbniß dem Deſpotismus der Soldaten und Regenten Preis gegeben war, dieſe Feſtigkeit des Karakters und die Alten nennen Maſſilia mehr als einmal eine der frugalſten und

gesittetsten Städte des Reichs, als sie schon lange eine der reichsten gewesen war. Auch in dem neuen Frankreich ist sie immer die zweite, oder dritte Stadt des Reichs mit Lyon und Bourdeaux genannt worden, und diesen Vorzug hat sie und Lyon freilich theuer genug bezahlen müssen.

Man erhält schon, wenn man eine halbe Meile von der Stadt auf den Anhöhen von Aix her auf sie und auf das Meer hinabsieht, eine große Idee von ihr, und diese wird in der Wirklichkeit nicht betrogen. Die Stadt liegt wie im Halbmond um die Bai herum, deren äußerste Spitze ihren schönen Hafen bildet, so daß man von allen Punkten der Mauer sanft zu dem Hafen hinabsteiget. Ihre äußersten Gegenden sind verfallen, besonders die östliche und nordwestliche Landseite, und nur wann man in die Mitte und näher nach dem Hafen kömmt, findet man das schöne Marseille. Die nördliche Seite über dem Hafen ist eng, hügelicht und häßlich, so wie die östliche Mauerseite. Die schönsten Häuser sind von den Allées de Meilhan bis zum Hafen hinunter, und vom Hafen etwa drei, vier Straßen südlich hinaus, und um den Hafen, ferner der Cours und die Straße des Cours und die Straße und der Platz de la Canebierre. Diese Straßen und Häuser gehören zu den schönsten und machen die Stadt zu einer der freundlichsten. In diesem Geschmack sind auch die Gasthäuser und

Kaffeehäuser, von denen man in dieſem Quartiere die beſten und beſuchteſten findet. Eben ſo wohl erhalten iſt in dieſem das Pflaſter mit Flieſen zur Seite für die Fußgänger. Einen ſicherern Hafen und bequemern, als dieſen, muß es aber in der Welt nicht geben. Er läuft in Geſtalt eines Flaſchenkürbiſſes, den Hals vorn, in die Stadt hinein und erweitert ſich ſogleich zu einem zierlichen Oblongum, ſo wie er weiter eintritt. Am Eingange ſind die beiden Forts St. Jean und St Eſprit. Hier lagen die Schiffe dicht an die Zollhäuſer, kleinere Tauen auch noch an der Südſeite des Hafens in Kanälen weiter in die Stadt aus und füllen die großen Magazine, ohne Wagen, oder Träger nöthig zu haben. Dieſer Hafen, ſtill und ſicher, wie eine Kammer, iſt leider jetzt auch eben ſo todt. Wenige Neutrale kommen, weil man auch dieſe, wie alles klagt, durch die neuen Priſengeſetze weggejagt und ſcheu gemacht hat, und was aus- und einläuft, das iſt etwa ein kleiner Kaper und von den leichſten Schiffen, die längſt den Küſten fahren. Die ungeheuren Levanteſchiffe liegen in großer Anzahl für die Würmer nun ſchon ſeit fünf Jahren da und wer weiß, wie lange ſie es noch werden. Sie haben das Anſehen von Ruinen und mit ihnen ſtokt der Reichthum und die Thätigkeit dieſer ſonſt lebendigſten Stadt Frankreichs. Die Nordſeite des Hafens iſt bei weitem die ſchönſte,

sowohl an Häusern, als an Gewimmel und Lebendigkeit der Menschen. Hier ist die Börse, ein stattliches Gebäude, hier das Gemeindehaus, hier die lustigsten Kaffeehäuser und eine Promenade, die vom Morgen bis spät in die Nacht dauert. Von andern öffentlichen Gebäuden und Werken läßt sich nun nichts mehr sagen. Die Kirchen sind entweiht und ihre Zierrathen und Kunstwerke verschleppt; ja selbst die Gräber hat man aufgewühlt. Auch sind in diesen für die Handelsstädte und den Reichthum hellosen Zeiten Orte, wie Marseille, grade am meisten mitgenommen worden. Nicht allein die alten Schiffe, die sonst Gold und Leben in die Adern des Staats brachten, stehen entmastet und entheert da, sondern den neuesten und besten Häusern geht es eben so und fast an allen Thüren und Fensterläden liest man: à louer und à vendre. Wie sollen auch die Menschen bleiben, wenn ihnen alle Mittel zu leben abgeschnitten sind, wenn die Schiffahrt liegt und die Revolutionssense die ersten Häuser niedergemäht hat. Wenn man den jetzigen Marseillern ihren Hafen rühmt und die Stadt, so wissen sie nichts, als: „vor der Revolution! o, vor der Revolution! da war Marseille noch etwas! Jetzt sind wir arm und haben über ein Drittheil unsrer Menschen verloren.“ So sehr hat die Guillottine und die Gewerblosigkeit die Stadt entvölkert. Ich schauderte, als man mir auf der Straße de la Cane

bierre erzählte, dort seien zur Schreckenszeit 600 Männer und meistens die reichsten unter der Guillottine gefallen. Dafür haben sie nun ein Champ de Marathon und die meisten Raien und Gassen haben die Namen berühmter Revolutionärs, oder alter Feldherren und verdienter Gelehrten und Philosophen erhalten, die den Fremden oft in große Verlegenheit setzen, weil die einen im Volk die alten, die andern die neuen Namen vorziehen, manche selbst die neuen nicht einmal kennen und einen auslachen, wenn man nach einem Quai de Bath, oder Rue de Montesquieu fragt.

Die unterste Gegend der Stadt ist, wie gesagt, der Hafen und seine Nähe. Um ihn ist das lebendigste und fröhlichste Menschengewimmel, um ihn das bischen Thätigkeit, was hier noch übrig ist, um ihn geht der ehrbare Schiffer, der stattliche Kaufmann und der spekulirende Gauner, während der Stutzer, jetzt in eine etwas keckere Form umgegossen, und die zierliche Dienerin der demokratischen Venus leicht unter ihnen hinschlüpft. Vom Hafen geht man wenige Schritte hinauf, so hat man den weiten und hellen Corso, von hohen Bäumen umgeben und eine der längsten und schönsten Strasien in Marseille bildend. Auch hier ist es nie leer. In der Mitte, die mit einem eisernen Geländer eingeschlossen ist, spaziert es den ganzen Tag auf und ab und eine lange Reihe von Läden,

Tiſchen, und Bänken mit zierlichen und eßlichen Dingen ſteht für den Liebhaber zum Verkauf ausgelegt da. Alte Männer und Mütterchen ſitzen hier auf Stühlen und ſonnen ſich am ſchönen Frühlingsſtrahl und Ammen und Wärterinnen tragen hier das junge Leben in Sicherheit vor den Karren und Menſchen und Pferdehufen, und laſſen ſich, während die Kleinen im Staube wühlen, oder mit etwas ſpielen, von einem hübſchen Huſaren oder Grenadier Süßigkeiten ſagen, oder zu Süßigkeiten einladen. So ungleichartig zuſammengeſetzt dieſer Anfang und die Mitte des Corſo iſt, ſo ſehr iſt es ſein Ende. Dieſes iſt nemlich ein ordentlicher Markt, wo das Häßlichſte und Schönſte, was es für die Sinne giebt, zuſammen ausgeſtellt iſt. Hier ſteht an einer Seite der ſchmutzige und garſtige Haufe der Fiſchweiber mit ihren Butten und Eimern; dort die Schlächter mit Fleiſch auf langen Tiſchen, welche Fliegen und andre unverſchämte Thiere umſchwärmen; hier ſitzen mit Bauern und Körben andre mit Tauben und Vögeln, die ſie für das Auge und für den Magen feil bieten. Mitten unter dieſem Schmutz und Geſtank ſteht oft ein Obſt- und Fruchtſchragen, der das Seinige für Naſe und Auge wohlgefällig ausgeſteit hat. Dann kommen feine Blumenmädchen, welche eine Menge Blumen in Töpfen und an Stöcken um ſich und die Roſen, Veilchen und Nelken der Provence mit

duftenden Erdbeeren in netten Körbeh neben ſich ſtehen haben. Dieſe ſchelten, ſchreien, rufen und bitten unter einander und wie dieſe wilden Töne, ſo treffen Blumen, Fleiſch- Fiſch- und Obſtgerüche wunderſeltſam unter einander und machen dieſen Obſt- Fiſch- Kraut- und Blumenmarkt mit ſeiner lebendigen und todten Welt dem Fremdling äußerſt intereſſant. Ich habe regelmäßig alle Morgen ein halbes Stündchen darauf verwandt und mich königlich ergötzt. So ein Menſchenſtrudel, ſobald er verſchlingend wird, iſt doch zuweilen dem Menſchen das nothwendigſte, wie das erhebendſte, wenn aus aller der Verwirrung und ſtreitenden Kraft endlich Ordnung als das Löſende und Bindende hervorgeht.

Nächſt dem Corſo ſind die ſogenannten Allées de Meilhan die beſuchteſte und lebendigſte Promenade. Sie ſind meiſt in der Mitte der Stadt und laufen von einem Springbrunnen an der Spitze des keilförmigen Platzes, worauf ſie ſtehen, immer weiter aus einander und werden zuletzt durch eine Häuſerreihe, die ſich ſehr widerlich in ihre größte Abweichung eindrängt, ganz von einander geſchieden, ſo daß ſie einen gleichſeitigen Triangel bilden. Schöne Bäume ſind umher gepflanzt und nette Häuſer gebaut, kleine Kaffeehäuschen und Schenken mit Bänken und Ruheſitzen ſind an den Seiten zu haben und an Sonn- und Feſttagen,

dergleichen man im republikaniſchen Kalender eben ſo viele hat, als zu den Zeiten der Heiligen, wimmelt es auch hier von feiner Welt.

Die Gegend umher iſt freilich nicht ſo kahl und öde, wie in Aix, doch buſchigt und ſanft kann man ſie nicht nennen. Rund um die Stadt laufen hübſche Gärten, mit den Bäumen, Früchten und Blumen des Süden; wenige Reben und Oelbäume in der Nähe und kahle Berge in der öſtlichen Ferne. Im Süden iſt das Meer, im Nordweſt aber eine Kette von Hügeln, die über der Stadt amphitheatraliſch mit Weinbergen, Gärten, Landhäuſern und Cypreſſen und Eichen aufſteigen. Vor dem Hafen liegen in der Entfernung einer halben und Viertelmeile mehrere kleine Inſeln. Sie ſind faſt ganz kahl, mit wenigem Buſchwerk und einigen Häuſern beſäet. Doch geben ſie von der weſtlichen Bai der Fiſcher außerhalb der Stadt immer einen hübſchen Ruhepunkt für das über das Meer hinſchweifende Auge. Die Marſeiller machen in der ſchönen und heißen Jahrszeit oft kleine Spazierfahrten dahin, um ſich die Seeluft einmal kühlen zu laſſen und um ihre ſchöne Stadt vom Meere aus zu ſehen; und in der That dieſer Anblick iſt himmliſch. Die ſchönſte Ausſicht auf die Stadt hat man von den niedlichen Landhäuſern am Wege nach Aix, wo auch die reichſten Bewohner der Stadt ſo ein Ruhe- und Freudenplätzchen haben, wo ſie von dem

Staub der Stadt und dem Zank der Börſe ſich erhohlen mögen.

Es ſind hier zwei Theater, die in dieſen Trauerzeiten auch nur wenig beſucht werden. Sonſt ſind oft vier für alle Klaſſen geöffnet geweſen. Das große Theater, nicht weit vom Hafen und dem Corſo, iſt recht hübſch, ſeine Spieler gehören aber nicht zu den Helden der franzöſiſchen Bühne. Sonſt hat Marſeille immer mit von den beſten Schauſpielern Frankreichs ernähren können. Freilich ſo erbärmlich, wie man ſie in Teutſchlands Mittelſtädten und ſelbſt in den großen alle Tage ſieht, findet man deren hier nicht leicht; auszeichnend ſpielte aber niemand, als etwa eine Madame Rouſſellois, die ſowohl durch Geſang, als Aktion die Ariadne auf Naxos trefflich darſtellte.

Ich habe von den Bewohnern dieſer Stadt zu viel Gutes empfangen, als daß ich es hätte über das Herz bringen können, von ihnen etwas Schlimmes zu ſagen, auch wenn es zu ſagen geweſen wäre; wie muß es mich nun freuen, viel Gutes und Liebes von ihnen melden zu können! Freilich wird in eine ſolche Handelsſtadt, wie Marſeille, von allen Nationen des Abend- und Morgenlandes neues Blut und Geſchlecht hineingebracht; aber doch iſt eine Volksmenge, die in guten Tagen über hunderttauſend Köpfe ausmacht, zu beträchtlich, als daß ſie die allgemeine äußere und innere Bil-

dung des Karakters und der Gestalt nicht bestimmen sollte. Eine grose Handelsstadt, wo die Spekulationen nicht Knickereien sind, und die Gelder nicht in kleinen Summen einlaufen, giebt einen freien und menschlichen Geist des Gebens und Nehmens und jener Thätigkeit, die bei ihrem weiten Kreise auch Brust und Haupt erweitert. Dies habe ich fast immer gefunden. Da gilt kein Adel, keine Geburt, kein Stern vor der Brust; jeder gilt freilich am meisten, was er werth ist im englischen Sinn, aber er gilt auch, was er als Mensch gelten kann im Leben. Dieses giebt einen liebenswürdigen und fidelen Ton der Allgemeinheit und Zutraulichkeit, die rauhen Ecken schleifen sich genug ab, und werden doch nicht so blank und glatt, daß sie den Augen weh thun, wie es in den Amts- und Würdenverhältnissen nur zu gewöhnlich ist. Ich muß es unverhohlen gestehen, hier und in Lyon habe ich recht liebenswürdige Franzosen gefunden; so eine Lebendigkeit, wie immer, durch die ruhige Thätigkeit gemildert; die Vorurtheile gegen Fremde, die dem Franzosen fast angebohren sind, mehr verwischt durch den Umgang mit gescheuten und ungescheuten Menschen aller Nationen; dagegen tritt aus der französischen Ungezwungenheit und Freimüthigkeit eine gewisse Herzlichkeit und Schonung hervor, die ich sehr häufig bemerkt habe. Man lernt hier selbst seinem Witz gebieten,

ſobald er dem Herzen weh thun würde, obgleich ein franzöſiſcher Witzbold nie ſo impertinent iſt, als ein teutſcher. Mit einem Worte, hier habe ich oft wirkliche Menſchen noch in den gebildeten Ständen geſehen, nicht einſeitige Maſchinen, die krüppelhafter ſind durch Eine helle Seite, als der Mann hinter dem Pfluge, der doch wenigſtens alle gleich beleuchtet hat, wenn ſie es auch noch ſo wenig ſind.

Was nun die äußere Bildung betrifft, ſo übertrifft auch darin Marſeille faſt alle Städte Frankreichs, ſo ich geſehen habe. Es iſt ganz der rüſtige und ſtattlich gewölbte Körper des Provenzalen mit dem ſchönen brennenden Auge und der kühnen Stirne voll Freiheit und Kraft. Man ſieht hier nichts von dem Platten und Bretternen, das im nördlichen Frankreich die Menſchen noch mehr auszeichnet, als die weit nördlicheren Teutſchen und Schweden, nichts von den Spitzköpfen, und wieder von den vielen Orangutangsgeſichtern, nichts von den Bocksbeinen, welche bei dem Franzoſen ſo einheimiſch ſind. Die Weiber ſind auch hier natürlich der Maasſtab, und wo findet man mehr ſchöne und reitzende Weiber, wo einen rundern und vollern Wuchs, wo feinere Züge, als in Marſeille? Wer die Tummelplätze der Freude und Wohlluſt nur einige Male beſucht hat, kann ſich dies nicht abſtreiten. Um ſie zu ſehen, muß man das Theater, die

Allées du Meilhan, den Corso und vorzüglich abendlich die Nordseite des Hafens besuchen, wo man alles, was sich vergnügen, oder etwas gewinnen will, ausgegossen findet.

Marseille ist seiner Huren wegen selbst in Italien schon übel berüchtigt, und in Frankreich schilt man sie überall als eine der gefährlichern Städte in diesem Punkte. Dies ist leicht begreiflich. Der starke Karakter des Provenzalen muß im Schlechten natürlich so weit gehen können, als im Guten. Diese Heftigkeit, dieses griechische Ungestüm, dieses heißere Blut des heißen Klima macht natürlich auch die Leidenschaften des Blutes gewaltiger und gefährlicher. Marseille ist überdem einer der größten Seehäfen. Was das sagen will, weiß jeder. Es ist noch immer ein reicher Ort, oder wenigstens dauren die Wirkungen des alten Reichthums in den Sitten noch fort. Die Revolution hat nun alle diese Dinge auch mehr an das Tageslicht gebracht, und auch sie sind aus Sklaven Freigemachte geworden, die öffentlich einhergehn. Schon im Theater sieht und fühlt man zuweilen gar etwas von dieser Freiheit. Aber will man sie in ihrem Glanze sehen, so spaziere man des Abends um 9 und 10 Uhr am Hafen, und man weiß weder Augen noch Hände zu lassen, die ersten, daß sie einen nicht ins Netz führen, die zweiten, daß sie von dem vielen Zerren und Drücken nicht abgerissen

werden.

werden. Das iſt ein Bienengeſumm von eleganten und fröhlichen Menſchen und Menſchinnen, und wenn in dieſes laute Leben nicht widerliche Nachempfindungen, die freilich der franzöſiſche Leichtſinn ſelten fühlt, ſich miſchten, würde es noch was beſſeres ſeyn. Hier hat ſich jeder zu hüten, ſo reizend, ſo äußerlich gebildet, ſo delikat ſelbſt ſind dieſe ſüdlichen Sirenen, die mit ihren Buben und Kupplern umherflattern, oder auch in den Kaffés und unter den Zelten vor denſelben ſchäkernd und Kaffee und Limonade ſchlürfend ſitzen. Uebrigens ſcheucht dieſe Klaſſe nirgends in Frankreich rechtliche Leute, und unter ihnen ſind die wohlberüchtigſten Frauen und Jungfrauen, die man äußerlich nicht immer unterſcheidet. Auch klagt man, daß der innerliche Unterſchied in den letzten Jahren gar ſehr gelitten habe. Freilich war Marſeille, das alte römiſche Marſeille, ſeit manchem Tage nicht mehr.

Was nun die untere Klaſſe betrift, das heißt, alle die, welche mit ihren Händen oder ihrem Rücken um den täglichen Schilling dienen und heute fröhlich verzehren, was ſie geſtern mühſelig verdient haben, ſo muß man geſtehen, daß dieſer Schlag ſelbſt vieles von dem Seeleben und dem Karakter des Seelebens an ſich trägt. Grob und grade, dabei ungeſtüm und auf die Stärke ſeiner Fäuſte und Beine pochend. Dieſe Menſchen, ein-

mal aufgerührt, mußten den Karakter des Südländers in Paris zeigen, zumal wann Henkersknechte und Galeerensklaven an ihrer Spitze ſtanden. Im äußeren Leben der Tabernen und Popinen iſt alles noch ſehr italiäniſch. Solche Dinge beſtimmt der Himmel, wie die Kleidung. Der ſüdliche Franzoſe des geringern Schlages trägt lange weite Hoſen aus Tuch, die bis unten auf die Knöchel fallen, dabei Schuhe, worin nicht immer Strümpfe ſind, eine Jacke, die er meiſtens bei ſich liegen hat, oder auf dem Arm trägt, und einen runden Hut, oder eine runde tuchene rothe Mütze, das Urbild der fürchterlichen Rothmützen in Paris. Für Regen und Ungewitter dient ihm ſein Mantel, wenn er einen bezahlen kann. Mit Wohnung und Hausrath iſt er eben ſo leicht verſehen, als der Italiäner dieſer Gattung.

Wie dieſe Stadt durch die Revolution gelitten habe, iſt zum Theil angedeutet, der Krieg mit England hat das Uebrige gethan. Die Straße de Canebierre und die Namen eines Barras und Antonelle (der jetzt im Rath der 500 ſitzt, von hier deputirt) werden ſcheußlich in dem Andenken dieſer Stadt leben. Die Millionen, die man weggeſchleppt hat, der geſperrte Levantehandel, die Muthloſigkeit jedes Reichen, ſich auf weite Spekulationen einzulaſſen in dieſer unſichern Zeit, die Gefahr ſelbſt, ſein Vermögen nur einigermaßen zu offenba-

ten; alles dieſes hat das lebendigſte und reichſte Marſeille ziemlich todt und öde gemacht. Was iſt natürlicher, als daß alles eine gewiſſe Unbehaglichkeit und Verdroſſenheit zeigt, die bei den meiſten wohl ſelbſt nicht weiß, was ſie will und wen ſie anklagen ſoll? Frieden, Frieden! ſchreit der Kaufmann und Fabrikant. Welche Regierung, welches Syſtem dazu helfe, das weiß er nicht mehr, ſo viel hat man ihm verſprochen und ſo wenig gehalten. Es iſt eine dumpfe Gleichgültigkeit und Hoffnungsloſigkeit, die ſich zuweilen dadurch Luft macht, daß ſie alle Generäle und Regierenden Räuber und Spitzbuben nennt, doch wahrlich dieſes nicht öffentlich. Der Pöbel iſt immer ein blindes Ungeheuer, das bei hundert Augen alles verwirrt ſieht. Er ſchlägt heute todt, den er geſtern anbetete, und kann alſo kein feſtes Urtheil haben, noch geben. Dieſer iſt hier bei dem brennenden und wilden Karakter gefährlich, und deswegen und weil ſelbſt unter den andern Klaſſen keinesweges dem politiſchen Frieden zu trauen iſt, liegt immer viele Beſatzung hier, und die Polizei iſt äußerſt ſtrenge. Wer nicht Soldat iſt, darf bei ſchwerer Strafe keine Waffen, und ſtatt des Stabes, kaum eine Ruthe führen, und nur Lahmen und Greiſen erlaubt man eine Stütze. Eine böſe Zeit für die dicken Bäuche! Nach 10 Uhr umzugehen, iſt nicht ganz

ſcher für den Fremden, und ohne Laterne nach dieſem Glockenſchlage zu gehen, bringt in Verhaft.

Dieſer unruhigen Stimmung, und der Menge Fremder, die zu Lande und Meer hier ankommen, iſt es vorzüglich zuzuſchreiben, daß man mit Ertheilung der Päſſe und Sicherheitskarten hier auſſerordentlich geſchoren wird. Selbſt, wenn man an Einem Tage kommen und reiſen wollte, wäre dieſes wegen der Entlegenheit und langſamen Expedition der verſchiedenen Inſtanzen unmöglich. Der meinige mußte hier durch vier laufen. Erſtlich unterſchrieb man ihn und ſtempelte ihn auf dem Bureau des relations exterieurs, dann ging er nach dem Gemeindehauſe, wo er das Siegel der Gemeine und des Kommiſſärs des Direktoriums erhielt, endlich mußte er vom Kommandanten und unſerm ſchwediſchen Konſul noch viſirt werden. So ward ich endlich flott, und fuhr den 14. Mai des Morgens um 5 Uhr mit der Diligence nach Lyon ab.

Reiſe von Marſeille nach Lyon.

Dieſe Diligencen ſind eine ſehr bequeme und auch ziemlich ſichere Art zu reiſen. Es iſt eine Art engliſcher Poſtkutſchen. Drinnen in der Mitte iſt ein Kaſten mit ſchönen lichten Fenſtern und drei Sitzen zu jedem Ende, der in Federn hängt. Vorne iſt im Kabriolet auch noch für zwei Leute, oder

drei Schmale Platz, die etwas unſanfter auf den ſchlechten Straßen geſchüttelt werden, dafür aber wohlfeiler ſitzen. Oben endlich auf dem Kaſten ſitzen oft noch drei, vier, ganz auf engliſch und laſſen die Beine hängen. Dieſen nennt man den Kaiſerſitz, l'imperiale, (eigentlich heißt die Decke der Kutſche von innen ſo) und luftig und gefährlich genug iſt er, dieſen Namen zu verdienen. Hintennach ſchleppt dann noch ein langer Korb (panier, Schußkelle), worin aber weiter nichts aufgenommen werden darf, als das Gepäck der Reiſenden. Dieſe Diligencen ſind jetzt durch die ganze Republik an Unternehmer verpachtet, und wegen der ſchlechten und unſichern Wege und des hohen Barrieregeldes, das man ſeit vorigem Weihnachten zahlen muß, viel theurer, als ehedem. Man bezahlt für die teutſche Meile einen Reichsgulden, und hat 60 Pfund frei. Jetzt fährt man die Nacht nicht gern, ſondern Sonnenaufgang und Untergang beginnen und beſchließen die Reiſe, und ſelbſt dieſe Tagesreiſe wird durch Gensd'armes eſkortirt. Selbſt bei den abſcheulichen Wegen geht es raſch vorwärts, und wir machen täglich 12 bis 14 Meilen. Die Stationen ſind Eine, höchſtens anderthalb teutſche Meilen, und auf 12 bis 15 Perſonen und weniges Gepäck, haben wir 6, 7 ſtarke Gäule.

Ich traf hier mit zwei rückkehrenden Kaufleuten von Lyon in dem Bureau zuſammen, und

wanderte die erſte halbe Meile von Marſeille, die ſteil bergan geht, zu Fuße. Von der Höhe ſagte ich der lieben Stadt noch einmal Lebewohl, ſah noch einmal auf das heilige Meer und die Inſeln, freute mich ſeitwärts am Wege der italiſchen Villen und Gärten, und ſtieg auf der Höhe mit meinen Gefährten ein. Dieſer Weg bis Aix iſt etwa 3 kleine teutſche Meilen lang und meiſt bergigt und kahl, beſonders in der Ferne, wo rechts hohe verbrannte Berge liegen. Näher am Wege findet man oft reitzende Landhäuſer und kleine Güter mit Wäldchen, Wieſen und Kornfeldern, Reben an Ulmen und Stäben, Oel- Feigen- und Mandelbäume und Alleen von Ulmen, Maulbeeren und Pappeln. Wir pflogen intereſſante Geſpräche. Es waren beide ſehr geſcheute und humane Leute, die in jüngern Jahren — ſie waren Graukopfe — die beiden Indien geſehen hatten, lebendig wie Franzoſen, treuherzig wie Lyoner. Wir ſprachen den ganzen Weg bis Aix von Geſchichten und Anekdoten aus der Revolution und von den Lyoner Auftritten, die ich zu ſeiner Zeit berühren werde. Einige merkwürdige Geſchichten von Gutsbeſitzern in der Nachbarſchaft von Aix, die der Wagenmeiſter zum Beſten gab, will ich doch erzählen. Ein Marquis, der auf dem Wege nach Marſeille drei, vier Güter hatte, ſah den Sturm. Er verkaufte ſeine Güter zum Schein an drei, vier treue Bau-

reu, ging nach Marſeille, und lebte fidel mit den Geringſten, ward endlich ein Träger, und hat ſich erſt voriges Jahr wieder angefunden. Ein andrer, ein Graf, gab alles ſeinen Bauren, die es noch beſitzen, kaufte ſich ein kleines Poſthaus und fuhr ſelbſt als Poſtillion, wann es fehlte, „et il mene encore aujourdhui“ ſetzte man hinzu. Glücklich, wer der Nothwendigkeit gehorcht, oder ſtark durch ſie zu fallen weiß! Unter ſolchen Geſprächen waren wir um 9 Uhr zu Aix, und da führte der Zufall die alten Bekannten wieder zuſammen. Mit einem Bon jour Suedois! ſprangen Dufresne und Deschamps, die beiden Seeleute, auf mich ein, bald reichte der alte dicke Kommiſſär von Skt. Maximin mir die Hand, und noch fanden ſich ein Kommandeur von der Flotte und ein hübſcher und witziger Kreole vom Seeſtaat. Lauter luſtige Geſellen, und ſo konnte es an einer frohen Reiſe bis Lyon nicht fehlen.

Der Weg von Aix gehört zu den deſperateſten. Durch kahle und ſteinigte Hügel und zerfahrene Wege ging es immer auf und ab, und alſo nicht zu ſchnell. Ich und der Kommiſſär machten ein Stündchen früher mit einem beſondern Fuhrwerk uns voraus, um links ſeitweges Salon zu beſehen, und dann bei dem Pont National die Diligence zu erwarten. Ich that es gern, weil es mich nichts koſtete, und ich doch eben nicht verdrießlich war,

die Denkmäler zu ſehen, unter denen des berühmte Philoſophus und Adept Noſtradamus und der tapfre Souffren liegen. Dies gehört mit zu den Raritäten jetzt vorzüglich, wo man ſoviel Neues zu ſehen hat. Ich ſchwatzte viel mit dem alten Poitevin, ſo hieß er, und fand einen ſehr witzigen und franzöſiſch auch gelehrten Alten in ihm. Der Weg iſt immer noch bergigt, und mit den alten Bäumen und Früchten bedeckt bis Cannat und Pont National. Beſonders ſieht man hier viele Mandeln- und Wallnußbäume. Der Ackerbau iſt elend, wie der Acker für das Getraide. Zwiſchen Pont National und Orgon fängt der Weg an eben zu werden, und rechts nach der Durance hin breitet ſich ein weites Blachfeld mit Feldern und Büſchen und unermeßlichen Wieſen aus, welche den Strom entlang nach Oſten fortlaufen. Ferne herüber ſchimmerten die Schneeberge Savoyens im letzten Sonnenſtrahl, und wir machten in Orgon bei guter Zeit Halt, weil zwiſchen Orgon und Avignon kein bequemes Nachtlager ſich findet. Dieſes Orgon iſt ein ſehr lieblicher und romantiſcher Flecken, der ſich freundlich zwiſchen zwei Berge klemmt, von denen der ſüdliche gleich über ihm mit den Ruinen eines alten Schloſſes liegt, der andre nördlich in der Entfernung von 300 Schritten nicht ſo hoch und nicht ſo geziert da ſteht. Wir wanderten nach dieſem nördlichen hinaus, erwartend, daß man

uns das Mahl bereite, und beſchauten ein Werk, das vor 30 Jahren mit unſäglichen Koſten angefangen, und nun wegen der Revolutionsjahre zum Theil wieder zuſammengebröckelt iſt. Dieſer Berg nemlich läuft mit einer Runde von höhern und niedrigern Hügeln fort, die ein keſſelförmiges Thal von mehrern Meilen im Umfang bilden. Dieſes Thal war jetzt freilich trocken, es ſoll aber im Anfang des Frühlings und im Herbſt oft ganz mit Waſſer bedeckt ſeyn, und bei heftigen Regen ſelbſt mitten im Sommer durch das Zuſtürzen der Waſſer überſchwemmt werden können. Dieſes Thal nun bewohnbar, und dem Pfluge und der Hacke den Preis ihrer Mühe ſicher zu machen, hatte man angefangen, den Berg, der hier ſchmal iſt, durchzuſtechen, um das Waſſer durch Gräben in die Durance fortleiten zu können. Die Wölbung des Berges war mit ungeheuren Säulen und Mauren geſtützt und zur Seite war die Waſſerleitung mit gewaltigen Quadern aus Sandſtein ausgeſetzt, und der Grund erſt mit Granitblöcken und Feldſteinen feſtgeworfen, und ein Damm darüber geführt. Beinahe wär dies Werk über zwei Drittel fortgeführt, als die Revolution einbrach. Manche von den Materialien ſind nun verſchleppt, Manches iſt durch Frevlerhände geraubt und weggerückt, und ſo iſt das Uebrige nachgefallen. Noch einige Jahre,

ſo iſt die Arbeit und der Aufwand vieler Jahre ſo gut, als vergebens.

Unſere Abendtafel war munter. Alles ſaß an Einem Tiſche, der Commandeur mit dem Poſtillion und Wagenmeiſter, und machte gemeinſchaftliche Zeche. Nach dem Eſſen ward ſpaziert. Die Luft war ſanft, der Himmel heiter mit ſeinen Sternen, die Nachtigallen ſangen im Thale. Ich fragte nach dem Petrarchiſchen Vaucluſe. Poitevin rief aus: „o das iſt herrlich, wir wollen die Nacht eine Reiſe dahin machen, es iſt ungefähr 3 Lieues von hier, und am Morgen von da nach Avignon reiten, wo wir unſre Diligence wieder finden werden. Ich bin zweimal da geweſen, kenne einige Leute im Orte und will Euer Führer ſeyn.“ Ich ſtimmte ein; erſt wollten alle mit, endlich blieb nur der junge Kreole uns treu; die andern zogen das Kopfkiſſen vor und warnten uns vor der feindſeligen Nacht, die in Avignons Gegenden es doppelt ſei. Wir drei alſo gingen zum Maire des Orts, beſtellten uns drei Maulthiere gegen 12 Uhr und einige Bootsleute uns zu geleiten und über die Durance zu ſetzen. Wir blieben einſtweilen bei ihm, einem geſcheuten, treuherzigen Landmann. Er trug Wein auf, und zwei Nichten, die zum Abendbeſuch da waren, ſangen und thaten freundlich mit uns. So ward es 10 Uhr und unſer Maire lud uns ein, für die übrigen zwei Stunden

mit ihm auf ein Kommershaus des Ortes zu gehen und ſo die langſame Zeit zu Ende zu bringen. Wir kamen da in flotte Geſellſchaft. An einem langen Tiſche ſpielte man Pharao und Trente et quarante, an mehrern andern ward Bier und Wein gezecht und in einem dritten Zimmer tanzte die leichte Jugend nach dem Ton von zwei abſcheulichen Pfeiffen. Des alten Poitevin Herz ward hier überlebendig. Er beſtellte noch zwei Bouteillen des beſten Weins, wobei wir vier uns hinſetzten; ſo ging es fort mit uns und um 12 Uhr war er bezecht und wir andern nicht nüchtern. Die Mäuler und Leute kamen an; er war nicht mehr von der Stelle zu rühren, ſondern fing an, alle Leute zu unſerm Tiſch einzuladen und wechſelnd den vielen Wein durch Kaffeaufgüſſe zu dämpfen. Wir andern beiden gaben den Leuten etwas für ihre Mühe und ließen ſie und die Mäuler zurückgehen, weil wir es nicht rathſam fanden, ohne den Alten uns der Nacht und fremden Leuten in einer böſen und unbekannten Gegend zu überlaſſen. Ach! es jammerte mich doch ſo ſehr um die Quelle von Vaucluſe. Die übrigen Stunden der Nacht ſah ich dem intereſſanten Spiel und Tanze zu und ſetzte mich endlich am Fenſter hinter eine Gardine und ſchlief. Der Kreole that desgleichen. Um drei Uhr weckte man uns mit der Meldung, die Diligence wolle fahren, und nüchtern vom Frieren

des Morgens und dem gestrigen Wein gingen wir unmuthig zum Gasthause, wo die andern, die wohl geschlafen hatten, uns mit Lachen empfingen und endlich laut ausbrachen, als Poitevin, von zwei fremden Schultern gestützt, zwischen dem Maire und einem andern einherwankte und vorne ins Kabriolet gebracht ward.

Es war heute ein eben so freundlicher Morgen, als gestern, doch die Luft kälter und frischer. Der Weg läuft noch immer von Orgon an durch eine reizende Ebne fort, die ich vielleicht gar nicht gesehen hätte, hätte nicht ein allgemeines Lärmen mich aufgeschreckt. Poitevin fand, nachdem wir eine halbe Meile gefahren waren, er habe seine Börse mit 200 Louisd'or verloren. Dies erregte denn doch aus dem ersten Lachen allgemeines Bedauren. Man beschloß, anzuhalten und zwei Pferde auszuspannen, mit denen er und der Kreole nach Orgon galoppiren sollten, wenn die Börse, dort vielleicht im Wirthshause, oder vom Maire gefunden sei. Alles dies ward bereitet. Er ging nun vor uns her — wir waren alle ausgestiegen — und machte wackelnd und traurig Rückfuß, als er bei einem Stolpern plötzlich und freudig schrie: ah, citoyens, je l'ai retrouvé, je l'ai retrouvé. Wir hinzu und sahen nun, wie er die Börse sich aus dem Schuh holte, wohin sie bei'm Gehen gefallen war, durch die Pantalons. Nun ward ein Spaß

und Lachen. Er ward jetzt unsre Eule und konnte mit allem seinem Witze nicht aufkommen. Pot de vin und Papa des limons, ward hinfort sein Name und er setzte das Zechen die ganze Reise fort, so daß wir um ihn fast vor jeder Schenke halten mußten. Die Gegend wird immer reitzender und freundlicher, je näher man der Dûrance kommt, vorzüglich wohlthätig aber wird sie dadurch, daß man solange nur öde und verbrannte Berge mit Oel und Wein gesehen hat. Die reichsten Kornfelder und Wiesen, Obstbäume, fruchtbeladen unter den Südfrüchten, rieselnde Bäche, und Erlen- und Eichenwäldchen schmückten diese ersten beiden Stunden. Wir passirten Bonpas mit seiner so schön gelegenen Karthause und kamen von da nach Andiol, wo die Fähre über die Dûrance ist. Hier mußten wir lange zögern, ehe Fähre und Wagen eingeschifft wurden. Der Strom geht reißend, wie ein Bergkind, der mächtigen Rhone zu. Jenseits mußten wir noch durch einige seichtere Arme des Flusses fahren, die eine kahle Insel bilden, die man deswegen vielleicht Isle de la Compassion nennt. Wir waren um 8 Uhr zu Avignon, wohin wir den reitzendsten Weg hatten, der sich immer sanft mit der Dûrance fortwand. Diese Stadt hat eine wahrhaftig himmlische Lage und eine schöne, reiche und üppige Natur um sich her, die mit ihren hohen Bäumen und duftigen Lauben und mit den Wassern

des ſtattlichſten Stromes Frankreichs der ſchmeichelnden Laft des ſüdlichen Himmels Kühlung giebt. Faſt von allen Städten Frankreichs, die ich geſehen habe, hat dieſe mit Sens das antikeſte Anſehen. Sie hat einen weiten Umfang, den alte hohe Mauren mit italiäniſchen Zinnen einſchließen. Darinnen iſt es unhold und öde zugleich. Die beſten Straßen, Plätze und Häuſer ſtehen und liegen todt und menſchenleer. Wer kennt nicht die Wunden, die dieſer Stadt und der Gegend in den letzten Jahren geſchlagen ſind, und wer hat den avignonſchen Jourdan und ſeine Bande, wer die Eisgrube nicht als ein ungeheures Mährchen gehört, das gar nicht wie eins aus dem 18ten Jahrhunderte klingt? Die Stadt war eben nie lebendig. Die päbſtliche und Ludwigiſche Inquiſition der Dragoner trieb aus dieſen Gegenden im vorigen Jahrhunderte ſchon die beſten und thätigſten Einwohner, weil ſie nicht an den Pabſt glaubten, und ſeitdem herrſchte hier Pfaffengeiſt und Regiment; allein dieſe Zeit hat doch noch mehr ſchlimmes gehabt und dieſe Gegend zu der übelberüchtigſten in ganz Frankreich gemacht, was ſie noch iſt. Ich wandelte mit einem dumpfen Gefühl aller dieſer Schreckensſcenen durch die Stadt, machte die Runde durch ihre herrlichen Alleen und ſtand dann ſinnend ein halbes Stündchen an der ſtolzen Rhone, die freudig zum Meere fortſtürzt. Noch ſtehen

die Trümmer einer mächtigen Brücke in einzelnen Bogen da, welche ehedem über den Strom führte, und jenſeits gewährt die Karthauſe von Ville neuve auf einem freundlichen Hügel einen ſchönen Ruhepunkt. Wir pflogen mit einigen ehrlichen Bürgern Geſpräche über das alte und neue Weſen dieſer Stadt, die einmal den Dreigekrönten in ſich hatte, nahmen ein muntres Mittagsmahl ein und fuhren in fürchterlicher Hitze weiter.

Der Weg wird hinter Avignon noch lieblicher, als er es zunächſt an der Stadt iſt. Man kann ſich nichts reicheres denken, als die Felder, die mit dem üppigſten Korn wogen, die Gärten mit allen Aepfeln und Früchten der Heſperiden, die Bäume mit einem ewigen Laube, ſo grün und lebendig wallt es an hohen Aeſten himmelan, die Weinſtöcke, die aber ſchon einige Meilen hinter Aix nicht mehr italiſche Reihen und Ulmgattinnen ſind, ſondern an kleinen Stäben nach franzöſiſcher, teutſcher und ungriſcher Weiſe auf einzelnen Feldern und Hügeln gezogen werden, ohne Korn oder Bäume zwiſchen ſich zu haben, wenigſtens iſt das ſelten. Und doch findet man in dieſem Paradieſe ſo wenige Dörfer und Menſchenwohnungen. Wir kamen nach einigen Stunden an den Flecken Sorgues, den der kleine Fluß gleiches Namens durchfließt. Das Land iſt noch immer reich und lieblich und der kleine ſchnelle Strom begegnete uns hinter

Sorgues noch mehr als einmal auf unſerm Wege. Ich hörte die Nachtigallen und Zeiſige aus ſeinen Erlen ſchlagen und dachte an meinen Petrarka und ſein Umherwandeln an dieſen Geſtaden, wo er die Ewiggeliebte in jedem Gegenſtande wiederſah. Unſer Poitevin trank auf dieſem Wege dem heiligen Sänger einmal aus voller Flaſche zu, die er in Sorgues gefüllt hatte, und hieß uns munter daſſelbe thun.

Der nächſte merkwürdige Ort, den wir paſſirten, iſt das Städtlein Orange, von dem große Helden den Namen geführt haben und wo man noch Trümmer eines weltherrſchenden Volkes in und außerhalb der Stadt ſieht. Wir wanderten unter dieſen Klageliedern der Zeit — denn das ſind ſie — ein halbes Stündchen herum, ſtaunten die ungeheuren Mauren eines vormals herrlichen Baues an, bewunderten Ruinen von einer Art Triumphbogen, die nun traulich unter Wieſen und Korn einzeln da ſtanden, und ſtiegen dann wieder ein. Ich teutſches Thier war vielleicht der einzige, den dieſe Ruinen ernſthaft machten. In dieſer Stimmung begegneten uns einige hundert Konſkribirte, einige Veteranen und Officiere an der Spitze und Fiedler zur Seite. Tanzend ſprangen die meiſten mit ihrem Bündel vorwärts, theils baarfuß, oder abgeriſſen an den Schuhen; manche noch im Kittel allerlei Farbe, manche ſchon in Montur und bewaffnet, manche ſtatt aller Waffe und alles Ranzens

in einem Tuche alles an einem Stabe auf der Schulter tragend. Viele mußten aus dieſer Gegend ſeyn, denn Mütter, Schweſtern und Bräute gingen mit Thränen neben ihnen, welche ſagten, es ſei kein loſes Geſindel; das weint nirgends leicht, am wenigſten in Frankreich, wann die Fiedel klingt. Dies gab drinnen ernſtes Geſpräch und die Officiere und Bürger entbrannten über die ſchreckliche Unordnung, die in der Verwaltung herrſche. So ſchlecht wird alles beſorgt, ſo viel Hin- und Hermärſche läßt man dieſe armen Schelme erſt machen, ſo viele Strapazen und Hunger und Durſt ausſtehen, daß ſie oft ſchon ihre beſte Kraft verloren haben, wann ſie zu ihrem Korps ſtoßen. Alle ſchloſſen mit dem Reſultat: „es wäre beſſer, hier in Frankreich die Ruſſen todt zu ſchlagen, als unſer beſtes Blut über die Alpen zu ſchicken, woher immer wenige heimkommen.“ So fidelten ſich dieſe auf Orange zu und wir fuhren diſputirend weiter.

Der Himmel wird nun ſchon weniger ſüdlich und auch die Südfrüchte und Bäume verſchwinden immer mehr. Man ſieht hinter Orange keine Feigen und Oelbäume mehr, dafür aber hört die Landſchaft auch auf, ſo kahl und öde zu ſeyn und macht laubreichern Bäumen und fettern Kornfeldern Platz. Vor und zu Mondragon findet man mit dem aufſteigenden Wege alte Burgen in ihren Trümmern,

hie und da ſind Wälder und kleine Berge; ſo kömmt man zum Pont St. Eſprit, der mit ſeinen Gegenden durch Räuber übel berüchtigt iſt, und wo jüngſt mehrere Anfälle und Plünderungen vorgefallen ſind. Vor la Palud ſind herrliche Ebnen mit Feldern, Wieſen und Wald. Der Ackerbau macht bisher eine klägliche Miene, ſelbſt wo guter Boden iſt. Die Ackergeräthe ſind erbärmlich und das Vieh ſelten beſſer, elende Ochſen und oft ein, eben ſo unmpſaiſches, als lächerliches Geſpann von einem Eſel und Pferde, oder Maulthier und Ochſen vor Einem Wagen oder Pfluge.

In la Palud hielten wir noch bei Sonnenſchein an, und beſtellten unſer Abendmahl. Der witzige Poitevin, der heute aber den alten Rauſch immer wieder anfriſchte, ſetzte ſich wie ein freier Mann unter freiem Himmel hin, einen Tiſch vor ſich, den er mit Wein und Bier reichlich beladen ließ. So bacchiſch gerüſtet begann er luſtige Lieder zu ſingen, ließ Stühle umherſetzen und jeder vorübergehende Bürger, oder Bauer des Städtchens, mußte mit ihm trinken und ſingen. Als es dunkel ward, war ſeine Beſinnung auch verdunkelt, ein halb Dutzend Flaſchen Wein und mehrere Bouteillen Bier hatte er dem ſchönen Abend zu Ehren ausgeleert und ausleeren laſſen, und ward im Triumph zu Bette gebracht, nachdem wir ſeine Börſe in Sicherheit gebracht hatten. Wir trafen

im Gasthofe noch einige feine Bürger und Bürgerinnen, die nach Aix wollten, machten zusammen muntere Tafelgesellschaft, und so legte ich mich bei Zeiten auf das Ohr, um die Nachtreise nach Vaucluse auszuschlafen.

So fingen wir denn den 16. Mai unsre dritte Tagreise mit Sonnenaufgang an. Der Weg geht jetzt immer längst der Rhone, die bald näher, bald ferner, oft auch so nahe rauscht, daß man ihr Tosen hört. Die Gegend von la Palud bis Montelimart ist bergigt und mager, mit einzelnen schlechten Kornfeldern, Maulbeer- und Wallnußbäumen, doch ziemlich vielen Weinbergen, deren Wein viel Feuer, aber wenig Lieblichkeit hat. Um 9 Uhr hielten wir in Montelimart vor einem Kaffeehause an und frühstückten und ließen uns von einem wunderschönen Mädchen aufwarten, das freilich noch schöner gewesen seyn würde, wenn es hätte erröthen können. Die Stadt ist eng und unhold und jetzt sehr todt. Im vorigen Jahrhunderte war sie eine der kleinen blühenden Fabrikstädte der Reformirten, dieser thätigsten Bürger Frankreichs. Dies war die rechte Gegend der Dragonaden; mit den Bewohnern entfloh der Wohlstand und soll noch wieder kommen. Hinter Montelimart wird das Land blühender und fruchtbarer und selbst die Rhone romantischer, deren jenseitige Ufer sich erheben. Den Mittag waren wir in Loriol, einem

niedlichen Dörfchen. Der Weg von dort bis Valence geht meist durch ebenes und treffliches Land, das aber keinen teutschen Ackerbau hat. Valence ist eine Mittelstadt, der man an 10000 Einwohner giebt, übrigens eng und krumm und holprigt in ihren Gassen, ganz in dem Geschmack von Montelimart und Aix mit ihren alten Häusern. Ist es indessen drinnen unlieblich, so sind die Gegenden und Aussichten draußen so freundlich und elysisch, als sich wenige Städte derselben rühmen können. Gleich im Süden vor den Thoren der Stadt ist ein niedlicher Park mit Alleen und einem Obelisk, worin die feine und schöne Welt spazierte und Ball und Ballon spielte. Die Landschaft senkt sich sanft zur Rhone hinab, deren jenseitiges Ufer mit einem alten Schlosse herrlich herüberschimmert. Das Land ist mehr flach, als hügelicht, mit Wiesen und Korn und Bäumen, die meistens Maulbeerbäume zum Seidenbau, oft beschneitelte und gerupfte Eichen, seltener Mandeln und Kastanien sind.

In der Mitte zwischen hier und Tein hatten wir die reißende Isere, einen Sohn der Savoyischen Alpen, der strudelnd der Rhone zueilt. Da sie keine Brücke duldet, so fährt man in einem flachen Bote über. Jenseits trafen wir Bauern am Strom, die Esel mit Reisig beladen hatten und zurück durch einige Pfützen sie trieben. Dufresne und der Kommandeur schwangen sich ächt franzö-

ſich darauf und wollten uns andern voraus, welche um die Pfützen gingen, unſern Wagen drüben auf dem Trocknen erwartend. Siehe da warf zum großen Spaß aller das eine Langohr den Kommandeur in den Schlamm, daß ihm das Waſſer über die Ohren ſprützte. Er lachte mit, kleidete ſich um und ſagte, dies ſei nicht das erſte Mal, daß er ins Waſſer gefallen ſei. Von der Iſere bis Tein, unſerm Nachtquartier, iſt das Land eben und flach und blühend und fruchtbar. Man merkt aber hier, daß man ſich dem Norden mehr nähert und daß die nordöſtlichen Schneeberge der Alpen nicht ferne ſind; etwas muß man auch wohl auf den harten Winter rechnen. Noch ſind hier keine Erdbeeren, die ich vor vier Wochen ſchon in Nizza aß, noch keine Kirſchen; die Gerſte und der Haſer keimen kaum aus dem Boden und über einige Felder zieht ſelbſt der Pflug noch zur Saat.

Hier dünkt es mich recht, einige Worte über den Landbau dieſer ſchönen Provinzen von Aix bis Lyon zu ſagen. Man glaubt im Auslande immer, dieſer Revolutionskrieg mit all ſeinem Gefolge habe dem Pfluge ſeine Menſchen genommen und dieſer wichtigſte Theil der Staatswirthſchaft liege mit dem Handel und der Induſtrie darnieder. Die franzöſiſche Landwirthſchaft hat nie getaugt und konnte unter der vorigen Regierung unmöglich aufkommen. Daß ſie auf dieſer Fahrt elend iſt, habe

ich an mehrern Stellen angedeutet. Aber doch behauptet alle Welt, daß gerade der Ackerbau das einzige iſt, was ſeit und durch die neue Ordnung der Dinge gewonnen hat, daß dieſe Ackerbauer es endlich hauptſächlich ſind, die als der größere Theil der Nation es ſchon aus Intereſſe hindern werden, daß das alte Weſen mit ſeinen Misbräuchen je ganz wieder hergeſtellt werde. Man glaubt es den Erzählern kaum, in welchem Elende dieſe armen Menſchen ſonſt gelebt haben und wie ihre heiße Arbeit nur allein für die finſtern Pfaffen und blutſaugenden Generalpächter war, die dieſen ehrwürdigſten und ewig auch bravſten Theil einer Nation tyranniſch auf die mütterliche Erde niedertraten, die allen ihren Kindern einen Theil ihrer Freuden und Früchte verſprochen hat. Wenn alſo der Ackerbau ſeitdem geſtiegen iſt, wie muß er vorher ausgeſehen haben? Einen Teutſchen empören dieſe elenden Pflüge, die kaum die Oberfläche ein wenig ritzen, dieſe Eggen, leicht und unwirkſam, als zöge man mit einem Dornbuſch übers Feld, dieſe Sorgloſigkeit, die man im Streuen des Düngers und ſelbſt im Säen gewahr wird. An Menſchen fehlt es indeſſen in den Feldern nicht, zumal da die Handlungs- und Fabrikſtädte ſo wenige Arbeiter und Handlanger ihrer Arbeiten brauchen. Sollten Oeſtreich und Ungern nicht eben ſo öde ſeyn, als Frankreich, wenn der Krieg ſo aufgeräumt

hätte? Die ausgewanderten Prieſter und Edelleute, beſonders die zuerſt ausgewanderten, wären kein Verluſt für das Land. Und wenn in zehn Jahren mancher Menſch todt geſchoſſen und anders umgekommen iſt, ſo vergeſſe man auch nicht, daß in zehn Jahren von 25 Millionen Menſchen mancher gemacht wird und mancher andre zum Mannesalter anwächſt. Dieſen eigentlichen Bauern ſieht man es an, daß es ihnen nicht ſo ſchlecht geht, als mancher glauben mag, und wenn ſie die Folgen des Krieges fühlen, ſo ſind es nicht ſowohl die Abgaben, die ſie drücken, denn deren hatten ſie ſonſt hundertfältig, ſondern die Sorgen für die Brüder und Söhne, die mit den Ruſſen und Kroaten ſich die Schädel zerhacken ſollen. Sie gehen meiſt fröhlich und heiter einher, was freilich nur franzöſiſch iſt, aber ihr Aeußeres iſt auch nicht ſo zerriſſen und zerlumpt, wie man ſonſt den franzöſiſchen Landmann beſchrieb. Die Tracht iſt meiſtens, wie die italiäniſche, und wie ich ſie unten bei der Provence beſchrieben habe. So ſind auch die Häuſer und die Einrichtung der kleinen Wirthſchaft noch ganz ſüdlich. Die Häuſer ſind größtentheils licht und freundlich, wie dieſer Himmel, mit Ziegeln, ſelten mit Schindeln und Stroh gedeckt, und bis ans Dach aus Sandſtein gemauert, unten meiſt mit Fenſtern, im obern Stock ſtatt der Fenſter bloße Luken gegen den Regen; die Dächer flach.

Wir kamen nur spät zu Tein an, das in einer recht hübschen Lage unter Weinbergen in einer Ebne an der Rhone liegt. Gegen über sieht man das reizende Thonon, wo vormals ein groſses Seminarium war, und Böte fuhren den ganzen Abend zum Theil mit Sang und Klang auf dem Strom umher. Wir Fremde saßen am Ufer und schwatzten und dahlten mit den Jünglingen und Mägdlein des Orts, die an dem Strom spazierten. Wir machten heute eine frohe Abendtafel, die besonders durch den herrlichen Wein dieser Gegend erheitert ward. Es wächst nemlich hier herum der Vin de l'hermitage und Vin du Cotillon, der zu den berühmten in Frankreich gehört, und sich vorzüglich durch seine Würzigkeit und Lieblichkeit auszeichnet. Der Kommandeur und Poitevin machten jeder einen Ankauf von 100 Bouteillen und gaben mit dem Wirthe ein halbes Dutzend der Gesellschaft zum Besten. Dies gab frohen Muth und Dithyramben und einen heitern Traum. Diese Weine ziehen Viele dem besten und ältesten Burgunder und Champagner vor, und die Bouteille ward hier auf der Stelle mit 18 und 20 guten Groschen bezahlt, und er zählte doch erst 5 Jahre.

Hier ein Wörtchen über die französischen Gasthäuser in allen Flecken und Dörfern für die Reisenden. Schon das südliche Teutschland zeichnet sich in dieser Rücksicht vortheilhaft vor dem nörd-

lichen aus, wo man oft mit Ferkeln und Hühnern in Einem Loche die Nacht kampiren muß, wenn man keine Stadt erreichen kann. Selbst Ungern, das nur Herren und Sklaven und Paläste und zerrissene Hütten auf dem Lande zeigt, hat doch immer ganz nette und wohleingerichtete Wirthshäuser. In Italien leidet man wenigstens im Essen und Trinken nicht Noth, wenn die Betten auch schlecht und die übrigen Sachen nicht grade elegant sind. In Frankreich habe ich aber alles dieses bei weitem netter und besser gefunden, und bis jezt hat die französische häusliche Schmuzigkeit, von der der Teutsche sich so sehr auszeichnen soll, mich in den Wirthshäusern nicht beleidigt. Essen und Betten, alles ist immer reichlich und reinlich gewesen. Drei, vier derbe Gerichter, Wein zur Genüge, Früchte zum Nachtisch und ein gutes Nachtlager habe ich meistens mit drei bis viertehalb Livres (18 bis 21 gute Groschen) bezahlt. Tischtuch und Servietten selbst auf den Dörfern sind jedesmal frisch aufgelegt, Löffel, Messer und Gabel silbern. Vielleicht reiset man dieses Jahr nirgends wohlfeiler, als in Frankreich, und hat wohl nirgends nach dem strengen Winter mehr Aussicht zu reicher Aerndte und Weinlese, als hier.

Wir kamen nun am vierten Tage unsrer Reise nach Lyon immer mehr durch sanftere und mildere Gegenden, als vorher. Rechter Seite hatten wir

bis Vienne faſt immer Weinberge mit einzelnen Oehl- und Fruchtbäumen, links Kornfelder, worin einzelne Maulbeerbäume, Wallnüſſe und Eichen ſtehen, endlich Wieſen, ſo wie das Land ſich zur Rhone ſenkt. Noch an Vienne gewinnt man eine weitere Ebne fruchtbaren Feldes, mit groſſen Wäldern und ſchönen Dörfern. Die Berge, die man bisher rechter Hand hatte, werden nun Hügel, die gegen die Schneeberge Savoyens ſanft hinaufſteigen. Selbſt in dieſem ſchönen Lande iſt der Ackerbau ſchlecht; dieſes Jahr ſteht indeſſen alles Getraide, ſelbſt ſeinem Bauer zum Trotz, unvergleichlich. Vienne, wo wir Mittag hielten, war in den Zeiten des letzten Kaiſerthums unter Honorius feſt, jezt ſieht man keine Spur davon, noch von ihrer alten Stattlichkeit. Sie iſt eng und häßlich, wie Montelimart und Valence, doch macht die Lage ſie ſehr anmuthig, und die Seite an der Rhone mit ihren hübſchen und blanken Häuſern recht munter und lebendig. Dieſe Stromſeite war äuſſerſt munter durch einige Bataillons Kavallerie, welche hier Raſt hielt, und die Töchter des Orts herauslockte, worunter aber nicht viel appetitliches für den Zuſchauer war.

Hinter Vienne pflogen wir Religionsgeſpräche, und ich wunderte mich, daß faſt meine ganze Geſellſchaft, die Parthie Ihrer Heiligkeit Pius des Sechsten und der vertriebenen Prieſter nahm.

Man nahm dem Volke viel Gutes und Schlimmes und gab ihm gar nichts wieder, ſo ſchrie alles. Ehe wir unſre alten Prieſter wieder haben, werden die Chouans und die Vendee uns nie fehlen. Ueber dieſem Geſpräch geriethen wir in andere ernſthafte über die Teutſchen und Italiäner, und es freute mich zu hören, daß die Teutſchen rechte wakker wären, als Feinde und Freunde. Nach allem Lobe aber ſchloß man doch immer: „aber es ſind doch keine Franzoſen.“ Ich unter meiner Schwedenmaske — denn wer wollte als Teutſcher reiſen, da dieſer Name, nicht durch die Schuld des Volks, ſtinkend iſt? — wuſch ihnen denn die Köpfe, ward aber oft zu ſehr ein Teutſcher, und machte ſie dann ſtumm und verdrießlich. Wir räſonniren zuviel, der Franzoſe will nur ſprechen und alles leicht berühren; eine ſogenannte vernünftige Unterhaltung à l'allemande macht ihn faſt berſten. Er ſpricht von dem neueſten Sieg, dem neueſten Trauerſpiel und Luftflug mit derſelben Lebendigkeit; aber wehe uns, wann wir ihm zumuthen länger, als einige Minuten, ohne ein Intermezzo, oder eine Epiſode von demſelben Dinge zu ſprechen. Er iſt einſeitiger, als wir, aber es iſt doch was Stehendes und Bleibendes in ſeinem Aeußern und Karakter, was kein Teutſcher als Teutſcher hat. Wir ſind in gewiſſem Sinn alles, dafür aber in vielen Rückſichten nichts. Indeſſen darin, worin ein Fremder

ein fremdes Volk braucht, hat er gewiß bei den Franzoſen mehr, als bei irgend einem Volke. Alle jene kleinen Dienſte und Artigkeiten, die dem Leben ſo viel Gefälliges geben, alle die kleinen Aufmerkſamkeiten und Schonungen, welche der Fremde nie bezahlen kann, findet man hier, und kann es ſich wohl gefallen laſſen, die Eitelkeit und Einſeitigkeit des Franzmannes dafür wieder entgegen zu nehmen. Wenn der Franzoſe Dir tauſendmal mehr verſpricht, als er ſelbſt meint, ſo gibt er Dir dafür unaufgefordert vieles, was derjenige nie thun wird, der nichts verſpricht, und Kleines nie, Großes oft edel leiſtet. Solche Kleinigkeiten des äußern Lebens hält der Teutſche der Mühe nicht werth, wichtigere Dinge ſind nicht alltäglich, und ſo hat der Fremde in der Regel viel weniger von ihm, als einem andern Volke, und muß ſich ſehr pöbelhaft auslachen laſſen, wenn er durch ſeine Ausſprache verräth, daß er jenſeit des Rheins und des Belts gebohren iſt.

Von Vienne nach Lyon wird das Land immer mehr Ebene, die nur hie und da einen verlornen Weinberg zeigt. Schöne Wieſen und Felder im erſten Wuchſe ſenken ſich links zur mächtigen Rhone hinab, Hügel und Wälder dämmern aus der Ferne, große Heerden des herrlichſten Rindviehs weiden im üppigen Graſe, und ſelbſt die Dörfer ſagen, daß man einer der Hauptſtädte

Frankreichs näher kömmt. Wir waren um 6 Uhr da und nahmen im Hôtel des Capucins Quartier.

Lyon.

Ich bin fünf Tage unter den Lebendigen und Todten dieser schönen Stadt herumgewandelt; unter den Trümmern, welche die Spüren der furchtbaren Zeit an sich tragen, unter den Resten der Vorzeit, als hier für einen Challier irgend ein römischer Verres zum Besten des freiesten Volkes mordete. Hier habe ich mit den Edlen im Volke Thränen geweint über das blutige Unheil, welches dem fleißigsten und rechtlichsten Völkchen des großen Volks widerfahren ist. Hier stand der schrecklichste Geist des scheidenden Jahrhunderts, nicht in seiner Göttlichkeit und Menschlichkeit, wodurch er es zum ersten machte, sondern in jener Teufelskraft, die mächtig und unfühlend verzehrt und in der gewaltigen Lust des Umbildens vernichtet. Freundliches, ruhiges Volk, mögest du hinfort zwischen deinen herrlichen Strömen, zwischen deinen gesegneten Fluren, unter deinem heitern Himmel in Frieden wohnen! möge die Gerechtigkeit und Menschlichkeit die müden Völker in ihre Hütten heimführen, die sich versammelt haben, einander zu vernichten! Soll denn das letzte Decennium des Jahrhunderts mit Blut endigen, wie es blutig begann?

Lyon liegt in einer reizenden Ebene von Nordwest nach Südost, zwischen der Rhone und Saone, doch so, daß ein Theil der Stadt am jenseitigen Ufer der Saone hügelicht und eng und finster sich hinaufengt. Sie kann wohl eine Viertelmeile lang seyn bei höchstens der halben Breite. Der Theil jenseits der Saone machte wahrscheinlich mit einem Theil des diesseitigen zwischen den beiden Strömen das alte Lugdunum aus. Dies sind die engsten und finstersten Gassen, die ältesten und häßlichsten Häuser, dort endlich prangt der Dom mit seiner Wunderglocke, und manche Forscher wollen dort häufig Alterthümer ausgegraben und Ruinen des alten römischen Galliens noch stehen haben. Zwischen den Strömen nun liegt das schöne Lyon, das vor 6, 7 Jahren noch schöner war. Dort findet man längst den beiden Strömen und vom Place de Terreaux bis über den Cours hinaus die schönsten Gassen und Plätze der Stadt. Die Nordseite ist auch hier bergigt und häßlich und von den kleinern Helfershelfern dieser Fabrikstadt bewohnt, wie es die jenseitige Saonestadt ist. Da die Saone die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt, so ist es an ihren beiden Ufern, vorzüglich an dem diesseitigen, sehr lebendig. Der Strom ist immer mit einer Menge Böte und Flößen bedeckt und die Kaien und Brücken wimmeln von munteren und geschäftigen Menschen. Stiller, aber viel anmuthiger

iſt die ſchönere Rhoneſeite, die zugleich die ſchönſte Gaſſe von Palläſten und Häuſern eine Viertelmeile lang bildet, von denen man jenſeit hinüber die unbeſchränkteſte Ausſicht auf eine freundliche und reiche Landſchaft und auf die düſtern Alpen in unermeßlicher Ferne hat. Der Strom geht reiner und herriſcher mit wirbelnden Waſſern dahin, als die Saone. Das Geſchrei und Toſen der Geſchäftigkeit mit ihrem Schmutz und ihrer Unlieblichkeit iſt hier nicht zu ſehen. Häuſer und Menſchen ſind elegant, blanke Kabriolets rollen vorüber, bunte Stutzer und Stutzerinnen wandeln leicht und luſtig am Ufer und ſelten ſieht man einen Fabrikanten in der Farbe ſeiner täglichen Arbeit, oder einen Träger und Kärrner vorübergehen. Das ſüdöſtliche Ende der Stadt engt ſich mit dem nähern Zuſammentreten der beiden Flüſſe ein und wird zuletzt, wie es den Enden gewöhnlich geht, kleinlich und unanſehnlich. Von dieſem äuſerſten Ende der Stadt bis zum Zuſammenfliesen der beiden Ströme, iſt etwa noch eine Viertelmeile. Eine ſchöne Pappelallee führt bis zur Vereinigung über eine ſtattliche Brücke der Saone ins jenſeitige Land. Dieſen leeren Zwiſchenraum füllen kleine Gärten mit Luſt- und Kommershäuschen, Pflanzungen von Bäumen und Weiden und mehrere groſe Fabrikgebäude aus, ſo daß man ihn immer als eine Fortſetzung der Stadt anſehen kann.

Dieſe ſchöne Stadt iſt durch die Revolution mehr, als irgend eine, mitgenommen worden. Der ſtille und mäßige Geiſt ſeiner fleißigen Bewohner paßte nicht für die tollen Stürme, welche mit den Jahren 1791 und 92 Frankreich aus aller Mäßigung herauswarfen. Es war eine Zeitlang ein Verbrechen, ein Menſch zu ſeyn, und ein größeres, ein reicher Menſch zu ſeyn. Beides und einige Anhänglichkeit an das alte Syſtem, worunter Lyon reich geworden war, war die unverzeihliche Schuld dieſer Stadt. Man trieb ſie zur Empörung durch Challier und Conſorten; die Stadt, die durch keine Mauren und Feſtungen, ſondern bloß durch die Ströme geſchützt iſt, fiel nach der Gegenwehr der Verzweiflung und die Mitrailladen und republikaniſchen Hochzeiten begannen; wenige der Reichern und Angeſehenern entgingen der Wuth der republikaniſchen Tiger und ſelbſt an den Todten vergriff man ſich und fügte zu den Verheerungen der Kanonen muthwillig neue hinzu. Ein ewiges Denkmal des Ungeheuren wird es in der Geſchichte unſrer Zeit bleiben, daß die Stellvertreter einer großen und edeln Nation darüber debattiren konnten, ob man die zweite Stadt des Reichs bis auf den letzten Stein zerſtören und ihre elenden Bewohner anderswohin pflanzen ſolle. Dieſe Tollheit ward kaum gehindert und Lyon hieß eine Zeitlang Ville Affranchie.

Die

Die Kanonen der Belagerer haben vorzüglich der schönen Rhoneseite der Stadt Schaden gethan, und man sieht noch an mehrern der ersten Häuser die Spuren der Schüsse, entweder weil die Bewohner in dieser stürmischen Zeit noch nicht haben wieder bauen wollen, oder weil diese Häuser zum Theil als Nationalgut leer dastehen. Wenige Palläste hat die Wuth des Pöbels hier nur niedergerissen, deren Lücken mit dem Steinhaufen ernst dastehen; bei andern hat man abgelassen und sie sind mit abgerissenen Dächern und einzelnen zerschlagenen Theilen stehen geblieben.

Am fürchterlichsten aber liegt als ein Denkmal der Partheiwuth der schöne Cours da, der sonst die erste Zierde des schönen Lyon war. Er liegt, ein prächtiges und geräumiges Quadrat, am südöstlichen Ende der Stadt nahe an der Rhonebrücke, die nach Marseille führt. Mit den lustigsten und laubigsten Bäumen bepflanzt, von Gängen und Alleen durchschnitten, gewährt er alle Stunden des Tages einen freundlichen und kühlen Spaziergang und war sonst auch durch seine Umgebungen der munterste und glänzendste Theil der Stadt. Rund umher standen die schönsten Palläste und niedlichsten Häuser der reichen Stadt. Diese wurden durch die Pöbelwuth bis auf den letzten Stein herabgerissen und nur einige scheint mehr Zufall, als Wille, stehen gelassen zu haben. Noch liegen die

groſſen Steinhaufen auf einander und keine Künſtlerhand hat zum neuen Bau daran gerührt. Nur die Schatten der Bäume ſind geblieben, aber welch ein Spaziergang müſſen ſie wohl für die Lyoner ſeyn!

Dieſer ſchöne Cours war indeſſen nie der lebendigſte Mittelpunkt der Stadt, ſondern dieſer iſt noch jezt der Platz de Tereaux, ein nettes nicht gar geräumiges Oblongum. Er liegt der alten Saonebrücke faſt gegenüber, obgleich ſeine Ausſicht dahin durch enge Gaſſen verbaut iſt, und um ihn concentrirt ſich dieſſeits der Saone die meiſte Geſchäftigkeit. Hier ſind die erſten Bankiers, die erſten Galanteriehändler und Fabrikanten, hier die eleganteſten Kaffeehäuſer und Gaſthöfe, hier iſt das Gemeindehaus, (maiſon commune) das ehemalige Rathhaus, und gleich hinter dieſem das Theater. Daß hier der Mittelpunkt des Lebens der Stadt iſt, ſieht man ſelbſt an den Häuſern, welche um den Platz meiſt drei, vier, ja wohl fünf Stock haben. Das Gemeindehaus iſt ein altes ſtattliches Gebäude und nimmt nicht viel weniger als die Hälfte des Platzes ein. Es beſteht aus einem groſſen Vorder- und Hintergebäude, welche zwei lange Seitengebäude mit einem groſſen Hofe verbinden. Am Eingang des Platzes de Tereaux ſtehen im Vorhofe ein Paar treffliche Kunſtwerke von Wilhelm Couſtou, einem Lyoner, es ſind die Nym-

phen der beiden Ströme, mit Schilf und Binsen bekränzt, in Bronze gegossen, woran dieser große Künstler den meisten Fleiß gewandt haben soll. Er starb 1746 als Direktor der Königlichen Akademie der Mahlerei und Bildhauerei in Paris. Noch berühmter ist sein Bruder Nikolas, von welchem man treffliche Arbeiten im Garten der Thuilerien und bei den Invaliden in Paris sieht.

Das Theater, gleich am Hintertheil des Gemeindehauses, steht sehr hübsch mit einem leichten und zierlichen Angesichte frei da, und sein nettes Innere widerspricht dem Aeußern keinesweges. Lyon war sonst mit Marseille, Bordeaux und Rouen die rechte Pflanzschule für die Pariser. Hier bildete sich das junge Talent im Gesange und der Aktion, um nachher vor der Blume des Geschmacks auf den Theatern von Paris zu glänzen. Auch dieses unschuldige Spiel des Menschenlebens hat hier seit einigen Jahren verloren und die Spieler, die ich sah, waren mittelmäßig, wie die meisten in Marseille, obgleich ein Franzose nie ein so schlechter Spieler seyn kann, als der Teutsche. Die letzten beiden Abende machte Fleury interessant, sowohl durch sein Spiel, als durch die Menge Menschen, die sein Ruf zusammen lockte. Er ist einer der Heroen der Pariser Bühnen und geht jetzt auf ein halbes Jahr nach Marseille. Ein Mann in den Vierzigen, von der Natur noch mehr

vernachläßigt, als der teutſche Iſland; aber mehr Leichtigkeit und Seele, mehr Stärke und Naivetät habe ich nie beiſammen geſehen. In ganz Paris fand ich Fleury nicht wieder.

Die Stadt wird mit dem Lande und unter ſich durch mehrere ſtattliche Brücken über die Rhone und Saone verbunden. Zwei herrliche ſteinerne laufen über die Rhone und eine ſehr alte ſteinerne und eine neue hölzerne in der Stadt über die Saone. Sehr unleidlich iſt es, daß über die Rhonebrücken und die hölzerne Saonebrücke der Fußgänger ſelbſt mit einigen Sols ſich kaufen muß. Die Ströme ſind zunächſt in und bei der Stadt vielfach mit Quadern ausgeſetzt, um die reißenden Fluthen zu bändigen. Beſonders aber hat man auf die Rhone unſäglich viel gewandt und an der Stadtſeite noch eine Bruſtwehr aus eben dieſen Steinen gemacht.

So wie Lyon drinnen noch immer eine der ſchönen Städte der neuen Republik iſt, ſo darf ſie auch der äußern Natur ſich nicht ſchämen. Jenſeit der Rhone iſt herrliches Weide- und Kornland, mit unzähligen Heerden, netten Dörfern und Luſt- und Schenkhäuſern für die Vergnügen ſuchenden Bürger der Stadt. Entzückend iſt die Landſchaft hinter dem Zuſammenfluß der beiden Ströme, wo Dorf an Dorf ſich luſtig an der Rhone zeigt. Im Weſten über der Saoneſtadt reihen ſich Hügel an

Hügel vom Ufer des Flusses endlich zu Bergen empor. Längst dem Strom und über der Stadt liegen die freundlichsten Weinberge mit Villen und Lusthäusern. Kleine Parks und elysische Gärten machen Einschnitte in die Rebenpflanzungen, und die Bäume wachsen hier zu einer Höhe und mit einem so üppigen Laube, als man sie südlicher kaum bei Avignon findet. In diesen Weinbergen und Gärten hatten sonst die ersten und reichsten Häuser ihr kleines Blumenleben nach dem staubigen und tosenden Leben der Stadt. Aber selbst dieser Sitze der Ruhe und Natur hat die Zeit der Verwüstung nicht geschont und auch hier sieht man mehrere aristokratische Schlösser und Villen in Trümmern liegen. Will, oder kann der Lyoner diese entferntern Schönheiten der Natur nicht benutzen, so hat er ja seine Rhone und die prächtigen Alleen, die bis zum Zusammenfluß mit der Saone laufen, so hat er noch näher seinen Cours, der ländlich und schattig genug mitten unter seinen Gassen liegt.

Das munterste Gewimmel der Menschen ist hier an den Kaien und Brücken der Saone für die Geschäfte, und auf dem Cours und längst der Rhone und dem Platz de Tercaux für das Vergnügen. Lebendig wie die Handelsstädte ist freilich Lyon nie gewesen und der Karakter und das Gewerbe seiner Bewohner hinderte dieses, doch hat das Leben der

Freude durch die fürchterlichen Einimpfungen der demokratiſchen Freiheit ganz ſeinen Tod bekommen, und noch dieſen Tag fürchtet man ſich, reich und vor der Welt fröhlich zu ſeyn, beſonders jezt, da man bei den Unfällen des Staats wieder gegen die Reichen und Ariſtokraten zu deklamiren beginnt. Die man an den Plätzen der Freude recht freudig und laut ſieht, iſt entweder das loſeſte Geſindel der Nation, oder es ſind Fremde, die als Zugvögel die Sorgen dieſer guten Stadt nicht ſo ganz empfinden.

Man rechnete hier ſonſt 130000 bis 140000 Menſchen. Dieſe ſind um ein Drittheil verringert und ſelbſt die übergebliebenen ſchrieen um Brod. Ganze Gaſſen ſind wie verödet und manche der größten und ſchönſten Häuſer ſtehen ohne Bewohner. Schon der Krieg mit dem Auslande, für das dieſe erſte Fabrikſtadt Europens ſo viel arbeitete, ward und iſt ihr äußerſt verderblich. Die gewaltſamen Auftritte und Exekutionen vergoſſen das beſte Blut und brachten Millionen in andre Hände, die ſie nie wieder in die Stadt zurückfließen laſſen ſollten. Manche der fleißigſten Bürger wurden ſo zerſtört, oder wanderten aus, und diejenigen endlich, die noch durch nichts gebunden waren, zogen jeden ſchlechtern Ort vor, wo man mit dem Menſchenleben doch etwas chriſtlicher umgeht. Dazu kommen noch die verwünſchten und unſinnigen Handlungsgeſetze und Neckereien der Neutralen, die,

nach der einſtimmigen Klage aller Kaufleute, der Handlung und den Fabriken mehr Schaden gethan haben, als das vorige zuſammen. Auch den Patriotismus, wovon man draußen ſo viel ſchwatzt, und den jeder ſchlechteſte Engländer hat, ſucht man in Frankreich vergebens. Bei dem Verbote der engliſchen Fabrikate ſind die Manufacturen in Baumwolle zu Rouen verfallen und in andern Städten. Allenthalben ſieht man engliſche Waaren mit preußiſchem, oder ſächſiſchem Stempel, und man könnte ſich in Paris die Beine ablaufen, bei guten Kaufleuten franzöſiſche Fabrikate in Baumwolle zu finden. Seide iſt nun vollends nicht Mode und alle Webſtühle könnten vermodern und alle Maulbeerbäume abſterben, ehe man, um vaterländiſch zu handeln, ſich in einländiſche Seide kleidete.

Was alle dieſe Geſchichten und die Lage der Dinge für einen öffentlichen Geiſt geben können, das ſagt ſich jeder leicht ſelbſt. Wer nichts zu verlieren hat, der iſt unabhängig und frei wie ein Gott, der hofft und fürchtet nichts und es iſt ihm endlich gleich, ob ein Titus, oder Karakalla die Donner der Macht hält. So iſt es hier, eine dumpfe Gleichgültigkeit, welche die jetzige Ordnung vielleicht haßt, weil ſie ſo viel Unheil gebracht hat, nicht weil ſie dieſelbe grade für die ſchlechteſte hält. Man irrt ſich, wenn man alles für ariſtokratiſch und königiſch hält, was unzufrie-

den iſt. Ich habe hier ſo viele ſchon gehört, die gradezu meinten, es ſei für das franzöſiſche Volk kein Glück zu hoffen. Kam man ihnen mit einem König, ſo kopfſchüttelten ſie und ſagten: „das wäre nun noch das Schlimmſte, was uns begegnen könnte, ſo ginge es auf einem andern Fuße wieder von vorn an.“

Dieſen Geiſt des trüben Mismuths ſah ich recht deutlich am zweiten Tage meines Hierſeyns. Man feierte, vielleicht um den Gemeingeiſt ein wenig wieder zu beleben, eines von den vielen republikaniſchen Feſten, das Feſt der Dankbarkeit. Ein Theil der Garniſon war unter den Waffen nebſt der Nationalgarde und deckte mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel den Vorder- und Hinterzug. Voran waren die ſogenannten öffentlichen Gewalten, oder die Geſandten des Direktoriums und die Vorſteher der Gemeinde und ihrer Angelegenheiten, dann folgten Waiſen der Stadt und ehrlich gefallener Krieger fürs Vaterland, mehrere, die ſich zu Krüppeln hatten ſchießen laſſen, hinkten auf hölzernen Gliedern oder mitleidigen Schultern nach, und endlich kamen einige hundert Konſkribirte, die hier auf dem Pflaſter noch etwas von der Kraft wegtreten mußten, die ſie ſo nothwendig zu ihrem Marſche brauchen. Kaum ein Knabe ging mit dem Zuge, kaum ein Fenſter öffnete ſich, und wann es ſich öffnete, ſo zeigte es grinſende und hohnlächelnde

Geſichter. Und doch waren durch ein Plakat der vorigen Tage alle Bürger zur Feier und Begleitung des Feſtes eingeladen. Ich war grade in einem Kaffeehauſe am Platz de Tereaux, als der Zug aus dem Gemeindehauſe hervorkam. Als die Konſkribirten endlich am Schwanze erſchienen, rief alles neben mir: „Ach die armen Burſchen! heute weiht man ſie für die Schlachtbank ein und dann fährt man ſie in das tückiſche Italien, um ſie erwürgen zu laſſen.“ Ein Beweis für die laue Geſinnung der Lyoner ſind die öffentlichen Aufrufe und Drohungen gegen die Konſkribirten der Stadt, die dieſer Tage in den Zeitungsblättern, Affichen und durch den Hals der Herolde ergingen, ſich unter die Fahne der Freiheit zu ſtellen, um die Barbaren des Nordens in Italien zu vernichten. Aus dieſem armen Lande war hier in dieſen Tagen eine unzählige Menge Liguriſcher, Römiſcher und Ciſalpiniſcher Bürger angekommen, welche vor den ſiegreichen Waffen der Alliirten Herd und Vaterland verlaſſen haben, weil Nothwendigkeit, oder Wille ſie in ein andres Syſtem riß. O ſchönes Italien, warum greifſt Du nicht zuſammen und jagſt beides, Teutſche und Franzoſen über die Alpen? Dann funfzig Jahr Freiheit unter eignen Regenten und Geſetzen, und ich wette, Du biſt wieder, was Du ſeyn ſollſt, das erſte Land Europens!

Lyon war in ſeinen guten Tagen ſeiner Gerad-heit und Rechtlichkeit wegen, nicht bloß unter den Franzoſen, ſondern auch bei allen Fremden be-rühmt, welche nur einige Tage ſich hier aufgehal-ten hatten. In der That iſt es noch faſt eben ſo, und dieſe Stadt mitten in Frankreich gehört gewiß zu den ſonderbaren Erſcheinungen. Die Lyoner machen gleichſam einen Mittelkarakter zwiſchen dem teutſchen und franzöſiſchen, der mir außeror-dentlich wohl thut. Das Lebendige des Franzoſen iſt ſo gemäßigt, das Geckige und Flatternde iſt ſo in Freundlichkeit und Leutſeligkeit übergegangen, und bei dieſem allen iſt ſo eine Geradheit und Rechtlichkeit, daß ſelbſt ein Fremder ſich unter die-ſen Menſchen gleich wie zu Hauſe fühlt. Wenn der Franzoſe überhaupt dienſtfertig und gefällig iſt, und ſelbſt der ärmſte beleidigt wird, wenn man ihm für Dinge Geld anbietet, wofür der Italiäner einen aufs Blut auspreßt, ſo iſt dies der Lyoner doppelt, und er iſt es auf eine weit verbindlichere Art. Solche Tugenden müſſen tief gewurzelt ſeyn, wenn ſie durch die Chalier's nicht haben ausgerot-tet werden können, und wenn ſelbſt die Stirn des Kummers und der Verdroſſenheit ſich erheitert, ſo-bald es darauf ankömmt, einem andern zu dienen. Die Urſache dieſes germaniſirten Karakters hat vielleicht ſeinen Grund in den vielen Schweizern und Teutſchen, die hier zum Theil anſäſſig, zum

Theil als zeitliche Arbeiter wohnten. Man rechnet vielleicht nicht zu viel, wenn man annimmt, daß ein Viertel, ja vielleicht ein Drittel der Einwohner Teutſche, oder Schweizer von Geburt waren. Manche Fabriken und Gewerbe endlich, die bloß teutſchen Landes und Bedürfniſſes ſind, haben dieſe Fremdlinge hier auch wohl zuerſt im Gange und endlich zum Indigenatrecht gebracht. So werden z. B. faſt alle Gerbereien und Bierbrauereien, deren hier ſehr viele ſind, von Teutſchen beſorgt. Man trinkt hier endlich auf gut teutſch außerordentlich viel Bier, und führt es weit und breit ins Land als einen köſtlichen Trunk aus, und ich muß ſelbſt geſtehen, daß das Lyoner Bier ſich immer mit dem Forchheimer und Regensburger im Vaterlande meſſen kann.

Dieſer Schilderung gemäß ſind auch die Sitten, obgleich dieſe durch die Revolution mit Abwerfung aller Schaam auch alle Zügel verloren haben. Wie die Männer ſtiller und ernſthafter ſind, ſo findet man häufig Frauen, die man im ſchwäbiſchen, oder ſächſiſchen Lande gebohren glaubt. Stille Ruhe und beſcheidenes Gefühl, wie ſelten findet man euch in einem franzöſiſchen Weibergeſichte! und doch fand ich euch hier bei mehr als einem Weibe, und ſelbſt im Geſpräche das Entſagende und Weiche, was das franzöſiſche flatternde Feuer und der brennende Geiſt ſelten zur Reife kommen

laſſen. Welch ein Unterſchied iſt hier gegen Marſeille! Hier ſcheinen die Huren äußerlich ſcheuer und decenter, als dort die rechtlichen Frauen, ohne daß ſie darum loſe ſind. Selbſt das ehemalige reiche Lyon hat in den Künſten der Galanterie ſich nie ſo berühmt und furchtbar machen können, als manche kleinere Städte bei kleinern Kräften.

Eines aber, was ich die beiden letzten Tagereiſen ſchon vermißte, fand ich hier ſeltner, als im Süden, ſchöne Körper und Bildungen. Das weibliche Geſchlecht, das darin mein Maasſtab iſt, hat hier wenig Schönheiten unter ſich, zu wie vielen Tauſenden ich ſie auch im Schauſpiele und auf Plätzen und Promenaden geſehen habe. Die Marſeiller Augen, die Rundung der ganzen Geſtalt und das ſchwellende Leben, ſind ſeltne Erſcheinungen, deſto mehr kränkliche und bleiche Geſichter erblickt man, da jene bei dem Trieb heißerer Gelüſte doch weit roſigere Wangen tragen. Die Männer ſind vielleicht nur zur Hälfte Lyoner, ſo ſehr verſammelt Induſtrie aus allen Zungen Menſchen, und man kann alſo von ihnen kein Reſultat erhalten. So ſtehe denn das, daß Männer und Weiber brav und herzlich ſind, wie wenige Franzoſen, und mir ihr Lyon dadurch unvergeßlich gemacht haben.

Auch hier, obgleich die Stadt der Schweiz und der Schweizerarmee ſo nahe iſt, findet man

alle Artikel zu guten Preiſen, und ich habe um 2 Thaler zweimal treflich eſſen, guten Wein trinken und endlich eine nette Stube und ein nettes Bette bewohnen können. Hier iſt die Einrichtung in den meiſten Gaſthöfen, daß das Departement der Zimmer und der Küche getrennt ſind, und dieſe und die damit verknüpfte table d'hôte an einen Reſtaurateur mit einem Theil des Hauſes wieder vermiethet ſind. So war es in unſerm Gaſthauſe, und die table d'hôte äußerſt intereſſant durch die Menge Fremder aus allen Departements, und ſelbſt aus Italien, welche man beſonders zu Mittage dort traf. Meine Geſellen zogen alle vor mir ab, und nur der eine Kreole blieb, und mit ihm zugleich beſtellte ich den 21. Mai meinen Platz in der Diligence nach Paris.

Reiſe von Lyon nach Paris.

Einen Theil dieſer Reiſe hatten wir bis Chalons auf der Saone zu machen. Dies war mir eben recht; denn der Wechſel erfreuet des Menſchen Herz. Wir wurden alſo um 4 Uhr des Morgens mit unſern Sachen eingeſchifft, und fanden auf dem Verdecke und im Innern eine ungeheure Menge Menſchen alles Geſchlechts und Standes, welche mehr oder weniger weit die Reiſe mitmachten, zum Theil nur einige Meilen, weil ſie zu Waſſer um einige Groſchen zu machen iſt. Ich

fand auf dem Verdecke einen ſehr geſcheuten Mann aus Bourg en Breſſe, mit dem ich mich den größten Theil unſrer Schiffahrt über alte und neue Geſchichten der Zeit unterhielt, während der Krevle bald an uns ſeinen Witz ausließ, bald mit den Weibern und Mädchen unten Scherz machte. Die erſten Meilen unſrer Fahrt bis Ville franche waren himmliſch. Der Morgennebel lag auf den Rebenhügeln zu beiden Seiten des Stroms, und die Sonne blitzte nur mit einigen freundlichen Strahlen durch, und wie Rieſen ſtiegen die weißen Dunſtgeſtalten empor. Der heilige Chriſtoffel, auf die Wand einer großen Abtei gemahlt, gab uns als Patron der Ströme, die er mit Chriſtus, oder dem Teufel auf den Schultern ſo leicht zu durchwaten pflegte, das Lebewohl, die Roſſe, die uns ſtroman zogen, wurden vorgelegt und das Toſen der Träger und Buben, die noch am Strom hin liefen, hallte uns freudig nach. Bis Ville franche hat man an beiden Ufern Rebenhügel, Villen und Gärten mit netten Dörfern und kleinen Feldern im reitzenden Wechſel, doch ſind die rechten Ufer niedriger und oft ganz flach, und die linken dachen ſich auch immer mehr ab, je weiter man ſich von Lyon entfernt. Eine Stunde hinter Ville franche verwandelt ſich alles, und jedes Haus ſagt ſchon, man habe nun ſchon nördliches Frankreich, ſo verändert iſt alles. Die Häuſer mit den flachen Dä-

chern verſchwinden plötzlich, und mit den Luken ſtatt der Fenſter; ſtatt der maſſiven gemauerten Wände ſieht man bekalchte, und aus den Ziegeldächern werden ſtrohene. Die Art des Südens, das Korn auf einer Diele, oder Tenne ſogleich auszudreſchen, und das Stroh dann in großen Miethen unter freiem Himmel aufzuthürmen, iſt auch vorbei, und man ſieht bei den Häuſern wieder große Scheunen. Jemehr man ſich Macon, dem Ziel unſrer Tagesreiſe, nähert, deſtomehr ebnet ſich das Land. Rechts ſieht man keine Weinberge mehr, aber dafür eine weite Ebne, die bis an die Thore von Genf beinahe fortläuft, und das Land la Breſſe, das fruchtbarſte Kornländchen zwiſchen der Rhone und Saone, macht. Unüberſehliche Weitzenfelder, Wieſen mit Heerden bedeckt, Feldbüſche und Dörfer machen ſelbſt dieſe Ebne reitzend, und ich wanderte mehr als zwei Stunden auf dieſen reichen Fluren, und ließ das Schiff fortſchleppen. Das linke Ufer ſelbſt hat immer niedrigere Hügel, die ſchon oft mit Ebnen durchſchnitten werden, und zwiſchen dieſen lieblichen Hügeln hat es den Edlen und Mönchen gefallen, Klöſter und Schlöſſer zu gründen, welche niedlich mit den Anſichten des jenſeitigen la Breſſe kontraſtiren. Die Geſellſchaft machte ſich noch einen Spaß, der ächt franzöſiſch war, als wir der Brücke bei Macon ſchon ganz nahe waren. Buben und Mädchen, die die Heer-

den auf den Wieſen hüteten, ſchlugen den Reiſenden zur Ergötzung um einige Sols ein Rad, oder ſtellten ſich auf die Köpfe. Als die Mädchen dies letztere nicht wollten, — es waren zum Theil Dirnen von 12 bis 14 Jahren — ſchrie man es ihnen vom Schiffe befehlend zu. Die Luſt des Geldes ſiegte. Sie ſtanden meiſt in eviſcher Tracht, denn die Röcke ließen ſich nicht immer feſtklemmen, und reichlicher warfen nun die Männer und Weiber vom Verdeck die Sols ans Land.

Um 6 Uhr des Abends landeten wir zu Macon und ſtiegen an ſeiner niedlichen Brücke aus, um mancherlei Luſt zu haben. Die ganze Brücke ſtand voll Ungern und Oeſterreicher, Officiere und Gemeine, die geſtern der ſchnelle Le Courbe aus der Schweitz geſandt hatte. Kaum konnte ich mich vor Freuden halten, als ich die ſüße Sprache des Vaterlandes, ſelbſt im Oeſterreichiſchen und Mähriſchen Dialekt noch ſüß, nach langer Zeit wieder vernahm. Man hatte die Gefangnen nemlich faſt in alle Städte des ſchönen Burgundiſchen Landes vertheilt. Sie ſahen munter und wohlgemuth von der Brücke auf den von Böten und Fahrzeugen wimmelnden Strom und in die ſchöne Landſchaft hinein, und ſchienen guter Dinge zu ſeyn. Mir war der Anblick in aller Hinſicht ein ſüßer. Ihre Eſkorte und eine Menge Konſkribirter war immer mitten unter ihnen, und luſtig ging der Burgun-

derwein

derweln rund, den die Wirthe den neuen Gäſten in Gläſern und Flaſchen zubrachten. Manche rechtliche Leute des Orts unterhielten ſich wieder mit den öſterreichiſchen Officiers, die franzöſiſch ſprechen konnten. Die Weiber und Mägdlein wandelten ſeitwärts auf der Brücke und längſt dem Strom. O Menſchlichkeit, ein ſolcher Anblick von Dir macht auf Tage alles Blut vergeſſen, was in Strömen fließt! Ich machte mich endlich dann auch ein wenig unter ſie, und verſchwatzte meine Zeit recht luſtig. Alle rühmten ſich des Marſches und der guten Pflege, und meinten am Ende, es ſei hier doch beſſer leben, als auf den Schweitzerbergen zu verhungern, oder ſich todt ſchießen zu laſſen. Am Strom am Stadtthore gab es ein anderes Spektakel, das ein ſpekulirender Kopf wohl auf die Rechnung des ehrlichen Teutſchen erſonnen hatte. Ein großes Gerüſt mit bunten Aushängegemählden voll gräulicher und ungeheurer Dinge war aufgerichtet, und drinnen trieb man mit Guillottinen und Marionetten ſein Weſen. Ich guckte nur einige Mal hinein, da ſah ich den ci devant Louis leize zum Richtplatz ſchleppen und erbärmlich quiken, indem er endlich ſich vor dem Henker in die große Taſche des Hanswurſt rettete. Die Weißröcke gingen auch wie die Bienen aus und ein, und die Konſkribirten ließen ſich auch nicht ſchlecht finden. Macon iſt eine lebendige Mittelſtadt faſt in dem

ſchönſten und fruchtbarſten Theil des treflichen Burgund. Drinnen iſt ſie eng und finſter, aber die Gaſſe längſt dem Strom nimmt ſich mit ihren feinen Häuſern allerliebſt aus. Hier war nun alles, was Weib heißt, längſt dem Strome ausgegoſſen, um die gefangnen Fremdlinge in Augenſchein zu nehmen, und dies war für unſer einen gar nicht unleidlich. Welch einen Abſtand bemerkte ich hier von Lyon! und doch iſt es nur etwa 5 Meilen davon entlegen. Schlanke und blühende Geſtalten ſo viele und das Blut der Wangen ſo ſchön, als man es nur am Rhein wiederſieht! Alles trug dabei in dieſer netten Stadt ſo einen Ausdruck des Wohlſtandes und des Friedens, daß mir recht wohl um das Herz ward. Ich theilte meine Freude dem Kreolen mit und der rief lachend: l'on chante: Macon pour les filles et le vin! Auch dieſen hatte ich nachher noch zu probiren, als ich mit drei ſchwäbiſchen Landsleuten und ihm zu Abend aß. Dann ſchifften wir uns gegen die Dämmerung ein, um den Morgen zu Chalons anzukommen.

Der Abend war freundlich und mild und unſer Verdeck wimmelte wieder von Menſchen. Man zeigte mir links aus weiter Ferne die Thurmſpitze der Abtei von Cluguy, die mit der von Cîteaux, auch in Burgund unter Chalons, in das franzöſiſche und ganze europäiſche Mönchs- und Pabſtweſen im Mittelalter einen bedeutenden Einfluß hatte

und viele ſchöne und manche gelehrte Köpfe erzog. Die Nacht kam bald mit ihren Schatten und ihrem Himmel voll Sterne und die Rohrſperlinge und Nachtigallen machten Abendmuſik. Die meiſten von der Geſellſchaft jagte die kühlere Luft unten in die dunſtige Koje, ich wickelte mich in meinen Ueberrock und ſetzte mich zwiſchen einigen Bauern auf Säcken hin, mit welchen ich die erſten Stunden liebes und muntres Geſpräch pflog, nachher war ich mit der freundlich ſchimmernden Nacht und den Nachtigallen allein und bei meinen Geliebten; doch machten die Wechſelungen der Pferde bei den verſchiedenen Stationen oft lärmende und unangenehme Intermezzo's. Das Land iſt faſt fortgehend Ebene und ſelten ſieht man am linken Ufer einen Weinberg. Mit dem dämmernden Morgen ſah ich weit hinter und vor mir und bald traten die Thürme von Chalons aus dem Nebel hervor, doch mußten wir uns noch in vielen Schlangenwindungen krümmen, ehe wir die Stadt erreichten. Heute ſah ich auch große Güter mit langen Scheunen und Ställen, wie ich ſie ſeit Baiern nicht mehr geſehen hatte, und alles kömmt dem Geſchmack des nördlichen Europa in Anſehen, Bauart und Kleidern näher. Das Leichte und Jugendliche in den Wohn- und Luſthäuſern verſchwindet. Man ſieht, daß es hier ſchon anders ſtürmt, ſchneit und regnet, als im Süden. Der Mantel weicht bei den

Bauern dem Kittel und das Jäckchen dem Rocke und für die leichten Schuhe schleppt man sich mit großen Stiefeln, und die Aermern müssen die Füße in den Stock der Holzschuhe (subots) einklemmen. Gegen 6 Uhr des Morgens schwammen wir zu Chalons an und nun sollte es von hier zu Wagen weiter gehen.

Es war einer der heitersten Morgen, wir bestellten uns ein gutes Frühstück und wanderten einstweilen einige Stunden herum. Chalons liegt wo möglich noch reitzender, als Macon, und auch diese Stadt heißt eine der schönweibrigen, wie denn das Burgunderland wegen seiner Weiber und Weine berühmt ist. Ich war indessen so unglücklich, hier schlechten Wein trinken zu müssen und wenige der schönen Kinder des Städtchens zu sehen. Auch hier wimmelte es von Ungern und Teutschen und diese Gegend ist schon im vorigen Kriege das Ablager der Gefangenen gewesen, so daß wir in einem Dorfe etwa eine Meile von hier mehrere ansäßige Ungern trafen, die Französinnen sich beigelegt hatten, und zu welchen diese von hier fleißig hinaus wallfahrten; denn der eine hält dort ein Wirthshaus und Billard. Auch in Chalons ist die Gasse längst dem Strome die schönste und die Vorstädte jenseits auf einer Insel, die die Saone bildet und welche mit herrlichen Alleen umpflanzt sind. Am andern Ende der Stadt steht auf einem

hübſchen freien Platze ein Denkmal, von den Bürgern dieſer Stadt dem Gedächtniſſe der großen Männer errichtet, die dem Vaterlande die Freiheit errungen haben. Man iſt hier ſowohl, als in Macon, ſehr patriotiſch. Hier ward ich zum erſten Mal ſchlecht abgeſpeiſet in Frankreich und mußte impertinent bezahlen. Um 10 Uhr waren wir fertig und ſtiegen wieder in die Diligence, der Kreole, ich, ein Paar närriſche Kaufleute und ein Greis mit Weib und Kind, die uns oft das Leben ſauer genug machten. Meine beſte Reiſegeſellſchaft hatte ich bis Lyon gehabt.

So wie man Chalons und die Saone verläßt, nimmt das Land wieder eine ganz andre Farbe an und geht aus dem Kornland wieder in Weinland über. Schon von hier bis Chagny war alles mit Reben bedeckt und der Wein, den man zu Chagny, Beaune und in den nächſten Dörfern gewinnt, iſt ſehr geprieſen und wird durch ganz Frankreich verfahren. Mit der Ebene verſchwanden nun auch die Wieſen und grünen Büſche, die reichern Dörfer und üppigen Felder. Wer das Edelſte hervorbringt, iſt immer der Aermere, und wer in dem Miſt der Pandekten wühlt, ſitzt zwanzig Stufen über dem, welchen ſein Homer und Arioſt bei allem Gefühl des Unſterblichen doch ſchlecht vor dem Hungertode ſchützt. Weinländer zeigen immer kümmerliche Hütten und zerlumpte Menſchen. Durch

dieſe kahlen und verbrannten Rebenhügel führt nun wieder ein abſcheulicher Weg. Ueberdem war die Hitze des Mittags fürchterlich und die Gäule ſchlecht. Der nächſte Ort hinter Chagny iſt Rochepot, oder der Felſenbecher, ein kleines Dorf tief im Thal, mit kahlen Bergen und Felſen umgeben, auf denen eine alte Burg und mehrere Thürme ſich romantiſch erheben. Unter dieſen verbrannten Trümmern der Schöpfung, die kaum ein braunes Gräschen zeigen, liegt ein grünes gewäſſertes Thal mit Gärten und Reben. Die Berge liegen ſchroff über dem Thale und man fährt oft, als wenn man mit Wagen und Pferden in die Tiefe purzeln wolle. Dieſes Rochepot war wie ein verwünſchter Ort und wir waren ihm anderthalb Stunden faſt immer gleich nahe, ſo windet ſich der Weg langſam und ſchneckenförmig um den Keſſel herum, bis man endlich die Höhe des Berges erreicht hat. Von Rochepot bis Ivry, einem netten Dorfe mit Weinbergen, iſt der Weg eine Wüſte durch öde Haideberge, einzelne Streifchen Wald und Korn. Die letzten anderthalb Meilen dieſer Tagereiſe von Ivry bis Arnay le Duc, fährt man durch Wald und Feld und einige ſchlechte Dörfchen. Alles ſieht öde aus, Wohnungen und Aecker, obgleich der Boden ſehr gut ſcheint und das wenige Korn vorzüglich ſtand. Auf dieſem Wege ſah ich auch die erſten Zäune wieder, die gar nicht

ſüdländiſch ſind und ſchon im ſüdlichen Teutſchlande nicht ſo häufig gefunden werden, wie im nördlichen. Die Häuſer und Wohnungen haben im Burgundiſchen ganz die Bauart und das traurige Anſehen der ehemals ſlaviſchen Provinzen Teutſchlands, oder Böhmens und Ungerns, die Menſchen ſelbſt ſehen nicht heiter und rauh aus, wie ihr Land, und gehen auf den Holzſchuhen oft eben ſo ſchwerfällig und kopfhängig, als der Pommer und Böhme zu ſeinen Roboten.

Arnay le Duc iſt ein kleines freundliches Städtchen auf Weinhügeln und rund von Reben umgeben. Man fährt durch niedliche Gärten und einen kleinen Cours ein. Ein halbes Dutzend feiner Jungfrauen begrüßten uns aus einem Garten vom Erker, wir nahmen dies als ein frohes Omen, fanden aber doch nicht die beſte Aufnahme, wenn man an die Wiederherſtellung der zerſchlagenen und zerſtoßenen Eingeweide denkt; für den Kopf gab es genug, vielleicht auch für ein leichtfertiges Herz; denn wer kann alle Abentheuer der Nacht enthüllen? Es dämmerte ja ſchon, als wir ankamen. In unſerm Gaſthauſe hatten ſchon zwei Diligencen ihre Fracht von einigen 20 Menſchen abgeladen. Es waren einige feine Frauenzimmerchen drunter, aber uns hungerte nur. Des Eſſens war für ſo viele Menſchen auch zu wenig und da ging es an ein deſperates Reißen um die beſten Biſſen, ſo daß

endlich ein feiner Mann aus der Gesellschaft aufstand und rief: „Bürger, vergesset nicht, daß wir Franzosen und in der Gesellschaft von Damen sind.“ Dies Wort stellte schnell die Ordnung wieder her, aber nicht die der Magen, der Wein mußte das Beste thun und die freundliche Weibergesellschaft, mit der sich der ganze Haufe noch nach dem Essen unter die Jugend des Orts auf dem Cours mischte und ein halbes Stündchen da den lauen Maiabend walten ließ. Die Schönen waren den folgenden Morgen schon abgereist, als wir aufstanden.

Wir zögerten des Morgens lange, ehe wir reisefertig wurden, weil wir heute keine große Tagereise machen wollten. Das Wetter war kalt und unfreundlich, die Gegend aber fing an, recht lustig zu werden und wechselte mit Reben, Wäldern und Kornfeldern. Unser Alter war mürrisch, der arme Schelm hatte mit seinen alten Zähnen gestern Abend nicht fertig werden können und war also hungrig zu Bette gegangen und heute hatte es noch nichts gegeben, das kleine Kind schrie; ich ließ mir vom Kreolen von Westindien erzählen, wo er einige Jahre gewesen war, und von Vincennes, wohin sein Vater ihn in eine Pensionsanstalt gethan hatte. Unter diesen Gesprächen kamen wir nach Saulieu, ein Paar Lieues von Arnay und hörten mit Erstaunen die Glocken ziehen. Mir ward' schwül, weil ich dachte, es gäbe Aufruhr und Händel, so

auch den andern; aber unſer Kondukteur lachte und ſagte, man nehme es im Innern des Landes ſo genau nicht mit dem alten Gottesdienſt und mit Läuten und Proceſſionen, als zunächſt bei Paris, oder an den Gränzorten, wo ſchärfere Aufſicht ſei. Wir andern ſprachen nun noch vieles über dieſen Punkt und alle kamen endlich dahin überein, es gebe gar viele der ernſthafteſten und drohendſten Geſetze, die kaum zur Hälfte in Ausführung gebracht ſeien. Dahin gehören auch die, welche den Gottesdienſt, die Prieſter und Feier der Sonn- und Dekadentage betreffen. Manche Ortſchaften hätten weder Prieſter noch Kirchen mehr, und jeder feire ſein Feſt, wann und wie er wolle, andre beſoldeten ihren Prieſter, aus eigner Taſche, bei andern habe er noch faſt alle alten Hebungen und Firlefanze. Andre endlich, die nicht das geringſte wiſſen wollten, gingen in die Wälder und verſteckte Oerter, wo ſie ungeſtörter den alten guten Chriſtenglauben ausüben könnten. So ſei es mit der Feier der Feſte der Heiligen und der Freiheit, der eine begehe dieſe, der andre jene, und des einen Bude ſei am Sonntage, des andern am Dekadentage verſchloſſen. Das gehe auch alles recht gut, wer aber einen Feind habe, der ſei doch bei dieſer Verwirrung in Gefahr, und manche rechtliche Leute ſeien ſo in Unheil geſtürzt worden. Dies alles habe ich nun ſelbſt während meines längern Auf-

enthalts bestätigt gefunden, aber gejammert hat es mich um das Volk und seine Priester, wann ich diesen wichtigen Theil der bürgerlichen Gesellschaft so ganz der Sorglosigkeit und dem Ungefähr überlassen sah und oft noch der Verachtung übergeben. Woher soll das Volk seine Lehrer nehmen? wird es am Ende andere finden, als Schurken und Tröpfe? So ein Priester sieht gewöhnlich wie ein Kauz, sobald er sich unter vielen Menschen sieht. Das ist nicht französisch und menschlich und man sieht die Folgen.

Wir hielten in dem Dörfchen Avalon Mittagsrast und aßen wacker nach dem gestrigen Fasten und selbst die Verzagten wurden hier wieder muthig. In dem nächsten Postwechsel Lucy le Bois trafen wir ein Baurenfest auf dem Platze, das keine Bedrängtheit, noch Verzagtheit verrieth. Mannsen und Weibsen waren wohl gekleidet, manche selbst elegant, und Freude strahlte aus allen Gesichtern. Die einen tanzten, die andern zechten, die dritten spielten. Wir mischten uns unter sie und wurden freundlich und frei wie von freien Menschen empfangen und brachten ein lustiges halbes Stündchen zu. Alles ließ die Freiheit und Republik heute leben; und wenn dies einer kann, so kann es der Bauer, der bei allen Misbräuchen und Gräueln doch seine Generalpächter und Fröhnen nicht mehr hat. Er ist der Gewinner, während

Handel, Induſtrie und Schiffahrt laut über die Revolution ſchreien. Das iſt doch viel, wenn zwei Drittel des Volks erleichtert ſind; ſoll man denn nicht hoffen, daß auch das andere einſt beſſer werde? Man richte billig und ſehe die Dinge nicht immer einſeitig und klein. Wer pflügt und Reben hackt, iſt doch der erſte Theil eines Volkes, und wenn der hungern muß, ſo rede man noch ſo viel von trefflichen Geſetzen und Künſten eines Staates, er trägt ſein Verdammungsurtheil in dem Elend des Landmanns. Wenn es etwas iſt, ſo iſt es auch in Frankreich dieſe Klaſſe, welche nie alles Alte mit allen alten Misbräuchen wiederkommen laſſen wird. Vieles vom Alten muß wiederkommen, wenn es gut werden ſoll.

Wir fuhren von Lucy le Bois bis St. Bris, einem Dörfchen nahe bei Auxerre. Das Weinland verſchwindet eine Meile hinter Lucy le Bois und wir ſahen viel Wald, viel unbebautes Feld und einzelne ärmliche Dörfer mit trefflichem Getraide. Endlich ſperrte uns der Regen alle Ausſicht und ſo kamen wir in St. Bris, unſerm Nachtquartiere, an, wo ich und mein Kreole gottlob einige muntre Jugend zum Abendgeplauder fanden; denn bei unſrer unfranzöſiſch mürriſchen Geſellſchaft ward uns das liebe Leben oft ſauer genug. Es war viel Lärm im Orte. Die rüſtige Mannſchaft der Gemeinde war ausgezogen wohl bewaffnet und hatte

einen nahen Wald geklopft, wo einige notorische Räuber dieser Gegend hausen sollen. Man hatte nichts gefunden, als einen todten halb verfaulten Körper. Doch mußten wir den ganzen Abend uns von einigen die Heldenthaten vorpredigen lassen, die man hatte thun wollen. Man kann doch weit mehr sprechen von dem, was man noch thun will, als was man schon gethan hat.

Früh um 6 Uhr waren wir schon in Auxerre, und sahen an der Yonnebrücke eine Menge Menschen in Bewegung. Wir stiegen also aus und sahen einen Menschen für todt wegschleppen, der sich aber allmälig erhohlte. Es war eine kleine Geschichte, die mir Teutschen eine rechte Freude machen sollte. Ein Bürger der Stadt fällt von seiner Holzflöße in den Strom, und wird von den Fluthen weggerißen. Einer von den österreichischen Gefangnen, die am Strome Sand karrten, sieht dies, wirft seine Jacke ab, stürzt sich hinein und hohlt jenen mit Lebensgefahr heraus. Nun war alles Volk mehr um diesen, als um den Geretteten her, und die Worte „bravo Fischer! brave garçon! brave Allemand! tönten durch die Luft. Mir war es ein Jubel, ich las wenige Tage nachher in Paris von diesem wackern Teutschen, er heiße Fischer, sei aus Mähren gebürtig, habe gar keine Belohnung annehmen wollen, sondern gesagt: „meilleur est mourir, que laisse mourir un citoyen.“ Nun

immerhin, sprach er gleich schlecht, so that er desto besser.

Auf so etwas schmeckte uns das Frühstück. Wir wanderten nachher noch einige Stunden in der Stadt, einer der ältesten von Frankreich, herum. Auch hatte ich noch keine so antike gesehen. Die Yonne fließt östlich bei ihr hin, ein kleiner stiller Strom. Man hat sie recht an und auf einem Hügel gebaut, hinter welchem nördlich Weinberge sich erheben. Sie ist nun ganz öde, nachdem man ihr den Bischof und die Domherren und Aebte genommen hat, die doch noch etwas Geld in Umlauf brachten. Nach allen Seiten offen hat sie höckrichte, krumme und enge Gassen, viele ekende und verfallene Häuser und selbst der alte porzelanene Dom sieht wie ein zerregnetes Schwalbennest aus. Man hatte in einem Theil desselben Quartier für die Gefangnen gemacht, welche übrigens auch hier ganz zufrieden schienen, und um 8 Uhr mit guten Broten und großen Stücken Fleisch von der Austheilung kamen.

Der Weg von Auxerre bis Sens fast immer an den Ufern der Yonne ist äußerst romantisch. Ein schöneres und reicheres Land an allen Gaben des Himmels und der Erde kann man sich kaum denken, und einzelne Gegenden giebt es, wo selbst ein Tavernier nach 50 verreisten Jahren durch die weite Welt sich ein Hüttchen für seine letzten Tage

erbauen mögte. Der Fluß führt den Weg in Schlangenwindungen bis zu dem netten und heitern Joigny. Das Pflaster ist besser erhalten und die Seiten meist mit hohen Ulmen, den Bäumen Frankreichs, eingefaßt. Niedliche Rebenhügel wechseln mit den weitesten Ebnen von Wäldern, Wiesen und Kornfeldern ab; die Dörfer werden reinlicher, die Landhäuser schöner, selbst die Menschen wieder kecker und besser gekleidet. Wir hielten unser Mittagsmahl in Joigny, zu dem eine neue steinerne Brücke über die Yonne führt, und das in Einer langen Reihe netter Häuser längst dem Strome liegt, indem es hinter sich weite und reiche Weinberge hat, welche ein Mittelding von Burgunder und Champagner geben. Wir ließen uns vom besten geben, und ich will wie von Macon sagen: Joigny pour les filles et pour le vin! denn auch niedliche Mädchen gingen am Ufer und verschönten unsre Gesellschaft im Gasthause. Dieses nette Städtchen gehört zur ehemäligen Champagne.

Hinter Joigny wird das Land immer ebner und endlich bloßes Kornland, dessen einzelne kleine Weinberge ohne Namen und Bedeutung sind. Dafür verschwanden aber auch die schönen Aussichten. Indessen entschädigen dafür andre und interessantere Anblicke. Es ist hier augenscheinlich, daß man besser den Acker bebaut, und überall besser wirthschaftet, als im Süden selbst in den reichsten Landschaf-

ten, z. B. in la Bresse. Weitzen, Rocken, Gerste stand allenthalben treflich, und wo man düngte, Brache aufriß, oder noch zu Kartoffeln, Kohl, Rüben und Taback pflügte, da hatte es ein anderes Ansehen. Die Dörfer, die man hinfort sieht, tragen alle den Schein des Wohlstandes, ja wohl der Eleganz, und man sieht kaum ein Strohdach, oder eine aus Holz und Leimen bereitete Wand. Und doch arbeitet der Franzose nicht einmal hier so fleißig, wie der teutsche Bauer. Alle Schenken waren voll von ihnen, wo wir nur anhalten mogten; wohlgekleidet, ja zum Theil nett saßen sie da und tranken Wein und Kaffee, und lasen von Siegen in Italien, die Niederlagen sind. Wir, die wir aus Nizza und Lyon kamen, sollten erzählen. Wir logen auch zu Ehren des Vaterlandes.

Gegen den Abend fuhren wir durch die alte Stadt Sens, und nahmen eine Meile davon zu Pont sur Yonne unser Nachtquartier. Ein freundlicher Wirth und ein liebes Weib mit vier Kindern empfing uns, und wir hielten einen herrlichen Schmauß. Es war gar ein gescheuter und freier Mann. Nachdem wir nach dem Essen lange hin und her gesprochen hatten, erzählte er mir, auch ihn habe die Revolution zu einem glücklichen Menschen gemacht. Er sei in Troyes Benediktinermönch gewesen. Ein menschliches Dekret habe ihn mit vielen befreit. Bald habe er ein hübsches

Weib gefunden und vier Kinder mit ihr gemacht, und lobe ſich ſein thätiges Leben. „Ich arbeite, liebe und bin glücklich,“ ſprach er, als ich von ihm ging. O könnten dies doch viele ſagen!

Hier beiläufig ein Wort von den Poſthaltern und Poſtillions, von denen man meiſtens den Begriff hat, wie von Zöllnern und Thorſchreibern, daß ſie grob ſind. In Teutſchland ſind es auch die meiſten. Beſſere Poſtillions, als die franzöſiſchen, habe ich nicht gefunden, obgleich der Franzoſe eben kein Reiter iſt. Das fährt mit Händen und Füßen, und der ganze Körper iſt eben ſo, wie die Peitſche, im ewigen Hin- und Herſchwingen. Man giebt ihnen einige Sols auf die Station, ſo man will, und dafür ſind ſie ſehr dankbar. Das pflichtmäßige Prellen hat man gottlob bei den Diligencen abgeſchafft; dabei werden ſie grob. Auch die Poſthalter ſind meiſt höflich, und geben gern ein Glas Waſſer oder Bier unentgeldlich mit freundlicher Miene dem Fremden. Das wird der Teutſche nie thun. Er giebt nur gern Großes umſonſt. Der Wagenmeiſter iſt der Diener, Schaffner und Verwalter der Reiſenden, macht die Kutſche auf und zu, hilft den Schwächlingen und Alten aus und ein, beſtellt das Eſſen und Trinken, weckt und was er weiter thut. Für dieſes alles giebt man ihm für eine Reiſe von 50, 60 Meilen einen großen Thaler, oder 6 Livres, ſich gütlich zu thun.

Dem

Dem Markör bei Tiſche und dem Mädchen, die des Morgens weckt und Kaffee und Waſſer beſorgt, zahlt man zwei, drei Sols. Ein Franzoſe dankt immer und iſt zufrieden, und nur Einen Unverſchämten dieſer Klaſſe habe ich auf der ganzen Reiſe gefunden, einen Fährmann an der Iſere, der über die Gebühr erhielt und doch brummte.

Wir fuhren frühe um 2 Uhr aus, um bei guter Zeit in Paris anzukommen. So ging es eine Meile im klatſchenden Regen längſt der Yonne. Mit dem Morgen kam die Sonne freundlich hervor, der Regen hörte auf, und die Nachtigallen ſangen aus den Erlen des Stromes. Wir ſahen ihn bald in die Pariſiſche Seine fließen, wandten uns ſeitwärts von dieſer, und hatten Fontainebleau. Einſam liegen ſeine Gärten und Bäume nun, und die Säle und Zimmer ſtehen öde und theils zerſchlagen; worin ſonſt Könige und die Barrys und Monteſpans die Schätze des ſchönſten und reichſten Landes in Europa verſchwelgten. Ich war im ernſten Gedanken, als wir ſo vorbeifuhren, da begegneten uns drei blühende Mädchen. Hätten die hier vor 10 Jahren noch wohl ſo unſchuldig in ſüßer Knoſpe gehen können, als jene herrſchten, die an den Rhein die Peſt ihrer Sitten brachten, und Thuiſkons Volk vergifteten? dachte ich, und die großen königlichen Bilder mußten den menſchlichen weichen.

Bei Melun, fuhren wir über die Seine, und hielten an, um zu frühstücken. Es ward Butterbrod gereicht, und die trefflichen, aus Gewürz durchbackten Brötchen der Stadt wurden in warme Milch gebrockt. Es war ein Fastnachtabendschmauß. Wir bezahlten für das Frühstück 12 gute Groschen die Person; man merkt es, daß Paris näher ist. Melun selbst ist einer der freundlichsten und nettesten Oerter, die ich von Mittelstädten gesehen habe, und hat eine sehr hübsche Lage auf Hügeln an der Seine, die hier eine recht romantische Krümmung macht. Dörfer, Schlösser, Landgüter, Abteien und Hügel mit Weinstöcken, deren Trauben nicht gepreßt, sondern von den Parisern gegessen werden, machen die Gegend und ihre Gefilde außerordentlich schön, ich mögte sagen, paradiesisch. Ein magischer Duft lag auf der ganzen Landschaft von dem Regen der Nacht. Alles grünt, alles ist bebaut und bewohnt. Man sieht, daß man Paris näher kömmt, wenn es auch die zahllose Menge von Frachtwagen, Kabriolets, Diligencen und Kutschen nicht sagte, die ewig hin und her rasseln, und den Weg von Melun schon zu einer Straße von Paris machen. Ein Jüngling, dem der Krieg ein Bein gekostet hatte, stand an einer kleinen Bude, hart am Posthause und rief Karten und Kupferstiche aus. Er hat mir einen Marschplan der Stadt Paris zu 20 Sols an:

Kauft Bürger, ich Armer kann die Stadt nur noch im Grundriß durchwandern, mein Bein liegt auf der Brücke von Lodi.“ Ich gab dem freundlichen und wohlgekleideten Jüngling zwei Franken, und ſetzte mich ein.

Raſch ſchienen die Pferde nun mit unſern Begierden zu laufen durch eine der lieblichſten Landſchaften, wo ich den Sand nicht ſah, mit dem die Verläumdung die Gegend um Paris bevölkert hat. Bald zeigte man mir die herrliche Kuppel des Panthevn, der ehmaligen Kirche der heiligen Genoveva. Die hohen Thüren der Barriere du Trone ſtanden wie Rieſen da, prächtig ſahen wir die Marne bei dem berühmten Charenton in die Seine fließen, raſſelten durch die Vorſtadt Skt. Antoine, dem öden Platz der alten Baſtille und Beaumarchais Pallaſt vorbei, und hielten um 2 Uhr Nachmittags den 26. Mai vor dem Bureau des diligences nationales, von wo ich, wohl empfohlen, mich zum nahen Gaſthofe Hôtel de Bruxelles rue du Mail in der Nachbarſchaft des Palais Egalité machte, wo ich dieſes ſchreibe.

Paris.

Ich fürchte fast, es mag mir mit dieser Ueberschrift Paris gehen, wie einem, der eine Weltgeschichte ankündigt, und am Ende mit zerstückelten Bruchstücken eines kleinen Atoms der Welt, der Erde, angestiegen kömmt, die vor vielen Jahrtausenden, wie einige große Köpfe gemeint haben, nebst den andern Planeten durch einen Kometen von der Sonne abgelaufen ward, und sich nun noch immer in dem verwandten Wirbel ihrer Mutter umdrehen läßt. Man darf nur das Wörtlein Paris nennen, so ist es grade, als wenn man Welt sagt, ja viel mehr. Denn die Welt ist durch den frommen christlichen Glauben sehr gemein geworden, der ihr alles Leben genommen hat; aber Paris! o Paris! da drängen sich tausend Welten in dem Kopf zusammen; tausend lebendige Bilder, tausend Gestalten wandeln vorüber, und eine Menge Geschichten webt die schnelle Phantasie unter einander, die, wahr oder falsch, in dieser klei-

nen-moraliſchen Welt täglich vorgehen ſollen. Da wird es denn am Ende eben ſo mislich, von Paris, als von der Weltgeſchichte etwas zu ſchreiben, um ſo mehr, da das erſte immer wechſelt, die letzte aber bis auf den heutigen Tag von manchen weiſen und hochgelahrten Männern für etwas ſehr Feſtes und Stehenbleibendes angeſehen wird, wenn ſie gleich von jeher wohl nicht weniger geſpielt haben, und heute vielleicht noch eben ſo ſehr ſpielen mag, als nur das jetzige Paris ſich als eine Spielerei mit Königen und Menſchenköpfen neulichſt übel berüchtigt gemacht hat. Ich muß alſo allen nachherigen Angriffen und Erinnerungen, die man billig machen könnte, ſogleich einen Pfahl vorſchlagen, und mich wegen meines Aushängeſchildes decken.

Gott behüte mich vor allen böſen Zungen und ſchlimmeren Geſichtern! Laßt euch nicht ſchrecken, lieben Leutchen, oder hofft nicht zuviel — ich ſpreche mit euch, wie es jeder nach ſeiner verſchiedenen Anſicht verlangen könnte — nicht ganz Paris, noch alles, was in und um Paris iſt, will ich euch auftiſchen, da würden dem ſchreibſeeligſten Schreiber am Ende die Finger erlahmen. Das fällt auch nicht alles in den Horizont eines Menſchen, der etwa drei Monate nur in der jetzigen Hauptſtadt Europens lebte; aber ſelbſt, wenn er euch das gäbe, was in ſeinen Horizont fiel, und

wovon er vielleicht manches beſſer melden könnte, als andre ſeiner Vorgänger, ſo würde er immer noch fürchten, zu lang zu werden. Er kann es euch nicht bergen, — mögt ihr immer von dem, was unter ſeinen Haaren ſich bewegt, etwas ungünſtig urtheilen — daß es ihm bis dieſen Tag ein Räthſel geblieben iſt, wie es manche Herren anfangen, in wenigen Tagen von der Verfaſſung einer Stadt, von den Sitten ihrer Einwohner, vom Zuſtande der Polizei und Künſte und Wiſſenſchaften mehr zu wiſſen, als ihm oft in Wochen und Monaten ſeines Aufenthalts nicht möglich geweſen iſt. Er ſchließt alſo, die Herren verlaſſen ſich auf ihre Freunde und auf andre Erzähler, nehmen treu hin, was dieſe ihnen geben, und erzählen es treu andern Leuten wieder, nein unſeren wollte ich ſagen; denn gewöhnlich ſtellen ſie ſich, als hätten ſie alles, was ſie geben, ſelbſt geſehen, gehört und erlebt und das macht die meiſten Leſer treuherzig. Wer aber die Welt kennt, der weiß auch, was es mit dieſem Wiſſen für einen Zuſammenhang hat und haben kann. Ich habe doch auch ein Paar Augen zum Sehen, wie andre ehrliche Leute, mag auch gern was wiſſen; aber ich geſtehe frei, daß ich auf meinen Zügen von dem grade am wenigſten habe aufgreifen und wiſſen können, womit andre ſo leicht ganze Bogen füllen können. Man lebt ja unter Freun-

den, wenn man hoch rechnet, nur wie im Vaterlande und unter seinen Freunden und Bekannten. Man weiß, wie schwer es schon daheim hält, oft über eine Kleinigkeit, über eine Todtenliste und Zolltabelle, oder Polizeiverordnung Berichtigung zu erhalten; sollte dies unter Fremden nicht noch weit schwerer, sollten die Angaben aus leicht überschaulichen Gründen nicht noch weit mißlicher seyn? Man wird sich also nicht wundern, wenn von dem kleinen Auseinandergesetzten und Speziellen so wenig bei mir ist. Ich habe schlechterdings nur meinen Augen und Ohren (und wenn es solche unsichtbare drinnen giebt) getraut, und darf kühn sagen, daß ich wenigstens die fremde Autorität immer angeführt habe, wenn auf sie hin etwas erzählt ist. Wie ich mir aber zutraue, von den Sitten, von den Weisen, und vom ganzen Leben einer Nation oder Stadt so leicht manches sagen zu können, darüber muß ich noch ein Wort verlieren und dann auch kein unnützes mehr. Mercier in seinem Gemählde von Paris scheint hier mein Helfer, und ich will also sein Urtheil mit seinen eignen Worten geben und alsdann sagen, wie es mir vorkömmt. Er sagt: „Die Fremden können sehr gut die Schauspiele, die Promenaden, die öffentlichen Sitten mahlen, kurz, alles was lebendig, alles was allen Blicken sichtbar ist; aber wenn sie vom Innern der Häuser, vom Karakter der Männer in Gesellschaft,

von beſonderen und verſteckteren Zügen ſich zu reden unterfangen, werden ſie ihren Landsleuten nur Sand in die Augen ſtreuen.“ Das eigentlich Oeffentliche alſo gehört nach ſeinem Urtheile dem Fremden an, und dieſes kann ihm unmöglich verſteckt werden, wenn man nicht annehmen wollte, daß die Menſchen in einer kleinen Welt, wie Paris, wo ſie es am wenigſten nöthig haben, in einer immerwährenden Verſtellung leben, und das kann man doch wohl bei keiner Nation, am allerwenigſten aber bei den Franzoſen. Dieſes öffentliche Leben wird der Fremde in kurzer Zeit beſſer faſſen, als der Einheimiſche vielleicht im ganzen Leben. Warum kann man über ſein eignes Konterfei nicht urtheilen? ich denke, weil man es alle Tage ſieht. Der Fremde greift das Unterſcheidende leicht auf, welches ſchneidend von den Sitten ſeiner Nation abſticht; und grade das, was ſein Urtheil zuerſt beſtimmt, was ihm zuerſt am meiſten auffällt, grade das ſollte er ſchreiben, ohne lange darüber zu grübeln. Wie bei einzelnen Menſchengeſichtern der erſte Eindruck öfter der rechte iſt und man von vielen Geſtalten noch heute ſagen kann, die Seele baut ſich ihr Haus, ſo gilt dies auch von ganzen Völkern. So wie der einzelne Menſch ſein Gefühl als Maaß hat, woran er die Menſchen hält, die ihm auf der Landſtraße des Lebens begegnen, ſo hat er, wenn er von dem Leben und

den Sitten eines Volkes reden will, kein anderes, als ſeine eigne Nation; und jeder Leſer iſt ſo billig, oder boshaft, nach dieſem vorausgeſetzten Maasſtabe, welches ihm, wie die Brille dem Blinden, dient, bei ſeinen Erzählungen und Urtheilen auf- und abzurechnen.

Es iſt in neuern Tagen ſo vieles über Paris und ſeine groſse Schaubühne geſchwatzt, geſchrieben, geſchlagen und gekämpft worden, daß man faſt furchtſam wird bei dem Gedanken, ſich unter ſo viele erlauchte Thoren und Weiſe drängen zu wollen. Hat indeſſen der ewige Wechſel der Bühne in Paris Europa bald entzückt, bald erſchreckt, wie ſollte nicht auch ſo eine Ephemeris ihre Ergötzung haben, die nach den Sternen, welche über ihrer Geburt leuchteten, die Begebenheiten ihres kurzen Lebens entweder in Klage- oder Freudentönen abſingt? vorzüglich wenn ſie das Kleine und Unbedeutende ihres kurzen Daſeyns, ſo wie ihre kleinen Augen, jedem eingeſteht? Das Spiel, worin der Flug dieſes geflügelten Thierchens fällt, war luſtig und munter genug und ging einem gröſsieren kurz vorher, welches Europa mehr, als je, auf den Kopf geſtellt hat, ſo daß dieſe alte Jungfer mit ihren eben ſo unſcheinbaren, als unzeigbaren Dingen ſich in einer ſchlimmen Verlegenheit befindet. Doch ohne auf das folgende Spiel zu ſehen, was ſie nach ihrem Tode nichts angeht,

ſchwiert ſie ſtill und beſcheiden um einige Scenen desjenigen, welches damals war, um ſolche, die vielleicht, auch nur als Schatten von Schattenbildern wiedergegeben, allenthalben noch einige Zuſchauer finden mögen. Doch ich muß endlich aus dieſer Verpuppung des kleinen geflügelten Inſekts herausſpringen und mich wieder in der gemeinen Menſchenhaut zeigen, die ſelten bunte Farben und noch ſeltener Flügel trägt. Meine Pariſer Geburt fiel in die Mitte des Maimonats des 1799ſten Jahres, worüber Streit genug geweſen iſt, ob es das letzte, oder vorletzte eines ablaufenden Jahrhunderts war. Die Sterne, die dieſer Geburt leuchteten, waren für mich günſtig genug; denn nach einer mehr als zweijährigen Stille ſammelten ſich Donnerwetter über der großen Stadt, die manche herrliche Phänomene zeigten, ohne daß ſie durch ihre Schläge die Zuſchauer verjagten oder zu zerſchmettern drohten. Dieſer Sommer, den ich bis in den Auguſt hinein hier verlebte, brachte manchen Stoff wieder zur Gährung, der vorher ſchon als Erdbeben und Orkan mit Städten und Menſchengebeinen geſpielt hatte; er zeigte manches in einer verjüngten Geſtalt wieder, was ehedem die Herzen von Europa zwiſchen Furcht und Hoffnung hin und her bewegte, was Manche eine Weltverjüngung und Welterneuerung träumen ließ, und wovon jetzt Viele mit ihren Maulwurfsdugigen Gemüthern

meinen, es werde bloß das Horaziſche „Es ſpringt ein lächerliches Mäuschen heraus“ werden. O was dieſer Sommer mich zu einem klugen Mann machen könnte, nachdem der folgende Winter und Sommer auch ſchon verfloſſen ſind! wie herrlich ich alles folgende in Zuſammenhang bringen könnte mit der damaligen Stimmung der Gemüther! Aber ſelbſt wenn ich über ſo einen Zuſammenhang dächte, wie die Meiſten, würde ich mich ſchämen, um eines Späteren willen ein Früheres zu machen. Bei den größten Dingen und Menſchen tritt das allmächtige Schickſal wieder in ſeine vorigen Rechte. Warum, frage ich, ſitzt Buonaparte nicht im Tower für Ludwigs des Sechszehnten Thron? Vielleicht ſähe ganz Europa anders aus; in Frankreich mögten trotz aller Stimmung des Volks, wovon einige nach dem Erfolge ſo weiſe ſchwatzen können, noch die Fünfherren regieren und Teutſchlands edle Nation ſäh ihr polniſches Schickſal, woran nächſt Gregor dem Siebenten vielleicht Luther am meiſten Schuld iſt, vielleicht noch einige Decennien weiter hinausgeſchoben. Doch ſtill! Mich ſoll dies alles nicht kümmern. Ich will die Dinge treu und wahr geben, wie ich ſie damals ſah, und mein Urtheil nicht weniger, ſollte es auch gar keinen Zuſammenhang mit dem Bayonetteſiege von St. Cloud und der Schickſalsſchlacht von Marengo haben, die vor dreitauſend Jahren irgend einem Olymp, oder Wallhall vielleicht einige neue

Götter gegeben hätte. Von allen jenen Dingen und Begebenheiten, wie ſie jenen Sommer von 1799 waren, iſt vielleicht kaum ein leichter Schatten, eine kleine Spur noch übrig; aber was thut es? Das Menſchliche und das Menſchenleben ſteht feſt, und dieſes in einigen Zügen, ergriffen und dargeſtellt zu haben in dem großen Roman, wie ihn das Schickſal ſchreibt, mag immer ein kleines Verdienſt ſeyn und ein kleines Vergnügen gewähren; und mehr wollen auch dieſe Blätter nicht.

Nachdem ich zu lange lang geweſen bin, kann ich jetzt ſchließlich kurz ſeyn. Um nicht in Gefahr zu gerathen, mehr wiſſen zu wollen, oder wiſſen und ſchreiben zu müſſen, als ich weiß, werde ich aus meinem reichen Vorrath, der leicht zu Folianten verdickt werden könnte, nur einige Stücke geben, die ich ſowohl wegen der Anlage des Ergötzens, das ſie in ſich tragen, als auch wegen der Gewißheit, womit ich ſie vor aller Welt anerkennen darf, mit leichtem Herzen in die Welt ſchicke. Auch werde ich, um nicht weitſchweifig zu werden und zu Vieles mit hineinſchleppen zu müſſen, kein ſyſtematiſches Ergänzungsſyſtem beobachten, welches dieſelben Dinge an verſchiedenen Orten oft zwei-, dreimal geſagt haben will; alles ſoll fein unordentlich, doch ich hoffe ſo am ordentlichſten, ſich unter einander bewegen und ſo noch den Karakter ſeines Urſprungs behaupten. Endlich will ich mir noch

ein Panzerhemd umwerfen, das ſelbſt die Durindana der Kritik nicht durchhauen ſoll. Ich proteſtire nemlich gegen alle Klagen, Fragen und Plagen, warum ich bei manchen wichtigen und intereſſanten Gegenſtänden entweder ganz ſtumm, oder wenigſtens nicht geſprächiger geweſen bin. War es Unwiſſenheit, Eigenſinn, Mangel an Urtheil, oder der Gedanke, daß dieſes ſchon einmal mit den ſtehenbleibenden Lettern eines Schulz und Meyer gedruckt ſei, darüber ſteht jedem das Denken frei, aber er hat kein Recht, zu queruliren. Nur was ich wirklich gebe, gebe ich damit auch dem öffentlichen Urtheil Preis und ich müßte ſehr groß, oder ſehr klein ſeyn, wenn dieſes bei mir gar nicht wöge. Herzlich lieb ſollte es mir ſeyn, wenn ich von einer ſehr frohen Laune, worin dieſe Bemerkungen gröſtentheils entſtanden ſind, andern nur einige Ausflüſſe abgeben könnte. Den großen Tummelplatz, worauf geſpielt wird, ſetze ich als bekannt voraus, ſonſt müßte ich erſt noch eine topographiſche Beſchreibung deſſelben machen, die ohne einen Grundriß, oder Plan doch immer dem Auge kein ganzes Bild giebt. Es giebt Spiegel, die weil ſie alles zugleich zeigen, das Beſte nicht bemerken laſſen. Man ſehe meine einzelnen Splitter wie zerbrochene Stücke eines ſolchen an, die jeder noch mehr wird verkleinern, oder durch Zuſammenfügen vergrößern können, je nachdem er das Schatten-

ſpiel mehr im Kleinen, oder Groſſen wird ſehen wollen. Alſo immer heran an meinen Guckkaſten! Ich habe wohl eher um ſolche wandelnde Buden mehr Weisheit und Menſchenleben predigen gehört, als um die feſteſten Kanzeln und Katheder, welche das närriſche Ding, das Erdenleben, gar zu gern zu was Ehrbarem und Ernſtem machen mögten und welchen es nie in den Kopf will, daß wir mit Allem, wie die Kinder, ſpielen müſſen, um ſein Ernſthafteſtes und Gröſtes zu ergreifen.

Ich fange bei dem Auskehrig und dem Abſchaum der Menſchheit und des Schickſals an, und werde, um doch am Ende eine Stufe zu beobachten, immer ſo von dem Häßlichen zum Schönen, vom Ernſten zum Leichten und vom Traurigen zum Fröhlichen fortſchreiten. Zuerſt gehe es denn eine Viertelmeile hinaus nach Bicêtre.

Bicêtre.

Dieſes berühmte Gebäude des Elends und der Verworfenheit war vormals ein altes Schloß, wie das Ritteralter ſo viele aufführte, und es hat bis dieſe Stunde mit ſeinen Thürmen und Mauern noch ganz das Anſehen eines der Raubneſter des Mittelalters. Es liegt auf einer nackten Höhe eine gute Viertelmeile von der ſüdweſtlichen Seite der groſſen Stadt. Ich wanderte mit meinen Geſellen in einer brennenden Hitze durch die Kornfelder, die

es faſt rund umher umgeben. Wir fanden unterwegs an unſerm Pfade Behälter für das Waſſer, was durch tief liegende Machinationen den Hügel hinan unter der Erde geleitet wird. Mir war der ſcheußliche Geſtank und die braune Farbe deſſelben ſchon eine düſtre Vorbereitung des Ganzen, was wir ſehen ſollten, und als unſer Fußſteig uns endlich an die Schmutzableiter und Kloake führte, welche ihre Unſauberkeiten von oben herab der Seine zuſchicken, aus der vermuthlich das Trinkwaſſer dafür wieder eingetauſcht wird, und als wir zuletzt einige arme Teufel ſahen, die den unſaubern Schlamm einrührten und in ihren zerlumpten Kitteln ſich über die jungen Jakobiner freuten, die ſie die Rächer des Volks nannten, da liefen wir ſporenſtreichs den großen Thoren zu und traten unter dem freundlichen Geleite unſers bekannten Führers ein, der uns ſogleich zum Oberchirurgus und ſeiner netten kleinen Frau brachte, wo wir die mephitiſchen Dämpfe mit gutem Wein hinabſpühlten. Unſer Wirth ſchien ein menſchenfreundlicher und gebildeter Mann und klagte ſelbſt bitter über alle die Unordnungen, die hier herrſchen, denen aber ohne thätige Hülfe der Regierung und ohne Geld ſeine Fürſorge unmöglich abhelfen könne. Zugleich erzählte er uns mit herzlichen Flüchen auf die Revolution, die wir ſehr natürlich und verzeihlich finden mußten, daß auch er und ſein Weib hieher exilirt

ſeien, oder ſich gröſſeren Sicherheit halber vor drei Jahren ſelbſt hieher exilirt hätten. Sein Vater war ein guter Kaufmann, den Robespierres Henker mit hundert und tauſend andern abmäheten; er ſtudierte damals als ein Burſche von 21 Jahren Medicin und war froh, daß ſein Geſicht und ſein Name ſich hier unter ſo vielen lebendig todten Menſchen mit begraben konnte. Der Tod, der hier oft ſchnelle Siege zählt, nahm binnen drei Jahren zwei ſeiner Oberärzte weg und machte ſeine Lage leidlicher; doch rüſtet er ſich, dieſen Herbſt, wenn anders die Jakobiner nicht ſiegen, (denn dieſe, ſagte er, könnten mich in die Eisfelder der Ruſſen hineinjagen) ſich wieder in Paris anſiedeln zu laſſen. Sein Weib ſprach aus allen Zügen und in allen Worten Feinheit und Zartheit, und eine Eleganz und Bildung leuchtete aus ihrem ganzen Weſen, die hier nicht gebohren ſeyn konnte und hier nicht begraben werden ſollte. Unſer Begleiter, ein Freund vom Hauſe, erzählte nachher, ſie ſei die Tochter eines ſehr ſchönen alten Grafenhauſes der Bretagne, ihre Brüder ſeien ausgewandert, ihre Aeltern guillottinirt; ſie ſelbſt ſei noch glücklich genug das Weib eines honetten Mannes geworden. So, ſagte er lächelnd, gleichen wir unſer Blut, ja weit mehr, Bürger; es iſt gräfliches und fürſtliches in Menge zu Kaffeehäuslern und Miethkutſchern hinabgeſtiegen.

Das

Das Erſte, was wir nächſt dieſen wirklich freundlichen und lieben Menſchen beſahen, waren die großen Waſſermaſchinen und die verſchiedenen Behälter, worin das Waſſer hineingepumpt und filtrirt wird, wirklich königliche Werke und äuſſerſt koſtbare, wovon ich mehr ſagen würde, wenn ich ein Mechanikus, oder Architekt wäre. Indeſſen ſo königlich und koſtbar die Aufführung und Unterhaltung derſelben auch immer ſeyn mag, ſo verſucht mich doch das faule Waſſer, wenn man es nach langem Hin- und Herpumpen und Geigen endlich aus dem Brunnen ſchöpft, nicht leicht zum Trinken, und ich weiß nicht, wie man es ohne Wein die Kehle hinunterbringen kann. Iſt es nicht abſcheulich, daß man Menſchen, die durch Verbrechen, oder Schickſal ſchon die elendeſten ſind, täglich mit ſolchem Gifte füttert? Giebt es denn keine heitern Ströme und fließenden Waſſer und Brunnen, wo man Wohnungen des Unglücks erbauen könnte, wenn ſie einmal nothwendig ſind? Warum behält ſo ein abſcheuliches Loch, wo das erſte Bedürfniß des Lebens verpeſtet iſt, ſein verjährtes Recht einer Mördergrube? Doch das Waſſer thut es auch hier nicht allein.

Es iſt dieſes Bicêtre eine kleine Sammlung alles Scheußlichſten und Elendeſten unter den Menſchen. Im erſten großen Hofe, wo die Mauern und Thore am höchſten und die Zellen und Löcher

ausgewaltigsten und vergittertsten sind, findet man gerade den Thoren gegenüber zu ebener Erde noch mit Kellervertiefungen, Wohnungen und Kerker für schwere Verbrecher, die wegen Mords und Diebstahls sitzen und zuerst auf eine Ausstellung auf dem Richtplatz in Paris und dann auf die Eisen in Toulon oder Brest warten, oder die nur einmal nach dem Richtplatz reisen, um ihren Kopf der Guillotine abzuliefern. Neben diesem fürchterlichen Gesindel, was man an keinem Orte gern beysieht, saßen in einem besondern Loche eben drei vornehme Emigrirte, die, wie man behauptete, sich selbst Einlaßpässe geschrieben hatten und auf dem Felde von Grenelle vielleicht in den nächsten Tagen ihren ehrlichen Musketenschußtod empfangen. Mit einer menschlichen Thräne ging ich diesen vielleicht unschuldigen Schuldigen (wie es so manche sind) schnell vorüber und kam in den östlichen Hof und seine langen Gebäude, Zimmer und Zellen. Hier ist wieder eine zwieträchtige Eintracht, die nicht seyn sollte, die man aber allenthalben findet. Man hat nemlich das hülflose Alter, die Krankheit und Gebrechlichkeit und zum Theil die verlassene, oder den vorigen Krüppeln durch Naturwurzeln angewachsene Jugend zu einem Gespann zusammengepaart, das schlecht mit einander zieht und sich dem Auge noch schlechter darstellt. Alles dieses spaziert im ersten Hofe schon, noch mehr im

zweiten, der ihnen eigen angehört, unter einander an der Sonne und der Luft herum, die wohl nur in einem Sturmwind mal rein hieher kommen kann. Es ist doch schrecklich, die Gebrechlichen, zum Theil mit unheilbaren Schäden Behafteten unter Gesunden und Kindern zu sehen, die kein anderes Makel haben, als daß sie zu alt, oder zu jung sind, welches in dieser civilisirten europäischen Welt, wo kein Fußbreit Land mehr zu okkupiren ist, freilich das Schlimmste von allem ist. Die Kranken, die in Betten oder in einzelnen Löchern liegen mußten, hatten uns durch den widerlichsten Schmutz und eine unerträgliche Luft bald verjagt, aber auch unten in den langen Arbeitssälen und Schlafzimmern sah es nicht viel besser aus und doch behauptete unser Oberchirurgus, es seien in einigen Jahren in Rücksicht der Oekonomie und Reinlichkeit Wunder geschehen. Es ist nicht unglaublich, denn die französische Sauerei, die vormals freilich noch ärger war, muß sich in solchen natürlichen Mistwinkeln freilich am längsten behauptet haben. Kinder sind zum Glück nur wenige, einige Arme, die die Naturkette mit hülflosen und gebrechlichen Aeltern hier hineingeschleppt hat, um die Samen eines frühen Todes zu finden. Zur Zeit der Bedrängniß, als in Paris auf offener Straße mehrere Menschen Hungers gestorben gefunden wurden, ging es auch hier mit der Austheilung so knapp her, daß viele

dieſer natürlichſten Kandidaten des Todes noch ſchneller expedirt wurden. Jetzt war das Mittagseſſen, was ſie auf dem Tiſche hatten, reichlich und nicht ohne gutes Fleich und Brod, die Gefäße aber ſo unrein und alles ſo beſudelt, daß es mir Ueberwindung gekoſtet haben würde, die Speiſen nur mit meinem kleinen Finger zu berühren. Dies iſt offenbar die Schuld der Aufſeher und Wärter, die, wie unſer Arzt behauptete, reichlich beſoldet und angeſtellt ſind, aber von ihm ohne eine ſtrengere höhere Aufſicht nicht in Ordnung gebracht und gehalten werden können. Zu den Arbeitsſälen werden ſelbſt ſolche zugelaſſen unter die noch geſunden Alten, welche mit unheilbaren und ekelhaften Schäden behaftet ſind und durch Auge und Ohr dem Leben ſeinen letzten Reiz und der Fantaſie des Alters, der ſich oft das Blumenland der Kindheit in der Hoffnung wieder aufthut, ihre letzte Flügelkraft rauben.

Das merkwürdigſte Weſen unter dieſen Halbmenſchen war ein gebohner Italiäner, deſſen kleines Spannenleben durch die ſonderbarſten Verhängniſſe gegangen war. Dieſer kleine Duodezmenſch ward als ein Krüppel vor 50 Jahren in Venedig gebohren und hat ſtatt der Beine bloß ein Paar Stumpen, grade groß genug, daß er die Geſchlechtstheile, die ganz vollkommen ſeyn ſollen, vor der Erde geſchützt hat. Dieſen korreſpondirend ſind

die Arme, auch nur kleine Stümmel, doch anderthalb Spannen lang, und so die Fingerchen nach Verhältniß. Uebrigens iſt der Körper und der Kopf vollſtändig ausgebildet, und beide ſind groß genug, einem mittelmäßigen Menſchenthiere zum Ober- und Mittelſtück zu dienen. Dieſes feine Thierchen zeigte übrigens von Jugend auf viel Lebendigkeit und Anlage und dieſe wurden von Aeltern, die ſchon auf künftigen Erwerb rechneten, ſorgfältig ausgebildet, kein Wunder in einem Lande, wo man oft im funfzehnten und achtzehnten Jahre einem Jüngling ſein Beſtes nimmt, um ihn mit der Stimme wuchern und zeugen zu laſſen, was von jeher ſelbſt Staatsmännern und Finanzminiſtern ein ſchwereres Producirn gedäucht hat, als das, was jeder Stalljunge leicht und ohne Anweiſung lernt. So lernte dieſes kleine Weſen auf ſeinen Stumpen gehen und mit ſeinen Viertelfingern ſchreiben, zeichnen und klimpern und machte von ſeinem 18ten Jahre bis zu ſeinem 39ſten die Runde durch Europa. Auch ſpricht er außer ſeiner Mutterſprache ziemlich gut teutſch und engliſch und recht gut franzöſiſch. Mit einem ganz artigen Vermögen, das er von der Neugier und dem Mitleid Europens geſammelt hatte, ließ er ſich endlich in Frankreich vor eilf Jahren nieder, gab ſeine Gelder auf Renten und ſich bei einer guten Familie in Penſion. Die Re-

volution machte ihn den übrigen Rentiers gleich, die aus reichen Leuten plötzlich Bettler wurden. „Das Unglück, sagte er, machte mich hülflos und traurig, aber nicht toll. Aber vielleicht gab es gewisse Leute, die mich toll haben wollten, der Elende ist es dem Glücklichen nur zu leicht. Man erklärte mich für einen Narren und steckte mich ins Narrenhaus; was aus meinem Vermögen geworden ist, das weiß ich nicht. Vier Jahre habe ich unter den Narren gesessen und bin erst vor einigen Monaten unter diese Elenden gekommen, um kümmerlich zu Tode gefüttert zu werden.“ Der kleine Mensch interessirte mich und meine Begleiter außerordentlich. Sein Gesicht trug wunderbar das Gepräge eines Mannes und sein Auge hatte venezianisches Leben und Tiefe. Jetzt schreibt und zeichnet er, doch so, daß er um kein Geld den Neugierigen davon etwas überläßt. Er hat seinem kleinen Atelier, mit allem ausgerüstet, wie es in dieser Akademie seyn kann, auch einige alte italiänische Bücher. Nachdem wir durch langes Gespräch ihn zutraulich und durch ein kleines Geschenk freundlich gemacht hatten, zeigte er uns ein dickes Konvolut, mit mehrern Zeichnungen und Prospekten durchwebt, mit den Worten: „es sind meine Reisen und mein Leben; aber es ist hier der Ort nicht, einen Verleger dazu zu finden, und aus meinen Händen gebe ich es nicht, damit man nicht einen

Narren aus mir mache.“ Lange klang der Ton seiner Stimme noch in meine Ohren, aber noch mehr das Wort eines der Aufwärter, daß er ein Enthusiast für die Freiheit sei, und oft gesagt habe: mag ich untergehen, wenn nur Frankreich und Italien glücklich werden!

Die merkwürdigste Partie dieses Versammlungshauses des Elends blieb uns noch immer zu beschauen übrig, die Seite nemlich, wo die wohnen, welche man von der übrigen Welt ausgeschlossen hat, weil sie meistens eine ganz andre im Kopfe tragen, als diese, und also damit alle Augenblicke anrennen; ich rede von den Narren. Auch dieser ist hier eine ansehnliche Versammlung, und zwar solcher Narren, die man unter die Unheilbaren rechnet. Wie man aber dazu kömmt, die Periode bestimmen zu können, über welche hinaus keine Heilung mehr möglich ist, das weiß ich nicht; genug, man überläßt die armen Schelme, die hier eingesperrt sind, ganz ihrem Schicksale und kein Arzt und Apotheker hat mit ihrer Verrücktheit etwas zu thun, es sei denn, daß eine andre Krankheit und Gebrechlichkeit sie befalle. Mir ist immer, wenn ich in ein Tollhaus trete, als ginge es in ein Allerheiligstes, und ein Schauer, der mehr ist, als das menschliche Gefühl des Mitleids, oder der eigennützige Gedanke der eignen Hinfälligkeit, ergreift mich. O das Heilige im

Menſchen iſt doch wohl ſehr unabhängig von aller künſtlichen Metaphyſik und Manipulation! Warum kann mich eine Leiche, die ſichtbare Zerſtörung der ganzen Maſchine, nicht bewegen, wie dieſe? wohl nur, weil das, was wir ſehen, kleiner iſt, als das, was wir ahnden; weil hinter dem Ahnden und Hinüberſchauen von unſerm Raupenblatte auch was Geahndetes liegen muß. Ich wollte aus dem Gefühl, das bei'm Anblick eines Todten mich übermannet, trotz dem beſten Metaphyſikus vielen gradherzigen und gradköpfigen Leuten die Unſterblichkeit der Seele beweiſen, ſo wie ſich alles Seelige (dies ſchöne Wort hat doch nur der Teutſche in voller heiliger Bedeutung) beweiſen läßt. O das Menſchenherz iſt tief, wie das Meer und der Himmel, und dieſe Tiefen ſind es, die uns freuen und ſchrecken. Man ſieht von einer halbzerſchlagenen Uhr immer mehr, als von der ganzen, die ihren richtigen Schlag hält. Mich dünkt es ſehr menſchlich und natürlich, daß mehrere wilde Völker, die nur die Kräfte der Natur fühlten, aber noch weniger verſtanden, als wir, Wahnwitzige und Epileptiſche oft als Heilige und Lieblinge der Götter ehrten, und ihr elendes Daſeyn unter dieſem frommen Glauben in Schutz nahmen. Wir ſind aber zu der Höhe der Bildung gekommen, wo alles Heilige und Seltene gemein werden muß, wenn es exiſtiren ſoll. Es iſt keine Zeit der Wahnwitzigen und

Poeten, die den nüchternen Leuten nur zu oft als Tolle erſcheinen. Doch giebt es Menſchen, die an dies tauſendjährige Reich glauben, wo man ſelbſt den Tollen und Halbtollen, den Poeten und Philoſophen, einen Theil der allgemeinen Erde einräumen werde. Doch hinein in dieſe Behauſung der Heiligen, deren Begeiſterung und Entgeiſterung ſo viel Hohes und Tiefes hat!

Es iſt die letzte Abtheilung von Bicêtre, wohin man dieſe Menſchen geſetzt hat, die ſelten ein anderes Verbrechen haben, als daß ihnen die Welt zu eng iſt; deswegen meinen die ſogenannten Vernünftigen ein Recht zu haben, ſie ihnen noch enger zu machen, als ſie vorher ſchon war. Dieſe Abtheilung liegt an der nordweſtlichen Seite, und macht meiſtentheils einen halben Cirkel um die Mauer herum. Aber unverantwortlich iſt es, wie man einen Haufen von beinahe 50 Menſchen, was man ſagen kann, wie auf den Schweinskofen geſetzt hat; doch war dieſer natürliche Schweinskofen nicht ſo häßlich und abſcheulich, als jene künſtlichen, die wir vorher durchgelaufen waren. Man ſah doch nicht lauter Krüppel, Abgelebte und Kranke, ſondern manche luſtige Geſtalten, und auch die meiſten noch ſo ziemlich leidlich gekleidet. Indeſſen verfließt dieſen hier in Vergleichung mit vielen ihrer Brüder das Leben unter einem ziemlich heitern Himmel. Man bringt nemlich nur

die ſtillen, oder die luſtigen Tollen hieher, und die Wilden und Gewaltigen, die andern und ſich ſelbſt Leid und Unheil drohen, müſſen in den kleinen Kerkern des großen Kerkers von Paris in ihren ſcheußlichen Zellen eher verfaulen, als ausleben. Die Gemächer — doch was ſage ich? — die Löcher ſind hier zu ebener Erde und viele haben auch die Erde zu ihrem Boden und ein wenig Stroh, oder einige Lumpen zu ihrem Lager. Die Thüre macht den Eingang, und bei den meiſten auch die Erleuchtung, und die Bettſtelle, oder den Lägerplatz abgerechnet, iſt kaum ſo viel Raum, ſich einmal auf den Zehen umzudrehen. Von einem Ofen, oder Kamin iſt keine Spur. Das würde freilich ganz andre Aufſicht erfordern. Wie mögen die armen Schelme dieſen letzten Winter gefroren haben? Indeſſen verſicherte man mich, ſie hätten ſich leichter und luſtiger gefühlt, als manche Uneingekerkerte hier und in Paris, denen die lappländiſche Kälte ſchlimm auf die zarten Körper fiel. Es iſt ein ſonderbares Phänomen, aber man findet allenthalben Belege dazu, daß ſolche Tolle, und zwar je toller, deſto beſſer, erſtaunlich Hitze und Froſt ertragen können, daß ſie bei allem Schmutz und Mangel und bei tödtender Kerkerluft länger und härter aushalten, als irgend ein andrer, deſſen fünf Sinne ſo leidlich richtig ſitzen. Darüber ſollte ein Arzt, der zugleich ein Philoſoph wäre,

einmal etwas ſagen. So weiß ich einen Tollen, der kein Kleid duldete, und in einem Kerker lag, wo der Wind durch das Gitter wehte, und der Winter ſeinen Schnee hinabtrieb, und ſo bis zu ſeinem 25. Jahre hineinlag, und das an der Oſtſee, wo die meiſten nackt in einer guten Winternacht in einem ähnlichen Loche binnen drei, vier Stunden todt frieren würden.

Was dieſe armen Schelme im Winter haben frieren müſſen, das braten ſie jetzt im Sommer; denn wer kann es ihnen zumuthen, einſam jeder in ihre Löcher zu kriechen, wo Maulwürfe, Kröten, Eidexen, und jetzt vielleicht auch Läuſe und Flöhe um den Beſitzſtand des Bodens, und um die Haut des armen Inhabers ſtreiten? Die meiſten — es ſind überdem die meiſten von den luſtigen Tollen — ſind immer in der Mitte auf dem Platz zwiſchen den Zellen, und erzählen ſich mit lauter Stimme, und oft mit eben ſo lautem Lachen, ihre Träume und Begebenheiten. Obgleich ich oft unter ſo einem Haufen geweſen war, ſo hatten ſie doch nirgends ein ſo geräumiges Terrain, als hier, und konnten die Eintretenden nicht ſogleich von allen Seiten überflügeln und einſchließen. Hier fiel alles mit Freude, Lachen, Jubel, Betteln, Bruderküſſen, Umhalſungen und Rockzupfungen über uns her, und doch half kein Ausſtreuen von Sols; das Geſchrei und Lärmen ward immer ärger, und die

Hände und Füße immer zudringlicher, und nur ein guter Knüppel eines ihrer Wärter, der uns eskortirte, rettete uns von Orpheus Schicksale. Dieser schreiende Haufen bestand eigentlich aus leeren und vielleicht hohlköpfigen, und hohlherzigen Narren. Ein einziger ward mir sogleich durch seine Miene und sein stattliches Ansehen bedeutend, und seine politischen Fragen weckten auch die meinigen. Woher der Mensch die neuesten Dinge, oder etwas von den neuesten Dingen wissen mogte, das weiß ich nicht; aber er sprach von Suworow und Robespierre, vom König von Sardinien und England in Einem Athem. Ist es nicht schade, Bürger, rief er mir mit einem lauten Lachen zu, daß ich den König von Sardinien nicht geköpft habe? Dabei drängte er seine herkulische Brust auf uns, und wollte die Arme um uns schlingen, faßte aber [illegible] wie ein Kind, und so war auch seine Gebehrde, und sein schöner, langer, schwarzer Bart, gab ihm etwas recht Ehrwürdiges. Zuweilen nahm er plötzlich einen Schwung und drohte, wenn er loskäme, die fünf Schurken in Paris aus der Welt bringen zu helfen, und dergleichen Zeug mehr. Wer sollte es diesem Menschen, der selbst im Wahnsinn eine so friedliche und ungezeichnete Stirn behalten hat, zutrauen, daß seine Hände einst von Blut trieften? Und doch erzählte unser Mann, er sei einer der Septembriseurs gewesen,

und in gefährliche Haft gerathen, woraus er jedoch wieder entlassen sei. Nachher sei er tiefsinnig geworden und habe sich bekehren wollen, bis ihn Hoffnungslosigkeit in Wahnwitz stürzte. Ich wunderte mich billig, daß von den Furien jener schrecklichen Tage ihm keine Spuren auf dem Gesichte zu lesen waren, und fragte, ob er denn immer so lustig seitdem gewesen sei? Immer lustig, war die Antwort, zuweilen bei politischen Gedanken wohl etwas auffahrend, aber nie etwas Gespensterartiges und Blutgieriges in seinem Blick, noch in seiner Haltung. Wer wollte dem Armen seinen Gewissensschlaf nicht mit mir gönnen? hat er doch auch wohl schon seine Furien gehabt.

Nun noch einige Worte von einigen, die in ihren Zellen blieben und zum Theil der Spott dieser lustigeren Herumläufer waren. Da war zuerst ein Bild, was einige Züge von einem aus des Menschenmahlers Hogarth Tollhause hatte, wie er es im Leben eines Liederlichen (the rakes progres) aufthut. Es war ein Irrländer, (wie unser Führer behauptete, ein Geistlicher) der hier nun 30 Jahre in seinem Loche bei offenen Thüren sitzt und liegt, ohne daß es ihm in einer so langen Zeit nur ein einziges Mal eingefallen wäre, herauszugehen. Starr sitzt, oder liegt er — seine 70 Jahre machen ihn oft schon liegen — da und sieht sehnend den Himmel oder ein Krucifix an, das an seiner

kleinen leimernen Wand hängt. Kein Lächeln hat man auf seiner Stirne, keine Thräne in seinem Auge gesehen, kein Wort des Urtheils über andre und mit andern vernommen; dafür aber hat er Tagelang mit lauter Stimme gebetet und gepredigt, ein rechter Prediger in der Wüsten, bis er ermattet auf sein Lager gesunken ist; alles war äußerst reinlich und nett um ihn, obgleich er jetzt in seinem Bette lag. Welche Augen, so schön, so himmlisch schön durch ihren blauen Aether funkelnd, als ich sie in meinem Leben fast nicht gesehen habe! ein schönes Greisesangesicht mit einem langen weißen Bart, der über den Gürtel herabfiel. Er sah uns nicht, obgleich er die Augen auf uns gerichtet hatte, wir aber sahen ihn. Mir war es schon oft bei einzelnen Wahnwitzigen, als ob sie nur für diese Erde toll wären, und uns in ihrem Geisteselement vielleicht schnell überfliegen würden, wie der Adler die Lerche. Wer ist so klug, daß er eine Gränze schmiede zwischen Aberglauben und Glauben? Glaube, Hoffnung und Liebe bleiben doch wohl selbst bei dem die ersten Dinge, der sich es sogar erlaubt, vom Athanasischen Glaubensbekenntniß einige Punkte zu streichen. Ich begreife es wohl, wie ein edler Mensch durch mancherlei Ding unter der Sonne und dem Herzen so etwas werden kann, als dieser Irrländer. Es wäre schlimm, wenn viele Menschen auf dieser Erde so wären,

aber sollten nicht manche für ihre dicken Elemente von einem so reinen Feuer brennen, daß sie entweder in die Wüste, oder ins Tollhaus gehen müßten, um anzubeten? Ich hätte diesen Greis küssen mögen, so wenig sah er manchem seiner draußen schwärmenden Genossen ähnlich. Könnten diese dreißig tollen Jahre dem Entzückten nicht eben so viele der reinsten Seeligkeit gewesen seyn? denn nie hat er gezweifelt, oder geklagt.

Ein dritter Merkwürdiger — und dieser soll auch der Letzte seyn — war gleich am Eingange einquartirt, ein ganz feiner Mann von etwas scheuer und ängstlicher Miene und dessen Kleider und Wäsche und Bette sich von den übrigen sonderbar genug zu ihrem Vortheil unterschieden. Rund umher hatte er sein Zimmer mit Schattenrissen und leicht schattirten Köpfen behängt und beklebt, von welchen einige Portraits seiner Mitgesellen waren. Er klagte über den Muthwillen derselben, die hier im Reiche der Gleichheit keinen Aristokratismus der Einsamkeit und der besseren Kleidung und netteren Wohnung dulden und ihn also oft mit Schimpf und Spott aus seiner Wohnung heraus necken wollten. Dieser arme Mann war ein Mittelding und unglücklich, wie alle Mitteldinge. Er klagte uns, wie gerade seine ruhige Zeit, wie wir sie trafen, die Zeit seines Unglücks sei, weil sie ihn das ganze Elend seines Zustandes fühlen lasse. Ach!

wenn ich jenen da draußen am ähnlichsten bin, bin ich glücklicher als jetzt. Indessen hat mir Gott Einen Trost gegeben, daß ich zeichnen und kleine Sächelchen machen kann, wodurch ich mir in dieser elenden Behausung einige Erleichterung und Bequemlichkeit verschaffe. Er zeigte uns von seinen Zeichnungen und Köpfen und einige kauften da von. Sie wären nicht übel gearbeitet, aber alle Kinder trugen die Farbe des Glückes und der Stimmung, worin der Vater sie machte. Nur in der Eitelkeit und der Sorge, die er trug, sich immer als ein besseres Wesen über seine Genossen hinauszuheben, sah man die Ueberzahl eines Sparrens, oder Stiftes in seinem Bau und seiner Maschine.

Wir gingen endlich noch einmal zum Oberarzt, der seitweges in einem eignen netten Häuschen an der Mauer wohnt und ins freie Feld hinaus eine Pforte und einen freundlichen Garten hat. Ihn Wein und Milch stärkten wir die schlaffen Glieder und stiegen mit menschlichen Empfindungen, die alle Nationen verbinden, von diesen liebenswürdigen Franzosen in die ungeheure Stadt zurück.

Die Salpetriere.

Liegt auch auf der Seite der Stadt, woraus man nach Bicêtre wandert, aber ganz außer den Boulevards und gleichsam schon im Felde, so daß die Boulevards sie von der Stadt abschneiden. Sie ist

hart

hart an der Seine, in der Nähe des schönen botanischen Gartens und der großen Vorstadt St. Antoine grade gegenüber. Man kann diese Salpetriere in mancher Hinsicht mit Bicêtre vergleichen nur daß sie keine Halsverbrecher enthält und von einem viel weitern Umfange ist. Es ist eine Sammlung mehrerer Gebäude, die alle von großen Mauern umschlossen sind und im Innern verschiedene Abtheilungen und Höfe bilden. Das Gebäude ist für 6500 Menschen, mehr als in mancher kleinen Stadt, eingerichtet, und diese sind oft noch überzählig darin gewesen, ein Haufe, wovor einen schaudern kann. Dieses Hospital ist bloß für Weiber, wie Bicêtre für die Männer, man wolle denn einige kleine Knaben ausnehmen, die im kindischen Alter noch keines Geschlechts gerechnet werden. Das Merkwürdigste indessen konnten wir trotz aller Mühen und Bitten nicht zu sehen bekommen, nemlich die Sammlung von kurlosen wahnwitzigen Weibern, die hier im Hintergebäude bewahrt werden, und eine andre derer, die in vielen Städten sich nach dem Namen der heiligen Magdalena nennt, für welche man hier leicht zur rechten Zeit und Stunde einige ansehnliche Kongregationen von Schwestern auf den Straßen zusammengreifen könnte: ich rede von jenen, die wegen ihrer Sünden hier bußfertig sind, oder seyn müssen. Auch dieser war hier sonst gleich neben den Tollen an, zu wel-

chen auch von ihnen oft einige hingerichten, eine ganz stattliche Schwesterschaft, und wir waren neugierig, einmal die alten Heldinnen des Palais royal und der Boulevards in dieser neuen Form beisammen zu sehen, und sie galt vorzüglich dieser Besuch. Man versicherte uns aber, die jetzige Sammlung sei äußerst uninteressant und bestehe nur noch aus einigen alten halb verfaulten und wenigen neuen, die nur zuletzt aus Mangel an Obdach und wegen der Bösartigkeit ihres Uebels dieser Mördergrube hätten in den Rachen fallen müssen. Die jetzige Regierung, sagte eine Alte, ist nicht so hart und grausam, als die alte, und erlaubt der Jugend ihre Lust. Vormals war dieses Spital und Lazareth die Hauptniederlage der verdorbenen weiblichen Waare von Paris, die jetzt Vestfreiheit hat.

Außer diesen beiden elendesten Klassen der Weiber, zwischen denen einem freien und züchtigen Gemüthe die Wahl schwer werden mögte, ist die Salpetriere ein Aufenthalt von alten und gebrechlichen Weibern, denen man Wohnung und Nahrung, in den Krankheiten Pflege und Arzenei, und nach ihren Kräften auch Arbeit giebt. Alles war hier bei weitem reinlicher und netter und schien, besser eingerichtet und vertheilt, als in Bicêtre; aber dies war vielleicht nur zufällig, weil die Zahl der Stellen bei weitem nicht zur Hälfte besetzt

war. Ich will damit nichts von einem Muſter der Reinlichkeit und Sauberkeit geſagt haben; was in dieſer Hinſicht in Frankreich trefflich heißen kann, würde man in Florenz und Wien immer nur mittelmäßig nennen. In der Mitte ſind lange Säle, wo gemeinſchaftlich gearbeitet wird, welches freilich jetzt gänzlich zu liegen ſchien und wohl nie von Bedeutung iſt. Ich ſah nichts als Wolle zupfen, etwas Baumwolle ſpinnen und Strümpfe ſtricken; was kann auch das abgelebte Alter und die kümmerliche Gebrechlichkeit Großes leiſten?

Eines hatte man indeſſen dieſem Alter und dieſer Gebrechlichkeit aufgepfropft, was ich gern wo anders geſehen hätte, dies iſt das junge und hülfloſe Alter, was unter freiem Himmel und ſelbſt unter dem herzloſen Zufall beſſer gedeihen würde, als in einer Peſtluft und unter den Händen ſolcher Menſchen, die die friſchen Keime bis in ihr innerſtes und heiligſtes Leben durch den Anhauch der Verwelkung und Vermoderung vergiften. Die nemlich von den Findelkindern das Elend ihrer Wiegenjahre überleben, werden hieher zum Theil transportirt — wenige kommen ſogleich hieher. Mir iſt dieſe zarte Jugend in ſolchen Dampf- und Peſtlöchern immer äußerſt rührend geweſen und dazu trägt allerdings außer dem Stande der Hülfloſigkeit noch manches andre bei. Man kann die hier Verpackten und Verſteckten ungefähr anſehen,

wie man die blutigen und verwundeten Reste eines zusammengehauenen Regiments vorüber defiliren sieht. Da ruft der Zuschauer von vielen: auch hier ist Tod! Die jungen Menschenpflänzchen, die die Natur sogleich unter einen ungünstigen und unfruchtbaren Himmel verpflanzt hat, verwelken hier langsam unter den alten gebrechlichen Körpern, davon viele schon die Verwesung des Todes an sich tragen. Sie leben unter den Alten, sitzen und arbeiten unter ihnen, ja manche schlafen sogar bei diesen Stiefmüttern des Todes, die ihnen die jugendliche Wärme dann vollends absaugen. Selten nur dürfen sie auf den weiten Höfen zwischen den einzelnen Wohnungen herum laufen; aber ich fürchte, sie haben selbst diesen ersten Naturtrieb des jungen Lebens verloren. Bleich, rachitisch und mager, aber dickbäuchig klagen sie die Natur und das Schicksal an, die ihnen nicht den Mutterschoß und die Mutterbrust ließen, diese erste Wiege und Speisekammer der Kindheit.

Gleich am Eingange dieser kleinen Welt findet man ihre kleine Kapelle. Aber auch auf diese haben die Dekrete Robespierrens gewirkt. Es war nur Eine Klage dieser armen Alten, daß man ihnen ihre Bilder herausgenommen und die Altäre auf einen einzigen eingeschränkt habe und auf diesem Einen auch selten eine Messe gelesen werde. Vormals hatten sie ihren eignen Geistlichen; jetzt kömmt

nur selten einer von einer andern Gemeine. Mir blutete das Herz mit diesen Alten über solchen Unverstand. Wer nicht handeln kann, oder will, der muß beten; und was hat das hinfällige Alter und ein Leben in Krankheit und Unglück, das hier alle Hoffnungen abgeworfen hat, was hat es, als das Heilige im Menschen und das Ewigbleibende, woraus es für ein neues Daseyn neue Hoffnungen spinnt? Wer ihm die Mittel nimmt, diesen letzten Aussichten und Träumen der müden und hinsinkenden Natur sein Herz hinzugeben, der nimmt ihm sein Alles.

In diesem kleinen Staate findet man gleichsam ein Paris im Kleinen. Hier sitzen Fruchthändler und Händlerinnen, Trödler und Trödlerinnen, Höker und Hökerinnen, endlich die Ausschenker von kleinen Leckereien, wie man sie nur in den lebendigsten Gegenden von Paris findet. Indessen hat man an diesen Vorposten gleichsam einen Zeiger, wie es weiter dahinten und drinnen seyn werde. Alles ist dem Vermögen und den Bedürfnissen dieser Republik von Bettlern und Krüppeln angemessen, und was auf dem elendesten Hintern und dem dürftigsten Fuße auf den Boulevards und um den Louvre sich nur mit Erröthen zeigen würde, tritt hier keck vor aller Welt auf, und bietet sich dem Liebhaber, wohl ausgeputzt und aufgestutzt, an. Die Verkäufer und Verkäuferinnen gehören gleichfalls

zu den Veteranen ihres Gewerbes, die von jüngern Mitwerbern lange aus dem Felde geschlagen sind, nun noch einige Jahre hier stehen und dann vielleicht aus Verkäuferin hier die Käufer werden. Wie die Schuhe, Pantoffeln, Röcke und Westen, Flitter und Instrumente, die man feil trägt, so sind die Früchte, wahrscheinlich von solchen eingekauft, die diesen Ausschuß vor einer eleganteren Welt nicht würden zeigen dürfen; so die gebratenen Würste und Kalbaunen, so die Käse und das Speck. Wenn man sich nun denkt, daß dieses von dürren und todten Händen betastet und verteilt wird; wenn man die Käuferinnen noch hinzudenkt, so hat man ein rührendes Ganzes, von dem ein Hogarth uns einige Scenen mahlen sollte. O es liegt ein tieferer Sinn, als man gewöhnlich glaubt, in dem alten Waidspruch: „Gleiches sucht sich und findet sich.“ Was hätte auch der Glückliche und Gesunde hier zu thun, als diesen Elenden einen rührenden Spiegel zu zeigen dessen, was sie nicht mehr sind und einst vielleicht waren?

Die Unheilbaren

findet man an der Außenseite der Vorstadt von St. Germain zwischen den Straßen von Sevé und Babylone unweit der Invaliden. Ich will nur von diesen und vom Hospital St. Ludwigs jenseits in der Vorstadt des Tempels und von einigen an-

dern, die ich noch gesehen habe, das Einzige sagen, daß ein scheußlicher Schmutz und Gestank fast in allen diesen Lazarethen und Hospitälern herrscht, der für die Verwaltung kein gutes Omen giebt; doch schien sich das große Hospice de l'Humanité (ci devant Hôtel Dieu) sehr zu seinem Vortheil auszuzeichnen. Was die Behandlung von Seiten der Aerzte betrifft, das kann ich nicht beurtheilen. Doch nirgends war es in dem Grade scheußlich, als bei den Unheilbaren, die zum Theil selbst Scheusale der menschlichen Natur sind. Nächst diesen nenne ich noch die verlornen Kinder, die man gewöhnlich grausamer für den Tod versammelt, als wenn man sie dem Mitleid einzelner Bürger überließe. Man findet sie auch diesseits nahe bei'm Observatorium, in dessen Gegend es vorzüglich von kleineren und größeren Anstalten für den Ausschuß der Menschen wimmelt. Doch kein Wort mehr von diesen Sammlungen des Jammers und lieber schnell zu fröhlicharn Einrichtungen, die den Geist durch den Anblick von Güte und Ordnung wieder aufzurichten vermögen!

Die Taubstummen.

Auch sie sind hier in der Nachbarschaft der Findelkinder zwischen dem Pantheon und Observatorium. Paris ward, unter der Anleitung des berühmten und menschenfreundlichen Abts l'Epée,

die Mutter aller ähnlichen Anstalten, die man z. B. in Teutschland zu Wien und Leipzig sieht. Die Wiener Einrichtung ist fast ganz nach dem Muster der Pariser, und selbst jetzt noch sieht man in der Methode viel Aehnliches. Indessen ist diese Anstalt hier sehr erweitert, und wird von einem denkenden und thätigen Manne, dem Bürger Sicard, geleitet. Doch führte er auch die bei allen öffentlichen und wohlthätigen Anstalten gemeinen Klagen, daß die Regierung auf alles andre eher Geld verwende, als auf solches. Um indessen von der Zweckmäßigkeit des Unterrichts und der ganzen Einrichtung urtheilen zu können, müßte man Monate lang selbst mit dabei seyn, und das Gemüth und innere Leben solcher Wesen etwas genauer kennen lernen, die den Gebrauch von zwei nothwendigen Organen des Empfindens und Ausdrucks dieser Erdwürmer Menschen weniger haben, als wir andern. Einige Stunden des Zuschauens und Zuhörens bei'm Unterricht, oder der andern Beschäftigung der Kleinen, kann da nicht viel thun. Wie ganz anders müßte es hingegen seyn, wenn ein Mann, wie der Bürger Sicard, seine vieljährigen praktischen und psychologischen Bemerkungen und Erfahrungen dem Publikum mittheilen wollte. Dieser äußerst thätige und verdienstvolle Mann, der die untern Lehrer und Meister in Aufsicht hat, drückt in seinem ganzen Wesen die Fran-

zöſiſche Urbanität der Sitten, und in ſeiner Miene und Stellung die Freundlichkeit und Geduld aus, die zu ſo einem menſchenfreundlichen Geſchäfte erfordert werden. Welch eine Freude war es für mich, nach dem Schmutz und der Scheußlichkeit, welche faſt in allen Spitälern und Lazarethen zu finden waren, hier wie im Sitz der Ordnung, Sauberkeit und Geſundheit zu ſeyn! So hängt alles von einzelnen wackern Bürgern ab, und fällt mit ihnen, oder ſteigt. Deſto mehr Ehre für Männer, die Sicard gleichen. Die Anſtalt hat einen anſehnlichen Umfang, und die Zahl ihrer Zöglinge war jetzt bei weitem nicht voll. Die Zimmer des Unterrichts, die Schlafzellen, Speiſezimmer, Arbeitszimmer, alles reinlich und nett, die Kinder ſelbſt munter und geſund, und von einer beſſern Farbe, als die meiſten in ihrer Aeltern Hauſe hier nicht haben. Vor dem Hauptgebäude iſt ein ziemlicher Tummelplatz und ein Garten, wo der wackre Direktor ſeine Jugend ſich fleißig tummeln läßt. Der Unterricht im Sprechen, Schreiben und Rechnen und in Bezeichnung abſtrakter Dinge iſt dem ſehr ähnlich, was ich bei Gelegenheit des Taubſtummeninſtituts in Wien angemerkt habe; doch ſcheint man die Methode hier noch mehr vereinfacht, und manche Dinge ausgemerzt zu haben, die kaum für die hörende und ſprechende Jugend gehören. Der metaphyſiſche Miſt der Phi-

loſophie und Religion, womit man die armen Kinder in Wien plagt, fällt hier nun ganz weg, obgleich man nicht glaube, daß man darum allen Religionsunterricht gänzlich verbannt habe. Man ſollte es bei dieſen immer thun; das Herz und die Welt bilden ſich ſchon ohne Ohr und Zunge die ihrige, mit der es ſich ſeelig aus dieſem tauben Leben in ein ſprechendes hinüber träumen läßt. Aber vorzüglich gut iſt hier alles Praktiſche, was ins thätige und arbeitende Leben eingreift, was ſich zeigen und durch Zeigen lehren läßt, und wozu der Taubſtumme nur einen ſchnellfaſſenden Verſtand und kunſtbegabte und leichte Hände braucht, um es oft weiter darin zu bringen, als mancher andre, der in ſeinen fünf Sinnen oft zu viel hat, als daß er in der Welt etwas recht mit Leib und Seele faſſen und feſthalten könnte. Man findet hier einen ganz hübſchen phyſikaliſchen und Modellenapparat, Sammlungen von Natur- und Kunſtprodukten, Zeichnungen und Riſſe, und einzelne Lehrer zeigen ſie vor und unterrichten darnach. So gehen aus dieſen von der Natur ſo hülfloſ Gelaſſenen oft treffliche mechaniſche Künſtler und Handwerker, Schönſchreiber und Zeichner heraus. Zum Beſten des Inſtituts wird von vielen ſeiner ehemaligen Mitglieder und andern eine große Buchdruckerei verwaltet, die ſich in einer der lebendigſten Gaſſen der jenſeitigen Stadt, in der rue Mouvarte, be-

findet, und deren Ertrag auf das Inſtitut verwandt wird. Aber was einem jeden menſchlichen Herzen eine unausſprechliche Freude ſeyn muß, iſt, daß man für die Geſundheit dieſer hülfloſen Kinder ſo gut und liebend geſorgt ſieht, während ſo viele, die mit allen Sinnenorganen geſund zur Welt kommen, in Findelhäuſern und Hoſpitälern verderben und verwelken. Lebe denn wohl, du liebes kleines Haus des Lebens und der Unſchuld, und Du, ihr heiliger Hüter und Freund, redlicher und unermüdeter Sicard! O könnte ich der Bürgerkrone, die Dir gebührt, durch mein Lob nur ein Blättchen hinzufügen, wie überbelohnt würde ich mich halten für die Gefühle, die Du in mir erregt haſt! Wie froh würde ich ſeyn, aus Deinem Herzen und Kopfe einmal etwas über Deine Zöglinge und ihre Behandlung zu leſen!

Les Aveugles Travailleurs,

oder die arbeitenden Blinden, oder blinden Arbeiter (denn beides kann man ſie nach dem Franzöſiſchen nennen) machen eine in meinen Augen faſt eben ſo intereſſante Maſſe aus, als die vorigen, obgleich man bei ihnen nicht allein mehr das aufkeimende, oder blühende Alter ſieht. Sie heißen auch und nennen ſich ſelbſt ſcherzweiſe die Quinzevingts von einer ihrer vormahligen Behauſungen. Jetzt wohnen ſie in einem kleinen Hauſe beinahe

im Mittelpunkt der Stadt nahe am Markt der Unschuldigen, an der Ecke der Straße des Lombards in der Straße St. Denis. So hat die Revolution selbst solche arme Kinder des Glücks, zum Theil umgeniſtelt. Ich habe dieſes Völkchen nicht bloß daheim bei ſich, ſondern einen Theil von ihm oft im Kaffeehauſe der Blinden im Palais royal geſehen, und ſie ſind mir immer gleich intereſſant geweſen. Es ſind gewiſſe öffentliche Tage ausgeſetzt, wo, wie zu den Taubſtummen, jedermann der Zutritt zu ihnen erlaubt iſt, und wo ſie das thun, was man Künſte machen nennen kann, nemlich ihre verſchiedenen Methoden zeigen, wodurch ſie den fehlenden Sinn, der für dieſes Leben doch ſicher wohl der erſte iſt, zu erſetzen ſuchen. Den Namen, blinde Arbeiter, führen ſie nicht blos als eine Zierde, ſondern ihre ganze Einrichtung und Subſiſtenz iſt auf Arbeitſamkeit und Induſtrie berechnet: Wer ſollte es glauben, daß dieſe blinde Kolonie, die doch 35 Perſonen ſtark iſt, vom Staate faſt weiter nichts hat, als das Haus und einen geringen Zuſchuß nebſt einigen nothwendigen ſehenden Dienern und Aufwärtern und Aufſehern, die das verſorgen und ſehen müſſen, was dieſe ohne Augen nicht vermögen! Man wundert ſich gewiß, wenn ich erzähle, daß die Oekonomie, das Rechnungsweſen, der Einkauf der Materialien, und der Verkauf der Produkte ihrer Arbeiten von

einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft verwaltet, und gut verwaltet wird. Noch mehr wird man sich wundern, wenn ich erzähle, daß unter diesen Bürgern der Republik in ihrem kleinen Staate mehrere Blinde in der Ehe leben, und zwar in einer glücklichen und musterhaften Ehe; denn wie würde sich sonst diese kleine Gesellschaft erhalten? Das heißt doch wohl sich auf den Himmel und seine Finger verlassen? und hier kann man mit Recht sagen: sich sein Loos greifen. Diese guten Leute zeugen sich denn mit Gottes Hülfe sehende Kinder, und haben Leiter für ihre alten Tage. Wahrlich, ich bin hier recht mit Lust und ohne ein beklommenes Gefühl weggegangen, weil ich sah, wie auch hier die Liebe das Ganze hält und trägt, und einem jeden seinen Platz und seine Arbeit anweiset. Mehrere dieser Blinden, die nicht von Jugend auf des Lichts beraubt gewesen sind, machen die Lehrer, und unterrichten die Jugend wieder in dem, was sie wissen; andre, die Meister in allerlei Arbeit geworden sind, theilen auch diese Fertigkeiten den Kleinen und Unerwachsenen mit. Das Glück macht viele übermüthig und untheilnehmend; der Arme und Leidende ist auch gar zu willig und glücklich, andern das Seinige, so wenig es seyn mag, mitzutheilen. Es sind hier Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Weiber unter einander, und alles

wird durch die Bande der Liebe in Zucht und Ordnung verbunden. Durch raſtloſe Thätigkeit ſucht dieſe kleine Kolonie ihren Zuſtand zu verbeſſern, und zu dem Wenigen, was der Staat für ſie thun kann, ſich noch einige Freuden und Vergnügungen zu verſchaffen. Sie lernen das Leſen, Schreiben und Rechnen ſich ſelbſt, und gaben uns davon ſeltne Proben; ihre Bücher, Muſikalien und eine Art Landkarten drucken ſie ſich ſelbſt auf dickes Papier mit erhabnen Lettern, ſo, daß die eine Seite leer bleibt. Aber dabei bleiben ſie nicht ſtehen, ſondern ſie verlegen ſogar ganze Bücher und Muſikalien fürs allgemeine Publikum. Außer dieſen Arbeiten nehen und ſpinnen und ſtricken die Weiber und Kinder; ſie verfertigen kleine Fabrikate aus Seide und Wolle, Geldbeutel, Mützchen, Strümpfe und andre Kleinigkeiten, geflochtene Spazierſtöcke, alles ſo nett, daß es viele Gewerbe ſchwerlich beſſer machen werden. An den öffentlichen Tagen, wo viele Neugierige und Wißbegierige ſie zu ſehen und ihre Fertigkeiten und Künſte zu bewundern kommen, werden dieſe Sächelchen gewöhnlich feil geboten, freilich etwas hoch taxirt; wer wollte aber dieſen guten Leutchen nicht überdies noch gern ein Uebriges geben? Sie thun ja alles für dieſe Fremden und vor ihnen mit ſo vieler Liebe und Herzlichkeit. Anfangs wäre die Seſſion — denn die Fremden ſitzen auf langen

Bänken hinter einander vor der etwas erhöhten Bühne, worauf jene agiren — mit einem Vokal- und Instrumentalkonzert des muſikaliſchen Häufleins eröffnet, das ſich unter ihnen befindet. Die eine Blinde ſang einige Arien von Gretry voll Liebe und Zärtlichkeit, daß uns die Augen überfloſſen, und die ſchwellenden Herzen ſich lüften wollten. So einen Ausdruck des Entzückens auf einem Geſichte, das nie den Tag ſah, zu erblicken, iſt was Einziges. Bei dem Blinden ſpringt durch den ſo ſehr geübten Gefühlsſinn ſelbſt die Gebehrde und Miene des Geſichts gleichſam mit allen ihren Punkten hervor, als wolle ſie etwas in der Ferne taſten und greifen, oder als fühle ſie ſich von etwas berührt, dem ſie ſich näher andrängen und anſchmiegen wolle. Wer Dülons Flöte von ihm ſpielen geſehen hat, begreift leicht, was ich ſagen will. Ja will man die Seele ſehen, ſo ſehr ſie aus dem Körper heraustreten kann, ſo muß man ein Konzert von Blinden ſpielen ſehen. Iſt die himmliſche Tonkunſt überall ſchon die innigſte und verſtändlichſte Seelenſprache, ſo muß ſie es wohl doppelt bei denen ſeyn, die den Spiegel der Seele, das Aug', durch die lebendigſten Züge des Geſichts erſetzen. Rührend war mir dies Konzert hier, aber vielmal iſt es mir rührender geweſen, wenn ich es im Palais Egalité im ſogenannten Caffé des Aveugles hörte. Dieſes große Kaffeehaus iſt

gleich am Eingange, wenn man vom Siegesplatz durch den Radzivilsdurchgang eintritt, in einem Keller. Dahin sendet das Institut regelmäßig alle Abende seine Virtuosen, welche gegen eilf Uhr Nachts heimgehen. Hier unter dem Strudel der Gehenden und Kommenden, unter dem Tabaksdampf und Dunst der Menge, unter dem Klirren der Sporen und Säbel, dem Klappern der Tische und Bänke, dem Klingen der Bouteillen und Gläser, den Flüchen der Soldaten, dem Gestüster und Gekicher der Huren und ihrer Spürhunde, kurz hier unter einem Gewimmel, wie es jede Ecke im Palais Egalité hat, am meisten aber, was unter der Erde liegt; hier sitzen die Halbentkörperten mit ihren Stimmen und ihrem Saitenspiel etwas erhaben an einem Ende des Saals, und empfangen mit ihrem geübteren Ohren und zarteren Organen alle Töne und Schälle aus der ersten Hand. So spielen sie in dieses Hundegeheul — ich mag nicht sagen Hunde; denn ich bin ja auch oft darunter gewesen — hinein, und singen Mänaden und Thraciern, die weniger Ohr haben, als Orpheus Bäume und Felsen. Hier muß man sie sehen und hören, wenn einem beinahe das Herz springen soll. Der Gedanke, daß die Kinder des Unglücks den wilden Trunkenbolden der Freude und Wohllust die Saiten schlagen müssen, hat auch gar was Wehmüthiges. Doch sind nicht in dieser närrischen

Welt

Welt die Dinge allenthalben ſo ausgetheilt? — Zum Beſchluß hatten wir noch das Vergnügen, einige Proben in Verſen declamiren zu hören, die auch hier entſtanden waren. Der Bürger Peau, ein Jüngling von 20 Jahren, recitirte einige kleine Fabeln, woraus mich ein ſo ſüßer Athem heiliger Einfalt und Liebe anwehte, daß nie ein franzöſiſches Wort mir ſo ſüß aus einem franzöſiſchen Munde geklungen iſt, als ſeine Fabel vom Schmetterling und der Roſe; aber was thut nicht eine Sprache und ein Engelsgeſicht, wie ſie dieſer Blinde hat? Doch ihr größtes jetziges Genie iſt der Bürger Aviſſe, der ſich ſelbſt auch mit dem Titel Profeſſor beehrte. Dieſer vertritt in vielen Zweigen den Unterricht, und ſteht auch in ſeinem Weſen und Geſpräch einem gebildeten Manne ähnlich. Ich habe, indem ich dieſe ſchöne Zeit im Geiſte wiederhohle, noch ein kleines Werkchen ſeiner Feder bei mir, welches von ihm und den übrigen Blinden vor einer zahlreichen Verſammlung und mit großem Beifall aufgeführt iſt; doch wohl das erſte Beiſpiel von lauter blinden Schauſpielern. Es iſt unter dem Titel: la ruſe d'aveugle, oder die Liſt des Blinden, in der Druckerei der Blinden gedruckt, und die Spitze dreht ſich meiſtens um ihre Welt des Gefühls ganz leicht und witzig herum. Es iſt eine Komödie in Verſen in Einem Akte, mit kleinen Arien untermiſcht, wozu

ein andrer der Fünf und Dreißiger die Muſik geſetzt hat. Von eben dieſem Aviſſe beſitze ich eine einzige kleine Epiſtel an den ehemaligen Polizeiminiſter Sottin, worin er klagt, daß er nebſt einem Paar ſeiner Brüder in Gefahr gerathen ſei, von einem Kabriolet gerädert zu werden, er trägt alſo endlich ganz jakobiniſch auf die Abſchaffung der Räderfuhrwerke an und meint, jeder Bürger könne zu Fuße in Paris marſchiren, oder ſich von ſeines Gleichen tragen laſſen:

Si je ſuis jamais Miniſtre une heure entière,
Tout citoyen à pied marchera dans Paris,
On n'aura d'autre char, qu'une ſimple litière.

Der erſte, der ſich um dieſen leidenden Theil der Menſchheit ein unſterbliches Verdienſt erwarb, war der Bürger Hauy, der ſeit dem Jahre 1780 anfing, ſein Nachdenken und ſeine Thätigkeit auf die Erfindung von Mitteln zu verwenden, wodurch diejenigen, welche die Natur, oder der Zufall des Geſichts beraubte, nicht zu dem unglücklichſten aller Schickſale, zum ewigen Müßiggange verdammt blieben. Dieſer Mann verſuchte, ſie durch erhabene Lettern leſen zu lehren, machte ihnen ein Täfelchen und einen eignen Griffel, vermöge deſſen ſie Briefe und andre Sachen faſt eben ſo fertig und gut, als viele Sehende ſchreiben ꝛc. Von ihm rühren die für ſie beſonders beſtimmten Drucke her, ſo daß ſie nun im Stande ſind, ſich ihre Andachts- und Un-

terhaltungsbücher ſelbſt drucken zu können, obgleich ſie auch Manches zum Beſten ihrer Anſtalt für das große Publikum drucken. Jetzt iſt es dahin gediehen, daß ſie außer ihrem Arbeitszimmer und den Gegenſtänden der geringeren Indüſtrie eine Druckerei, ein Erziehungshaus, worin blinde Kinder reicher Aeltern aufgenommen werden in Penſion, und ſogar einen Nationaldolmetſcher und Ausleger für die Ueberſetzung der europäiſchen Sprachen und das Déchriffement haben, wie ſie ſelbſt auf einem gedruckten Zettel von ihren Einrichtungen rühmen.

Die Invaliden.

Dieſe wohnen, beynahe wie auf dem Lande, zur Seite der Vorſtadt von St. Germain unter lauter Alleeen und Bäumen. Ludwig des Vierzehnten Sucht zu bauen fiel hier einmal auf den rechten Gegenſtand, und auch die Pracht und Herrlichkeit der Wohnungen dieſer wackeren Krieger gefällt einem jeden, der auch nicht grade Luſt hat, vom Vaterlande ſich hier eine Stelle zu verdienen. Der Hotel der Invaliden und ihre ſchöne Kirche iſt zu oft von Kennern mit Geſchmack und Ausführung beſchrieben worden, als daß ich mich dabei aufhalten ſollte. Die Soldaten und Veteranen des Heeres wohnen hier fürſtlich, aber ſie leben auch gut, wenn man dieſe Anſtalt mit andern vergleicht, die

unter öffentlicher Pflege und Verwaltung stehen. Ich bin oft bei Festen auf dem Marsfelde und bei andern Gelegenheiten, die mich hieher führten, eingegangen und habe das Leben, die Speisen, Betten ꝛc. dieser braven Franzosen gesehen. Alles war gut und wohlgeordnet, alles reinlich und nett. Dies scheint einmal der alte Geist der Invaliden zu seyn, der vielleicht seit der Errichtung des Ganzen sich so behauptet hat. Es ist ein militärisches Point d'Honneur, keinen schmutzigen und lausigen Kammeraden, keinen in zerrissenen Kleidern unter ihnen zu dulden. Daher kömmt es vielleicht, daß man so viele soldatische Petits Maitres unter ihnen findet, die mit ihrer Zierlichkeit, ihren Manschetten und gepuderten Locken zu Einem Beine, oder Einem Arme oft sonderlich stehen. Viele von den ältesten Bewohnern sind von den Feldzügen der Jahre 1740 und 1760 her und sprechen selbst zu denen, die für die junge Republik sich geopfert haben, ungeachtet des neuen Stolzes mit Würde und Auktorität. Rührend war es mir in Einem Zimmer Großvater, Vater und Sohn zu finden, von denen den einen das Alter ohne Wunden hieher brachte, der zweite vor Charlestown in Nordamerika seinen rechten Arm und der dritte bei Dünkirchen sein linkes Bein ließ. Sie lebten hier glücklich und friedlich, Vater und Sohn flochten Körbe und arbeiteten Flecht- und Netzwerk in Mose-

ſing, und der Groſvater läßt ſich füttern und erzählt von Moritz von Sachſen und Friedrich von Preuſſen. Dies erinnert mich an das Karzer in Jena, wo Groſvater, Vater und Sohn in Zwiſchenräumen von zwanzig und dreißig Jahren als würdige Nachfolger in ein Brett geſchnitten hatten.

Von den neuern Verwundeten und Verkrüppelten ſind nur wenige hier und dieſe meiſtens Jünglinge, weil die Alten nicht ſo ſchnell abgehen, als der Krieg Kandidaten macht. Das aber hat die ganze Geſellſchaft von der neuen Zeit, daß ſie in Rückſicht des demokratiſchen Geiſtes ſchwerlich von einem andern Theil der Nation übertroffen wird. Hier iſt nach dem gewöhnlichen Ausdrucke der Geiſt rein; ich ſetze hinzu, auch die Liebe für das Vaterland und ſeine Bürger; wer viel gethan hat für jemand, hat auch viele Liebe. Sie miſchen ſich überall, unwillig, in dieſem engen Kreis ihrer Häuſer und Alleeen eingeſchloſſen zu bleiben, unter die Volkshaufen und viele von ihnen haben in dem Garten der Thuilerien und auf dem Revolutionsplatze eine laute und entſcheidende Stimme, wenn von neuen Begebenheiten und Schlachten die Rede iſt. Ihre Nachbarſchaft iſt ganz militäriſch. Am nördlichen Ende ſind Reitſtälle für die Kavallerie von Paris und Gewehrfabriken, wo man dieſe ehrwürdigen Veteranen häufig unter den jungen Kriegern erblickt; im Weſten iſt das Marsfeld und hin-

ter diesem das Feld von Grenelle, wo manches wackre Herz vielleicht der Freiheit zu Ehren von einer Kugel durchbohrt wird; östlich endlich ist die Straße von Grenelle, durch ein scheußliches Gemetzel berühmt, welches die politischen Parteien einander wechselsweise zumessen, das aber nach den meisten Aussprüchen wohl auf den Kopf der blutigen Jakobiner fällt; und womit unsre Invaliden nichts zu thun haben.

Der Tempel.

Vergebens hatte ich bei der Abtei und Conciergerie mit einigen Freunden angeklopft; da sitzen zu gefährliche Gefangene aller Art, als daß jeder Bürger, geschweige denn ein Fremder so leichten Einlaß habe. Wird es denn immer wieder neue Bastillen geben? Im Tempel ging es etwas besser, obgleich er auch viele seiner Zimmer noch bevölkert hat. Man kennt diesen Tempel, der alle Wundertempel der alten Welt, den olympischen und den ephesischen, weit hinter sich gelassen hat, durch die berühmten Gefangenen, die er eine Zeit lang in sich schloß, und in welchem der Stoff zu tausend Romanen und frommen Romanzen läge, wenn wir nicht so ganz aus der frommen und süßschwärmenden Zeit der Liebe und der Romanzen hinausgeworfen wären. Vor einigen Jahren war es noch mißlich, sich als einen zu melden, der den Tempel zu sehen

wünſches, jetzt nach dem Sturz des alten Direktoriums, lebt das Herz der Menſchen wieder mehr auf und faſt täglich ſind Bürger und Fremde in Menge, die nicht bloß die kalte und herzloſe Neugier, ſondern auch ein frommes und menſchliches Gefühl hieher führt. Hier ſaß jener Ludwig ſeine letzten Tage, der gewiß von allen Ludwigen das frommſte und liebendſte Herz hatte, und welchem die Franzoſen einſt, wann die Parteien wieder Wahrheit vernehmen werden, einem Ludwig dem Heiligen und Zwölften werden zur Seite ſtellen. Sein Fehler war vielleicht, daß er für eine ſtürmiſche Zeit zu gut war und aus Furcht, Böſes zu thun und Uebel zu verurſachen, nicht kühn, noch groß ſeyn konnte. Wer die Erde beherrſchen will, muß viel von der unreinen Erde an ſich nehmen. Drei Ludwige, alle des Scepters unwürdig, ſaßen als Plaggeiſter ihrer Nation auf dem Thron und ſtarben ſicher und ruhig auf dem Bette in den Armen ihrer Günſtlinge und Huren, und dieſer eine, geboren, die Tugend zu lieben und das Unrecht zu haſſen, dieſer gute König mußte die Sünden ſeiner Väter ſchrecklich büßen und ſein Volk mit ihm. Wer kann ſein großes Schickſal und ſein liebendes Herz ohne Thränen denken? Wenn es edel iſt, daß der Einzelne, den die Geſellſchaft beleidigte und verletzte, ohne Erbitterung trägt, wie viel edler iſt dies von einem Könige, den man von Jugend auf

lehrte, daß die Millionen Menschen, die er beherrschte, alle nur für ihn in der Welt seien.

Dieser berühmte Tempel liegt in der Straße des Tempels unweit von den Boulevards und hat mit seinen alten Mauern und Thürmen schon lange zur Aufbewahrung gefangener Verbrecher gedient. In einem der Zimmer des stärksten und innersten Thurmes saß Ludwig der Sechszehnte manche Monate ohne die gemeinsten Bequemlichkeiten, deren er sonst gewohnt war, ohne Sonne und Mond in der dumpfen Kerkerluft seiner gräßlichen Mauern. Nicht weit von ihm seine Familie. Jetzt liegen schon Jahre hinter seinem Tode und dem seiner Familie, aber keine Zeit wird die Hinrichtung dieses Mannes rechtfertigen, keiner Zeit wird es an Thränen fehlen, die dem Herzen das Lob geben werden, was vielleicht dem Geiste im kleinern Maße gebührt. Doch mögte ich an seiner Stelle den Starken gesehen haben, der sich gehalten hätte. O es ist das Schicksal, was noch zuweilen in grossen Gestalten über die Erde wandelt und Könige und Königreiche, wie Bettler und Bettlerhütten, in den Staub weht. Es ist gerecht von Ewigkeit, so soll es der Mensch seyn, so wird er die That von der Nothwendigkeit absondern. Trauert ihr öden Mauern, bis ihr verwittert; manche Thräne wird noch nach euch vergossen werden, manches

Reich und mancher König fallen; möge keiner schuldiger seyn, als Ludwig war!

Eben so sehr, als das Zimmer Ludwigs und seines Weibes, besucht man jetzt das Logis, das dem Engländer Sidney Smith nicht anstand und jetzt leer steht. Dieser berühmte Seeheld, der jetzt dem großen Genius Buonapartens in Syrien begegnet, saß eine geraume Zeit hier in engerer Verwahrung, als ein gewöhnlicher Kriegsgefangener, weil man ihn beschuldigte, er habe Brest mit seiner kleinen Flotille in Brand stecken wollen. Indessen half ihm englisches Geld und, wie einige sagen, auch sein schöner Leib aus dem Kerker. Wenigstens erzählte unser Gefangenwärter, der uns rund führte, es seien in der frühen und späten Zeit oft Damen von Gewicht gekommen, den schönen Seemann zu sehen und einige von diesen seien auch die Ursache seiner Entweichung gewesen. Sein strenger Verhaft und seine Bewachung sei allmälig erleichtert, er habe im Tempel ungehindert die Besuche seiner schönen Gönnerinnen angenommen, und sei endlich durch eine wirkliche, oder nachgemachte Order des damaligen Polizeiministers entronnen. Unser Führer zeigte uns zum Schluß noch einige Zeichnungen, womit er seine Wände beklebt hatte und ein Paar Pantoffeln, worin Ludwig noch den Morgen vor seiner Hinrichtung mit den Füßen stand. Mich soll doch in aller Welt wundern,

ob man um dieſe alten Schlarpen (escapins; harpe) und was man ſonſt von Anhängſeln ſeines Leibes weiland finden, oder erfinden mag, ſich nicht einſt, wie um Reliquien reißen und ob ſein Todestag, wie der Karls des Erſten in England, nicht ein Bußtag zu ſeiner Zeit werden wird?

Der Richtplatz.

Eine natürliche Ideenfolge führt mich mit dem Schatten des ermordeten Königs vom Tempel grades weges zum Richtplatz, wie man die Worte: Place de Greve (Greve, Graf) eben ſo richtig der That, als den Worten nach überſetzen kann. Dieſer hat an ſich nichts Merkwürdiges, wo man nicht die alte Antiquität, das Rathhaus, dahin rechnen will, das aber für die erſte Stadt der Welt nur ein kümmerliches Anſehen hat. Dieſer Richtplatz liegt bequem für die, ſo dahin müſſen, im Mittelpunkte der Stadt an der Seine, ein unregelmäßiges Oblongum, das ſich erweitert, ſo wie es näher zum Fluſſe hinabſteigt. Ominös und vorbedeutend genug war Ludwigs Beziehung des Tempelpalaſtes nach dem Kampf des roten Auguſts; auch ſoll manche fromme königiſche Seele ſich über den graden (und doch ſchiefen) Weg vom Tempel zum Richtplatz ſchon allerlei Weiſſagungen der Zukunft gedeutet haben. Seit den älteſten Zeiten der Monarchie iſt dieſer Platz im Beſitze des Rechts ge-

weſen, die Menſchen eines Kopfs kürzer zu machen, und übt dies auch in unſern Tagen, und zwar fleißiger, als je, aus, obgleich mit andern Waffen. Dieſe Waffen, die Guillottine, vielleicht die menſchlichſte und ſchnellſte Todesart, habe ich nie in Handlung geſehen, weil man die Hinrichtungen von ſchweren Verbrechern gewöhnlich des Morgens in aller Frühe veranſtaltete, um den zudrängenden Schaaren von Menſchen zu wehren. Deſto häufiger waren die Prangerſtellungen von Miſſethätern und Verurtheilten, die aber doch hier nicht bluten ſollten. Man führt nemlich die ſchweren Verbrecher, die in den Löchern von Bicêtre und la Force in der Stadt ſitzen, hierher zur öffentlichen Ausſtellung und zum Spiegel der übrigen Bürger, damit ſie nicht in ähnliche Teufelsverſtrickungen fallen; nach dieſen Schauſtellungen werden ſie in ihre Gefängniſſe auf ihrem vergitterten Wagen zurückgeführt und gehen dann bald zu ihren verſchiedenen Beſtimmungsörtern in Zucht- und Arbeitshäuſer, oder zu den Eiſen und Rudern von Breſt und Toulon ab. Es ſind zu ihrem Behuf einzelne Tiſche mit Stühlen und einer am Tiſche feſtſitzenden Rückenlehne angebracht, wo man ſie überdem noch mit Ketten befeſtigt, damit ſie nicht Gefahr laufen, aus ihrem hohen Sitze herunter zu fallen. Ueber ihrem Kopfe lieſt man auf einer hölzernen Tafel die Gründe, weswegen man ſie hier

vor dem ganzen Volke, das Zuschauer seyn will, umsonst und oft in der heißesten Sonne; ja wohl gar im Regen spielen läßt. Ich habe zufällig zwei Ausstellungen beigewohnt, woher ich schließe, daß sie ziemlich häufig seyn mögen; und um darzuthun, wie geringfügig oft die Gründe sind, die zu einer öffentlichen, oder Volksperson qualificiren können, will ich nur über die letzte einige Noten machen, die zugleich durch interessantere Nachspiele noch mehr gewürzt ward, von denen ich, weil sie zugleich ein Theil der Pariser Unterhaltungen und Vergnügungen sind, eine kleine Skizze geben werde.

Ich erstaunte, als ich die Ueberschriften las, wie leicht es ist, zu 6, 12, 15 Jahren Eisen- und Karrenstrafe verurtheilt zu werden; vielleicht ist es eben so leicht, wieder frei zu kommen, wenn man einige Zeit gesessen hat. Es waren fast alle Diebe und zwar keiner von ihnen ein gefährlicher, oder der nur was Beträchtliches gestohlen hatte. Ja einige hatten ein Gesicht, das einer unbeschriebenen Tafel so ähnlich sah, daß es mir wahrscheinlich ward, sie stahlen, weil sie mußten. So zum Beispiel saß da ein Savoyardenjunge (eine Volksklasse, die sich sonst durch Treue und Ehrlichkeit auszeichnet,) von etwa 15 bis 17 Jahren, ein Gesicht, das auch jetzt noch in die Welt hinein sah, als sei ihm nur etwas Ungefähres begegnet; so-

daß alles Volk von allen Seiten rief: ach! der arme Bursche! ihn hungerte gewiß nur. Und was stand über seinem Kopfe? Er stahl ein Zuckerbrod (un pain de lucre) und soll sechs Jahre in Eisen sitzen. Ein anderer war mit einem falschen Paß ergriffen, den er zwar nicht selbst gemacht, aber doch gewußt hatte, daß er nicht ächt sei; über seinem Kopf standen zwölf Jahre Eisen und auf seinem Kopfe mit starken Buchstaben die Verzweiflung. Ach! er konnte menschlich fehlen; wollte er vielleicht ein Weib, oder eine Geliebte, oder ein Paar alte Aeltern, die er lange nicht sah, einmal wieder umarmen? oder nur den süßen Ort seiner Wiege wieder sehen? er hatte die Miene eines braven Mannes, der vielleicht nie diesen Richtplatz in der weitesten Ferne sich dachte. Die beiden größten Spitzbubengesichter waren keine Franzosen; das ganze Volk bemerkte es auch und hatte seinen Jubel, ja einer rief laut: ein Franzose, wenn er auch den Tod verdient hat, kann nie so niederträchtig aussehen! ich mögte es auch fast glauben. Der eine war ein Genueser, ein Uhrmacher, der seinem Meister einige Uhren hatte stehlen, und so entwischen wollen. Er trug die ganze Verschmitztheit und Keckheit der Ligurier in seinem Gesichte und affektirte eine unverschämte Heiterkeit; indem er schmutzige Gassenhauer dem Volk zur Belustigung sang und mit seinem festgeschnallten Kopfe und Ge-

ſichte allerlei Männchen machte; er mußte geübt ſeyn in ähnlichen Scenen, oder ſtark in ſeiner Diebsnatur. Der zweite dieſer Ausſchüſſe war ein Spanier, den man bei einem nächtlichen Einſteigen in ein Fenſter ertappt hatte, deſſen Zimmer er etwas hatte lichten wollen. Er trug über ſeinem Kopfe die Worte: homme sans état; (ein Menſch der nichts anzugeben weiß, wovon er lebt) vermuthlich hat er ſein Gewerbe nicht nennbar machen wollen, weil es im Kodex der verbotnen ſtand. Er erinnerte mich plözlich an einen böſen Kuppler, den ich einſt häufig auf dem Platze des Großherzogs in Florenz geſehen hatte. Dieſer Kerl muß ſich ganz allem Schändlichen und Viehiſchen hingegeben haben, denn nie habe ich ſo ein Eſelsgeſicht in einer Menſchenhaut ſtecken geſehen. Er ſaß ſtumm und gleichgültig, wie eine ſchlafende Kröte, da, und ſeine kleinen ſchwarzen Augen ſtarrten weder verdroſſen, noch freundlich unter ſeinen buſchigten Braunen hervor. Ich glaube, das Laſter bringt es ehe zur Gleichgültigkeit gegen alles irdiſche Verhängniß, als die Tugend und Weisheit; ſo lange das Herz am Ruder ſitzen muß, wird es ewig Dinge geben, die es erſchüttern können. Ich genoß dieſes erbaulichen Schauſpiels nicht lange; denn bald ſchnallte man ſie ab, packte ſie in ihren vergitterten Thierwagen, wie man die Beſtien durch die Welt herumfährt, und bald ſah

ich sie im eisernen Geraſſel, zwei Mann Wache vorne und hinten auf, über die Brücke Unser lieben Frau rollen.

Kaum waren sie eingegittert, so eröffnete sogleich ein andrer Bürger seine Bühne, und verwischte die Eindrücke des vorigen Schauspiels vielleicht bis auf die letzte Spur. Er hielt schon mit seiner Equipage in der Ferne, und nahm sogleich den erledigten Platz ein, indem er, um die Eindrücke der Trauer auszulöschen, mit einer Freudenmusik begann. Das Volk stürzte ihm auch gieriger zu, als der vorigen Gesellschaft; es war nemlich einer jener Aerzte, die ihre heilbringenden Wunderkuren mit Pfeifen und Trommeln durch die ganze Stadt zu Pferde und zu Fuße posaunen. Es giebt deren hier außer den stillsitzenden, deren Zettel im Palais royal und an allen Straßenecken angeklebt und ausgetheilt werden, eine unglaubliche Menge, die frank und frei unter der freiesten Nation herumdoktern und hexen. Der Herr Doktor, ein gar stattlicher und feuriger Herr von Ansehen und Zunge, stand in einer kleinen zierlichen Kalesche, mit einem tüchtigen Fuchse bespannt, aufrecht, und begann die Einladung mit einem Solokonzert auf der Flöte, welcher bald das Horn folgte, indem dero Bube, oder Kutscher die Trommel dazu in mäßigen Intervallen schlug. Dies waren die Lockspeisen der Leute zum Herde des Teufels, und

ſie ſtrömten von allen Seiten herbei, und bald war der Platz voller, als bei der Anweſenheit der armen Günder. Als er eine zierliche Krone um ſich geſchlungen hatte, da ließ er der ſüßen Sprache der Muſik die ſüßern und fließendern ſeiner Zunge folgen, und ſo beherend war ſie mit den übrigen Attributen ſeiner Kunſt und ſeiner Glorie, daß er ein Zwölffolſtück nach dem andern einnahm, und dafür ſeine Gläschen und Pülverchen reichlich vertheilte. Alles half auch zu dieſen Elektriſirungen der Herzen und der Hände. Zuerſt ſein ſtattlicher Körper und ein Paar Wangen und Augen, die von Lebensluſt und Geſundheit glühten, bei einem Doktor immer von einer nie fehlenden Wirkung; ſeine Lenden in rothen Hoſen mit Gold, und ſein übriger Leichnam in einem blauen Rocke mit drei Finger breiten Treſſen. Ein ungeheurer Hut bedeckte den ſchön gepuderten Kopf, deſſen Haare er, wahrſcheinlich mit einem ungeheuren Wulſte gekaufter, in Form eines Stundenglaſes hinten aufgebunden hatte, ein würdiges Symbol für einen ſolchen Beſtügler der Zeit. Neben ihm ſaß ſeine Dame, vielleicht eine Nymphe des Palais royal, eine gar ſchimmrige und hochanſehnliche Perſon mit Wangen, die von Schminke bis an die Ohren und Augen erröthetеn, und mit allen Flittern und Fahnen dieſer flatternden und windigen Nation umhängt. Auf dem Herzen hing die Zeit in einer großen golde-

denen

denen Uhr, und das Haupt bedeckte ein dreifarbiger Federhut à la Repräsentanten, der hier freilich treflich an seinem Platze war. Unser Doktor wäre witzig gewesen, wenn er in seinem Liebchen die Göttin der Gesundheit, Hygiea, hingesetzt hätte; ich glaube es fast; denn sie schien seinen Worten zuweilen durch ein graziöses Lächeln Gewicht zu geben; wenigstens gab sie der Medicin den Flug, indem sie die Gelder empfing und die Gläschen und Pülverchen wandern ließ. Als die lebendigsten und sprechendsten Zeugen der Kunst, die sich hier mit dem gemeinsten Pöbel so gemein machte, hing hinter dem Sitz des liebenden Paares eine Guirlande von Zähnen, vierfach in einander verschlungen, und vorn am Wagen eine Flasche mit dem Thiere des Gottes der Heilkunde, der Schlange, nur daß diese hier nicht um den Stab sich wand, oder von der Flur eingefangen war, sondern aus einem Menschenbauche; darin hatte sie — gräulich ist es zu erzählen — sich einen runden Bauch angeschafft, und ihr armer Inhaber war in einer scheußlichen Todesfurcht, das Schicksal Laokoons in seinen Gedärmen schrecklicher zu leiden, als die beschwörenden Pulver des Herrn Doktors das Sündenthier heraustrieben; wie und durch welchen Kinnbackenhiatus es hinein gekommen war, das hatte es ihm nicht beliebt zu erzählen. Um die Schlange waren viele der kleinern

Götter der Magen, Kröten, Bandwürmer, Spulwürmer, Käfer ꝛc. und endlich lag das Siegel der Sterblichkeit, ein Todtenkopf, rührend da, ein so löwenartiger runder, daß ihn nach Herrn Lavater wohl einmal ein tapfrer und wackerer Besitzer trug, der sich im Leben vor diesem Richtplatze hütete. So steht einem jeden sein Tag und sein Schicksal ewig fest. — Ich sah diesen Wundermann wenige Abende nachher in Tivoli und im Pavillon Hannover als einen der größten Muscadins unter den schönen Weibern herumflattern, und an einem Tische zwei der reitzendsten bewirthen; von seiner Hygiea war nichts zu sehen; vielleicht wählt er, weil diese Göttin immer frisch und neu seyn muß, täglich eine frische. So wechseln die Gestalten in dieser närrischen Welt und in diesem wahren Raupenstande des Lebens, wie den irdischen Zustand einige bescheidne und fromme Seelen in einem tiefern Sinne genannt haben, als sie selbst vielleicht meinten. Wie mancher kriecht hier den Morgen und Mittag als Wurm und Raupe herum, der mit dem Sonnenuntergang seinen Sonnenaufgang feiert, und als ein schimmernder Schmetterling oder Käfer mit glänzenden Flügeln aus seiner garstigen Haut fährt! Wie mancher stiehlt dem ehrlichen Arbeiter und Bürger seinen Groschen, der des Abends in der Oper und bei'm ersten Restaurateur des Palais Egalité mit

ſeiner Phryne ſchwelgt, während jener bei ſeinem Salatkopf und Brode und einer Kanne Wein mäßig tafelt, und ſchon ſeinen erſten Schlummer ſchläft, wenn jener ſeine nächtlichen Orgien begeht.

Noch ein Schauſpiel, welches dieſem Platze eigen iſt, und welches zu ſcherzhaft und ernſthaft iſt, als daß ich nicht ein Wörtchen darüber verlieren ſollte, ſind politiſche Exekutionen und Hinrichtungen, die man nirgends ſo vollſtändig und, wie ihre Liebhaber ſagen, energiſch ſieht, als hier. Indeſſen um der Augen und der Bevölkerung Frankreichs zu ſchonen, die durch manche Aderläſſe eingeſchrumpft iſt, läßt man es jetzt an Hinrichtungen in effigie bewenden, die, in kleinen Miniaturgemählden vorgeſtellt, viel Ergötzendes und gar nichts Blutiges, oder Gräßliches haben. Die Mühe dieſer Volksgerichte übernehmen mehrere patriotiſche Bürger aus eignem Triebe und um den Geiſt gut zu erhalten, wie man hier ſpricht. Nach dem Sturz des größten Theils des alten Direktorii läßt man einen jeden ſo ziemlich es machen, wie es ihm gefällt. Dieſe Patrioten haben das Schaffot und den ganzen Apparat dieſer Trauerſpiele, die ächt Shakeſpeariſch mit Farzen untermiſcht ſind, auf beweglichen Karren, ziehen ein kleines Zelt gegen den Regen darüber, und in einer Viertelſtunde iſt alles fertig, und die Kouliſſen können aufgezogen werden. Ich habe oft mit innigem

Vergnügen dieſen ernſthaften Poſſenſpielen zugeſehen, und die Gewandheit und Schnelligkeit des franzöſiſchen Witzes bewundern müſſen. Im Grunde ſind ſie nichts anders, als die engliſchen Schneemänner und Strohwiſchpuppen, wodurch ſich der Unmuth des Volks an den Ferſentritten eines Pitt und Dundas rächt; aber es lebt ein andrer Karakter darin, und in dieſem Karakter wieder die Nation; wer alſo ſolche kleinſte Kleinigkeiten beſchreiben kann, ſtellt ſie nicht weniger dar, als wer uns in ihre Oper, ihre Staatsverſammlung und Inſtitut national führt. Dieſe kleinen Späße waren ſeit einigen Jahren Gefangene und kamen bei der neueſten Staatsrevolution mit vielen andern los, die ſeit Jahren und Monaten im Tempel, in der Abtei und andern Kerkern lagen. Sie rächten ſich nun auch nachdrücklich an ihren Unterdrückern, und führten ſie nebſt einer Menge andrer, die in der Meinung des Volkes Schurken und Verräther ſind, dem Volke öffentlich zum Spektakel vor. Scherer, Reubel, Merlin, Talleyrand, Rapinat, Trouvé und andre mußten herhalten, und vielleicht hatten ſie es dieſem Geköpft- und Gehängtwerden im Bilde zu danken, daß ſie nicht die Originale zu dieſen Kopien hergeben mußten. Die meiſten mußten nach langem Verhör und Verhöhnen, und nachdem ſie vorher durch alle Dreckpfützen der Schande und des

Schimpfes gezogen waren, endlich unter die Guillotine. Es iſt wunderbar, wie bei einer republikaniſchen Verfaſſung alle Formen und Legalitäten, die bei ſolchen Volksfeſten, als Hinrichtungen, üblich ſind, ſchnell unter das Volk kommen, ſo daß jeder die kleinen Verſtoße gegen die Form den Augenblick bemerkt. Alſo heran mit mir zum Spiele, das mit Puppen täuſchend genug auftritt! Zur Probe ſei Scherer der Held, der auch immer voran ſteht unter den Guillottinablen, obgleich er vielleicht nicht mehr dafür kann, als ein andrer mittelmäßiger Feldherr, daß er geſchlagen worden iſt.

Durch die Züge einiger Stricke zeigt ſich plötzlich ein großes Gemach, mit Schwarz ausgeſchlagen, um den Eindruck des Feierlichen zu erhöhen. Eine Stimme ruft zur Einleitung an das Volk: Auf heran, Bürger! ihr ſollt ſehen, daß all' unſer Unheil von den Teutſchen kömmt — (eine Anſpielung auf Scherer und Reubel) Eine Weile iſt Stille, weil jener große Spieler, der den Marionetten alle ſeine Stimmen leihen muß, noch ſeine Vorrüſtungen macht. Dann tritt ein bunter Bote auf, und erzählt dem Volke das Unheil zu Verona und Alexandria mit ſeltſamen Verſtoßen gegen Zeit und Land, und macht endlich eine gräßliche Schilderung von den Ruſſen, Kalmucken und Koſaken, mit dem eindringenden Worte: denkt euch das Leben,

wann dieſe hieher kommen; ſo die Kinder und armen Mädchen von Paris! (ein lautes Lachen der Zuhörer) er nennt ſie Rohfleiſch- und Kleienfreſſer und erzählt von den Kalmucken, daß ſie ſich ein Kind auf das Schwert ſtecken, es ans Feuer halten und ſo heißhungrig verſchlingen, und daß ſie faſt nie vom Sattel ſteigen, ſondern oft die Nacht auf dem Pferderücken ſchlafen. Nach dieſer Einleitung tritt dann der Ankläger auf, ein ſchwarzes Männchen, mit einem Degen am Hintern und einem Mantel und einer Perücke des Juſtizpallaſtes. Dieſer macht es ſchnell ab, daß Scherer zur Stunde ſeinen Kopf hergeben müſſe, um das ſouverdne Volk zu befriedigen (pour ſatisfaire au peuple ſouverain) und ein großes Beiſpiel zu geben, worin andre Schurken ſich ſpiegeln können. Der Inhalt iſt kurz der Wiederhall der jakobiniſchen Papiere, er habe die Ehre der franzöſiſchen Waffen den Feinden verrathen, habe ſich freiwillig ſchlagen laſſen, die Feſtungen ohne Vertheidigung, die Armee ohne Sold und Verſtärkung gelaſſen und das Geld der Republik rh — — t und verſpielt. Nachdem dieſe Scene zum großen Jubel der Zuſchauer mit emphatiſchen und gewaltigen Worten durchgebrüllt iſt, wird die Bühne ſchnell verändert. Man ſieht ein Zimmer mit Ruhebetten, in der Mitte einen Tiſch, mit Näſchereien und Getränk beſetzt, und bald treten herein der Herr

Scherer und eine Dame, die ihr Gewerbe ziemlich in dem ganzen Aufzuge zur Schau trägt. Ich erſtaunte, als ich den Repräſentanten des weiland Kriegsminiſters hereintraten ſah, über die erſtaunliche Aehnlichkeit der Puppe mit ihm in Gang und Miene ſogar, wenn er Miene hätte. Ein lautes Gelächter und Klatſchen aller Anweſenden beſtätigte die Bemerkung meiner Augen und erlaubte dem Redner von hinten erſt nach einigen Minuten ſeine Perſonen lebendig zu machen. Der dicke Herr läßt ſich mit ſeiner Dame zur kleinen Kollation auf ein Sopha nieder und unter gar muntern Zweigeſprächen, wobei Scherer noch feiner quiken muß, als die Schöne, entflieht die Zeit. Als die Unterhaltung anfing, ſaftig und glitſchig zu werden und er ſeinen Schatz von den ſchönen Weibern Mailands und Turins zu unterhalten begann, als alle nach gewiſſen Winken das Aeußerſte des Vergnügens erwarteten, das bei ſolchem Volk nur ein Mann mit ſeinem Weibe haben kann, ſiehe da trat das große gigantiſche Schickſal mitten in die Stunde der Wonne mit ſeinem Donnerwetter, welches hinter Scherer in dem Munde zweier Grenadiere erklang, die ihn vor ſeine Richter forderten, um Rede und Antwort wegen ſeines Kommando zu geben. Er ſank zur großen Freude des Volks mit tauſend Zitterungen ſeiner Beine jenſeits hinter die Kouliſſen, ſie packte ſchnell ſeine hängende Uhr und

das Silber der Tafel ein, biß ſich in eine Orange feſt und verhüllte ſich ächt tragiſch mit einer Serviette den unausſprechlichen Schmerz. Das Spiel geht raſch. In einigen Minuten ſehen wir den Freund der Freude vor den Schranken erſcheinen, ſeine Vertheidigung zu führen. Hier konnte wohl jeder, der die vorige Scene ſah, ausrufen: quantum mutatus ab illo! „wie ſo ganz anders als jener!“ Seine Feuernaſe war blau, wie eine Kornblume, matt ſchimmerten die Rubinen ſeiner Stirne durch den bleichen Himmel ſeines Angeſichts, der Tonnenbauch war eingerunzelt und man ſah ihn nur noch im ſchlotternden Rocke. Seine Beine waren ſo wackelnd, daß ſein Vertheidiger ihm einen Hebel drunter hielt, indem er ihm das As von Coeur zeigte, eine Dame lief ängſtlich um ihn herum und fächelte ihm Kühlung und flüſterte ihm Worte zu. Eben ſo groß ward das Fragen und Flüſtern unter den Zuſchauern; der Bube des Schauſpieldirektors, der den leiſen Interpreten von Dingen machte, die nicht ſo ganz laut klingen dürfen, ſäuſelte einigen zu: es iſt Barras und Madame Tallien, und wie ein Lauffeuer durchlief es den ganzen Haufen. Es war nemlich mehr als Gerücht unter vielen Pariſern, Herr Scherer habe mit dieſen ungeheures Spiel geſpielt und oft zu bis 40000 Livres auf Eine Karte geſetzt und das ſei mit Schuld an der Vergeudung des Geldes, die

er als Kriegsminiſter unter Händen hatte. Nun machte das Marionettenſpiel ein ächtes Schauſpiel auf dem Platze; alles lachte und toſete und lärmte unter einander, obgleich der Franzoſe ſelbſt ſolche Dinge mit Ernſt und Decenz zu behandeln pflegt, und mehrere riefen: „der da mit dem Hebel ſollte ſelbſt nur gehebelt werden“ celui au levier devroit être levé lui meme! Scherer führte ſeine Vertheidigung elend; denn das war eben der Spaß. Er lag trotz einem Falſtaff handgreiflich, doch witzig, und behauptete: ſie hätten ja ſelbſt geſagt: es ſeien wohl zehntauſend Scherer, die die Guillottine verdient hätten, warum man denn ihn zuerſt nähme? man ſolle ſehen, daß man es nicht mache, wie jener Gärtner, der den Schwan für die Gans abſchlachten wollte. Aber alles umſonſt. Das Todesurtheil ward ausgeſprochen und aus dem Niedergeſchlagenen ward plötzlich ein Raſender; er riß ſich ſeine Stutzerperücke ab und zerriß endlich ſeine Kleider und ſiehe! da fielen, um den Jubel der Zuſchauer zu erhöhen, ein Spiel Karten und ein Zettel heraus, worauf ſtand: drei Bouteillen Wein zum Frühſtück. Da wuchs das Lachen und eine Menge Stimmen rief: ſeht, ſeht den teutſchen Trunkenbold! Schnell war der Vorhang gefallen, eben ſo ſchnell ſtieg er wieder und man ſah das Schaffot und die Guillottine. Scherer hatte ſtatt aller Begleitung den Teufel, der Crebil-

lous Sopha unter dem Arm hielt und ihm, als er dem Todesgerüſt näher trat, einige Stellen recht beweglich daraus vordeklamirte. Scherer weinte, wie innig gerührt, und ſtieg hinauf; aber er wollte, wie alle Puppen, nicht ſterben, ſondern lief wohl dreimal weg und ward von dem ſchwarzen Beichtvater immer wieder herbeigeſchleppt. Endlich, um den Spaß voll zu machen, ſtürzte er, als er wieder fort wollte, mit dem Leibe weit über den Haublock, das Eiſen übereilte ihn, indem er erbärmlich quikte, und ſchnitt mitten in den Bauch, als hätte der mehr geſündigt, als ſeine Kupplerin, die Kehle; ein lauter Knall endigte das feite Leben, von dem ich nicht mehr ſagen will, als daß ſich von ihm nicht gut ſagen läßt, und der Vorhang fiel — So wird hier faſt täglich jezt Gericht gehalten. Wer weiß, ob der Direktor nicht einmal mit Vortheil in einem der übrigen Theater glänzt. Ich habe dieſen Puppentragödien manche halbe Stunde um einige freiwillige Sols mit Vergnügen zugeſehen. Indeſſen giebt es noch andre Plätze, wo ähnliche Staatsſachen verhandelt werden, nur müſſen ſie nicht bis zum Kopfabhacken kommen. Die Franzoſen ſind immer ſorgfältig, die Decenz und Wahrheit des Orts nicht zu beleidigen. Wo könnte auch wohl ſelbſt dieſe Duodeztragödie mit mehr Wahrheit und Eindruck geſpielt werden, als auf

einem Platze, der mit dem edelſten Blute Europens beſprützt iſt?

Die Hallen.

Es giebt mancherlei Hallen, die in der Dichtung und in der Wirklichkeit berühmt ſind. Man kennt die Vorhallen des Olymps bei'm Homer, die Halle, worin Wodan mit ſeinen Helden am ewigen Schweinsrücken ſchmauſet und Meth trinkt, die Hallen, worin Oſſian und Fingal mit den Helden und Barden die Freude der Muſcheln aufthun und für neue Siege der Jagd und der Schlacht ſich ſtärken; aber alles dieſes ſind Hallen, die etwas in der fabelhaften und idealen Welt liegen; ein anderes iſt es mit den irdiſchen Hallen, wie man ſie noch alle Tage ſieht und hört. Da ſinkt der hohe Begriff, den die Hallen Homers, Oſſians und Wodans erregen können, etwas herab. Da ſind erſtlich die Vorhallen der Palläſte, die oft zu Vorzimmern dienen, und wo mehr Flüche der Ungeduld und des Wartens geflucht, Thränen der Unſchuld geweint, krumme Rücken noch krummer gebückt und niederträchtige Schurken oft noch niederträchtiger gemacht werden, als in den Bauerhütten, die auf der ganzen Erde ſtehen, zuſammen. Von Speiſe und Trank und Geſang der Muſen und Barden wird da nichts gereicht, wo man nicht den Sirenengeſang der Hoffnung und das Schlangen-

gezisch der Schmeichelei auch für etwas rechnen will. Da sind zweitens die langen Hallen, die zum verschanzten Thron der blinden Göttin Gerechtigkeit führen, voll von Klagen und Flüchen und mit vielen Schleichwegen und Nichtsteigen, wodurch die schlauesten mit ihren Suppliken an das taube Ohr der alten blinden Frau kommen, während die, welche meinen, der grade Weg sei der Beste, sich einander drängen und stoßen, und die meisten, halb geschunden und ganz erfroren auf dem Wege, wieder nach Hause gehen hülfloser, als sie kamen. Da sind die Hallen der Kirchen und Klöster, die viele als die nächsten Wege zur Pforte des Himmelpförtners Peter ansehen; aber auch sie sind nicht immer offen, und tritt man ein, so ist viel Wind, Wind, der um diese recht seine Lieblingspromenade macht, viel Hunger, den man mit Worten stillt, viel Hoffnung, die häßliche Gräber unter sich sieht — O ihr Hallen! ihr seid es nicht, von denen ich spreche; nein, ich komme wieder zu denen des Wodan, wo Speise und Trank nie ermangelt, und wo das Fett, wenn es nicht auf den Backen, in den Eimern, Körben und Netzen zunächst, desto besser auf denen haftet, die als die Diener und Dienerinnen diese Hallen des Pariser Olymps durchwandeln. Und wer will mir leugnen, daß diese nicht dieselben Musen sind, welche die Hallen des Olymps bei'm Mäoniden durchwallen, Bild der

alte Terenzische Spruch: Sine Cerere et Libero friget Venus: ohne Ceres und Bacchus verklahmt Venus, und ist Venus die erste Göttin aller Muse und Grazie, wie sollten denn die Bewahrerinnen und Bewohnerinnen der Hallen nicht auch hier die Musen seyn, welche das heilige Feuer mit unvergänglichem Oele nähren? So kommt denn ihr Himmlischen, die ihr die Hallen des Pariser Olymps bewohnt, kommt über mich und lehret mich würdig euer heiliges Leben besingen! Nicht der Töne des Rythmus, nicht des Schellenklanges der Xenien bedarf es; nein das stille und bescheidene Wort der Wahrheit verleihet mir, und ihr werdet am würdigsten gepriesen werden.

Man hat seit zehn Jahren von den Hallen und ihren Inhabern und Inhaberinnen so viel gehört und gelogen und gelesen und geschrieben, daß sie in der neuesten Geschichte beinahe klassisch geworden sind, wie es jene von Walhall und vom Olymp noch in manchen Schulen behaupten. Es ist also wohl der Mühe werth, über das Leben derselben und über ihre Bewohner sich etwas auszubreiten. Wer weiß, ob es nicht bald jemand geben wird, der die ganze Revolution von den Poissarden herleitet, wie manche es mit wenigem Glück von den Philosophen, Freimaurern und Illuminaten gethan haben, ein Glaube, wofür sich noch manche blindäugige Kauze und boshafte Raben hängen und

köpfen laſſen wollen. Und warum ſollte nicht eine Schaar von Poiſſarden bei der Revolution und Veränderung eines Landes einmal eben ſo vielen Einfluß gehabt haben, als ſo manche Hure, die nicht beſſer, und oft auch nicht viel ſchöner war, und welche die Geſchichte oft neben einen Kromwell und Buonaparte und andre große Männer ſtellen muß, wenn ſie uns die Helfer des Schickſals auf Erden und das Umdrehen ſeines Rades erklärlich machen will?

Es giebt freilich in jedem beträchtlichen Theil der Stadt Hallen für mancherlei Gebrauch, als Fleiſchhallen, Fruchthallen, Fiſchhallen, Kornhallen und andre; wenn man aber die Hallen im engeren Sinne nimmt, ſo iſt es die ganze Reihe vom Markt der Unſchuldigen bis zum Thore der Straße von St. Denis beinahe. Im engſten Sinne endlich iſt die Halle die große Halle an der Seite des Markts der Unſchuldigen, welche in die Straße Montmartre hineinführt; ſie liefert ſo ziemlich den Hauptbegriff der Gattung von Bürgerinnen, die man uns in Teutſchland unter dem Namen der Damen der Halle ſoviel beſchrieben und gemahlt hat und worunter man nun einmal gewohnt iſt, ſich bloß die Fiſchweiber zu denken, die allerdings einen Haupttheil dieſer großen Innung ausmachen und vielleicht an jedem Ort der Welt die geſchickteſten ſind, für die Spindel den Degen und für die

Grützkelle die Pike zu nehmen, wenn die Weiber doch einmal mit ins Regiment eingreifen ſollen.

Man kann, um von den Hallen, die ich beſchreiben werde, eine etwas beſtimmte Gränze zu haben, ſich folgende kleine Notizen merken. Sie fangen da, wo die Straße St. Honoré, eine der erſten diſſeitigen aufhört, mit dem Markt der Unſchuldigen an und haben an der andern Seite die Straße St. Denis zur Gränze, zwiſchen welcher und einer andern, die mit verſchiedenen Namen, zuletzt mit dem Namen Straße Poiſſonniere (Fiſchſtraße) ausläuft, ſie bis nahe an die Boulevards reichen. Wenn man dieſe Gegenden, die zugleich wegen ihrer Lage und ihres Gewerbes zu den lebhafteſten von Paris gehören, oft durchwandert iſt, ſo hat man ein ſehr lebendiges Bild von dem, wie die Klaſſe, die hier lebt und erwirbt, in ähnlichen Winkeln der ungeheuren Stadt ausſieht; denn hier iſt alles im glänzendern und vorzüglichen Grade beiſammen, und nur wer ſeinen Armen, ſeiner Zunge und ſeinem Beutel das Vermögen nicht zutraut, hier mit Erfolg ſeine Bude aufſchlagen zu können, entweicht zu den ſtilleren Kaien der Seine dieſſeits vom Richtplatze bis zum großen Arſenal und jenſeits zu beiden Seiten der Jakobsſtraße.

Die Einleitung macht ſchon der Markt der Unſchuldigen, gleich am Eingange der Straße Ferone.

rie in die Straße St. Denis. Indeſſen ſind anfangs die Vorpoſten noch ziemlich golden, wenn man ſie mit den folgenden vergleicht. Die weſtliche Seite dieſes erſten Markts von Paris nehmen Gebäude ein, die Niederlagen für mancherlei Gewerbe ſind und kleine Straßen bilden, ſo wie die der Schmiede, Beutler, Töpfer, Trödler, Schuſter und andre. Die Mitte des Markts iſt Tag aus Tag ein mit Buden, Tiſchen, Bänken, Eimern, Körben, Schiebkarren beſäet und zwiſchen dieſem All der Verwirrung wickelt ſich das Gewimmel der Käufer und Verkäufer durch, und ein ewiges Toſen, Schreien, Locken und Schmeicheln, Zanken und Stoßen erfüllt die Luft. Schon hier kann man alle Klaſſen und Arten dieſer Menſchen bewundern, die ſo tief im Boden des Schiffes ſtehen, welches andre ſchlau auf ihre Koſten zu lenken verſtehen; hier wimmelt alles von denen, die für die erſten und niedrigſten Bedürfniſſe der Bäuche zuſammenſchleppen, und von denen, die den Auskehrig deſſen, womit wir unſre Leiber bedecken und unſre Häuſer ſchmücken, noch zum zweiten, dritten, ja wohl zum vierten und fünften Male feil haben. Auf dem mittelſten und etwas erhöhten Standpunkt dieſes Marktes, der ohne ſeine Umgebungen und Bewohner ganz nett ſeyn würde, ſteht eine ſchöne Fontäne, die eines der erſten Meiſterwerke der ältern franzöſiſchen Bildhauerei iſt. Dieſe dient nun

denen

denen, die mit Fleiſch und Fiſchen umgehen und Tiſche und Bänke und Eimer zu reinigen, oder mit friſchem Waſſer zu fällen haben, ganz bequem, weil ſie immer das Waſſer zur Hand haben. Gewöhnlich iſt ſie auch bis auf die Stufen ſo beſetzt, daß man kaum zu ihr kann, und manche ihrer Vaſen und Basreliefs ſind häßlich mit Schmutz und Unrath beſudelt und vergraben. Von hier kommt man in die ſogenannte Halle, die ſchon dadurch ſich als die erſte in Paris verkündet, daß alle andre ihren Beinamen haben. Sie läuft ſchief und krumm mit altfränkiſchen Gängen, die keine italiäniſche Portiken ſind, bis an die Straße Montmartre in einer beträchtlichen Länge fort. Der Platz vor ihr, den man gewöhnlich und zwar mit Recht zu ihr rechnet, verbindet ſie mit dem Markt der Unſchuldigen, von dem man ſie auch eine bloße Fortſetzung nennen kann. Sie vereinigt den Inbegriff der ſogenannten Hallebewohner und hat unſtreitig die Blume des Poiſſardenvolks unter ihren bedeckten Gängen. Voran ſtehen Frucht- Gemüſe- und Krauthändler und Händlerinnen, auch wohl einzelne Blumenweiber, die ſich aber ſchämen würden, mit denen um den Louvre und die Thuilerien, oder auf den Boulevards an Eleganz verglichen werden zu können; dann findet man gewöhnlich eine Reihe Buden, wo das, was in den Fiſcheimern und auf den Fleiſchbänken anfängt zu riechen, nebſt den

Kaldaunen, Beinen und Kopf- und Ohrenſtücken an einem dampfenden Feuer geſotten und gebraten wird, und wo die meiſten, die in dieſen Gegenden ihren offenen Verkehr treiben, für drei, vier Sols ſich ihr Mittagseſſen holen. Ich bleibe bei dieſer Halle ſtatt aller ſtehen, und ſage nur noch, daß man ſich hüte, die große und prächtige Kornhalle links ihr zur Seite mit ihr zu verwechſeln. Hinter ſich hat ſie erſt die Lederhalle, die wenig mit ihr gemein hat, und dann die Fiſchhalle, (Halle à la Marée) die man als ihre ächte Schweſter, oder Tochter anſehen kann, obgleich das Leben dort nicht ganz ſo brauſend und genialiſch hergeht, als hier. Doch gehören die, ſo auf dem Fiſchmarkt ſitzen, zu der ächteſten Race der Poiſſarden. Dieſe Fiſchhalle iſt nahe an den Boulevards und giebt der Straße neben ihr den Namen, die ihn auch bis in die Vorſtadt von Montmartre mitnimmt. Doch ich laſſe auch dieſe und gehe wieder zur Halle zurück. Dieſe iſt beſtändig bis tief in die Nacht hinein beſetzt und enthält die muthigſten, die noch von der Schlacht des zehnten Auguſts und von dem erſten Einzuge des letzten Königs von Verſailles her leben. Sie haben das Vorwort, und die ſchlechteſte, die hier ſitzt, müßte in andern Straßen und an andern Ecken immer das erſte Wort in der Verſammlung behaupten. Hier iſt die aufgehäufte, aber ekelhafte Speiſekammer von

Paris in ihrem Glanze. Die beſten und theuerſten Fiſche, das beſte Fleiſch, der reichlichſte Vorrath von lebendigen und gerupften Putern, Hühnern, Tauben, Wildpret und was der leckere Gaum und der gierige Magen nur wünſchen und fordern mögen. Aber hier, wo dies alles iſt, iſt auch der gröſte Schmuz, Geſtank und das häſslichſte Geſindel, was ſich in Paris findet. Das heißt wohl recht: ländlich, ſittlich. Ich brauche nur ein ſchwaches Bild — denn wie ſoll ich das vollkommene erreichen? — von einer einzigen der Damen dieſer Halle zu zeichnen, und ein jeder wird ſich ſogleich ein ungefäres Porträt von dem Uebrigen machen können. Es iſt, als wenn das aufgedunſene todte Fleiſch und das Fett und die Schmeer in ſie übergingen, ſo feiſt, ſo plump, ſo ganz unfranzöſiſch ſind ſie alle; vom Schmuz darf ich wohl nichts ſagen, denn der iſt bisher immer noch franzöſiſch geweſen. So denkt euch denn — es iſt eine für alle — eine längere, oder kürzere Figur, deren Breite ſich zur Länge meiſtens, wie zwei zu drei, verhält, mit einem braunen oder grauen Jüpchen angethan, oder mit einem Schaafspelz, von dem man vor Dreck und Schmeer lange nicht mehr die Farbe hat ſehen können. Um die Hüften hängen in mehreren Etagen — da geben ſie wenigſtens mit den neuen Pariſerinnen nicht zu klagen — die Röcke bis etwas unter die Wade herab und zeigen

ein Paar blaue, oder rothe Beine in breiten ſtumpfen Schuhen, über welche das Fett der alten, oder die Sünde der jungen Jahre mit dem Strumpf hinüberſchwillt; oft ſind ſie aber auch geſtiefelt. Auf dieſem ſchlaffen und glänzenden Fleiſchklumpen ſitzt nun ein Kopf, der ihm erſt Leben giebt. Ueber den Haaren, oder den Stellen, wo die Haare einſt ſaßen, liegt eine Mütze, deren Haube man eben ſo richtig gelb, als weiß nennen könnte, oder ſtatt aller Bedeckung ein Strohhut, die Wangen fein blauroth, die Naſen kupferig und fein zu Knollen ausgewachſen, aus welchen die Tobaksſauce, die hier alle Welt nimmt, über die Produkte fließt, worauf die Naſe fährt; manchen fehlt indeſſen dieſe Scheidewand und Bruſtwehr der Augen ganz, oder zum Theil. Aus dieſen Fleiſchklumpen, die ſchlechte Getränke beſtändig roth färben und oft zu mäßigen Nachtlichtern erhellen, glüken ein Paar Augen, die noch oft franzöſiſch ſüß thun, und ſich dann noch wohl ertragen laſſen; wenn aber Händel und Zank den Frieden der Seele brechen, o da ſind ſie fürchterlich. Zum Buſen kann man füglich mit derſelben braunrothen Farbe hinabſteigen, die man zum Geſichte genommen hat, gewöhnlich iſt er ſchwarzbraun, weil er mehr der Sonne ausgeſetzt iſt; die Brüſte hängen, wie ein Paar halb aufgeblaſene Blaſebälge da, und doch müßte es ſchlecht ſeyn, wenn nicht

ein Blumenſtrauß, oder irgend ein Grün dieſe häß-lichen und traurigen Ruinen noch mehr auszeich-nete. Um die Mitte des Leibes hängt gewöhnlich ein lederner Gürtel mit Meſſing beſchlagen, woran ein Mittelding zwiſchen Meſſer und Dolch bau-melt, nebſt einer ſchmierigen Taſche, welche die Schnupftobakdoſe und die Geldbüchſe enthält. Doch ſchlecht müßte es ſeyn, wenn nicht vor ihnen ein tüchtiger Knüppel läge, oder ſtände, womit ſie ſich nächſt der Zunge Reſpekt zu verſchaffen wiſſen. Und wahrlich ſie machen nicht lange Komplimente, und ich habe mehr als einmal ſie mit einem Kerl zuſammentreffen und durch die Erynniswuth, nicht durch die Stärke ſiegen ſehen. Doch keine Luſt geht darüber, ſo ein Paar entzündete Megären mit dem loſen Gebiß der Zunge auf einander losfahren zu hören. Die meiſten leben hier ihr Leben unter freiem Himmel, und kriechen dann in irgend ein Loch ein. Der Tiſch, der ſie ernährt, worauf ſie Fiſche austheilen, ihr Fleiſch zerhauen, ihre Kal-daunen und Würſtel zerhacken, empfängt auch des Morgens ihre Portion Kaffee, die ſie aus dem Kaf-feehauſe ſich hohlen laſſen, und der Braten, den ihr benachbarter Kunde ihnen aus ſeinem dampfen-den Zelte bringt, liegt nebſt Brod und Salat friedlich und ohne Ekel unter dem Blute und Fette des rohen Fleiſches und unter dem Schleim der Fiſche. Das Weinkrügleiu, oder der Biertopf, oder

das Branntweinfläschchen darf nie ausgehen; dazu einen Happen Brod und ein Stück Fleisch gebissen, und sie sind königlich vergnügt, und zuletzt königlich besoffen; denn das Saufen scheint einmal hier zum Handwerk zu gehören. Gegen zehn Uhr des Morgens sind die meisten schon halb illuminirt, zum Theil auch von den Strapazen der Nacht noch halb besoffen; denn wer hätte hier nicht solche?

Nach diesen ächten Poissarden, die man im Auge haben muß, wenn man an die der Zeitungen denkt und der Revolutionsalmanache, kommen in mancherlei Abstufungen die andern Hallebamen bis auf die Blumenweiber herab, die schon ihres Gewerbes wegen die zierlichsten seyn müssen. Da sind die ersten die, so mit Tauben, Hühnern, Vögeln und anderm Geflügel in Körben, Bäuern und Netzen ausstehen, dann die Kraut- und Gemüseweiber, die Frucht- und Obsthändlerinnen, und nebst diesen die Trödlerinnen, die mit allen möglichen todten Dingen und alten Klappereien handeln, die man nicht essen kann. Die, so mit Gebackenem und Konfituren ausstehen, sind demnächst schon netter, und die nettesten die Blumenweiber. Aber man hüte sich ja, sich solche Weiber selbst bei diesen Zierlichkeiten zu denken, wie man sie in Teutschland und selbst in Italien findet. Es giebt in Paris nichts Nettes und Jugendliches unten, und es gilt hier überall: was unten liegt, das

liegt im Dreck. Da muß man leiſe treten, oder man muß mit ihnen hinein. Sie machen keine Umſtände, wenn man mit ihnen keine macht, und man findet nichts von der teutſchen Demuth, oder der italiäniſchen Niederträchtigkeit, die ſich von andern mishandeln läßt, bloß weil das Glück ſie einige Stufen höher geſtellt hat. So lange man in den Schranken franzöſiſcher Artigkeit bleibt, geht alles gut, aber wenn man ſie von oben anſieht und vollends ihre Waare verachtet, da ſieht es ſchlimm aus, ſelbſt die ärgſten Feindinnen machen ſogleich gemeinſchaftliche Sache, und Uebung und Lebensart machen ſie im Kampfe fürchterlich. Ich habe es mit meinen Augen geſehen, wie es einem rechtlichen Manne einmal bei den Thuilerien ging. Da ſind die Blumenweiber oft, wie die Fiſchweiber. Was lange liederlich geweſen iſt, wird immer hart und kerlsmäßig. Jener Ehrenmann kaufte ſich einige Roſen, und ging fürbaß, indem er die eine zerpflückte und ſprach, ſie ſei welk und geruchlos. Wie eine gehetzte Beſtie ſprang die Verkäuferin auf ihn ein, bald kamen ihr ein Paar Schweſtern zu Hülfe, und in einem Augenblick ſah ſich der Mann umzingelt, und ein Dutzend knolliger Fäuſte wie eine Wagenburg um ſeinen Kopf geballt. Die Sache ſtand zum Zuſchlagen, als ihn die Wache rettete, die in der

Nähe ſtand, ſonſt würde es um Kopf und Wangen ſchlimm ausgeſehen haben.

Doch nicht bloß bei Tage iſt die gröſſte Gemeinheit hier zu Hauſe, ſondern es geht bei der wilden Freiheit jedes ſchmuzigſten Laſters ſo ziemlich die Nächte durch. Die Damen der Hallen herrſchen auch bei Nacht noch in einem groſſen Theil ihres Diſtrikts und eine Menge Kuppler und verdorbener junger Leute beides Geſchlechts ſteht in ihrem Solde, oder im Schuzze ihrer Liebe und ihres Daches; denn das Bedürfniß dieſes Daches iſt das einzige, was vielleicht ein Viertel der Einwohner von Paris hindert, in einem völligen Naturzuſtande zu leben. In dieſem Winkel alles todten und lebendigen Schmuzes bei Tage, ſammelt ſich natürlich auch der der Nacht ungehindert, weil wohlhabende und gebildete Leute nicht gern in ſolchen Peſtdämpfen wohnen. Gleich hinter der groſſen Halle iſt die Straße des Lumpengeſindels, (rue de la Truanderie) die doch mit ihren Bewohnern dieſen Namen verdienen muß, und ſo geht die Lumperei bis ans Ende der vielen klein durchſchnittenen Gaſſen zu den Boulevards fort. Denn dies iſt eine erwünſchte Gegend für viel loſes Volk, weil ſie mitten in der Stadt und ſo nahe an den ſchönſten Boulevards und dem Palais Egalité iſt. Ich habe einige Male in Geſellſchaft von ſechs, ſieben meiner rüſtigen Hausgeſellen hier

um die Mitternachtzeit die Runde gemacht, was war das für ein Leben! Wir waren übrigens mit guten Knüppeln bewaffnet, und hielten uns in Einem gedrängten Haufen, weil es sonst hier gefährlich ist durchzukommen. Man merkt es schon in der Nachbarschaft der Halle und des Fischmarktes in den Straßen Clery, Montmartre, du Mail und anderen, was hier für ein Bienenschwärmen um die Abendzeit seyn müsse. Denn nirgends hängen sie sich einem hartnäckiger und unverschämter an, die Dirnen, und keine Gegend paradirt öfter in den öffentlichen Blättern wegen Geschichten, die mit solchen Anklettungen Zusammenhang haben. Sollte man es glauben, manche jener Harpyen, die einen bei Tage Meilenweit jagen könnten, stehen hier oft an der Spitze eines leichten Haufens und siegen nicht selten durch Kühnheit und durch die Nacht. Jedes Haus ist offen, und seine Bewohnerin, oder einige Miethe- und Pensionstöchter treten dem Spazierenden, oder Verirrten einige Schritte auf die Gasse entgegen, und laden ihn gastfrei zum Bette und Schlummer ein. Manche dieser Löcher sind auch Spielhäuser, und steigen in verborgene Keller und Gewölbe hinab, wo Gesundheit und Vermögen oft auf immer verloren gehen. Nicht einzeln, nicht zu zweien und dreien gehen hier die Mädchen und Weiber auf den Fang aus, sondern in ganzen Haufen, und oft

lauern einige handfeſte Kerle im Hinterhalte mit Knüppeln, wenn das geenterte Schiff ſich nicht gutwillig ſchleppen laſſen will, und erſehen die Gelegenheit, wo ſie dem Siege den Ausſchlag geben können. Am natürlichſten, aber auch am viehiſchſten geht es um die Hallen her, und das läßt ſich jetzt (im Julius) wohl thun, wo eine Menge Burſche auf Bänken und an ſichern Straßenecken die Nacht durchſchnarcht; der Arme hat immer ein ſicheres Bette. Eine Menge der Buden bleibt unabgebrochen ſtehen; was läßt ſich da nicht unter den Zelten machen? Manche dieſer Zelte ſind die ganze Wohnung ihres Beſitzers, und dieſer zieht in der Nacht oft mehr Gewinnſt davon, als bei Tage. Die Polizei, die ſonſt ſo gut iſt, hat hier beide Augen zugedrückt, und ſagt nicht einmal ein Wort. Ich müßte mich ſehr wundern, wenn hier nicht die cyniſchen Hochzeiten auf öffentlichem Markte wieder aufkämen. Doch genug; der Arme thut nur häßlicher und abſcheulicher, was der Reiche nicht weniger viehiſch ſich erlaubt. Dieſe Dinge gehen nicht von der Halle, ſondern vom Palais Egalité aus.

Allerlei, was jeder beſehen, aber nicht jeder, noch allenthalben beſchreiben muß.

Der Dinge ſind hier in Paris natürlich unzählige, aber die merkwürdigſten laſſen ſich noch wohl aufrechnen. Dahin gehören nach Mehrerem, ſo oben benannt iſt, vorzüglich die ecole polytechnique, die Sitzungen und öffentlichen Reden des Inſtitut national, die Bibliothek, die Sammlung franzöſiſcher Skulptur, das Muſeum der Künſte, die Telegraphen, der botaniſche Garten, die Gobelinsmanufaktur, und die große Spiegelfabrik in der Vorſtadt St. Antoine. — Von den meiſten dieſer Dinge hat man indeſſen ſo viel Beſonderes und Ausführliches geleſen, daß es hier der Mühe nicht werth iſt, es noch einmal aufzufriſchen; Manches iſt auch von der Art, daß es ſich wohl aufzählen, aber nicht darſtellen läßt, daß alſo jede Schilderung davon todt ſeyn muß. Weiſe zieht ſich überdem jeder in die Schranken ſeines Wiſſens und Vermögens zurück, und giebt, was ihm gerade für ſeine Zeit Neu und Karakteriſtiſch dünkt, oder was vor ihm nicht beſchrieben war, noch beſchrieben werden konnte. Von David und der neuen franzöſiſchen Kunſt hat Meyer ſo viel und ſo ſchön geſchrieben, daß es Tollheit wäre, nach ſo einem Vorgänger mit nichts Neuem aufzutreten; von der polytechniſchen Schule und ihrer

Einrichtung, und vom Nationalinstitut der Wissenschaften, sind von Zeit zu Zeit alle Journale Teutschlands voll; die Katalogen einer Bibliothek lassen sich besser nachsehen, als lesen, und haben für denjenigen gar kein Interesse, der nicht darin herumgestöbert hat, oder darin herumstöbern will. Ein anderes ist es, mit allem, was lebt, oder sich verändert, da macht ein Jahr, ja oft ein Monat schon eine große Veränderung. Wenn nun auch die Erwerbung und Versammlung mancher der oben benannten Gegenstände von Vielen nicht gebilligt wird, und die Franzosen zu ihrer Rechtfertigung des Raubes selten etwas anderes, als das Interesse der großen Nation, wie sie sich zu nennen belieben, anführen können, so muß man auf der andern Seite billig seyn, und kann die Humanität und Freiheit nur rühmen, mit welcher alle Gegenstände der Neugier und des Wissens einem jeden offen stehen. Sie haben den Stolz, sich die Lehrer Europens zu nennen — und sind sie es nicht eine Zeit gewesen? — und mögten hier gern aus allen seinen Ländern Schüler versammeln. Sie werden auch wohl am Ende Recht behalten, wenn sie die köstlichsten Denkmähler der alten Litteratur und der neuen Kunst, nebst den vorzüglichsten Handschriften und Archiven der neuern Geschichte werden in ihr Paris zusammengeschleppt haben. Nur mögte man den Musen, die nach Ha-

raz die engen Pfade des Lebens verfolgen, einen ſtillern und heiligern Sitz wünſchen, als dieſen Tummelplatz aller Kabale, aller Laſter, aller Pracht und Zerſtreuung, wo der junge Künſtler gar zu leicht aus ſeinem Himmel wieder mit Gewalt auf die Erde hinabgeriſſen wird. Alle öffentliche Anſtalten ſind öffentlich, d. h. an gewiſſen Tagen kann jeder Bürger frei eintreten, der Künſtler, der Studierende und Fremde alle Tage.

Der botaniſche Garten liegt in der jenſeitigen Stadt, und zwar an der einen äußerſten Seite derſelben nahe an den alten Boulevards und der Salpetrière. Es iſt ein ſchönes und groſſes Oblongum, und ſein Eingang iſt an der Seine. Voran findet man ſchöne Alleen ſeltner Bäume, und die Abtheilungen ihrer Einfaſſung eben ſo mit Bäumen bepflanzt und mit grünem Raſen. Zur rechten Hand iſt eine herrliche Menagerie von allerlei reißenden nordiſchen, afrikaniſchen und aſiatiſchen Thieren. Sie ſtammen ſich, wie die beſten Elefanten, meiſt aus Holland her, wo ſie zum Hofſtaate des Erbſtatthalters gehörten, wie ſich ihr Hüter witzig ausdrückte. Vorzüglich ſchön war der König der Thiere, der Löwe, hier in Einem Exemplare zu ſehen, nebſt einem gewaltigen Eisbären. Weiter fortgehend findet man linker Hand in einem kleinen Park von allerlei Holzen und Bäumen, die Thiere, welche nur durch die

Schnelligkeit ihrer Füße und ihren Kopfputz tapfer und schön sind. Da sind Kamele, Gazellen, Halb- Hirsch- und Reharten, Büffel, Ure, alle möglichen Arten Schaafe und andre seltene Sachen; jeder hat seine kleine Umzäunung, wo er gefüttert wird, und spazieren kann. Von den Elefanten des Erbstatthalters, die weiter zur Seite des Gartens in einem eignen kleinen Bau gefüttert werden, war der eine von einer seltenen Größe und Klugheit. Es fiel grade in meine Periode, daß dieses Thier in der Stadt berühmt ward; und daß es anfing, Mode zu seyn, den Elefanten gesehen zu haben, und von ihm sprechen zu können. Eine Menge Karossen trägt nun einige Monate durch die alte und junge Stutzerwelt zu ihm, welcher es gefiel, sich einige Minuten mit Mſr. l'Elephant zu unterhalten. Als man vollends ausgefunden hatte, was in Indien und vielleicht auch in Amsterdam ein jeder Bube weiß, daß diese Thiere muſikalisch sind, da wurden ihnen zu Ehren, und um die Wirkung der Muſik auf sie zu bewundern, Ständchen gebracht und Waldhornkonzerte gegeben, welche die ankommende Gesellschaft sich eine Freude machte, zu bezahlen. Kaum war dies alles recht unter die Leute gekommen, so waren auch die Elefanten schon auf den Theatern, und mußten mit ihrer Anlage zur Muſik irgend einem hungrigen Skribenten ein Abendbrod verdienen helfen.

Neben dem kleinen Thiergarten der friedlichern Thiere hat ſich nun das Thier, welches das friedlichſte von allen ſeyn ſollte, auch ſeine Menagerie angelegt. Es ſind nemlich ein Paar für dieſe Gegend ganz nette Kaffeehäuſer angelegt, mit einer Menge Stühle und Bänke draußen im Freien unter den Bäumen, wo es an guten Tagen immer von Menſchen wimmelt. Denn der ſchöne Garten dient neben ſeinem Gebrauch für den Naturforſcher dieſer ganzen vom lebendigſten Paris ſo abgelegenen Gegend zu einem luſtigen Spaziergange. Von hier rechts beginnen nun in mehreren großen, ſchön eingefaßten und mit Linden, Ulmen und Platanen umpflanzten Quadraten die feineren Pflanzen, Blumen und Gräſer. In einigen der Abtheilungen ſind große Waſſerbecken, die mit fremden Waſſervögeln beſetzt, und mit Geſträuch umkränzt ſind, wo ſie der Freude des Kindermachens obliegen können. Zur Seite laufen ſtatt der Staketen der übrigen Seiten des Gartens, mehrere große Treibhäuſer hin, für die man auch neue Acquiſitionen gemacht hat. Am Ende des Gartens, der Seinepforte gegenüber, iſt wieder ein Ausgang in die Stadt, und dieſer führt auf ein ſtattliches Gebäude, das man mit dem Beinamen, Muſeum der Naturgeſchichte, beehrt. Seine vornehmſten Zimmer verzieren Linné, Büffon und Daubenton, Büffons Freund, der noch in einem hohen Alter rüſtig

lebt. Sie ſind als Büſten aus weißem Marmor gehauen, und beſtätigen, wenn ihre Geſichter wahr ſind, die alte Bemerkung, daß die Freunde und Forſcher der Natur gewöhnlich einfältig und kindlich in ihren Mienen ſind. Sie waren aber auch das erſte und neueſte der ganzen Sammlung, die in allen Theilen nur ſehr unvollkommen und ſchlecht geordnet war. Darum aber iſt man nicht arm. Nein, man hat ungeheure Sammlungen von auswärts gehohlt, und auch die emigrirten Prinzen haben viele köſtliche Sachen zurückgelaſſen. Dieſe liegen nun noch eingepackt und zerſtreut an verſchiedenen Stellen, und es fehlt an einem Lokale, wo ſie mit Vortheil aufgeſtellt werden könnten. In dieſem Muſeum der Naturgeſchichte leſen Daubenton und la Cepède und andre Männer des Nationalinſtituts über Wiſſenſchaften, die ſich hier am beſten demonſtriren laſſen. Von hier ausgehend iſt rechts noch ein kleiner Anhang des botaniſchen Gartens, ein ganz anſehnlicher Hügel, mit mancherlei Nadelholz bepflanzt, und mit Schneckengängen von unten ſich zu ſeiner Höhe hinaufwindend. Auf dieſer Höhe prangt ein kleiner chineſiſcher Regenſchirmthurm, von dem man nächſt der Kuppel des erhabenen Pantheon und dem Telegraphenthurm des Montmartre die ſchönſte und reitzendſte Ausſicht über die Stadt hat. Wie oft habe ich den ſinkenden Abend hier erwartet, einſam

ſam und ſeelig in der getümmelvollen Stadt, deren Lärm aber weit von hier iſt. Dieſe Warte nebſt ihrem unten liegenden Hügel wird außerordentlich beſucht, und alle rüſtigeren Spaziergänger des großen Gartens verſäumen nicht, dieſes nette Rund hinanzuklettern. Auch hier iſt unten ein Kaffeehaus und ein Reſtaurateur, der den Matten und Hungrigen gern ſeine Waare hinaufſchleppt. Man nennt ihn wegen der vielen Hühner, die er hält, den Eierreſtaurateur, und ſeine Wohnung iſt eben ſo dicht mit Eierſchaalen umworfen, als die des Fiſchers mit Schuppen und Floßen. Weiter hinabwärts nahe bei der Elephantenwohnung findet man das ſchöne anatomiſche Theater, ein Pantheon, das bis auf den heutigen Tag noch keinen Unſterblichen gemacht hat.

Von dieſem Pantheon, wo geſchnitten wird, hat man durch die Straße Coupeaux ganz nahe zu dem andern größeren, welches ausſchlußweiſe das franzöſiſche Pantheon heißt. Wer weiß nicht von der heiligen Genoveva zu ſagen, der Schützerin von Paris? Dieſer nahm man ihren Tempel, und machte ihn zum Tempel aller Unheiligen. Denn bis jetzt iſt er es geweſen. Als ein treffliches Denkmal der Baukunſt, welches nur zu gebrechlich gerathen iſt, wird dieſes Pantheon nebſt dem ſimpeln und ſchönen Val de Grace, woraus man ein ſchmutziges Soldatenlazareth ge-

macht hat, immer einen groſsen Eindruck machen. Es beherrscht auch durch seine Lage auf der höchsten Stelle von ganz Paris, und durch die unbegränzte Aussicht von seiner Kuppel herab, die ganze Stadt. Aber mit der Versammlung der neuen Heiligen hier ist es was Unsinniges. Man hat es schon eingesehen, und mehrere wieder auf den Schindanger der Schande geworfen, die zu früh und wider Gebühr sich eingedrängt hatten. Ich bin die beiden Male, daſs ich hier war, nur mit Aerger weggegangen über manche Schurkenköpfe, die ihre ehrwürdigen Nachbaren der guten alten Zeit entehren. Soll so ein Pantheon seyn, so lasse man funfzig Jahre nach seinem Tode über den Mann debattiren, den man für einen würdigen Kandidaten dieser vergänglichen Unsterblichkeit hält. Wo ist ein Urtheil über einen Mann, der gestern durch die Guillottine, oder die Franzosen fiel, und heute durch die Kehlen und die Fäuste seiner Parthie, nicht durch die leichten Flügel des Gedächtnisses und die zarten Hände einer dankbaren Nachwelt hieher gebracht wird?

Von der polytechnischen Schule will ich nichts sagen, weil ich nichts Neues davon sagen kann. Man hat überdem schon zu viel in Teutschland davon gesagt, wo es Mode wird, in allen neueren Anstalten der Franzosen, die oft nichts Neues haben, als den Namen, eine Regeneration

des Menschengeschlechts und außerordentliche Samen künftiger Früchte zu bewundern. Es ist wahrlich jezt nicht die Zeit, wo die Wissenschaften blühen können, wo die Alten noch keine Ruhe haben, und die Jugend von dem neuen wilden Geist umgetrieben, oder von der Nothwendigkeit zu früh aus ihren stillen Studien zu den Waffen gerufen wird. Der Plan der polytechnischen Schule ist vortreflich, und sollte in allen Ländern nachgeahmt werden, aber er ist noch lange nicht realisirt, und man weiß hier in Paris noch wenig von den grossen Mechanikern und Ingenieurs, welche die teutschen Nachrichten haufenweise daraus hervorgehen lassen. Die beiden Male, die ich da war, gab es nicht über 30 Knaben und Jünglinge, und die Sachen, die man mit ihnen durchnahm, waren so, wie jeder gute Schulmeister in einer kleinen Landstadt es auch kann.

Das Nationalinstitut ist nur ein andrer Name für Akademie, Kollegium, Universität, oder wie man sonst will, obgleich man hoffen darf und hoffen muß, daß vielleicht in diesem freieren Namen auch das Todesgift liegt, welches den Innungsgeist endlich zerstören wird, der für nichts weniger paßt, als für die Wissenschaften und Künste. Die Gelehrten müssen werden, wie andre Bürger und Menschen, so werden sie ihren hohen Zweck als Ausstreuer des Salzes der Erde am be-

ſten erfüllen. Aber daß der Staat Menſchen entſchädige, die ſo weit über der Erde leben, daß ſie nach ihren Gaben nicht greifen dürfen, wo ſie nicht jenes hohe Leben verlieren wollen, iſt billig und löblich, und nur ſo ein freies und von auſſen geſichertes Daſeyn, welches die Arbeit ſelbſt nur als ein frohes Spiel treibt, wird die ſchönſten Blüthen des freien Geiſtes auch frei hervortreiben, die nur auf den Miſtbeeten des Formelweſens und der Konvenienz, oder in den Treibhäuſern der Maſſe, die Hunger und Durſt heißt, immer ſchon das Welke, oder Gezwungene ihres Urſprungs an ſich tragen. Man glaube übrigens nicht, in dieſen Mitgliedern des Inſtituts lauter republikaniſche und bürgerliche Geſtalten zu ſehen. Sie ſind ja noch die Alten, und ihr Blüthenalter hatte wenig mit den neueſten Revolutionen gemein, nicht einmal im Gedanken, und ſelbſt der republikaniſche ſimple Rock und das Franklinſche Haar laſſen dem Kopf und dem Rumpf immer noch das Anſehen, welches in der Allongenparüke und im Gallakleide abgedrückt ward. Es ſind, einige jüngere ausgenommen, Gelehrte, wie dieſe Klaſſe, wenn ſie über den Vierzigen hinaus iſt, im ganzen übrigen Europa ausſieht; Menſchen, die man faſt ſogleich für das erkennen kann, was ſie ſind. Sollte es je dahin kommen, daß unſre Schiller und Voltaire wieder durch Kunſt würden, was Pindar und Sophokles

durch ihre Sitten und Verfaſſung gleichſam natürlich waren? oder ſollten die Verfaſſungen ſie wieder je ſo begünſtigen, daß ſie auch als Bürger bedeutende und handelnde Mitglieder des Staats werden können? O es giebt viele Träume, die wirklich geworden ſind; aber doch muß ich rufen: lieber Herr, hilf meinem Glauben.

Indeſſen verſchwindet dieſe Schwerfälligkeit der alten Kätheder und Innungen ziemlich, ſobald dieſe Männer in Handlung ſind. Da verachtet die franzöſiſche Lebhaftigkeit die teutſche Aengſtlichkeit der Form, und ſpringt wie ein lange gekrümmter Bogen wieder in die grade Natur zurück. Ich habe mehrern Verſammlungen beigewohnt, die öffentlich waren, und durch Reden einzelner Mitglieder gefeiert wurden. Da ging es ganz franzöſiſch her, nicht bloß unter den Zuſchauern und Hörern, ſondern unter den Mitgliedern ſelbſt. Der eine lacht, der andre ſchläft, der dritte lieſt ein Buch, der vierte notirt ſich einzelne Stellen, um ſich bei Gelegenheit darüber luſtig machen zu können. Vorzüglich laut war es das letzte Mal, da ich ſie ſah. Der alte Mercier hielt eine Rede, die von Paradoxen wimmelte. Um ſeinen Liebling Shakeſpeare, um den er ſchon vor 20 Jahren mit de la Harpe Händel gehabt hat, zu erheben, trat er den Stolz der Alten zuerſt unter die Füße, dann den der Franzoſen. Demoſthenes, Cicero, Sophokles, Vol-

laire und Corneille, kurz, alle ſchrumpften wie Zwerge vor dieſem Rieſen zuſammen, der die menſchliche und weltliche Natur in ihren mannigfaltigſten Geſtalten immer wahr und ſchön, gleichſam an ihren letzten Enden zu ergreifen wußte. So lange es die Alten und Fremden galt, lachte und murmelte man; als er aber über die Lieblinge der Nation herfiel, da ward endlich aus manchen Kehlen der Unwille laut, und ſelbſt die Schlafenden erwachten. Er gerieth in Zorn und Verwirrung, ſtand endlich verblüfft da, und ging ausgelacht fort, mußte ſich auch nachher noch deswegen und ſeiner beißigen Hundelaune wegen in den öffentlichen Tagesblättern von Röderer und andern herumhohlen laſſen.

Die Bibliothek iſt in jeder Dekade zweimal, wie die meiſten andern Inſtitute, jedem, täglich aber den Fremden und Studierenden offen. Der Fremde thut indeſſen am beſten, an öffentlichen Tagen hinzugehen, weil dann alle Aufſeher und Angeſtellte da ſind, und man alſo die koſtbareren und geheimeren Sachen auch gezeigt und aufgeſchloſſen bekömmt. Dieſe Bibliothek war ſonſt ſchon die erſte in Europa, wie ſollte ſie es denn jezt nicht ſeyn, da Rom, Mailand, Venedig, Turin und andere Städte ihr Köſtlichſtes haben zu Hülfe gehen müſſen, um ſie noch herrlicher zu machen? Indeſſen erwarten alle dieſe Schätze erſt die milde Hand

des Friedens, um gehörig geordnet und eingerichtet zu werden; jetzt iſt noch vieles zu thun, und manches liegt unbenutzbar da. Außer den Büchern iſt hier noch gar vieles, was in ein Muſeum und in eine naturhiſtoriſche und phyſikaliſche Sammlung gehört; anderes, was als bloßer Plunder zu alten Raritäten geworfen werden wird. Dafür ſieht man hier die Medaillen des Vatikans, der Republik Venedig, der Städte Mailand und Bologna zum Theil, und die trefflichen Sammlungen anderer Städte. Welch ein leichtes Feld für den Kenner und Forſcher der Alterthümer und der Geſchichte! Auch oſt- und weſtindiſche Natur- und Kunſtprodukte ſind in Menge geſammelt, und dieſe gehören zum Theil den Miſſionsanſtalten Roms, und den Holländern urſprünglich an. In einem großen Zimmer bewahrt man noch eine ſchöne Sammlung römiſcher und galliſcher, auch fränkiſcher Alterthümer des Mittelalters, die aus den Archiven und Palläſten franzöſiſcher Großen geſammelt ſind; Urnen, Lampen, Leuchter, Degen, Dolche, Sporen, Teller und manchen kleinen und großen Hausrath, nebſt vielen unbekannten Dingen, worüber ſich einſt die Antiquare noch die Köpfe zerbrechen können. Wir wunderten uns über die kleinen Häufchen, worin manches, was nicht der natürlichen Ordnung nach zuſammengehörte, zuſammen hingelegt war. Aber dies war eine politiſche, die oft

mit der natürlichen nichts zu thun hat. Unser freundlicher Führer sagte mit einem Lächeln, indem er an seinen Hals schlug: „Man muß für sich sorgen; ich habe es hingestellt, wie jedes den alten Herren gehörte, und die Namen beigeschrieben. Sie könnten einmal wieder kommen, und dann wäre es doch schlimm.“ Guter Mann, was würde das für Liquidationen mit Köpfen geben, wenn alles zurückkäme mit dem Rechte, das Seinige wieder zu fordern!

Vom Museum der Künste sage ich nur so viel, daß zu meiner Zeit zwei Ausstellungen waren, in welchen ich die größten Meisterstücke der größten Meister sah und anbetete, die Verklärung Rafaels, den Skt. Peter Tizians, Allegris Hieronymus, Augustin Caraccis und Dominichinos Kommunion des Hieronymus, Guidos Fortunas, Andreas Sacchis Skt. Romuald und Skt. Gregor. Wer kennt sie nicht, und hat nicht Beschreibungen davon gelesen, die doch immer nur Buchstaben sind? Unglücklich genug war ich, daß die Denkmähler des Alterthums aus Rom alle noch eingepackt lagen und standen, und ich nur einige geringere davon gesehen habe. Jetzt weiden sich andre am Laocoon und Apollo, denen man damals im unteren Geschosse des Louvre ihre Wohnung bereitete. Aber auch so war der Louvre mir in Paris schon der liebste Ort. Wenn alles aufgestellt seyn,

und jedes Gemählde, jedes Bild seine feste Stelle haben wird, dann komme ein Meister und beschreibe, wie solche Dinge beschrieben werden können. Ich gehe also von hier zu den

Denkmählern der Bildhauerei Frankreichs, die schon ziemlich ein Ganzes ausmachen, und eine für Frankreich einzige Sammlung sind. Man hat das, was von den ältern und neuern Werken der Franzosen in Marmor und Stein sich von den zerstörenden Händen eines neuen Wandalismus gerettet hat, aus allen Palläſten, Kirchen, Klöstern und öffentlichen Gebäuden gesammelt, und ihm einstweilen ein Lokale angewiesen, wie man es für das erste Bedürfniß nur finden konnte. Dieses ist das vormalige Kloster der kleinen Augustiner jenseits, dem Louvre gegenüber, welches der verdienstvolle Pfleger und Hüter der Kinder französischer Genien, der Bürger le Noir, (er ist nun todt) ziemlich gut eingerichtet hat, wie er es nach dem Lokale nur gekonnt. Rührend waren mir die Worte dieses wackern Mannes in der Vorrede zur Beschreibung der Monumente, die in dieser reichen Sammlung enthalten sind, als ich seinen Tod in den öffentlichen Blättern las: „Das Leben geht dahin mit der Geschwindigkeit eines Stromes, und das öffentliche Gute, was ein ehrlicher Mann in einem so kurzen Raum thun kann, ist ein süßer

Troſt in ſeiner Seele.“ Schlafe wohl! Dein Leben lebt.

Im Eingange dieſes alten Kloſters, oder im Vorhofe ſtehen und liegen mehrere gute und ſchlechte Statüen, ſymboliſche und hiſtoriſche, in Menge, die zum Theil aus Mangel an Raum hier noch eine fröhlichere Reiſe ins Innere erwarten, zum Theil ausgebeſſert werden, andere auch wohl wegen ihrer Mittelmäßigkeit verdammt ſind, hier zu paradieren. Von hier geht man nun ins Kloſter ein, welches mit großen Gängen und mit Zellen, die aus vielen kleinen mehrere große geworden ſind, um einen runden Hof herum läuft. In einzelnen Sälen hat der wackre conſervateur du muſée die vorzüglichſten Denkmähler der verſchiedenen Jahrhunderte aufgeſtellt, und dieſe Säle den Denkmähiern und dem Karakter der Jahrhunderte gemäß ausgeſchmückt. In den Gängen und Vorhallen liegen einzelne zerſtreut herum, die entweder verletzt, oder doch geringern Belanges waren. Die Fenſter ſelbſt ſind zum Theil mit ſeltenen bemahlten Glasfenſtern erſetzt, die man wegen ihrer vorzüglichen Arbeit würdig gefunden hat, hier eine Stelle einzunehmen. Man muß es nur beklagen, daß man nicht gleich ein leeres Gebäude gefunden hat, was dieſer Denkmähler würdiger geweſen wäre. Im Ganzen iſt der Raum zu eng, und auch zu finſter an vielen Stellen, und ich fürchte nur,

daß die alten Mauern die neuen Verzierungen und Veränderungen mit dem Salpeter und der dumpfen Luft verderben und abblättern, und ſelbſt den Denkmählern nicht vortheilhaft ſeyn werden.

Man findet zuerſt in den Gängen mehrere alte Denkmähler, die der Bürger le Noir für galliſche nimmt, deren Zeitalter und Urſprung aber von einigen zweifelhaft befunden wird. Nächſt dieſen ſieht man einige Denkmähler von Skt. Denis aus den Zeiten der Merovinger. Von dieſen war mir das Grabmahl der Fredegunde merkwürdig, jenes blutigen Ungeheuers, das nebſt ihrer Schwiegermutter Brunehilde ein ewiges Schandmahl in der alten Geſchichte der Franzoſen ſeyn wird. Ich ſuchte nach dem Kopfe dieſes ſchönen Ungeheuers, wie man bei dem Teufel nach dem Hahnenfuße und dem Pferdehufe guckt; aber der Künſtler hatte ihn nicht auf dem Sargdeckel ausgedruckt.

Dreizehntes Jahrhundert.

Der ganze Saal dem Geſchmack dieſes Säkulums gemäß, verziert mit vielen Inſchriften und zerſtückelten Ueberreſten von Skt. Denis und andern Orten. Der erſte, der hier meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, (der Menſch will immer das Ungeheure und Gräuliche haben) war Karl von Anjou, der Uſurpator Siciliens, der durch den Tod des letzten Hohenſtaufen Konradin und durch die ſicilianiſche Veſper ewig denkwürdig ſeyn wird. Er iſt im weißen Marmor liegend gebildet, ein ſchöner Kopf voll Kraft und unzerſtörbaren Sieges über alles. Man lieſt nichts Blutiges in ſeiner Miene. Dieſer Karl der Erſte von Napoli war auch der letzte, der mich hier aufhielt.

Vierzehntes Jahrhundert.

Die Statüe Philipp des Schönen aus weißem Marmor. Auch dieſe ſpricht nicht mit der Geſchichte ſeines Lebens. Es iſt gar eine gute, man kann wohl ſagen, ſchöne Schönheit. — Er ſieht faſt aus, wie ſein fünfter Nachfolger, der zweite König aus dem Hauſe Valois, Johann der Gute, von dem man hier auch eine liegende Statüe ſieht — und doch kann es wohl ſchwerlich größere Antipoden im Karakter geben, als dieſe waren.

Interessant vor allen war mir das Kenotaphium des Konnetabels Bertrand du Guesclin, des Retters der Franzosen vom Joche der Engländer und eines der größten Männer, welche das Mittelalter erzogen hat. Seine liegende Statüe in Marmor ist sehr mittelmäßig, aber doch spricht der Kopf. Neben ihm steht brüderlich sein Schüler und Waffenbruder und Nachfolger Sancerre ... der auch einer der Helden jener Zeit ist.

Funfzehntes Jahrhundert.

Noch ist die Kunst in der Barbarei in Frankreich, da sie in Italien schon ihr goldnes Zeitalter erneuert. Dieses Jahrhundert ist sehr leer an Merkwürdigkeiten, und doch war es für Frankreich eines der thatenreichsten, wo zuerst die Engländer fast ganz vertrieben wurden. Die einzige berühmte Statüe hier ist die von der Königin Isabelle von Bajern, der Gemahlin Karl des Sechsten, oder des Tollen, die über ihr Land durch die Engländer unsägliches Unheil brachte, und von der ganzen Nation verabscheut starb. Doch sieht man es dem schlechten Marmor an, daß sie schön war.

Sechszehntes Jahrhundert.

Die Kunst und die Menschen werden edler, alles wird menschlicher und lebendiger, und selbst das äußere Lokale, wo die Werke dieses Jahrhunderts aufgestellt sind, hat ein leichteres und freundlicheres Ansehen, wie es die Gegenstände erfordern, die es in sich enthält. Die Menschen und die Denkmähler werden größer, und in diesem Reichthum und dieser Größe fühlt der hier umher wandelnde Geist doppelt seine Armuth und seine Zweifel, was er sagen, was er zuerst und zuletzt erwähnen soll.

Man sieht hier zuerst den wackern Ritter und Historienschreiber Philipp von Commines, der die Kriege und Händel Ludwig des Eilften und Karl des Kühnen meisterhaft beschrieben hat. Man sieht seine Statüe, und die seines Weibes neben einander. Zunächst folgt der gute König Ludwig der Zwölfte als Statüe in weißem Marmor und als ein Todter liegend, von dem Florentiner Paul Trebati, der sie in der Mitte des Sechszehnten Jahrhunderts machte. Ich weilte mit Liebe auf dem Gesichte dieses redlichen und biedern Fürsten, der jedem seiner Unterthanen jeden Sonntag ein gutes Huhn im Topfe wünschte. Diese Statüe gehört zu einem prächtigen und nicht ganz schlecht gearbeiteten Monument, wo er und seine Gemahlin Anna von Bretagne in ihrem Tode vorgestellt

ſind. Aber man ſieht hier eine Scheußlichkeit, die über die Gränzen des Schönen hinaus geht, nemlich die verweſenden Körper, die man durch die Oeffnungen dieſer beiden Statüen erblickt. Vorzüglich ſchön ſind die Basreliefs an dem Monumente, welche chriſtliche Tugenden und Scenen aus dem Leben des Königs vorſtellen. — Eine ſchöne liegende Statüe in weißem Marmor, Franz den Erſten im Tode vorſtellend, von Gougeon, ein treffliches Kunſtſtück dieſes berühmten ältern Bildhauers. Außerdem ſieht man ein herrliches Grabmahl Franz des Erſten und ſeiner Gemahlin Klaudia, die man auch dem Gougeon zuſchreibt, mit vielen vorzüglichen Basreliefs, die gewiß von dieſem wackern Künſtler ſind und einzelne Thaten des großen Königs vorſtellen. — Doch das ſchönſte der Monumente dieſes Jahrhunderts iſt unſtreitig das der Familie Heinrich des Zweiten, der mit ſeiner Gemahlin Katharina von Medicis in weißem Marmor vorgeſtellt iſt, im Zuſtande des Todes wie auf einem Bette liegend. Sie ſind von der Hand des braven Pilon, eines der größten Künſtler, der große Kraft und Stärke des Ausdrucks mit ſtiller Mäßigung vereint. Es ſind gar ſchöne Köpfe, und ein ſüßes Wehen des Todes, wie das eines Engels, ſcheint um ihre Geſichter zu ſäuſeln. Von ihm ſind auch zwei Statüen deſſelben Paars in Bronze vor einem Betpulde knieend. Wie haben

ſich doch Beten und Morden oft vertragen müſſen! Katharine und die Bartholomäusnacht von 1572 gehören zuſammen. Man ſieht noch von eben dem Künſtler dieſe beiden, jeden beſonders, in Hoftracht. Sie iſt auch hier mir das ſchöne Weib. — Die drei Grazien, eine treffliche Arbeit, etwas über vier Fuß hoch aus einem einzigen Marmorblocke von Pilon, eine Gruppe, ſo leicht und ſchwebend, ſo zart verbunden, ſo ſtill und züchtig fortſchwebend, als wenn ſie an Acidaliens Quell die Reihentänze um Venus Urania ſchlängeln. Die Gruppe war beſtimmt, eine Urne zu tragen, welche die Herzen Heinrich des Zweiten und ſeiner Gemahlin Katharine enthielt, die ſelbſt als eine der drei Schweſtern vorgeſtellt war. — Eine Statüe zu Fuß von Heinrich dem Vierten von Prieur in Marmor. Ein rechtes Bild dieſes guten Königs, deſſen ſchönſtes auf dem Pont neuf zertrümmert iſt. Sie ſoll auch, wie le Noir behauptet, äußerſt ähnlich ſeyn nach der Leiche, die man im Jahr 1793 bei der Ausgrabung der Leichen faſt unverſehrt angetroffen hat. — Die Büſte Wilhelm Fröhlichs, eines Schweizers, der als ein wackrer Feldherr Franz dem Erſten diente, und 1562 zu Paris ſtarb. — Nicht weit von ihm der treffliche Michel Montaigne, ein herrlicher Kopf, der als Greis unſchuldig, wie ein Kind, ins Leben hineinzuſehen ſcheint. — Außerdem viele andre

Denk-

Denkmähler berühmter und merkwürdiger Männer und andre schöne Arbeiten von Francavilla, Da Vinci, Cellini, Gougeon, Pilon, Cousin, Prieur und andern, welche das Zeitalter Franz des Ersten erschuf und pflegte. — Mit vielem Geschmack hat le Noir verdienten Künstlern der Nation Denkmähler geschaffen, die sie freilich unter ihren Werken nicht nöthig hatten, welche immer die besten seyn werden. So sieht man als einen schönen Genius dieses Jahrhunderts ein Porträt von Erasmus nach Holbein gemahlt, und die Grabmähler von Pilon, Cousin und Gougeon. Vorzüglich schön ist das des letztern, den die Kenner für den größten Bildhauer der Franzosen halten. Man bewundert unter andern noch seine treflichen Basreliefs an dem Brunnen des Markts der Unschuldigen und im alten Louvre. Mit Kopien dieser Basreliefs und andrer seiner Arbeiten ist das Monument verziert. Die Büste aus Marmor ist von dem geschickten jetzt lebenden Künstler Michallon, der sie nach einer Medaille gearbeitet hat, worauf Gougeon ausgeprägt war. Er hatte das Unglück, ein Reformirter zu seyn, und ward am Bartholomäustage 1572 erschossen, als er im Louvre auf seinem Gerüste arbeitete. Er ist von keinem seiner Nachfolger erreicht worden.

Die ſchöne Gruppe in Marmor, welche das Mauſoleum von Richelieu vorſtellt, von Girardon. Er hat die Religion und Geſchichte, ein Paar brave Statuen, zur Seite; aber welch' ein Kopf iſt er ſelbſt? ſo einer, der der Welt einen Stoß giebt und ſpricht: geh vorbei! — Man kann damit das Monument Mazarins von Coyzevox vergleichen, welches in einem ähnlichen Geiſt noch faſt größer ausgeführt iſt. Der Kardinal kniet, ein ſchöner und feiner Kopf mit einem ſüßen Lächeln. Auf der Baſis ihm zur Seite ſitzen drei Statuen in Bronze, welche die Treue, die Klugheit und die Fülle vorſtellen. — Es folgt ihr großer Zeitgenoſſe Turenne mit einem Mauſoleum von Tuby und Marſy, unwürdig eines ſo ſimpeln und beſcheidenen Mannes, ſo iſt alles geſchniegelt und verziert und verſchnörkelt, mit einem Prunk bis auf die kleinſten Basreliefs, welcher eines ſo großen und des edelſten Franzoſen ſeines Jahrhunderts unwürdig iſt. Statuen und Allegorien giebt es die Menge. — Louvois Denkmahl von Girardon und Le Brün's von ſeinem Freunde Coyzevox ſind freilich auch in Rückſicht der Kompoſition vorzüglich; aber das Schönſte ſind die Köpfe, die recht karakteriſtiſch da ſtehen; der harte Louvois mit einer Stirne, die Europa hundertmal in Flammen ſetzte, und eine Stadt abbrennen ſehen konnte,

wie ein andrer einen Strohhalm, und Le Brün, der ſtolze Mahlerakademiedirektor, der den beſcheidenen und ſtillen Pouſſin, den er nicht werth war, die Schuhriemen aufzulöſen, ſo in die Enge trieb, daß er ſein Italien wieder ſuchte, woraus ihn nachher nichts weglocken konnte. Jedem kömmt endlich ſein Tag, und ſpät oder früh entſcheidet die gerechtere Stimme der Nachwelt. Doch wer mag ſie alle beſchreiben, die Meiſterwerke eines Couſtou, Girardon, Desjardins, Coizevox, Sarrazin, Guilain, Anguier und andrer Künſtler. Man verliert ſich endlich unter der Menge des Schönen, und wird mit wechſelnden Empfindungen hin und her geriſſen, und greift oft nach einer Poſſe, weil man von Schönheiten überfüllt iſt. Hier findet man auch unter mehrern eine recht große Poſſe, nemlich eine ſeltſame Vorſtellung der Dreieinigkeit in terra cotta, eine Gruppe, wo Gott Vater als ein alter Mann da ſteht, Chriſtum zur Seite habend, und der Heilige Geiſt grade in der Handlung iſt, ihm aus dem Munde zu fliegen, den er mit ſeinem Taubenkörper halb paſſirt hat.

Es war doch ein ſchönes Jahrhundert das verfloſſene für Frankreich, vorzüglich die lezte Hälfte. Da lebte und ſtrebte alles empor, und große Männer wurden wie Waſſer aus der reichen Urne der Natur ausgegoſſen. Hier iſt ein rechtes Pantheon der Nation, wo man gern und oft wan-

delt unter den Manen aller Guten und Schönen, welche die Regierung Ludwig des Vierzehnten ſo glorreich machten. Hieher gehe der Patriot und der Weiſe, ſehe, was die Väter unter dem deſpotiſcheſten Könige waren, und begreife, was ihm im neuen Aufflug des jetzigen Geſchlechts geziemt; hieher wandle der Fremdling, der gern das Gute aller Völker und Zeiten ſein eigen glauben mögte, freue ſich und gehe beſcheidener und fröhlicher heim. Was geht über die ſchönen Büſten jener großen Unſterblichen, die zum Theil von Meiſterhand gemeißelt ſind! Da leben ſie, wie im Einſinn, zuſammen und alle Formen und Titel ſind fort: De Thou und Lulli, Colbert, Sully, Corneille, La Fontaine, Racine, Deſpréaux, Molière, gehen mit Ludwig dem Vierzehnten und ſeiner Familie hier vertraulich um; vorzüglich ſchön aber iſt eine Sammlung Büſten von Coizevox, nemlich Richelieu, Mazarin, Turenne, Colbert, Condé, der große Prinz verſteht ſich, und andre. Lebt wohl, ihr Seelen der Helden, und nehmt eure Enkel freundlich in euren Olymp auf!

Achtzehntes Jahrhundert.

Viele der Denkmähler des jetzigen Jahrhunderts findet man in dem Hofe (impluvium) des alten Klosters, einem mäßigen Quadrate, um welchen die Säle und Gänge rund herum laufen. Man hat Pappeln und Thränenweiden gepflanzt, und um die Wände sich Epheu und Reben schlingen lassen; aber man hätte auch den hesperischen Himmel sollen hieher pflanzen können. So ist es ein schlimmer Stand hier für die Kunstwerke, besonders wenn bei heftigem Regen, oder Schnee die steilen Dächer ihren verheerenden Vorrath herabgießen. Das neueste Denkmahl hier ist einem berühmten Patrioten der ersten Zeit, und einem noch berühmteren Schauspieler errichtet, dem Britard, oder Brizard, der im zweiten Jahr der Freiheit in dem Alter einiger 70 Jahre starb. Es ist eine einfache Pyramide, und sein Bildniß auf der einen Seite von dem jetztlebenden Künstler Foucou modellirt. Ferner sieht man hier ein schönes Denkmahl des Marschall Grafen von Harkourt, der im Jahr 1750 starb, von Pigalle. — Im Innern findet man eine herrliche Kopie der Gruppe von Amor und Psyche, die man in der Gallerie von Florenz bewundert. Sie ist von Peter Legros, einem der größten französischen Bildhauer, der im J. 1719 starb. Sein Meisterstück, die Mnemosyne, findet man in den Thuilerien, und seine Vestalin im

Garten der Thuilerien. — Das Denkmahl des Kardinals Du Bois, Regenten von Frankreich unter dem Regenten, mit frommen und demüthigen Worten, die diesem Kardinalerzbischof wohl nöthig waren, der ein heilloses Leben durch eine heilose Krankheit endigte. Die schön gearbeitete und knieende Statue aus weißem Marmor trägt ein äußerst feines und geistvolles Gesicht, das derjenige wohl haben mußte, der vom Barbier und Aufwärter eines Abtes sich zur Stelle eines Schiedsrichters von Europa emporschwang. Das Werk ist von Wilhelm Coustou aus Lyon. — Noch sieht man mehrere Arbeiten von dem Lothringer Stody, der mit seinem fürchterlich rauhen Namen auch einen sehr rauhen Stil verbindet. Er ist einer der berühmten Bildner dieses Jahrhunderts, und Manche haben ihn, weil er viel nach Michel Angelo gearbeitet hat, sehr freigebig Michel Angelo Stody genannt. — Eine schöne Bildsäule Ludwigs des funfzehnten in Marmor von Le Moine, und das Modell in Bronze jener herrlichen Statue auf dem alten Platz Ludwigs des funfzehnten, dem jetzigen Revolutionsplatz. — Ein hübsches Monument zum Andenken Peyre's, des Wiederherstellers der schönen Baukunst in Frankreich. — Ihm zur Seite will ich sogleich das einfache Andenken Drouais nennen, eines Jünglings, den der Tod im 24. Jahre seines Lebens im J. 1788 in Rom hinweg-

raffte, der beſtimmt ſchien, einſt den größten Preis der Kunſt zu ſammeln. Er war einer der trefflichſten Schüler des großen David, deſſen Schule Epoche machen wird, und war in den Jahren ſchon Meiſter, wo ſo mancher kaum anfängt, aus der Mittelmäßigkeit hervorzugehen. Man ſieht in dem Muſeum der franz. Mahler zu Verſailles ſeine Kananiterin zu Chriſti Füßen, welche ihm hier in Paris den erſten Preis gewann. — Draußen im Hofe ſteht noch Piron's Büſte aus terra cotta mit ſeiner eignen Grabſchrift: „Ci git, qui ne fut rien, pas même academicien;“ es ſcheint, man habe ihn auch hier bedeutungsvoll von den übrigen Innungsmännern trennen wollen. — Endlich eine Menge Büſten von Männern, die mehr, oder weniger dieſes Jahrhundert mit empor gehoben haben, oder in ſeine Geſchichte mit eingreifen: Fleury, Maupertuis, Crebillon der Alte, Mignard, Johann Baptiſt Rouſſeau der Dichter, und Johann Jakob Rouſſeau der Philoſoph, Coizevox, Moritz von Sachſen, Montesquieu, Fontenelle, Winkelmann, Helvetius, Voltaire, Diderot, Büffon, Raynal, Gluck, und zuletzt Bailly, den Robespierre blutig zu den Schatten ſchickte. —

Nächſt dieſer wirklich einzigen Sammlung, die noch alle Tage durch Sendungen aus den Departements wächſt, ſieht man die meiſten franzöſiſchen Kunſtwerke hier im Louvre und in und bei den

Thuilerien und zu Verſailles im Schloſſe und Schloßgarten, wo indeſſen auch manches durch jenen Wandalismus zerſchlagen iſt, den man füglicher Kannibalismus nennen kann.

Voranſchickung zu vielem Folgenden.

Was ich hier ſagen werde, wird freilich an andern Stellen nur in andern Geſtalten wiederkommen, aber doch mußte es hier geſagt werden, um es nicht zehnmal an verſchiedenen Orten wiederzu ſagen. Es ſoll die kürzeſte und nackteſte Einleitung ſeyn zu dem, was man in unſern Tagen politiſchen Geiſt der Zeit nennt, ein Name, dem es wie allen Namen geht, daß ſie immer mehr ſagen, als vernünftige Leute wollen, oder meinen, überall durch Worte ausdrücken zu können. Man iſt da in einer großen Verlegenheit, beſonders, wenn es keinen Geiſt der Zeit giebt, der ſich feſthalten läßt, oder wenn dieſer Geiſt ſo verwirrt und gemiſcht iſt, daß er dadurch zu Dunſt aufgelößt wird, oder ſo ein alltägliches Anſehen gewinnt, daß man ihn den Bauch- und Magengeiſt der Zeit nennen könnte; denn ich ſehe nicht, warum es nicht mit eben dem Rechte einen Magengeiſt geben ſollte, als gewiſſe Leute eine Magenſeele glauben? Der berühmte Arzt und Phyſiognomiker Gall in Wien, der bekanntlich den Geiſt und das Gemüth des Menſchen bloß in der vordern Hälfte des Schä-

dels und den Stirnknochen lieſt, nimmt allein thätige und virtuoſe Organe an; wenn dieſe fehlen, ſo iſt einer Tugend ein Laſter, und einer Thätigkeit eine Unthätigkeit untergeſchoben. Da wird denn nichts weiter geſagt, als: „das Organ der Großmuth, des Muthes fehlt, alſo muß Niederträchtigkeit und Feigheit nothwendig ihre Stelle einnehmen,“ und auf dieſe Weiſe iſt das ganze Ding kurz abgemacht. In dieſem Falle mogte ſich der Geiſt der Zeit ungefähr in Paris während meiner Anweſenheit befinden. Er ſchlief gleichſam, oder arbeitete ſtill fort; ſeinen ſchönen ſowohl, als ſeinen blutigen Schwung ſchien er verloren zu haben, eben weil er die Menſchen zu ſchnell und zu wild fortgeriſſen, und für einige Zeit gleichſam geſättigt hatte. Ueberall iſt es ſchwer, hier eine Gränze zu ziehen zwiſchen dem politiſchen und dem freien Geiſt der Zeit, den wenige Schriftſteller in ihren Beurtheilungen und Erzählungen der neueſten Volksbegebenheiten unterſchieden haben. Manches ſchreibe man dem irdiſchen Weltgeiſt, dem Zufall, und einzelnen Menſchen zu, was man für reinen Erguß einer ganzen Zeit und eines ganzen Volks hält. Iſt die eingreifende Gewalt eines Teufels, wie Danton, auch Geiſt der Zeit? Bewahre der Himmel! er iſt nur ein unreiner Ausfluß der losgeketteten irdiſchen Mächte. Der freie Geiſt der Zeit kann ſolchen Strudeln, die ihn mit-

reißen, nachdem er ihnen Waſſer gab, nicht weh-
ren. Der freieſte Geiſt der Zeit, wenn es einen
geben könnte, würde als ein liebenswürdiger Ty-
rann herrſchen; aber mit ihm würde ſelbſt das
Bedürfniß der Geſetze und Regenten dahin ſeyn.
Wie oft läuft die Geſinnung und der Geiſt der
Nationen und Zeiten gegen Verfaſſungen und Re-
gierer an; hier iſt doch wohl der politiſche Geiſt
der Zeit, in dem ſie handeln und leiden müſſen,
und der freie, der aber nur durch Stürme auf ei-
nige Zeit der freieſte werden kann, himmelweit von
einander unterſchieden? Das Schickſal muß, wie
den einzelnen Menſchen, auch den Völkern oft ei-
nen Stoß geben, wenn ſie ſich mächtig umwenden
ſollen. Wie war der Zuſtand der Franzoſen, ehe
die wiederhohlten Unfälle dieſes Jahres ihnen zu
erſt Klagen, und durch die Klagen wieder Muth
gaben, einzelne Männer zu entfernen, die ſie als die
Unheilbringer und Quellen aller ihrer Unfälle an-
ſahen! Vielen ſelbſt fehlte nicht der blutige Muth,
der gern unter aufgehäuften Leichen ſich auf den
ledigen Thron geſetzt hätte, aber das Volk hätte
lieber Sklaverei, als zweite Robespierriaden, er-
lebt. Es war ein Zuſtand allgemeinen Kummers
und heißer Erbitterung, die aber durch die blutig-
ſten Lektionen Gehör gelernt hätte, als die
Schlacht bei Verona, der Verluſt der Lombardei,
das Treffen bei Stockach in Schwaben, und die Er-

mordung der franzöſiſchen Geſandten hart auf einander folgten; aber doch war der Geiſt des Volks, der unterwürfig und bebend den blutigen Jahren 92, 93 und 94 zuſah, auch hier hundiſch genug, und während man in den Provinzen ſchon laut zu klagen und zu murren wagte, duckte hier noch alles unter den Direktoren. Und wahrlich die jetzige Regierung war keine ſanfte. Es war unter dieſem freieſten Volke dahin gekommen, daß man vor einem lauten und freien Worte bebte. Scheu unterhielten ſich einzelne von politiſchen Dingen, ſcheuer noch vermieden ſie den Frager, und ſagten ihm höchſtens auf eine wichtige politiſche Neuigkeit: il n'en tranſpire rien, „es verlautet nichts davon.“ Die Kaffeehäuſer dieſer lebendigen Pariſer waren ſtummer, als die in Wien; jeder las ſein Zeitungsblatt ſtill für ſich und mit geſetzter Miene, und ſtand dann auf, um von den erbärmlichſten Dingen zu ſprechen. Es war Ton, von dem nichts zu wiſſen, ja nicht einmal zu ahnden zu ſcheinen, was doch jedermann wiſſen konnte. Die Regierung erlaubte ſich jede mögliche Neſſerei mit ihnen; die entſchiedenſten Tollheiten, die ausgezeichneiſten Niederlagen hieſſen Siege der groſſen Nation, die zu den Teutſchen in Raſtadt wie zu Unterjochten geſprochen hatte, „Italien tyranniſirte unter dem Titel der Brüderſchaft, und jetzt vor den Säbeln der Ruſſen nirgends Stand halten konnte.“ Es

mußten wahrlich Lehrjahre vorhergegangen ſeyn, um das queckſilbrigſte und lebendigſte Volk ſo zahm im Munde zu machen. Es war nicht bloß Zwang mehr, es war ſchon bei vielen Gewohnheit geworden, wie bei den Wienern. Man wußte, was das menſchliche Wort für ein ſchlimmes Ding iſt. Man kannte Cayenne und Oleron und den Tempel und die Abtei, wohin ſo mancher witzige und muthwillige Skribler und Volksaufklärer hatte ſchiffen und einkriechen müſſen. Die Lehre hat zu allen Zeiten gegolten, wie der Rath, den ich einmal in Wien von einem Patrioten für das öſterreichiſche Regiment las, man ſolle nur alle die politiſchen und philoſophiſchen Schwätzer einige Jahre die Muskete tragen, und ihnen bei Gelegenheit das üppige Fell gerben laſſen, ſie würden ſich beſinnen und gute Bürger werden. Leider iſt dieſe Art, gute Bürger zu machen, ſelbſt da Mode, wo die Leute einem von Freiheit die Ohren taub ſchreien. Die, ſo oben am Ufer auf dem Trockenen ſtehen, freuen ſich über die vom Sturm empörten Meereswogen, und mancher ſucht Stoff für eine Ode in ihrem wilden Elemente, während der kämpfende Schiffer in jedem krachenden Balken den Tod hört. Wie ſchön leuchtet ein Feuer durch die Ferne in der Nacht, welches die Wohnungen von Tauſenden verzehrt! Mögten doch die, welche in einem düſtern Syſtem alle Weisheit ausgeſchöpft

und in ſchönen Worten und Geſetzen alles Glück und Heil der Nationen begründet ſehen, mögten ſie doch die Augen ein wenig in die Runde wenden und ſehen, durch welches Getriebe ſich die Maſchine der Welt regiert; ſie würden mäßiger gern manches Schöne und Gute nicht bezweifeln, aber auch manche Flitter ſich entfärben, und manchen Firniß ſich abblättern ſehen, wovor Viele wie vor Götzen knieen. Die Franzoſen haben, wie ſonſt mit den unſchuldigen Moden, ſo auch mit der neuen Revolutionsmode das Urtheil gar Vieler blind für ſich gehabt, die von dieſer liebenswürdigen Nation, die für die Bildung und Verbildung des übrigen Europens ſo viel gethan hat, alles Schöne erwarteten, alle kleinen und groſſen Dinge, die ſie thaten, oder nur ſagten, mit einer Art von Enthuſiasmus annahmen, und ſelbſt Lügen, die kaum der leichtfertigſte dieſes leichtfertigen Volkes ohne Erröthen ausſprechen mögte, enthuſiaſtiſch vertheidigten. Es wäre unbillig und barbariſch, das Groſſe und Menſchliche dieſes Volks, das ſich das groſſe Volk nennt, wegen der Gräuelſcenen der Geſetzloſigkeit zu verkennen, und allenthalben nur die blutige Fauſt der Revolutionsgährung und das blinde Ungeheuer der Gleichmachung zu erblicken; und noch unbilliger wäre es, alle diejenigen als ſchlechte Bürger und als blutgierige Menſchen verketzern zu wollen, die warm das Intereſſe der Franzoſen

ergreifen. Man kann für ſo eine Verliebe, für einen ſolchen Haß nicht. Sie beruhen oft auf frühen kindlichen Eindrücken der Jugend, oder auf einzelnen Anſtößen der Laune und des Kopfes in ſpäteren Jahren, und man kann dabei ein edleres Menſch und ein tüchtigeres Bürger einer geſetzlichen Monarchie ſeyn, als Mancher, der ſich für blinde Ukaſen und verrückte Religionsedikte todt ſchlagen läßt. Aber haben ſolche blinde Vergötterer, ſolche kopfloſe Schwärmer, ſolche inſpirirte Gläubige denn auch ein Recht, ihren neurepublikaniſchen Glauben (ſie halten ihn wenigſtens für neu) zum alleinſeeligmachenden machen zu wollen? Es giebt bis auf dieſen Tag Menſchen, und zwar Menſchen, die kein Kind traurig machen könnten, welche meinen, auch Robespierre's Zeit ſei nothwendig geweſen, um die franzöſiſche Nation zu reinigen, aber man kann nur ſo von der Hydra ſprechen, wenn ſie auf fremden Feldern brüllt und fremde Kinder verſchlingt. Noch ſieht man in vielen Geſichtern der Pariſer Spuren dieſes ſcheußlichen Ungeheuers. Er hätte nur zwanzig Jahre herrſchen ſollen, und das urbanſte Volk wäre vielleicht das rauheſte, das liebenswürdigſte das ungefälligſte geworden. Ein politiſcher Phaeton erwärmt nur wenige, die ſonſt im Eiſe verdarben, während er Millionen verſengt und verbrennt.

Es iſt nicht der Zweck dieſer leichten und frohen Schilderungen, die nur die freundlichen und lebendigen Seiten des Lebens beleuchten ſollen, eine Geſchichte der politiſchen Begebenheiten Frankreichs während des Sommers 1799 zu geben. Ohne Anmaßung treten ſie luſtig hinzu, und gucken ein wenig durch den Schleier, der die Bühne der Spieler verdeckt; ſie horchen hie und da, ſehen, ſo viel ſie mit ihren flüchtigen Spionenaugen können, und erzählen es arglos wieder, und machen ſich nicht kraus, wenn weiſere und ehrbarere Folianten ſie von den modernden Gerüſten der Unſterblichkeit zurückjagen. So wahr, wie der Menſch mit ſeinen Maulwurfsaugen und ſeinem Herzen, woran ſo viele Polypen ſaugen, ſeyn kann; ſo ehrlich, als man Narren und ſpielenden Kindern es in dieſer ernſthaften Welt erlaubt, ſo munter, als eine Zeit voll Schlachten, Hungersnoth und zerſchlagener Buchdruckereien iſt, will ich mein kurzweiliges Schattenſpiel zur Beluſtigung vorüberführen, glücklich, wenn Einige nur im Scherze Ernſt, und in rohen Umriſſen die Aehnlichkeit mit menſchlichen Zügen ſehen. Ich hoffe auch ein Reich der Frommen und Guten, ich ſchwärme und träume auch von Veredlung und Fortſchreitung, aber bis jetzt wandle ich im Reiche der Welt, das der Teufel dem Erlöſer zeigte, und in dieſem Reiche der Welt iſt noch immer der alte Hader, der ſeit Prometheus

Diebſtahl und Pandorens Büchſe ſie ſo oft auf den Kopf geſtellt hat. Wer nur Einen Menſchen — ſei es Hitz, oder Kunz, der Klügſte, oder der Dümmſte — verſteht, verſteht auch ein Volk. Wer die Regierung der kleinſten Stadt ergründet, ergründet die eines Volks. Wer aber keinen Karakter überall nicht verſtehen kann, der muß auch ſein Urtheil über menſchliche Dinge zurückhalten; er wird im Himmel, oder in der Hölle ſeyn, wenn er auf dem kleinen Planeten ſeyn ſollte, den wir Erde und oft etwas unbeſcheiden Welt nennen. Die Erde wird durch phyſiſche Macht regiert, und die moraliſche kann höchſtens lenken, oft liegt ſie unter, und öfter kämpft ſie, und wegen dieſes ewigen Streits träumt der Gute ſein Himmelreich und ſein Elyſium, wo der böſe Geiſt nicht hinkommen darf.

Wie Paris der Fokus war, der ſeine Flammen allenthalben hinſchickte, woher er die einzelnen Strahlen erhielt, ſo fühlte es den Brand auch am heißeſten, und nirgends vielleicht ſind bei den Bürgern des Staats die Einwirkungen der verſchiedenen politiſchen Umwälzungen wohl größer geweſen. Jedes Schlimme und Gute zeigte hier ſeine teufliſche und göttliche Energie am thätigſten, und ließ Spuren in den Gemüthern und auf den Geſichtern zurück, die bei Schwachen und Gebeugten unauslöſchlich ſind, und vielleicht noch ihren Kindern

an-

anhängen werden; der ſtärkere Menſch ſteht und beſteht mehr durch ſein Eignes, und handelt und leidet mit andern Urſachen und Wirkungen. Hier in dieſer feinen und üppigen Stadt, wo die Nerven ſehr aufgelößt, und die Gemüther ſelbſt verweichlicht waren, trat die Revolution mit allen ihren Schrecken auf, und die Provinzen ſandten ihre markigen Ungeheuer, die Million von Weichlingen zu beherrſchen, und allenfalls zu decimiren, welche ſonſt nur Vergnügungen geliebt, und in der neuen Freiheit, wie ſie Europa in ihrem ſchönen Anfang ehrte und bewunderte, die mildeſte und ſanfteſte Tochter des Himmels angebetet hatte. Die Pariſer fühlten ſich verloren, als man nach Köpfen und blutigen Opfern ſchrie. Sie ließen das Schwert fallen, das die Mörder von Avignon und Marſeille ergriffen, nebſt dem niedrigſten Pöbel, der ſo gern meint, weil er nichts beſitzet, ein Recht zu haben, andre aus ihrem Beſitz zu jagen. Doch was erinnere ich an eine Zeit, die ſchwarz und geſpenſterartig an dem Abgrund des verſinkenden Jahrhunderts ſteht, und die einſt neben der Veſper Siciliens, der Bluthochzeit des 24. Auguſt und den Dragonaden Ludwigs des Vierzehnten mit Flüchen zur Nachwelt geſchickt werden wird? Das Volk, das im jungen Frühlingsſonnenſchein ſeiner geprieſenen Freiheit aufzuſtreben anfing, das harmlos und fröhlich dem ganzen Europa ſeinen ſüßen

Traum erzählte, ward leider des Rauſches inne, der hier unterm Monde nichts feſthält, und ſah ſich ohne die Bande der alten Geſetze, und ohne die Ketten, woran es ein mehr als hundertjähriger Deſpotismus geſchmiedet hatte, jedem Schurken und Schwärmer Preis gegeben. Die böſe Gottheit ſiegte im ungleichen Kampfe über die gute, die Schranken fielen, die den König und die Repräſentanten ſchieden; er war, vielleicht eben ſo ſehr, weil er zu gut, als weil er zu ſchwach war, den hölliſchen Waffen nicht gewachſen, und verlor mit größerm Muthe und Rahme das Diadem und den Kopf, als er ſie getragen hatte. Sein Sturz riß Tauſende ins Verderben. Nicht bloß ſeine Freunde fielen, ſondern ſelbſt diejenigen ſeiner Feinde, die bei dem blinden Partheihaß doch noch nicht Menſchenblut wie Waſſer fließen ſehen konnten. Es folgte Dantons und Robespierrens Regiment mit Septembernächten, und Pulver- und Waſſerhochzeiten, die unter dem Namen der republikaniſchen von den Ungeheuern gefeiert wurden. Seit Robespierrens Sturz hat ſich der Staat durch den Schwung gehalten, den einzelne große und kräftige Männer in Kriegs- und Friedensgeſchäften ihm gaben. Das Rad, das einige Jahre durch Blut rund getrieben war, konnte nun von ſanfteren Händen deßo bequemer umgeſchwungen werden; das Volk war froh, nur nicht erſäuft und guillottinirt zu werden.

und ließ ſich die äußerſte Anſpannung gefallen, weil man ihm in der Ferne immer Ruhe und Frieden zeigte. Was ſeitdem geſchah bis auf unſre Zeit war das Werk einzelner Männer. Die Menſchen der Hauptſtadt waren ruhig, und lernten ſchweigen und gehorchen, wie unter dem alten Regimente. Höchſtens waren in den entfernteren ärmeren und gebirgigten Departements (Bergbewohner ſind immer die eifrigſten Demokraten) noch zuweilen wahre Aufwallungen des Freiheitsgeiſtes. Das Andere, was man dem Auslande ſo ſchön vorhielt und vormahlte, war größtentheils Gaukelei der Regierung und ihrer Agenten, eine Art von Theaterſpiel, wie es im Anfange der Revolution ſchon Anacharſis Kloots zu ſpielen wußte. Wenn man mir hier widerſpricht und ſich auf den Eifer beruft, mit dem die Heere gefochten, auf die Aufopferungen, welche die Bürger gemacht haben, ſo iſt das ja nichts Außerordentliches, und kann höchſtens einem Teutſchen außerordentlich ſcheinen. Das demokratiſche Syſtem, von welchem die Machthaber und Schlauköpfe wenigſtens das beibehielten, was ſie brauchen konnten, iſt mehr als ein andres zur gewaltigen Energie geeignet, wenn es gleich ſelten eine lange Dauer behauptet hat. Das Eine Wort, jeder Bürger iſt ein gebohrner Soldat ſeines Vaterlandes, und muß fechten, wann es nöthig iſt, macht eine Nation von 24 bis 30 Millio-

nen Menſchen mobil, und wie ſoll eine anders eingerichtete Verfaſſung dem furchtbaren Drucke begegnen, den eine Million Krieger machen kann? Warum haben alle Demokratien die meiſten Kriege gehabt, und die größten Eroberungen gemacht? Das kann nicht von Ungefähr kommen. Wie die Menſchen, ſo waren auch die Güter derſelben Gemeingut geworden, und nach einem neuen Syſtem des Völkerrechts plünderte man Nationen, um ſie frei zu machen, und machte ſie frei, um ſie zu plündern. Welch ein Fund von unverſiegbaren Goldminen war dies, und welchen Vortheil hatte man über die Alliirten, die wenigſtens nicht ſo friſch auf ein Chaos losarbeiten konnten, aus welchem eine neue Welt entſtehen ſollte! Sie wollten die alten Formen ſchützen, mußten alſo auch zu ihrem Schaden darin einhergehen; die Franzoſen aber ſagten laut, wenigſtens einige von ihnen: Dieſe Generation müſſe im Streit untergehen, daß die folgende friſcher aufgehe, und die Gewalt müſſe die Freiheit ſchaffen, damit der freie Wille ſie nachher behaupte. Aber, alles dieſes bei Seite geſetzt, giebt es denn nicht außer dem Freiheitsgeiſte einen andern, welchen die Meiſten bei den Urtheilen über die Franzoſen vergeſſen zu haben ſcheinen? War denn nicht eine Zeit, wo die Franzoſen von Turenne und Condé angeführt, und von Colbert und Louvois regiert, die Freiheit Europens

eben ſo bedrohten, wie noch vor zwei Jahren? Und doch nennt die Geſchichte jene herrliche Epoche gerade diejenige, wo der Adel, die Parlamente, kurz das ganze Volk den Reſt der Freiheiten verloren, wodurch ſie ſonſt die königliche Gewalt balancirten, und wo Ludwig der Vierzehnte und ſeine Miniſter und Dragoner leicht vollendeten, was die beiden großen Männer Richelieu und Mazarin, der erſte ſtark, der zweite ſchlau, begonnen hatten. Man hat vergeſſen, daß es einen National- oder Volksgeiſt giebt, der oft eben ſo kräftig wirkt, und eben ſo groß handelt, als alles, was Schwärmerei und Begeiſterung für Freiheit ausſchreien. Dieſer Volksgeiſt, ein eben ſo reiner oft, als der der Freiheit, der bisher nur in Worten eine ganze Welt mit Liebe umfaßte und beglückte, lebt bei jeder edeln und großen Nation, die ſich ihrer Unabhängigkeit verſichern kann, und wirkt auf das Herrlichſte. Wofür ſchlagen die Engländer ſich ſo brav; wahrlich nicht für Pitt und ſein Syſtem, ſondern um ein Volk zu bleiben, und ihren uralten Nebenbuhlern nicht unter die Füße zu fallen? Wodurch waren die Schweden, eine kleine, aber unbeſiegbare Schaar von Heldenmännern, ſo groß und gefürchtet? wodurch ſind ſie gegen den ruſſiſchen Koloß noch nicht zertrümmert? Ich antworte, weil ſie den Stolz und Sinn eines Volks haben, das noch heute mit Enthuſiasmus ſeine Gu-

ſtave, Horne, Torſtenſone und de la Gardies nennt, und ſich edelmüthig ihre Thaten zueignet. Selbſt Völker, die nicht nach Geſetzen einer freieren Verfaſſung, ſondern bloß durch die blinde Willkühr regiert werden, können von dieſem warmen Feuer einen Funken in ſich fühlen, der entbrennt, wenn ein fremdes Volk die Grenzen derer anfällt, die nur durch Eine Sprache mit ihnen vereinigt ſind. So iſt der Ruſſe am baltiſchen Meere nicht gleichgültig, wenn der Türke am ſchwarzen Meere plündert; aber wie mancher Teutſcher an der Oſtſee und Nordſee lieſt es als eine gleichgültige Neuigkeit, daß die Fremden Südteutſchland mit verheerenden Waffen durchziehen. Weil der Nationalgeiſt fehlt, iſt ein Volk von 30 Millionen Menſchen der Spott Europens geworden.

Was man auch ſchwatzet und ſchreibt, mich dünkt, ich kenne die Franzoſen ſo viel, daß ſelbſt jene Royaliſten und Ariſtokraten und Anarchiſten, denen man Schuld giebt, daß ſie das Verderben des Vaterlandes wollen, bittere Thränen weinen würden, wenn ſie Fremde darin herrſchen ſähen. So werden es immer die erbittertſten Partheien eines Volkes wollen, das wirklich Eins iſt. Dieſer Geiſt konnte ſelbſt durch die Sünden Ludwigs des Vierzehnten, und durch das Elend und die ſchmachvolle Maitreſſenregierung ſeines Urenkels Ludwig des Funfzehnten nicht ausgelöſcht werden.

Er wird bleiben, wenn auch alles wieder in die alten Formen zurückkehrt. Man höre die Emigranten, dieſe Unglücklichen, die durch die Welt gejagt werden; ſie, die ihre Feinde, die Regenten ihres Vaterlandes, mit Flüchen verfolgen, die nur in fremden Waffen ihre Rettung und Rückkehr zu ſehen ſcheinen, verdammen doch gröſtentheils den Gedanken an die Möglichkeit, daß Frankreich jemals ein Raub der Fremden werden könne und ſolle. Ich habe von mehreren die Aeußerung gehört, daß ſie jeden Erfolg der franzöſiſchen Waffen mit Freude vernehmen, obgleich er ihre Wiederherſtellung immer weiter hinauszuſchieben ſcheint. Die alte Liebe ſiegt da über den neuen Haß.

Ich bin nicht ſo keck, zu behaupten, daß alles, was man als Freiheitsgeiſt auswärts bewundert und verdammt, bloß Nationalgeiſt ſei. Es giebt noch Bürger, die die Hoffnungen der erſten Jahre des neuen Zuſtandes noch nicht aufgegeben haben, die im Glauben an eine Vorſehung meinen, aus der Gährung und dem Blute und Verderben müſſe endlich durchaus was Gutes entſpringen. Es giebt andre, die alles mit Gewalt brechen und zwingen wollen, die laut ſchreien, man dürfe durch jedes Mittel das Gute und das Heil der Nationen befördern. Dieſe, denen Danton und Marat und Chalier noch Märtyrer der Freiheit heißen, und welche die Septembernächte und die Metzelungen

der Straße Grenelle mit rothen Buchstaben in den Kalender schreiben, mögten gern alle festgeketteten Teufel wieder loslassen, und auf den Trümmern derer, die nun herrschen, ihren blutigen Thron erbauen. Ob man den Geist dieser Schwärmer, (einige mögen doch ehrlich seyn) oder Schurken vielmehr, Geist der Freiheit nennen darf, ist wohl keine Frage. Doch weg von diesen Unreinen, von denen ich bald mehr sagen muß!

Wenige sind nur noch, denen es um die Freiheit warm im Herzen ist, die in ihr das schönste Gut des Bürgers, und das Angeld aller Veredelung und Größe ehren, die von ihr ein besseres Geschlecht hoffen, das fern vom Blute der letzten fünf Jahre, fern von Regierungslosigkeit und von zu vieler Regierung, noch immer eine Zeit hoffen, wo man unter dem Schutze weiser Gesetze die Tage der Gleichmacher vergessen wird. Die Meisten gehen dumpf und gefühllos einher; sie wissen nichts von der Republik, sie lesen mit Lächeln die Rodomantaden der Regierung, und mit Schrecken die Ausrufungen der Jakobiner. Sie stehen weit unter allen den Hoffnungen, die auch sie sich einst machten, und haben für die Angelegenheiten des Volks und der Welt, die eine zeitlang jeder Franzose von Paris mit zu besorgen meinte, wieder die kleinen Angelegenheiten des Herzens, Vergnügungen, Schauspiele und Tagesgeschwätz übernommen. Den Meisten dieser Leute

iſt es gleichgültig, wie es geht, wenn ſie nur endlich Ruhe haben, und das Land den Frieden bekömmt. Ich glaube, Jupiter könnte ihnen jetzt den Klotz der Frösche geben, und ſie würden ihn geduldig ertragen können, als ſie ihren letzten guten König trugen.

Ich habe oben ſchon erwähnt, daß vor der Veränderung, oder vielmehr dem Sturz des größten Theils des alten Direktoriums hier ein recht deſpotiſches Schweigen und Flüſtern war. So hatten dieſe fünf Deſpoten, die Schreier der Freiheit bei den Fremden, alles eingeſchüchtert und eingeſchult; ſo frei waren ſie mit Kerkern, Konfiſkationen, Deportirungen und Entſetzungen geweſen, daß man in der weiland freien Stadt vor dem ſchwülen Sirocco wind des Deſpotismus den Mund nicht aufthun durfte. Es war wirklich eine recht erbärmliche und freudenloſe Zeit. Ich kannte die offenen und kühnen Franzoſen hier gar nicht wieder, wie ich ſie zum Theil in den entfernteren Departements gefunden hatte. Es war ein Haufe zitternder Sklaven, der, allenthalben von Peitſchenvögten und Spionen umgeben, ſich immer erſt umſah, ehe er ein leiſes und ſchwaches Wörtchen zu äußern wagte. Hiezu kamen die Unfälle der vaterländiſchen Waffen, die man umſonſt zu verkleiden ſuchte, die Unterdrückungen bei den Volkswahlen in den Departements, die Muthloſigkeit und Hülfloſigkeit des Handels und aller Gewerbe, und über ſo viele

Uebel hatte man nicht einmal den kleinen Troſt, ein Wort ſprechen zu dürfen. Endlich machte ſich der Geiſt des Unmuths doch durch ein dumpfes Murren Luft, während öffentlich alles im ebenen Gleiſe der Decenz und Unbekümmertheit einherging. Aber ſo gut war die geheime Polizei und Spionsbande der Regierung bedient, daß kaum das Geſicht, geſchweige denn die Lippe, ſagen durfte, was das Herz drinnen dachte, und daß man ſelbſt auf die Bänke der Theater, und in die wilden Freuden der Gärten, Argwohn und Behutſamkeit mitbrachte. Man meinte endlich, dem Volke ein Spiel geben zu müſſen, und hätte den Unmuth gern wo anders hin gelenkt, den man endlich nicht dämpfen zu können hoffte. Reubel, einer der verhaßteſten von den Fünfmännern, war ausgefallen, und ſollte durch Sieyes erſetzt werden. Die übrigen vier erklärten, ſie ſeien bereit, abzutreten, wenn es der Wille und das Wohl des Volkes, forderte; aber man kannte dieſes Spielen mit Worten, und murrte endlich lauter.

Doch vorwärts zum handelnden und wandelnden Leben der politiſchen pariſer Welt. Vielleicht wird Manches dann klarer werden, was jetzt im Allgemeinen nur dunkel angedeutet iſt. Das Erſte alſo ſei das Theaterſpiel, wodurch man den einen Haß auf Fremde abladen wollte, eine Feier des Trauerſpiels, das den aufgelöſten Kongreß von

Raſtadt ſo berühmt machte, und deſſen Getriebe bis jetzt noch in Dunkel gehüllt iſt, indem es immer von dem Einen dem Andern zugeſchoben wird. Dieſes tragikomiſche Spiel war

Das Leichenfeſt der unweit Raſtadt ermordeten franzöſiſchen Geſandten.

Man hatte darauf alles ſchon ſeit einigen Wochen vorbereitet, und ſuchte den Mord zur Angelegenheit des Haſſes und der Rache des Volks zu machen, die man ſelbſt am meiſten fürchtete. Es iſt hier nicht der Gegenſtand, über dieſe dunkle Abſcheulichkeit unnütze Worte zu machen. Sie aufzuklären, mag Andern überlaſſen bleiben, ich erzähle nur, wozu man ſie benutzte. Das Geſchrei des ganzen Volks war anfangs nur einſtimmig das der Rache und des Abſcheus, welche die Regierung und die Flugblätter gefliſſentlich zu nähren ſuchten. Viele ſahen in dieſem Morde den Ruhm der franzöſiſchen Waffen neu aufblühen, und den Geiſt des Patriotismus erwachen, und man hörte die emphatiſchen Worte: „man wird die Oeſterreicher von der Erde vertilgen, um das Blut unſrer Geſandten zu rächen; jeder gemeinſte Soldat wird nun ein Tiger werden, und keinem Unger Quartier geben,“ und was der leichten Worte mehr waren. So ging es einige Wochen im erſten Ergrimmen. Allmälig wendete ſich aber die Stimmung bei Vielen, und mancherlei Gerüchte, vielleicht alle gleich

unwahr, liefen über die Lippen und durch die Ohren der Leute, und einige dieser wagten es sogar, die Regierung als mitverschworen bei dieser schwarzen Mordgeschichte zu nennen. Man hatte also mehr als Einen Grund, unter der Autorität derselben mit dem größten Pomp die Schatten der Ermordeten zur Unterwelt zu senden, und zugleich einen Ableiter des allgemeinen Hasses in diesem Schauspiele zu suchen. Es fiel in die ersten Tage des Junius. Jean Debry, (einer der Gesandten) grade Präsident im Hause der Fünfhundert, kündigte in einer pathetischen Rede, die ich mit anhörte, unter tausend Flüchen, Gebeten und Thränen die Feier an, und erzählte dann belustigend genug die Abentheuer der schwarzen Nacht des 9. Floreal, wo die That vollbracht war. Anfangs hörte man den Widersprüchen seiner Erzählung, die mich an die Erzählung von Falstoffs nächtlichen Heldenthaten erinnerten, aufmerksam zu; als er aber auf sich selbst und seine Abentheuer kam, ward die Sache zu scherzhaft. „Von 24 Wunden durchbohrt, kroch ich in einen Graben voll Gestripp und meinte, mein elendes Leben an meinen Wunden ausbluten zu müssen, als ein Paar Bauern mich fänden, und mich halbtodt nach Rastadt brachten.“ — Als er diese Worte mit dem größten Ernste sagte, da lachten die meisten seiner Kollegen, und sahen ihn bedeutend an, als wollten sie sagen: „zeige

denn eine Spur der gefährlichen Wunden, die du vor vier Wochen erhalten haſt.“ Um dem ganzen Dinge mehr Anſehen zu geben, hatte man grade den Tag angeſetzt, wo Sieyes von Berlin zurückkommen ſollte, deſſen Wahl ſehr populär war, und von dem die Regierung ſelbſt durch ihre Ausſchreiber und Ausſchreier die beſte Meinung zu verbreiten ſuchte. Auf dem Marsfelde, wo die Herrlichkeit des Feſtes ſich zeigen ſollte, war alles angerichtet und zugerüſtet, was die Augen beſtechen konnte, und die Herzen verführen. Der Altar des Vaterlandes war in ein Elyſium verwandelt, (ſo hieß es in der Beſchreibung) und von Ulmen, Pappeln und Akacien umgrünt. Aus einer Gruppe Eichen erhub ſich die Statue der Freiheit, und auf einem marmornen Altar zu ihren Füßen brannten wohlriechende Sachen. Jünglinge ſtanden in antiken Prieſterkleidern, und unterhielten die Flammen auf den Altären und auf kleinen Gefäßen, welche hie und da angebracht waren. Mitten im Marsfelde ſah man eine Pyramide, das Centrum des Feſtes, deren Inſchriften zu merkwürdig und bezeichnend ſind, als daß ich ſie nicht herſetzen ſollte. Man las auf den vier Seiten: „1) Den 9. Floreal im 7. Jahre (der Republik) um 9 Uhr des Abends, hat die öſterreichiſche Regierung durch ihre Truppen die franzöſiſchen Miniſter ermorden laſſen, die zur Friedensunterhandlung nach Raſtadt geſchickt waren.

Rache! 2) Sagt Frankreich, daß es nicht Teutſche, daß es Oeſterreicher ſind, die ihre Hände in unſer Blut getaucht haben. (So ſprachen zu Jean Debry die andern Miniſter auf dem Kongreß zu Raſtadt.) 3) Das meuchelmörderiſche Oeſterreich ruft die Banditen, die Mörder, die Giftmiſcher auf, um den geſitteten Zuſtand Europens wieder zur Barbarei zurück zu führen. (Rede Jean Debrys im Rath der Fünfhundert) 4) Eine mordende Regierung, eine Regierung, die das Völkerrecht verletzt, ſetzt ſich ſelbſt aus dem Geſetze der Nationen heraus.“ Den Wald von Bäumen, der rings umher angebracht war, hatte man zum Theil mit großen Koſten hieher transportiren laſſen; denn auf dem Marsfelde ſelbſt ſieht man nur einige Pappeln, die ihr Alter von wenigen Jahren her datiren. Vor der Pyramide ſtanden zwei Urnen aus Porphyr mit der Inſchrift: Den ermordeten franzöſiſchen Geſandten. Cypreſſen und Thränenweiden beugten ſich über ſie.

So war die Scene ſchon am Vorlage des Feſtes vorbereitet, und lockte eine Menge Neugieriger hin, um die Sachen zu beſchauen. Unter dieſen war auch ich einſamer Fremdling. Das Marsfeld iſt ein ſchönes Oblongum, etwa 10 Minuten lang, mit einem Viertel Breite der Länge. Rund umher iſt ein Erdwall etwa 20 bis 30 Fuß hoch aufgeworfen, das eine Ende ausgenommen, welches die Vor-

derſeite des ehemaligen Kadettenhauſes, jetzigen Hauſes des Marsfeldes einnimmt. Der Wall iſt ſchön mit einer doppelten Reihe von Linden und Ulmen bepflanzt, und mit grünem Raſen bedeckt, und auf ihm lagert ſich die Menge der Zuſchauer und Zuhörer. Dieſes Marsfeld hat nichts mit der Bedeutung des alten römiſchen Marsfeldes zu thun, obgleich auch Julian ſein Marsfeld in dieſer jenſeitigen Stadt anlegte; (denn diesſeits war damals kein Paris.) ſondern es hat den Namen von den alten Volksverſammlungen der Franken, die, wie die Lombarden auf den Ronkaliſchen Feldern bei Pavia, gewöhnlich im Anfange des Frühlings, im März, gehalten zu werden pflegten, Verſammlungen, die freilich auch viel vom Mars hatten, weil jeder Magnat mit ſeinem beſten Streithengſt, ſeiner glänzendſten Rüſtung und ſeinen ſtattlichſten Vaſallen aufzureiten pflegte.

Am Morgen des Feſtes verkündigte von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ein Kanonenſchuß das Leichenbegängniß. An allen Ecken und auf allen Plätzen ſchrieen die Kolporteurs Ankündigungen der Feierlichkeit und des Zuges, wunderbare Erzählungen des Mordes und Flüche und Betheurungen der Rache ab, ſangen Verſe, verkauften Bilder und Pasquille, worin Debrys zerfetzter Rock mit ſeinen 24 Wunden blutig zu ſehen war, und ſeine Kollegen zerhauen auf der Erde lagen. Unter dieſen

waren einige witzige Schreier, die ganz fein gegen die Ordnung des Tages anbellten, und das ganze Ding persiflirten zum großen Ergötzen der meisten Bürger. Die Administrationen der Municipalitäten versammelten sich zuerst, jede in dem Tempel ihres Arrondissements, und machten ein Kunststück, um die Ehre der Konskribirten rege zu machen. Vor jedem Tempel nemlich waren zwei Säulen aufgerichtet, eine weiße und eine schwarze. Die Präsidenten rechneten nun die Namen der Konskribirten auf, und schrieben auf die weiße Säule die, so sich zu den Fahnen des Vaterlandes gestellt hatten, auch die, so freiwillig sich erboten hatten, die Republik zu vertheidigen, und das Unrecht zu rächen, das allen Nationen in der Person der französischen Gesandten zugefügt ist. Ihnen zu Ehren, und der Republik zum Heil wurden Siegeshymnen gesungen, und darauf beschmierte man die schwarze Säule mit den Namen derer, die nicht abreisen wollen, mit der Erklärung, daß sie nicht eher ausgelöscht werden würden, als bis sie ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllten.

Um die Mittagszeit versammelten sich die übrigen Administrationen, die zum Seinedepartement gehören, das Nationalinstitut, das Kassationstribunal ꝛc. und zogen langsam vom Louvre zum Hause des Märsfeldes, von Truppen begleitet, die mit geneigten Waffen und einem militärischen Tedeum marsch

marſch marſchirten, indem Trommeln und Pfeifen beſtort, und ſelbſt der Arm jedes Bürgers im Zuge mit einer ſchwarzen Binde umhüllt war. Von allen Seiten her kamen einzelne Bataillons der Garniſon, und füllten das Feld mit Waffen. Die fremden Geſandten, die Familien der Ermordeten, das Direktorium mit ſeiner Garde langten gegen zwei Uhr im Hauſe des Marsfeldes an. Die Früheſten indeſſen, und die von dieſem Tage unſtreitig den größten Nutzen gezogen haben, waren die patriotiſchen Bürger, welche bei dem Andenken an die Todten doch die Sorge für die Lebendigen nicht vergaßen. Dieſe waren um eilf Uhr ſchon auf ihrem Platze. Zu beiden Seiten des Feldes hinter dem Walle zwiſchen den Alleeen war eine Menge Zelte aufgeſchlagen, als wenn hier ein großes Lager zu ſtehen kommen ſollte. Tiſche, Bänke und Stühle waren bereitet für die, ſo müde und hungrig geworden waren; große Tonnen Bier und Wein waren auf einander geſtapelt; Schinken lagen mit ihren eleganteſten Enden auswärts, Mettwürſte hingen in Kränzen, und Braten dampften auf Kohlen. Ein Heer von Fruchthändlerinnen, Waſſerträgerinnen, Kolporteurs und Limonadeſchenkern hatte vom Revolutionsplatz bis zum Marsfelde eine weite Hecke gebildet, und konnte auch dem Unkundigſten den Weg weiſen. Weil der Menſch ſo gern von Geköpften und Gemorde-

gen etwas ſah und hört, ſelbſt hier noch, wo er es eine Zeit alle Tage ſehen konnte, und weil man heute ſo was zu ſehen und zu hören meinte, ſo hatte ſich eine zahlreiche Menge eingefunden; beſonders drängte ſich alles um den Pallaſt des Marsfeldes. Alle Säulen hingen voll, auf allen Laufen und Fenſtergeſimſen ſtanden deren, und an den Thoren und Pforten ließen ſie ſich von der Wache beinahe zerſtoßen und zerſchlagen, ehe ſie wichen. Man wollte nemlich den neuen Directer ſehen, von dem man Wunderdinge hoffte und erzählte, man wollte auch den Mann ſehen, der 14 Wunden erhalten, und ſobald wieder in ſeiner Haut erſcheinen konnte; (Er war aber als Mitglied der Fünfhunders nicht hier, welche, als Bewahrer und Träger der Majeſtät und Geſetze, Decretiren und befehlen, aber ihre Diener ſenden, es vollführen und zu gehorchen) man wollte die Weiber und Kinder derer ſehen, die durch einen böſen Tod plötzlich die edelſten und erſten Bürger des Vaterlandes geworden waren. Doch die größte Menge hatte ſich rund umher auf den Wällen poſtirt, zu deren Füßen das Militär eine undurchdringliche Hecke gebildet hatte gegen die, ſo zu ſchauen und zu hören begierig waren.

Nach einem langen Harren in der brennenden Sonnenhitze und unter dem Staube, den 40000 Füße erregten, öffneten ſich endlich gegen drei Uhr

Nachmittags die Thore des Pallaſtes, und der Zug hub an, von einer herrlichen Kolonne Soldaten geführt und geſchloſſen, und von der prächtigen Garde des Direktoriums in der Mitte geleitet. Hinter der erſten Kolonne voran ſahe man die Familien von den Ermordeten, von Roberjot, Bonnier, Debry und Roſenſtiel, denen zwei ſchwarze Fahnen vorgetragen wurden mit der Statue der Gerechtigkeit, die in der einen Hand ein gezücktes Schwert, in der andern die blutigen Kleider hielt, die Jean Debry trug, als er ſo zuſammengehauen ward. Hierauf marſchirte das Direktorium in ſeiner bunten Harlekinstracht, und die lächerlichen Miniſter in rothen Strümpfen und Hoſen, indem ihnen zur Seite Oriflamen getragen wurden, welche man nach dieſer Einweihung den Armeeen zuſenden wird, denen ſie als Flügel der Rache voran wehen ſollen. Endlich folgten die Municipalitäten, das Nationalinſtitut, das Kaſſationstribunal, der Generalſtab der Truppen ꝛc., und militäriſche Diviſionen, denen Invaliden, Jünglinge und Knaben mit allerlei Symbolen und Attributen voran gingen, ſchloſſen den langſamen Zug. Ihn empfing am Altar des Vaterlandes, wo Sitze für ihn angebracht waren, ein Trauergeſang von Chören des muſikaliſchen Konſervatoriums, welcher rührend und feierlich durch die ſtille Luft klang, und ſelbſt die grübelnde und ſchnatternde Menge einen Au-

genblick zur Stille brachte. Droben im Zirkel begann Chenier nun, einen Cypreſſenzweig in der Hand, eine Lob- und Leichenrede auf die Todten, ein ganz erbärmliches Ding, das einer ſolchen Verſammlung durch den Schwulſt und Pomp, der die Empfindung erſetzen ſollte, durch die barbariſchen Flüche und Schimpfe, durch die Verfluchungen der Ruſſen und Oeſterreicher ganz unwürdig war. Mehrere Redner, die in mäßigen Zwiſchenräumen rings im Cirkus geſtellt waren, hielten ſie zu gleicher Zeit mit ihm auf ein gegebenes Signal, und endlich ſchloß die Rede und die Geſänge und Hymnen ein lautes vive la republique!, welches mit einem matten Nachhall von der Menge wiederhohlt ward. Hiebei fiel auf dem Flügel, wo ich Poſto gefaßt hatte, ein lächerlicher Spaß vor, der eben ſo ſehr die Andacht des Tages, als den Karakter des Volks zeichnet. Ein altes Weib ſchrie mit ihrem Waſſercylinder auf dem Rücken unaufhörlich ihr: Qui veut boire, Meſſieurs? ſo laut und gellend, daß man vom Redner nichts vernehmen konnte, und war nicht zur Ruhe zu bringen. Unwillig ſchrie da einer: Jettez la par la porte! Alles lachte nun lauter über das Wort, als ſie geſchrieen hatte, der Redner mußte inne halten, in zwei Minuten war der Einfall um den Cirkus gelaufen, und er konnte nun wieder fortfahren Nach der Rede und ihrem Schluß durch Muſik un-

den Donner der Kanonen wurden drinnen von den Gewalten noch mehrere Ceremonien an der Statue der Freiheit und dem Altar des Vaterlandes vorgenommen. Der Präſident weihte dort mit heiligen Flüchen das Andenken des Mordes der Rache der Völker und dem Abſcheu der Nachwelt; jeder der Begleitung legte den Eichenzweig, den er in den Händen hielt, am Fuße des Altars nieder; die verſchiedenen zerſtreuten Diviſionen des Militärs verſammelten ſich um die Pyramide und den Altar; der Präſident weihte, indem die Weihrauchwolken von den Altären zum Himmel wirbelten, die Oriflamen ein, und die Marſeiller Hymne und der Donner der Kanonen beſchloß das Ende des Aufzugs, der nun wieder in der vorigen Ordnung zurückging, indem ſich hinter ihm die Menge über das freie Feld ergoß und die Staubwolken der Füße unter die Weihrauch- und Dunſtwolken der Altäre und der Rede miſchte. Bald war von dem lebendigen Haufen nur noch ein kleiner Reſt zu ſehen. Schnell ſtrömte er vorwärts auf verſchiedenen Wegen, der eine ins Schauſpiel, der andre in die Gärten, der dritte, noch eine Fahrt nach dem Hölzchen von Boulogne zu machen, der vierte hungrig und matt zu ſeinem magern Tiſch und ſeiner kleinen Hütte. Die die erſten geweſen waren, wurden nun die letzten, und langſam machten die Zelte mit ihren Tiſchen und Stühlen und leeren

Tonnen ſich wieder mehlt; das Elyſium, welches ſo viele Wälder hatten machen helfen müſſen, war in wenigen Stunden ohne einen Baum, die Altäre verſchwunden, der Weihrauch war geflogen, und nur das zertretene Gras und die beſtäubten Bäume ſagten, daß hier ein Volk der Stadt ſich bewegt hatte.

Ich ging wehmüthig, wie man in einem ſolchen Menſchengewimmel ſo leicht wird, mit dem letzten Theil des Zuges ab, um noch einige Stunden des Abends im Eliſe zuzubringen. Wie menſchlich, wie ſchön könnte ſo ein Trauerzug wirken, wenn die Regierung, die ihn anſtellt, wirklich eine wackre, wenn das Volk, das ihn mitmacht, wirklich ein freudiges und von Liebe und Hoffnung beſeeltes wäre! Aber wie war dies alles doch ſo ganz anders, als es ſcheint, wenn man die pomphaften Beſchreibungen davon in der Ferne lieſt! Man hatte aus dem Ganzen ein Gaukelſpiel gemacht, wollte es gern zu einem Inſtrumente der Herrſchſucht machen, und die Nation, welche die Regierung nicht lieben konnte, durch Haß gegen Fremde für ihr Intereſſe entflammen. Aber man ſah hier nichts, was den Geiſt durch etwas Schönes erheben, oder durch etwas Gewaltiges erſchrecken konnte. Ein großer Menſchenhaufe war da, nicht um vaterländiſch und bürgerlich zu trauern, oder nur republikaniſch zu empfinden, ſondern um ein

mal wieder ein buntes Schauſpiel zu ſehen, zu gaffen, zu lachen und zu ſpotten, und in der zweiten Minute zu vergeſſen, was er in der erſten ſah und hörte. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn ich behaupte, daß außer denen, die mit im Zuge der öffentlichen Gewalten waren, faſt alles aus der niedrigſten Volksklaſſe beſtand, die immer luſtig iſt, ein neues Spektakel zu ſehen, und mit Kindern und Narren jedem Popanz nachläuft. Da war keine Stimme des Unwillens, geſchweige denn der Rache, die man ſo gern entzünden wollte, ſondern alles hielt ſich in Ton und Unterhaltung fein alltäglich. Die verſchiedenen Vive la republique! der Redner wurden ohne Theilnahme nur von wenigen aus der Menge wiederhohlt; deſto eifriger und luſtiger aber machte man Gloſſen über alles, erzählte ſich ärgerliche Anekdoten von den Geſandten; ja mancher meinte, es ſei ihnen Recht geſchehen, und eben ſo ſolle es der Regierung gehen, weil ſie dem Volke nicht habe den Frieden geben wollen, als es in ihrer Macht ſtand.

Was man alſo erwartet hatte von dieſem Feſte, erreichte man nicht. Das Direktorium blieb unpopulär, wie es geweſen war, man dachte nicht mehr an Raſtadt, als um den Frieden zu beſeufzen, den man hätte haben können, und die wachſenden Unfälle und Bedrängniſſe des Staats machten die unruhigen Tollköpfe und die eingeſchüchter-

ten Patrioten von Tage zu Tage kühner. Kabalen keimten in den Räthen und im Direktorium. Man deckte sich gegenseitig seine Sünden und Gebrechen auf, und suchte sich einander zu überlisten. Der schlaue Sieyes, der manche Mine der Revolution angelegt hatte, während er sich dem Argwohn und Aufsehen zu entziehen wußte, dieser zweite Ostermann spielte mit dem herrischen Barras so fein, wußte geheime Insinuationen, Journalisten, Ausschreier und Drohungen so zu gebrauchen, und durch Unterhandlungen, Versprechungen und Schreckungen die übrigen drei in eine so schlüpfrige Lage zu versetzen, daß sie sich aus dem Sattel gehoben sahen, ehe sie einen förmlichen Angriff abndeten. Kaum 14 Tage hatte Sieyes unter ihnen gesessen, so traten Treilhard, Merlin und La Reveilliere Lepaux aus dem Direktorium, und die beiden Andern nahmen Männer auf, denen sie für sich keine Gefährlichkeit, und bei dem Volke einige Gunst zutrauten. Dies, was im Lande und auswärts eine Revolution hieß, und wovon man dem Volke gar zu gern einbilden wollte, daß mit diesen drei Männern auch alles Unheil von den Waffen und der Verwaltung der Republik genommen sei, streute doch nur einigen wenigen Schwachköpfen Sand in die Augen, und machte einige bezahlte Schurken schreien und jubeln, während das Volk ruhig und still seines Weges ging, als sei nichts

vorgefallen. Man wußte wohl, daß dieſe Drei die Sündenböcke für Reubel und Barras ſeyn ſollten, welche ſeit Carnots und Barthelemi's Exil und Deportation Frankreich regiert hatten. Welche Unfläthereien und Schändlichkeiten alſo auch auf die Karaktere jener Drei abgeladen, welche unpopuläre Dinge ihnen auch aufgebürdet wurden, der Hauptfaden des Stroms lief gegen die andern zwei, aber er durfte gegen den noch ſtehenden nicht laut brauſen. Das Volk nahm das Ding alſo untheilnehmend auf, als ſei nichts Neues geſchehen, und in der That war auch nichts Neues geſchehen; denn Barras ſchien noch immer zu herrſchen, und der feine Sieyes wagte es nicht, als ein ſchlechter Kämpe, der er im offenen Kampfe war, das gefährliche Ruder auf Koſten ſeines Kopfes allein anzugreifen. Mit dem Fall der alten Direktoren fielen freilich einige Schrecken und Ketten ab, und man mußte, da es auswärts ſo ſchlimm ging, im Innern etwas ſanfter und bürgerlicher regieren; im Ganzen aber blieb es bei dem Alten. Das neue Direktorium wollte, oder konnte nicht ſtrafen, welche das Volk anklagte; es konnte die vernichteten Heere und muthloſen Gemüther nicht ſogleich wieder aufrichten, und mußte mit dem Haß und der Muthloſigkeit kämpfen, welche die vorige Verwaltung und Politik veranlaßt hatte. Das Volk, wenn man Dreiviertel der Menge ſo nennen darf, blieb im

mer gleich ungläubig, lau und beklommen, und ſah dieſe Dinge nicht mit mehr Neugier, oder Intereſſe an, als wenn vormals eine Lettre de cachet die andern jagte, und ein Miniſter die Stelle des andern einnahm, die er nicht länger bekleiden ſollte, als ſein Vorgänger. Es war der Politik ſo müde und aller öffentlichen Verhandlungen, vielleicht, weil es keinen Glauben mehr hatte, daß es die Stimme eines gröſsen Theils deſſelben war, für den Frieden alles hinzugeben. Viele wagten es, laut zu inſinuiren, man müſſe wieder Eisen haben, der befehle, und dieſen ſegenüber ſtellten ſich diejenigen, welche die Alleinherrſchaft, die auch eine Einherrſchaft iſt, als das einzige Paladium der Völker prieſen. Dieſe, bald wieder durch den Namen Jakobiner ausgezeichnet, ſpieen ihre Schlangenwuth wieder über alles aus, und bahnten wenigſtens der Wahrheit den Weg, und gaben der Unterredung Luft, wenn es gleich erlaubt geweſen wäre, ſo ſie geflucht hätten. Doch war dieſe Zeit, worin ſo viele alte Ungeheuer wieder den Kopf erhoben, für den unparteiiſchen Fremdling immer eine ſehr intereſſante. So lange es nicht auf die Köpfe losging, lebten die meiſten Neuen, wie die alten Pariſer weiland, und nur wenige Beſſere und Patrioten weinten im Stillen, weil ſie ihre Klagen und Vorſtellungen nicht den unreinen Organen des Jakobinismus leihen wollten.

Doch ich will, ehe ich mich zu den heiteren und unschuldigen Scenen des lebendigen Lebens wende, noch einige Seitenblicke auf einzelne Gegenstände des politischen Thuns und Treibens dieser Stadt werfen, und einige Aufritte der Zeit beleuchten, und dann nicht mehr eine Sphäre berühren, worin so mancher Vernünftige sich den Kopf daran gelaufen hat.

Ein Paar Worte über die Regierung, Verwaltung, Polizei, das gesetzgebende Corps ꝛc.

Hier in Paris, wie schon gesagt, konnte man wenig davon merken, ob das Volk glücklich, oder unglücklich war, schlecht, oder gut regiert ward. In einer solchen Welt des Luxus und der Mode, des größten Glanzes und des größten Elends verliert man gar zu leicht den sicheren Blick, der allein die Gewebe der Kabalen und die Dünste der Lügen und Prahlereien dringen könnte. Die Menschen selbst, die sich dort bewegen, haben durch das ewige Reiben und Abschleifen an und auf einander allen Karakter verloren, und fließen zuletzt gleichmuthig und unbekümmert um sich und andre so hin, wie die Wasser des Zufalls und der Laune treiben. Da fasse einer Wahrheit, wo keine ist. Aber es giebt ein anderes Kriterium derselben, was durch alle Gespinnste der Lüge und Ueberkün-

chung der Kunſt durchdringt. Sobald eine Regierung genöthig iſt, ſich über einen Gegenſtand zu vertheidigen, und etwas, das mit einem Ja, oder Nein ſich leicht entſcheidet, durch tauſend Schlangenzüge der Sophiſterei zu ſchleppen, ſo muß ſie ſich des Unrechts und der Wahrheit der Beſchuldigung bewußt ſeyn. Die Rede der Wahrheit iſt einfach, und bedarf keiner Windungen, ſagt ſchon Sophokles. Wenn gleich Vieles ein leeres und unnützes Geſchrei der Verläumder und Bluthunde war, die gern alles unter einander gemiſcht hätten, um ihr blutiges Spiel nachher mit den Betrogenen treiben zu können, ſo waren doch auch manche Anfragen, Addreſſen und Anſchuldigungen von der Art, daß ſie nur durch eine klare und ehrliche Antwort des Direktoriums und ſeiner Diener ſich widerlegen und löſen ließen. Aber dieſe Antworten erfolgten nicht, dieſe Vorlegungen wurden der Nation nicht gemacht, und man ſchob ſie, wie Pitt die Unterſuchung des Zuſtandes der Nation, immer durch andre Verhandlungen auf die Seite. Man müßte ſehr kurzſichtig, oder ſehr boshaft ſeyn, wenn man allen Beſchuldigungen, welche ſowohl die Schurken, als die Frommen der Freiheit auf die Regierung warfen, glauben wollte; aber daß Frankreich durch Sorgloſigkeit und Untüchtigkeit der Regierer und Verwalter in eine böſe Lage hineingeſpielt war, lag am Tage, und viele Kla-

gen von Gebrechen und Verbrechen fanden ihre Leute, auf welche ſie richtig trafen.

Es liegt am Tage, wie es den groſſen Talenten Frankreichs gegangen iſt. Dantons und Robespierrens Sciſſionen und Mordgerichte mähten die Blüthe der groſſen Genien und Patrioten Frankreichs hin, die zum Theil durch Unſchlüſſigkeit, mehr durch den Abſcheu fielen, durch böſe Mittel etwas Gutes wirken zu wollen. Es giebt Zeiten, wo man mit Waffen des Himmels immer der Hölle unterliegt. Wer mit ihr ſtreiten will, muß die Schneide ſeines Schwerts wenigſtens ein wenig im Waſſer des Kocytus ſtählen. Eben ſo verderblich ward Frankreich die Deportation nach Cayenne, die Buonaparte, damals noch der Diener von Barras, durch militäriſche Gewalt durchſetzen half. Männer, wie Carnot und Barthelemi, wachſen nicht alle Tage wie die Pilze aus der Erde. Es ſcheint, als ſei ſeitdem eine Geiſtesarmuth auf alles gefallen, was mit am Ruder des Staates arbeiten und pfuſchen hilft. Eine ſehr natürliche Erſcheinung. Nicht bloß die, welche man als Begünſtiger einer konſtitutionellen Monarchie anſah, wurden eingekerkert, exilirt und deportirt; ſondern ein ähnliches Schickſal traf alles, was durch Talent und Muth gefährlich werden konnte. Dies und vielleicht Unmuth der betrogenen Hoffnungen des Patriotismus ſchreckte die Guten ab, ſich nicht

in den geräumigsten Schafstall zu drängen; denn eine Sammlung von Schafen behielt man, und von Füchsen, die dumm und listig um das irdische Brod gern das Joch trugen, und gelehrig in alles eingingen, was man eben im Directorium haben wollte. So ist es noch. Wie oft bin ich im Rathe der Fünfhundert gewesen! Aber wie ist mir ein Enthusiasmus angewandelt, der in so einer Versammlung auch wohl den Ungläubigen unwillkührlich ergreifen kann. Es waren doch große Dinge und mächtige Interesse der französischen Nation diesen Sommer, aber es waren kleine Menschen, die sie durch ihre Mäude und Hände laufen ließen, und so ward aus Feuer Wasser. Mir scheint es hier an der rechten Stelle, von den fünf Männern, die kürzer, oder länger seit dem Sturz der Robespierrischen Parthei allein regiert und (wie Viele sie beschuldigen) tyrannisirt haben, ein kleines Vertrat zu entwerfen, wie es die öffentliche Meinung und die That bestimmt.

Reubel, ein gebohrner Elsasser, der vor der Revolution mit Glück advocirt hat, war vielleicht der fähigste der Fünfmänner, so wie er zuerst durch das gesetzliche Loos, dem schlauen Sieyes, Platz machte. Arbeitsam und thätig, wie vorher im Privatleben, war er im öffentlichen, und entglitt mit unscheinbaren Talenten und mit dem einzigen glänzenden der Ehrlichkeit den bösen und reißenden

Klauen der erſten Revolutionswölfe. Er war ehen ſo ſchlau und verſteckt, als frei und offen, wo es bloß auf den Schein ankam. So wußte er ſich einige Zeit populär zu erhalten, und konnte mit dem Beipunterſchlager Merlin Männer ſtürzen, denen dieſe beiden nicht werth waren, die Schuhbänder aufzulöſen. Als der Kampf mit der Parthei Carnots und Pichegrüs zu Ende war, ward Reubel einer der bedeutendſten der Fünfe, und ließ andern in kleinen Angelegenheiten das Thun und in großen oft den Schein, während er hinter den Koulissen lachte. Kabalen, Geld, Beförderungen zu Ehrenpoſten und Kerkern, alles wußte er fein anzuwenden, ohne ſich ſelbſt dem Urtheile ſehr bloß zu geben; er ſtellte bei gewiſſen Gelegenheiten ſeine Perſon und ihren Antheil an Verhandlungen abſichtlich frei dar, um deſto öfter unbeargwohnt unter der Decke ſpielen zu können. So ein Karakter hatte nie Liebe, aber er erzeugte bei Klügeren Furcht und bei Schaafsköpfen zuweilen Ehrfurcht. Man beſchuldigt vorzüglich ihn des Plans, die Schweiz auszuplündern, davon die Flotte und Armee Aegyptens auszurüſten. Dieſes Unternehmen iſt jetzt ſehr unpopulär, wo man einen Buonaparte ſo nöthig hätte) und auf ihn wirft man die ewig neuen Forderungen, wodurch die Unterhandlungen zu Raſtadt ins Unendliche, und zuletzt zum neuen Kriege ausgeſponnen wurden. Ohne die neuen

Unfälle dieſes Jahrs ſäße er mit ſeinen Millionen noch wohl ſicher an ſeiner Stelle, und hätte ſich wohl nicht herauslosen laſſen. Getroſt konnte er abtreten. Er hat, wie ihm ſeine Feinde vorwerfen, womit man ſeit Jahrtauſenden alle Donnerſchläge hat ableiten können.

Barras, ein alter Edelmann aus der Provence, aus einer Familie, die für den Degen und die Feder ſchon früher manche tüchtige Leute dem Vaterlande geliefert hat. Dieſen hätte ſie indeſſen immer noch für einige Zeit in ihren Landen behalten können. Als ein Mann, der die Welt kennt, und ihrer zu genieſſen weiß, floß er bald mit dem Strome, nicht um der Luſt, ſondern um des Vortheils der Schiffahrt willen. Er machte den Demokraten, weil das Köpfe auf dem Rumpfe erhielt, und ließ zur Zeit des Kopfabſchlagens als Agent der revolutionären Regierung auch gelegentlich einige vom Rumpfe trennen, (wie ihm neulich in einem öffentlichen Blatte jemand vorwarf) um ſeinen alten Adel außer allen Verdacht zu ſetzen. Doch blieb er in ſeinem Leben und Weſen immer ein Edelmann und Franzoſe. Man thut ihm wohl Unrecht, wenn man ihn einen Böſewicht nennt; aber noch größeres, wenn er ein Patriot und Republikaner heiſſen ſoll. Die Natur gab ihm den rüſtigen Körper und die ſchöne und herriſche Geſtalt, die unter dem heitern Himmel der Provence

ſo

ſo etwas gewöhnliches ſind, und dieſe Naturgaben war er von Jugend her gewohnt, nicht brach liegen zu laſſen. Durch ſein majeſtätiſches und leutſeeliges Aeuſſeres, durch ſeine Pracht und Eleganz, durch den Staat und Aufwand, den er machte, Tugenden, die der Franzoſe zu ſchätzen weiß, wußte er ſich lange populär zu erhalten. Man argwohnte nicht viel Böſes, oder doch nichts Boshaftes in einem Manne, der ſo froh und harmlos zu genießen ſchien. Ohne ſo arbeitſam zu ſeyn, als Reubel, war er ſchneller und konnte, wenn die Kabalen allein nicht durchſchlagen wollten, jenem und ſeinen andern Kollegen einen Muth entgegenſetzen, dem ſie ſich nicht gewachſen fühlten. Es ſcheint, als habe er ſie am Ende eben ſo betrogen, als das Volk. Sie ahndeten in dieſem vergnügenliebenden Manne wohl nicht die Verſchmitztheit und in ſeinem Betragen nicht die Tiefe, welche allein aus der Gefahr herauszugehen und alle Laſten in den Augen Vieler auf ſie abzuwälzen wußte. Obgleich er kein groſſer Mann iſt, ſo vereinigt er doch die Widerſprüche groſſer Männer in ſich, Nachläſſigkeit und Thätigkeit, Arbeitſamkeit und Wohllüſtigkeit, Sorgloſigkeit und Behutſamkeit. Ihn hat in der That nur der Schein gerettet; denn als der kräftigſte Mann muß er auch der ſchuldigſte von den Fünfen ſeyn. Hier fürchtet man ihn meiſtens; aber wenn man in den Provin-

zen fragte: wer iſt Schuld an euren ſchlimmen Dingen? ſo ſtand er immer obenan, und oft ganz allein. Man beſchuldigt ihn ungeheurer Sünden und Verſchwendungen und förmlicher Kontrakte mit den im Innern und bei den Bundsgenoſſen Angeſtellten über die Theilung des Raubes, den ſie machen könnten. Was auch an den Klagen ſeyn mag, die man über den weiland Kriegsminiſter und General Scherer führt, ſo iſt ſo viel gewiß, daß er mit dieſem dicken Trunkenbold (einem ächten Vitellius) und andern Genoſſen und Genoſſinnen ein mehr als fürſtliches, ja ein rechtes Orleaniſches Leben der Geräderten (wer kennt nicht die berühmten Roués des Regenten Philipp von Orleans?) geführt hat? Man hat an Einem Abend 50000 bis 100000 Franken verſpielt und die feinſten Knaben und Mädchen aus allen Ecken des Vaterlandes zuſammengetrieben, und es iſt ein in Paris gemeines Wort: Um einen hübſchen Burſchen und ein artiges Mädchen giebt Barras jedes Vermögen und allenfalls jeden Kopf Preis, wenn er es nur irgend mit Schicklichkeit und Bequemlichkeit thun kann. Alles was durch ſchöne Weiber und mit ſchönen Weibern ſich machen und leiden läßt, hat der Direktor Barras mit andern gethan und mit ſich thun laſſen. Madame Stael und Tallien und die Marquiſe Beauharnois haben im engern, oder weitern politiſchen und leiblichen Verhältniſſe mit

ihm geſtanden. Die letzte war eine Zeitlang ſeine Maitreſſe. Er war ihrer müde, (ſie hat Kinder von 25 Jahren) hatte ihrem groſſen Vermögen viel zu danken, und konnte ſie alſo nicht ohne Gefahr fortſchicken. Da fand ſich ein Jüngling, deſſen Ehrgeiz nach Beförderung brannte. Der 27jährige Buonaparte als Direktor der Artillerie bei der Belagerung von Toulon hatte ſich glänzend ausgezeichnet. Das war eine ſchöne Stuffe. Man unterhandelte mit ihm über Madame Beauharnois, deren Ueppigkeit eine glänzende Decke brauchte; ſie ward Madame Buonaparte. Das war eine ſchlüpfrige Stufe. Aber der Jüngling ſtieg durch ſie zum Oberbefehlshaber der italiäniſchen Armee und zur Bewunderung von Europa. Barras fand an ihm zur Zeit der Pichegrü und Carnot' eine Stütze. Noch jetzt iſt Barras der alte. Seine Mätreſſe iſt das ſchönſte Weib in Paris, und verdunkelt die Tallien, welche anfängt, ſtark vom Leibe zu werden. Sie bewohnt einen ſo ſtattlichen Pallaſt und hat ſo viele Equipagen und Domeſtiken, daß man ihren Staat mäßig auf 200000 Franken jährlich rechnet. Auch ſchreit man ſchon. Doch iſt es ihm noch eine Ehre in der öffentlichen Meinung, daß er Schulden hat.

Merlin. Mir iſt immer geweſen, wenn ich dieſen jetzigen Exdirektor ſah, als ſtände ſein berühmterer Namensgenoſſe, der Zauberer Merlin,

vor mir, der in den Ritterbüchern des Mittelalters eine ſo große Rolle ſpielt. So eine ausgeſogene und ausgeklaubte Figur, ohne daß er ſehr winzig iſt, kömmt einem nicht alle Tage vor. Er iſt gleichſam die Tranſparenz der Politik und die abgeworfene Schlangenhaut der Verſchmitztheit. Man fühlt, was ich ſagen will; denn das Aeuſſerſte läßt ſich nicht ſagen. Auch dieſes Vögelchen wußte, wie Reubel, durch alle Stürme und Wetter den Klauen der größeren Raubvögel zu entgehen, und durch Umſtände, die es geſchikt zu benuzen verſtand, ſich ein ephémeriſches Anſehen zu verſchaffen. Wenn man Reubel noch immer den teutſchen Advokaten nannte, ſo konnte man dieſen füglich den franzöſiſchen Kommis nennen. Alle Welt hat von ihm nur das Eine Wort: er iſt ein tiefer Böſewicht (il eſt profondement mechant). Wie ſtand er grade, als wenn es galt, ein Opfer ſeiner feigen Schlauheit zu ſtürzen, dann kroch er wieder in ſeine Schlangengrube und machte ſein altes Theater wieder zurecht. Es giebt Menſchen, denen es natürlich zu ſeyn ſcheint, zu kriechen und ſeitweges, oder gar rückwärts zu gehen. Zu dieſen gehört Merlin. Muthig bei Kleinigkeiten; feige in der wirklichen Gefahr, kurz nie ein Menſch, konnte er ſich doch mit zum Herrn machen. O ihr Franzoſen, wie tief mußtet ihr gedemüthigt ſeyn! So beherrſcht er das Volk, ſo einige ſeiner

Kollegen, ſo zuletzt ſich ſelbſt. Er hatte vieles von dem Erzvater der Bosheit Robespierre gelernt, und wie jener in Holzſchuhen und einem ſchlechten tuchenen Rocke einherging, ſo ſpielte Merlin auch äußerlich eine weit republikaniſchere Perſon, als der üppige und verſchwenderiſche Barras und der mäßigere Reubel. Er lebte, wie ein kleiner Bürger, während er Millionen in allen Fonds Europa's ausſtehen und einige ſchöne Güter erworben hat. Die feige Politik dieſes kleinen Menſchen klagt man am meiſten wegen der Ränke und Beſtechungen im Innern und wegen der mit Patrioten gefüllten Kerker an, während Barras und Reubel den höheren Himmel mit den Sternen umlenkten.

Treilhard, vorher einer der Raſtadter Unterhändler, macht die Mitte ſeines und des Reubelſchen Karakters, ohne die Vollendung zu haben. Er iſt nur ein Lückenbüßer geweſen, und verdient alſo, da weder Kopf, noch Herz viel taugten, kaum eine Erwähnung.

La Reveillière Lepaux, auch Exdirektor, ſoll den Zug dieſer Fünfmänner beſchließen. Er iſt am meiſten von allen Partheien gemishandelt und angeſchwärzt, am meiſten beſpottet und verhöhnt worden, und verdiente es doch wohl am wenigſten. Nur den einen Fehler hatte er, daß er dem Poſten nicht gewachſen war, worauf man ihn geſtellt hatte, und das war freilich ein ſchlimmer Fehler.

Unter so feinen Leuten, als seine Kollegen waren, mußte dieser ein Sündenbock mit den besten Absichten werden. Er war gut und grade, aber er war auch muthlos und schwach, und so diente sein ehrliches Gemüth nur, die Sünden seiner Gehülfen zu decken. Schwäche ist oft ärger, als Bosheit. Unter Tiberius hatte das römische Volk eine glorreiche und glückliche Periode, und der Böse hielt die Bösen im Zaum; unter dem dummen Claudius herrschten die Schlechten. La Reveillière war in vielen Rücksichten ein zweiter Roland, der das Gute wollte, aber nicht damit durchdringen konnte. Vorzüglich war er ein Freund der sogenannten Theophilanthropen, welche er schwärmerisch begünstigte. Ihm folgt die Achtung und das Bedauren der wenigen Guten in seiner Ungnade, worin er durch Barras Listen bei'm Volke gefallen ist.

Sieyes. Die Jakobiner nennen ihn sehr ausdrucksvoll eine Ente, die das Untertauchen versteht (plongeon), und wahrlich ist sein ganzes Leben seit dem Anfange der Revolution ein kluges Untertauchen gewesen. Ohne den Schein, selbst Verbrechen begangen zu haben, stand er doch mit großen Verbrechern oft in einem engen Zusammenhange. Sein öffentliches Leben war nie ein freies und offenes. Seine Feigheit gab ihm keinen Muth, die Liebe des Volks erwerben zu wollen,

noch ſein kaltes Gemüth den Schwung und das Feuer, wodurch er neben einem Isnard von Marſeille, einem Maury und Vergniau die Rednerbühne hätte beherrſchen können. Indeſſen nagte der Wurm im Stillen manchen Schiffsboden mit durch, worauf kühnere Gemüther ſich den gefährlichen Wegen vertrauten. Sieyes war in ſeiner frühen Jugend ein Zögling der Jeſuiten, und ſtand in den Dienſten des Herzogs von Orleans als Sekretär und Lehrer ſeiner Kinder bei dem Anfange der Revolution, wozu auch er mit den andern talentvollſten Männern des Vaterlandes berufen ward. Er ſpielte eine ſehr zweideutige Rolle bei den Unterhandlungen, die zwiſchen dem fürchterlichen Orleans, nachher Egalité zugenannt, und dem Rieſengeiſte Mirabeau gepflogen würden, von dem es wegen ſeines Gifttodes ein unaufgelöſtes Räthſel geblieben iſt, ob er als ein Teufel ſein Land verdorben, oder als ein mächtiger Gott es aus den Fluthen der Revolution gerettet haben würde. Wie alle jene geheimen Geſchichten vielleicht nie klar mit ihren Triebfedern und Inſtrumenten der Geſchichte erſcheinen werden, ſo ſteht auch Sieyes mit ſeinem thätigen, oder leidenden Antheil, den er daran nahm, im Dunkel. Während Danton, Robespierre und der Wohlfahrtsausſchuß die Zügel der Regierung an ſich riſſen, und mit dem Tigergeſpann der Anarchie auf dem

Nacken der Nation einherfuhren, war von Sieyes nichts zu ſehen. Er war oft krank, erſchien ſelten und immer unſcheinbar öffentlich, und ſah die beſten Köpfe und Herzen des Volks untergehen, ohne daß er nur eine Miene des Mißfallens verrathen hätte. Während Carnots mächtiger Regierung lebte er wieder auf, ohne daß jener Starke ihn gebrauchen konnte. Nach Carnot ward er wieder populär, und ſchien Barras und Reubel ſo gefährlich, daß ſie ihn als Geſandten der Republik nach Berlin in ein ehrenvolles Exil ſchickten. Er und das Direktorium machten ſich wechſelſeitig Komplimente, und dem Volke wurden von Zeit zu Zeit die geheimen Wunder ſeiner Politik erzählt, und dieſes Volk, das für Gutes und Böſes ein kurzes Gedächtniß hat, fing an, Großes von ihm zu hoffen, und man ſchlug ihn alſo in ſehr miſslichen Umſtänden als den natürlichſten Kandidaten für den Direktor von, der nach dem Geſetze ausgeworfen werden mußte. Er kam, die Freude der Patrioten war vorbei; ſie ſahen nur den alten Schlaukopf. Er ſchloß ſich an den Stärkern in ſeinem Kollegio an, und drei wurden aufgewippt und von den Zweien wieder erſetzt. Dieſe Laufbahn, die ich nur durch einige grobe Striche angedeutet habe, zeigt zur Genüge, daß der, ſo ſie ohne Straucheln gehen konnte, ein feiner und geſcheidter Kopf ſeyn muß, und darüber iſt wohl in

ganz Frankreich, wie in ganz Europa, nur Ein Glaube. Sieyes iſt ein Funfzigjähriger von mittlerer Größe. Auf ſeinem ſchlanken und hagern Körper ſitzt ein länglichter Kopf mit ſchmalen Backen und kleinen tiefliegenden blauen Augen, denen es nie an Helle noch Freundlichkeit fehlt. Er geht ſelbſt in der Regentenuniform als Direktor krumm und gebücket einher, Bruſt und Kopf etwas übergeneigt, und ſein Geſicht immer lachend und kokettirend um ſich blickend, als wenn er alle Welt grüßen, oder vielmehr, als wenn er alle Welt ſegnen will. So habe ich manchen frommen Wolf in geiſtlichen Schaafskleidern, mit dem Hut unter dem Arm, den Vorbeigehenden zu beiden Seiten ſich verneigen geſehen. Man muß ihn neben Barras öffentlich einhergehen ſehen, und man begreift auf den erſten Blick den verſchiedenen Karakter.

Das Direktorium hat ſeinen Sitz in dem prächtigen Pallaſt Luxemburg, der jetzt Direktorialpallaſt heißt, und da herum iſt auch die prächtige Garde einquartiert, ich weiß nicht, ob mehr zum Schutz oder zur Zierde. Nur bei öffentlichen Aufzügen und bei allgemeinen Audienzen erſcheinen ſie im kleinen und großen Koſtüm, das man für die Augen und Köpfe der Schwachen berechnet hat, während es vernünftigen und patriotiſchen Bürgern ein Gräuel iſt. Es iſt ein Gemiſch von orientaliſcher, altrömiſcher und neuſpaniſcher Tracht,

und im groſsen Staat gehört ein breites römiſches Schwert dazu, das in einer reichen goldnen Binde hängt. Weiß, Roth und Blau ſind mit Gold und Silber ſo grell und ſo dick neben einander angebracht, daß es eher einem Theaterkleide, als einem Volke ähnlich ſieht, welches alle Tage erklärt, wie es die Völker zur Freiheit und republikaniſchen Ruhe und Einfalt zurückführen wolle. In einem ähnlichen Stil, wie die Direktoren ſind die Miniſter, Staatsboten, Sekretäre und manche andre öffentliche Bedienten gekleidet. Allein die Volksrepräſentanten und Adminiſtratoren machen hievon eine ehrenvolle Ausnahme. Abgerechnet, daß man als Republikaner das Gold nicht ſo auf dem Kleide tragen ſollte, iſt ihr Koſtüm ſehr zweckmäßig. Sie ſind faſt ganz in Blau gekleidet, worüber ſie einen rothen Mantel werfen, und den Kopf bedeckt eine Mütze, die noch immer an die alte vom Berge erinnert, an welcher ein dreifarbiger Federbuſch ſchimmert.

Die ausübende Gewalt der Republik ruht allein auf den fünf Direktoren. Sie beſetzen alle untergeordneten Aemter, und ſtehen allein unter dem geſetzgebenden Korps der Fünfhundert und dem leitenden Rathe der Alten, die als die heiligen und unverletzlichen Bewahrer der Freiheit und der Geſetze anzuſehen ſind. Von ihnen hängt alſo das ganze Verwaltungsſyſtem des Staats in letzter

Instanz ab, und an ihnen muß die Nation sich halten, wenn sie glaubt, Ursache zur Unzufriedenheit mit ihnen haben zu müssen. Indessen greift doch Direktorium und Rath der Fünfhundert in mehrern Punkten so eng in einander, daß ich erst einige Worte von diesem sagen muß, ehe ich mich weiter auf einem Felde ausbreite, wo man so leicht irre geht.

Das gesetzgebende Korps hat seinen Sitz in dem schönen vormaligen Pallast Bourbon dicht an der Revolutionsbrücke in der Vorstadt St. Germain. Ein großer Saal ist in eine herrliche Tribune umgewandelt, wo die Sitze zur Ersparung des Raums amphitheatralisch angebracht sind. Der Präsident hat seinen Stuhl und Tisch neben der Rednerbühne, welche vor der Stirn aller Sitze steht. Oben sind wenige Galerien und Logen für die Zuhörer angebracht, mit Fleiß wenige, damit diese nicht auf die Verhandlungen zu sehr durch Geschrei und Beifall und Tadel wirken können, wie dieses sonst nur zu sehr der Fall war. Einige Logen und die Gallerie waren für jeden Bürger, und immer gab es gegen die Zeit der Eröffnung der Sitzungen eine Menge Neugieriger oder Müssiggänger, die sich hier die Zeit vertreiben lassen wollten. Es war oft ein Gedränge schon im Eingange des Pallastes, daß die Hintersten sicher seyn konnten, nicht in den Teich zu Bethesda zu kom-

wen; und wann es wichtige Verhandlungen gab, waren einige Stunden vor der Oeffnung der Thüren alle nächsten Zugänge schon besetzt. Fremde, die die Repräsentanten der Majestät des Volks auch einmal in ihrer Glorie zu sehen wünschten, mußten sich durch ihre respective Gesandten, oder durch eines der Mitglieder und Saalinspektoren ein Eintrittsbillet in die Departementslogen oder die für die fremden Gesandten bestimmten zu verschaffen suchen. Durch solche Begünstigungen bin ich mehrmals ganz bequem hineingekommen, ohne mich den Fäusten und Ellenbogen der Menge und ihrem erstickenden Dampfe Preis geben zu müssen.

Ich kam mit keinem Enthusiasmus hinein, und habe auch nie ein wärmeres, oder froheres Herz herausgebracht. Was nichts Großes hat, kann auch nichts Großes geben. Die erste Versammlung der Stände war oft groß und fürchterlich, oft erhaben und schön, als noch die Mirabeau und Maury mit dem Donner- und Sirenenstimmen der Beredsamkeit ihre ganze Kraft in die Herzen ausgossen. Die zweite war schrecklich und zerstörend, aber doch oft groß und erhaben. Es war doch noch zuweilen Kampf und Leben darin. Nach Robespierre ward mit dem zerschmetterten Freiheitsgeiste der Ton immer sanfter und demüthiger. Wenige herrschten, und die repräsentirende Versammlung ward zu einem Gaukelspiele für das

Volk herabgewürdigt. Sie wollte unter Carnot und Pichegrü wieder für eine Parthei wirken; aber man märzte die beſten Köpfe und die unerſchrockenſten Herzen aus, und beſetzte ihre Leeren wieder mit feilen Schurken und willigen Tröpfen. In dieſer Lage blieben die Sachen bisher mit kleinem Wechſel. Die Fünfhundert und der Rath der Alten dekretirten, was die Fünfherren befohlen, und genoſſen in ſchimpflicher Sicherheit und Unmündigkeit der erlaubten und unerlaubten Vortheile ihrer Stellen. Große Talente fehlten, die alles auf die Schultern nehmen und mit ſich forttragen gekonnt hätten, oder vielmehr ihnen fehlte die Zeit und der Geiſt, ſie zu unterſtützen. Vor der Veränderung im Direktorium war aus ihren Sälen alle Freiheit und aller Muth zu ſprechen verdammt. Die Meiſten ſtanden im Solde, und auf den andern lag das Schrecken. Nachdem Barras ſich mit Sieyes feſtgeſetzt hatte, ſuchten beide dem Volke weiß zu machen, es werde und müſſe ſchon anders werden, und ſelbſt die Buben, welche ſonſt vor den vorigen Fünfen gekrochen hatten, fingen mit an, auf ſie und auf die ganze Verwaltung zu ſchimpfen. Die Unruhen wuchſen noch immer über den Zuſtand des Reichs. Eine Feſtung nach der andern fiel, eine Schlacht nach der andern ward in Italien verloren. Man hatte kein Geld, keinen Handel, keine Finanzen. Im Süden und Weſten

verheerten Räuberbanden und Chouans das arme Vaterland. Wegen der Freundschaft und der Neutralität des Königs von Preußen und der übrigen nordischen Mächte war man ungewiß. Trotz der Veränderung in der Regierung bemerkte man keine Veränderung des Glücks noch des Zustandes der Nation. Die Keime zu neuen Barbareien offenbarten sich in vielen Departements und in der Hauptstadt, und man hatte genug mit dieser Hyder zu kämpfen, während die der Koalition nach jeder Schlacht größer und fürchterlicher aufstand. Die Jakobiner unter einem verlarvten Namen hoben wieder ihr Schlangenhaupt empor, und selbst im Schooße der Fünfhundert wurden einige laut. Da galt es, eine Hand zu finden, die so viele streitende Kräfte lenken und so viele Wunden heilen konnte, ohne den Staat in dem Heiligthume seiner Konstitution zu verletzen. Aber so einer Hand war keiner gewahr. Die Regierung hielt ihre Zügel schlaff, und man sah ihr eine gewisse Verlegenheit an, die, wenn nicht immer Schuld, doch gewiß Schwäche verrieth. Im gesetzgebenden Korps durfte man wenigstens hinter der Meinung des Volks nicht weit zurückbleiben. Der größere und stillere Theil gehörte noch immer blind dem Direktorium, einige Wenige waren vielleicht wahre Freunde der Verfassung und des Vaterlandes, und die dritte Klasse, die aber noch immer mit Ver-

theidigungswaffen hier focht, während ſie an einem andern Orte angriff, ſtellte die robespierriſche Lehre etwas glimpflicher auf: „man müſſe noch einmal die Freiheit durch Blut aufblühen laſſen, und die Franzoſen endlich zwingen, glücklich zu ſeyn.“ Dieſe Parthei ward offenbar in mehreren Motionen und Dekreten die ſiegende, und zeichnete ſich beſonders durch einige raſende Geſetze über die gezwungene Anleihe und durch die Aufruhren in den weſtlichen Departements aus. Während dieſe Dinge verhandelt wurden, und während die Volksgeſellſchaft in der Reitbahn ſich bildete, waren die Debatten oft ſtürmiſch und intereſſant genug. Aber Theilnahme und lebendiges Intereſſe der Furcht oder Hoffnung konnten alle dieſe Verhandlungen und Symptome nicht geben. Man ſah nur das widerliche Schauſpiel des Aufgelößten und Schwankenden in allen Erſcheinungen. Die Bürger waren muthlos und unentſchloſſen zum Guten und Böſen, und die Meiſten flüſterten im erbärmlichen Gefühle der Hülfloſigkeit bei drohenden Ungewittern: Ach! hätten wir nur einen König! ſo wäre uns geholfen. Die Partheien ſelbſt hatten nicht den Muth, ganz gut und ganz ſchlecht zu ſeyn, und der Rauſch war vorbei, wo man ſo frei einen Kopf hinſtellte, um eine bedeutende Rolle ſpielen, ja, um nur die Wahrheit ſagen zu können. Doch das Lebendigſte hievon werde ich unten bei

der Beſchreibung der Reitbahngeſellſchaft anbringen können; von den Fünfhundert alſo nur noch zwei Worte.

Die Parthei der Regierung war bloß eine zögernde und unthätige, die ſchlau die Sprache aller Partheien annahm, und durch die Samen der Zwietracht, die ſie ausſtreute, die Augen immer von dem wahren Punkte abzubringen ſuchte. Sie dämpfte oft und machte unwirkſam und verhaßt, was ſie nicht halten konnte. Sie hatte kein Haupt, und war auch in einem andern Sinn hauptlos, doch drückte ſie, ſo lange der Kampf noch innerhalb der Worte ſtand, bloß durch die Maſſe. Die zweite Parthei, die ich thätige Freunde des Vaterlandes nennen will, — denn unthätige und ſchwache mogten auch unter den erſten ſeyn — war wohl die kleinſte, und es blieb ſelbſt klugen Zuſchauern ein Räthſel, was die Leute wollten, und in der That war es leichter, unter dieſen Umſtänden das Gute und Rechte zu wollen, als zu wiſſen, wie man es recht wollen müſſe. Man unterſchied hier Lucian Buonaparte, Arena, Briot, die aber oft einen halben Jakobinismus an der Stirn trugen; zu dem ganzen bekannte ſich Deſtrem, Richon, Geniſſieux und mehrere Unbedeutende. Dieſe letzteren wollten nun durchaus alles mit der Schneide des Schwerts geſtraft, und mit der Schärfe des Geſetzes behandelt wiſſen. Sie

und

und ihre Parthei kämpften für die Bill der gezwungenen Anleihe auf Kosten der Reichen, die allen Kredit und den letzten Handel aus dem Lande gejagt haben würde, wenn sie durchgesetzt wäre. Sie kämpften für das Gesetz, welches die Aeltern, Brüder und Oheime für die Aufruhre ihrer Kinder, Brüder und Neffen verantwortlich machen sollte, ein unmenschliches Gesetz, welche das Signal zum Bürgerkriege werden, und diese Armen zwingen mußte, mit den Waffen in der Hand so eine Unterdrückung abzuwehren. Indessen zeichnete sich diese Periode doch gerade dadurch aus, daß viel geredet und wenig gethan ward.

Wilde Kraft zeigte sich auf allen Seiten, aber nirgends Energie. Es ging in einigen Sitzungen, wie in einer Schenke, oder auf einem Tanzplatze her, wo der Schnellste und Stärkste den ersten Platz behauptet. Da half kein Ermahnen, kein Klingeln, kein Mützenaufsetzen des Präsidenten. Es ging in einem wilden Lärm fort, und der eine trieb den andern vom Katheder, während ein dritter dies benutzte, und sich darauf schwang, um das Wort zu gewinnen. Da stieß und schimpfte und schrie und spottete man sich an, als wenn es jeden Augenblick eine Schlacht setzen sollte, und ging doch endlich decent und oft mit Komplimenten aus einander. Eines aber war etwas gewöhnliches, was die Heiligkeit und Majestät dieser Versammlung

in einem ſehr kleinen Lichte zeigte, und dem Fremden ganz erſtaunlich auffiel. Es war grade, wie es in einer lateiniſchen Schule zu gehen pflegt, wo der alte Schulmeiſter ſchlecht in die Ferne ſieht. Während er die Nächſten, vor denen er ſteht, feſthält, machen die andern Gloſſen, oder treiben ganz was anderes. Selbſt bei den wichtigſten Angelegenheiten, während einer ſeine Lunge angriff, etwas Rechtes und Ueberaußes zu ſagen, oder zwei, drei ſich ſtritten, ſchliefen einige, andre laſen Briefe, oder Bücher, andre lachten und ſchwatzten; kurz die Geſellſchaft hatte nichts von dem Ernſt, den man denen doch wohl mit Recht zumuthen könnte, die es andern alle Tage in die Ohren ſchreien, daß ſie die Stellvertreter von 30 Millionen Menſchen ſind.

Einer der ſchönſten Menſchen und der beſten Redner war unſtreitig Lucian Buonaparte. Auch er hatte vor dem Abgang Reubels die Sprache verloren gehabt, und ward erſt nach und nach wieder laut. Er ſchien mit Leib und Seele niemand recht anzugehören, und redete auch ſelten mit einem Feuer, das ſich ſelbſt vergißt und andre entflammen kann. Ueberall zeigt ſich in ſeinem Karakter eine wunderbare Kälte, die vielleicht Stärke iſt. Er zeichnet ſich durch ſeine vortheilhafte Bildung eben ſo ſehr aus, als ſein ägyptiſcher Bruder unanſehnlich und ſchlecht gebaut ſeyn ſoll. Eine

ſchlanke und nervigte Geſtalt; in allen ihren Theilen übereinſtimmend, hat einen der ſchönſten Köpfe, die man nur ſehen kann. Eine freie Stirn, ein Paar ſchwarze Augen mit unauslöſchlichem ruhigen Feuer, eine ſchöne römiſche Naſe und ein feſter ſchönlippiger Mund mit einem ſchönen weißen Teint, der nicht Bläſſe iſt, und mit ſchwarzem Haupt- und Barthaar geben ihm etwas ſehr Intereſſantes, obgleich der eine größte Buonaparte auch alle die andern intereſſant gemacht hat. Aber als Redner ſowohl, als Menſch, macht der kühnere und ſchneidigere Arena, auch ein Korſe, eine andre Figur, als ſein Landsmann. Dieſes feurige italiäniſche Genie war eine Zeitlang Soldat, und zeichnete ſich neben Buonaparte bei der Belagerung von Toulon außerordentlich aus. Es iſt eine gedrungene und kühne Figur, voll Muskeln und Nerven, in einer ſo blühenden Jugendkraft, daß er unzerſtörbar ſcheint. Er weiß das franzöſiſche Idiom, obgleich nicht ſeine Mutterſprache, mit einer ſolchen Gewandheit zu gebrauchen, und ſo viel Feuer in ſeine Worte und Geſten zu gießen, daß er oft, wie ein wilder Bergſtrom, alles mit ſich zur Tiefe und Höhe reißt. Mir kömmt es oft vor, als rede er zuweilen bloß, um zu reden. Mäßig fängt er an, und ſcheint ſeinen Gegenſtand ſo abhandeln zu wollen, aber ſein eigner Ungeſtüm reißt ihn fort; er weiß es dann ſelbſt nicht, wo

er hätte ſtehen bleiben wollen. Ihn ziehen Viele Briot vor; auch er iſt ein braver Redner, und fließt im gleicheren Strome. Zur Probe Einiges von Beiden.

Boulay de la Meurthe, der beſte und treueſte Anführer der Schaafe des Direktorialſchaalſtalles, hatte bei Gelegenheit des Todesfeſtes des Ungeheuers Robespierre am 9ten Thermidor ſich weit ausgebreitet über die Glückſeeligkeit Frankreichs nach dem Tode dieſes Scheuſals und beſonders unter der jetzigen Regierung. Er ſprach endlich: „Sie ſind nicht mehr jene Tage der Trauer und der Thränen, die die erſten Augenblicke der jungen Freiheit verdunkelt hatten; ſie iſt nicht mehr jene Herrſchaft des Blutes und der Wuth, welche drohte, die Menſchen zu vernichten, die das Joch der Sklaverei abzuſchütteln gewußt hatten; der 9. Thermidor hat die Schändlichen gerichtet die es gewagt hatten, die Freiheit bei ihrer Geburt zu begraben. Jetzt iſt die Regierung der Menſchlichkeit, der Ordnung und der Geſetze. Jetzt darf ſelbſt der Verjagte reden, und die Wahrheit herrſcht für die Gewalt. Die Redlichkeit belebt alle Gewalten, und nur eine kleine Ausgeburt jener hölliſchen Zeit erinnert an alte Uebel, die nicht mehr ſind. Laßt uns dieſe zertreten und einig ſeyn, und Frankreich iſt glücklich.“

Arena forderte das Wort, und ſein glühendes Geſicht und der ſchnelle Schritt, mit welchem er die Bühne beſtieg, ſagten, der letzte Pfeil des vorigen Redners ſei mit auf ihn abgedrückt geweſen. Er ſprach: Ich weiß, daß der Bürger, der vor mir geredet hat, und mehrere dieſer Verſammlung geſagt haben, in der Verſammlung der Volksfreunde hätten einige Bluthunde — ich brauche ihre Worte — geſchrieen: Jeder Freund der Freiheit müſſe den 9. und 10. Thermidor als Tage der Trauer und des Unglücks anſehen. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, aber wohl weiß ich, daß es Leute giebt, die allem die Farbe des Aufruhrs geben; wohl weiß ich, daß die Unfälle jener Zeit nur auf eine andre Art erneuert werden; wohl weiß ich, daß man nur die Rollen vertauſcht hat, und ſich nun einbildet, plötzlich anders geworden zu ſeyn. Damals zitterten die Menſchen vor der Guillottine und vor dem Teufel mit den Holzſchuhen (le diable aux ſabots), jetzt zittern wir feiger und niederträchtiger vor dem Golde, das wir uns geſammelt, vor den Stellen, die wir uns erſchlichen haben; (Lautes Ziſchen und Pochen, einige klatſchen) denn der Reichthum iſt ein feiges und ſchweres metalliſches Uebel, das gar leicht in Epilepſie zu Boden fällt. Was lärmt ihr und verbietet mir das Wort? Die Meiſten von uns ſind feig und dienen dem Intereſſe anderer. Das Volk klagt die Regierung, das

Volk klagt die gesetzgebende Versammlung der Pflichtvergessenheit und Feigheit an. Es argwöhnt, daß wir Verbrecher sind, weil wir die Schurken und Betrüger der Vortheile ihrer Verbrechen genießen lassen; daß wir Feige sind, weil wir schwiegen, als es Noth war zu reden; (Gemurr) daß wir nicht besser sind, als Robespierre, weil durch unsre Sorglosigkeit Tausende den Schwertern der Russen und den Banditenstößen der Italiäner Preis gegeben worden. Wer soll das Volk zügeln, wenn es endlich eigenmächtig und blutig straft, und uns und die Konstitution und die Freiheit mit unter den Ruinen und in dem Brande begräbt? Antwortet so vielen Addressen, Klagen und Argwohnen, antwortet ihnen, wenn ihr könnt; oder gesteht, daß wir schuldig sind, und dieser Tag nur ein Volkstag werden kann, wenn er unsre feilen Köpfe zur Warnung abmäht. O Urbem Jerusalem, si emtorem invenerit!“ Er wollte noch mehr reden; aber viele andre forderten das Wort, indem er mit lautem Zischen und Murren gleichsam herr untergetrieben ward. Nachdem einige ihn zu widerlegen gesucht hatten, trat Briot auf und machte den stürmischen Tag noch wilder: „Der Tag ist schön, den wir als einen Tag der Menschlichkeit und Freude feiern, aber er würde schöner seyn, wenn wir die Freiheit hätten, wovon man soviel spricht. Werden wir nicht durch alle die Sünden,

die der Bürger Arena ſo ſchonend berührte, einem zweiten Robespierre wieder das Schwert in die Hand geben, uns und das Vaterland zu verderben. Wo iſt die Kühnheit, wo iſt die Ruhe der Freiheit? Daß wir uns noch immer über ſie ſtreiten, beweiſt, daß wir ſie nicht haben. Wo ſind die Folgen der glücklichen Revolution, die Robespierre verruchten Andenkens ſtürzte? Hört nur die Adreſſen, wenn ihr wollt, die wegen des 30ſten Prairials aus allen Provinzen eingelaufen ſind? Sie klagen die Exdirektoren der ungeheuerſten Verbrechen an, geraubt, geplündert, die Bundsgenoſſen verrathen, die Neutralen beleidigt, die Munitionen der Feſtungen verkauft, und endlich, den Frieden nicht gewollt zu haben. Und ſie leben noch? ſie ſind ungeſtraft? Schlage die Gerechtigkeit auf ihre ſchuldige Nacken, und die Republik wird feſter ſtehen! Ich ergreife zugleich dieſe Gelegenheit, euren Unwillen und eure Aufmerkſamkeit auf die Verſchwender und Räuber zu wenden, die durch ihre abſcheuliche Raubgier, durch ihren Sardanapalismus, durch ihren Stolz zu den verbündeten Nationen Grauſen und Verabſcheuung gebracht, und die Barbaren des wilden Nordens, dieſe Halbmenſchen, wünſchenswerth gemacht haben. Ich klage vor allen den infamen Scherer an, und geſtehe, daß ich erſtaune, ihn noch nicht in den Händen einer Militärkommiſſion zu wiſſen. Sie ſind nicht

weniger ſonderbar die Reden, die dieſer Miniſter gehalten hat. Hat er nicht zu jemand geſagt, man möge ihm immer drohen, er ſei ruhig, denn es müßten wenigſtens 40 Menſchen ihn vertheidigen, oder mit ihm fallen? Wer zählt die Verbrechen der Trouvé, Jourdeuil, Rivaud, Rapinat und Crouchy? Und doch gehen ſie täglich frei und trotzig auf ihre erpreßten Millionen vor unſern Augen einher. Wie? ihr könnt auch die Gerechtigkeit verſchieben, die ihr der Majeſtät des Volks, die ihr eurer Ehre, die ihr der Republik und der Menſchheit ſchuldig ſeyd? Nein, laßt uns an dieſem Tage zeigen, daß wir keine Tyrannen aufkommen laſſen müſſen. Laßt uns nach der Souveränetät den erſten Rang behaupten, und bedenken, daß wir das Vertrauen des Volks betrügen, wenn wir Feigheit, Schwäche und Langſamkeit zeigen. Wenn wir Euch durch die Gerechtigkeit richten, was ſollen wir ſagen, wenn man wieder durch Blut wird richten wollen?" Doch ohé jam satis.

Vom Rath der Alten weiß ich nichts zu ſagen. Er ſpielte eine ſehr unbedeutende und noch paſſivere Rolle, als der der Fünfhundert. Seine Sitzungen ſind nicht öffentlich, da er gleichſam als eine geheime Kommitté anzuſehen iſt, die das näher überlegt und prüft, was im geſetzgebenden Rathe vorgeſchlagen und beſchloſſen iſt, wodurch es erſt die Sanktion eines Geſetzes erhält. Er war

am meiſten ſinkend in der öffentlichen Meinung.

Von der Verwaltung im weiteſten Sinn ließe ſich leicht ein Buch ſchreiben, und würde die Materie, die Zweckmäßigkeit, oder Verkehrtheit der Geſetze, die Strenge, oder Nachläſſigkeit der Diſciplin, den Ueberfluß, oder die Unzulänglichkeit der Officianten, die verſchiedenen Zweige der ausübenden Gerechtigkeit, und einige der Staatspolizei, und was weiter hieher gehört, nicht erſchöpfen. Einiges, was über dieſen wichtigen Gegenſtand, von welchem ſelbſt Einheimiſchen nach einem langen Studium noch vieles dunkel bleibt, ein ſpezielles Licht geben kann, iſt beiläufig ſchon mit eingefloſſen, und wird ſich unwillkührlich vielleicht bei andern Gelegenheiten eindrängen. Es iſt ein ſchlimmes Ding darum, alles in ein Syſtem und unter Rubriken bringen zu wollen. Man wird da Eines von beiden zu leicht, entweder zu weit, daß es nicht füglich gefüllt werden kann, oder zu eng, daß man nicht weiß, wo man manches laſſen ſoll. Ich habe weder die Kenntniß nam Lokalen und Einzelnen, noch hat auch mein Büchel den dicken Plan, hier eine große Abhandlung liefern zu können. Es ſoll dies wenige Politiſche nur Folie ſeyn, und manchem Andern den Schein der Wirklichkeit und des Lebens erhöhen. Ich werde Einiges ſagen, was ich weiß, und zwar Einiges,

was groß und bedeutend iſt, und denke, wenn man ſo keck im Großen ſündigt, werde man es im Kleinen nicht weniger thun. Freilich iſt keine Regierung in der Welt, woran Unzufriedene, oder Bedrängte nicht etwas zu tadeln fänden; aber doch ſagt ein Sprichwort: wo Spähne ſind, da iſt Holz gehauen worden. Ich erinnere mich recht wohl, wie einige meiner Landsleute es vertheidigten, als man das verbündete Holland wie eine unterjochte Provinz zu behandeln anfing, und die Schweizer, die 300 Jahre im Frieden geſeſſen hatten, revolutionirte. Jetzt kommen alle dieſe Sünden ins Gedächtniß zurück, und die Nation fängt ſelbſt an, die Urheber derſelben als Schänder des franzöſiſchen Namens und der Freiheit an den Pranger zu ſtellen. Aber abgeſehen von dem ausgeworfenen Geſindel, was die Fremden plagt, iſt es denn im Vaterlande beſſer? Es iſt mehr, als Jakobinergeſchrei, es iſt Wahrheit, was auch die Angeklagten ſauer dazu ſehen, daß durch alle Ramifikationen der Verwaltung eine Spitzbüberei läuft, die den wenigen Redlichen den Arm lähmt, und den Mund verſtopft. Hier ſollte man anfangen aufzuräumen, nicht bei den kleinen Dieben, die ab und an eine Diligence anhalten, und einem Reiſenden die Taſchen leeren. Man erinnere ſich deſſen, was ich in Nizza vom Verpflegungsweſen der Armee geſagt habe. Das geht alles von hier aus, und

iſt nicht einmal ein Geheimniß. Mehrere der erſten Banquiers und andre reiche Leute ſind die Unternehmer und Lieferanten, und, damit ihnen ihre Rechnungen und Lieferungen nicht zu ſcharf beleuchtet und zu genau nachgeſehen werden können, haben ſie ſich Leute aſſociirt, die ihnen den Rücken decken müſſen. Es iſt nicht Geſchrei der Jakobiner, nicht Verläumdung der Misvergnügten, was ich hier nachſchreibe, ſondern die Stimme von Leuten, deren Intereſſe es iſt, alles Wiederaufſtehen des Gleichmachens zu verhüten. Reiche Leute, die in den Jakobinern nur ihre Mörder ſehen, wenn ihr Toben die Volksgährung aufkochen macht, ſtimmen darin mit ihnen überein, daß Beſtechung und der ſchändlichſte Verkauf die Kollegien am meiſten entehren, welche beſtellt ſind, über ſolche Misbräuche zu wachen. Die Direktoren haben jeder 75000 Franken Gehalt, (etwas über 18000 Rthlr.) und die Fünfhundert nur 15000. Wenn Barras allein für ſeine Mätreſſen einige 100000 Franken braucht, wenn die meiſten Repräſentanten (ſie ſind doch wohl nicht alle reich?) in eignen Karoſſen fahren, und ſich die Güter der armen Vertriebenen und Emigrirten kaufen, ſo fragt der Vernünftige natürlich: woher das? woher ſind dieſe Vorſteher und Handhaber der Freiheit ſo mit irdiſchen Gütern geſeegnet, während ſie ihren Bekennern immer Mäßigkeit und Armuth als demo-

kratische Tugenden zeigen, oder ihnen höchstens die Hoffnung aus der Ferne hinhalten? Noch ist kein grosser Lieferant, keiner der ersten Kommissäre gestraft, so klar auch die Betrügereien, Bestechungen und Verbrechen dabei gewesen sind. Woher komme das? Weil die Herren Direktoren und der gröste Theil der Fünfhundert an dieser unerschöpflichen Mississippikompagnie, die nicht so täuschend ist, als die des Irländers Law, ihre Glücksgüter mit befestigt haben. Als der wackre Championet, einer der biedersten französischen Bürger und ein menschlicher Feldherr, den Raben und Geyern wehren wollte, welche mit Ausschreibungen und Exekutionen die Einwohner Neapels und seine Armee verdarben, ward er seines Kommandos entsetzt, und mußte als ein Gefangner mit Pius dem Sechsten und Mack die schnelle Alpenreise machen. Jetzt schreit freylich die Regierung klug genug mit, aber nichts wird gebessert. — Eine Menge Jünglinge, die den Muth nicht haben, zu fechten, werden auf Extrastaat bei dem Verpflegungswesen und Kommissariat der Armee angestellt. Auch sie wissen reich zu werden, kommen nachher prächtig zurück, um der ehrlichen Armuth redlicher Bürger zu insultiren, und müssen natürlich den großen und kleinen Sünnern für so viele Tage des Müssigganges und der Ueppigkeit bezahlen. Wenn der Kaufmann zugleich Zöllner ist, so blüht der Handel.

So

So geht es mit der Polizei, ſo mit der Gerechtigkeit. Nur einige Beiſpiele zur Probe.

Bei den Wahlen im Frühlinge dieſes Jahrs ſoll es, beſonders durch Merlins und Treilhards Ränke, unglaublich zugegangen ſeyn. Nicht bloß durch Geld, durch den Köder der Schmeicheleien und Verſprechungen hat man geworben, ſondern Deportationen und Gefängniſſe unter allerlei Titel haben die Widerſpenſtigen gelehrig und die Kühnen ſtumm machen müſſen. Ich glaubte anfangs, es ſei nur in Nizza ſo; aber es iſt in den ſüdweſtlichen und weſtlichen Departements noch viel ärger geweſen, wo der alte Argwohn des Royalismus und der Anarchie ein ſo weites Feld der Beſchuldigungen gewährte. Jetzt kommen ſo viele mit Klagen und Rachegeſchrei wieder ans Tageslicht, die Monate lang im Kerker geſeſſen haben, und oft weit von ihren Herden und ihren Familien weggeſchleppt ſind. Es war damals eine böſe Zeit, und ſelbſt die Abtei und der Tempel ſteckten voll, und dieſe Inhaber jener Gefängniſſe fangen nun an, laut zu werden, und die Regenten wiſſen ſich nur mit Entſchuldigungen, mit Angelobungen des Beſſerwerdens und mit Inſinuationen zu helfen, die dunkel gern alles auf die aus dem Regimente Abgegangenen ſchieben mögten. Man

hat z. B. mehrere Prieſter der weſtlichen Departements als Anarchiſten und enthuſiaſtiſche Päbſtler nach Oleron geſchickt, die das beſte Zeugniß ihrer republikaniſchen Rechtgläubigkeit dadurch abgelegt haben, daß ſie ſchon ſeit Jahren ein Weib genommen, und mehrere Kinder gezeugt haben. Das ſind Beiſpiele der Gerechtigkeit und Polizei, die nicht erbauen können. Die Polizei dieſer Fünfmänner war auch ſo allgegenwärtig und fürchterlich, daß man vor dem 20ſten Prairial kein freies Wort vernahm. Man kannte die Fußſtapfen und blieb fern von der Höhle.

Das Lob der Tribunale iſt nicht viel beſſer, obgleich dieſe noch immer mehr auf Ehre halten ſollen. Wenigſtens muß auch da das Geld alle Maſchinen treiben. Ich habe mit dem teutſchen Konſul einer kleinen Handelsrepublik Bekanntſchaft, und es braucht nicht mehr, als die Belege zu ſehen von den Summen, die er bei den Proceſſen der Priſenſachen verwendet, und dieſe Sachen kommen gewöhnlich an das Kaſſationstribunal, die letzte Inſtanz, die alſo vor allen andern rein ſeyn müßte.

Manche Geſetze, die im heiligen Eifer, oder tollen Haſſe gegeben ſind, haben dem Lande of-

ſenbar den gröſsten Nachtheil gebracht, weil ſie nicht befolgt werden können, oder ſollen. Sie dienen nur, Einzelne und ihre Aufſeher zu bereichern. Zu dieſen gehört vor allen andern das Verbot der Einfuhr engliſcher Manufakturwaaren, ſie mögen direkte, oder indirekte eingeführt werden. Iſt es nicht eine Schande, daſs g ade während dieſes Verbotes alle Wollen- und Baumwollenfabriken im Lande ſichtbar abnehmen und untergehen? Iſt es nicht eine Schande, daſs die Ausrufer und Geber dieſes Geſetzes nicht erröthen, ihren Körper ganz in engliſche Sachen gekleidet zu haben? daſs alle beſten Läden und Buden des Palais Egalité und der lebhafteſten Straſsen dieſe Waaren öffentlich vor Aller Augen auslegen? Es iſt doch was Lächerliches. Einzelne werden indeſſen bei Gelegenheit hart angezapft, vermuthlich, weil ſie ſich nicht an die rechte Behörde zu wenden verſtanden. Durch dieſes Geſetz hat Frankreich den einzigen Nachtheil, die Waaren, deren Gebrauch doch nicht unterlaſſen wird, um ein gutes Drittel theurer von den Schweitzern, Frankfurtern und Hamburgern zu kaufen; oder fremde Staaten verdienen auch dabei, indem die Kaufleute die alte Signatur abreiſsen, und für eine mäſsige Stempelgebühr einen preuſsiſchen Adler, oder zwei Schwer-

ter darauf ſchlagen laſſen. So heißen es dann preußiſche und ſächſiſche Waaren. Sollte denn die Politik nicht endlich lernen, daß alle Verbote, die den Handel unnütz einſchränken, ſei es ſelbſt zum Nachtheil des Feindes berechnet, das Land verderben, für welches ſie gegeben ſind? Aber es braucht hier gar keiner Umſtempelungen. Man kann mit dem Miniſter des Innern, oder auch mit dem Polizeiminiſter akkordiren, und ſo werden alle Tage für Millionen Waaren eingeführt, und öffentlich verkauft. Ja durch das Verbot iſt die Anglomanie noch viel toller geworden. — Auf eine ähnliche Art werden die andern Geſetze befolgt, z. B. das wegen des Wegſchleppens des baaren Geldes aus dem Lande, ein Geſetz, das vernünftig gar nicht gegeben werden ſollte. Es dürfen nemlich Fremde und Einheimiſche, die über die Gränzen der Republik hinaus reiſen, höchſtens nur 10 Louisd'or in baarem Gelde mit ſich nehmen; was ſie über dieſe Summe bei ſich führen, wird ihnen abgenommen und konfiſcirt. Mir bot bei meiner Abreiſe von Paris einer der Beamten des Büreau der Diligencen ſeine Dienſte an, wenn ich Geld mitnehmen wollte, und vielleicht fürchtete, es ſicher aus dem Lande bringen zu können. Ich hielt den Kerl für

einen Spion, weil grade die Officianten der Posten angewiesen sind, Winke zu geben, wenn sie meinen, daß unter verlarvten Titeln Geld weggeschickt wird. Ich erzählte es nachher einem meiner Gesellen zufällig, er aber sagte lachend: Und das wundert euch so, Bürger? Wißt ihr nicht, daß grade das Büreau der Diligencen um Ein Procent die Assekuranz für Millionen übernimmt, die man über die Gränzen haben will? — Von den Spiel- und Hurenhäusern und andern Schlupfwinkeln des öffentlichen Elends und Schimpfes, als unter dem nachsichtigen Schutze der Regierung stehend, werde ich nachher noch zu reden haben. Von allem diesen werden bei dem Folgenden einzelne Züge durchgucken, die eben, weil sie unwillkührlich und absichtlos kommen, besser zeichnen und tiefer zeigen, als alles, was man mit langen Worten nur abhaspeln kann. Ich komme nun, ehe ich diesen dürren politischen Weg auf immer verlasse, auf eine der merkwürdigen und mir wenigstens ganz neuen Erscheinungen, die doch über Vieles Licht ausgoß, und Manches zur Sprache brachte, worüber ich sonst wahrscheinlich im Dunkeln geblieben wäre. Diese mir sehr wohlthätige und interessante Erscheinung, die in den tod-

ten politiſchen Körper neues Leben hauchte, waren die Volksfreunde, die Freunde und Vertheidiger der Freiheit, wie ſie ſich ſelbſt nannten, oder die

Jakobiner,

Wie ſie von andern genannt wurden.

Gemälde von Valencia

von

Christian August Fischer.

Indem ich hiermit dem Publikum ein Gemälde, nicht nur von der Stadt, sondern von der ganzen schönen Provinz dieses Namens ankündige, glaube ich, bey dem Interesse des Gegenstandes, und dem Namen des Verfassers, etwas Ausgezeichnetes versprechen zu können. An eine Menge neuer geographischer, botanischer und mercantilischer Nachrichten, werden sich die umständlichsten Details über die schöne Cultur dieses reizenden südlichen Landes, und die unterhaltendesten Schilderungen von Sitten, Gegenden u. s. w. in der größten Mannichfaltigkeit anschließen; so daß der Geograph, der Botaniker und der Kaufmann, der Oekonom und der Dilettant dieses Werk mit gleichem Interesse aufnehmen werden. Dieses wird nicht zuviel gesagt scheinen, da der bekannte Verfasser außer seinen eigenen Beobachtungen, auch das große kostbare Werk des berühmten Cavanilles (Observaciones sobre

la historia natural, geografia, agricultura, poblacion y frutos del Reyno de Valencia) dabey benutzen wird.

Was nun das Mercantilische anlangt, so schlage ich, der schändlichen Nachdrucker wegen, den Weg der Pränumeration ein.

Das Ganze wird aus zwey bequemen Bänden in 8, sauber auf Schreibpapier gedruckt, bestehen, die auf einmal abgeliefert werden sollen. Die Vorausbezahlung von 2 Thlr. 12 gr. auf beyde steht bis Ende May's offen. Die wirkliche Erscheinung wird seiner Zeit durch die Zeitungen bestimmter angegeben werden, doch auf keinen Fall später als zur Mich. Messe seyn. Die resp. Pränumeranten sollen dem 2ten Bande vorgedruckt werden, daher ich um deutliche Namen bitte. Die Pränumeranten erhalten ihre Exemplare brochirt. Wer auf 5 Exemplare pränumerirt, erhält das 6te frey. Leipzig im Januar 1802.

Heinrich Gräff.

Wegen der Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte bittet man folgende Druckfehler zu verbeſſern.

Seite 4, Zeile 23, ſ. exoria ore, l. exoriare.
— 8 — 13, ſ. auch, l. mich.
— 8 — 21, verwies, l. verwieß.
— 17 — 10, ſ. Namens, l. Mannes.
— 20 — 18, ſ. endlich, l. redlich.
— 29 — 16, ſ. Maitreſſenſchwarms, l. Matroſenſchwarms.
— 37 — 8, ſ. Harke, l. Hacke.
— 38 — 24, ſ. gäh, l. jäh.
— 39 — 3, ſ. Roſmarien, l. Roſmarin.
— 42 — 10, ſ. von einer andern, l. an einer andern.
— 45 — 23, ſ. Drohung, l. Drehung.
— 48 — 2, ſ. hinter den Worten: „zudringlich zu ſeyn," l. habe ich ſie geſunden und nie eine öffentliche Stube.
— 54 — 17, ſ. das Intereſſe, l. des Intereſſe.
— 87 — 11, ſ. lagen, l. legen.
— — — 21, ſ. leichſten, l. leichteſten.
— 121 — 5, ſ. Noch, l. Nah.
— 148 — 4, ſ. ſubota, l. ſabota.

S. 151, Z. 7, f. heiter und rauh, l. heiter, sondern rauh.
— 165 — 11, f. Spielerei, l. Spielerin.
— 174 — 11, f. Aufkehrig, l. Aufkehrichte.
— 190 — 20, f. Gränze schmiede, l. Gr. schneide.
— 200 — 21, f. kann, l. können.
— 233 — 10, f. Er lag, l. Er log.
— 240 — 20, f. Aufkehrig, l. Aufkehrichte.
— 275 — 8, f. den, l. dem.
— 297 — 4, f. geduldig ertragen, l. geduldiger tragen.
— 320 — 11, f. Landen, l. Lenden.
— 334 — 18, f. war, l. ward.

Reiſen

durch einen Theil

Teutſchlands, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799

von

Ernſt Moritz Arndt.

Fünfter Theil.

Leipzig 1802.
bey Heinrich Gräff.

Bruchstücke

einer

Reise durch Frankreich

im

Frühling und Sommer 1799

von

Ernst Moritz Arndt.

Zweiter Theil.

Leipzig 1802.

bey Heinrich Gräff.

Die Jakobiner.

Ihr kurzes politiſches Daſeyn war ein äußerſt lebendiges, und trieb Manches wieder in Liebe und in Haß zuſammen und ſchüttelte nicht bloß die Politiker aus ihrer Starrſucht und Unthätigkeit auf, ſondern ſchreckte ſelbſt den Wohllüſtling in den Armen ſeiner Phryne und den Stutzer vor ſeinem Spiegel und am Thürenſchlage ſeines Kabriolet. Weil man von dieſen neuen Volksgeſellſchaften wahrſcheinlich auswärts Schreckendinge geleſen hat, und weil ihr Einfluß in die Begebenheiten, die bald nach meiner Abreiſe vorfielen, groß iſt, ſo mag es wohl der Mühe werth ſeyn, einige Worte darüber zu verlieren. Sie geben auch dem Zeichner mehr Lebendigkeit und Karakter, als jenes Leichenfeld der moraliſchen Verweſung und des Todes, worauf ich mich eben ſo dürftig getummelt habe. Nach dem, was ich eben alles zuſammengehäuft habe, wird man das Entſtehen dieſer Geſell-

ſchaft nicht eben unerklärlich finden. Der Zuſtand der Nation im Lande und auswärts war ſo zerrüttet und verzweifelt, die Symptome des politiſchen Todes der Verfaſſung waren ſo ſchreckend, zugleich war der Geiſt des Volks ſo untheilnehmend und lau, daß es wohl die Klagen und Vorſtellungen guter Bürger nöthig machte, daß man ſchleunig helfen und wie man helfen müſſe. Dies wirkte allmählig; mehrere Bürger, die man als Patrioten kannte, Manche ſelbſt der Fünfhundert meinten, man müſſe Volksgeſellſchaften zu organiſiren ſich durch dieſe das politiſche Leben zu erneuen ſuchen. Doch zeigte unter dieſen Klagen und Aufforderungen ſich ſchon zuweilen ein heftiges Geſchrei, mit Drohungen und Aufhetzungen vergeſellſchaftet. Mehrere Bürger und Journale ſchrieen ängſtlich von Mördern und Jakobinern, und ein fürchterlicher Kampf von Beſchuldigungen und Anſchwärzungen begann in den Flugſchriften und Journalen der verſchiedenen Partheien, ehe noch die Geſellſchaft ſich konſtituirte. Endlich im Anfange des Julius kam ſie förmlich zuſammen. Die Regierung hatte ihr die Reitbahn der Thuilerien in der Straße St. Honoré angewieſen, und ſie ſelbſt nannte ſich die Geſellſchaft der Reitbahn, von ihren Feinden aber wurden ſie nur Jakobiner geſchimpft. Alles ſchien vorbereitet, um Eindruck zu machen. Die Häupter der Geſellſchaft, unter welchen man mehrere Mit-

glieder der Fünfhundert, z. B. einen Lucian Buonaparte, Richon, Deſtrem, zählte, hatten durch förmliche Ankündigungen das Volk zum Beiwohnen ihrer Seſſionen eingeladen. Die auserleſene Schaar der Patrioten, wie ſie ſich ſelbſt ſtiliſirten, zog von dem berühmten Vereinigungsplatze, (Place de la réunion), vor den Thuilerien aus, Muſik an ihrer Spitze, und einen jungen Freiheitsbaum in der Mitte, marſchirte die Straße St. Honoré hinauf, und machte, von einer unzähligen Menge Volks alles Alters und Geſchlechts begleitet, vor den Thüren der Reitbahn Halt. Die Führer ergriffen hier den Spaden, und, während ſie gruben und das grüne Bäumchen pflanzten, führten die Muſik und die Stimmen, welche einfallen wollten, patriotiſche Hymnen auf. Die Geſellſchaft, die im Hintertheile des langen Gebäudes ſich einen Theil mit Schranken abgeſondert hatte, ſtellte nun die heiligen Symbole der Freyheit unter Geſängen an allen Ecken und auf dem Katheder und den Tiſchen auf, während der ganze Vordertheil von Menſchen vollgedrängt war, deren Säule noch in die Straße hinauslief, indem die Hinterſten immer weiter vordrangen, ſo wie Einige der Vorderſten weggingen. Es war gegen den Abend, als man den Baum pflanzte. Mit Einleitungen und Ankündigungen gingen alſo die übrigen Stunden des Abends hin. Man verſprach, treu in den Schranken der Geſetze

und der Konſtitution zu bleiben, für welche alle zu leben und zu ſterben ſchwuren. Den öffentlichen Geiſt zu beleben, das Volk, und allenfalls auch die Regierung über ihr Intereſſe aufzuklären, die großen Schurken zu entlarven und zittern zu machen, den guten Bürgern einen Zufluchtsort zu geben, wo ſie ihre Klagen niederzulegen hätten, dies ſei der Gegenſtand dieſer Verſammlung. Um dem Geſetze auszuweichen, welches, durch die alten Begebenheiten belehrt, Geſellſchaften, wie die des Berges, mit einem Präſidenten und Sekretär verbot, machte man die neuen Titel: Regulateur und Viceregulateur. Die Wände waren mit dreifarbigen Fahnen und den Faſcen und der rothen Mütze, und der Tiſch des Regulateurs mit einem großen Buche geziert, das die Inſchrift: Constitution de l'an III, hatte. Um die Bühne hingen mehrere Symbole der Trauer, ſo wie im Rath der Fünfhundert die offenen Sitze der ermordeten Geſandten, die man zu Mitgliedern beſtimmt hatte, mit ſchwarzem Flor bedeckt waren. Gegen eilf Uhr brach die Geſellſchaft auf und machte, um ihr Daſeyn zu verkündigen, einen langen Zug durch die Stadt. Es ging durch die Straße St. Honoré auf die Boulevards, wo ſie den reichen und eleganten Leuten, die im Pavillon d'Hannover ſich vergnügten, durch wilde Hurra und à bas les Aristocrates, à bas les fournisseurs! ein Schrecken

einjagten, daß alles aus einander floh. Der Strom wuchs im Fortrollen, und alles wilde und müssige und liederliche Gesindel der Nacht hing sich dem Zuge an, und machte ihn lauter und rasender. So wie sie in die Rue de la Loi kamen, thaten sich alle Lichter aus und alle Läden wurden verschlossen. Endlich goß sich der ganze Hause mit der Anstimmung der Marseiller Hymne in die weiten Hallen des Palais Egalité, wo die zahlreiche Gesellschaft, die dort noch oft um die Mitternachtstunde schwärmet, theils einfach, theils unter der Menge sich verlor. Hier ward das Geschrey wüthend, und der ganze Zug artete in ein Bacchanal aus. Stimmen ertönten wild und furchtbar durch einander, schreckliche Flüche und Aeußerungen gegen die Regierung wurden in der Sicherheit des Versenders von allen Seiten vernommen. Die schönsten Freiheitslieder wurden mit den scheußlichsten Unreinigkeiten vermischt. Die Huren machten die Rolle der weiland Poissarden und waren als die thätigsten Mänaden mit ihren unreinen Hälsen voran. Sie trugen ihre leichten Gewänder in tiefer Mitternachtstunde freier, als je; wilde Buben packten einige und zeigten sie dem Pöbel nackt, und der Zeiger und die Gezeigte frohlockten über ihre Schändlichkeit und schrieen mit in die dumpfen Klänge: Vive la republique! vile la liberté! à bas les lâches, les traitres, les dilapidateurs!

Endlich gegen Ein Uhr flossen die Orgien aus einander und endigten still, obgleich vielleicht Tausende diese Nacht in allen Quartieren bebten.

Den folgenden Morgen war es für mich eine Lust, diese Dinge, deren Faden ich von Anfang an mit verfolgt hatte, in allen Journalen wieder zu lesen. Alle Partheien stellten sie mit den Farben ihres Glaubens und ihres Interesse auf, und bei den Anhängern der Regierung bekamen sie unstreitig ein weit furchtbareres und ernsthafteres Ansehen, als sie wirklich hatten, wenigstens jetzt noch hatten. Indessen blieb die Gesellschaft auch nicht auf dem Punkte stehen, worauf sie sich in der Ankündigung des ersten Abends gestellt hatte. Sie ward aus einer Vereinigung unbefangener und wahrer Freunde der Freiheit eine grimmige Parthei und ein Staat im Staate; ohne Schonung griff sie alles an, was nicht mit ihr war; machte die unschuldigsten Schritte der Regierung verdächtig, und sich selbst immer furchtbarer, indem sie auf dem weiten Felde der politischen und öffentlichen Sünden der vorigen und jetzigen Gewalthaber herumspazierte, und wahr sagte, was jeder Bürger, der auch nicht ihres Glaubens war, wahr fühlte. Nun ging es an eine Klopffechterei der Partheien in den Tagsblättern und Affichen, an ein Gewebe von Uebertreibungen und Lügen, von erdichteten Verbrechen, Worten und Beschuldigungen, an

Ausſprengung von Mord- und plötzlichen Staatsgeſchichten, um eine Bewegung zum Vortheil der einen, oder der andern zu bewirken; es ging an ſo ein Spiel des teufliſchen Lebens, daß man hier vom Gewebe der Lüge und Intrige mehr in einigen Tage lernen konnte, als anderswo nicht in Jahren. Mehrere alte Schwärmer, die zum Theil im Gefängniſſe den Uebermuth ihrer Zunge abgebüßt hatten, waren frei, und ſpieen nun das tödtliche Gift ihres unſterblichen Haſſes in Journalen und Flugblättern aus. Unter dieſen war der berühmte Karl Heſſe, (ein teutſcher Prinz) der lange im Tempel geſchmachtet hatte, und nun einer der Redacteurs des Journal des hommes libres ward. Alle Kräfte, alle Hebel und Machinationen der Kunſt und des Muthes wurden in Thätigkeit geſetzt, um die Feinde zu ſtürzen. Wenn kaum der Tag graute, trugen ſchon zahlloſe Buben und Mägde Blätter herum, worin man allerlei Neuigkeiten las, wovon kein Menſch etwas wußte. Früher ſchon waren die Ankleber und Anheſter beſchäftigt, Dinge, wozu man keinen Urheber mußte ausforſchen können, an die Ecken der lebhafteſten Plätze und Straßen zu befeſtigen. Einige Stunden ſpäter kamen dann die Colporteurs und ſchrieen mit lauter Stimme aus, was einen mildern Ton, oder wenigſtens einen Anſtrich von Wahrheit hatte. Dieſes ganze Spiel ward auf Koſten der Partheien

getrieben; denn die meiſten dieſer Relations und Avis au peuplo wurden umſonſt zu 40 und 20000 Exemplaren in der ganzen Stadt ausgetheilt.

Nach wenigen Sitzungen zeigte dieſe Geſellſchaft der Reitbahn, die man nur bei den Feinden die kollerigen Pferde der Reitbahn nannte, daß ſie zu etwas ganz anderm hinaus wollte, als ſie anfangs den Leuten eingebildet hatte; ſie offenbarte das Geheimniß ihrer Verſammlung, welche die Sünden der Regierung nur aufdeckte und gegen den Luxus und die Gefühlloſigkeit der Reichen nur deklamirte, weil ſie Luſt hatte, den ledigen Thron, wenn ſie ihn erledigen könnte, zu beſteigen, und ſich mit den Schätzen zu vergnügen, deren Inhabern ſie um ihre Köpfe bange machte. Bei dieſen Ausbrüchen der Wildheit und des Schreckens trennten ſich mehrere von der Geſellſchaft, die aus dem Rath der Fünfhundert, vielleicht, um die Lenker und Bewacher zu machen, gekommen, (wie man es von L. Buonaparte meinte) oder aus dem Volke aus wirklich patriotiſchen Abſichten beigetreten waren. Sie flohen eine Peſt, die ſie nicht heilen konnten, die ſie aber leicht mit in ihre Gräuel und Zerſtörung verwickeln konnte, und ganz ſich ſelbſt überlaſſen ſchonten die Uebrigen ſelbſt den Schein wenig, und machten häufig Motionen und ließen in ihren Reden Anklänge vernehmen, welche die Ohren der ſtillen Bürger mit

Schrecken, und die Herzen der guten mit Wehmuth erfüllten über die Dinge, die vielleicht kommen konnten. Bis jetzt war die Regierung, nebst ihren und den aristokratischen Journalen und Ausheckern immer noch gemäßigt gewesen, höchstens hatte sie sich einige Winke erlaubt und einige furchtsame Seitenhiebe gegeben. Sie wußte ihre Sünden und lauschte, ob die Pferde der Reitbahn im Koller vielleicht mit der Volksgunst davon liefen. Bei einer gewissen Beklemmung und Verlegenheit, worin sie und die Räthe, deren Interesse getheilter war, sich befanden, nahmen die von der Reitbahn täglich eine kühnere Sprache an, und erklärten zuletzt ziemlich deutlich, mit wem und wofür sie zu kämpfen meinten. Man erhohlte sich von dem ersten Schrecken und suchte durch langsames Gift der Unterhandlungen und Kriminationen zu tödten, was man mit Gewalt auf Tod und Leben anzugreifen sich nicht stark genug fühlte. Den ersten Ausbruch öffentlicher Händel gab eine kleine Geschichte, die im Garten der Thuilerien vorgefallen war, und welche die verschiedenen Partheien, jede zu ihrem Vortheil auszulegen suchten. Es war auf der Terrasse der Feuillans und in der sogenannten Allee der Orangenbäume ein Zusammenlauf und Geschrei entstanden. Die Garde des gesetzgebenden Korps und die Veteranen waren hierauf herbeigeeilt. Die Spazierenden und die

meiſten der Schreier hatten ſich zerſtreut. Etwa 40 bis 50 Perſonen, unter denen Reitknechte, Schmiede, Straßenräuber, Bierzapfer, und einige Huren, waren arretirt, und verſchiedene fand man mit Säbeln und Piſtolen bewaffnet. Hörte man die Jakobiner, ſo behaupteten ſie, es ſei eine angelegte Karte der Regierung geweſen, um ſie und ihre Pflanzſchule in der Reitbahn verhaßt und abſcheulich zu machen. Da dies aber nicht Grund in den Gemüthern gewinnen wollte, ſo ſagten ſie, es ſeien Royaliſten geweſen, eine Rotte, der von der Regierung nachgeſehen würde, um ſie und die Freunde des Volks zu verderben. Man habe geſchrieen: Vive le Roi! Vive Condé! Vive Artois! à bas les Jacobins! à bas la Republique! Man habe mit Steinen auf die Manege und die Volksfreunde geworfen ꝛc. Die Journale und Pamphlets der Regierung hingegen kehrten das Ding um. Sie behaupteten, der Zuſammenlauf ſei vielleicht zufällig, vielleicht auch abſichtlich entſtanden, um gegen die böſe Nachbarſchaft der Reitbahn einigen Schutz zu haben, die ſchon durch die Schrecken, welche ſie einflößte, die Promenaden und Straßen der Gegend verödet und alle Läden verſchließen gemacht hätte. Sie behaupteten: Jenes Geſchrei ſei erlogen, oder wenn es geweſen ſei, grade aus dem Munde einiger Brüder aus dem Kern (frères du noyau, ſo nannte man die

Inhaber der Reitbahn) gekommen, um dem Volke eine Maske zu machen. Von allen dieſen Anſchuldigungen ſei das einzige à bas les Jacobins! nicht erfunden, denn welcher rechtſchaffene Bürger, welcher Freund des Vaterlandes und der Gerechtigkeit wünſche nicht, mit einem einzigen Schlag dieſe Volksgeſellſchaft zu zermalmen, als man von der Tribune einem dieſer tigerartigen Schreier 20000 Köpfe fordern hörte, als ein andrer vorſchlug, an allen vier Ecken der Stadt Lyon das Feuer zu legen? Sie behaupteten, jene Steinwürfe ſeien von Jakobinern gekommen, um über Verfolgung und Aufhetzung ſchreien zu können, und von den Arretirten ſeien mehrere, die die Septembernächte mit gefeiert hätten, und jetzt fleißig den erbaulichen Reden und Aufforderungen der Geſellſchaft des öffentlichen Unterrichts (société de l'instruction publique, wie ſich einige von der Reitbahn nannten) beiwohnten.

Seit dieſem vielleicht zuſammengekauften und aus Neugier gewachſenen Zuſammenlauf fiel dergleichen nicht wieder vor, und er hatte auf die öffentliche Sicherheit weiter keine Folgen, als daß die Gärten der Thuilerien einige Tage weniger beſucht waren, und die Reichen nicht ſo prächtig auf den Boulevards und zum bois de Boulogne einherfuhren und ritten. Dagegen ergoß ſich die Wuth der Schreiber und Pamphletiſten von Tage

zu Tage grimmiger und giftiger, und die Lüge ging von beiden Seiten ſchaamlos mit offener Stirn einher. Jene Pferde mit dem Koller ſuchten Stall und Krippe über ſich zuſammenzureiſſen und ſo durchzugehen. Man blieb nicht bloß bei den alten Klagen ſtehen, die bei dem Volke durch die ewige Ableyerung alles Intereſſe verloren hatten, ſondern griff das Direktorium und die Räthe im Centrum an. Durch das ganze Reich entwickelten ſich von einem Ende zum andern dergleichen Verbrüderungen und Genoſſenſchaften, und man ſuchte durch Korreſpondenzen und Boten dieſe verſchiedenen Hügelchen wieder zu einem Berge zuſammenzubringen. Aber mit eben dem Eifer kämpfte die Regierung, und an manchen Orten das Volk aus freiem Antriebe, und noch immer war zum Siege der Terroriſten, wie ſie nun wieder hießen, wenig Hoffnung. Da liefen Gerüchte über Gerüchte durch die Stadt, wodurch beide Partheien das Volk zu ſondiren und irgend wohin zu bewegen ſuchten. Bald hieß es, die Reitbahn ſei aufgebrochen, um mit der Vorſtadt St. Antoine den Direktorialpallaſt zu beſtürmen, bald ſollten Regimenter angerückt und Kanonen auf die Terraſſe der Feuillans geführt ſeyn, um die Reitbahn zuſammenzuſchießen und das Signal zur Ermordung aller Patrioten zu geben. Jetzt hieß es, Sieyes habe die Flucht genommen und Barras werde einen Bourbon auf

den Thron setzen; jetzt wieder trug ein Junge früh Morgens ein Blatt herum, worin eine umständliche Erzählung von Barras und Sieyes Tode und eine Aufforderung war an alle Bürger und Franzosen, noch einmal für die Freiheit und die letzte Niedertretung der Tyrannen die Waffen zu ergreifen. Dagegen aber hörte man bald wieder einen andern schreien: Fermez les boutiques! le sang va couler; les Jacobins ont ouvert les leurs. Dabei führten Hesse, Destrem (in seinem Plus de Jacobins), Marchant und andere Namenlosere rastlos die tauglichen Waffen.

Im Anfange waren über 150 Mitglieder der Räthe mit von der Gesellschaft, vielleicht eben so sehr bloße Lenker und Spione, als Theilnehmer vom Herzen. Viele zogen sich muthlos oder traurig zurück, als die Sachen ein finsteres Gesicht zeigten. Die Häupter waren vorzüglich der berühmte Santhonax, der in den westindischen Kolonien eine so blutige Rolle gespielt hat; Destrem, (vom Rath der Fünfhundert); Marchand (Redakteur des Postillion de Calais); Charles Hesse, (Exprinz, und Redakteur des Journals der freien Männer); Felix Lepelletier, (ein Bruder von ihm wird von den Jakobinern unter die Märtyrer der Freiheit gezählt); Richon, (vom Rath der Fünfhundert); Lavaux, Savary, (vom Rath der Alten); Drouet, der Postmeister, ewigen Andenkens;

Chretien, Ricord. Santhonax war lange Regulateur, und Marchant Viceregulateur; übrigens waren Bürger aller Klassen aufgenommen und mehrere ehrwürdige und verwundete Militärpersonen und Krüppel vom Sturm der Bastille her, um der Gesellschaft eine gewisse Ehrwürdigkeit und Autorität bei dem Volke zu geben. Um die Feierlichkeit zu erhöhen, eröffnete man die Sitzung mit Märschen und Symphonien und schloß mit kriegerischen und republikanischen Hymnen, worin die Menge der Zuschauer oft freudig einstimmte. Diese Zuschauer waren ein bunter und gemischter Haufe, den zum Theil Neugierde und Müssiggang, zum Theil innige Theilnahme an die großen Gegenstände der Regeneration, die man abhandelte, zusammentrieb. Andre kamen indessen eingeladen und bezahlt, und wußten wohl, was sie hier zu thun hatten. Die Gesellschaft hatte ihre Glieder darunter, die einige ihrer Maschinerien unterstützen und durch Winke, Geflüster, Geschrei und Klatschen etwas herbeiführen sollten. Die Gegenparthei ließ eben so sehr spicken, als spioniren, und die Gesellschaft beschuldigte ihre Feinde, daß mehrere Ausrufungen und Ermahnungen des blutigen Schreckensgeistes von ihren Abgesandten unter der Menge ausgestoßen seien, z. B. derjenige, so laut aufgeschrieen habe, es sei einmal Zeit, an den Mördern des unsterblichen Baboeuf (wer kennt diesen

Henkersknecht Robespierrens nicht?) Rache zu nehmen, sei ein Emissär gewesen, die Gesellschaft in den Ruf des Blutsystems zu versetzen, und man hatte in ihm einen der Polizeispione (mouchards) erkannt, der unter Duvals Ministerium eine große Rolle spielte. Doch wie dem auch sei, die Gesellschaft der Volksfreunde konnte sich ihrer Mäßigung nicht rühmen, und man konnte alle Tage ähnliche Ausdrücke und Motionen von einzelnen Gliedern der innern Schranken vom Katheder hören. Die Zuhörer machten größtentheils nur Menschen aus den Hefen des Volks aus, und von Weibern waren nur die gesunkensten Huren darunter, ein Phänomen, das den Abscheu ziemlich deutlich offenbarte, welchen das Volk (populus, nicht plebs allein) vor den Grundsätzen hatte, die hier gelehrt wurden. Die interessanten Reden und Scenen, die man hier hören und sehen konnte, wurden einem durch das Drängen, Stoßen, Toben, Schwitzen, Dunsten und den Schmutz der Anwesenden theuer genug verkauft, und dabei mußte man noch beide Hände auf Sack und Uhr halten, wenn man nicht bestohlen seyn wollte. Oft kam es unter diesem wilden Haufen vom Wortwechseln und Schimpfen, das fast nie ausging, zum Handgemenge, und es wurden gleichsam die Vorspiele zu der Tragödie gegeben, die jene im Hintergrunde aufzuführen angaben. So sehr die Redner auch brüllten, um

ihre furchtbaren Orakel vernehmlich zu machen, so wurden sie doch alle Augenblicke durch Geschrei, oder Applaudiren unterbrochen, und die Glocke und das silence! des Regulateurs klang fast unaufhörlich. Konnte der Redner dem ungeachtet nicht durchdringen, so brauchte man das amphibonische Mittel oft mit Erfolg, ließ eine Hymne spielen und sang einige patriotische Verse dazu und die wilden Gemüther wurden für einige Augenblicke besänftigt.

Die Rasendsten von allen Schreiern waren Marchant, Santhonax und Lepelletier; Destrem und Hesse fehlte das Organ nur, um sie vielleicht alle an Energie des Grimms zu übertreffen. Die Leute hatten Recht, manches zu rügen und bei der Regierung um Abstellung zu fordern, und ich selbst ward oft bethört und meinte wohl, im heiligen Eifer der Gerechtigkeit, man müsse am Ende so reden, wenn nichts helfen wolle; aber sahe ich auf den Grund, warum sie jetzt und grade so redeten, so floh ich mit Schaudern einige Schritte von jener blutigen Hölle zurück, die sich unter meinen Füßen öffnete. Die Regierung behauptete endlich, als sie sich dem Strom wieder etwas gewachsen fühlte, man müsse jetzt großen Sündern verzeihen und das Schwert nicht im Blute der Schuldigen färben, damit diese scheußlichen Menschenfresser es nicht der strafenden Gerechtigkeit aus der Hand

riſſen, und Schuldige und Unſchuldige in Ein Verderben verwickelten; und ſo verhaßt und fürchterlich waren die Alten vom Berge (wahre Söhne des Alten vom Berge aus den Kreuzzügen) mit ihrem gräßlichen Andenken, daß dieſe Erklärung der Regierung ſogar populär war.

Doch ich will einige Proben geben, wie man ſich hier auf Koſten anderer desennuyirte, und das Wahre mit dem Falſchen, das Menſchliche mit dem Unmenſchlichen, das Politiſche mit dem Tollen oft abentheuerlich genug vermiſchte. Ganthonax, ein Stück von einem zweiten Danton, mit einer herkuliſchen Bruſt, brüllte; denn ſelbſt ſein mäſſiges Sprechen war Brüllen: „Nach und Nach hebt man einige Stücke von dem Schleier auf, unter welchem unſre Regenten (gouvernans) ſeit langer Zeit den ſcheußlichen Gedanken verbargen, die Republik zu ſtürzen, die Republikaner zu ermorden, und in Frankreich eine conſtitutionelle Monarchie wieder herzuſtellen. Hier, Bürger, einige Fragen, worüber ihr weiter nachdenken könnt. — Iſt es wahr, daß die franzöſiſche Republik im ſiebenten Jahre einen Miniſter habe, der Exedelmann, Exbiſchof, Exemigrant iſt? (Talleyrand) — Iſt es wahr, daß dieſer Mann, der für einen der geſchmeidigſten Hofleute von Verſailles galt, nicht vom Anfang an, oder während des ewigen Kongreſſes zu Raſtadt, die Abſichten des

Wiener Kabinets gekannt habe? — Iſt es wahr, daß es während dieſes diplomatiſchen Gaukelſpiels dem Kaiſer möglich war, ſich ohne Auslöſung 150000 (welche Summe!) öſterreichiſche und andere Kriegsgefangene zurückgeben zu laſſen, die jetzt die Stärke ſeines Heeres ausmachen? — Iſt es wahr, daß es dem Londoner Miniſterium 2000000 Sterl. gekoſtet hat, um die Expedition nach Portugal zu verhindern, die England ſeinen nützlichſten Bundesgenoſſen geraubt und Frankreich 18 Linienſchiffe, 12 Fregatten, die ſchönſten Häfen und Schätze gegeben hätte? — (Bei dem Worte et des trésors ſchrien mehrere Stimmen: qu'ils soient pendus les traîtres!): Iſt es wahr, daß es dieſe unſichtbare und allmächtige Hand iſt, welche den ſchrecklichſten Krieg gegen die kleinen Schweizerkantone erregt hat, das einzige wahrhaftig demokratiſche Land in Europa, da man durch einige republikaniſche Unterhandlungen ſich aus dieſem braven Volke ohne Blutvergießen einen treuen und nützlichen Bundesgenoſſen hätte machen können, ſtatt daß man gezwungen geweſen iſt, Männer, Weiber und Kinder niederzuhauen, um unſre elenden Freiheitsbäume auf dem Grabe Wilhelm Tells pflanzen zu können? — Iſt es wahr, daß die Revolution Daendels der jetzigen batayiſchen Republik fünf Millionen gekoſtet hat? — Iſt es wahr, daß wir in die Provinzen, die ſich uns als

Bundesgenoſſen anvertraut haben, müſſen Vamire ſchicken, mit dem Namen von Geſandten, Kommiſſarien, Liefekanten ꝛc. geſchmückt, indem man heute die Konſtitution umſtößt, die man geſtern gab, indem man in Paris die Konſtitutionen freier Völker ſchmiedet? Iſt man ſoweit gekommen, daß wir die ganze Welt zu Feinden, und uns ſelbſt nicht zu Freunden haben? Welche Köpfe ſollen wir dafür anfaſſen? — Iſt es wahr, daß ſelbſt der Zufall uns an drei verruchten Dienern der Unterdrückung ein Symbol der Zeit giebt, wie ein Bürger geſtern bemerkte? Es ſind Plünderer die Schweitz; das Haupt heißt Raymat, (la rapine, der Raub), ſein Sekretär Forfait (Gräuelthat), und ſein Gehülfe Grugeon, (gruger, zernagen). Das giebt was zu lachen bei unſern Verbrechen. — Iſt es wahr, daß man heute mit uns ſpielt, wie geſtern, daß die Triumvirn (die drei zuletzt abgegangenen Direktoren) mit ihren Reichthümern auf ihren ſchönen Landgütern ſchwelgen; daß der ſchändliche Scherer des Morgens beſoffen und des Nachts in den Armen der Huren iſt, ohne für ſeinen Kopf zu beben? daß der übermüthige Reichthum der Armuth und Redlichkeit der Patrioten noch immer ſpottet? Iſt das wahr? — O Franzoſen, wie lange werdet ihr es tragen? wann werdet ihr die Feſſeln zerbrechen, worin euch feige Verräther halten, wann werdet ihr das ſouveräne Volk ſeyn,

das ihr gelobt habt zu werden? Mögen jene Dreiherren zuerſt büßen! Wenn wir drei ſtrafen, ſollten wir vor zwei zittern, (Barras, Sieyes) die nicht mehr Muth haben, als jene? Mag der ſchlaue Beutler (bluteur, von bluter gemacht) ſeine Mühlen noch ſo fein bauen, wir werden ſie ihm herunterreißen.“ — Eine Anſpielung auf den Direktor Desmoulins, von dem man vorzüglich meinte, er ſei ein guter gelehriger Tropf für Sieyes, der hier der Beutler heißt.

Einer der wüthendſten Abende war der, wo die Nachricht kam, man werde die Reitbahn ſchließen laſſen. Dies geſchah auch bald nach dem Feſte des 14. Julius, und die Herren quartierten ſich in der Dominikanerkirche Rue du Bacq, in der Vorſtadt St. Germain ein, wo ſie ihr letztes Ende feierten. Indeſſen verſuchten ſie bei dieſer Gelegenheit alles, ſich und das Volk in Wuth zu ſetzen. Aber kein Engel des Himmels, oder der Erde kam, ſie zu ſchützen, wahrſcheinlich weil es ihnen ſelbſt an Muth fehlte, die großen Mittel, wovon ſie ſo viel ſchwatzten, zu gebrauchen. Aus dieſer letzten Seſſion noch einige Worte, und dann will ich mein Auge von ihnen auf ewig wenden, wie Klopſtock von der Hölle ſagt: „Gott ſchuf ſie, in drei ſchrecklichen Tagen ſchuf er ſie und wandte von ihr ſein Antlitz auf ewig.“ Felix Lepelletier mag reden: Hört mich, Bürger, und wagt es,

euer Recht aufrecht zu erhalten. Seit dem 14ten Julius hat man gegen die Geſellſchaften alle Journale organiſirt und empört. Es iſt kein Zweifel, daß die Freiheit, ſeine Gedanken zu äußern, den Feinden der Freiheit nicht einen weiten Spielraum gebe..... Wir wollen ſie darum nicht weniger vertheidigen dieſe Freiheit, wie ein heiliges Recht des Menſchen und des Bürgers. Ihr ſeid auf den Fußſtapfen des geſetzgebenden Korps einhergegangen, und weil einige Ideen, die auf dieſer Tribune geäußert ſind, wieder bei den Fünfhunderten vorgebracht ſind, hat man dort den Allarm geſchlagen. In welchem Zirkel meint man denn den Gedanken der Geſellſchaft zu beſchränken? Die Freunde der Freiheit, wo ſie auch ſeyn mögen, leuchtet ihnen nicht Eine Sonne der Wahrheit? Will man eine Reaction machen? will man euch zwingen, eine Sciſſion der Grundſätze mit der Nationalrepräſentation zu machen? Ihr habt laut gegen die Diebe und Verräther, lauter gegen die höchſten Diebe geſchrieen; man nennt euch Beller; (aboyeurs) ihr habt ihre Köpfe gefordert; ihr heißt Blutſaufer (buveurs de sang). Dies iſt der Grund der unſterblichen Verfolgungen. Nehmt jetzt einen Schwung, wie er der großen Thaten des franzöſiſchen Volks, wie er der Gefahr, worin ihr und die Freiheit ſeid, würdig iſt. Ihr kennt eure Feinde. Zu ihnen gehören auch die Geſandten und Agenten der

sogenannten Neutralen, die im heimlichen Kriege mit euch sind. Nehmt den Krieg mit der ganzen Welt, weil sie ihn mit euch will! Reißt dem König von Preußen und Schweden die Larve der falschen Freundschaft ab, womit sie euch endlich den Russen aufopfern werden! Laßt die ganze Welt gegen uns aufstehen, wir werden die Welt besiegen; denn unser Interesse ist das aller Völker. Der Moderantism ist in einer Republik, was die Feigheit in einer Armee ist. Was hebt ihr, Blut zu vergießen? Wollen sie nicht unser Blut, die uns für Wüthende und Tiger ausschreien? Steht hier, oder fallet rühmlich auf eurem Posten. Wer nicht alle Tage sterben kann, wird immer vor dem Tode zittern. Jetzt zittert nicht. Laßt euch unter diesen Gewölben begraben, eh ihr hinausgehet. Das verlassen der Reitbahn würde das Signal der Reaction und der Ermordung der Patrioten in allen Departements seyn. Ich werde bleiben, und sollte ich der einzige seyn. ꝛc." Aber es erfolgte kein Beifall des Enthusiasmus, vielmehr riefen einige Versteckte aus dem Volke: Rostex, Rostex! Aber er blieb nicht, und ich habe ihn nachher noch bei den Dominikanern seine blutige Lunge anstrengen hören.

Das Feſt des vierzehnten Julius.

Unſtreitig war der Tag, welchem zu Ehren dieſes Volksfeſt gefeiert wird, einer der ſchönſten im Anfange der Revolution. Selbſt ſeinen blutigen Kampf kann man ohne Schauder anſehen; denn er war ein Kampf des Lichts gegen die Finſterniß. Seit dem großen, aber böſen Richelieu, ja, wenn man weiter zurückgehen will, ſeit dem feigen Ludwig XI., war die Baſtille der Abſcheu Europens und die Schande der Franzoſen geweſen. Daß eine ſolche Hölle in einem geſitteten Staate exiſtiren konnte, daß die Nation ſie ſo lange ertrug, war das Erſtaunen und der Vorwurf der übrigen Völker. Sollten ſich denn nicht alle menſchlich gefreut haben bei der Nachricht, die alten Kerker, die zum Theil Opfer von 30 und 50 Jahren enthielten, ſeien gebrochen, und von dem ſchwarzen Bau, dieſem plutoniſchen Pallaſt des Tartarus, auch kein Stein auf dem andern geblieben? Ich war den Abend vorher mit einem Freunde unter den Knüppeln, Schurzfellen und Kitteln des Reitbahnauditoriums, und hörte Marchant, nachdem er ſich an Invektiven und Verfluchungen erſchöpft hatte, die bedeutenden Worte ſagen: „Die Regierung wird morgen prächtig in ihren bunten Kleidern, von Kutſchen und Lackeien gefolgt, auf dem Marsfelde erſcheinen. Ich fordre

das Volk auf, seine Würde zu zeigen. Es sei mit den Freunden des Vaterlandes auf dem Bastillenplatze um die Mittagsstunde.“

Etwas Unterhaltendes also erwartend setzte ich mich mit meinem Freunde um 10 Uhr in einen Faker, und rollte mit ihm den weiten Weg durch die Straße St. Antoine, an deren Ausgang in die Boulevards ein ziemlich geräumiges offenes Viereck die Stelle andeutet, wo vormals die Bastille stand. Man sieht jetzt auch keine Spur mehr von jenen Zwingern, Gräben und Brücken, wodurch diese Gegend einst so schrecklich war. Selbst der letzte Schutt scheint weggetragen, und über die ebene Fläche konnte ein Pflug gehen. Der größte Theil des Platzes war mit hohen Stapeln Holz bedeckt; an der südwestlichen Seite sah man eine kleine mit einem Häuschen bedeckte Fontaine, die kein Wasser hatte, mit der omynösen Aufschrift: Fontaine de la liberté. Sollte man es glauben, daß wir mehrere anwohnende Bürger fragen konnten, uns den Eingang der ehemaligen Höllenthore zu sagen, und sie die Gegend nicht mehr bestimmt wußten? So leicht löscht sich manches aus dem Gedächtnisse aus. Es war bei unsrer Ankunft noch fast niemand da, und wir gingen also auf ein halbes Stündchen nach des berühmten Dichters Beaumarchais Pallast und Garten, und besahen sein schönes Monument, worüber Pappeln und Thrä-

nenweiden ihre noch nicht lange gepflanzten Zweige hängen. Erſt gegen Ein Uhr war ein kleiner Menſchenhaufe da. Die meiſten nemlich hatten ſich einzeln wieder verlaufen, ſo wie ſie gekommen waren, da ſie keine Brüder vorfanden, und dieſe waren auf ein bloßes Schrecken und Gerücht ausgeblieben, man wolle Truppen gegen ſie kommandiren, weil ſie ſich gleichſam als eine zweite Gewalt im Staate das Dekretiren und Zuſammenrufen des Volks zu einer durchaus polizeilichen Sache heraus nähmen. Die wenigen Anweſenden gehörten auch nicht zu der glänzenden Klaſſe von Bürgern, und waren vielleicht gröſtentheils aus der Antonsvorſtadt ſelbſt. Man ſah faſt nichts, als ſchmierige und zerlumpte Kittel, Schürzen und Schurzfelle, und große Dornprügel; denn dieſe Wenigen ſchienen wenigſtens den Willen zu haben, ſich, wenn es Noth thäte, allenfalls zu wehren. Einige Incroyables mit wilden Mienen, und einige wenige Brüder, die man am forcirten Sansculottism erkannte, waren unter ihnen. Ein ſonderbares Ding, daß gerade die ſich hier verſammelten, deren unſcheinbares und kleines Daſeyn nichts von den Thürmen zu fürchten hatte, die einſt hier ſtanden. Nachdem dieſe Wenigen lange gewartet hatten auf Verſtärkung, die ihre Verſammlung weniger ſchimpflich machen ſollte, huben ſie endlich an, ein grünes Pappelbäumchen auf ein Paar rüſtige Schultern zu

heben, und mit dem Absingen der Marseiller Hymne und des Reveil du Peuple die Procession um die alten Gränzen der Bastille zu beginnen. Nachdem diese Lustration vorgenommen war, brachte man einen Stuhl, den zuerst ein Officier (er sah einem Brigadechef gleich) mit gutem Willen und einem schlechten Organ bestieg, der den Gegenstand nicht erreichte. Aber bald sprang einer nach ihm darauf, dessen Gestalt mir ewig gegenwärtig bleiben wird. Ein kleines etwas gekrümmtes Bürschchen, höchstens in seinen Zwanzigen, mit einem langen Gesichte, einer ungeheuren krummen Nase, und ein Paar brennenden Augen. Hierzu denke man sich einen halbkahlen Kopf, und eine Farbe, wie sie nach einem langen Aufenthalte in den Lazarethen an das Licht zu kommen pflegt. Seine Mienen waren zur Wuth gespannt, sein Mund öffnete sich, ehe er noch redete; er spie eine Hölle aus. Nur ein Paar Worte zur Probe! „O daß jene blutige Energie wieder erwachte, daß das Volk jene edelmüthige Wuth der Gerechtigkeit wieder nähme, die den heutigen Tag auf immer denkwürdig gemacht haben! Haben wir nicht noch unsre Lamlay und des Fiesselles? Haben wir nicht unsre Artois und Gouvise? Sind die Antoinetten ausgestorben? Geht die Tochter des reichen Cabarrus, des feigen Necker, (wie Bailly und Stael) seht das Weib des kleinen ägyptischen Don Quixote! (Madame Beauharnois

Buonaparte). Sie herrſchen und kabalirenz und helfen die Schätze mit verzehren, oder doch vertheilen, die wir den Nationen geraubt haben. Alle die Früchte, die dieſer groſse Tag Frankreich bringen ſollte, ſcheinen auf immer für uns verloren. Sie we den verloren ſeyn, wenn wir ſie nicht mit Gewalt pflücken. Wo iſt die Gleichheit, wo iſt die Republik, wo iſt die Demokratie? Nirgends. Wir haben wieder das alte Paris, und ſchon geht man im Pallaſt Luxemburg und bei den Huren gewiſſer Erbarone (Barras) zur Cour, und der Name Bürger iſt ein Schimpfname geworden. Wie lange werden wir es leiden, daß wir in Armuth und Verachtung ſind! (lautes Klatſchen und Lärmen) Seht euch an, und fragt dann, wie die Republik ſteht? Iſt es länger zu leiden, daß man Schurken, die uns betrügen, in Karoſſen und Kabriolets fahren, und auf neapolitaniſchen und barbariſchen Pferden durch die Gaſſen und über die Boulevards ſprengen, und ehrlichen Bürgern die Kleider und Strümpfe beſprützen? Wollt ihr den Hohn länger dulden? Dieſe Reichen, dieſe Glückspilze, welche allein den Vortheil von der Revolution gezogen haben, wollen wohl die Freiheit, aber nicht die Gleichheit; man muß ſie gleich machen (il les faut egaliſer) und ſollte es durch die Köpfe geſchehen.“ Ein wildes Geſchrei des Beifalls, mit der

deutendem Schwingen der Knotenſtöcke begleitet, endigte die Rede.

Der Redner und ſein Vorgänger griffen nun zu dem Spaden, und gruben für den Freiheitspappelbaum ein Loch, in deſſen Grund ein Stein, den man aus dem Schutt ſuchte, verſenkt ward. Der Redner hub hier wieder an, indem die Erde langſam um die Wurzel aufgehäuft ward. Wir beide drängten uns mit den andern hinzu, und um beſſer zu ſehen, nahm mein kurzſichtiger Freund (der die goldne Nadel ſeines Buſentuches und ſeine ſchimmernde Uhrkette den neidiſchen Augen dieſer Republikaner ſchon entzogen hatte) ſeine Lunetten, und ſetzte ſie auf die Naſe; ein offenbares Zeichen der Stutzerei und des Ariſtokratismus, denn man konnte beim Abendeſſen ſelbſt ganze Reihen bebrillter Naſen an den Tiſchen der vornehmſten Reſtaurateurs ſehen. Bald ward dies Zeichen auch willig aufgegriffen. Ein vierſchrötiger Schmied — wenigſtens verriethen ſeine berußten Fäuſte und ſein Schurzfell ſo etwas — guckte ihn von unten auf an und ſagte höhniſch: „Bürger, binnen 14 Tagen wird ſich das Volk nicht mehr durch Lunetten anglupen laſſen.“ (en quinze jours le peuple ne se fera plus viser par des lunettes.) Dabei machte er eine Bewegung mit ſeinem Geſichte und ſeinem Stock, daß ich meinen Geſellen anzupfte, und ihn erinnerte, daß unſer Rock für dieſe Verſammlung zu gut ſei.

Wir gingen, er mit ſehr gedämpftem Feuer, wozu ich ſeinen feurigen Demokratism noch ein Bischen in die Beichte nahm.

Wir gingen ins nächſte Kaffehaus, uns zu erfriſchen, und trafen dort einen alten Bürger, der aus einem andern Grunde weggegangen war, als wir. Er ſchimpfte über die Lauigkeit der Zeit, ſo einen Tag nicht beſſer zu feiern, und die Thränen des Grimmes liefen ihm über die Wangen. „Ich war,“ ſagte er, auf ſeinen kahlen Rock und ſeine ſchlechte Parücke zeigend, „ein wohlhabender Mann, ehe man die Steine der Baſtille bewegte. Ich war mit dabei, ließ mein Metier als Uhrmacher Jahre lang liegen, um den Volksgeiſt mit verbeſſern zu helfen, und ſo bin ich mit zu Grunde gegangen. Soll ich nicht weinen, Bürger, wenn ich dies ſo anſehe? Ich habe den Sturm mit gemacht, ich habe mein Leben riſkirt und ich bin arm“ et je suis pauvre. Dies Wörtchen pauvre ſollte man mit goldenen Buchſtaben drucken laſſen. Es liegt die ganze Philoſophie des Lebens und der Politik darin. Man könnte es über den Titel eines Buches ſetzen, das zu hundert Folianten angeſchwellt werden könnte. Wir machten unſre tiefſinnigen Betrachtungen über die Worte ſeines Schluſſes von Flüchen und Betheurungen, „et je suis pauvre,“ und kamen ſo langſam ſpazierend im Palais Egalité bei den drei Provenzalen zum Mittageſſen an, erpe-

dieten uns ſchnell, und hatten gegen 4 Uhr in einem ſchnellen Fiaker das Marsfeld erreicht.

Eben begann aus dem Pallaſte der Zug. Er war beinahe in der Ordnung, wie ich ihn bei der Feier des Leichenfeſtes beſchrieben habe. Nur nahmen die Stellen der verwaiſten Familien und der Reihen des cäſariſchen Kleides von Debry, verwaiſte Familien und Ruinen der Baſtille ein. Man ſah nemlich in der Mitte des Zuges, gleich hinter dem Direktorium, aus den Ruinen der ci-devant Baſtille ein Modell derſelben, etwa drei Fuß hoch, auf einem Gerüſte von vier rüſtigen Veteranen tragen. Dieſen folgten Greiſe und Jünglinge, Frauen und Mädchen auf Krücken und an Leitern, die bei der Stürmung der Baſtille zu Krüppeln geſchoſſen waren; ein ehrwürdiger Anblick. Man beging dieſes Feſt ganz zweckmäßig. Nach einer rührenden Muſik und Geſang, die in der Mitte der Gewalten (des autorités) vom Conſervatoire ausgeführt wurden, machten etwa 12000 Mann (der größte Theil der Garniſon und der Garden) mancherlei Evolutionen, Angriffe, Rückzüge, Hinterhalte, kurz die lebendigſten Bilder der Schlachten und des Todes. Vorzüglich ſchön und ſchnell zeigte ſich dabei die reitende Artillerie, die zu den ſchönſten Theilen der franzöſiſchen Armee gehört. Dieſe Uebungen wurden über zwei Stunden fortgeſetzt, und machten mir, vielleicht auch andern, ein rührendes Ver-

gnügen. Doch war die Zahl der Zuſchauer ſehr klein, höchſtens 50000, und beſtand auch hier meiſtens aus dem neugierigen und nach ſolchen Dingen laufenden Pöbel. Die feine Welt hält die Theilnahme an politiſchen Dingen und ſolchen Feſten unter ſich und mag ſich nicht mehr herablaſſen, aus den Karoſſen und von den wiehernden Rennern, ja nur aus den Fiakern unter das Volk hinabzuſteigen. Für ſie wurden ſchon die Theater und die Hinabſteigung des Orpheus zur Hölle aufgethan, als hier noch die Kanonen donnerten. So ließ auch dieſes Feſt die Meiſten kalt, und gab den Warmen Stoff genug, allerlei traurige Betrachtungen anzuſtellen. Ja nicht einmal zu lachen gab es was, und ohne die Biertonnen und Würſtchen der Schenken und Zelte, wäre es um den Menſchenhaufen noch erbärmlicher geweſen. Lachen mußte ich doch, als man von allen Seiten durch das Gedränge der Mäſſe ſchrie: Des voleurs! gardez vos poches! Ich griff wirklich nach der meinigen und nahm meine niet- und nagelloſen Sachen unter den Beſchlag der Hände, als ich einen der Schreier ein Papier tragen ſah. Da ward ich meines Irrthums inne, daß ich dieſe Colporteurs für ehrliche Warner gegen Diebe gehalten hatte, die in ſo einem Haufen oft Gelegenheit finden, ihre Fixfingrigkeit zu zeigen. Dies Ausgeſchrieene war die Aufſchrift eines Blattes, worin man tauſend Lügen las von dem

lunfug, den die Jakobiner vor drei Stunden mit ihren Tausenden auf dem Bastillenplatze betrieben haben sollten. So geht der Weg der Flugblätter. Jeder setzte frisch einen Sol daran, um die neue Mähr, die er nicht mit angesehen hatte, doch auch zu lesen.

Ein Wort von den Journalen, Pamphlets, Tagsblättern, Affichen, Colporteurs ꝛc.

Manches, was über diese Artikel zu sagen wäre, ist beiläufig unter den vorigen Rubriken schon gesagt worden, und wird vielleicht auch nachher noch wieder vorkommen, so daß ich mich der Kürze befleißigen kann. Für die Zeitungsschreiber, Journalisten, Pamphletisten, kurz für alle die, welche durch die Feder Kabalen, Intrigen und politische Händel anzetteln und verwirren wollen, ging mit dem Sturz des alten Direktoriums eine schöne Zeit an, und obgleich man bald höhern Orts wieder anfing, von Einschränkung der Preßfreiheit und von Bestrafung und Zügelung der frechsten und unverschämtesten Schmierer zu sprechen, so blieb die Sache doch immer unentschieden hängen, und jene, die zum Theil durch Kerker und Deportation abgehärtet waren, ließen sich nicht schrecken. Mit jedem Tage trat ein neues Blatt und ein neuer Titel auf, die einen immer pompöser und hochtönender

der

der, als die andern; und immer ſtrebte das eine, die andern zu verdrängen, indem es die hohe Miene der Verachtung annahm. Außer dieſen ſtehenden Journalen war das Heer der Flug- und Tagblätter, die umſonſt und um einige Sols ausgegeben wurden, unendlich, und jede Parthei ſuchte ſo ihr loſes Spiel zu verhüllen, oder zu beſchönigen. Was die politiſche Tendenz dieſes bedruckten Papiers betrifft, darüber iſt ſchon im Vorigen ein ſattſames Licht verbreitet, und ich will alſo das Alte nicht wieder aufwärmen, oder weiter ausſpinnen. Aber Eine Art, die ihnen allen mehr oder weniger eigen iſt, kann ich nicht unerwähnt laſſen. Ein jeder Journaliſt und Zeitungsſchreiber muß die Kunſt des Ausdehnens und Reckens und des Schaffens aus Nichts verſtehen; aber wie dies die Franzoſen können, iſt unbegreiflich und unbeſchreiblich. Wie wäre es ſonſt möglich, daß über hundert ſtehende Journale, die bloß politiſch ſind, neben einer Legion anderer beſtehen könnten, Journale, die wegen des Stempels zu dem Preiſe von 40 bis 60 Franken (10 bis 15 Thaler) für das Jahr anwachſen. Für einen Fremden ſind dieſe Journale, beſonders in den jetzigen Zeiten, etwas äußerſt Intereſſantes und Belehrendes. Man kann ſie mit vielem Rechte die Karaktere der Nation mit ſtehenden Lettern nennen; denn alle liebenswürdigen und närriſchen Seiten der lieben Nation treten in ihnen in mancher-

lei Nüancen und Schattirungen hervor, und geben ſelbſt dem Dürrſinn und Dürftigſten dieſer Sattung eine freundliche Magie, weil die Phantaſie immer Punkte findet, worüber ſie brüten, und die Beſchauung Tiefen ſieht, wohin ſie hinabſteigen kann. Was ſich am meiſten, ja täglich zeigt und dies Volk bezeichnet, das noch immer ſeinem größten Theile nach alles Fremde als barbariſch und des Wiſſens nicht würdig anſieht, iſt die erſtaunliche Unwiſſenheit der Geſchichte und Geographie anderer Länder, und man ſtößt häufig auf die lächerlichſten Fehler. So behauptete neulich einer: „es waren Franzoſen, die unter Wilhelm dem Eroberer England eroberten, und die Reiche im ſüdlichen Italien gründeten; alſo gehören den Franzoſen beide Länder, und noch haben ſie das Recht daran nicht aufgegeben.“ Ich verdenke es ihnen nicht; aber für's Erſte kommen ſie mit ihren Händen noch nicht an die Londner Bank. Wußte der Schreiber nichts von Rollo und ſeinen Normännern, die unter Karl dem Einfältigen Frankreich ſo mishandelten? Am Ende mußten die Schweden und Dänen, die letzten der tapfern nordiſchen Wanderer und Helden, die Anſprüche durchſetzen. — Ein andrer erzählte vom Don Quixote der Koalition (wie der ruſſiſche Monarch nur genannt ward) allerlei wunderbare Dinge, und ließ die zweite ruſſiſche Armee 3000 Lieues von Tobolsk her marſchi-

ren, und machte ſie zu lauter Aſiaten. Sie ſind alle in Pelz gekleidet, hieß es, haben lange Bärte und fürchterliche Waffen zur Liebe (instrumens d'amour). Doch tröſtete er ſeine Landsleute damit, ſie müßten wenigſtens noch ein Jahr auf dem Marſche zubringen, ehe ſie den Rhein oder die Alpen erreichten. — Ein dritter, als ſie denn doch wirklich ſchon in Böhmen eingerückt waren, ließ ſie nach Konſtanz, einem Hafen am Bodenſee, marſchiren, wo ſie ſich für die Expedition von Holland mit den Engländern einſchiffen ſollten.

Immer indeſſen ſieht man es den franzöſiſchen Blättern an, daß ihnen das Politiſche und politiſche Abhandlungen, wie ſie der Engländer bei ſeinem Thee, und der Teutſche bei ſeinem Pfeifchen und Bierglaſe, mit ſo vielem Ernſt und Appetit genießt, nicht recht natürlich vom Munde noch zum Munde gehen. Wenn man die wüthendſten Partheiblätter ausnimmt, worin der leichte Karakter des Volks aus ſeinen Angeln gerißen iſt, ſo ſchlüpfen ſowohl Schreiber, als Leſer über die kleinen und ſpeziellen Umſtände weg, warum es dem Teutſchen immer am meiſten zu thun iſt, und geben das Ding ſo ziemlich dick und rund. Kömmt es aber darauf an, ſich ein bischen mit Worten herum zu narriren und zu hänſeln, mit der leichten Luft zu ſpielen, und doch was in ihr zu erfaſſen zu wiſſen, o da ſind ſie an ihrem Platze. Man ſehe einen teutſchen

und einen franzöſiſchen Fechter gegen einander über, und man hat den Unterſchied. Der erſte ſteht feſt wie ein Ochs, und läßt wie ein Ochs zu; der zweite ſpielt und wippt ſo viel herum, als habe er es mit einem Strohhalm zu thun, und trifft auch. Wenn von einem Luftflug, von einem großen Tänzer, von einer Pantomime, einem Feuerwerk, und desgleichen die Rede iſt, da ſind ſie allerliebſt, und ſelbſt durch die Wichtigkeit ergötzend, die ſie ihren kleinen Spielen geben. Man höre nur:

St. Georges, der große St. Georges war in den erſten Tagen meiner Ankunft geſtorben, St. Georges, der Repräſentant und Liebling der Nation, der vormals mit dem Chevalier d'Eon den berühmten Zweikampf zu London auf einer Bühne hielt, und nach dem Schauſpiel eines zweiſtündigen Kampfes von jenem gewaltigen weiblichen Ritter unüberwunden blieb. St. Georges war todt, darüber vergaß man die Schlacht bei Verona und bei Stockach, und Tage lang war kein anderes Geſpräch als er. Alle Schauſpielhäuſer, Promenaden, Kaffehäuſer und Gärten hallten den Namen des groſſen, des liebenswürdigen St. Georges; er ertönte, wenn nur zwei, oder drei Leute auf der Straße ſtill ſtanden. Er war drei, vier Tage durch der Wiederhall aller Journäle, und der Lückenbüßer der Leerheit. Man rühmte ſeine Talente in allen ſchö-

nen und liebenswürdigen Künſten, ſeine ſchöne Geſtalt, ſeine Stärke, ſeine Freimüthigkeit und Munterkeit, und ſchloß meiſtens mit dem Ausdruck: c'etoit le veritable François c'eſt à dire le plus aimable des mortels. Er iſt der Voltaire de l'equitation, de la musique, de la danse et des armes. In der That eine ſonderbare Erſcheinung für einen Deutſchen, der ſo albern gewöhnt wird, körperliche Gaben höchſtens als kleine Zugiften der Natur anzuſehen, St. Georges war der ſchönſte, der ſtärkſte, der liebenswürdigſte Mann ſeiner Zeit, (er ſtarb 58 Jahr alt) ein treuer Freund, ein guter Bürger, ein reizender Geſellſchafter, Tugenden, von denen einige ſchon genug wären, unſre Theilnahme zu verdienen. Er war der Alcibiades ſeiner Tage, genoß die Freude, aber ſchändete ſie nicht. O auch ſolche Vorzüge verdienen die Unſterblichkeit, und ein Volk, das einen lebendigen und leicht beweglichen Sinn für Schönheit hat, wird ſie ewig ſchätzen.

Le Clairvoyant ließ Folgendes von einer großen Luftreiſe Blanchards vernehmen. „Wie man hört, hat endlich die große Nation, die beſtimmt zu ſeyn ſcheint, Europa wieder zu gebähren, und alle Angelegenheiten der Menſchen auf das Höchſte zu bringen, ſich über eine Erfindung Glück zu wünſchen, worüber man lange vergebens geſonnen hat, und die dem Genie und Glücke der Nation vorbe-

halten war. Der Bürger Blanchard hat das Geheimniß erfunden, seine Luftschiffahrt sicher und schnell mit und gegen den Wind anzustellen. Er wird, um einen Versuch zu machen, in Zeit von 8 bis 10 Tagen, von hier nach Neuyork in Nordamerika segeln, und ladet alle Bürger ein, die dort Geschäfte machen, in den nächsten Tagen ihre Pakete und Briefe abzugeben. Passagiere kann er jetzt nur zwei mitnehmen. Innerhalb eines Monats wird er wieder zurück seyn."

Indessen ward nichts aus der amerikanischen Fahrt, und nun versprach er, mit dem berühmten Lalande eine Reise nach Gotha zu machen, binnen höchstens zwei Tagen, um die Gönner und Freunde des berühmten Astronomen, den Herzog und den Major von Zach, durch ihre Ankunft zu überraschen. Sollte man es glauben? der alte Lalande gab diese Nachricht unter seines Namens Autorität. Das Publikum lachte und freuete sich. Der Teutsche nennt es schlechtweg Narrheit, und doch sind die Franzosen keine Narren. — Sie stiegen bald in Tivoli auf, und man las den 10ten Thermidor in mehrern Blättern: Gestern um 7½tel Uhr Abends ist mit dem Aeronauten Blanchard der Astronom Lalande in einem Nachen aufgestiegen, (parti) der unter fünf Ballons hing, die in eine einzige Gruppe verbunden waren. Der Ort der Abfahrt war Tivoli. Als

die Luftflotte (flotte aerienne) zu einer gewiſſen Höhe war, ſah man aus dem Nachen ein Anker an einem langen Tau herabfallen, da hörte die Flotte auf zu ſteigen, ja ſie behauptete lange Zeit einerlei Höhe. Sie ging gegen Weſten, und einige Perſonen behaupten, daß Blanchard in der Wirkung dieſes Ankers und in der Diſpoſition der Bälle ein Lenkungsmittel zu finden hoffe, und daß er ſich verſegte, zu St. Cloud an einem beſtimmten Orte (dans un endroit indiqué) herabzukommen.“ So ward aus Gotha St. Cloud.

Eine groſſe Rubrik einiger Blätter nehmen Theateranzeigen ein und Beurtheilungen der Stükke, die darauf geſpielt ſind, der Schauſpieler, die ſie dargeſtellt haben. Außerdem findet man Anzeigen der Feſtlichkeiten und Bälle zu Tivoli, Eliſée, Frascati, im Pavillon d'Hannovre; Recenſionen über einheimiſche und fremde Litteratur, fein leicht und leiſe — und dieſe Rubrik gehört für einen Fremden nicht unter die ununterhaltenden. Da war zuweilen von Klopſtock, von Kotzebue, von Lafontaine allerlei Schnurriges zu leſen. Von Klopſtock ſagte einmal einer: „er iſt der Pindar der Teutſchen, die ihn ſelbſt nicht verſtehen. Er zeigt das groſſe Geheimniß der Dichtkunſt, die ſich nur begreifen läßt durch eine Gabe des Wahrſagens und Räthſelauflöſens.“ (à force de deviner.) „Kotzebue,“ heißt es bei Gelegenheit der Anführung ſeiner Ver-

ſöhnung, die unter dem Titel: Les deux frères, ins Franzöſiſche überſezt und geſpielt iſt, „Herr von Kotzebue iſt unſtreitig das größte dramatiſche Genie, welches unſre Nachbaren, die Teutſchen, bis jezt gehabt haben. Er hat es ſeiner Nation zuerſt verdient, daß Stücke von ihr auf franzöſiſchen Theatern gegeben werden. Daß die Teutſchen uns Lehren im geſunden Verſtande (pour le bon sens) geben, iſt etwas gewöhnliches; aber daß ſie im Geſchmack mit uns wetteifern, wer hätte das je gehofft?“ So geht es in einem langen Raiſonnement fort, wobei Kotzebue endlich als der erſte teutſche Schriftſteller mit der Anmerkung entlaſſen wird, er würde noch vorzüglicher ſeyn, wenn er nicht ſo viele fadeurs allemandes hätte. Das Einzige, worin ſie ihm nicht unrecht thun.

Zu den Tagesblättern, die bei allem Wechſel und Wandel der Partheien und bei allem Druck der Preßfreiheit nie ausgehen werden, und denen es nie an Leſern fehlen wird, gehören die ſogenannten Affichen, eigentlich zum Anſchlagen beſtimmt, wie der Titel ſagt, aber ſonſt auch in allen Kaffe- und Bierhäuſern zu finden. Die älteſten ſind die Affiches ſchlechtweg, neben ihnen beſtehen aber immer mit einem ſichern Abſaz les petites Affiches, welche täglich auf einem halben Bogen in klein Oktav gedruckt werden, und allerlei Angelegenheiten des alltäglichen Lebens enthalten. Auktionen,

Käufe, Verkäufe, Anfragen, Hochzeiten, Eheſcheidungen, Gebohrne und Geſtorbne, Theater- und Gartenanzeigen, und was für Artikel ſind, die dieſes Blatt nie leer laſſen. Die Affiches ſind in Folio mit mehrern Kolonnen gedruckt auf Einer Seite nur, weil ſie zum Anſchlagen beſtimmt ſind; auch ſieht man ſie durch die ganze Stadt an den lebendigſten Straßenecken, und bei Durchgängen und Hauptthoren und Pforten angeſchlagen. Lange war mir das eine ſehr luſtige und angenehme Lektüre, ſowohl wegen des Neuen, was ſie anfangs für mich hatten, als wegen der mancherlei zufälligen Nachweiſungen und Belehrungen, die man darin über viele Gegenſtände erhielt, und wegen der oft witzigen und launigen Poſſen und Einfälle, die zuweilen darin ausgegoſſen waren.

Der intereſſanteſte Artikel waren unſtreitig die Heirathsluſtigen, die hier öffentlich ihre Ausſtellungen und Bedingungen machen, unter welchen ſie das Ehejoch auf ihren Rücken nehmen wollen. Man rechnet und handelt und fragt und bietet aus ganz kaufmänniſch, und preiſt und verlangt ſeine Waare auf Glauben, indem man die Addreſſe des Wohnortes, oder den Unterhändler angiebt, durch welchen der Handel berichtigt werden kann. Das Meiſte kömmt doch auf die äußere Güte und das Anſehen der Waare an. Was haben die Pariſer Eheleute viel mit einander zu thun? Man nimmt ein Weib, weil es herkömmlich und bürgerlich iſt, und

nachher geht ein jeder seiner eignen Nase nach seinen Weg, ohne sich viel um seinen Gesellen zu bekümmern. Oft können solche unter guter Firma geschlossene Ehen ganz tröstlich ausschlagen. Das Ding ist dasselbe, die Art es zu behandeln, ist nur anders als gewöhnlich. Hier geht es direkte, bei uns indirekte und durch eine Art Schleichhandel. Der junge Herr tritt der jungen Dame und ihrer bei seiner unsterblichen Liebe, bei den Reizen ihrer himmlischen Person, bei der Engelgüte ihres Karakters um Gegenliebe, indem er auf die vollen Beutel oder den hohen Rang und emporhebenden Einfluß des dicken Herrn Papas schielt, an welche eigentlich die feurige Liebeserklärung gerichtet war. Zur Probe dieser närrischen Art, sich Mann und Weib zu suchen, wo es freilich im Menschengewimmel schwer ist, je eine Gestalt, oder ein Herz, das oft beweglicher ist, als die Gestalt, festzuhalten, einige Forderungen.

„Eine Wittwe von 36 Jahren, die eine ansehnliche Haushaltung und ein schönes Haus in der Straße Montmartre, nahe an den Boulevards besitzt, und ihre jährliche Einnahme auf 30000 Franken rechnen kann, wünschte einen Mann von mittlern Jahren, oder von ihrem Alter zu finden, der mit ihr die Sorgen der Wirthschaft übernehmen könnte. Er müßte aber wenigstens 10000 Franken jährlicher Einnahme besitzen, oder gültig beweisen

können, daß er, was daran etwa fehlte, binnen 10 Jahren durch Erbschaft oder andere sichere Vortheile erlangen würde. Lieber noch hätte sie einen Mann zwischen 20 und 30 Jahren, vorausgesetzt daß er sittsam und nicht häßlich sei, er könnte wegen des längern Lebens, das er hoffen läßt, (wie fein!) am Vermögen die Hälfte weniger haben. Die Wittwe ist von einem sehr vortheilhaften Aeußern, (d'un physique bien avantageux, ein Wort, das selten fehlt) und man würde sie nicht älter, als 25 Jahre glauben. Sie hat keine Kinder. Man wende sich an den Gesetzesmann (homme de loi) Beaupas in der Straße Clery, Nr. 251."

„Ein wohlbegüterter Mann von 30 Jahren und einer starken Konstitution, die ihm ein langes Leben verspricht, wünschte sich binnen 14 Tagen, aufs höchste drei Wochen, zu verheirathen, weil seine Umstände eine Wirthin erfordern. Er hat ein Vermögen von 40000 Franken, worüber er Beweise geben kann, und wünschte eine Frau, die eben so viel, oder doch nicht viel weniger, dazu beyzutragen hätte. Am liebsten hätte er es, wenn sie Beweise abzulegen hätte, daß sie noch Jungfrau, etwa 17 bis 22 Jahr alt sei, und das Klavier spielen könnte; es ließe sich dafür allenfalls vom Vermögen etwas abschlagen. Er verspricht ihr, immer heiter und freundlich gegen sie zu seyn, und hat keine Fehler, als daß er gern ins Schauspiel geht, und

Ausbrüchen (des accès de colère) des Zorns unterworfen ist. Man wendet sich an ihn oder ſſ."

„Ein Mann von 50 Jahren, der noch einer starken und frischen Gesundheit genießt und mit einem ansehnlichen Vermögen aufs Land zu ziehen gedenkt, wo er ein hübsches Gut hat, wünschte für die übrigen Tage seines Lebens eine fröhliche und wohlige Gesellschafterin, die als Frau mit ihm zu leben nicht verschmähte. Da er nicht auf Vermögen zu sehen hat, so werden nicht Reichthümer, sondern Liebenswürdigkeit des Herzens und muntere Laune mit einer angenehmen Gestalt bei ihm entscheiden. Seine Frau dürfte nicht gern unter 25 und über 36 Jahr sein. Am liebsten hätte er eine Jungfrau. Doch auch eine Wittwe würde ihn trösten können. Er ist munter und launigt, liebt Musik, Jagd, Tanz und alle Freuden des Lebens. Man wendet sich ꝛc."

„Ein Jüngling von 25 Jahren, dem durch den Tod seines Vaters eine reiche Erbschaft und die Sorge einer großen Haushaltung zugefallen ist, und dem seine Geschäfte nicht erlauben, sich eine Frau zu suchen, ladet alle die ein, welchen folgende Bedingungen nicht unmöglich sind, sich bei der unten angegebenen Adresse zu melden. Da er selbst von einer vortheilhaften Bildung und einer robusten Konstitution ist, so wünscht er eine junge hübsche und muntere Gefährtin, und hätte es gern,

daß ſie nicht über 18 Jahre alt ſei. Schönheit Witz und ein liebenswürdiger Karakter würden ihn auch ohne Vermögen glücklich machen können. Gern ſähe er es, wenn ſein Weib gut ſingen könnte und etwas Italiäniſch verſtände.“

Der Ausrufer, Herumträger, Ankleber und Ausſtreuer, (denn manche Waare muß jedes Auge des Nachſpionirens zum Urheber meiden) oder mit Einem Worte der Colporteurs, iſt eine ungeheure Menge. Man hat, mich dünkt ſehr mäßig, berechnet, daß über 10000 Menſchen in Paris allein von dieſem Geſchäfte, und manche ſehr herrlich leben. Denn auch hiebei heißt es: „Gott theilt ſeine Gaben wunderlich aus“ und nicht jeder taugt dazu. Wem die Natur eine laute, und allenfalls donnernde Stimme, einen poſſierlichen Körper und viel Geſchmeidigkeit und einſchmeichelndes Weſen gab, wer ſich ſelbſt nicht ſchämt, ein halber Spitzbube zu ſeyn, der wird täglich die meiſten Blätter abſetzen, und vielleicht reich werden bei dieſem ewigen Schreien und Herumlaufen. Indeſſen iſt dies nicht eine einzige, oder privilegirte Klaſſe. Jeder alte Mann, jedes alte Weib, jeder, dem ſeine Hände wegen Unvermögens nichts verdienen wollen, mit Einem Worte jeder Junge und Alte kann dies Metier ergreifen und nach ſeinem Talente davon leben; doch ſucht ſich das Büreau jedes Journals natürlich einige recht ſchlaue und

betraute an der Hand zu halten, und belohnt sie nach dem Absatz, den sie machen können. Wo ein Durchgang ist, z. B. bei der berühmten passage du Patrivil vom Siegesplatz zum Palais Egalité, da sitzen die Ausschreier und Feilbieter in Menge und haben sogleich das Neueste des Tages warm aus der Presse. Kaum eine Stunde nach dem Abdrucke findet man von einem Ende der Stadt zum andern ein jedes Blatt. Die Waghälse derer, welche so mit dem Halse oder den Füßen ihr Geld verdienen, spielen auch oft um den Hals. Diese tragen um die Mitternachtstunde ihre verbotenen Sachen aus, die ihren Namen nicht nennen dürfen, und kleben sie an Stellen an, wo sie gewiß von einer Menge Menschen gesehen und gelesen werden. Ich habe sie oft um die Mitternachtzeit und später bei'm Zuhausegehen gesehen. Sie haben schnelle Füße, und werfen sich sogleich eine Art Maske selbst bei Nacht über, um nicht so leicht erkannt zu werden. Nach ihnen kommen mit dem früheren Morgen die Ankleber erlaubter Dinge, und die, welche die Kaffehäuser besorgen, die anfangen, geöffnet zu werden. Endlich gegen 9 und 10 Uhr gießt sich ein Schwarm Schreier und Schreierinnen auf die Boulevards und in die Thuilerien aus, und an dem letzten Orte ist es, wann die Morgengesellschaft der Sitzenden und Spazierenden erscheint, oft ein schreckliches und betäubendes Tosen

durch einander, indem jeder mit dem beſten Halſe, oder den gefallendſten Manieren ſeine Sachen ausſchreyt, oder darbietet. Da wird zugleich eine Art Handel getrieben. Wann nemlich einer ein Dreiſolsblatt durchgeleſen hat, ſo tritt er es oft um einen, oder zwei Sols wieder ab, oder er giebt dem Träger einen Sol und dieſer hohlt ſich das Blatt wieder und läßt es einem andern unter eben der Bedingung für eben den Preis. Unter den Herumträgern und Trägerinnen für die feineren Gegenden und die feine Welt, ſind oft hübſche kleine Mädchen zwiſchen der Knoſpe und Blüthe, die mit einem niedlichen Komplimente und einem zierlichen Knicks ihre Sächelchen hinhalten, und ſelten einen glücklichen Erfolg verfehlen. Solche Kinder beides Geſchlechts, doch lieber Mädchen, hat denn ſo ein Alter, oder eine Alte in gehöriger Entfernung immer unter den Augen, und oft wird unter dem Schein dieſer Blätter — wie es mit ſo vielen gedruckten und geſchriebenen Blättern geht — ganz etwas anderes verhandelt, als man ſieht. Ich brauche in einer Stadt, wo ein Drittheil Menſchen bloß für die Luſt lebt, nichts mehr zu ſagen. Es giebt allenthalben einen Aprillenfroſt für die jungen Knoſpen; hier zehnfach.

Als die Partheien anfingen zu wüthen und die Geſellſchaft des Volks in der Reitbahn ſich bildete, ward die Mode allgemeiner, den Inhalt des Blat-

tes kurz herzuleyern. Dabei aber blieben die Kolporteurs nicht ſtehen, ſondern logen oft äuſſerſt wild in den Tag hinein, wie die Ueberſchrift des Inhalts ſelbſt, nur um Käufer anzulocken. Dies nahm zuletzt ſo überhand, und ward ſo gemißbraucht, daß die Regierung verbot, etwas weiter, als den Namen des Blattes, zu nennen; denn ſo ein Schreier, der vielleicht dazu inſtruirt war, gefiel ſich außerordentlich, allerlei gefährliche, oder auch nur miszudeutende Lügen auszuſchreien, und oft ſtanden Hunderte ſtill, ſo einem Prediger der Geraßenecken anzuhören. Die menſchlichen Künſte des Betrugs und der Weltregierung werden allenthalben immer dieſelben ſeyn; nur das Maaß macht ſie ſcheinbar verſchieden. Dieſe Träger verwalten doch immer ein ſehr wichtiges Amt im Staate, und die öffentliche Meinung, alſo auch das Schickſal des Staats, hängt mehr von ihren Kehlen ab, als man denken ſollte. Ein Redner im Rath der Fünfhundert ſagte einmal ſehr witzig: dieſe Kehlen gehen oft auf unſre Kehlen los: ces gorges en veulent souvent à nos gorges.

Doch nichts mehr aus dieſer politiſchen Miſtgrube. Man ſagt davon ſo leicht zu viel, weil man bis auf den heutigen Tag noch nicht weiß, wie man es anfangen ſoll, einem Staate für die Dauer eine haltbar glückliche Verfaſſung zu geben; eine platoniſche Republik ſeines kleinen Gehirns zu

reali-

realiſiren hingegen hält ſich jeder kleinſte Student ſchon Manns genug. Was hierher noch gehört, wird bei andern Beſchreibungen der vorzüglichſten Tummelplätze des politiſchen Lebens vorkommen.

Vom öffentlichen Gottesdienſt, den Theophilanthropen, Centralſchulen in Paris.

Die Nationalverſammlung hatte nach dem Tode Robespierres die Freiheit der übrigen Religionen und Sekten wieder von dem Drucke losgemacht, worunter ſie die Vernunft hielt, die hinfort allein angebetet werden ſollte. Dieſes metaphyſiſche Unding ward einmal in der Perſon einer feinen Hure in dem Tempel aufgeſtellt, und ihm ein herrliches Feſt gefeiert, welchem alle Kreaturen und Sklaven des Tyrannen andächtig beiwohnten. Ich habe geſagt, eine Hure ſtellte die Vernunft dar, weil noch heute in ganz Paris die Sage geht, jene ſchöne Dirne habe gleich die Nacht nach der Vergötterung und Anbetung bei dem Mann mit den Holzſchuhen gelegen. O die Vernunft iſt doch eine gar menſchliche und bequeme Göttin! Vieles von den politiſchen und metaphyſiſchen Verrücktheiten jenes Unthieres iſt denn doch bis auf den heutigen Tag geblieben, und manches wird in den Folgen ſeiner Handlungen bis in Ewigkeit bleiben. Er, der die Vernunft auf den Thron des heiligen

Glaubens ſetzte, der keine Biſchöfe und Prieſter mehr wollte, ließ auch das Daſeyn Gottes von der geſetzgebenden Verſammlung dekretiren. Armſeliges Dekret! Als wenn in jeder menſchlichen Bruſt, die noch menſchlich empfindet, nicht ein angebohrnes Ahnden und Gefühl des Heiligſten und Höchſten wäre, das wir Gott nennen, und worin wir das Ideal und Kind unſers eignen Gedankens anbeten? Lächerlich iſt es doch wahrlich, ſo etwas auf die Wände zu mahlen. Noch lieſt man, und wird wohl lange leſen, oben an der Vorderſeite mehrerer Kirchen: Das franzöſiſche Volk erkennt ein höchſtes Weſen und die Unſterblichkeit der Seele. Andre Kirchen und Tempel ſind wieder mit andern Inſchriften geſchmückt; ſo ſtehen über der Kirche Unſrer lieben Frau die Worte: Dem höchſten Weſen, dem Beſchützer der Republik. Das iſt lächerlich; menſchliche Dinge kann man viel in Worten umherwerfen, himmliſche ſollte man himmliſch und heilig behandeln. Es iſt ein höherer Sinn in dem Scheuchen und Tüſchen der Ammen und Wärterinnen unſrer Kinderſtuben, als man glauben mag, wenn ſie uns ſtrafen, ſo oft wir den Namen Gottes, ja ſelbſt des Teufels zu viel gebrauchen.

Unter Robespierre und auch nach ihm noch wurden nicht bloß die Menge der Kloſterkirchen

und Kapellen zerstört und in Magazine und Werkstätten verwandelt, sondern vielen Pfarrkirchen ging es eben so, und sie wurden dem Gebrauche des katholischen Gottesdienstes entrissen. Man hatte im Anfange der Revolution freilich das Vermögen und die liegenden Gründe der Geistlichkeit in Beschlag genommen und sie für Nationalgut erklärt, dafür aber machte der Staat sich verbindlich, alle nothwendigen und nützlichen Diener und Helfer der Kirche zu besolden; eine Einrichtung, bei welcher der Staat sowohl und die Bildung der Nation, als die Geistlichkeit selbst gewann. Nur die hohe Geistlichkeit ward dadurch verkürzt; aber diese hatte auch bloß den Staat und Pomp der Kirche geführt, ohne zur Bildung und Belehrung des Volks, und zu den übrigen Obliegenheiten etwas zu thun, welche das Amt eines rechtschaffenen Geistlichen zu einem der wohlthätigsten, aber zugleich zu einem der schwersten machen. Die eigentlichen Prediger, Lehrer und Tröster der Gemeinen und Pfarren waren oft elend besoldet, und großentheils nichts, als die Vikarien eines Erzbischofs, Bischofs und Domherrn, die sie nach Gefallen ein- und absetzten, und denen sie alle heiligen Pflichten ihres Amts auf den Rücken warfen, während sie selbst den größten Theil ihres Lebens in dem Luxus und dem Getümmel des ersten Hofes von Europa zubrachten. Nach der neuen

Einrichtung der Nationalverſammlung ward dies alles verändert. Den Biſchöfen ſelbſt ward eine ſehr mäßige Summe ausgeſetzt, wobei ſie an die alte Pracht und Herrlichkeit gar nicht denken konnten. Hingegen wurden die eigentlichen Pfarrer und Vikarien, vorzüglich auf dem Lande, durch die neue Ordnung der Dinge ſehr verbeſſert, und ſchwuren dafür gern der Nation vor den Pabſt den Eid, um ſo lieber, da ſie durch die Aufhebung des abſcheulichen Cölibats in alle Rechte und Pflichten der Menſchen und Bürger wieder natürlich eintraten.

Die Zeit des Wohlfahrtsausſchuſſes und Robespierrens Tollheiten ſtürzten dies alles um, und verbreiteten nicht bloß über die irdiſchen Dinge, ſondern ſelbſt über die Angelegenheiten des Himmels ihren finſtern Einfluß. Dies ſchuf vielleicht mehr, als alles Andre zuſammen, die Vendée. Die Menſchen, aus der Ruhe ihres ſtillen Glaubens mit Gewalt herausgeworfen, verlernten die Anerkennung aller Bürgerpflichten, da man gegen ſie die heiligſten verletzte, und alles ging wild durch einander. Die Regierung ſprach ſich eigenmächtig von der Verbindlichkeit los, die Geiſtlichen zu beſolden, die ſie ſo feierlich übernommen hatte. Sie kannte keine Religion des öffentlichen Dienſtes, indem ſie inkonſequent der Göttin Vernunft und Philoſophie den verdammten Weihrauch auf neuen

Altären anzündete; ſie kannte und erkannte keine Biſchöfe, keine Prieſter, keine Taufe als ſolche und als fromme Weiſen und Einrichtungen einer Geſellſchaft, ſondern ließ einen jeden darin meinen und glauben, aber nicht machen, was er wollte. Denn zerſtörte ſie nicht privilegirte Kirchen in großen Gemeinden? verfolgte ſie nicht alles, was Prieſter hieß, und was auf die alten Religionen Bezug hatte, mit Verachtung und Hintenanſetzung, und hieß nicht jeder, der in der Religion ſeiner Väter Hoffnung und Troſt fand, ſogleich ein Tropf und ein Fanatiker? Alſo ließ ſie jeden auch nicht glauben und meinen; denn ſo weit reicht keine Tyranney, daß ſie ins Heiligthum des Gedankens unmittelbar eindringen kann; aber derjenige dringt ſchon verbrecheriſch ein, der dem Gedanken die Flügel der Worte raubt, durch deren Kraft wir aus Thieren Menſchen geworden ſind. Der alte Sonntag der Chriſten ward mit Gewalt und unter den härteſten Strafen abgeſchafft und nur jeder zehnte Tag (Decadi) ſollte ein Feſt- und Feiertag ſeyn, an welchem ein jeder ruhen müſſe. Alſo ein Ruhen und Feiern verbot man, um ein zweites zu gebieten. In dieſer ſtürmiſchen und anarchiſchen Zeit machte es ein jeder, wie er konnte, mit ſeinem Gottesdienſt und ſeinen Geiſtlichen. Wer aber damals populär und demokratiſch ſeyn wollte, brauchte dergleichen gar nicht, und ein großer

Theil der Jugend ward ſo auf lange Zeit verdorben. Man riß der Verruchtheit und Bosheit die letzten Zügel ab, die durch Schrecken und Furcht und Hoffnung die wilden und ungehorſamen Gemüther halten konnten, und bald ſah man die ſchrecklichen Folgen davon und man ſieht ſie dieſen Tag.

Seit dem Schreckensſyſtem iſt Manches freilich verändert, was die ſchlimme Zeit befohlen und eingeführt hatte, Manches auch geblieben. Man ſcheint durch die Sorgloſigkeit, ja durch die Verachtung, womit dieſe Dinge behandelt werden, gleichſam alle öffentliche Religionsübungen und allen Gottesdienſt für eine bloße Alfanzerei zu erklären. Die menſchliche Vernunft ſchnappt, ungeachtet der guten Meinung, die Viele von ihr haben mögen und die ich auch von ihr habe, gar zu leicht über, und nirgends hat ſie dies wohl mehr an den Tag gelegt, als bei der franzöſiſchen Revolution und ihren Verhandlungen und Folgen. Welch eine tolle Idee iſt es, den Gottesdienſt für etwas Abgeſchmacktes und Kleinliches zu erklären, der bloß für ein kindiſches Zeitalter gemacht und unſrer erleuchteten Tage ganz unwürdig ſei. So ſchwatzte die blutige Metaphyſik der Danton und Robespierre und Viele haben es gutmüthig nachgelallt. Wie verſchieden auch immer die Aeußerungen und Formen der Religionsweiſen (die wir

wohl auch Religionen nennen) ſeyn mögen, es giebt nur Eine Religion, die der Menſchlichkeit, wovon Chriſtus viel verſtand, und die ſeine Nachfolger und Bekenner theils ſchlecht befolgt haben. In dieſer Religion der Menſchlichkeit, des reinen menſchlichen Sinns (was Chriſtus auch Wahrheit nennt; denn Wahrheit iſt der reinſte Sinn) fließen alle ewig zuſammen. Man gehe die Welt rund und ſehe umher — Schwärmereien kurzer Jahre nehme ich aus, die wegen des Haſſes aller Menſchen nicht beſtehen konnten — und zeige eine Religion, deren Grund auf dem Laſter ruhe. Alle, auch die unreinſten, predigen wenigſtens die legalen Tugenden, ohne welche gar keine Geſellſchaft beſtehen würde. Man ſehe ferner umher und betrachte das menſchliche Gemüth und das Leben, womit es umfangen iſt, nur Einen Augenblick. Wo iſt ein Menſch, der nicht über das Höchſte und Heiligſte in ſich und auſſer ſich nachdächte, den alles dieſes Unbegreifliche nicht mit Erſtaunen und Ehrfurcht erfüllte, wenigſtens zu Zeiten nicht? Ein gewiſſer Trieb ſagt ihm, er ſoll ſich darüber belehren; er ſoll von ſeinen Pflichten und Rechten für dieſes, von ſeinen Hoffnungen und Rechten für und auf ein künftiges Leben unterrichtet werden. Kann dies jeder ſich ſelbſt thun, ſo haben Robespierre und ſeine Anhänger halb gewonnen; aber man ſehe! Drei Viertel der Menſchen müſſen das

Leben meiſtens wie die Laſtthiere tragen, d. h. arbeiten, eſſen, trinken und ſchlafen; das vierte Viertel iſt darum nicht glücklicher, weil es mit ihnen nicht einerlei Loos theilt. Es muß ſich eben ſo ſehr und mehr plagen, jene drei Viertel zu lenken, zu regieren, und zu tyranniſiren, je nachdem jedem ſein Gemüth fällt, ſie einzuregiſtriren und zu betaxiren, für ſie zu denken, zu ſchreiben, zu predigen, und endlich fromm und getroſt ſie in den Himmel einzubeten. Zu ihnen alſo müſſen die drei Viertel kommen und ſich Troſt und Unterricht, oft auch Trug und Aefferei holen. Was die feinſten Köpfe von ihnen erfunden, die beſten und größten Herzen gefühlt und gedacht haben, gehört der Dreizahl an, die nur durch das Ungefähr etwas findet und durch die Hülfe jener weiter denkt. Jene Dreiviertel werden bei ihrem beſchränkten Daſeyn, wo ſie mit lauter Dingen und wenig mit ſich ſelbſt umgehen, immer etwas Sinnliches, Aeußeres, und Bildliches haben müſſen, ſich des Heiligen in ihnen bewußt zu werden, und, was ſie dunkel fühlen, zu einer Art von Gedanken zu erheben, den man Gewiſſen nennt. Sie werden als irdiſchere Weſen nur in der Maſſe, d. h. in einer Gemeinde, ſich ſtark zum Glauben und zur Hoffnung des Unbegreiflichen fühlen; ſie werden an etwas Feſtes und Stehendes (was ihnen wenigſtens ſo ſcheint) nur die Gefühle knüpfen kön-

nen, die in ihnen durchaus unſtät und ſchwankend ſind, d. h. ſie bedürfen einer poſitiven Religion, die ſolange nothwendig ſeyn wird, allen Afterphiloſophen zum Troz geſagt, bis allen Menſchen ohne Arbeit das Brod und der Wein ins Haus fallen wird. Aber ſelbſt dann nicht würde öffentlicher Gottesdienſt wegfallen können. Wenn auch einige ſtarke und ſeltene Menſchen durch die Religion der Tugend, die ſie durch langen Kampf befeſtigt haben, immer warm im Herzen und feſt in der Pflicht blieben, ohne mit andern gemeinſchaftliche Gelübde dafür zu thun, wie viele werden nicht ſeyn, ſelbſt aus dieſem vierten Viertel, die aus Schwäche des Karakters, aus ſüßem menſchlichen Gefühle der Mittheilung, aus der Idee einer geſellſchaftlichen Verbrüderung, die auch auf eine religiöſe führt, immer das Bedürfniß haben werden, durch die vereinten Anbetungen der Tugend, durch die Hoffnungen von Tauſenden mit empor gehoben zu werden? Und dieſe ehrwürdigſte und nothwendigſte Angelegenheit des Staates ſehen wir ſo klein an? und die Beſorger derſelben verachten wir? Ich hoffe, die Zeit wird die Zeit lehren. Poſitive Religionen müſſen ewig ſeyn; dies iſt Nothwendigkeit. Aber ihre Lehrer ſollen Weiſe, ſie ſollen Menſchen ſeyn, und das Reine geben aus dem Unreinen. Es giebt keine Mahleret des Lichts, ſondern nur des Schattens; die himmliſche Seele

wirkt durch den irdiſchen Leib; der Gedanke bindet ſich an die Materie, daß er dargeſtellt werde, und ſich geſtalte.

Eine andre Frage iſt die, ob der Staat, und wie weit er die Religion eines Landes und den öffentlichen Kultus in Schuz, oder richtiger in Aufſicht nehmen müſſe? Hier ſind viele Dornen und ich werde nicht alle davon ausziehen. Was der Menſch in ſeiner Gewalt hat als ein Ding, darüber kann er verfügen, das kann er zum Herrn oder Sklaven, oder zu gar Nichts machen. In einem ſolchen Verhältniß ſteht der Leib bloß als Leib betrachtet zu ihm, welches ſich ändert, wenn man das darauf bezieht, oder wenn das, damit kollidirt, was wir, ohne es recht zu kennen, Seele nennen; deswegen machen wir unſern Leib alle Tage zu dieſem und jenem verbindlich, z. B. zu graben, Holz zu hauen, zu reiſen, bei Einem Weibe und keinem andern zu liegen und dergl. Was aber nicht in unſrer Gewalt iſt, der Agent des Lebens und Empfindens in uns, oder, mit andern Worten, wir ſelbſt können über uns nicht disponiren, und alſo darf es auch kein andrer. Ich ſelbſt als ein fühlendes, glaubendes, denkendes Weſen habe keine ſteten Geſeze in mir. Ich billige und verwerfe, ich wachſe und nehme ab, gehe vor- und rükwärts durch eigne innere Thätigkeit, die ich nicht ſehen noch begreifen kann, weil ſie

Ich ſelbſt iſt. Es iſt damit, wie man ſchon in der gemeinen Erfahrung richtig ſagt vom Geſichte, daß niemand beurtheilen könne, ob ſein Konterfei ihm ähnlich ſei. Was alſo von keinen ſtetigen Geſetzen, wie nur die Naturgeſetze unſerm Begreifen ſind, regiert wird, darüber können keine ſtetigen Geſetze gegeben werden. Der Geiſt alſo mit allem, was ihm angehört, bleibt frei von jedem irdiſchen Geſetze und irdiſcher Ordnung. Nun iſt die Religion das heiligſte und tiefſte Leben des Geiſtes, ſeine zarteſte Blume, mit welcher alle andere Blüthen im Keim untergehen; alſo auch Religion iſt frei von irdiſcher Macht, ſie iſt ein Ding der Willkühr ihres Beſitzers, und kein Regent darf mir über ſie eine Vorſchrift und ein Verbot vorhalten, wie bei einem Stück Acker, bei dem Pfluge, den ich ins Feld, bei dem Schiffe, das ich ins Meer ſchicke. Es giebt ein anderes Futter des Leibes und des Geiſtes — große Dinge werden durch ein kleines Bild nicht klein — obgleich man beide eben um das Futter, welches die Räder der Welt treibt, mit einander vermiſcht.

Frei alſo iſt mein Bekenntniß und mein Glaube, gebunden mein Wandeln und mein Thun. Nur in gleichgültigen Dingen, in dem ganzen Aeußern, wie ich meine Religion mit andern durch Ritus und Ceremonien feiere, bekömmt die Regierung ein Recht, mitzuſprechen, doch darf ſie nicht be-

fehlen, ſondern nur anordnen und lenken in freier Uebereinſtimmung mit jeder religiöſen Geſellſchaft. Streng geſchloſſen, ob ich einen Gott, oder einen Teufel, einen Stein, oder einen Klog anbete, darf ſie nicht fragen; ſobald ich aber wie ein Teufel handle, gerathe ich in ihr Gebiet und in das der Geſetze, und muß, wie ehrlich ich auch glauben und nach Ueberzeugung handeln mag, für meine Ueberzeugung leiden; denn von irdiſchen Leiden ſpricht mich keine Religion frei. Aber, kann man mir ſagen, wenn ich dir deine Behauptung zugebe, welch eine Verwirrung in einem Staate! wie viele verſchiedene Sekten, die ſich verfolgen und zerreißen und alſo den Staat mit zerreißen! welche Misverhältniſſe vollends mit bürgerlichen Einrichtungen wird das geben! Hat keine ſo große Noth. Giebt der Staat nur nicht das Beiſpiel, ſo mögen alle die verſchiedenen Sekten friedlich und ruhig unter einander wohnen, wie ſie es in Nordamerika thun; denn im Grunde haben alle Menſchen Eine Religion, die auf das Höchſte und Unendliche ihrer Natur gebaut iſt, und dieſe Religion wird ſie ſchon in den Hauptpunkten zuſammenbringen. Wie eine liberale Regierung den Geiſt der Zeit befördert und zugleich mit ihm fortgeht, alſo im Verhältniſſe zu ihrem Zeitalter ſteht, ſo thut es auch die Religion meiſtens. Alſo, wenn zwei Dinge zu einem dritten ein gleiches, oder nur ein ähnliches

Verhältniß haben, ſo werden ſie auch zu einander ein ſolches haben. Es ließe ſich, glaube ich, eben nicht ſchwer beweiſen, daß alle die Misverhältniſſe dann wegfallen müſſen, von denen man ſolche Schrecken und Abſcheulichkeiten träumt. Die Regierung ſei auf Gerechtigkeit gegründet! die menſchliche Natur iſt es; ſo werden die Menſchen des verſchiedenſten Glaubens in ihre Form paſſen und unter ihr glücklich und gehorſam ſeyn. Schwärmer können auch da wohl ausſchweifen in Handlungen, (in Worten ſteht es ihnen frei!) aber die Mehrzahl der Bürger wird das Geſetz der Staaten, die Sicherheit, ſchützen.

Höchſtens hat der Staat eine väterliche Stimme, wenn er als ein Vater gegen ſeine Kinder denkt. Er darf ermahnen, er darf warnen, und fernher ſeine Engel zur Behütung ſeiner Lieblinge, aber nur verborgen, ſenden; was er ſo vermag, ſteht ihm frei; aber er ſtrafe nicht vor der That des Geſetzes; er ſtrafe nicht einen Menſchen, weil er nach ſeinen Grundſätzen den Schein hat, was Böſes thun zu können. Er hefte keine Privilegien, keine Vorzüge an Eine Kirche, indem er die andern zurückſetzt. Nur in ſeiner Geſchicklichkeit und Tugend ſoll der Bürger ſeine Privilegien haben. Wann die Chriſten der erſten Jahrhunderte als ruhige und gehorſame Bürger lebten, durfte ſie kein Kaiſer verfolgen; wann ſie aber nicht für das

Vaterland fechten wollten, eine der erſten Pflichten zu erfüllen ſich weigerten, da litten ſie mit Recht, nach ihrer damaligen Ueberzeugung vielleicht mit Unrecht. Die Regierung kann alſo nur mit Einwilligung einer religiöſen Geſellſchaft äußere Einrichtungen machen und der Form der Geſellſchaft dadurch gleichſam Sanktion geben. Wer ihr aber dieſes Alles unter dem Namen Gleichgültiger Dinge (adiaphora) Preis gegeben hat als einen Quark, hat ſehr einfältig gethan. Denn man weiß wohl, was politiſche Tröpfe und Schurken unter dem Titel Wohl des Staats von jeher in die Religionsübung hineingeflickt, und wie ſie dieſelbe verkrüppelt haben. Dies iſt von jeher eine reiche Quelle von Auto de Fés und Dragonaden geweſen und durch das Schwert, das man dem angefachten Haſſe lieh, hat man das kindlichſte und heiligſte Gefühl des Menſchen, das religiöſe, zu dem unmenſchlichſten und blutigſten gemacht. Aber Eines kann der Staat thun und muß er thun, Eines, was allen Zwang immer mehr zerbricht und die Mutter immer gebrechlicher macht. Dieſes iſt die Beförderung des Unterrichts, die Beförderung der Möglichkeit, ſich zu bilden und aufzuklären, die Sorge, daß die, welche an der Spitze der Geſetze und der Religionen des Staats ſtehen ſollen, auch die aufgeklärteſten werden können. Läßt man das Licht nur walten, ſo wird es

ſchon wirken, und ewig den Staat ſtützen und halten helfen, der auf der Gerechtigkeit ruht. Hier darf der Staat mittelbar eingreifen, und kann es, ja er ſoll es. Wenn er alle Mittel abſchneidet, ſich aufzuklären und zu unterrichten, ſo fallen die heiligſten Aemter, Dummen und Schwärmern anheim, und der Gottesdienſt wird verächtlich. Der Staat ſoll ferner die Geiſtlichen als Bürger und als Lehrer ehren, die mit dem Heiligſten umgehen. Er ſoll ſie ehren als die Tröſter und Geleiter, als die Ermahner und Aufklärer einer Menge Staatsbürger, denen die Erde nicht viel erlaubt, an ſich ſelbſt und an den Himmel zu denken; er ſoll ſie ehren als die Bewahrer und Träger der höchſten Güter des Menſchen, deren ſich bewußt und mit Sehnſucht darnach erfüllt zu werden er nur dies kurze Erdenleben lebt.

Eine andere Frage iſt die: Soll die Regierung, oder ſollen die Kirchen (Gemeinden) ihre Lehrer beſolden? Ich ſage, es iſt gleichgültig; doch ſcheint es mir beſſer, wenn ſelbſt hier die Regierung keine Hand mit darin hat; ſolche Verhältniſſe geben gar zu leicht Abhängigkeit. Auch beſolden in den meiſten Aemtern die Gemeinden ihre Lehrer, wenn man die Dinge ihrem Grunde nach anſieht, man mögte etwa die Zehnten ausnehmen, die meiſtens durch Autorität des Befehlens eingeführt ſind. Liegende Gründe und fixirte Einkünfte bei'm einzel-

nen Dienſt ſind gewöhnlich eine freie Gabe der Frömmigkeit, oder des Gebrauchs geweſen, und von den Regierungen nur ſanctionirt. In Frankreich wird der Fall anders. Die Regierung nahm wirklich zu eigenmächtig die geiſtlichen Güter weg; ſie durfte nur die nehmen, von denen ſie beweiſen konnte, ſie habe ſie verliehen; die andern gehörten den Gemeinden zur Unterhaltung ihrer Kirchen, Lehrer und des Kultus. Sie erklärte dafür, ſie wolle die Lehrer beſolden, und alles unterhalten. Nun ſie dieſe Verbindlichkeit aufhebt, handelt ſie eigenmächtig und ungerecht. Sie muß vom Geſchenk der Privatleute, die vormals Mitglieder dieſer oder jener Kirche waren, ſo viel zurückgeben, als nothwendig iſt.

Doch ich will nun ganz zur Erde hinabſteigen, und erzählen, wie die Sachen ſind, nachdem ich geſagt habe, wie ſie ſeyn ſollten. Auf mehr als Eine Art hat die Regierung die Freiheit des Gottesdienſtes, die ſie ſo feierlich proklamirte und ſanktionirte, gröblich verletzt. Wenn ſie auch die unnöthigen Kirchen und Bethäuſer einzog und zerſtörte, war es erlaubt, daß ſie oft in großen Quartieren keine ließ, und die frommen Chriſten, die nun der Andacht genießen wollen, zwang, einen weiten Weg zu machen? Es war die Sache der Regierung und das Intereſſe des Staats, die Lehrer und Lenker der rohen Menge in der gefährlichen

Kriſis

Kriſis aller Dinge und Grundſätze nicht dem Zufall und der Verachtung Preis zu geben. Dieſes Intereſſe, das jetzt drückender, als je, war, ſetzte man hintenan, und that alles, jede öffentliche Religion als ein Kinder- und Narrenſpiel zu zerſtören. Doch zum Einzelnen....

Für den alten Sonntag, der die heilige Zahl Sieben noch mehr heiligte, machte man neue Feiertage. Jener Tag, der den Meiſten, ſei es auch nur aus Eindrücken der Kindheit und des Vergnügens, ſo lieb war, ward mit einem Worte als ein ſchwarzer proſcribirt, und man ſetzte um drei Tage dem Arbeiter die Ruhe weiter hinaus. Jeder zehnte Tag ward geheiligt. An ihm ſollten die Republikaner ruhen, und, wer einen Gott glaubte, ſollte ihn verehren nach ſeiner Weiſe. Man hielt auf den Dekadi, wie die Juden auf ihren Sabbath, und ſtrafte ſtrenge jeden, der ſeinen Laden offen hatte, und in ſeiner Werkſtätte arbeitend angetroffen ward. Den Sonntag zu feiern war hingegen ſtrenge verboten, und die Frommen durften es höchſtens heimlich auf ihre Gefahr wagen. Nach dem Schreckenregimente indeſſen ward man wieder nachſichtiger, und der Sonntag durfte, der Dekadi mußte äußerlich gefeiert werden, und noch heute ſtraft man, die durch einen offenen Laden und durch freien Kauf und Verkauf ſich verſündigen. Indeſſen geht es entfernter von Paris damit

nicht ſo ſtrenge zu, wie mit manchen andern Verboten. Neben dem Dekadi hat man nun noch mehrere ſtehende und eine Menge außerordentlicher republikaniſcher Feſt- und Freudentage, die von jedem Bürger mit Ruhe des Erwerbes und Gewerbes begangen werden müſſen, wenn er auch nicht in den Jubel einſtimmen will. Die Chriſten alſo, die ihren Sonntag, ihre hohen Feiertage und Heiligentage noch haben, ſind nun zu einem noch größern Müßiggang gezwungen, als ſonſt, und die Folgen davon für den Staat laſſen ſich abzählen. Auch ſchreien die Leute häufig, wenn ſie ſich in Klagen ergießen: Wir haben nichts, als rothe Tage und kein Brod, uns daran zu freuen.

Der Staat weiß nichts um Biſchöfe, und nicht viel mehr um Prieſter, er ſcheint ſie nur zu dulden; ja wenn er es noch ſchiene. Nein alle Tage ergießen ſich die Wortführer der Macht in Schmähungen und Schändungen dieſer ehrwürdigen und nothwendigen Klaſſe von Bürgern. Er verachtet ſie, er ſieht nach, wenn ſie auf mancherlei Weiſe beeinträchtiget und verletzt werden, und durch dieſe Nachſicht ſcheint er gleichſam dazu aufzumuntern. In der ſogenannten Verſchwörung Pichegrus und Carnots offenbarte ſich ein ſtarkes Laufen des Stroms für die katholiſche Religion, und alſo auch für die Prieſter. Mit dem Sturze ihrer Freunde fiel der Haß doppelt auf ſie, und noch heute hört man es

alle Tage im Rathe der Fünfhundert: point de prêtres; le peuple n'en veut plus. Und doch kann ein Blinder es ſehen, daß das Volk ſie will und nöthig hat. Seit ſechs Jahren ſind alle Anſtalten zur Bildung junger Geiſtlichen zerſtört; ſeit ſechs Jahren verachtet man dieſe Behüter und Lehrer des Volks als Fanatiker und Betrüger. Natürlich entziehe ſich alſo alles, was wirklich ein hohes Gemüth hat, einem Stande, der durch Verachtung verächtlich werden muß. Man hat Prieſter, aber was für Männer müſſen es unter dieſen Umſtänden ſeyn? welchen Menſchen muß die Bildung, die Moralität des Volks, das heiligſte Palladium zuletzt anvertraut werden? Unverantwortlich alſo ſündigt die Regierung gegen die Freiheit der Bürger und des Staats, gegen die Glückſeligkeit des künftigen Geſchlechts! Jede Revolution, jeder Krieg treibt das Böſe, das Unkraut der Menſchen doppelt hervor; was ſoll aus dem großen Haufen, was aus den Jünglingen und Jungfrauen dieſer Zeit werden, wenn die Religion nicht als eine milde Mutter, als eine ſanfte Lenkerin in die Mitte tritt, und die blutige und unblutige Zwietracht der Zeit und ihrer Grundſätze beizulegen ſucht, indem ſie wieder der Vereinigungspunkt der Guten wird, welcher ſie ſeyn ſoll? Man ſieht die Folgen, die daraus entſpringen und entſpringen werden.

Wenn der Staat gleich die Prieſter duldet, ſo iſt doch die Hierarchie vernichtet, welche die erſte Nationalverſammlung dem Scheine nach beibehielt, da ſie Erzbiſchöfe und Biſchöfe ꝛc. als Grade zuließ, in der That aber aufhob, da ſie gebot, der Nation den Eid der Treue zu ſchwören, und den Pabſt als einen Biſchof anzuſehen, der in Frankreichs Kirchenſachen nicht mehr als Herr zu reden hätte. Im folgenden Sturm des Terrorismus riß man alle Bande gänzlich, die Frankreich mit Rom zuſammenknüpften, ſchafte die Erzbiſchöfe und Biſchöfe ab, und ließ nur das geiſtliche Gewürm, die Pfarrer und kleinen Prieſter, unter mancherlei Anfechtungen und Verfolgungen ſtehen. So iſt es auch geblieben, obgleich die Geiſtlichkeit wieder etwas freieren Athem hohlen kann. Verwirrung indeſſen iſt überall in den Grundſätzen der Lehrer ſowohl, als in den Herzen der Gemeinen, eine Verwirrung, die nach der Auflöſung eines ſo künſtlichen und ſcharfſinnigen Syſtems, als das der Hierarchie iſt, unvermeidlich kommen mußte. Wenn dieſes freilich hier nicht laut und offenbar werden darf, ſo ſieht man es doch im Weſten und Süden, wo ohne die Unduldſamkeit der Regierung vielleicht nicht die Hälfte der Gedanken und Aufruhr wäre, die ſeine ſchönen Provinzen verheeren. Ich ſage, hier darf es nicht offenbar werden, aber doch iſt es natürlich auch heimlich hier. Ich brauche bloß einige

Data anzugeben, um den Grund zu zeigen, deſſen Folgen jeder ſich machen kann. Der eine Prieſter wird reichlich beſoldet, der andre iſt an dem Bettelſtabe; der eine iſt ein treuer Jünger Hildebrands, und hält es für die größte Sünde, nicht, bei einem Weibe, ſondern bei ſeinem eigenen Weibe zu liegen; der andere hat unter dem Schutze der wiedergegebenen Naturfreiheit ein Weib ins Haus genommen und mehrere Kinder gezeugt; der eine glaubt an den Pabſt, der andre allein an den Staat, der ihn nicht ehrt. Welche Widerſtreite, welche Abſcheu der Partheien, welche Angſt und Schrekken bei den Schäfern und den Schaafen muß das nicht geben! Doch würde dies alles ſich beilegen, wenn die Regierung nicht verfolgte, wenn ſie den freien Geiſt der Aufklärung und des Lichts walten ließe, und ihm mit einem Worte, wenn ſie allein bürgerlich beſtrafte, was bürgerlich verbrochen iſt. Obgleich der Staat nichts von Biſchöfen weiß, ſo haben die ſtrengen Katholiken doch noch immer die ihrigen, und laſſen durch ſie immer wieder neue Biſchöfe und Prieſter machen; denn ſonſt ginge nach ihren Begriffen ja die ganze galliſche Kirche zu Grunde, weil auf die gültige Einweihung endlich alles, ja die Seligkeit des künftigen Lebens, beruht. Durch dieſe Zuſammengliederung und Verkettung hängen ſie auch noch an dem Pabſt, an welchem ſie glauben, und der das letzte Glied

ihrer Seite ist; die andern demokratischen Priester werden vom Hasse natürlich als Schismatiker gebrandmarkt.

Daß unter diesen Umständen der öffentliche Gottesdienst nackter und ungeschmückter, und ohne den Pomp des alten hierarchischen Stolzes erscheinen muß, sieht jeder, und das kann vielleicht für die Zukunft seine guten Folgen haben. Man hat aus den Kirchen vielen alten Wust des Aberglaubens aufgeräumt, Heiligenbilder, Reliquien, Meßgewänder etc. das kömmt nicht leicht so wieder. „Es ist mir oft so gewesen, wenn ich der Messe und Predigt in einer katholischen Kirche beiwohnte, als sei ich daheim in einer evangelischen. Alles Gepränge des Gottesdienstes vollends, das auf den Märkten und Gassen aussieht, ist verboten, und das mit Recht; denn es gehört nicht hin, wo die Käufer und Verkäufer sitzen. Es giebt also keine Gassenceremonien, keine Frohnleichnamsfeste, keine Umzüge und Processionen mehr. Die Glocken sind allein zu einer Stimme der Noth bei Aufruhr und Feuersgefahr gemacht und dürfen also, bei Todesstrafe, nicht angezogen werden. Man trägt die Gebeine der Verstorbenen still und traurig zur stillen Erde; das Allerheiligste geht nicht mehr mit Geklingel und Weihrauch, mit dem „ins Gewehr!“ der Wachen, mit dem Knieen und Stillstehen und Hutabnehmen der Vorübergehenden über die Gas-

ſen; kurz, in dem zur Schau tragen iſt alles anders geworden. Von Paris und den nördlichen Departements gilt dies durchaus. Was im Süden und Weſten entfernter liegt, erlaubt ſich manches, und menſchliche Beamte ſehen nach, wo nur Schwärmerei ſogleich ſtrafen kann. Da klingen noch oft die Glocken und rufen die Frommen zur Kirche und geleiten die Reſte der Todten zur Erde; da wagt man noch wohl mal Proceſſionen und Wallfahrten, und verſchließt am Decadi nicht immer die Buden. — Bei dieſen Umſtänden ſteht es einem jeden völlig frei, ob er ſeine Kinder in die chriſtliche Geſellſchaft durch die Taufe einweihen laſſen will, oder nicht. Ihr Daſeyn indeſſen muß jeder in den Büchern der Municipalität ſeines Bezirks einzeichnen laſſen, die in bürgerlichen Dingen allein Gültigkeit haben; denn das Anſehen der Kirchenbücher iſt von nun an aufgehoben, und ſie ſagen nichts weiter, als daß ein Kind in ihrer Kirche getauft ſei. Bis jetzt indeſſen ſollen derjenigen ſehr wenige ſeyn, die ihre Kinder nicht taufen, und ſie bloß als Menſchen in die Rollen der Municipalität einſchreiben laſſen.

Die Proteſtanten ſind noch die einzigen, die in der jetzigen Lage nicht gedrückt ſind; indeſſen iſt es nicht mehr das Zeitalter, Proſelyten zu machen, und ſie ſind im Ganzen ein kleiner Theil der Nation, und haben ihre meiſten Gemeinden im Sü-

den. Der Proteſtantismus kann nach ſeinen Grundſätzen die meiſten geſetzlichen Einſchränkungen als kleine Uebel ertragen, und wenige derſelben taſten ſein Weſen an, wie es bei dem Katholicismus der Fall iſt. Von den Proteſtanten iſt auch überall jetzt nicht die Rede. Das Einzige, was ſie vielleicht ſchmerzlich und nachtheilig mittrifft, iſt die Verachtung alles, was nur Lehrer oder Diener ihrer Religion heißt; indeſſen geht es ihnen in vielen Ländern beſſer, wo ſie im Beſitz der geſchützten und herrſchenden Religion ſind? Es iſt ein Gefühl in mir, das mir ſagt, die Pfleger dieſes heiligen Amtes müſſen wieder die ehrwürdigſten Glieder im Staate werden; aber ſie werden es nur mit Ablegung des Prieſtergeiſtes und Prieſterſtolzes werden, der die Welt verdirbt.

Ich würde hier wenig geſagt haben, wenn ich nicht kürzlich der Theophilanthropen erwähnte, wovon man im Auslande ſo viel hört, und wovon doch wenige eigentlich wiſſen, was es iſt. Ihr Name, den ſie ſich gegeben haben, iſt ſchön, und ſie nennen ſich darin Freunde Gottes und der Menſchen. Auch bei ihnen iſt der Zweck der Vereinigung öffentliche Gottesverehrung zur Beförderung der Moralität und Tugend; aber weil dieſer Gottesdienſt ſich vom Katholicismus ſchneidend, vom Proteſtantismus nicht ſo ſehr äußerlich, aber im Weſen eben ſo ſehr unterſcheidet, ſo verdient es,

etwas Näheres zu wiſſen von einem ſo ganz neuen Phänomen. Viele der Männer, die mit Robespierre alle öffentliche Religionsübung für Kinderei und Aefferei erklärten, und im hohen Fluge der ſprudelnden Revolutionskraft meinten, jeder Menſch müſſe den Gott ſeines Herzens auch im Herzen allein anbeten, und bedürfe dazu keiner Geſellſchaft, kamen allmählig von ihrem Irrthum zurück, und ſahen wieder ein, daß alles Schönſte zwar in jedem Einzelnen liegt, aber nur durch die Zuſammenwirkung und Gemeinſchaft Vieler ausgebildet und geſchaffen wird für die Erde. Sie fanden indeſſen an der alten Landesreligion kein Behagen, und beſchloſſen, nach ihren eignen Begriffen ſich ſelbſt eine zu machen, die auf den Grundſätzen des Deismus nach dem bloßen Vernunftglauben ruhte. So entſtanden in Paris mehrere Gemeinden dieſer neuen Kirche, die, wie alle Kirchen, ſtrebte, Proſelyten zu machen, und ſie auch wirklich machte. Einer der drei Direktoren, die nach Reubel abdankten, die man ſchimpfend Triumvirn (Dreimänner) nennt, La Reveilliere Lepaux nahm ſich vorzüglich der Theophilanthropen an; er nahm ſich ihrer beinahe wie ein Schwärmer an, ward deswegen häufig von ſeinen Feinden theophilanthropiſcher Pabſt genannt, und hätte, wenn es von ihm abgehangen hätte, die neue Kirche gar zu gern auf den Ruinen der alten gegründet. Man muß ihm aber den Ruhm

laſſen, daß er dabei immer als ein Menſch und ein ehrlicher Mann handelte, eine Rolle, der er auch in ſeinem politiſchen Leben nicht ungetreu geworden iſt. Aber eines fehlte dieſem neuen Apoſtel, die Kraft, etwas durchzuſetzen. Dieſe Kirche war nach ihrer ganzen Einrichtung nicht geeignet, viele Proſelyten zu machen, weil ihr faſt alles Aeußere und Handgreifliche fehlt, ohne welches der größte Theil der Menſchen nicht mit Sicherheit andächtig und fromm zu ſeyn verſteht. Das wird man bald ſehen, wann ich Einiges über den Gottesdienſt und die Konſtitution derſelben ſagen werde. Man rechnet in Paris, wenn ich nicht irre, vier oder fünf Gemeinen derſelben, die, nach der Angabe der eigenen Mitglieder, noch nicht 10000 ausmachen, eine Zahl, die lange nicht an die Meinung reicht, welche man in der Ferne von ihnen hat. Doch zur Beſchreibung.

Das erſte Erforderniß derjenigen, welche unter dieſe Theophilanthropen aufgenommen werden wollen, iſt der Glaube an Gott und die Unſterblichkeit der Seele, die einige ihrer Mitglieder allenfalls aus der Vernunft mit mehrern Philoſophen zu beweiſen ſich getrauen. Man ſieht alſo, es iſt reiner Deismus, und ſo hat ſich mir dieſe Sekte auch immer gezeigt. An dieſe erſten Glaubenslehren, die auch die Glaubenslehren aller andern Religionen ſind, knüpfen ſie die Lehren der Sittlichkeit und Tugend,

und mehrere Gelübde und Verſprechungen, welche die Neuaufgenommenen thun müſſen, und wovon ihre Feinde viel Sonderbares und Myſtiſches zu erzählen wiſſen, ohne es geſehen zu haben. Natürlich ſind, wie in jeder Geſellſchaft, Vorſteher, Aufſeher und Adminiſtratoren; doch iſt bis jetzt dieſes Syſtem, das wahrſcheinlich und äuſſerlich ganz bürgerlich eingerichtet ſcheint und iſt, noch ſehr im Dunkeln, wie die Antitheophilanthropiſten behaupten, welche in ihnen nur eine Sekte von verwirrten Schwärmern finden, vermuthlich weil ſie ihren Einfluß fürchten. Es iſt unmöglich, daß eine religiöſe Geſellſchaft ohne allen Enthuſiasmus und Schwärmerei beſtehe; denn iſt nicht Religion das Gefühl der heiligſten und erhabenſten Schwärmerei? Der Same dazu liegt auch in dieſer deiſtiſchen Geſellſchaft, und wird ſich wahrſcheinlich auch bei ihr entwickeln. Dies begünſtigt beſonders die Einrichtung, daß ſie nach dem Beiſpiele der Zitterer (Quäker) keine beſtimmte Lehrer und Prediger haben. Bei den Quäkern, oft auch bei den mähriſchen Brüdern, tritt einer aus der Verſammlung auf, wann ihn der Geiſt ergreift, und redet, wie es ihm der Geiſt giebt; ſo iſt es freilich nicht hier, aber doch beinahe iſt es ſo, und kann vielleicht oft ganz ſo wirken. Jedes Mitglied der Geſellſchaft kann an Tagen der öffentlichen Zuſammenkünfte auftreten, und entweder predigen, oder auch etwas

vorleſen, das in das Gebiet der Pflichten und Hoffnungen der Menſchen einſchlage. Dieſes Recht hat vom 25ſten Jahre an jeder verheirathete Mann und Wittwer, der es nicht durch Scheidung von ſeiner Frau geworden, vom 50ſten Jahre an jeder Hageſtolz, wenn er aus der Geſellſchaft zwölf Bürgen für ſein moraliſches und erbauliches Leben ſtellt, eine Aſſekuranz, die in Paris zu übernehmen ziemlich mißlich iſt. Derjenige, ſo Luſt hat, zur thätigen Erbauung durch das Organ der Rede mitzuwirken, läßt ſich auf eine Rolle einſchreiben und tritt auf, wann ſein Tag kömmt. Die Verehrung des höchſten Weſens, die Erweckung zur Sittlichkeit und Menſchlichkeit, die Aufforderung zum Patriotismus und Gehorſam gegen die Geſetze, die Achtung für alles Heilige fremder Religionen, ſind der Zweck und das Beſtreben der Theophilanthropen. Sie umfaſſen alſo das Größte und Schönſte, was in der Religion liegt; glücklich wenn ſie es auch in der Ausübung immer feſthalten könnten! Mich dünkt, in dem außerordentlichen Umfange der Erlaubniß, als Lehrer auftreten zu können, liegt der Keim zu frühen Abirrungen und Verirrungen auf das gränzenloſe Feld der Myſtik, das, ſo blühend es iſt, doch viele Schlangen und Giftpflanzen nährt, und wohin nur die ſtärkſten Herzen führen ſollten, um die Verirrten durch ihre Oberherrſchaft des Gemüthes wieder zurück bringen zu können. Wie

man aber die Einrichtungen machen, wo man die Gränzen ſtecken ſoll, innerhalb welchen einer Lehrer werden kann, ohne Prieſter, oder beſtallter Prediger zu ſeyn, das weiß ich nicht, und das auszumachen mögte eine ſehr ſchwere Aufgabe ſeyn. Jeder indeſſen fühlt wohl, was oft für Zeug an den Tag kommen muß, wo jeder reden darf nach dem Maße ſeiner Einſicht und Anſicht der Dinge; und die ſich zum Reden ſo leicht berufen fühlen, ſind oft von denen, die ſchweigen und hören ſollten, was Vernünftigere ſagen. Freilich iſt dies auch bei einer andern poſitiven Religion der Fall, wo auch mancher als Lehrer und Prediger ſich eindrängt, der füglicher die Pflugſterze, oder das Ruder regierte; aber ſo einer hat eine Unterlage, von der er ſich weniger verirren wird; und wenn er ſich auch verirrt, ſo haben die Zuhörer an den beſtimmten Symbolen ihres Gottesdienſtes, an den feſten Formeln ihres Glaubens ſo viele Haltungen, welche hier ganz fehlen müſſen, wo man im reinen Aether der Vernunft leben und Gott anbeten will, in welchem ſo ein Phaeton gar leicht mit den Leuten zum Halsbrechen durchgehen kann.

Ich will des Spaßes und der Belehrung wegen etwas mehr ins Beſondre gehen, und zwei ihrer Tempel, die ich oft an Tagen des Gottesdienſtes beſucht habe, beſchreiben, und zugleich zwei Muſter von öffentlichen Reden geben, die

mehr ſagen werden, als alle meine Worte. Der nächſte war mir eine kleinere Kirche der alten Geſellſchaft des Oratoriums hinter dem Louvre, wo ich ſehr oft geweſen bin. Rührend war es mir, als ich das erſte Mal eintrat, zu ſehen, wie dieſe kleine Kirche getheilt war. Rechter Hand von der Thüre nemlich haben die Katholiſchen die eine Hälfte inne, linker Hand die Theophilanthropen die andere. Sie glauben alſo nicht mehr, daß das höchſte Weſen, das Heiligſte und Unendliche nicht zugleich über ihnen ſchweben und unter ihnen wohnen könne, daß es ſich mit Verdruß und Zorn von den einen zu den andern wende, und dieſe verdamme, während es jene beglücket. Rührend war es meinem Herzen, rechts mehrere fromme Mütter mit ihren Kindern vor einem Krucifixe liegen und beten zu ſehen, während links ein Redner auf das Katheder ſtieg und einige treffliche Sachen Fenelons, des trefflichen Menſchen und Predigers, vorlas. Die Kirchen der Theophilanthropen ſind ohne allen Pomp und ſinnlichen Schmuck, ohne Bilder und Altäre, die an eine ſinnliche Religion erinnern könnten. Die Mitte nahmen Bänke und leere Plätze für die Sitzenden und Stehenden ein und eine Orgel und Kanzel ſind die Einzigen Zurüſtungen des Dienſtes und auch dieſe äuſerſt einfach verziert. Unter der Kanzel hängt eine ſchwarze Tafel, worauf das Hauptbekenntniß der Geſellſchaft in mora-

liſchen Sprüchen und andre gute Lehren geſchrieben ſind, z. B. Gott iſt die Quelle unſers Glücks und unſrer Hoffnung. Ehret eure Aeltern, ſo werdet ihr glücklich ſeyn. Wer kein gutes Kind, kein guter Gatte, kein guter Vater iſt, iſt auch kein guter Bürger und Patriot. Auf einem kleineren Täfelchen lieſt man kleine Notizen und Zurechtweiſungen für die Geſellſchaft und für die Ordnung der jedesmaligen Andacht, z. B. den Tag der künftigen Verſammlung und des Redners, oder die Anzeige einer Sammlung, die zum Beſten der Armen von den Mitgliedern veranſtaltet werden ſoll. Die Ordnung ihrer Andacht iſt ungefähr dieſe: Sie darf ſelten über eine Stunde dauern, damit die Geiſter nicht ermatten, und dieſe Stunde theilt man gewöhnlich ſo ein: Die Orgel erhebt durch eine feierliche und erhabene Melodie die Herzen und das Chor von Sängern ſingt eine kurze Hymne, oder nur einige Verſe, die die ganze Verſammlung ſchweigend mit anhört, ſelten mit vollen Stimmen wiederhohlt. Einer aus der Geſellſchaft, unter den übrigen ſtehend, ſagt einen kleinen Spruch, oder einen ſchnellen Ausbruch ſeiner religiöſen Empfindung her, und die Orgel begleitet ihn mit einem kurzen Nachklang, zuweilen fallen auch die Sänger mit einem Verſe ein. Unterdeſſen iſt der Redner auf die Kanzel geſtiegen und lieſt entweder etwas

Gottes und eine moraliſche Richtung habendes hus einem Buche ab, oder hält auch eine kürzere, oder längere Rede, je nachdem ſein Stoff und ſeine Begeiſterung es ihm giebt. Oft wird dieſe Rede getheilt und durch einen leichten Anſchlag der Orgel und einige ſchöne Geſangſtimmen unterbrochen, öfter geht ſie in Einem fort. Außer dem Gottesdienſtlichen und Moraliſchen hat der Redner zuweilen, aber ſelten, etwas Spezielles, was ſich auf die Lage und den Zuſtand der Brüderſchaft bezieht. Der zweite Tempel der Theophilanthropen, den ich zweimal beſucht habe, iſt die ſchöne und herrliche Kirche St. Sulpice, eines der erſten Gebäude in Paris, und vormals eine Pflanzſchule berühmter Redner und Biſchöfe, die unter der Regierung der Maintenon eine bedeutende Rolle ſpielten. Hier fand ich eben ſo, wie in dem kleinern Tempel, aufgeräumt, aber Eins fiel mir auf, was offenbar nicht hieher gehörte, und vielleicht bei einem öffentlichen Feſte und Aufzuge ohne das Verſchulden der Geſellſchaft hieher gebracht war. Es hingen nemlich um die Kanzel und an den nächſten Pfeilern gleichſam als Tapezirung eine Sammlung trefflicher Tapeten aus der Gobelinsmanufaktur, die einen ganz unpaſſenden Gegenſtand hieher brachten. Sie ſtellten nemlich Bacchanalien vor; Bacchus, der Gott der Reben, zeigt ſich in allen ſeinen mythiſchen Geſtalten, und mit ſeinem ganzen Gefolge;

da ſpringt eine Schaar von Mänaden, unterdeſſen lüſterne Satyrn hinter dem Rebenbuſche lauſchen, und einer von ihnen eine gefangen in den Armen hält; Silenus reitet taumelnd auf ſeinem Eſelein einem Gelage der Kelterer zu, die aufſpringen und ihm entgegen kommen. Doch ungeachtet dieſer Gobelins hörte ich hier eine treffliche Rede, die ein Mann in einem ſchlichten braunen Rocke und vom Anſehen eines Dreißigjährigen hielt. Er ſprach von der Ehe und Kinderzucht ganz trefflich, und ich will nur eine kleine Stelle ausheben, wie ſie mir noch im Gedächtniß iſt: —

„Bürger und Freunde, man hat in unſern Tagen von der Ehe und Eheſcheidung ſo ganz neue Grundſätze aufgeſtellt, man behandelt dieſe Dinge ſo ganz, wie andre bürgerliche Geſchäfte, daß es kaum der Mühe werth ſcheint, wenigſtens bei Vielen nicht, davon zu ſprechen. Vielen Leuten ſind ſolche Dinge zu klein, und kommen bei den großen Angelegenheiten des Tages nicht in Betrachtung. Laßt uns ſehen, wie groß, oder klein ſie ſind. Nicht alles iſt veraltet, was alt iſt, nicht alles lächerlich, was unſern Vätern gefiel und ihnen gut und löblich däuchte. Manches hat man in unſern Tagen bei Seite geſetzt, was man einſt wieder wird aufnehmen müſſen. Ihr hört und ſeht es alle Tage, wie leicht man Heirathen ſchließt, wie leicht man ſie trennt. Es giebt Männer und Wei-

ber, die ſich rühmen, dreimal in einem Jahre ihre Gatten verändert zu haben. Menſchen werden zu Kaufmannsgütern erniedrigt, und gehen aus einer Hand in die andre. Und bleiben ſie auch beiſammen, ſo geht der Mann in den Süden, die Frau in den Norden. Und die Kinder, wenn dieſe Unglücklichen ja Kinder zeugen, die läßt man den Zufall erziehen; ſie haben keinen Vater und keine Mutter gehabt, ihnen fehlen die zärtlichen und ſüßen Empfindungen der Sympathie und Liebe, wodurch der Menſch edelmüthig und gut wird; ſie werden zu ihrer Zeit auch nicht Vater und Mutter ſeyn. So leben wir Franzoſen, ſo verbindet ſich unſre Jugend — und doch meint man, daß es gut iſt. Man tröſtet ſich mit dem leidigen Troſte, ſo ſei es immer geweſen und werde immer ſo ſeyn; die Welt verderbe darum nicht, noch gehe die Menſchheit aus. Aber wozu dieſes Geſchwätz, wozu dieſe leidigen Gründe? Wir wollen nicht bloß Menſchen an Fleiſch und Beinen, ſondern auch Menſchen am Herzen und an Empfindungen haben; und ſind die denn ſo häufig, ſo gewöhnlich, daß es die Mühe nicht belohnte, darnach zu fragen? Die edelſten und bravſten Völker haben die Ehe in Ehren gehalten, und die Bürger, welche geſunde und brave Kinder erzogen; bei uns war ſie lange ein Sakrament. Sind wir denn vor der Revolution ganz dumm geweſen, oder was

ſagt unſre Neuheit in dieſem Punkte, was ſagt ſie uns? Sie ſagt uns, daß wir keine Sitten haben, daß wir das Joch der Tugend nicht tragen können, daß wir den Werth des Lebens nach ſeinen eitlen Genüſſen und glänzenden Vergnügungen abmeſſen. Wir ſind in Wohlüſten erſchlafft, und können uns nicht anders, als durch Erſchlaffung der Geſetze, helfen. Das ſagen die täglichen Geſchichten; aber was ſagt uns Patriotismus, Vaterlandsliebe, Vernunft? Sie ſprechen nicht, ſie wenden ſich weg und weinen über das arme Land, das frei ſeyn will und nicht den Muth hat, tugendhaft zu ſeyn. In dem Schooße der Familien, in den kleinern Geſellſchaften, die Mann und Weib, Brüder und Schweſtern, Eltern und Kinder bilden, blüht die Freiheit, die Ruhe des Staats und ſeine Glückſeligkeit; dort werden die Helden, die Geſetzgeber, die Patrioten, mit Einem Worte alle guten Bürger gebildet. Seht umher und ſagt mir, was ihr ſehet. Da iſt nichts als Schwäche und Schurkerei, blutige Grauſamkeit und niederträchtige Feigheit; da iſt die Wohlluſt und Liederlichkeit, die keine Zügel ertragen kann und ihren Begierden alles bis auf das Heiligſte aufopfert; da ſind die Ungeheuer, deren Hände von Blut triefen, von dem Blute ihrer Mitbürger, die Robespierre, Chalier, Babeuf. — Was ſoll aus uns werden, wenn wir nicht bei der Quelle der Menſchheit, bei

den Ehen, bei der Erziehung anfangen? O trauret mit mir, daß wir keine Sitten haben, wir werden auch keine Freiheit haben können, ꝛc.“

Auf diesem freien Felde, wo so viel Gutes aufgehen und gedeihen kann, treibt auch manches Unkraut; gar Manches wird auch ausgeäcker, was in ein ganz anderes Land gehört. Es ist auch in der That nicht leicht, bei einer metaphysischen Religion, wie diese zum Theil ist, nicht gewaltig auf das Lerchenfeld zu gerathen. So lange man sich an die Moral des Lebens hält und ein gutes Herz in der Brust hat, geht es auch bei einem mittelmäßigen Kopfe immer ganz leidlich; aber höher und tiefer ist die Gefahr mit Schneelavinen und Abgründen. Dies kann man täglich von tausend Doktoren und Professoren sehen, wie sollte es denn hier bei einer größeren Sprechfreiheit nicht seyn? Es kommen da oft ganz scharfsinnige, wenigstens eckigte Ideen zum Vorschein, die aber wohl nicht immer erbauen können. Ich will aus dem kleinen halbgetheilten Tempel auch davon ein Pröbchen geben, das mir sehr auffiel, als ich es hörte, und wovon ich mir einige Momente aufzeichnete. Ein kleiner hagrer Mann mit einem bleichen äußerst lebendigen Gesichte und einer gewaltigen Nase, die ein Paar lebendige Augen schied, trat auf und sprach wohl eine Viertelstunde; man

derlei Gewöhnliches von den Pflichten, wie man es alle Tage von Kanzeln und Kathedern herleyern hört, dann erhöhte er mit Einem Male seine kleine Gestalt und seine Stimme und sprach:

„Ich habe von Pflichten gegen das höchste Wesen, gegen unsern Nächsten, gegen uns selbst gesprochen, weil man alle Tage so spricht; aber ich denke, man könnte den Katechismus der Pflichten sehr kurz fassen und bloß gegen sich selbst Pflichten haben. Ich rede hier nicht vom Körper, der ist nicht ich selbst, sondern von der Seele, von dem, was mich zum Menschen macht. In dieser Seele bete ich mein Höchstes und Erhabenstes an, was ich kenne und habe; sie betrachte ich mit Erstaunen und Anbetung und falle vor ihr gleichsam wie vor dem Altare einer Gottheit nieder. Ihr ist mein ganzes Leben geweiht, sie zu bilden, zu unterrichten, sie tugendhaft und gut zu machen ist die Aufgabe, die das höchste Wesen mir gegeben hat. Wenn ich für den Leib sorge, so sorge ich irdisch und klein, ich bin ein Egoist; die Seele ist zu groß, zu himmlisch, als daß der Sporn, der mich treibt, die Heilige zu reinigen und zu veredlen, das Gefühl, das ich habe, durch alle möglichen Mittel mich gut zu machen, bloßer Egoismus seyn sollte. Sonst wären die Engel, die nichts thun, als sich am Anschauen Gottes weiden, die

dadurch seelig *) sind, auch Egoisten. Was die Seele zur Reinheit und Seeligkeit bringen kann, ist Pflicht gegen mich selbst. Warum ehre ich Gott und bete ihn an? Ihr sagt aus Dankbarkeit, und weil er das vollkommenste und heiligste Wesen ist. Ich sage, weil ich gut und tugendhaft werden will. Gott ist der Vater der Welt und meiner, ich empfange täglich unzählige Wohlthaten von ihm; aber ich bin zu klein, als daß ich mich erkühnte, dankbar gegen ihn seyn zu wollen; ich bin es um meinetwillen; es ist ein Gefühl, welches zur Güte und Liebe führt, und mein Herz und meine Seele gut macht, für deren Veredlung ich lebe. Gott ist das Heiligste; ich bete es an in ihm aus Pflicht, nicht gegen dieses Heiligste, es steht zu hoch über mir, als daß ich eine Pflicht gegen dasselbe haben könnte; sondern aus Pflicht gegen mich selbst, weil ich zur Heiligkeit streben soll. Eben so sind die Pflichten gegen die Menschen, meine Brüder, nur Pflichten gegen mich selbst. Ich liebe sie, helfe ihnen, achte, beschütze und vertheidige sie, kurz ich bin ein Mensch gegen sie, nicht weil sie meines Gleichen sind, nicht weil sie es mir und andern

*) seelig. In diesem einzigen Worte liegt der Karakter des Deutschen, der auf die Tiefe geht. Ich forderte alle Sprachen auf, mir ein so philosophisches Beiwort zu liefern. Seele und selig und Seeligkeit.

wieder thun, das würde nur Sympathie, Mitleid, warmes Gefühl, kurz etwas vom Egoismus ſeyn; ſondern ich ſtelle mich auf einen ſichern Punkt der Moral, wo ich kalt nachdenken und betrachten kann, und mein Intereſſe der Erde und des aufwallenden Gefühls weniger in Betrachtung kommt; ich ſage mir, thue dies um Dich ſelbſt, nemlich um deine Seele, die durch die Uebung jeder Tugend immer göttlicher wird und reiner. So kenne ich nur Eine Art Pflichten, die gegen mich ſelbſt, welche mich zu einem frohen Anbeter Gottes und einem tugendhaften Bürger und thätigen Freunde aller Menſchen machen müſſen." Er ſchloß dieſe Argumente, die er viel weiter ausdehnte, mit einer Anrede an ſeine Seele, die ächt myſtiſch war, aber in der ſtillen Verſammlung unbeſchreiblich auf alle, ſelbſt auf mich wirkte: „Seele, ſprach er, du biſt der Repräſentant Gottes auf Erden, der reinſte Funke jener Flamme, welche die Welt erwärmt und entzündet, das Centrum, um welches ſich alles drehet, woraus alles ausgeht, wohin alles zurückkömmt, das nähere Gefühl jenes ferneren, das mich einen Gott und eine künftige Welt hoffen lehrt. Du biſt das rothe Pünktchen, woraus der leuchtende Orient ſich entwickelt; er wird immer heller und heller, die Sonne geht auf, die Menſchen erwachen, fallen nieder und beten an. O daß du aufgeheſt, ſchöne Sonne! daß

wir erwachen zum Lichte, daß wir tugendhaft und gut werden! Seele, wir beten dich an, heilige Pflicht, wir ehren dich, leitet uns zur Tugend.“ — Man urtheile. Es iſt Geiſt und Leben darin; aber man ſieht, wohin dies führen und wie weit man gehen kann. Gebt nur recht brennbare Materie und es ſchlägt in hellen Flammen auf.

Hier wäre es der Ort, von dem öffentlichen Unterrichte ein Wort zu ſagen, und Manche, die von den Centralſchulen ſo vieles geleſen haben, denen die Dekrete wegen ihrer Errichtung und Einrichtung, wegen der angeſtellten Lehrer und ihres Gehalts, wegen ihrer Zahl und der Gegenſtände, die gelehrt werden ſollen, noch im friſchen Gedanken ſind, die auch in manchen deutſchen Zeitungsblättern und Journalen viel Schönes davon geleſen haben — denn zu Papier ſteht es ſehr ſchön — erwarten auch über dieſen wichtigen Gegenſtand einiges Licht. Ich bin aber außer Stande, darüber ein helles geben zu können und muß es auf ſich beruhen laſſen, ob die Geſetze wegen der Volkserziehung ſchon an irgend einem Orte zur Ausführung gebracht ſind. Bei dem Artikel von Nizza habe ich einige Worte darüber verloren, und ſeitdem habe ich keine belehrendere Aufklärungen darüber erhalten können. Es geht hiemit, wie mit vielen andern Dingen, welche dekretirt, aber darum noch nicht ausgeführt ſind. Ueberall iſt

wohl nichts ſchwerer und dornigter, nichts, das, wenn es zur Ausführung kömmt, mehr Hinderniſſe und Widerſprüche zeigt, als die öffentliche Erziehung; die der Familien geht von ſelbſt, ſobald die Beiſpiele gut ſind. Man kann wohl die vorigen Geſchlechter tadeln und finſter und kindiſch ſchelten; allein damit iſt das Neue noch nicht gemacht, wie es im metaphyſiſchen Gehirne, oder im ſchwärmenden Herzen ſteht. Sonſt ging es in Frankreich, wie in den meiſten andern Ländern, in Rückſicht des Unterrichts der erſten 15 Jahre. Er war meiſtens in den Händen der Geiſtlichkeit, unter deren Aufſicht die kleineren Schulen der Pfarren ſtanden. Man konnte damals wenigſtens über Mangel an Schulen nicht klagen. Paris hat jetzt in jeder ſeiner zwölf Municipalitäten, worin es getheilt iſt, mehrere Centralſchulen; aber wie ſteht es damit? Die meiſten derſelben haben bloß ihre Aufſchrift auf Kalch, und drinnen ſind oft weder Lehrer noch Schüler. So iſt es mir mit vielen gegangen, wo ich eintrat und fragte, es war niemand da. In andern ſaßen einige Lehrer, denen man Armuth und Verdroſſenheit anſah, und hatten einige Kinder um ſich. Das Ganze deutete nicht auf das Vollſtändige und Splendide, was man dekretirt hat. Die Leute fingen gewöhnlich, ehe ich noch fragte, an, mir das Räthſel zu löſen. „Um uns kümmert ſich niemand. Wir mögen vor-

ſtellen und ſuppliciren, ſoviel wir wollen, ſo bekommen wir oft in Monaten unſer Gehalt nicht, und dann auch noch die Hälfte in bons, (Staatsobligationen) worauf wir 50 bis 75 Procent verlieren. Wir haben keine Bücher, keine Materialien, keine Vollſtändigkeit der Lehrer, die ſeyn ſollen; und was noch ausgeſetzt wird, darum wird der öffentliche Unterricht oft ſchändlich betrogen. Mehrere Lehrer der Centralſchulen ſind in den Kollegien als Kommis, oder gar bei den Lieferungs- und Verpflegungsweſen der Armeen angeſtellt und ziehen ihre Gehalte für den Unterricht, den ſie nicht geben, richtiger, als wir, indem ſie ihn mit ihren Söhnern halten. Eben ſo klaſſig es in der ſchönen Centralſchule zu Verſailles, deren Plan ſehr weit umfaſſend war. Sie iſt rechts am Eingang in den Hof des königlichen Pallaſtes in einem Seitenflügel angebracht und hat ein treffliches Lokale. Ich ging mit großen Erwartungen ein und fand — in einem einzigen Zimmerchen zwei Lehrer und 15 Knaben.

Solche Dinge ſind niederſchlagend und traurig und preſſen dem Freunde ſeines Landes mehr die Bruſt, als wenn er die Stärke der Heere durch Betrügerei zuſammenſchmelzen, oder einen Theil des Staats durch eine unweiſe Politik in Aufruhr gebracht ſieht. Was ſoll aus der künftigen Generation, aus der Hoffnung der jetzigen werden

ohne Erziehung und Unterricht? Wie bei den Centralſchulen, ſo geht es bei der ſchönen Anſtalt der polytechniſchen Schule, und der Thierarzneiſchule zu Charenton, und andern ähnlichen Inſtituten. Es ſind nach Verhältniß äußerſt wenige Schüler da, und die mit Erfolg ihre Studien treiben, werden durch die Konſkription und andre Staatsforderungen oft plötzlich herausgeriſſen, um leicht und bald zu vergeſſen, was ſie mit Mühe lernten. Der Staat ſollte da wenigſtens die Talente in Schutz nehmen, welche künftige Lehrer, Redner und Geſetzgeber, künftige Gelehrte und Künſtler hoffen laſſen; was machen zwei- bis dreitauſend Jünglinge weniger, oder mehr zur Entſcheidung des Schickſals der Republik durch die Waffen aus? Sie ſind doch in der Maſſe der Heere nichts. Schon klagen vernünftige und vaterlandsliebende Leute laut über dieſen Unfug und ſprechen: Man habe genug gethan, die Wiſſenſchaften und die Bildung des Volks zu verderben; dies werde das Letzte thun.

Von der Polizei.

Ich habe freilich oben ſchon Einiges von der Staats- oder vielmehr Regierungspolizei berührt, muß aber davon doch hier noch Einiges beibringen. Unter Ludwig dem Vierzehnten, unter welchem die Kunſt, ein Volk zu deſpotiſiren, auf den höchſten

Gipfel gebracht ward, kam auch die Staatspolizei zuerſt zu ihrer völligen Ausbildung, ein Zweig der Regierung, der, wenn er nicht guten und weiſen Händen anvertraut iſt, zu allen Mißbräuchen und Bedrückungen die Hand bietet, und in die ſcheuslichſte und viehiſchſte Spitzbüberei ausartet, und Leben und Ehre der Unterthanen alle Tage in Gefahr ſetzt. Ein Wunder der Schlauheit und des ſchleichenden Deſpotismus war es indeſſen, daß das freimüthigſte und liebenswürdigſte Volk, daß die offenen Franzoſen ſich ſolche Dinge gefallen ließen, die nicht beſſer waren, als die offenen Löwenmäuler in Venedig, und alle Tage neue Einwohner in die erledigten Kerker der Baſtille und zu Vincennes, oder gar in die mittleren Kerker des Tarzarus ſchickten. Ludwig der Vierzehnte hatte unter den groſſen Staatsmännern und Feldherren, die vorzüglich die erſten 20 Jahre ſeiner Regierung auszeichneten, zwar immer deſpotiſch regiert, aber doch als groß und fürſtlich gedacht und gehandelt. Als Colbert und Louvois, als Turenne und Condé nicht mehr waren, als der Genuß der Lüſte ſeinen eiteln, feigen und weibiſchen Karakter noch kleiner und ſchlaffer gemacht hatte, da ging ein ganz anderes Regiment an. Ju der intrigenten Maintenon, die immer über Gebühr gelobt und getadelt wird, beſtieg ein Weib den Thron, und über 20 Jahre drehen ſich die wichtigſten Angelegenheiten Europens

um die Spindel dieſer Parze, während ſie ſich immer das Anſehen zu geben wußte, nur mit der beſcheidnen Spindel der Frauen zu thun zu haben. Unter ihrer Leitung regierte Ludwig, wie ein Weib, und ſie wußte ihn reichlich mit allen Klätſchereien und Trätſchereien des Hofes, mit den Geſchichten der Chronique scandaleuse der Häuſer und Familien, kurz mit dem erbärmlichen Detail des Privatlebens zu unterhalten, warum ſelbſt ein Privatmann ſich wenig, ein König ſich nie kümmern ſoll. Die Familien zitterten, ihre Geheimniſſe ſo aufgedeckt, und ihre Penetralia aufgeriſſen zu ſehen, und ſahen ſich um ein Lächeln, um ein leichtes Wort, um einen Wink in Ungnade, woraus es bei ſo einem Herrn ſchwer war ſich zu erheben. Die ehrlichen Leute zogen ſich von einem Hofe zurück, wo ſie über eine beſſere Zeit und über ihre Nation trauerten; und wo die Spitzbüberei und Spionerei durch alle Klaſſen ging, da nahmen die feilen und feigen Seelen ihre Stellen ein. Während Ludwig ſo einen Mouchard der Polizei machte, widerrief man das Edikt von Nantes, das ſein braver Großvater ſeinen treueſten Unterthanen gab, und bekehrte durch die Dragonaden, welche Frankreich beinahe eine Million Menſchen und den Verluſt ſeiner beſten Fabriken und Manufakturen koſteten; man verfolgte einen Fenelon, und überließ den Jeſuiten und jeſuitiſchen Frömmlern die Geiſtlichkeit

und die Wiſſenſchaften, welche ſie in kurzer Zeit verdarben, und alles, was durch Geiſtesfreiheit und Genie ſich auszeichnete, von den beſten Stellen, oder über die Gränzen jagten. Ludwig betzte ſeine letzten Jahre mit der Maintenon, die Pfaffen verſicherten dem alten Sünder den Himmel, und er ließ ihnen die Erde. Von theologiſchen Faktionen zerriſſen, von den blutigen Kriegen erſchöpft, womit der Haß Europens die Plane ſeiner Ehrſucht vergalt, verfluchte endlich die Nation einen König, den ſie in ſeinen frühern Jahren angebetet und den Großen genannt hatte. In dieſer Periode lebte ein Mann, der die Polizei, nach Ludwigs Angabe, zur größten Vollkommenheit brachte, und nach deſſen Muſter ſich alle die gebildet haben, welche nachher in dieſer gefährlichen Kunſt berühmt wurden. Es iſt der berüchtigte d'Argenſon, der unter dem Regenten von Orleans Finanzminiſter und Siegelbewahrer ward, und endlich 1721 in einer ehrlicheren Ungnade ſtarb, als ſein Leben geweſen war. Von dieſem Ausbilder einer autoriſirten Spitzbüberei, wovor freie Völker immer als vor einem gefährlichern Mittel der Sicherheit des Staats gebebt haben, als die Unſicherheit ſelbſt iſt, will ich hier ein kurzes Portrait herſetzen, wie es der Duc de Saint Simon vielleicht zu nachſichtig gezeichnet hat:

„D'Argenſon war ein Mann von unendlich vielem Geiſte, und von einem geſchmeidigen Geiſte, der, um ſein Glück zu machen, ſich allem anſchmiegte. Seine Geburt war beſſer, als es gewöhnlich bei Leuten ſeines Standes iſt, und er verwaltete ſeit langer Zeit die Polizei, oder vielmehr die Inquiſition auf eine tranſcendente Weiſe, da er ohne Scheu vor dem Parlamente war, welches ihn oft angegriffen hatte.

Er hatte unaufhörlich ſich die erſten Häuſer zu Freunden gemacht, da er dem verſtorbenen Könige und Pontchartrain Abentheuer ihrer Kinder und Verwandten verhehlte, die nichts weiter, als Jugendfehler waren, und die auf immer ihr Glück verdorben hätten, hätte er ſie nicht mit dem Amtsmantel bekleidet, indem er ſchnell den Vorhang darüber fallen ließ.

Mit einer erſchreckenden Geſtalt, welche die der drei Höllenrichter darſtellte, machte ſich d'Argenſon alles zur Luſt mit Geiſtesüberlegenheit. Er hatte eine ſolche Ordnung in die unzählige Menge der Einwohner von Paris gebracht, daß keine bedeutende Perſon war, wovon er nicht täglich, wenn er es wollte, das Betragen und die Neigungen wiſſen konnte; mit einem feinen Scharfblick (discernement) ſeine Hand ſchwer, oder leicht zu machen, bei jeder Angelegenheit, die vorkam, indem er ſich immer zu den ſanfteſten Maßregeln (partes) neigte,

mit der Kunſt, die Unſchuldigſten vor ſich zittern zu machen.

Muthig, kühn, verwegen bei Meuterein, und dadurch Meiſter des Volks. Seine Sitten enthielten viel von denen, die unaufhörlich vor ihm zu erſcheinen hatten, und ich weiß nicht, ob er viele andere Gottheiten, als das Glück, erkannte.

Mitten in dieſen dornigten (penibles) Geſchäften ſeines Amts, und mit einem Schein, der nichts als Strenge war, fand die Menſchlichkeit leicht Gnade vor ihm; und wann er mit Freunden ohne Abkunft und von einem ſehr niedrigen Geſchöß zuſammen war, welchen er mehr traute, als vornehmern Leuten, überließ er ſich der Freude, und war allerliebſt (charmant) in dieſen Geſellſchaften.

Er hatte einige Wiſſenſchaften; aber wenig oder gar keine Fähigkeit ſonſt in irgend einer Gattung, welches ſein Geiſt erſetzte; und eine große Kenntniß der Welt, (man ſieht hier den Unterſchied, den die teutſche Welt und der franzöſiſche monde in der Beziehung auf das Leben macht) ein ſeltnes Ding in ſeinem Stande.

Er hatte ſich unter dem verſtorbenen König den Jeſuiten hingegeben; aber doch that er dabei ſo wenig Böſes, als er konnte, unter einem Schleier der Verfolgung, welchen er für ſich nothwendig glaubte, um in der That weniger zu verfolgen, ja ſogar, um die Verfolgten zu ſchonen.

Da das Glück ſeine Magnetnadel war, ſo ſchon⸗te er gleich ſehr den König, den Miniſter, die Je⸗ſuiten und das Publikum.“

So weit St. Simon. Dieſer Polizeilieutenant von Paris brachte das Ding zuerſt in ein Syſtem, und ward bald das Schrecken aller ehrlichen Leute; aber doch ſieht man aus dieſer flüchtigen und viel⸗leicht nicht ganz richtigen Zeichnung, daß es in ſeiner Gewalt ſtand, viel mehr Böſes zu thun, als er that, ja, daß er ſelbſt viel Schlimmes zum Gu⸗ten kehrte. Aber St. Simon iſt partheiiſch, er kennt, ungeachtet ſeiner Ausrufungen und Dekla⸗mationen des Patriotismus und des Mitleids mit der Nation, nur Einen Theil der Nation, und von dieſem redet er auch faſt allein. Wenn er uns ſagt, daß der ſchlaue d'Argenſon keine andere Gottheit kannte und erkannte, als das Glück, ſo erklärt er uns die Schonungen gegen die Söhne und Vettern großer Häuſer; denn er hatte Freunde nöthig auf einem ſo ſchlüpfrigen Pfade, wo derjenige, der die Hälſe und Köpfe anderer Leute in den Händen hat, oft ſehr leicht und unverſehens um ſeinen eignen kommen kann. Man weiß, was zu ſolchen Scho⸗nungen und Durchhelfungen gehört. Wer den Lauf der Dinge kennt, weiß, daß dafür viel Kleine und Unbemerkte oft die Lückenbüßer machen müſſen. Gern indeſſen wollen wir zur Ehre der Menſchheit glauben, daß d'Argenſon die gelindere Parthei er⸗

griff, wo er es ohne Gefahr konnte; und auch so konnte er manches Gute thun, und viele seiner Nachfolger im Spitzbubenregimente der geheimen Polizei haben sein Andenken der Nation sehnsuchtswürdig gemacht.

Es ging unter Ludwig so weit, daß nicht bloß in die Häuser und zu den Geheimnissen der Tafeln und Gärdinen verkappte und verkleidete Spione geschickt wurden, sondern selbst das heilige und unter öffentlicher Sanktion stehende Geheimniß der Briefe ward verletzt. Bei allen Bureaux der Posten in Paris und den Provinzen, wo ein grosser Zusammenfluß von Briefen war, stand eine geheime Bande, die mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Schlauheit die verschiedenen Briefe signalisirte und auswitterte; die verdächtigen erbrach und wieder zusiegelte, und ihre Berichte und Auszüge an die Polizei, oder an eine besonders dazu bestimmte Person schickte. Es war eine der liebsten Unterhaltungen des Königs, in diesem Mist der Bosheit zu wühlen. Er wollte nicht bloß Geschichten seiner Familie, seines Hauses, nicht bloß Urtheile und Aeußerungen über sich und die Regierung und Verwaltung wissen; sondern die elenden Kleinigkeiten der Familien, ihre täglichen und nächtlichen Abenteuer, ihre Liebschaften, Hahnreischaften, Verbindungen und Klätschereien interessirten und ergötzten ihn, und aus dem höchsten Munde kam

Manches ins Publikum, was der Diener eines guten Hauſes ſich geſcheuet haben würde, zu verbreiten. So war nichts ſo geheim, ſo verſteckt und räthſelhaft, daß d'Argenſon und ſeine ſchlimmeren Gehülfen es nicht herausgefunden und gelöſt hätten. Nun ging das Reich der Verfinſterung und der Kabale auf das gräulichſte an. Von einem Ende des weiten Reiches zum andern verbreitete die Schlange der Hinterliſt und Spionerei ihr Gift, und jeder Bürger, der auf irgend einer bedeutenden Höhe ſtand, mußte erſt ſeine Gardinen ausklopfen, ob ſie auch Ohren hätten, ehe er ſich zum Schlafen niederlegte. So ging es durch die folgende Regierung ohne alle Schonung mehr oder weniger ſchlimm fort, und die Baſtille und lettres de cachet verſchloſſen die Geheimniſſe des Deſpotismus.

Bei der groſſen Revolution, welche die Monarchie geſtürzt hat, verlor dieſes Ungeheuer der geheimen Polizei nur ſeinen Namen, nicht aber ſeine Kraft, und unter den Terroriſten und auch nachher wuchs aus jedem abgeſchlagenen Kopfe ein neuer Ankläger und Spion hervor. Wie konnte es auch anders ſeyn zu einer Zeit, wo man mit dem Leben und Vermögen der Bürger, wie mit Nüſſen und Aepfeln ſpielte, und ein jeder ein Verbrecher war, der die gefährlichen Dinge, Adel, Reichthum und Menſchlichkeit beſaß? Als der Staat anfing, in einem ruhigeren Strome zu fließen, und wenigſtens

wieder die Form einer ordentlichen Regierung anzunehmen, ließ auch hier die Natterwuth der geheimen Anklagen und Stiche sehr nach, aber immer blieb die geheime Polizei, und sie ist noch mit einem Reichthum an Hülfsmitteln und einem Personale, wie sie in den schlimmsten Zeiten des Vierzehnten und Funfzehnten Ludewigs nicht waren. Große Schriftsteller und Staatsmänner haben den Grundsatz aufgestellt, daß da, wo die Republik mit ihren Dienern und Gewalten in das innere Heiligthum der Häuser dringt, keine Freiheit Statt finde, und daß eine geheime Polizei immer der Anfang der Sklaverei sei. Und hier, wo man die Freiheit an alle Wände schreibt, und über die unreinsten Lippen laufen läßt, bleibt diese Schlange mit ihrer ganzen Bösartigkeit am Leben, welche höchstens ein kurzes Leben des Schreckens für die Bösewichter haben muß? Eine gute Regierung gebraucht keine geheime Polizei, selbst für Diebe und Räuber nicht. Die guten Bürger, die durch eine gute Regierung immer besser werden, treiben alles Gesindel und Gezücht der Liederlichkeit und Tage- und Händedieberei schon aus eignem Interesse aus ihrer Mitte, und bezeichnen ihre schuldigen Häupter der strafenden Gerechtigkeit. Wo aber jeder Schritt und jedes Wort belauscht wird, wo immer drei, zehn, zwanzig Zeugen gegen Einen auftreten, welch ein Feld ist da der Kabale offen, und der Schur-

ferei! Und es iſt ihr nur zu ſehr offen geweſen. Ich habe es geſagt, daß man Leute, die der Regierung verhaßt waren, deportirt, eingekerkert und aus dem Lande geſchreckt hat; wie leicht iſt das, wenn die Polizeiknechte Zeugen abgeben dürfen? Mit dem Sturm des neuen Jakobinismus ward dies freilich etwas anders, und die Gedrückten und Wiedergetöſten erhuben nun Ein Geſchrei mit denen, die noch auf freien Füßen gingen. Die ruhigen und gemäßigten Bürger aber, oder die, welche nur gern in Ruhe bleiben wollten, ſahen doch immer ängſtlich umher, wo endlich der Sieg ſtehen würde, und hielten das gefährliche Organ der Rede, die Zunge, unter dem Schlüſſel. Kann man frei bleiben, wo man nicht zu reden wagt? Wohin man nur ſeinen Fuß ſetzen mag, kann man auf einen Beſoldeten oder Betrauten der Polizei treten. Sie ſind liſtig und ſchmeichleriſch, wie die alte Schlange, die Eva betrog, und betrügeriſch, wie die Lockvögel, welche der Vogler in ſeinem Herd und unter ſeinen Leimruthen als einen Todesruf aufſtellt. — Es giebt freilich politiſche Epochen, wo dieſe Art Polizei ein nothwendiges Uebel ſcheint; aber wenn ſolche Epochen daurend gemacht werden, fällt ein Volk in Knechtſchaft, was man ihm auch die Ohren taub ſchreien mag von Gefahren, welche den Staat bedrohen; denn welche Regierung fände nicht dieſen Vorwand immer? aber welches

Volk weiß nicht auch immer früher und beſſer, als die Regierung, wenn dieſe Gefahren da ſind? Sie kommen ja aus ſeiner Mitte, und Niemand hat noch immer ſeine Winde gekannt.

Ganz anders iſt es mit der öffentlichen Polizei: Dieſe erfüllt, was die andere verſpricht. Sie bewirkt durch die mäßige und weiſe Sorge für den Unterhalt, für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, für die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Bewohner eines Staats, daß jene geheime ganz unnütz iſt. Sind die Bürger gut und gerecht regiert, iſt jeder einzelne in ſeinem Gewerbe glücklich und zufrieden, ſo iſt es ihr eigenes Intereſſe, daß der Staat beſtehe und die Regierung, welche ſeine künſtliche Maſchine zuſammenhält. Wenn aber die, ſo regieren, den Staat wie eine Kuh anſehen, die ſie melken ſollen, und nicht weiden, wenn ſie aus perſönlichen Rückſichten und Feindſchaften Angelegenheiten des ganzen Volks machen, ſo iſt die geheime Polizei ſehr brauchbar, und die Zwietrachten und Meutereien, die eine ſolche Politik veranlaſſen muß, werden auch nimmer die Verlegenheit eintreten laſſen, daß ſie müßig bleiben müßte. Auch um dieſe ältere Polizei und ihre Organiſation, die kein Staat entbehren kann, der nicht mehr in ſeiner Kindheit iſt, hatte d'Argenſon große Verdienſte, und wenn er oft als ein niedriges Werkzeug der Kabale und Büberei dienen

mußte, ſo verfolgte er auch die Diebe, die Müßiggänger, die Huren, kurz alles Geſindel mit großem Eifer, und nach ſeinem Muſter beſteht die ganze Einrichtung bis auf den heutigen Tag. Dieſe Polizei iſt auch jetzt noch vortrefflich, und ich mögte alles darauf ſetzen, daß eine kleine Welt, die mit Paris einerlei Umfang hat, in dieſer Rückſicht unmöglich beſſer daran ſeyn kann. Es kömmt mir vor, daß durch die lange Gewöhnung der Pariſer ein ſolches Leben, das man ein polizeiliches oder polizeirechtes nennen könnte, ſich gleichſam zur andern Natur gemacht hat, und nicht mehr anders ſeyn kann. Nach den tollſten Stürmen und Erſchütterungen der Revolution, als die wilden Wogen ſich etwas ſenkten, kam bald alles von ſelbſt wieder ins alte Gleis. Wie iſt es in andern, oft viel kleineren Städten, oft auf den Märkten, wo gekauft und verkauft wird! wie ſchlägt und ſtößt und mishandelt ſich da alles ſo leicht! Hier bei dieſer Menſchenmaſſe haben ſich höchſtens, ſelbſt bei den Böſeſten, nur Schimpfworte gefunden; gewöhnlich verläßt ſelbſt bei ſolchen eigentlichen Magenringen den Franzoſen ſeine ſtille und fröhliche Decenz nicht. So geht es mit allem, was zunächſt zum irdiſchen Genuß und zu den Vergnügungen des Lebens gehört. Jede Municipalität hat ihre Adminiſtratoren und Kommiſſaire, die in ihrem Bezirke für die Ordnung und Ruhe wachen; jede hat ihre

Plätze, wo ſie Bürgerwachen ausſtellt, welche mehrere Hauptwachen haben, eine ſchöne Einrichtung, die dem Bürger ſelbſt das zu behüten und zu bewachen übergiebt, was ihm das Theuerſte iſt. Sobald Unordnungen entſtehen, ruft man dieſe Wachen herbei, und öfters halten die Kommiſſarien in ihren Bezirken auch Nachſuchung in verdächtigen Häuſern, welche zu Herbergen eingerichtet ſind, um loſes Geſindel auszuklopfen. Indeſſen dürfen ſie nicht mehr thun, als die Regierung erlaubt, die manche Schändlichkeiten durch ihre Nachſicht, oder abſcheulicher durch einen förmlichen Handel privilegirt; doch davon nachher bei andern Ueberſchriften. Selbſt dieſen Sommer, wo jede Parthey von Gewalt, von geheimen Ausſchüſſen, von Gefahren und Verräthereien redete, welche die allgemeine Sicherheit bedrohten, wo viele das alte Feuer gern wieder zu hellen Flammen aus der Aſche herausgeblaſen hätten, lebte und ging und that man alles in der größten Sicherheit. Wie oft bin ich um Mitternacht, auch wohl zuweilen nach Mitternacht den Weg einer halben, oder ganzen Stunde zu Hauſe gegangen, und habe außer dem privilegirten Gewimmel der Huren und Hurengenoſſen, die dem Vorübergehenden wohl mal in den Arm und in das Kleid fielen, nichts Verdächtiges und Gefährliches bemerkt. So viel ich mich erinnere, waren auch während drei Monate, die ich hier lebte, nur

zwei Menſchen ermordet, aber beide nicht aus politiſcher Feindſchaft, oder Raubſucht; denn es waren Leute in groben Kleidern, und von dem einen wußte man den Mörder, der ihn wegen Ehebruchs, oder hergewohnten Ehebruchs mit ſeiner Frau erſchlug. Das iſt doch in einem Haufen von beinahe einer Million Menſchen ſehr wenig, und das in einer Zeit, die noch immer revolutionär heißt. Eben ſo ſelten hörte man von Einbrüchen und Diebereien. Doch waren hier ſo viele Jagden, bei denen wohl einmal ein Todſchlag hätte vorfallen können, Jagden nach Emigranten, Prieſtern, Ausreißern und Konſkribirten, die ſich in dies Menſchendickigt vor dem Nachſpüren zu retten ſuchten, und unter andern Namen und durch mancherlei Erfindungen der Päſſe und Erlaubnißſcheine immer den Händen der Polizei entſchlüpften. Der Fuchs hat viele Ausgänge aus ſeinem Bau, und ſolche Baue hat die Noth der Revolutionszeit hier manche anlegen gelehrt.

Um indeſſen dieſen Leuten es ſo ſehr als möglich zu erſchweren, hatte man mit allen Fremden vom Auslande und aus den Departements, eine Menge von Formeln eingeführt, die ſtrenge beobachtet werden mußten. Ich will kurz die Manipulation beſchreiben, die man mit mir vornahm. Ich ging den Tag nach meiner Ankunft zur Municipalität des Bezirks meiner Wohnung, wo mein ſchwedi-

ſcher Paß, den ich, vom Polizeiminiſter Duval unterzeichnet, nach langem Warten in Nizza empfing, von mehrern Händen unterzeichnet ward. Von hier ging es zum großen Büreau der Polizei am Platze Vendôme, wo ich wieder durch mehrere Inſtanzen laufen mußte. Hier machte mir ein verſtändiger Mann, mit welchem ich lange über Italien ſprach, bei dem Anblick des Wörtleins sujet suedois, lächelnd den Einwurf: ah, citoyen, vous êtes donc des esclaves des rois! Ich antwortete ihm, ich halte mein Land freier, als ſie ſeien, mein König ſei der erſte Bürger einer freien Nation, die nach Geſetzen regiert werde; dies habe er ſelbſt proklamirt und werde es halten; da ſagte er leiſe: „ne vous emportez pas, citoyen; vous êtes sujet et nous sommes assujettis.“ Von hier mußte ich einen Marſch von einer ſtarken halben Stunde nach dem Bureau central (dem Vereinigungspunkte aller Municipalitäten) machen, wo man wieder einen Stempel aufdrückte, und die Erlaubniß eines Aufenthalts von einem Monate, — längere Zeit giebt man nicht gern auf einmal — nach deſſen Ablauf ich mich wieder zu melden hätte. Nach dieſer Zeit nahm man mir meinen Paß ab, ich hohlte mir einen Schein von dem königlich ſchwediſchen Chargé d'Affaires und Legationsſekretär, Herrn Brinkmann, und bekam dafür eine Sicherheitskarte, und man nahm mir meinen Paß ab. Bei meiner Abreiſe

hohlte ich gegen die Zurückgabe dieſer Karte meinen Paß wieder ab, ließ mir vom Herrn Brinkmann einen neuen ausfertigen, welchen ich von dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, unterzeichnen, und auf dem Bureau du timbre (einer drückenden Schatzgrube des Staats) ſtempeln laſſen mußte, um ſicher und ohne Gefährde durch die Republik ins Vaterland reiſen zu können.

Meinen erſten Paß, wie er auf dem Bureau central unterſchrieben ward, nachher die Sicherheitskarte für zwei Monate konnte ich allenthalben als ein gültiges Eintrittsbillet in alle öffentliche Anſtalten gebrauchen. Es war nemlich Befehl da, einem jeden Fremden zum Muſeum der Künſte, zur Bibliothek, zum Naturalienkabinet, zum botaniſchen Garten, kurz allenthalben und zu allem ungeweigerten Eintritt zu geſtatten, eine Liberalität der Regierung, die jener ſtolzen Aeußerung entſprach, durch welche ſie proklamirten, die franzöſiſche Nation habe die Denkmähler der Litteratur und Kunſt aus Italien, den Niederlanden, Teutſchland und den Departements nur zur Belehrung und Bildung Europens geſammelt. Dieſe Sicherheitskarte diente mir oft noch zu einem andern Behufe, wo ich wenigſtens einer Unannehmlichkeit dadurch entging. Die Polizei nemlich, die immer auf den Fang ihres erlaubten und unerlaubten Raubes ausging, bekam oft den Einfall, einen Garten,

oder einen andern öffentlichen Platz des Vergnügens, oder auch die Schauspielhäuser, zu besetzen, und zu umzingeln, eine Operation, die man in Paris kurz mit den Worten ausdrückt: la police cerne. (cernes ist besonders ein militärischer Ausdruck, und heißt so viel, als das teutsche abschneiden.) Dieses Cerniren kam denn Vielen sehr unangenehm. Was man kannte, oder kennen wollte, ließ man gehen; Verdächtige aber und Fremde wurden arretirt und in Arrest behalten, bis sie durch Pässe und Karten sich legitimirten, und losgelassen wurden. So fing man die Ausreißer und Konskribirten, die nicht reisen wollten, oft da, wo sie es am wenigsten erwarteten, und schickte sie zur Armee. Fremden, die von dem Ort des Arrestes entlegen waren, ist es oft begegnet, daß sie drei, vier Stunden, ja die ganze Nacht unter Arrest bleiben mußten, bis sie ihre Rechtfertigung von Hause hohlen lassen konnten; denn gewöhnlich nahm man Klopfjagd des Abends vor um 9 und 10 Uhr. Ich war auch einmal nahe daran, in Arrest zu müssen; man cernirte, und ich hatte meinen Paß nicht in der Tasche; da half mir ein Freund, den man kannte, mit dem seinigen, und so schlüpfte ich mit den andern durch. — Uebrigens muß ich der Artigkeit der französischen Polizei- und Municipalitätsbeamten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie treten bei ihrem verdrießlichen Amte selten aus den

Linien der Höflichkeit und Urbanität heraus; geben gern und willig Nachweisungen über etwas, wornach man anderswo stundenlang laufen und fragen muß, und sagen und thun selbst das Unangenehme angenehm. Nur einen einzigen Grobian habe ich unter ihnen gefunden, und zwar in einer sehr feinen Stadt, in Marseille, den dortigen Kommissär der Regierung, einen Bluthund und Freund des abscheulichen Antonelle, der einer der schlimmsten Bösewichter seines Landes ist.

Verlorne Sachen. Mannigfaltigkeiten.

Ein Schriftsteller, der von den schmalen Renten leben muß, die ein Buchhändler seiner Feder bezahlt, so lange sie in Aktivität ist, hält seine Gedanken fein sparsam zusammen, und läßt selbst die kleinen Funde, die ihm zufällig kommen, nicht so liegen, sondern sammelt sie auf, und füllt so nach und nach mit diesen kleinen und kümmerlichen Brosamen mehrere Körbe, die er Mappen nennt, schüttelt diese fleißig um, gießt Wasser darauf, und backt ein großes Brod daraus, ein figürliches meine ich, das Buch heißt. Ich habe nur von diesen pariser Brosämlein nicht so viele lesen können, war auch nicht in der Noth, die kleinsten auflesen zu müssen. Was also kein Brod werden wollte, und was mir doch zu gut schien, es liegen zu lassen, das sam-

meiſe ich endlich zuſammen, und ſtelle es hier nicht in Einem Brei, ſondern jedes für ſich hin, doch will ich es nicht läugnen, daß nicht zu dem einen und andern ein bischen Waſſer gegoſſen ſei, um es durch das Aufgehen etwas größer und anſehnlicher zu machen. Es iſt eine kleine Trödelbude, wo von den hunderttauſend Sachen, die ſie in ſich hat, kaum zwei zuſammenpaſſen, wo aber doch faſt ein jeder etwas findet, was er einzeln haben mag und brauchen kann.

Verlorne Sachen habe ich aus einer doppelten Rückſicht darüber geſchrieben. Erſtlich weil der Finder ſich ſelten damit brüſten, und dick damit thun darf, weil ſie ihm leicht abgefordert werden könnten; zweytens, weil ſolche verlorne Sachen nirgends recht in ſeine Wirthſchaft, noch in ſeinen Hausrath paſſen, und entweder umgearbeitet, oder in einem Winkel an die Seite geworfen werden müſſen. Als ich Mannigfaltigkeiten darüber ſchrieb, dachte ich an das franzöſiſche Theater der Altſtadt (Cité), welches ſich das Theater de la Cité-Variétés nennt, und wo jetzt regelmäßig die vierfüßigen Pferde und zweibeinigen Menſchen ſich ablöſen, und bald ein deſultoriſcher Houhmm, bald ein fürfüßiger und behender Brodfreſſer zum Vergnügen der Zuſchauer auftritt. Grade ſolche Varietäten erwarte man hier, und eben ſolche Sprünge und Excentricitäten, wo das Klein-

ſte vom Zufall zum Größten, und das Lächerlichſte zum Ernſthafteſten geworfen wird. Es liegt in ſolchen kleinen Nichts, in ſolchen unwillkührlichen Abentheuern und Einfällen oft mehr Karakter für manche Leſer, als man darin erwartet, und als man oft in dickleibigen Abhandlungen vergebens ſucht. Alſo immer munter heran zu meinem Schattenſpiele! Vieles wird man kennen und ſchon anderswo geſehen haben; aber zuweilen liebt man das Spiel bloß um des Spiels willen.

Citoyen, Monsieur. Das Wort Bürger im edleren Sinne iſt mehr, als Herr, ſo wie das Wort Meiſter mehr iſt, obgleich beide in den meiſten Ländern lange aus der Mode ſind, und höchſtens in Amtsſachen und von Gerichtswegen geſagt nicht mit einem ſauren Geſichte aufgenommen werden. Man wollte, als man flugs alles in Worten herſtellte, was ſich ſo ſchnell nicht in Sachen und Thaten herſtellen und ſchaffen läßt, auch das alte Herr verbannen, und befahl durch Edikte und Dekrete, ſich bey Leib und Leben nicht mehr des hundiſchen und ariſtokratiſchen Worts zu bedienen; dafür ſollte hinfort citoyen herrſchen, und für Madame, citoyenne: denn in ſolchen Worten liege eben das Geheimniß der Demokratie und Freiheit, und ſolange man nicht ohne Anſtoß friſchweg zu jedem Sterblichen citoyen ſagen könne, ſei man noch nicht würdig, Mitglied einer freien Verfaſ-

ſung zu ſeyn. Ja Mancher behauptete im ganzen Ernſte, nur wo ſo ein Name töne, könne Glück zu finden ſeyn. Noch ärger ward es unter Robespierre, und in der Zeit, wo die Holzſchuhe, die ungepuderten Perucken und lumpigen Guenillen regierten, und der Sanskulottism ohne Schaam auf dem Thron der Kapete ſaß. Da war der, welcher nicht jede garſtige, beſoffene und ſtinkende Poiſſarde brüderlich umarmen, und einem jeden blutigen Lump einen herzlichen Bruderkuß geben mogte, kein Republikaner. Dieſe tollen Levellers, die ihr verruchtes Gleichmachungsſyſtem mit der Ausrottung aller Reichen und Zerſtörung alles Gefühls für Sitten und Schönheit des Lebens und der Kunſt anfingen, hatten es ganz vergeſſen, daß die Menſchen nur vor dem Geſetze gleich ſeyn können, und daß der Grad von Bildung und Kultur, welchen ein jeder erhalten hat, oder hat erhalten können, allein die wahre Brüderſchaft, die wahre Umgangsfähigkeit ausmacht. Ich kann einen Mauleſeltreiber und Sackträger als Menſchen und Bürger wohl ehren und achten, aber welches Geſetz wird mich zwingen können, täglich in den engen Kreis ſeines Lebens und Empfindens mich einzuſchließen? Kann man nur die geſetzliche Gleichheit zu Stande bringen, die ſchwerſte von allen, ſo wird alles andre ſchon von ſelbſt kommen und ſich in ein rechtes menſchliches Gleis ſetzen. Seit der Zeit ſind

die

die Brüderküſſe an jedem ohne Unterſchied, und die republikaniſchen Umhalſungen (accollades) etwas aus der Mode gekommen, und ſelbſt das Wörtlein citoyen hat viel von ſeinem Anſehen verloren, weil man durch die Erfahrung eingeſehen hat, daß die Zauberkraft nicht darin liegt, die man von ihm für die Wohlfahrt der Republik hoffte. Bei Vielen iſt es ſelbſt etwas verhaßt geworden, und ſogar die Sträußer- und Fiſchweiber lächeln freundlich wieder und ſchlagen nicht mit einem Donnerwetter! drein, wenn man ſie mit dem ariſtokratiſchen Madame anredet. Man kann ſchon ohne Gefahr Monsieur und Madame ſagen, und dieſe beiden Wörter haben ſich im gemeinen Leben ſchon ſo ziemlich wieder mit ihren Gegnern, dem citoyen und citoyenne, halbirt. Man lacht jetzt über die Wichtigkeit, die man ſolchen Dingen ſonſt beilegte, und dieſe Gleichgültigkeit hat mehr als Einen Sanſhonax und Antonelle aufgefordert, ſowohl im Rathe der Fünfhundert, als in der Reitbahn, den gefährlichen Folgen derſelben durch donnernde und furchtbare Reden zuvorzukommen. Es iſt dahin gekommen, daß nur noch bei öffentlichen Verhandlungen ausſchließend der Name Bürger gilt, doch hat man ſelbſt da einer Erinnerung nöthig gehabt. An den Thüren aller Staatsbüreaux und auch drinnen an den Wänden lieſt man mit großen Buchſtaben auf einem Zettelchen: on s' honnore ici dh

titre de citoyen. (Man beehrt ſich hier mit dem Titel Bürger.) Eben dieſe Worte haben die Kaffehäuſler, Reſtaurateurs, Billardhalter und Bierſchenken oft an ihren Thüren, doch hindert das die Namen Monsieur und Madame nicht, die häufig mit einklingen. Man trieb ſonſt dieſe Bürgerlichkeit in Worten ſo weit, daß die ganze Sprache ſchien umgewandelt werden zu müſſen. Jene Ritterlichkeit, Galanterie und Liebenswürdigkeit, wodurch ſich von jeher die Sitten und die Sprache der Franzoſen ausgezeichnet haben, ſollte mit Einem Male verbannt und ausgerottet werden; man fand darin nur Sklaverei und Schmeichelei, und einen Geiſt der Nichtswürdigkeit und Unterwürfigkeit, der gar nicht für ein freies Volk paſſe. Das Vous, jenes kriechende Vous, ſollte heraus aus der Sprache, und in dem Tu, in dem graden und kühnen Du, meinte man neben dem citoyen noch eine Stütze für die neue Ordnung der Dinge zu haben. Dies ging ſo weit, daß die Unternehmer und Künſtler der Schauſpielhäuſer in die größte Verlegenheit kamen, weil die Schreier wohl wegen der Worte Roi, Monarque etc. die Meiſterſtücke eines Corneille und Voltaire von den Bühnen verbannen, aber nicht leicht andre dafür an die Stelle ſetzen konnten. Man behalf ſich dann mit dem Kaſtriren und Umändern, und ſo verloren oft die Lieblingsſtücke des Volks unerſetzlich. Auch dieſes Tu hat ſich

nicht halten können, weil es wirklich dem Genius der Sprache, beſonders im Ernſten und Feierlichen, geſchadet haben würde; aber noch immer muß man ſich hüten, Trauerſpiele aufzuführen, worin zu viel Königliches, vorzüglich zu viel groſses Königliches vorkömmt.

Kokarden. Wer kennt nicht das dreifarbige Zeichen der Freiheit an den Hüten, wie in den Wimpeln und Fahnen der franzöſiſchen Republik? Hier haben wir es nur mit den Hüten zu thun. Auch dieſe Kokarden waren ſehr in Abnahme bei meiner Ankunft, und man trug ſie möglichſt klein; ja es war Mode, ſie ſo zu haben, und ein Stutzer würde erröthet ſeyn, wenn man ſie ſogleich auf den erſten Blick an ſeinem Hute entdeckt hätte. Als aber die Pferde der Reitbahn kollerig wurden und anfingen zu wiehern und zu ſtampfen, da wurden ſie wieder groß und kamen hoch oben an die Hüte, oder wurden auch mitten auf die Bruſt genähet von denen, die noch aus der alten Zeit waren und die Chapeaubashüte nicht ablegen wollten, mit welchen ſie oft die Treppen zu Verſailles und im Louvre hinangeſtiegen waren. Da ward es mislich, ſich einmal ohne Kokarde ſehen zu laſſen, und man konnte ſich böſen Unfällen ausſetzen. So erinnere ich mich eines Kokardenauftritts in den Thuilerien, der ernſthaft genug ward. Ein kleiner unterſetziger Mann hatte ſich auf einen Stuhl un-

ter einem der hohen Maronenbäume geſtellt, und machte, indem er die Zeitungen einem Haufen Bürger vorlas, der ſich um ihn verſammelt hatte, bittere Gloſſen über die Reitbahn und über eine Stelle im Journal des hommes libres, worin Billaud de Varennes, ein treuer Diener Robespierrens, ein Ritter der Republik, und der geächtete und immer noch unſtät lebende Barrère ein Heros der Freiheit ward. Aber bald erhob ſich gegen ihn ein langer dürrer Mann, der einem Schiffer ähnlich ſah, und vermuthlich vom Kern war, mit heftigen Worten, und ſuchte ihn zu widerlegen, und der Knäuel der Zuhörer, in welchem auch ich eingeengt war, ward von allen Seiten immer dichter. Schon ſchien es, als werde der kleine Stuhlprediger das Feld räumen müſſen, als er mit Einem Male entdeckte, daß jener keine Kokarde am Hute hatte, (er hatte ſie vermuthlich verloren) und ausſchrie: „jener Bürger, der ſo ſchön deklamirt, hat keine Kokarde am Hute.“ Schnell ward ein wildes Getümmel, der lange dürre Mann wollte entfliehen, aber er konnte nicht aus der Menge heraus, die auf ihn ſtieß und drängte und ſchimpfte. Zum Glücke eilte die Wache der Terraſſen und des Raths der Alten aus den Thuilerien ſchleunig herbei und rettete den Flüchtling, der nicht entfliehen konnte, indem ſie ihn und ſeinen Gegner in Arreſt nahm. Ich merkte mir dieſe Warnung und

ließ mir, als ich zu Hause kam, meine Kokarde, die nur eine Nadel hielt, oben am Hute festnähen. Ein eignes Phänomen ist es, daß die Kokarde den meisten Weibern bei ihrem Putze, oder in ihrem Gemüthe, im Wege zu seyn schien; haben sie dieselbe vielleicht nur angesteckt, so lange sie noch als eine Zier der Mode zu gebrauchen war? Sie hatten sie nicht gern größer, als ein Kreuzerstück, und steckten selbst dieses fatale Kreuzerstück dahin, wo es am meisten versteckt, und den Blicken am wenigsten ausgesetzt war; manche wagten es auch wohl, dies Zeichen der Freiheit ganz wegzulassen, und so im Publikum zu erscheinen; indessen konnte das doch zuweilen unangenehm bekommen. Ich habe es mit meinen eignen Augen gesehen, wie die Schildwache ein Paar schöne Weiber, die in den Garten der Thuilerien wollten, zurückschmiß, weil ihnen der Erlaubnißschein des Eintritts fehlte; denn es war gemessene Order da, niemand zu einem öffentlichen Orte, oder Institute zuzulassen, dem dieses Zeichen des Civismus fehlte.

Guerre aux Anglois! Dieses Signal des Hasses, womit man diese alten Nebenbuhler Frankreichs vor allen Feinden der Republik als die grimmigsten und bösesten auszeichnen wollte, ward allenthalben angeschlagen und angeklebt. Man sah es neben dem „On s'honore ici du titre de citoyen“ in den Sitzen der öffentlichen Kollegien, in

den Schenkſtuben und Kaffehäuſern, ſelbſt in den Kirchen und Tempeln, wo die Menſchen doch einmal vergeſſen ſollten, daß ſie die mordſüchtigſten und blutgierigſten Geſchöpfe gegen ihre eigne Gattung ſind. Sogar in den Tempeln der Theophilanthropen habe ich dieſe Worte mit großen Buchſtaben, neben den Satzungen ihrer Lehre aufgeſtellt geſehen. Eine ſonderbare Erſcheinung iſt es bei dieſem Ausruf: Krieg mit den Engländern! daß ſo manche andre Umſtände ſo wenig mit dem Haſſe übereinſtimmen, den man gern verewigen mögte. Was irgend in der feinen und ſtuzeriſchen Welt etwas vorſtellen will, muß ganz in engliſchen Manufakturwaaren gekleidet ſeyn, und muß ſelbſt die Spuren engliſcher Moden an ſeinem Leibe tragen. Nie vielleicht iſt dieſe Anglomanie ärger geweſen, als jezt, wo ſie es wegen des Krieges mit England, und wegen der Bedrängtheit des Vaterlandes am wenigſten ſeyn ſollte. Selbſt bis auf die Sprache hat ſich dieſe Sucht verbreitet, und an allen Ecken findet man Zettel angeſchlagen, worin ſich immer ein Meiſter über den andern zu einem gründlichen Unterricht der engliſchen Sprache, beides im Sprechen und Schreiben, erbietet. Daß die Gelehrten das Engliſche mit Eifer lernen, wäre erklärlich, und könnte für die franzöſiſche Litteratur nur heilſame Folgen haben; aber daß jeder Stuzer ſeinen leichten Kopf damit zerbricht, und ſich ſchä-

men würde, nicht wenigſtens God damn! fluchen, und ein How do ye do? ſchnarren zu können, wäre eine unverzeihliche Sünde.

Medecin pour le traitement des maladies veneriennes. Zettel mit dieſer Auf- und Unterſchrift kann man in den lebhaften Gegenden der Stadt an allen Straßenecken leſen, und bei allen Paſſagen ſtehen Knaben und Mädchen, die ſie den Vorübergehenden beiderlei Geſchlechts in die Hand drücken. Da ſind die Herrn Lafecteur, Lepelletier, Le Veneur, von denen immer einer den andern mit ſeinem Roh antisylphitique und mit ſeinen Pillen überbietet, und durch Verſprechungen einer bequemen und ſchnellen Heilart ihm den Rang abzulaufen ſucht. Ja, ſollte man es glauben? neulich hatte ſogar einer alles Ernſtes in ſo einem Zettel, worin er ſich und ſeine Arznei ausbot, verſprochen, der Pazient könne dabei die bequemſte Diät gebrauchen, habe ſich des Genuſſes, wodurch er in das Unglück gerieth, nicht zu enthalten, und könne verſichert ſeyn, ſelbſt bei dem ſchwerſten Uebel, binnen höchſtens drei, vier Wochen ſeine Geſundheit wieder zu haben. Iſt die Sorgloſigkeit der Polizei bei dieſen Quackſalbern nicht abſcheulich? Mußten, wenn ſie Glauben verdienten, nicht alle veneriſche Krankheiten bald aus Paris verſchwunden ſeyn? Man ſieht doch, worauf dieſe Zettelträgerei und Kleberei hinzielet. Wären die Leute bloß unbedeutende und

ungebrauchte Prahlhänſe, ſo würden ſie bald den Drucker, noch die Verbreiter ſo vieler tauſend Exemplare nicht mehr bezahlen können. Uebrigens kann man es alle Augenblicke ſehen, wie die wohlanſtändigſte und geſittetſte Dame, die nie in den Fall kommen konnte, von dieſen Anerbietungen Gebrauch zu machen, ſo einen Zettel ohne Erröthen empfängt und durchlieſt. Eine Teutſche würde ihn und den Darbieter mit Händen und Füßen von ſich ſchieben. So zeichnen ſich die zarten Unterſchiede der Sitten und Karaktere der Völker.

Sankt Peter. Ich war einmal in der Gallerie des Muſeums der Künſte, und zwar an einem öffentlichen Tage, wo ein jeder Bürger den freien Zutritt hatte, da bat mich ein altes Mütterchen mit grauen Haaren freundlich, ihr zu ſagen, was ein Gemählde, das vor uns hing, bedeute? Ich ſagte ihr: es ſei Sankt Peter, wie er zur Hinrichtung geführt wird. Ihre Züge klärten ſich da ſichtlich auf, und ſie ſagte, erröthend, daß ſie es nicht wüßte, und mit Thränen in den Augen: „Ach! mein Herr, wir hatten ſonſt unſre Wunder und Mirakel; aber man hört ſo wenig von Gott und ſeinen Heiligen, daß man ſie mit Gewalt vergeſſen muß.“

Sprung von der Brücke U. l. Frauen. Dieſer Sprung machte einige Tage ſo vielen Lärm in den Zeitungsblättern; er ward ſo komiſch und ſo empfindſam behandelt, und mit ſo vielen Neben-

zügen geziert, die freilich bequem daraus hervorgehen konnten, kömmt vielleicht bald auf das Theater der Vaudeville und Moliere, daß auch ich einen kleinen Absprung auf diesen Sprung thun muß. Ein Mann aus der Straße der Lombarden, nicht weit von der Seine, hat sein Weib in Verdacht, sie habe ihm ein Kukuksei von einem andern Vogel in sein Nest tragen lassen, und kann, da er sie zärtlich liebt, dieses Unheil nicht überleben. Rasend vor Zorn und Eifersucht rennt er aus dem Hause und grade auf die Seine zu, erreicht die Höhe der Brücke U. l. Frauen, und wagt einen Todessprung in das Wasser des Stroms. Sein Weib läuft und schreit ihm ängstlich nach, und will durch einen ähnlichen Sprung wenigstens zugleich mit ihm sterben, wenn sie nicht mit ihm leben kann, und macht ihm den Sprung nach. Es ist Abend und eilf Uhr. Glücklicherweise fährt ein kleines Holzschiff dicht an der Brücke und die Leute, die drin sind, fischen die beiden liebenden Schwimmer, nach einiger Anstrengung, halbtodt wieder heraus. Der Mann erholt sich nach einigen Minuten und erstaunt, als man ihm in einem fremden Kaffehause sein gebadetes noch sinnloses Weib zeigt. Er will vor Verzweiflung vergehen bei diesem Anblick, und verflucht sich als den Mörder einer Unschuldigen; aber, als auch sie nach zehn Minuten wieder athmet, welch eine Scene! Er umarmt sein gelieb-

tes Weib, und bezweifelt nicht mehr eine Treue und Liebe, die ſich in dem Lethe des Todes rein gebadet hat. Liegt hierin nicht Stoff zu mehr als Einer Elegie, oder einem hansſächſiſchen Schwank, je nachdem man das Ding anſieht? In Paris iſt es göttlich; anderswo würde es rührend ſeyn, ſagt ein Zeitungsblatt.

Eine andre ähnliche Geſchichte, die aber gegen dieſe im umgekehrten Verhältniſſe ſtand, da ſie luſtig anfing und tragiſch endigte, war den 24. Julius gegen Abend in dem Garten der Thuilerien vorgefallen. Ein Dentiſt wettet dort mit einem andern Bürger, mit welchem er zufällig in einen Wettſtreit des Prahlens gerieth, er wolle ſich einen Zahn im Munde, den er ihm zeigt, mit einer Kugel ausſchießen, ohne ſich im geringſten zu verletzen. Jener andre lacht, hält das Ganze für Spaß, und will die zehn Louisd'or der Wette nicht in die Hände eines Dritten niederlegen, wozu der Dentiſt eben ſo viele aus ſeiner Taſche thut, damit der Gewinner ſie nachher von jenem entgegen nehme. Eine Menge von den Spazierenden verſammelt ſich um dieſe beiden; der Dentiſt zieht eine Terzerole aus der Taſche, ladet ſie mit einer kleinen Kugel, richtet ſie gegen den offenen Mund, drückt ab, und ſchießt ſich Zahn und Gehirn zur groſſen Unterhaltung der Zuſchauer aus. Wahrſcheinlich war der Mann vom Spleen geplagt, und wollte des Le-

bens, aber doch auf eine luſtige Art, los ſeyn. Die Wette verlor er freilich; was aber aus dem Gelde ward, weiß ich nicht.

Au temple du gout. Zum Tempel des Geſchmacks. Raiſon Schuſter, Stiefelmacher, macht alle Sorten Stiefeln und Schuhe, macht Verſchickungen in Paris und in die Departements. So las ich nahe an meinem Quartiere in der Rue de Mail, und meinte Wunder, was in dieſem Tempel des Geſchmacks für Schuhe und Stiefeln gemacht werden müßten. Kaum konnte ich die Zeit erwarten, wo ich ein Paar neue Schuhe nöthig hatte, und meine Stiefeln des Vorſchuhens bedurften. Ich lief hin, und ließ mir von dem Prieſter des Tempels das Maaß nehmen. Allein die neuen Schuhe zerriſſen den zweiten Tag mitten über dem Fuß, und nach drei Wochen war das Ueberleder der Stiefeln voll Löcher. So eine Schneuzerei will ich nicht zum Karakter des Franzoſen rechnen, weil ich ſie von dieſer Nation, die ich ewig lieben muß, ſelten erfahren habe; aber man vergönne mir hier einen kleinen Abſprung. Das Schildaushängen und Zettelkleben und Zetteltragen, kurz die Aufſchriften und Inſchriften und Darſtellungen aller Art ſind ächt franzöſiſch, und man könnte ohne Unrecht die ganze Nation eine Affiche nennen. Ich meine dies nicht im teutſchen und unverſtändig ſpöttelnden Sinn.

Wer durch ſeine eigenen Sonderbarkeiten und Fehler den verſchiedenen Karakter des Einzelnen ehren gelernt hat, der wird auch den Karakter einer Nation achten können, und nicht ſogleich über Narrheit und Albernheit ſchreien, wo es anders ausſieht, als es hinter der Mutter Ofen, oder mit dem Kopfe ſah, den er auch von ſeiner Mutter hat. Der Franzoſe hat von jeher den Geiſt des äußern Darſtellens, den eigentlichen Geiſt der Repräſentation gehabt. Dieſen kann man bei dem alten Gallier finden, deſſen Sitten die rheiniſchen Franken annahmen und nachahmten, dieſen in der Geſchichte des Mittelalters, in den Turnieren, Waffenrüſtungen, Gaſtmählern und Tänzen, deren Pracht und Glanz allen andern Barbaren jenes Zeitalters überlegen war. Dieſen muntern Geiſt des leichten, lebendigen und darſtellenden Lebens haben die Franzoſen ſelbſt im Drucke des lezten Jahrhunderts nicht verlieren können, und er äußert ſich bei dem gebildetſten und erſten Mann der Nation, wie bei dem kleinſten und ärmſten, der zu ſeinem Firnerwein grobes, mit Knoblauch und Zwiebelſaft getränktes, Brod iſſet. Man ſehe das Volk bei den geringſten Geſchäften, oder bei den wichtigſten, im Rathe, oder im Theater, auf dem Markte, oder im Hauſe, im Frieden oder im Kriege, es zeigt ſich immer ſo. Man betrachte mit einem ſchärferen Auge ihre Kunſtwerke, ihre Gemählde und Bildhauereien,

ihre Theaterſtücke, und was ſie ſonſt Gedichte nennen, und es ſpringt in die Augen, daß auch da mehr für Augen und für die Sinne, als für das Gemüth und den Gedanken berechnet iſt. Kurz, ihr ganzes Leben iſt eine Affiche, ein Darſtellen und Zurſchautragen. Wenn man ihnen dies nehmen wollte, ſo könnten ſie wenigſtens ſo, wie ſie beſtehen, nicht mehr beſtehen; man muthet ihnen nichts weniger zu, als eine ganz andere Nation zu werden, kurz das ganze Gewebe der Sitten und Weiſen donquixotiſch zu zerreißen, worin auch ihr Schönſtes und Größtes wieder mit den zarteſten Fäden verwoben iſt. So ſind ſie eine Nation, und können es fürs Erſte nicht anders ſeyn. Die Lächerlichkeiten und Schnurrigkeiten, die für einen Fremden anfangs daraus entſpringen, gehen ſie nichts an, er hat ſie ja eben ſo durch ſeine verſchiedenen Sitten für ſie wieder; ſie würden lächerlich ſeyn, wenn ſie es ſo nicht ſeyn wollten; denn ſie würden aus ihrem Karakter heraus gehen. Der Teutſche lacht überlaut, wenn er auf einer elenden Schenke in der Vorſtadt Montmartre und St. Anton Hotel de l'Univers und la grande maison de Pequin lieſt; wenn er über einem kleinen Hökerladen, wo allenfalls ein wenig Pfeffer und einige Schwefelſtücken feil ſind, alle Gewürze und Wohlgerüche Oſt- und Weſtindiens ausgeboten findet; aber er wird nicht mehr lachen, wenn er ſich das franzöſiſch

überſetzt. Nach der ſtrengen Teutſchheit, die gar gern buchſtäblich und formal iſt, klingt das freilich arg; denn der Teutſche, der in Worten feig und argwöhniſch iſt, braucht da lieber etwas zu wenig, als zu viel. Lernt doch dergleichen Dinge begreifen. Iſt denn im äußern Leben des Franzoſen, und in der ganzen Darſtellung und Zuſammenhaltung deſſelben, in der Geſellſchaft und im Umgange nicht alles auf den ſchönen Schein berechnet? Will nicht jeder Franzoſe, wo er anders nicht die ſeltene Ausnahme eines Murrkopfs macht, allen und jeden gefallen, und wenigſtens nicht misfallen? Der Teutſche ſucht oft etwas darin, Leuten, die grade ſeiner Laune und Bildung nicht anpaſſen, grob und ungeſchliffen, oder wenigſtens ungefällig zu erſcheinen. Wenn der Franzoſe allen ſich artig und verbindlich und urban zeigt, ſo macht er ſich nicht zu großen Dienſten anheiſchig; aber immer erzeigt er den großen Dienſt der Artigkeit und Gefälligkeit. Man kann immer nur wenigen Leuten das thun, was wir Teutſche ſehr reell reelle Dienſte nennen. Wir nach unſerm Karakter, wo er noch ächt iſt, ſchreiten nicht gern in Worten über das Maaß unſrer That hinaus, und ſagen nicht und ſtellen nicht dar, was wir nicht thun und halten wollen. Aber was der Franzoſe artig und liebenswürdig ſpricht zu allen, das kann er wenigen nur thun. Man verſteht das hier recht wohl, und hält

darum nicht jeden für einen Prahler, oder eitlen und betrügerischen Narren, der in der Gesellschaft französisch spricht und schmeichelt. Solche Dinge geben und machen keine Verpflichtungen, und gehören bloß zur Konvenienz des Lebens. Wer immer repräsentirt, gewöhnt sich leicht, es darin weit zu treiben, so wie der große Dichter und Schauspieler, wenn er sich nicht fleißig durch Umgang zu dem gewöhnlichen Grade des Lebens herabsetzt, gar leicht viele Stuffen höher steht, als andere Menschen. — Noch zum Schlusse eine Inschrift von Pont neuf, die zum Belege dieses kleinen Kommentars dienen mag. Es ist die eines der vielen Hundebescheerer und Katerverschneider, die sich auch wohl Doktoten für die Hunde nennen, welche man mit ihrem Apparat auf der Neuen Brücke und auf den Boulevards so häufig antrift: Beauclair, fameux médecin pour les chiens, tond les chiens, coupe les chats et les chiens, va-t-en ville. On n'a que mettre son addresse dans la boète. „Beauclair, berühmter Arzt für die Hunde, scheert die Hunde, verschneidet die Kater und Hunde, geht in die Stadt. Man hat nur seine Addresse in die Büchse zu legen."

Bettler. Im Ganzen ist es wunderbar, daß deren in Paris nicht mehrere sind, und ich schreibe dies mehr dem Abscheu vor der Niederträchtigkeit, der jeder französischen Brust eigen zu seyn scheint,

zu, als dem vor der Polizei, die freilich ſtrenge iſt, und jedes Geſindel, das ſo ganz auf Koſten des Publikums zu leben wagt, in die unzähligen Sperr- und Todtenhäuſer verſetzt, die man Zuchthäuſer und Hoſpitäler und Lazarethe nennt. Denn wie ſchwer iſt es, dem Betteln zu wehren, wenigſtens dem ehrlichern Anſprechen in einem leidlichen Kleide, ſobald die Nation nur den Bettelgeiſt hat! Es giebt nur wenige privilegirte Bettler, die auf den Boulevards, dem Revolutionsplatze, und um die Thuilerien ausſtehen, und gewöhnlich ihr Erlaubnißmandat am Leibe, oder vor der Bruſt, in Gebrechen und in Papier tragen, z. B. Blinde, Ohnzüngige, Krüppel. So ein franzöſiſcher Bettler iſt dem Teutſchen ſehr gefährlich, beſonders die Nichtprivilegirten. Dieſe haben alles auf die Delikateſſe deſſen berechnet, den ſie anrufen wollen. Gegen den groben Schein der Niederträchtigkeit, und den gröberen, der in die Hände der Polizei gerathen kann, ſtellen ſie ſich hinter einen decenten Vorhang, wo ſie ſicher auf ihren Raub lauren und ihn ſelten verfehlen. Es iſt darin freilich nichts Großes und Edelmüthiges, aber es zeigt doch wenigſtens das Gefühl, ſo die ganze Nation für Anſtand und Feinheit der Sitten hat. Doch ein Paar Proben von dieſer feinen Manier. Ich ſtand einmal an der Brüſtung der Seine vor dem Louvre und kaufte mir einige Bücher, die vom Pont neuf

bis zur Revolutionsbrücke immer in Menge darauf ausgelegt ſind. Zufällig traf ich einen Italiäner, den ich in Livorno in einem Speiſehauſe geſehen hatte, und der mich als einen Schweden anredete. Wir mogten wohl ein halbes Stündchen mit uns und mit dem Antiquar geſchwatzt haben, als wir jeder unſers Weges gingen, und ich mich grade aus wandte, um mit meiner Beute (Hamiltons Werken) durch den Louvre zu Hauſe zu gehen. Aber kaum hatte ich einen Fuß bewegt, ſo ſchrie ein altes freundliches Männchen in einer Kalotte, welches unter kleinen Steinen und lumpigen Büchern zerriſſene Landkarten, und verſchimmelte und beräucherte Porträts und Kupferſtiche hielt, die er vielleicht aus den Büchern geſchnitten hatte, mich mit lockender Stimme an: „Herr Schwede, kommen Sie doch her. Ich habe einen Schatz von Seltenheit, welchen Sie in Stockholm vergebens ſuchen würden. Sehen Sie hier das Porträt der Königin Chriſtine; es iſt nicht theuer. Ich habe das Glück gehabt, Seiner ſchwediſchen Majeſtät, dem Könige Guſtav, eines davon anzubieten. Er gab mir 45 Franken. Ach! ich hatte damals noch viele. Die Herren Schweden haben ſie mir alle abgekauft. Dies iſt das letzte.“ Ich lachte im Herzen, daß er mich für einen ſo ungeleckten Bären hielt, das zerriſſene und ſchmutzige Porträt von der Größe eines Zweigroſchenſtücks für ſo etwas

Schönes zu halten, und gab ihm einen Franken, und nahm das Ding freundlich an; ein Lohn, der ihm noch ſüßer war, als das Geld, und ſeinen alten Rücken noch einmal ſo tief beugte. Ich ließ meinen Schatz nachher auf dem Hofe des Louvre liegen, und wünſchte, daß derjenige, welcher es aufnimmt, einen eben ſo guten Handel damit machen mögte.

Einmal bei den Thuilerien ſpazierend, ward ich von einem Manne angeredet, der mich lange auf das Korn genommen hatte. Eine lange hagre Geſtalt mit einem altmodiſchen fleiſchfarbenen Rocke und bleichen Wangen, trat er leiſe zu mir, und ſprach noch leiſer: Haben Sie Mitleiden, mein Herr, mit einem armen Autor, der keinen Verleger finden kann! Das ging durchs Herz, obgleich ich damals noch nicht daran dachte, daß ich je einen Verleger nöthig haben würde; der Menſch hat doch oft ſo eine Ahndung von ſeinem heiligen Schickſal. Indem er dieſe Worte ſagte, reichte er mir einen halben Foliobogen, worauf der (jetzt ſo populäre) Titel einer Geſchichte der Regierung, Sitten, Religion, Künſte und Wiſſenſchaften des alten Aegyptens ſtand; zugleich hohlte er einen zweiten Titel aus der Taſche von einer Geſchichte des Zuſtandes der Wiſſenſchaften und Künſte unter den Römern, und erzählte, er habe die Herausgabe ſchon für 20000 Franken mit einem Buchhändler verakkordirt gehabt

da sei die Revolution ausgebrochen, jener Buchhändler habe den Kopf und er alle seine Hoffnungen verloren. Ich stand in sichtbarer Verlegenheit, was ich einem solchen Manne anständig wohl geben müsse, und gab ihm halb in Gedanken seine Titel wieder; da sah er mich kläglich an, und die Worte: Et vous ne me donnez rien là dessus? „Und Sie geben mir nichts darauf?“ kosteten mir einen kleinen Thaler, oder drei Franken. — Einer andern Art dieser schlauen oder verschämten Bettler werde ich weiter unten noch zu erwähnen Gelegenheit haben.

Les Allemands. Man weiß die Meinung, welche die meisten Franzosen noch immer von uns Teutschen haben; es ist die, welche vielleicht vor hundert und vor funfzig Jahren galt, und welche jetzt nur noch bei einem Theil unsers Volks zutrifft. Eben so ist es mit den Urtheilen über unsre Litteratur, wenigstens wenn man von dem Haufen des Volks spricht; andre fangen an einzusehen, durch einige Phänomen in ihrer Mitte aufmerksam gemacht, daß es doch nicht ganz so schlecht und erbärmlich seyn könne, als man sich bisher eingebildet hat. Ich behielt immer meine Maske als ein gebohrner Schwede vor, denn die Schweden schätzen sie als wackre und tapfere Männer, und als alte Freunde. So habe ich den doppelten Vortheil, daß ich mit ihnen streiten kann über die Teutschen,

und ihr Urtheil, und oft mein eigenes berichtigen; denn oft ſchon habe ich gefunden, daß ſie nicht ſo ganz über uns im Irrthum ſind, wo wir über erſchreckliches Unrecht ſchreien. Unſre Laſter und Verbrechen, als da ſind Völlerei, Trunkenheit, Verdroſſenheit bei Kleinigkeiten, Schwerfälligkeit des Körpers, Grobheit, ſind zum Sprichwort bei ihnen geworden, und noch immer glauben Viele, es ſei unmöglich, daß ein Teutſcher ein liebenswürdiger Gemahl und ein unterhaltender Geſellſchafter ſeyn könne. Man ſollte denken, der jetzige Krieg habe ſie eines Beſſern in mancher Hinſicht belehrt, da die franzöſiſchen Waffen mehr als einmal Süddeutſchland ziemlich durchgezogen ſind; allein der Franzoſe, welcher nur ſein Eigenes liebt, kümmert ſich wenig um das Fremde, und kann Jahre lang im Auslande leben, ohne etwas weiter darin verſucht und ſtudirt zu haben, als den Wein und die Weiber, und ohne mehr von der Sprache zu wiſſen, als diejenigen Worte, die nothwendig ſind, um nicht todt zu hungern. Man hält einen Allemand noch immer für einen beſoffenen und zankſüchtigen Grobian, der gleich mit der Fauſt zuſchlägt, wo der Franzoſe mit einem witzigen und ſpitzigen Worte die Sache abthut, oder der wenigſtens über eine Kleinigkeit endlos diſputiren und murren kann. Daher ſagt man im gemeinen Leben von einem Streit und Zank um nichts: c'est une querelle d'Allemand. Gollitz dies

Wort nicht auf eine kleine Bekanntſchaft mit uns deuten? mir kömmt es doch ſo vor. — Als man im Theater de l'Ambigu - comique das ſchöne Ballet Pygmalion zum Benefiz des Bürgers Kardel von der Oper tanzte, hörte ich hinter mir einem intereſſanten Geſpräche über malice und mechanceté zu, welches endlich mit dieſem Ausſpruche ſchloß: la malice sans moeurs est la mechanceté, mais avec des moeurs c'est le plus aimable enfant de l'esprit et ne sçauroit offenser, qu'un sot et un Allemand. Man fühlt, daß dies in unſrer Sprache unüberſetzbar, man fühlt aber zugleich, daß der Vorwurf, den ſie uns da machen, unablehnbar iſt; denn wie leicht ergrimmt ein Teutſcher, wo der Franzoſe nur lacht und ſcherzt! — In der Regel halten ſie uns zwar für ehrlich und brav im Leben, wie in Schlachten, aber doch meinen ſie, ſei ein Franzoſe ein Weſen, das ſchon weit mehr Ehrgefühl und Humanität beſitze. Unſre Beſcheidenheit dünkt ihnen Kriecherei, unſre Derbheit Bäuriſchkeit — und werden es beide nicht oft? Ich habe mich mit mehrern auf das Blut geſtritten über die gemeine Behauptung: en Allemagne le bâton est le ressort du gouvernement et du courage; „in Teutſchland iſt der Stock das große Triebwerk der Regierung und des Muthes.“ Ich ſuchte meine Landsleute zu vertheidigen, aber es wollte nicht recht gehen. Die Exiſtenz des Stockes und die Ge-

duld der teutſchen Rücken konnte ich nicht leugnen. Einem Franzoſen aber iſt der Stock nicht weniger abſcheulich, als dem Juden das Schweinefleiſch, und derjenige, der ſich davon berühren läßt, ſo lange er ſich noch wehren kann, iſt ihnen der niederträchtigſte aller Menſchen. Ein franzöſiſcher Soldat, der Stockprügel als Strafe gefühlt hätte, würde über dieſen Schimpf untröſtlich und in Verzweiflung ſeyn. Ich habe mehrere Franzoſen gefragt: woher es komme, daß man ſo wenige Ueberläufer in ihren Heeren finde? und ſie antworteten mir, es ſei nicht, daß der Franzoſe Veränderung nicht liebe, aber was ſolle er bei Ruſſen und Oeſtreichern und Italiänern machen, wo der ſchimpfliche Stock die Heere begeiſtere und diſciplinire? Und, wenn das auch nicht wäre, es ſind doch keine Franzoſen, die ſie wiederfinden, und jeder wird es immer vorziehen, lieber hier als Gemeiner, als dort als Officier zu ſtehen. — Haß iſt übrigens gegen die Teutſchen nicht, wie gegen die Italiäner; man findet ſie bloß zu langſam und langweilig, zwei Dinge, die grade die Antipoden der franzöſiſchen Leichtigkeit ſind. — Einige Urtheile über die teutſche Litteratur und Sprache, wie ich ſie gelegentlich aufgegriffen und belauſcht habe, werde ich unten anführen, wo von dem Glücke geredet werden wird, welches Kotzebue mit ſeinen Stücken auf eine unbegreifliche Weiſe gemacht hat.

Paris n'est plus ce, que c'etoit avant la revolution. Dieſe Phraſe: „Paris war vor der Revolution ganz anders," ertönt nicht bloß aus dem Munde derer, die an den alten Hof und ſeinen Glanz, an die Herzöge, Marquiſe, Grafen und Baronen, an die Prinzen und Prinzeſſinnen denken, welche ſonſt einen großen Theil des Jahrs hier zu leben, ihre ungeheuren Einkünfte und das Fett des Landes zu verzehren, und die Blüthe der Schönheit, des Witzes und Geſchmacks um ſich zu verſammeln pflegten; ſie ertönt nicht bloß aus dem Munde aller derer, die durch die Zerſtörung des Hofes verdorben ſind, aus dem Munde der Unternehmer, Gaſtwirthe, Kuppler, Wucherer ꝛc., die von der Thorheit der Reichen leben; ſie wiederhallt nicht bloß aus der partheiiſchen Kehle derer, welche ein Robespierre und Konſorten ihres Vermögens, ihrer Aeltern, Brüder und Kinder beraubt haben; ſondern ſelbſt diejenigen, die nicht nach dem alten Hofe ſeufzen, noch die alte Pracht und Herrlichkeit eines reichen Adels und einer verſchwenderiſchen Geiſtlichkeit vermiſſen, ſtimmen darin ein. Auch wäre es das größte von allen Wundern, wenn durch eine Revolution, die in die Geſchichte der Zeit ſo tiefe und blutige Spuren drückt, nicht auch in die Sitten und das ganze Leben des Volks die größten Veränderungen gebracht worden wären. Wie der Glanz des alten Paris gegen den jetzigen ſich

verhielt, und das vormalige Leben gegen das heutige, darüber kann ich nichts ſagen, und muß der Erzählung der Leute glauben, die den Unterſchied groß angeben. Eben ſo wenig weiß ich, wie die alten Pariſer vor der Revolution lebten, aber das weiß ich, daß mir die jetzigen ſehr gefallen, wenn bloß von dem leichten Berühren des Umgangs und der Geſelligkeit die Rede iſt. Ich kann da nichts Grobes finden, nichts Unfeines und Unartiges, wo diejenigen Franzoſen, die noch recht aus dem Kern der alten Freiheit herausgewachſen ſind, augenſcheinlich viel zu tadeln und zu bemerken finden. Indeſſen wie ſollte dies nicht dem Auge eines Teutſchen entfliehen, was viele Franzoſen ſelbſt nicht finden können? In Teutſchland, wo ſonſt auch Franzoſen lebten, wollen einige bemerkt haben, daß die Nation überhaupt ernſthafter und äußerlich feſter durch die Revolution geworden iſt; und ſo eine Ernſthaftigkeit und Feſtigkeit kann bei Gelegenheit Derbheit und Unhöflichkeit werden, wenn ſie nicht in die rechten Hände kömmt. Ich muß es geſtehen, mir iſt ſelten Plumpheit erſchienen, aber wann hat der Teutſche in ſolchen Dingen das feine Auge des Franzoſen gehabt? Alſo nicht bloß die ſteifen und eleganten Männer der alten Zeit klagen — das wäre erklärlich, denn das Alter ſieht meiſtens durch eine Art Staar alle Gegenſtände der jungen Welt trübe und ſchief; nicht bloß die Kö-

nigſich- und Adelichgeſinnten klagen, denn dieſe hatten vielleicht andre Rückſichten partheiiſch gemacht; nein, gute, feſte und lebenfrohe Bürger, Anhänger der neuen Ordnung, und zum Theil Theilnehmer, können es nicht genug bedauern, daß in dem Tumult aller Dinge gar Manches von der vorigen franzöſiſchen Liebenswürdigkeit und Urbanität verloren gegangen ſei, daß man nicht mehr ſo auf Decenz und Schönheit der Sitten ſehe, und ſich öffentlich Manches erlaube, was man vor zehn Jahren vor dem Spiegel zu thun erröthete. Ich horchte einmal in Geſellſchaft bei einem Banquier, wo von der alten Artigkeit (honêteté) und der jetzigen Unart die Rede war. Man ging es ziemlich fein und klein durch, und auch die Weiber gaben ihre Stimme. Sie beſchwerten ſich ſehr über die Revolution und Demokratie, wodurch ihr Geſchlecht am meiſten geſchändet (avili) ſei, durch den offenbaren Unfug der Liederlichkeit und durch die Freiheiten, die ſich Mannsperſonen jetzt ſelbſt gegen die wohlerzogenen in Geſellſchaften, noch mehr öffentlich auf den Promenaden, im Schauſpiel, und in Gärten, und bei Bällen erlaubten. Daß man jetzt nicht mehr ſogleich jeder Dame im Theater Platz mache, ſo wie ſie ſitzen wolle, fanden ſie abſcheulich (execrable); daß man ſelbſt in Kaffehäuſern und bei Reſtaurateurs nicht ſogleich den beſten Platz räume, ſobald eine Bürgerin nur eine Miene dazu

mache; daß man nicht galant ſei gegen die häßlichſte, wie gegen die ſchönſte; daß man im Theater oft ſchreie und kampfe, wie die engliſchen Matroſen; daß man Taback rauche, und die Stuzer ſich einen Stuzbart und Backenbärte wie die Bauren zulegen; alles das ſei eine Folge der Aufhebung der natürlichen Ordnung. Sie rügten noch viele andere Dinge, die in Teutſchland noch für Feinheiten gerechnet werden, wo der Geiſt der wahren Geſelligkeit noch ſo weit zurück iſt, daß jeder, ſobald er öffentlich erſcheint, ſelten den Rückſichten des Intereſſe die der Artigkeit vorzieht. Man komme nur auf einen Ball in einer teutſchen Provinzialſtadt, wo ſich jeder kennt, und ſehe, wie es hergeht. Da ſitzen die armen, oft recht hübſchen Dinger, die Mädchen, welchen der Zufall keinen reichen Vater, oder Oheim gab, und ſitzen und ſitzen oft den ganzen Abend, ohne nur ein einziges Mal zum Tanze gefordert zu werden, während die reichen und vornehmen in einer ewigen Bewegung ſind; ſo etwas wäre unter den Franzoſen auch aus der unterſten Klaſſe unmöglich. Sie würden ſo eine Vernachläßigung kaum bemerken, ſo würden ſie auch ſuchen, ſie gut zu machen, und wenn es immer auf Koſten des Herzens geſchehen müßte, für welches eine reichere oder eine ſchönere auch mehr Reiz hätte; denn ſolche Dinge müſſen auf Koſten des Herzens geſchehen. — Noch einen Punkt muß

ich berühren, womit wir Allemannen uns gewöhnlich breit machen; wir ſagen nemlich, der Franzoſe verſpreche viel und halte wenig, aber der Teutſche halte, was er verſpricht. Ich glaube, kurz vorher Einiges über das darſtellende und dargeſtellte Leben, und über die gewöhnlichen Komplimente der Konvenienz geſagt zu haben, woran ich hier nur zu erinnern brauche. Der Franzoſe ſagt gerne jedem etwas Süßes und Liebes, was man nicht immer wörtlich, ſondern als eine hübſche Formel des geſelligen Lebens zu nehmen hat. Wir Teutſchen ſprechen da kurz weg, er ſchmeichle und betrüge; und doch gelten die Franzoſen unter den Nationen Europens für eine der offenſten und freimüthigſten; wodurch haben ſie ſich dies verdienen können? Auch der Franzoſe hält in der Regel, was er verſpricht, dies habe ich wenigſtens gefunden, aber er verſpricht nicht immer, wann er freundlich ſpricht und verbindlich. Es iſt bei uns zur Gewohnheit geworden, zu behaupten, auf den Franzoſen könne man ſich bei kleinen Dienſten und Gefälligkeiten, auf den Teutſchen bei reellen Dingen verlaſſen. Man kann ſagen, der Teutſche lege keinen Werth auf die Gefälligkeiten, dieſe liebenswürdigen Kleinigkeiten, welche den Reiz des Lebens und der Freude erhöhen, und zuſammen täglich einen reellen Dienſt ausmachen. Hat man denn immer Gelegenheit, reelle Dienſte (wie ſie der reelle Teutſche

meine) zu verlangen, und werden ſie einem in Deutſchland ſo leicht entgegen getragen? Ich weiß ſoviel nicht davon; wir haben in dem Punkte jetzt ziemlich viel Lauigkeit, und doch fehlen uns noch immer die leichten und liebenswürdigen geſelligen und gefälligen Tugenden unſrer Nachbaren. Welch eine Noth z. B. hat ein armer Fremdling nicht bei uns, der unſre Sprache noch nicht verſteht, und die kleinen Dienſte der Aufmerkſamkeit und Zurechtweiſung nöthig hat, die man bei uns nicht ſo leicht giebt, weil man ſie nicht anrechnen kann? Und der Deutſche rechnet doch ſo gern an, es ſei nun, daß er es ſich ſelbſt oder andern thue. Wir lachen und ſpotten über das Stolpern des Fremden in unſrer ſchweren Sprache, und verleiden ihm dadurch alle Luſt, mit den Geheimniſſen einer ſolchen Nation näher bekannt zu werden; wir ſitzen ſtill und ſtumm und untheilnehmend um ihn, ohne uns viel um ihn zu kümmern, und erzeugen ihm ſelten die kleinen Ehren und Gefälligkeiten, die man immer einem Gaſte ſchuldig iſt, beides nach dem Rechte der Artigkeit und der Menſchlichkeit. Wie ganz anders iſt es bei ihm! Und wir beſchweren uns noch, daß wir noch immer als die Paradepferde ſeines Witzes mit einem ſtolpernden Paß heran müſſen, wenn er ſich einmal auf den Bühne, oder mit Marionetten luſtig machen will! In der Geſellſchaft, wo er auch nur Einen Deutſchen erwartet, wird er es nie thun.

Wie kann in Deutſchland der Fremde ſtehen und gaffen, er mag jemand aus der gebildeten oder ungebildeten Klaſſe nach etwas fragen! Man ſieht ihn mit großen Augen an, lacht oft, ehe man noch ein Wort ſagt, und lacht ſicher hinter ihm her, wenn man ihm kurz und unartig abgefertigt, oder gar bäbiſch, was nicht ſelten geſchieht, falſch zurecht gewieſen hat. Ich wünſchte, ich hätte dieſen bäßlichen Karakter meines Volks gegen Fremde einer andern Nation nicht ſo beobachtet. Der Franzoſe, wie liebenswürdig iſt er dagegen! Kaum, daß er halb verniment, was ein Fremder ihn fragt, oder von ihm will, ſo fliegt er mehr voran, als er geht, fragt ſelbſt andre, ſo er's nicht weiß, fordert andre auf, einen kleinen Dienſt zu thun, ſo er es ſelbſt grade nicht kann, und würde ſich ſchämen, für ſolche liebe Gefälligkeiten mehr, als einen ſchönen Dank, zu begehren. Er iſt ſchon munter und thätig im Antworten und Helfen, wenn der Teutſche kaum ſeine Mähe ein wenig gelüftet hat, und ſich noch unſchlüſſig und zweifelhaft, ob er überall antworten ſolle, hinter beiden Ohren kragt. Ich werde mich unter mehreren eines ſehr rührenden Beiſpiels aus Paris erinnern, ſo lange ich lebe. Ich kam ſpät eines Abends vom Parc de Monceaux, wo eine Luſtbarkeit geweſen war, und verirrte mich in den engen Gaſſen, die allenthalben auslaufen, und ging, ſtatt in den Südweſten

zu gehen, grade in den Norden, und kam dicht unter dem Montmartre, der äußerſten Höhe von Paris gegen Norden. Es war dunkel, daß kein Stern ſchien, und ein Wetterleuchten, das von Zeit zu Zeit die Wolkendecke aufriß, blendete und belehrte mich zugleich, daß ich mich ſchwerlich allein zu Hauſe finden würde. In dieſer ſtillen Gegend, wo kleine Handwerker und fleißige Arbeiter wohnen, war um dieſe Mitternachtszeit ſchon alles zur Ruhe, und lange ſchon lagen dieſe armen, aber natürlichen Menſchen in den ſüßen Armen des Schlummers, als die reichen Praſſer und jungen Schwelger ihr wildes Leben und die Orgien der Nacht erſt recht begannen. Ich horchte umher, aber ich war zu fern vom Tummelplatze, als daß das Raſſeln der Karoſſen und Fiaker meine Ohren hätten erreichen und mich zur lebendigen Gegend meiner Wohnung leiten können. In dieſer Verlegenheit kam mir ein kleines Männchen mit den Schritten des Alters, mit einer Laterne in der einen, und einem Stab in der andern Hand, aus einer Quergaſſe in den Wurf. Ich fragte, wohin ich ſteuren müſſe in dieſer finſtern Nacht, um ſicher und wohlbehalten zum Siegesplatze zu gelangen? „O dahin würden Sie, als Fremder, nie allein finden, kommen Sie und folgen Sie meiner Laterne.“ Wir gingen langſam und er erklärte mir, daß ſeine Beine müde ſeien, weil er mit ihnen eben erſt von St. Cloud ankom-

me, wohin er auf eine Botſchaft gegangen ſei. Im frohen Plappern kamen wir nach Dreiviertelſtunden zur Stelle, ich dankte ihm und bat ihn, zwei Franken anzunehmen; da ward er über und über roth, und ſagte kurz: „Wir Franzoſen mögen auch Geld, aber wir laſſen uns für ſolche Dinge nicht bezahlen,“ und endlich, als ich ihm herzlich die Hand drückte, ſagte er: „es ärgert mich, daß Sie mich ſo wenig delikat halten, „que vous me croyez si peu honnète.“ — Dies iſt nur Eine Probe von vielen, die ich von meinem kurzen Aufenthalte geben könnte. — So iſt es im geſelligen Leben der Häuſer, ſo im öffentlichen, wo jeder für ſein Geld lebt; aber der Franzoſe glaubt dadurch nie ein Recht zu erhalten, grob und unhöflich zu ſeyn; er bittet, wo er fordern könnte, er empfängt als eine Gabe der Freundſchaft und Gefälligkeit, wofür er ſein baares Geld hinlegt; er vergißt nie, daß hier die Pflichten der Feinheit und Urbanität nicht aufhören, die er ſich ewig ſchämen würde, als Wirth, oder Gaſt in einem Privathauſe zu verletzen. Und o wie ſchön, wie frei iſt dieſer Umgang der Artigkeit und Schonung! welche ſüße Gefühle erregt er, und wie viele häßliche erſtickt er in der Geburt! Wem dieſe äußere Form des Schönen zu einer immerwährenden Uebung wird, wie ſollte bei ihm ſich nicht auch das innere Schöne, das ewig Blühende und Unverwelkliche des Herzens leichter

entfalten? Und blüht etwa dieſe Blume ſo ſelten auf franzöſiſchem Boden? Man müßte die Nation ſchlecht kennen, wenn man dieſe Frage mit Nein beantworten wollte. Warum kann der Franzoſe alles, was feig und niederträchtig iſt, in Ewigkeit nicht ertragen lernen? warum ſind ihm alle Laſter, die damit zuſammenhängen, die ſchwärzeſten? ſo beantworte ich Fragen mit Fragen. — In keinem Erdſtriche findet der Fremde ein ſolches Volk für die Geſellſchaft und das Leben; in keinem Erdſtriche wird er ſo ſchonend behandelt und ſo liebend aufgenommen; nirgends findet er ſich ſo frei und nach ſeinem Gefallen, als gerade hier. Der Teutſche, der von der Feinheit der Franzoſen in der Ferne hört, denkt ſich darunter nur einen luſtigen Zirkel von Formeln, Komplimenten und Ceremonien, woraus man in Frankreich nicht einmal bei öffentlichen Gelegenheiten und in öffentlichen Verſammlungorten herauszugehen wage; er kann es ſich nicht anders denken nach den Begriffen, die er von feiner und eleganter Welt hat, weil bei ihm die Steifheit zunimmt, ſo wie der vornehme Ton ſteigt, und weil Feinheit und Steifheit der Sitten bei ihm meiſtens Eins ſind. Aber bewahre mich Gott, daß ich jemals ſo etwas loben ſollte! Nein, die franzöſiſche Eleganz und Urbanität iſt lange von der großmütterlichen Regel und von dem Mondkalbe Etikette befreit geweſen, und hat bei aller Künſtlichkeit ſich wieder

zur

zur Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Natur durchgearbeitet. Auch iſt ſie ſo etwas Feines und Freies, daß ſie dem groben Takt manches Teutſchen auf immer entflieht, und er endlich von den Franzoſen nichts weiter zu ſagen weiß, als daß ſie hüpfende Gecken und eitle, ſchmeichleriſche Narren und Betrüger ſind. Selbſt in dieſen politiſchſtürmiſchen Zeiten hält ſich die Zunge zum Bewundern, wenn man die bloß politiſchen Verſammlungen abrechnet. Man ſtreitet, man ereifert und erzürnt ſich, aber es wird faſt nie eine querelle d'Allemand. Immer ſieht es aus wegen der Lebendigkeit der Geſten, das Feuer müſſe auflodern und irgendwo brennen; aber es lodert nur, und die heftigen Worte werden faſt nie unanſtändige, während der Teutſche für Pitt oder Buonaparte es oft zu groben Kämpfen der Zunge, und nicht ſelten zu blutigen der Fauſt kommen läßt, und mit den Worten: unvernünftig, dummes Geſchwätz! ꝛc. ſo leicht um ſich wirft. Aber die Franzoſen bleiben nicht bloß bei den Worten ſtehen. Sei ein Fremder, wo er wolle, auf einem Speiſe- oder Kaffehauſe, im Theater oder in einer Kutſche, er wird es nur daran ſehen, daß er ein Fremdling iſt, weil man ihm allenthalben ſchonender und zarter begegnet, als zu Hauſe. Man läßt ihm die beſten Plätze bei der Tafel, reicht ihm zuerſt, unterhält ſich mit ihm am meiſten, wenn er unterhaltbar iſt,

reicht ihm alles, was er nur zu haben winkt, ehe er den Mund aufthut; kurz, in jedem Dinge ehrt man in ihm einen Hülfloſen, der jeder Fremde in mancher Hinſicht unter einer andern Nation iſt. Heiliges Geſetz der Menſchlichkeit, du haſt durch dieſes Volk auch dich weit über die Erde verbreitet. Gieb ihm zu ſeiner Liebenswürdigkeit Reinheit der Sitten, gieb ihm den Frieden und den Schutz weiſer Geſetze; aber bewahre es vor dem Geiſt der Eroberung und Herrſchaft, der es ſelbſt und andre elend machen würde! Dies iſt mein Gebet für euch, geliebte Franzoſen. Ihr habt eure Mängel, und ihr könnt ſie keinem verbergen; aber eure Sitten ſind gemacht, die Erde zu mildern und zu beglükken, wenn ſie nicht durch das Schwert zu den Nationen gebracht werden. Möge der Genius der Menſchheit über Aegypten wachen, der Wiege der Fabeln und Wunder, welches ſo viele, auch jetzt noch, für die Wiege mancher Künſte halten! Hier war der Punkt, von wo her ſchon die alten Eroberer Afrika und Aſien umfaßten; hier ſei der Punkt, von wo her ſich die Civiliſation mit zwei milden Armen zum Helleſpont und zu Herkuls Säulen ausſtrecke! Bald müſſe der Name der Barbaren und Türkei nur noch als ein altes ungeheures und blutiges Mährchen in der Geſchichte klingen! Untergehen müſſen die Türken, Barbaren, welche hartnäkig jeder Milderung und Bildung ſich weigern,

und das glücklichſte Land des Erdbodens müſſe auch wieder glückliche Menſchen nähren, und Europa das Licht dahin ſenden, woher es zu ihm kam! Lebt wohl, freundliche Menſchen! vergeſſet durch euer Glück, daß Robespierre und Challier unter euch lebten, und wetteifert durch Tugenden mit den Nationen, ohne welche ihr keine Freiheit haben werdet!

Geiſt der Nationen und Verſammlungen. Es iſt eine auffallende Erſcheinung bei'm erſten Anblick, aber eine ſehr natürliche bei dem tiefer eindringenden Auge, daß in der neueſten Geſchichte Frankreichs faſt jedes Kleinſte und Größte, was oben gethan und verhandelt iſt, ſich unten in ähnlicher, oder etwas veränderter Geſtalt wieder gezeigt hat. Jener Geiſt der Publizität und des Rechts, alles zu ſprechen und auszuſprechen, welcher die erſten ſchönen Tage der Republik ſo glänzend und lehrreich am Horizont von Europa machte, hat ſeine Folgen gehabt, die nie vergehen können, und ſeine Blüthen und Früchte genährt, die kein Sturm der Anarchie, kein dürrer Sirocco des Deſpotismus je wieder wird zerſtören können. Die größten Menſchen aller Zeiten finden die Fähigkeit, ſich zu veredeln, uranfänglich und unerforſchlich im Gemüthe; das Inſtrument dieſer Veredelung ſuchten ſie aber in der menſchlichen Zunge, welche das Entfernteſte verbindet, und alles Beſte und Schön-

ſie der Völker durch ihre Tochter, die Schrift, in einem einzigen Kranze zuſammenflicht. Weil aber Rede und Schrift zugleich ein Paar mächtige Blitzhalter ſind, ſo haben ſie oft mit andern Blitzhaltern, mit Tyrannen und Pfaffen, und die dieſen verwandt ſind, zu kämpfen gehabt. Die guten Regenten, die weiſen und ehrlichen Lehrer der Menſchen, die beide ihre Beglücker ſind, haben ſie immer zu Freunden gehabt, und mit ihren Blitzen die der Macht und Lehre noch geſtärkt. Weil aber die Beſten und Weiſeſten nicht immer am Ruder ſitzen, oder die Zügel führen, und weil die Dummheit, ja auch die Mittelmäßigkeit, meiſtens ſchlechter regieren und lehren, als die ſchlaue Bosheit und kluge Argliſt, ſo iſt es den Völkern ſelten ſo gut geworden, daß die Blitze, die ſo verſchiedene Richtungen in der Regel haben, ſo zu Einem Feuer, oder zu Einer Illumination der Köpfe zuſammengefloſſen wären, und Rede und Schrift haben alſo nur zu oft ihre Flammen unter dem Scheffel halten, oder doch das erwärmende und erfreuende Licht, welches ſie in ſich tragen, durch allerlei Mittel dämpfen und trüben müſſen, damit es die Falken und Raben nicht den Pfeilen ehrlicher Leute zu ſehr ausſetze, und den Käuzen und Uhus ihre Nacht nicht zu ſchmerzlich erhelle. Viele Männer hatten es nun ſo ergrübelt, und aus einigen armen Erfahrungen der Geſchichte herausräſonnirt, daß in einer De-

mokratie der Zunge und ihren Kindern die Schlöſſer vom Munde genommen wurden, und ſie, als die Lieblingskinder des Himmels, nach Herzensluſt ihre Gaben zum Spielen und Tändeln, wie zum Donnern und Blitzen, gebrauchen konnten, ohne daß ihnen einer etwas darein zu reden hätte. Wer alſo allen Dingen und Menſchen Luſt und Freiheit und Leben wünſche, der müſſe der Demokratie in der ganzen Welt die Herrſchaft verſchaffen. Aber es gilt vieles im Gemüthe, das einen Himmel hat und glaubt, was auf der Erde nie gelten kann, wo noch immer die Elemente des Guten und Böſen im Kampfe ſind, und es ewig ſeyn werden. Was hatten die franzöſiſchen Demokraten für Träume und Hoffnungen? waren ſie nur halb wahr, ſo brauchten ſie gar keine Regierung. Aber man ſahe die beſten Köpfe, welche handelten, ſie träumten nicht, ſondern wachten, und dieſe herrlichen Sachen waren Netze, worin ſie manchen argloſen Vogel fingen. Die Gewalt der Rede ergoß ſich, aber eine andre Gewalt herrſchte, eine verſchmitzte, die ſelbſt die Rede mißbrauchte. Man hörte bald auf, an die Möglichkeit der Ungebundenheit und des Glücks zugleich auf Erden zu glauben. Als ſo viele elende und feige Sklaven wurden, als das Blut von Tauſenden ſtrömte, da ſah man den Traum der Gleichheit, und ſelbſt die kühne Sprache mußte verſtummen. Indeſſen iſt doch immer vieles geblie-

hen, was man als einen Ausfluß aus dem Zeitalter des kräftigen, mit einem Gemisch des jetzt kränklichen Körpers der Republik ansehen kann. Es ist ein Geist der öffentlichen Mittheilung über öffentliche und private Gegenstände geblieben, welcher besonders wieder anfing, sich zu äußern, als die Volksgesellschaften sich diesen Sommer in mehrern Gegenden der Republik von neuem konstituirten. Man fand zwischen vier Wänden und auf öffentlichen Plätzen oft kleine Gesellschaften, die auch alltägliche Dinge oft erzpolitisch, und erzpolitische oft sehr alltäglich behandelten. Mit innigem und köstlichem Vergnügen habe ich ihren Motionen oft zugehört. Es ist mir nun nichts unglaublich, was die Poeten wohl von einem Abdera, und der schmale Witz der Novellisten für den Pöbel von einem Neutlingen, Schilda und Polkwitz erzählen; denn das Närrischste und Tollste ihrer Demagogen und Rathsfreunde habe ich von französischen Politikern übertreffen hören. Von diesem kleinen Rath der Fünfhundert, von diesen kleinen Jakobinern, von ihren klugen und unklugen, witzigen und unwitzigen Einfällen und Vorschlägen, will ich zur Belustigung und Ergötzung, vielleicht auch zur Belehrung, einige Proben geben; denn das Große liegt ja so oft im Kleinsten. Man mag von solchen Attruppirungen und Zusammenläufen der Neugier und Geschwätzigkeit

auch meinen, was man will, ſo meine ich doch, nach meiner freilich nicht entſcheidenden Meinung, in dieſem Triebe, über alles zu ſprechen, ein Inſtrument großer Dinge zu ſehen. Ich meine, jedes Ding in der Welt darf die Zunge bewegen, die in ſich ſelbſt Gift und Gegengift hat; nur erſt, wo die Hand mit eingreift, oder die Argliſt ſtumm im Finſtern ſchleicht, bedarf es der Zügel der Geſetze. Wir würden bei gänzlicher Freiheit der Zunge in Aufklärung und Kultur vielleicht noch einmal ſo weit ſeyn, und noch einmal ſo wenig ſprechen; denn man thut das Verbotene immer am meiſten. Aber wen wird meine Stimme überzeugen? Man ſpricht: ich darf den Sklaven nicht von der Kette löſen, weil er ein Sklave iſt; ich antworte: er wird es ewig bleiben, wenn du ihn nicht einmal zu löſen das Herz haſt. So treiben wir uns in einem erbärmlichen Zirkel herum, und mögen lieber feige den Weg kriechen, als ihn mit etwas Gefahr durchlaufen. Doch vom Todten zum Lebendigen!

Der Hauptverſammlungsplatz dieſer deliberirenden und diſputirenden Geſellſchaften waren die Thuilerien, und danächſt die Baumgruppe des Palais Egalité in der Mitte, wo zu ſolchen Sitzungen Stühle und Bänke angebracht ſind. Doch war der ſchöne Garten wegen der gemiſchten Geſellſchaft aller Klaſſen, wegen ſeiner Weite, ſeiner Sonnigkeit und

ſeiner lieblichen Schatten auch in der gröſten Sommerhitze bei weitem intereſſanter und unterhaltender; das Palais Egalité hingegen hat meiſtens nur Eine Klaſſe während des Tages, nemlich die eleganteſte; die ärmern und arbeitenden gehen bei Tage nur vorüber, und wagen abendlich nicht, ſich anzuſiedeln, ſondern ſtreichen nur durch die ſchönen Hallen mit Kupplern, Huren und Gaunern, welche die verſchleiernde Nacht in ihren halbdunkeln Schuz nimmt. Der vorzüglichſte Plaz in den Thuilerien zu dieſen kleinen Verſtandes- und Zungenübungen war rechter Hand vom Eingang aus dem Pallaſt, nahe am groſſen Baſſin, und ſo an den ſchönen Terraſſen fortlaufend, welche die Südſonne haben, und vorzüglich die armen Rentiers und die grauen Invaliden in ihren warmen Schuz nahmen, von denen die lezten immer einen ſtehenden Klub auszumachen pflegten, welche durch ihre Narben und abgeſchoſſenen Beine ein gültigeres Recht zu haben ſchienen, die Staats- und Kriegshändel abzuhandeln. Gewöhnlich machte ein Zeitungsblatt, das einer gekauft hatte und vorlas, den Anfang; und hatte die Mühle nur erſt Waſſer, ſo hörte ſie ſobald nicht auf zu gehen. Einer meiner Freunde, der auch gern dieſen luſtigen Motionen zuhorchte, kam eines Morgens lachend zu mir und andern Geſellen mit einer frohen Miene, und ſeine Erzählung mag über voran ſtehen. „Ich ging, ſprach er, frühe

Morgens durch den Garten nach den Boulevards, und ſah einen Klumpen von etwa hundert Bürgern mittlerer Klaſſe um einen kleinen unterſetzten Mann, der in einem braunen Kleide und mit einer Stutzparuke auf dem Kopfe perorirend auf einem Tiſche ſtand. Er ging von dem Satze aus, daß die Bürger ſuchen müßten, weniger für ihre leiblichen Bedürfniſſe ſorgen, kurz, weniger arbeiten zu müſſen, um Zeit zu gewinnen, ſich zu unterrichten. Denn ohne Aufklärung und guten Unterricht ſeien auch keine Republikaner möglich. Er konnte nicht leugnen, daß vorzüglich der Ackerbau, und Küche und Keller, und Waſſer- und Holztragen gar zu viele Menſchen gebrauche. Man müßte alſo denken, wie man hier Auskunftsmittel finden könne. Für die Hausdienſte ſchlug er kurzweg die Orangutangs vor, die er als die klügſten aller Thiere beſchrieb. Man braucht ſie in Aſien zu allen möglichen Dingen. Sie kochen, tragen Waſſer, legen Holz an, machen die Betten, fegen die Stuben, begleiten die Kinder aus dem Hauſe. Es käme nur darauf an, ſie an unſer Klima zu gewöhnen. Welche Menge von Bedienten würden wir da erſparen, und welche Zeit gewinnen!“ Alles klatſchte und drängte ſich dichter um ihn; da machte ihm mein Freund einen fatalen Querſtich, indem er ihn erinnerte, daß, wenn auch alle ſeine neuen Nachrichten wahr ſeien, dieſe Thiere auf jeden Fall eben ſo viel,

vielleicht, mehr als ein Menſch, eſſen würden; wer denn für ihren Magen arbeiten ſolle? Allein den kleinen Mann hielt nichts auf. Er fertigte ihn mit einem bon mot ab, und fuhr dann fort: „Wegen des Ackerbaues mögte es ſo ſchwer nicht ſeyn, Auskunft zu finden und Hülfsmittel, unſern Weitzen und Rocken zu erſetzen. Wenn wir auch vielleicht den Brodbaum in unſerm Klima nicht pflanzen können, ſo haben wir ja ſo viele Arten Obſt. Laſſet uns Obſtbäume pflanzen! Sie brauchen viel weniger Mühe als die Getraidearten, und geben, ein Jahr ins andre gerechnet, einen eben ſo ſichern Ertrag. Da könnten die Menſchen, welche wegen der leichtern Arbeit auch mit einer leichtern Koſt abkommen würden, im Schatten ihrer Bäume ſitzen und den Plato und Rouſſeau leſen. Aber wiſſet ihr wohl, Bürger, warum es ſo wenige Baumgärten und Obſtpflanzungen giebt? Das haben die Könige weislich gehindert. Der Ackerbau giebt Sklaven und ſchöne Schlachtfelder.“ Der Schluß war närriſch genug, obgleich es dem Redner ſchwer werden mögte, ein einziges Edikt aufzuweiſen, wodurch man das Anlegen und Pflanzen von Obſtgärten verboten hätte.

Unter den alten Invaliden, welche gleichſam eine ſtehende Geſellſchaft an der Terraße der Orangenbäume bildeten, ſammelte ſich einmal eine Geſellſchaft von Arbeitsleuten und kleinen Bürgern.

Man fing an über die Savoyarden, Schweitzer und Teutſchen zu klagen, die ſich ſo vieler Handarbeiten bemächtigt hätten, und ſchloß mit der Motion, man müſſe, wenn es gut werden ſolle, dieſe aus der Stadt treiben, welche den Eingebohrnen ihren Erwerb ſtöhlen. Dieſe Einleitung führte bald weiter, und dieſe Klaſſe war nun unerſchöpflich. Bald ſprach man von dem alten Elende unter und kurz vor Robespierre, von Hungersnoth und Guillottinen, und einer von der Verſammlung, deſſen Kleid der Zuverläſſigkeit ſeiner Erzählung Glauben gab, machte eine pathetiſche Beſchreibung vom Hunger in Paris. Viele, ſagte er, nagten an Stücken verfaulten Kohls, und biſſen ſich mit den Hunden um die Knochen; ja ich habe Leute geſehen, die Pferdegehirn als eine Leckerei aßen. Dieſes Geſchwätz machte einen der frühern Redner und Ankläger der Fremden mißmuthig, und er ging fluchend und mit den Worten ſeitwärts: Dies ſind Albernheiten, wir ſollten von unſern Angelegenheiten, und von den Gefahren reden, welche das Vaterland bedrohen, und ſie ſprechen vom Hunger und von ihrem Elende. Ich dachte: ce sont là bien vos affaires.

Hier wurden von den Veteranen auch oft glänzende und kühne Kriegszüge entworfen, ſo abentheuerlich und donquixotiſch, als man ſie bei der franzöſiſchen Lebendigkeit und geographiſchen Unkunde ſich nur denken kann. Sie ließen bei der

Nachricht, Buonaparte marſchire von Aegypten aus den Engländern in Oſtindien auf den Hals, ihn binnen drei Wochen an den Ufern des Indus ankommen. Er ging grade durch die Wüſte auf den Euphrat zu. 50000 Kameele ſchleppten das Gepäck, zogen die Proviſionen und Kanonen für 25000 Mann, und bewahrten in ihren Bäuchen Trinkwaſſer auf, das ſchon hinreichen mußte, bis ſie an den Strom kamen. Von da ging es immer längſt der perſiſchen Küſte bis nach Surate, und nun fielen dieſe Sieger bei Lodi und Arcole unwiderſtehlich über die Beſitzungen der Engländer her, und als dieſe zerſtört waren, ging der Rückmarſch auf Konſtantinopel, von da nach Pohlen und ſo nach Petersburg, wo man allenthalben Freunde und Bundesgenoſſen finden würde, weil die Ruſſen es müde ſeien, ſich vor Paul länger in den Dreck zu werfen. Alles dieſes brauchte für Buonaparte nicht viel über ein Jahr. Auch würde er es thun, ſetzte endlich ein Zweifler hinzu, aber er muß in ſeiner Verbannung (ſo nannte man nur den Zug nach Aegypten) auf ſeiner Hut ſeyn; denn man will ſeinen Kopf. — Ein andrer that den Vorſchlag, durch den Freund der Republik, den König von Preußen, es zu bewirken, daß man ſeine Flotte erhalte, um Landungstruppen nach Rußland zu ſchicken, und Petersburg auf ſeiner Inſel im Eismeer (mer glaciale hieß es) auszuhungern.

Kein Punkt ward aber mehr und häufiger berührt, ſowohl in mündlichen, als ſchriftlichen Vorſchlägen, Warnungen und Meinungen, als die Sitten. Man fühlte endlich, wo der Hauptſchade lag; aber das Rathen war endlich eben ſo mißlich, als das Helfen. Als die Jakobiner wieder laut wurden, da regten ſich auch andre Kräfte, und man ſah die prächtigſten Sentenzen und Gutachten pro et contra über mancherlei Dinge ausgeſtellt, und oft hatte jede Säule der Portikus im Palais Egalité einige ſolche Affichen; doch werde ich von dieſen weiter unten Nachricht geben. Wir bleiben jetzt bei den Worten, die lebendig vom Munde kommen. Nach den politiſchen Dingen, was war wohl wichtiger in Paris, als die Weiber? Ueber ſie ergoß ſich alſo nicht ſelten die Redſeligkeit und Disputirluſt der Volksfreunde, die ſich des gemeinen Weſens annehmen wollten, und in ihnen fanden ſie die Wurzeln vieler Uebel; man konnte ſie auch leicht mit ihnen finden, wenn man wollte. Im Garten der Thuilerien machte einmal ein Mann den förmlichen Lobredner der türkiſchen Sitten, und behauptete, das Chriſtenthum habe allein dadurch unſägliches Elend geſtiftet, daß es die Einehe eingeführt, und die Weiber den Männern gleich gemacht habe. Aber es ſei der Zeit der Vernunft vorbehalten, dieſe Ketten zu zerbrechen und die Weiber glücklich zu machen, indem man ſie ſeyn

laſſe, wozu die Natur ſie gemacht habe, Dienerinnen des Mannes, die allein durch Liebreiz und Freundlichkeit ihn beherrſchen, aber nie öffentlich auftreten müßten. Er ſchloß, als ein gereifter Mann, mit den Worten: Ich habe manche Länder geſehen, aber in keinem herrſchen die Weiber wie bei uns. Der Mann arbeitet, geht zu Markte, kauft ein, kocht Kaffe, während das Weib ſich noch in den Federn dehnt; er ſchwitzt auf dem Komptoir, oder der Straße, während ſie im Theater lacht, oder in Tivoli und im Bois de Boulogne ihn zum Hahnrei macht. Frankreich iſt der Himmel der Weiber; ſelbſt auf dem Lande bei den Bauern und in den kleinen Städten. Da geht man ſpazieren, man ſpielt und ſchwatzt die Abende behaglich zuſammen, und lauert und genießt die Gelegenheit einer ſüßen Untreue aus, wann der Italiäner ſein Cadenat anlegt, der Ruſſe nach Prügeln ſein Weib in ſeine ſchmutzigen Arme nimmt, und die Teutſche und Schwedin vor der Stimme ihres murrenden und ſtolpernden Trunkenboldes zittert, und ihn mit Thränen und ohne Genuß zu Bette bringt. — Ein anderes Mal lauſchte ich im Palais Egalité einem ähnlichen Geſpräche, das eben ſo mit Klagen begann, und mit dem Reſultate ſchloß: Ihr ſeht wohl, Bürger, man müßte die Weiber einſchlieſſen; ich ſehe kein anderes Mittel; aber dazu müßten wir Serails, Harems und Eunuchen und andere

Sklaven haben; denn im Grunde können wir doch nicht alle frei seyn: car enfin nous ne pouvons pas tous être libres.“ Dies letzte kam vielleicht am meisten aus dem Herzen. — Dagegen stand einmal ein andrer Bürger als Vertheidiger auf, der die Menge der Weiber aller Art in Paris doch zu Einem Zweck sehr gut hielt. Ein Bürger machte bei dem Feste des 14ten July auf dem Marsfelde eine Bemerkung im Geschmack des Xerxes, als er seine Myriaden vor dem Uebergang über den Hellespont musterte; dieser aber wies ihn mit den Worten zurück: ach! das ist nichts; wenn viele getödtet werden, so werden noch mehr gemacht, und ich kenne wenige Oerter, wo so viele Weiber wären, als in Paris. —

Ein Andrer ging von der eingeschlichenen Gemeinschaft der Weiber zu einer politischen über. Er stand unter einem etwas eleganten Zirkel nahe am Eingange aus dem Pallaste und sprach ausserordentlich gut, wenn jeder gleich nicht seinen Gründen huldigte. „Die Ehe, hub er an, ist etwas durchaus Künstliches, wovon die Natur nichts weiß. Sie ist ein Zwang der unvollkommenen Gesellschaften, wovon auch die Natur nichts weiß. Man schafft, um ein eingebildetes Uebel des Egoismus zu verhüten, tausend andre. Wir sind jetzt zu der Höhe der Kultur gestiegen, daß wir alte Vorurtheile ablegen, und die Menschen frei machen müssen.

Laßt uns auf die Winke ſehen, welche die Natur ſelbſt uns giebt, laßt uns dieſen folgen und wir werden glücklicher ſeyn. Was haben die Geſetze der Ehe gemacht? Tauſend Unglückliche und Verbrecher, die keine waren. Laßt uns die Natur in ihre Rechte wieder einſetzen. Sagt uns die Erfahrung nicht, was wir thun müſſen? Alle Weiber gehören allen Männern und alle Männer allen Weibern, wie ſie einander gefallen. So war das Geſetz der Sparter und welche Kinder zeugten ſie? Immer mag ein Mann ein Weib ins Haus nehmen, immer mögen ſie einen Kontrakt machen wegen ihres Vermögens und der Kinder, die ſie gebähren wird, aber über ihren Leib ſollten ſie keinen machen. Wenn wir dieſe Vorurtheile abwerfen, welch' eine Menge von Laſtern und Tugenden wird aus dem Kodex unſrer Geſetze und dem Katechismus unſrer Religionen verſchwinden! Die Weiber ſelbſt werden keuſcher ſeyn, wann ihnen der Genuß frei iſt. Man wird nicht mehr von Betrügereien und blutigen Händeln hören, und die Republik, welche Menſchen, und wie viel mehr wird ſie haben, als ſonſt! Und ſollten vielleicht hiedurch einige Bürger zu viele Kinder im Hauſe haben, die ſie nicht ernähren können, laßt den Staat einen Fond finden, woraus jedes Kind, welches ein Bürger über fünf im Hauſe hat, jährlich ein Beſtimmtes empfange! Es ſei auch hierin dem Genius der franzöſiſchen

Geſetzgebung vorbehalten, den Nationen ein Beiſpiel zu geben, ein altes Unrecht wieder gut zu machen.“

So wechſelte Vernünftiges und Unvernünftiges, Tolles und Geſcheutes in einer ewigen Jagd. In Manchem ſieht man nichts, als den reinen Ausfluß von Tagesgeſchichten und dem Bedürfniſſe der Noth und des Augenblicks, und weiter ging es auch nicht hinaus. So war es z. B. in Paris leicht, aus der Natur (hier bloße Erfahrung) die Gemeinſchaft der Männer und Weiber zu beweiſen, oder in andern Köpfen die Nothwendigkeit des Einſperrens und der Harems. Aber doch diente dieſes Hin- und Herwerfeln der Ideen, dieſes Nachdenken und Schwatzen, auch nur über die nächſten irdiſchen Gegenſtände und Bedürfniſſe, immer zur Bildung und wenigſtens zur Mobilmachung des Geiſtes, und war alſo in der Maſſe des Lichts, oder auch nur in der Lichtfähigkeit ein großer Beitrag. Daß man nicht weiter ſah, als Paris, war ziemlich natürlich, weil man ſelbſt die eignen Landsleute, die Franzoſen, ſelten weiterher, als aus Paris kannte. Die Pariſer Sitten, jene Weichlichkeit und Erſchlaffung der Körper, welche den Lafecteurs und Lepelletiers und ihren Zettelträgern einen ſo ſchnellen Abſatz verſchaffen, ſchufen auch manche andre Vorſchläge und Motionen, die weit hinter dieſes Zeitalter zurück fliegen und nicht ganz uneben waren. Weil

ſie Ideen enthalten, die ich auch wohl gehegt habe, ſo will ich ſie kurz und zum Schluß dieſes bunten Allerlei geben.

Ein Mann, der ehemals Soldat geweſen war, und jetzt Bücher ſchrieb, der aber gern unter den Aermſten und Niedrigſten im Volke ging und mit ihnen ſprach, ein menſchlicher Bürger und ein edler Enthuſiaſt für eine freie Verfaſſung, ſprach ſehr oft auf Kaffehäuſern, wenn er ſeine Leute um ſich hatte, öfter im Freien unter den Schattenbäumen der Thuilerien, von der Wiederherſtellung der alten Kraft der Leiber, und machte deswegen Vorſchläge, die er gedruckt ankleben ließ. Sein Räſonnement, welches immer Zuhörer um ihn ſammelte und durch ſeine Lebhaftigkeit und Güte neues Intereſſe gewann, war ungefär folgendes: Der Mann, welcher das Kanonenpulver erfand, that dem menſchlichen Geſchlechte größern Schaden, als alle Wohlüſte, Oſt- und Weſtindien, Blattern und Franzoſen zuſammen. Er lehrte zuerſt, die Stärke der Leiber verachten und gab dem Schwächſten und Mächtigſten gleiche Waffen. Seit dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts hörte körperliche Stärke auf, etwas Herrliches und Geehrtes zu ſeyn, und lange hat man ſie bloß als etwas angeſehen, das nur zum Zeigen, nicht zum Gebrauche (pour l'ostentation, pas pour l'usage) ſei. Mit jener Erfindung des Teufels, der ſie im Laboratorium der Hölle machte, gewan-

nen alle Plagen eine doppelte Gewalt über Leiber, die im Schutze der Schießgewehre hinwelkten. Wer übertraf die Alten in Ausschweifungen und Wohllüsten aller Art, denen sie sich mit Ueberlegung hingaben? Aber wurden sie so schnell aufgerieben? und warum wurden sie es nicht? Sie erhielten durch die Uebungen der Gymnasien, durch Aufmerksamkeit auf ihren Körper und ihre Gesundheit bis ins 18te Jahr, durch die öffentlichen Spiele, wo der Männlichste und Stärkste der Geehrteste war, durch die Liebe der Jungfrauen und die Lieder der Dichter einen festen Körper, der so geübt lange allen Angriffen der Liederlichkeit und Krankheit widerstehen konnte. Wann werden wir so vernünftig werden, solche republikanische und weise Einrichtungen zu wiederholen? Werden wir es jetzt nicht, so geschieht es nie. Ausgemergelt und entnervet fangen wir an, Kinder zeugen zu wollen; diese elenden Sprößlinge werden in Weichlichkeit aufgezogen und fangen an, wie wir, wenn sie kaum den ersten Trieb der Liebe fühlen sollten. Welch ein Geschlecht und welch eine Zukunft! denn endlich muß ich es sagen, hier ist die Quelle aller unsrer Laster. Wenn die Regierung hier nicht Anstalten macht und Einrichtungen trifft, so muß alles zurückfallen. Schwäche ist das Organ des Todes und der Zerstörung. Sie zerstört, indem sie zerstört wird. Hier sollten unsre Schulen anfangen, nicht

mit dem Tanzmeiſter, der gewöhnlich die erſte Stufe zur Ausſchweifung wird. Man ſpielt den Mann, ehe man einer iſt; darum wird man es vor der Zeit. Ehe wir die Moden verachten; ehe wir ein ſtarkes Bein mit größerer Bewunderung empfangen, als den netten Fuß eines Tänzers; ehe wir im Schweiß und Staube des Angeſichts größeren Schmuck für den Knaben und Jüngling ſehen, als in ſeinem gekräuſelten und mit Pomaden benetzten Haare; keine Freiheit und keine Republik." So ſchließt jeder ſein Syſtem und ſeine Einfälle gern an das an, was jedem Bürger das Wichtigſte ſeyn ſollte. Und in einem ähnlichen Geiſt hörte ich einen Fiaker ſchreien, indem er über die Summe klagte, welche er für ſein Privilegium zahlen mußte: ſo lange wir dies bezahlen, giebt es noch keine Freiheit. Da könnte ein andrer ihm einreden: ſo lange nicht Jeder Fiaker ſeyn kann, keine Freiheit.

Leibesnahrung und Nothdurft. Speiſe und Trank. Kaffehäuſer, Reſtaurateurs, Zeit des Eſſens, Bierhäuſer, Garküchen, u. ſ. w.

Ein Artikel, der dieſe Ueberſchriften führt, kann unmöglich den meiſten Fremden unintereſſant ſeyn, ſo wie es die Dinge nicht ſind, wodurch wir leben, und ich kann hier alſo immer ein wenig wie ein Ausrufer und Tafeldecker ſprechen, ohne zu fürchten

langweilig zu werden. Die Dinge, welche hier vorkommen werden, haben ſo etwas Populäres und Gewinnendes, daß es keiner langen Vorrede bedarf, ſie zu empfehlen; ſie empfehlen ſich ſelbſt, ſo wie ſie erſcheinen. Paris hatte während meines Aufenthalts eine ſehr wohlfeile und geſegnete Zeit, ſo wie das ganze Frankreich eines der glücklichſten Jahre, welche es ſeit mancher Zeit nur gehabt hat. Alles, was der Magen und die Kehle nur fordern mögen, war im Ueberfluß und vortrefflich und wohlfeil zu haben, und man konnte darüber zuweilen die Unfälle des Staats auswärts vergeſſen, wenn man bloß ſeinen Leib zum Maßſtabe der Glückſeligkeit deſſelben nahm: wie denn jeder nur gar zu geneigt iſt, von ſich ſelbſt als dem erſten Dinge auszugehen, und die übrige Welt ſich um dieſes Centrum drehen zu laſſen; eine Philoſophie, die wahrlich nicht die abſurdeſte iſt. Wenn man die Hallen ausnimmt, von welchen ich oben, freilich nicht in dieſer Hinſicht, ein Gemählde entworfen habe, ſo ſind der Plätze, wo man Fleiſch, Gemüſe und Früchte darbietet, unzählige; und obgleich einige Straßen und Winkel beſonders dazu ausgezeichnet und beſtimmt ſcheinen, ſo reichen doch die Aeſte dieſes Handels durch alle irgend bedeutende Straßen. Daß alles im Großen getrieben wird, denkt ſich jeder wohl von ſelbſt; doch findet man nichts Außerordentliches und Herrliches in dieſer Gattung,

wie es sich Unerfahrne und Kinder nur zu leicht denken, und wie es Beschreiber, die alles ins Schöne mahlen, so lustig und fabelhaft beschreiben. Man sucht bey den Rosen und Blumen vergebens Schönheit, ja nur Reinlichkeit, und bei denen, die Pfirsiche und Kirschen durch ihre Finger laufen lassen, Sauberkeit und Nettigkeit. Es sind in der Regel alte runzlichte, oft baumstarke und rothnasige Weiber, die, ohne alt zu seyn, doch im dreißigsten Jahre schon die Miene von funfzigjährigen haben; oft auch treiben alte Männer so einen Handel, und bei denen ist es weniger widerlich, weil ein alter Mann nie so häßlich werden kann, als ein altes Weib. Wer auf dem Wege nach Marly ganze Rosenfelder am Wege gesehen hat, meint, auch in der Stadt wohl so einen Rosen- und Blumenmarkt zu finden; aber das zerstreut sich in der unendlichen Weite, um so mehr, weil die Blumen nicht stehen, sondern in Körben in der Stadt rundwandeln. Eben dies gilt fast von allem andern, nur nicht vom Geflügel so sehr, welches ich jenseits auf den Kaien der Altstadt und Insel St. Ludwig in ungeheurer Menge längst der Seine in Netzen, Körben und Bauern liegen, schreien und flattern sah, so daß ein Fremder allein davon auf die Kochkunst der Pariser einen Schluß machen könnte, wie er auf die der Wiener ihn von den ungarischen Ochsen machen kann, die er zu Tausenden eintreiben

ſieht. Was hier Fleiſch iſt, iſt theuer, doch nicht theurer, als in Leipzig und Frankfurt, alles andre aber ſo wohlfeil, als man es nur irgendwo findet; dahin gehören beſonders die Früchte und Gemüſe aller Art, von welchen ohne Uebertreibung Dreiviertel der Einwohner leben. Man hat hier aus einem andern Grunde immer das beſte, weil Paris immer das Vorurtheil für ſich hat, alles am beſten zu bezahlen, und wahrſcheinlich auch gewöhnlich am beſten bezahlt. So eine Fülle, ſo ein Ueberfluß war an allem, was nur der Menſch zur Nahrung und Schwelgerei gebraucht, daß mir die lächerliche Beſchreibung doppelt lächerlich ward, wodurch die Teutſchen und Engländer in ihrem dummen Patriotismus, der keiner iſt, die Gegend um Paris, eine der fruchtbarſten, in eine bloße Sandwüſte verwandeln, wahrſcheinlich weil ihnen Haß und Partheilichkeit Sand in die Augen geſtreut hat. Doch ich muß die einzelnen Theile dieſes fruchtbaren Artikels etwas näher durchgehen, ſo wird zuletzt alles klarer vor Augen liegen, und die Theile des Ganzen, ſo aus einander geſchoben, werden ſich nur deſto helleres Licht geben.

Die Kaffehäuſer haben nicht bloß in der Geſchichte der Magen lange eine bedeutende Rolle geſpielt, ſondern auch neuerlich in der der Köpfe und Kragen. Sie waren die erſten Wiegen der Republik, die erſten Bühnen, wo die Demago-

gen sich bildeten. Wie mancher Tisch im Café Cavéau und Café philarmonique würde Wunder und Erstaunlichkeiten erzählen, wenn er sprechen könnte! Es war eine Zeit, wo man wohl Partheien nach so einem Kaffehause im Palais royal und an den Boulevards benannte, aber das ist vorbei, und ihre politische Wichtigkeit haben sie lange verloren, und sind jetzt wieder geworden, was sie vor der Revolution waren. Man hat versucht, die Kaffehäuser in der ganzen Stadt zu zählen; das ist aber eine sehr vergebliche Arbeit und kann nie genau werden, weil so viele Zwitter oder Amphibien sind, die man Kaffehäuser, Bierschenken, Garküchen und Billardstuben nennen kann, ohne ihnen Unrecht zu thun, weil sie von allen diesen Sachen etwas an sich haben. Soviel ist gewiß, daß derselben eine sehr große Zahl ist, und daß man sie von allen Ordnungen findet, bis zu denen, worin die gemeinste und lumpigste Liederlichkeit um die Mitternachtstunde unterzugehen pflegt. Sie sind für alle Südländer ein unentbehrliches Bedürfniß, und fangen selbst seit einigen Jahren an, in den größeren Städten unseres kälteren Nordens Wurzeln zu fassen. Die berühmtesten Kaffehäuser sind im Palais Egalité, in den Boulevards, in den Thuilérien, und an den lebendigsten Plätzen und Gegenden der Stadt. Im Palais Egalité aber findet man die Quintessenz von allen andern, und gewöhn-

lich ſind die Sachen, ſo gereicht werden, dort auch um einen und zwei Sols theurer, als anderswo. Dieſe Kaffehäuſer kann man als ewige Viſitenzimmer anſehen, und zu einer ſo leichten Unterhaltung braucht ſie auch der Franzoſe. In den beſſern iſt alles auf das Eleganteſte eingerichtet, die Wände ſchön gemahlt, und mit mehrern Spiegeln und Lampetten, die Seſſel und Stühle geſchmackvoll, die Fenſter hell und vom beſten Glaſe! Auf dieſen eleganten und feinen Ton ſtimmt ſich auch die Geſellſchaft. Das Toben und Lärmen iſt vorbei, ſeitdem dieſe Häuſer aufgehört haben, politiſch zu ſeyn. Man kömmt und geht mit Anſtand, wie in einer freien Unterhaltung, unterhält ſich mit dem Nachbar, den man zufällig trifft oder aus der Menge ſucht, über allerlei leichte Gegenſtände, genießt, was man verlangt hat, lieſt einige Zeitungsblätter und geht weiter, um bald vielleicht in einem andern Kaffehauſe eben ſo wieder anzufangen. Man weiß hier in Frankreich nichts von dem teutſchen Wahn, der meint, für ſein baares Geld ein Recht zu haben, grob, oder nur vorlaut zu ſeyn auf Koſten der Unterhaltung und der Ohren der übrigen Geſellſchaft. Kömmt ja einmal ſo ein Unfranzoſe, ſo verfolgt ihn bald der Unwille aller Anweſenden, und er merkt es nach einigen Beſuchen, daß man ihn zuerſt nur aus Schonung geduldet habe. Die meiſte Artigkeit, die hier zu zeigen iſt, iſt mit den Tags-

blättern, deren jedes Kaffehaus nach dem Verhältniſſe ſeines Verkehrs von fünf bis zu zwanzig und dreißig von den geleſenſten und intereſſanteſten hält. Ich habe es in Wien und Frankfurt oft mit Unwillen geſehen, wie ein Grobian ſich mit dem einen Ellenbogen über drei Blätter legte, während er das vierte las. So etwas kennt man hier nicht. Jeder nimmt dasjenige, was grade vakant iſt, und abonnirt bei den Leſenden auf die folgenden, wo ſie nicht ſchon einem andern zugeſagt ſind. Jeder Anweſende bringt ſie, ſobald ſie ausgeleſen ſind, mit der größten Artigkeit dem Abonnenten; ja, wenn man weiß, daß er ein Fremder iſt, geht es zuweilen an einen Wetteifer, der erſte zu ſeyn, der ihm ſeine Aufmerkſamkeit bezeugt. Dieſe Zeitungsblätter koſten bei dem jetzigen Stempel manchem Hauſe jährlich an 150 bis 200 Rthaler. Sie ſind für viele Neugierige und Politiker die Anlocker, und halten manchem ſo lange auf, daß er das Doppelte verzehrt von dem, was er ſonſt verzehrt haben würde. Man kann hier das Geld, was man anderswo ausgegeben haben würde, doch mit auf den Leib wenden. Denn es giebt im Palais Egalité und an andern muntern Stellen gedrängte Leſezimmer, für Zeitungen, Romane, Journale ꝛc., wo man für ein Eintrittsgeld von 5 bis 10 Sols ſich an allem möglichen politiſchen Unrath ſatt und überſatt leſen kann. Doch da ſieht man

viele überirdiſche und unterirdiſche Käuze, die in den feinſten Kaffehäuſern nie erſcheinen würden. Es giebt hier in Paris keine Kaffehäuſer der Art, wie man ſie in Teutſchland und Ungarn ſieht, wo oft ein ganzes großes Gebäude bloß dazu eingerichtet iſt, und in mehrern Sälen und Zimmern fortläuft, wovon einige zum Promeniren, andre zum Billard eingerichtet ſind. Hier ſind die meiſten, gewöhnlich auch die beſten Kaffe's im Erdgeſchoß, und machen meiſtens nur ein geräumiges Zimmer aus, welches hinten eine Küche und einige kleinere Seitenzimmerchen hat, die bloß für die Wirthin und ihre Leute ſind. Die Artikel, welche man in dieſen Kaffehäuſern findet, ſind Kaffe, Thee, Chokolate, Butterbrod und Kuchen, und oft auch alle Arten Limonade, Bier, und Gefrornes; doch hat man dieſe beſſer und richtiger bei den Limonadiers zu ſuchen. Wenn man bedenkt, daß ſo ein Haus eine ungeheure Miethe koſtet, daß ein Mann mit ſeiner Frau und mehrern Markören und Aufwärtern, deren oft zehn ſind, davon leben ſoll, ſo erſtaunt man über die Wohlfeilheit zu einer Zeit, wo die Engländer alle Häfen geſperrt, und allen freien Handel zerſtört haben. So koſtet z. B. eine Portion, oder zwei Taſſen Kaffe 2½ Groſchen, eine große Taſſe Chokolate 3½ Groſchen, eine Bouteille ſchönes Weitzenbier 2 Groſchen, ein Bierglas Limonade 2 Groſchen, und ſo alles nach Verhältniß;

das einzige, was ſehr theuer iſt, iſt der Thee, und unter 6 Groſchen kann man keine gute Portion mit zwei kleinen Schnitten mit Butter beſtrichenen geröſteten Brodes haben. Auf faſt allen Kaffehäuſern, einige wenige ausgenommen, die ſich noch zu vornehm dazu dünken, findet man jetzt Bier, und es wird in Menge getrunken. Es war freilich auch vorher ſchon, doch behauptet man, daß es in dieſem Kriezze weit gemeiner geworden ſei, nebſt dem Gebrauch des teutſchen Tabackrauchens. Vormals trieb man letzteres auch nur als einen Spaß, und hatte bloß Cigarren im Munde, aber jetzt ſieht man nicht bloß mehr im Munde der Soldaten die mächtigſten Pfeifenköpfe aus Meerſchaum und Holz, ganz auf teutſchem Fuß, mit Silber beſchlagen. Man hat auf dieſen Kaffehäuſern eine ziemlich gleichförmige Methode in der Einrichtung. Um ſieben Uhr kommen die erſten Morgengäſte und die hungrigen Politiker, welche gern die erſten ſeyn wollen, Neuigkeiten erzählen zu können; gegen neun Uhr iſt die höchſte Fluth, welche gegen eilf meiſtens abfließt. Man trinkt Chokolate, Thee und Kaffe mit Milch in einer groſſen Schale, und ißt Brod und Butterbrod, auch wohl Schinken und ein Würſtchen dazu. Von eilf Uhr bis fünf, ſechs Uhr Abends iſt die gröſte Leere. Einzelne kommen, die ihr frugales Mittagsmahl um zwei, drei Uhr eingenommen haben, trinken ein

kleines Schälchen ſchwarzen Kaffe, und ſetzen nach ſüdlicher Weiſe ein Gläschen Likör darauf, oder füllen auch mit einer Bouteille ſtarkes Bier und mehrern Kuchen die Lücken, welche der ſchmale Mittagstiſch gelaſſen hat. Nun wird Tarok, Triktrak, Schach und Damenſpiel nebſt andern ähnlichen Spielen durchgemacht, und der politiſche Nüchterne findet ſich zu aller ſeiner Lieblingsſpeiſe ohne Nebenbuhler. Um fünf und ſechs Uhr wird es wieder lebendiger; die vornehmere und feinere Welt hat dann zu Mittag gegeſſen, und dauert ein Ständchen, wo die Theater und die Luft der Promenaden und Gärten geöffnet werden. Zwiſchen neun und eilf Uhr Abends iſt die letzte glänzende und lebendige Epoche, und Weiber aller Klaſſen miſchen ſich jetzt häufiger, als in den andern Stunden, unter die Männer. Die Nacht, dieſe Erfreuerin ſo vieler Menſchen, erzeugt einen letzten Strahl der Freude, welcher ſich über aller Herzen und Geſichter ergießt, und mit einem luſtigen, lachenden und ſpielenden Bienengeſchwärme wird der letzte Akt des leichten Kaffehauslebens durchgeſpielt. Damit in einer ſolchen Frequenz nicht zu viel Betrug vorgehe, ſitzt der Wirth, gewöhnlich die Wirthin, in den größern Häuſern, vor einem budenartigen Tiſche, und ſchreibt an, was eingebracht wird, und die einzelnen Markôre haften für die Bezahlung. Oft wählen ſie zu dieſem Poſten auch eine

hübſche, witzige und freundliche Dirne, welche den Lockvogel macht, und oft mehr, als zehn Journale, wirkt, indem ſie mit jedem Sprechluſtigen anbindet, und nach geendigtem Gewimmel oft noch zu etwas Beſſerm zu gebrauchen iſt, als zum dürftigen Zählen und Rechnen. Man findet deswegen häufig in den Affichen Nachfragen nach einer feinen Dirne für einen Kaffehäusler und Limonadier, doch meiſtens mit der Bedingung, daß ſie nicht häßlich, noch über 30 Jahre, und daß ſie unterhaltend und witzig ſei. Worauf raffinirt man nicht in einem Paris? Auch andere Locker und Anköderer ſollen ſich dergleichen öffentliche Perſonen halten oder vielmehr gehalten haben, als die Zeit politiſch munterer war; Leute, die witzige Einfälle hatten, immer neue und neuerfundene Nachrichten zu erzählen wußten, und, die Bänke beſteigend, eine ganze Menge um ſich ſammelten. Aber man iſt einige Jahre ſehr ſtill geweſen, und es war gefährlich, auch in unpolitiſchen Dingen nur ein lautes Wort zu ſprechen. So iſt man denn ganz bürgerlich und häuslich geworden, und geht mit einander um, wie in einem freien Saale, wo ein Bürger anſtändige und liebe Gäſte geladen hat. Jedes Kaffehaus hat ſeine ſtehenden Gäſte, die man zu gewiſſen Stunden des Tages immer wieder findet, und die ſich hier zu einer gewiſſen Vertraulichkeit zuſammengeſeſſen haben, die ſich auch wohl in Einräumung der Sitze und Zu

ſchanzung der Tagesblätter, jedoch ohne den Schaden eines Dritten, einen kleinen Gefallen thun. So finden ſich die Pariſer Freundſchaften zuſammen, denn in ſeinem eigenen Hauſe macht niemand in Paris dieſelben, er gehöre denn zu den Groſſen und Reichen. Zu dieſen Stehenden kann man manche zählen, deren ganzes Leben in dieſem einförmigen Zirkel umrollt, die hier Frühſtück und Abendmahlzeit einnehmen, hier hinter den Tiſchen ſchlafen, und zuweilen ſterben. Es ſind von den pauvres honteux, die vielleicht vor 20, 30 Jahren zu den munterſten und angeſehenſten Leuten gehörten, welche nur in ein Kaffehaus treten. Sie thun unbefangen, wie alle die übrigen, leſen ſich ihre Leute aus, von denen ſie ihre heutige Exiſtenz hoffen, rücken ihnen näher, fangen erſt von gleichgültigen, dann von politiſchen Dingen an zu ſprechen, vom alten und neuen Paris, von Armen und Reichen, die plötzlich entſtanden ſind. So wird man bekannter, und ein Monsieur, j'ai honte de .... und la revolution, qui a fait tant de malheureux.... ſagt einem, worauf es ankömmt. Die Franzoſen wiſſen ſie ſchon abzuweiſen, aber ein Fremder müßte ſicher hart und unhöflich ſeyn, wenn er für eine ſo theilnehmende Unterhaltung nicht ein Zwölf- oder Funfzehnſolsſtück miſſen könnte; und wenn der Arme ſo ein Paar erwiſcht, ſo iſt er für den Tag geborgen, und der morgende Tag findet ſchon wieder

ſeine Freuden, wie ſeine Plagen. Der Verkehr iſt in dieſen Häuſern außerordentlich, und die beſten im Palais Egalité haben Tage, wo ſie 200 Rthlr. und darüber einnehmen durch die gewöhnliche Ausſchenkung. Von den unbedeutenderen werde ich bei einer andern Gelegenheit noch mehr, als einmal, zu reden haben, und verſpare alſo ſie und ihren Zirkel für jetzt noch, ſo wie die Schilderung des lebendigen Lebens und Wimmelns in denſelben, wenn die munterſte und freieſte Zeit iſt.

Man lebt in Paris theuer und wohlfeil, und kann ſo leben, je nachdem Nothwendigkeit oder Zweck dazu treiben. Bei guten Jahren, wie das jetzige iſt, hat man alles im Ueberfluß, und kann, wenn man ſich einzurichten verſteht, vor zwei, drei Franken die Hauptmahlzeit eben ſo gut halten, als an einem fremden und eleganten Tiſche von fünf, ſechs. So iſt es aber nur allenthalben. Der gute Bürger, der noch grade den Herrn nicht machen kann, oder will, hält ſeine Mittagsmahlzeit zwiſchen zwei und drei Uhr, oft auch zwiſchen ein und zwei. Er beſorgt alles ſelbſt, während ſeine Frau als eine Dame, auf ihrem Sopha ſitzend, ſich bläht, ins Theater und ſpazieren geht, und ſelbſt die Kinder irgendwohin aufs Land in Penſion giebt. Er muß von ſeinem Handwerke die Zeit abknappen, um zum Einkauf zu gehen, oft, um das Eingekaufte zu bereiten. Kurz es gilt hier, was Herodot von

den

den Ägyptiſchen Sitten ſeiner Zeit ſagt, indem er ſie mit den griechiſchen vergleicht, daß die Weiber in Aegypten mit den Männern getauſcht hätten, und alles Männliche draußen und auf den Straßen und Märkten thäten, während jene drinnen ſittſam die Hausgeſchäfte beſorgten. Aber doch gilt dieſes hier nur von Einem Theile, und von dieſem auch nur halb. Die Pariſer Weiber ſcheinen in der Regel gar nicht verpflichtet zu ſeyn, irgend etwas zu thun, als Romane zu leſen, bei einem Manne zu liegen, und allenfalls Kinder zu gebähren. Vornehme Weiber ſind freilich durch Gewohnheit von den meiſten Pflichten befreit; aber der erwerbende und arbeitende Bürgerſtand, der noch oft mit Noth kämpfen muß, ſcheint dieſe Unhäuslichkeit des Weibes recht häßlich zu zeigen. Ich habe ſie ſelbſt bei mehreren Familien dieſer Häuſer gefunden, und ſie ſoll, nach dem Urtheile meiner Freunde, die ſich Jahre lang hier aufhielten, ſehr gemein ſeyn. Der Mann alſo läuft mit den Körben und Negen und Eimern zu Markte, und kauft ein, womit ſonſt die Frauen und Mägde nur zu erſcheinen pflegen; er bereitet dann noch größtentheils die Mahlzeit, hilft das Haus ſäubern und fegen und putzen, beſorgt ſeinen bürgerlichen Erwerb, und ſchwitzt und ängſtet ſich den ganzen Tag ab, während ſeine faule Hälfte aus Langerweile, wer weiß welche Künſte und Erfindungen, gegen ſein Vermö-

gen und ſeine Ehre ſchmiedet. Und was hat der arme Schelm dafür? nicht einmal Freude im Hauſe. Seine Geſellin, oder die es ſeyn ſollte, iſt finſter und verdroſſen, ſo oft ſie ſein Geſicht und die einſamen vier Wände ſieht, nur gegen die Nachmittagszeit wird es ihr leichter ums Herz, wo die Unterhaltung der Theater und der Taumel der Gärten und Promenaden ihr winken. Spät kömmt ſie heim, iſt müde und bald verdroſſen und nimmt den armen Sünder gleichſam als Gnade zwiſchen die gemeinſchaftlichen Bettlaken ein. Kommen Kinder, ſo giebt auch das wenig Freude. Wie ſollte Madam für ſolche Kleinigkeiten ſich aufopfern? Im Hauſe laufen ſie ohne Aufſicht und allen Leuten zur Laſt. Außer dem Hauſe auf dem Lande, oder in einer Penſion werden ſie herzlos, wenigſtens gegen die Eltern herzlos, die für ſie kein Herz hatten, oder keines haben durften. Doch weg mit dieſer Abſchweifung! Der gute Bürger alſo hält ſeine Mittagsmahlzeit zwiſchen ein, zwei und drei Uhr, und zwar eine ganz gute um zwei, drei Franken, oft auch viel wohlfeiler. Dabei läßt er es ſich nicht gern abbringen, auch des Abends etwas Stärkenderes, als bloße kleine Löffeleien, auf den Magen zu gießen; indeſſen kann man dieſes Eſſen zu Abend nicht teutſche Mahlzeiten nennen. Einige Früchte mit Butterbrod, ein Stück Käſe, Schinken, kalter Braten und ein Glas Wein, oder

Bier dazu machen dieses Abendessen und den folgenden Schlummer leicht.

Alles, was um einige Klassen höher steigt und bis zur höchsten und reichsten Welt hin, das setzt sich dann erst zum Mittagsessen, wenn diese schon ihren Kaffe ausgetrunken und, welche die Ruhe lieben, ihren Nachmittagsschlummer gehalten haben. Ihre Zeit ist die zwischen vier und sechs Uhr Nachmittags, und auf diese Zeit ist auch der alltägliche Gang der meisten Geschäfte bestimmt. Eine sehr vernünftige Einrichtung. Wie angstvoll und widerlich wird es wohl in Teutschland manchem Ehrenmann, wie nährt es wohl die Grillen im Kopfe und den Katzenjammer der Hypochondrie im Bauche, sogleich nach dem Essen in der größten Hitze des Tages wieder an das Schreibepult, den Gesellschaftstisch und aufs Katheder zu gehen! und doch stellt man diesen Misbrauch nicht ab, der es doch offenbar ist für alle, die keine bewegende Lebensart führen. Was also in Paris kein Amt und keine Geschäfte hat, welche von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang durchaus fortschreitend sind, das hat eine feste und für alle ohne Unterschied sehr bequeme Lebensweise eingeführt. Alle öffentliche Büreaux, Kollegien und Aemter, alle größere Kaufleute, Banquiers und Händler und Unterhändler, alle Prokuratoren, Notarien und Advokaten haben ihr öffentliches Leben, wo man sie sprechen,

mit ihnen unterhandeln und Geschäfte machen kann, oder wo man vor ihnen seine Geschäfte abmachen lassen muß, zwischen die Stunden von acht, neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags eingeschlossen. Des Morgens fängt der eine früher, der andre später an zu arbeiten, doch selten jemand später, als zehn Uhr; aber mit dem Schlage vier Uhr muß in der Regel alles verschlossen und geschlossen seyn. Wie bequem und angenehm für Alte und Junge! Gerade die schönste Hälfte des Pariser Tages, den man von acht Uhr Morgens bis zwölf Uhr Nachts rechnen muß, behält dann ein jeder, auch der in eines andern Solde arbeitende, frei, jene schönste Hälfte, worin alle Freuden- und Unterhaltungen der feineren und gebildeten Leute fallen, die Zeit des Glanzes der Promenaden, der Gärten, Schauspiele, Possenspiele und Liebesspiele. Nicht bloß die Staatsämter und Kollegien schließen sich um vier Uhr; nicht allein die Herren entlassen sich alsdann aus freier Machtvollkommenheit ihrer eignen Geschäfte; sondern auch alle Kommis, Schreiber, Komptoirbediente sind mit diesem Schlage frei und fließen mit in dem weiten Strome der Vergnügungen. Um sechs Uhr heben erst die Schauspiele an und die Luft der Gärten. Sie haben also zwei volle Stunden Zeit, zu Mittage zu essen, Kaffe zu trinken, ein Pfeifchen zu rauchen, ein kleines Gespräch, oder einen kleinen Spazier

gang zu halten. Nach dieſer vernünftigen Tageseintheilung der arbeitſamen und thätigen Klaſſe der Regierung und des Mittelſtandes richten ſich auch alle alte und junge Tagediebe und Müſſiggänger, die hier entweder prächtig und luſtig von ihrem Vermögen leben, oder die die Luſt, zu genießen, zu ſehen und zu gaunern hieher treibt. Dieſe ganze Klaſſe Menſchen, deren Mittagstiſch zwiſchen vier und ſechs Uhr, oft auch ſpäter, gedeckt wird, ißt gewöhnlich gut und reichlich, wovon ich unten mehr ſagen werde. Auch iſt das Mittagseſſen die Hauptmahlzeit. Die Meiſten begnügen ſich mit einigen Schälchen warmen Getränks zum Frühſtücke, wozu ſie einige Schnittchen Butterbrod, oder Brod eſſen; einige halten um zehn, eilf Uhr auch wohl ein (im teutſchen Sinn) etwas ordentlicheres Frühſtück, doch iſt dies ſelten bei Einheimiſchen und noch ſeltner bei einheimiſchen Geſchäftsleuten, ſondern mehr bei Fremden der Fall. Eben ſo ſelten iſt es bey der Klaſſe Bürger, von der ich rede, daß ordentlich zu Abend gegeſſen wird, es ſei denn, daß große und ſpäte Abendgeſellſchaften in großen Häuſern des alten Tons, oder von Staatsmännern gegeben werden. Man kann, wenn man um fünf, ſechs Uhr wohlgeſättigt von Tiſche aufſteht, es allenfalls entbehren, es noch einmal vor dem Schlafengehen zu wiederhohlen; wer aber um Ein Uhr mit ſeinem Mittagsmahle fertig iſt,

den Zwieb. mit einigen Täßchen Kaffe, oder einer Dezate und ein Paar Zwiebacken wohl ſchwerlich vergnügt zu Bette geben. In der Regel, wenn man bei ſich keine Geſellſchaft hat, begnügt man ſich alſo, nach der Zeit der Schauſpiele, zu Hauſe oder auf einem Kaffehauſe ein wenig zu naſchen und zu löffeln, und läßt eine förmliche Mahlzeit den wenigen Gefräßigen und Ausgehungerten.

Weil in Paris eine groſſe Anzahl der Einwohner und die meiſten Fremden auf öffentlichen Häuſern eſſen, ſo iſt hier die Stelle, davon zu reden. Faſt alle unbeweibte und junge Männer, diejenigen Bürger aus den Departements, welche hier nur auf einige Zeit bleiben, alle Fremde ꝛc. eſſen auf öffentlichen Gaſthäuſern. Nur die Verheiratheten, die noch keine eigne Wirthſchaft führen, und Fremde, welche ihre Weiber mit ſich haben, laſſen ſich entweder das Eſſen bei ſich machen, wenn dazu Gelegenheit iſt, oder von einem Traiteur hohlen; denn nur ſehr ſelten habe ich auf Speiſehäuſern Damen unter den Männern geſehen, da ſie hingegen auf Kaffehäuſern mit dieſen gleichen Schlag halten. Hier in Paris iſt alles mehr abgeſondert und alle Zweige mehr geſchieden, als an kleineren Orten, und man hat ſelten alles ſo beiſammen, wie dort, wo man in demſelben Hauſe logiren, eſſen, frühſtücken, Kaffetrinken kann. Daher muß ich dieſe Vereinzelung etwas näher beſchreiben.

Was man anderswo Gasthäuser nennt, giebt es hier fast gar nicht, sondern diese werden wieder in drei, vier besondre Wirthschaften zerlegt.

Das Erste, was man an einem Orte, wo man ankömmt, zu suchen hat, ist Quartier, wo man wohnen und schlafen kann. Hier in Paris thut man am besten, dem Centro, d. h. dem Palais royal und der Gegend von ihm zu den Boulevards und dem Louvre, nahe zu bleiben. Da sind auch die meisten, die prächtigsten und elegantesten Häuser zu diesem Behufe eingerichtet, und man hat unter so vielen nur die Auswahl. Vorzüglich ist die herrliche Gesetzesstraße, die vom Palais royal grade in die Boulevards ausläuft, damit versehen. Freilich wohnt man in diesem lebhaften Quartiere um mehr als die Hälfte theurer, als in andern Gegenden der Stadt; aber der Vortheil, welchen man dagegen hat, ist auch überwiegend. Hier sind ganze große Häuser und Palläste bloß zum Logiren eingerichtet, die unter dem Namen Maisons und Hotels garnis laufen. Manche derselben enthalten nahe an hundert Fremde. Die Zimmer sind alle aufs netteste zum Logiren eingerichtet, mit hübschen Spiegeln, den nöthigen Möbeln, netten Vorhängen und Betten. Das Zimmer, so ausgeziert und versehen, kostet in dem besten Quartier monatlich zwei, drei, bis vier Karolinen, je nachdem es größer und kleiner, im ersten, zweiten und dritten

Stocke, nach der Straße, oder nach dem Hofe hinaus iſt; doch kann man um drei Karolinen ſchon ein recht niedliches Zimmerchen monatlich haben. Die Beſitzer dieſer Häuſer ſchränken ſich meiſtens auf das Logiren und die Geſchäfte und Störungen, die damit verbunden ſind, ein, und haben freylich auch damit genug zu thun. Sehr wenige dieſer Häuſer ſind ſo eingerichtet, daß unten im Hauſe auch geſpeiſt wird, weil es in Paris wirklich kaum der Mühe werth iſt, in den Hotels garnis zugleich einen Speiſetiſch zu halten, da doch die meiſten Fremden um Mittag ſelten zu Hauſe ſind und immer den lebendigſten Tiſch vorziehen. Iſt indeſſen dieſe Speiſewirthſchaft eingerichtet, ſo hält ſie doch der Beſitzer des Hauſes nie ſelbſt, ſondern hat ſie an jemand verpachtet, der für das zweite Hauptbedürfniß des Fremden, für Eſſen und Trinken, ſorgt. Die Wirthſchaft im Hauſe führt mit dem Wirthe, wenn dieſer nicht ſelbſt ein großer Herr iſt, ein Menſch, den man in Teutſchland ſelbſt in den größten Städten einen Hausknecht nennen würde, der aber hier ein ſehr puteriges Angeſicht machen würde, wenn man ihn mit ſo einem Titel beehrte. In den meiſten Häuſern nennt man ihn den Hausmeiſter, auch wohl den Kammerdiener; er ſelbſt aber ſorgt dafür, ſich durch ſein Metier noch im Nothfalle einen andern geben zu laſſen; denn entweder nennt er ſich einen Pomadier —

mag auch wohl ein solcher seyn — oder einen Dégraisseur, Friseur, Parfumier, und was es leichte Titel dieses Schlages giebt. Dieser Hausmeister hat nach der Miene und Bewohnung des Hauses, dem er dient, auch ein kleineres oder größeres Ansehen. In den bessern Häusern ordnet er bloß an und bereitet, ohne sich zu den schlechteren Arbeiten herabzulassen, welche die Helfershelfer thun müssen, die unter seinem Befehle stehen, Savoyardenbuben und andre schwache Mannsarme, die mit einigen Groschen täglich für ein Paar Stunden Arbeit zufrieden sind. In diesen bessern Häusern findet sich außer ihm auch noch oft ein Portier; in den kleinern Häusern aber muß er selbst schon an manches Schmutzige die Hand mit anlegen. Unter seiner Vorsorge stehen folgende Geschäfte. Frühe werden alle Stiefeln und Schuhe derer, die selbst keine Bedienten bei sich haben, gewächst, alle Kleider ausgeklopft und zum Lever hereingebracht, dann besorgt er Kaffe und Frühstück für diejenigen, so nicht ausgehen wollen, welches er aber nur aus dem nächsten Kaffehause bringen läßt. Nachmittags, wenn alles ausgegangen, werden die Zimmer ausgestäubt und gelüftet, die Betten gemacht, der Nachttopf und das Waschwasser besorgt. Man übergiebt ihm bei'm Ausgehen die Schlüssel und kann alles stehen und liegen lassen; denn daß so ein Mensch etwas bei Seite gebracht

und veruntreuet hätte, soll fast ohne Beispiel seyn; doch sind sie ihren Herren gewöhnlich durch eine Kaution gebunden, die sie beim Antritt ihres Postens haben leisten müssen. Man bestellt ferner unter seiner Firma die kleinen Aufträge und Bestellungen, die man außer dem Hause zu machen hat, und wird nicht leicht betrogen. Er säubert ferner mit seinen Gesellen zweimal die Woche alle Zimmer im Hause und bonert und glättet die Möbeln und den Fußboden mit Wachs und segt die Treppen. Gewöhnlich ist es daher auch in diesen Häusern weit netter, als in andern Privathäusern, obgleich übertriebene Reinlichkeit eben nicht so recht die Sache der Franzosen zu seyn scheint. Eins ist indessen in diesen Häusern, und auch in den besten, schlecht, der Ort nemlich, wohin alle zusammen kommen müssen. Wenige wagen es, sich darauf zu setzen, sondern stehen, aus Gründen, die in Paris nicht ganz verwerflich seyn mögen, die aber wieder dazu beitragen, ihn noch häßlicher zu machen. In demjenigen dieser Hotels, wo artige und wohlerzogene Wirthe sind — denn oft ist das ganze Haus, allein dem Hausmeister übergeben — ist gewöhnlich ein gemeinschaftliches Versammlungszimmer, wo alles bey'm Gehen und Kommen seine Schlüssel hinhängt und holt und oft bei dieser Gelegenheit des Zusammentreffens ein Stündchen verplaudert und mit den übrigen Hausgenossen Be-

kanntſchaft macht. Ich verdanke dieſem Geſellſchaftszimmer, wo der Wirth gewöhnlich ſeine Miethsleute erwartet, manchen angenehmen Abend, wo wir in der maison de Bruxelles oft zwanzig Mann hoch über die Mitternachtſtunde hinaus bei einem Glaſe Wein ſaßen und ſcherzten und ſchwatzten. Weibliche Bediente ſind in dieſen Häuſern ſelten. Was ſollten die hier auch machen? Was Häßliches von Weibern iſt dem Auge zuerſt immer unangenehm, und kann nur durch lange Gewöhnung erträglich werden, und das Schöne wird es bei ſolchen Dienſten auch nicht lange bleiben. Der Hausknecht verrichtet das Alles mit ſeinen Geſellen und Knaben und gewöhnlich iſt eine Köchin neben der Wirthin das einzige Frauenzimmer im Hauſe. Auch in Rückſicht des Einlaſſens unbekannter Weiber und Huren ſind die Wirthe in den beſſeren Häuſern ſchwierig und halten auf die Reputation, daß ſolches loſe Geflügel nicht über ihre Schwelle komme. Doch wer ſich gut mit dem Hausmeiſter ſteht, oder mit dem Thürhüter, kann ſchon ſo eine Geſellin bei Nacht und Nebel herein praktiſiren. Die einzigen, welche das Privilegium haben, immer frei aus- und einzugehen, ſind die Wäſcherinnen, deren jedes Haus ſeine beſtimmten hat, für welche es einſteht. Es ſind gewöhnlich ſolche, deren Blüthenſtaub ſchon lange abgeweht iſt und die höchſtens in Stunden der Noth und der Verirrung

und in der Nacht, die manches irre macht, zuweilen noch sind, was sie einst im Glanze waren. Doch habe ich immer artige, prompte, geschickte und billige Weiblein an ihnen gefunden, die alles zur bestimmten Stunde und sehr nett wieder abliefern, oft auch wohl bei Gelegenheit die Addressen hübscher Mädchen fallen lassen und Modenschneider und Modenfrisöre, Pomadenfabrikanten ꝛc. empfehlen. Ich hatte auf die Art wenigstens ein Dutzend Addressen gesammelt, die ich hinter dem Spiegel meinem Nachfolger zur Benutzung hinterließ, weil ich leider in drei Monaten nicht alles benutzen und genießen konnte.

Die Meisten, welche solche Hotels garnis halten, haben auch selbst Pferde und Wägen und außerdem Stallraum für Fremde, die etwa Pferde mitbringen, oder sich eine eigene Remise halten mögten. Der Reisende, der etwa nur vier Wochen hier zu bleiben gedenkt, oder unter einem stattlichen Karakter hier auftreten will und muß, thut vielleicht wohl, sich eine Equipage zu miethen, was man eine Remise nennt; wer aber längere Zeit und weniger Geld im Beutel und Adel auf dem Leibe und im Herzen hat, der kann auch ohnehin recht gut mit den Fiakern und seinen Füßen fertig werden. Man kann eine solche Remise, man mag sie nun immer brauchen, oder nicht, nicht unter einer Karolin täglich haben, und doch ist sie noch

nichts weiter, als ein bloß etwas anſtändigeres Fuhrwerk, als der Fiaker.

Man lebt übrigens unglaublich frei und ungezwungen in dieſen Häuſern, wird froh und ſchnell bedient, iſt von muntern und geſelligen Menſchen umgeben und kennt nichts von den Neckereien und Plackereien, wodurch die Italiäner einen oft außer dem Akkord noch zu hintergehen und zu quälen ſuchen. Höchſtens giebt man außer der bedungnen Miethe dem Hausmeiſter monatlich einige Franken Trinkgeld und bei der Abreiſe, wo aber für ihn auch Manches zu beſorgen vorkömmt, noch eine kleine ſilberne Erinnerung, wie es eigentlich allenthalben der Brauch iſt. Der Franzoſe iſt nicht niederträchtig und gierig; er bittet wohl oft, aber artig, und artig bedankt er ſich auch für die kleinſte Kleinigkeit; ſchlägt man ihm aber einmal etwas mit Grobheit ab, ſo kömmt er nicht leicht zum zweiten Male wieder.

Außer dieſen ganz zum Logiren eingerichteten Häuſern giebt es hier, wie in allen großen Städten, auch in Privathäuſern einzelne Zimmer und Stockwerke monatweiſe für Fremde zu vermiethen. Wenn man aber nicht längere Zeit hier zu bleiben denkt, ſo thut man nicht wohl, ſich darauf einzulaſſen, weil manches Unangenehme damit verknüpft iſt. Selten ſind die Wirthe an das freieſte und ungezwungenſte Leben und an die kleinen Unbe-

quemlichkeiten, welche Fremde wohl verurſachen, ſo recht gewöhnt, wie diejenigen, welche täglich einen Schwarm um ſich haben; der ganze Hausſtand und die Bedienung iſt auch nicht auf den Fuß geſetzt, alle Augenblicke bewegt zu werden und auf den Füßen zu ſeyn; das Größte aber, was man entbehrt, iſt die öffentliche Geſelligkeit und das Leben der vielen Fremden unter einander, wodurch manches einem Fremden Intereſſante, was die Sitten und die Vorfälle des Tages betrifft, verloren geht. Ich rathe alſo einem jeden, der Paris wirklich kennen lernen und angenehm wohnen will, einen, oder zwei Louisd'or monatlich nicht zu achten, und ſich in der beſten Gegend in einem eingerichteten Hauſe einzuquartieren.

Wenn man ſo für das Erſte geſorgt hat, ſo iſt es Zeit auf das Zweite zu denken, nemlich wie und wo man ſeine Mahlzeiten halten will. In der Regel iſt es nicht, daß die Wirthe in den Hotels garnis einzelne ihrer Miethsleute ſpeiſen, oder daß in denſelben zugleich ein beſonderer Gaſtwirth, oder Reſtaurateur iſt; doch finden ſich einige Wirthe, die gar zu gern einen Theil ihrer Hausbewohner an den Tiſch nehmen, um auf dieſe Art für ſich ſelbſt das freie Miteſſen zu haben; aber ich rathe einem jeden, ſich darauf gar nicht einzulaſſen, noch auf das Andere, ſein Eſſen ſich holen zu laſſen; denn gewinnt er auch an jeder Mahlzeit

einen bis zwei Franken, so ist der Verlust doch weit größer, den er durch eine so unzeitige Sparsamkeit und Bequemlichkeit leidet. Wo die besten, die besuchtesten und elegantesten Speisehäuser sind, wo man gewöhnlich auch am meisten bezahlen muß, dahin gehe er essen, und erspare lieber an andern Artikeln der täglichen Ausgaben, um hier keinem nachstehen zu müssen. Diese besten Speisehäuser sind im Palais royal und einige wenige in der Nähe desselben, auch ein Paar bei den Thuilerien, z. B. Legacque, der mit den ersten im Palais royal an Eleganz und Frequenz seiner Gesellschaft, wie an der Höhe der Preise gleichen Schritt hielt.

Man kennt diese Speisewirthe unter dem Namen Restaurateur und Traiteur. Sie schränken sich meistens allein auf das Essen ein, und man käme zur ungewöhnlichen Stunde unrecht, wenn man ein Glas Wein oder ein Schälchen Kaffe forderte, ja bei manchen auch, wenn man ein Frühstück halten wollte; denn es giebt eigene Kaffés und Restaurateurs für die Frühstücksliebhaber, die nemlich ein Schälchen Kaffe, oder Chokolate, oder eine Portion Thee mit einem Schnittchen Brod und Butterbrod noch nicht für ein ordentliches Frühstück gelten lassen. Bei einem rechten Restaurateur findet man von zwölf Uhr Mittags bis zehn, eilf Uhr Abends immer mancherlei Essen bereit. Ein Zettel sagt, was zu haben ist und zu welchem

Preiſe die Portion, man beſtellt und erhält es in höchſtens fünf Minuten warm und friſch. Indeſſen ſind die Gäſte zwiſchen zwölf und drei Uhr Nachmittags äußerſt ſelten; zwiſchen drei und ſechs Uhr iſt die größte Frequenz und dieſe Stunden muß man alſo mithalten, wenn man wahres Vergnügen und Vortheil von der Geſellſchaft haben will. Zwiſchen ſechs und neun Uhr Abends paſſirt ſelten etwas und gegen neun ſervirt man nur für wenige Gäſte, weil wenige eigentlich zu Abend eſſen. Selten bewohnt ſo ein Reſtaurateur ein ganzes Haus, ſondern gewöhnlich nur einen Stock, wo eine gute Küche und mehrere in einander fortlaufende Zimmer mit hübſchen Möbeln, Spiegeln und Vorhängen dazu eingerichtet ſind. Tiſche, Stühle, Deckzeug, kurz alles iſt auf das netteſte geordnet und gehalten. Man bedenke allein, was ſo ein Reſtaurateur, der in fünf, ſechs Zimmern ſeine Tiſche gedeckt hat, täglich den Wäſcherinnen bezahlen muß; denn jedes Mal wird neues Tiſchzeug aufgelegt. Man bedenke, was ihm die Köche und Köchinnen, die Aufſeher, Aufwärter und Marköre koſten, um wie vieles er bei der beſten Aufſicht von ſeinen Leuten betrogen werden kann; welch eine Miethe er bezahlen muß, wenn er an einem menſchenwimmelnden Ort ſein Gewerbe aufgeſchlagen hat: man bedenke dies und man wird die Preiſe, die ich angeben werde, noch ganz mäßig

fin-

finden. Bei dem erſten Reſtaurateur im Palais royal konnte man für vier bis ſechs Franken, alſo für den Preis von einem Reichsthaler bis zu einem Reichsthaler zwölf Groſchen eine recht muntere und reichliche Mahlzeit halten, eine halbe Bouteille Wein und Früchte mit eingeſchloſſen. Wenn man bedenkt, daß man recht hungrig iſt, wenn man vor vier Uhr ſeit dem Sprung aus dem Bette etwa nur ein leichtes Frühſtück genoſſen; wenn man bedenkt, daß der Magen, der für zwei Mahlzeiten nur Eine hält, zu dieſer Einen reichlichen Vorrath haben will, ſo wird man dieſen Preis in Paris nicht übertrieben finden, da man in den beſten Gaſthäuſern in Städten, wie Leipzig und Frankfurt ſind, kaum wohlfeiler zu Mittag eſſen kann.

Es ſind in Frankreich und auch in Paris mehrere Kocharten im Gange, von denen die eine mehr Beifall findet, als die andre. Das muß man ihnen aber laſſen, daß faſt keine zu verachten iſt. Bey uns Teutſchen ſind die franzöſiſchen Köche berühmt und verrufen, daß ſie alles in dünne Suppen und zerfließende Speiſen zu verwandeln und aus Etwas Nichts und aus Nichts Etwas zu machen wiſſen. Aber mit dem Rufe ſteht es grade ſo, wie mit manchem andern alten Urtheile über die Franzoſen und über franzöſiſche Dinge; er iſt nur halb wahr. Wo ich auch in Frankreich geweſen bin, ſo muß ich doch geſtehen, daß man allents-

halben die Speiſen feſter und markigter bereitet, als ich ſie im Mittelteutſchlande, in Sachſen, Thüringen und Franken, gewöhnlich gefunden habe. Die derbſte und zugleich die leckerſte Kochkunſt iſt indeſſen die ſogenannte provenzaliſche, die viel von der italiäniſchen hat und von der ſchwediſchen, die mit Recht im nördlichen Teutſchlande geprieſen iſt. Aber allenthalben, wo man für das Geld, was man giebt, gutes Eſſen erwarten kann, ſind die Speiſen ſchmackhaft und nahrhaft bereitet. Der gewöhnliche Wein, den man in Paris trinkt, iſt Burgunder von Volney und Beaune, der ſehr gut iſt, die Bouteille zu einem und anderthalb Franken, oder zu ſechs bis acht Groſchen. Viel theurer und ſchlechter ſind die Weine von Bordeaux, worunter man den Cahors, Medoc und Pontac verſteht, die man bei uns in Nordteutſchland viel beſſer und wohlfeiler trinkt, als in Paris. Man trinkt hier aber nie Wein, um Wein zu trinken, ſondern wie man bei uns Bier und Waſſer während der Tafel trinkt, als Aufguß der härteren Speiſen; die meiſten miſchen ihn noch mit Waſſer, obgleich das anfangs der teutſchen Kehle nicht recht ein will.

Bei den vorzüglicheren Reſtaurateurs findet man zu den gewöhnlichen Stunden immer muntere und feine Geſellſchaft. Wo man auch ſeine Stelle nehmen mag, man hat ſogleich eine muntere und

ungezwungene Unterhaltung, die immer in den Schranken der Artigkeit und Anſtändigkeit bleibt und es nie vergißt, daß, wo geſittete Menſchen ſind, die Sitte walten muß, und daß ein Ort, wo jeder für ſein Geld lebt, kein Recht giebt, pöbelhaft und unhöflich zu ſeyn. Das Einzige, was meiſtens fehlt, ſind Frauenzimmer, die man nur ſelten ſieht, ein Artikel, den freilich nichts anderes leicht erſetzen mag. Sonſt kann ich für meinen Theil, und wahrſcheinlich jeder Fremde mit mir, die Aufmerkſamkeit und Aufopferung der Franzoſen nie genug rühmen. Man braucht nur ein Fremder zu ſeyn, um ſelbſt hier mancher Auszeichnungen und Zuvorkommungen von den Einheimiſchen zu genießen. Hier kann man die Kunſt der Geſelligkeit und der leichten Unterhaltung lernen, hier kann man erfahren, was es iſt, von allen Dingen unter der Sonne fröhlich und leicht, und doch nicht leidenſchaftlich und wüthend zu ſprechen, weil nichts ſo ſehr einer allgemeinen Frohherzigkeit ſchadet. Alle politiſchen Dinge, manche Tagesgeſchichten, manche Anekdoten der Freudenmädchen und Schauſpieler werden hier geſichtet; aber ſelten wird man etwas hören, woraus mit Recht eine Beſchwerde und Anklage zu machen wäre.

Es giebt auch unter dieſen Speiſewirthen manche Stuffen, und von Vauvilliers und den drei provenzaliſchen Brüdern bis zu denen in der Jakobsſtraße

und an den Boulevards der St. Antonsvorſtadt iſt ein himmelweiter Sprung. Wer aber das Wörtlein Restaurateur über ſeiner Thüre geſchrieben hat, der muß mir auch zu jeder nachmittäglichen Stunde, wo ich eintrete, Eſſen machen. Ich habe bei meinen Promenaden in der Stadt, und auch des Spionirens halber, bei allen Klaſſen hier die Probe gemacht und oft königlichen Spaß gehabt. Man komme in ſo ein Häuschen, wo der Beſitzer der Koch, der Markör und der Kellermeiſter iſt, und fordre, was man wolle, er verſpricht und hat alles; man muß ſich aber nicht ereifern, wenn man von manchem Verſprochenen nur etwas Aehnliches, z. B. für eine Wachtel ein Viertel einer Taube, für grüne Erbſen grüne Bohnen, bekömmt, oder wenn er für das Ganze nur Fragmente liefert; man muß ſich auch nicht wundern, wenn die Rechnung endlich eben ſo hoch ſteigt, als im Palais royal, denn die ſeltenen Kunden müſſen eben dafür bezahlen, daß ſie ſo ſelten ſind. Bei dieſer kleineren Gattung iſt alles mehr beiſammen; da kann man auch ſogleich ſeinen Kaffe trinken, ſein Glas Likör und Limonade fodern, ſein Damen- und Schachſpiel ſpielen.

Eine etwas andere Art, als die Reſtaurateurs, ſind die Traiteurs, obgleich jede elende Garküche, wo man Kaldaunen und Knackwürſte brät, ſeinen erſten Titel Restaurateur überſchreibt; denn der

volle Titel der Kleineren, z. B. linker Hand auf den eliſeiſchen Feldern, lautet doch immer: Restaurateur, Traiteur, fait des fêtes et des noces. Ein ſolcher Traiteur bereitet auch wohl für einen und für mehrere ſtugs eine Mahlzeit, wenn ſie beſtellt wird, aber doch iſt er nicht ſo ſchnell dazu gerüſtet, als ein ächter Reſtaurateur, der ſich mit ſeinem Einen Titel, und mit den Geſchäften, die dieſer Titel beſagt, begnüget. Sein Gewerbe ſchränkt ſich auf eine ſtehende Mittags- und Abendtafel, mit beſtimmten Gerichten und beſtimmten Preiſen ein. Gewöhnlich hat er ſeine feſte Geſellſchaft, die zu einer gewiſſen Stunde kömmt, und dann alles bereit findet, doch iſt auch wohl für einige Fremde Platz. Weil er ſicher auf ſeine Leute und Einnahme rechnen kann, weil er nicht zu jeder Stunde die Tiſche gedeckt, und die Speiſen bereit halten muß, weil er alſo nicht ſo viele Bedienung, ſo viel Holz und Wäſche gebraucht, und von ſeinem eingekauften Vorrathe ſelten etwas verloren geht, ſo kann er viel wohlfeiler ſeyn, als die Reſtaurateurs. Dieſe Traiteurs bieten ihre Mittagstiſche mit drei Eſſen, Früchten zum Deſert, und einer halben Bouteille Wein zu anderthalb bis zwei Franken in Menge aus. Ich erſtaunte über den Unterſchied des Preiſes mit den Reſtaurateurs, und glaubte, es müſſe alles recht ſchlecht, ſchmutzig und gemein ſeyn; aber die Erfahrung belehrte mich

anders, als ich einige dieſer Traiteurs beſuchte. Ich fand die Zimmer, das Gedeck und die Geräthe reinlich und ſauber, die Eſſen reichlich und ſchmackhaft, den Wein mittelmäßig und zum Vermiſchen mit Waſſer gut genug, und die Geſellſchaft ganz anſtändig. Für einen Fremden aber haben dieſe feſten Wirthstafeln das Nachtheilige, daß er der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Geſellſchaft entbehrt, warum es ihm doch am meiſten zu thun ſeyn muß; und alſo muß er auch die Tiſche der Reſtaurateurs vorziehen, die einmal und zweimal ſo theuer ſind.

Die endlich für die ärmſte Klaſſe und für den eigentlichen Pöbel kochen und braten, die Garküchen und Popinen, ſind gleichfalls in Menge, wo man ſich für ſechs bis zwölf Sols ſatt machen und noch wohl einen Schluck Wein obendrein nehmen kann. Der ſtehenden Buden auf den Märkten der Fiſchweiber und Trödler aller Art habe ich oben ſchon erwähnt, und geſagt, wie man ſich dort ſein Mittagseſſen dampfend vom Feuer holen kann. Die Pariſer Polizei iſt aber ſo gut, oder vielmehr der Sinn des Volks für Wohlanſtändigkeit ſo groß, daß dieſe ſchmierigen und ſtinkenden Fleiſch- und Bratenbuden ſich nicht an den ſchöneren Straßen und auf den beſſeren Plätzen der Stadt zeigen, ſondern das Inkognito enger Gaſſen und häßlicher Plätze beobachten, wo auch diejenigen gewöhn-

lich zu finden ſind, für welche ſie das Feuer anzünden.

Außer allen dieſen, welche ganz öffentlich für die eiſerne Herrſchaft der Bäuche ſorgen, giebt es noch viele, die Penſionen halten. Da ſind Penſionen, die Jünglinge und Mädchen aufnehmen und ſich weiter zu nichts verbindlich machen, als ihnen Logis und Eſſen und Trinken zu einem mäßigen Preiſe zu liefern; da ſind Penſionsanſtalten für Fremde, deren Gelegenheit von zehn bis fünf und zwanzig Perſonen ſteigt. Sie geloben alle mögliche Gefälligkeiten und Bequemlichkeiten, einen angenehmen Umgang, ſchönes Logis, gutes Eſſen und Anleitung, die Umgangsſprache binnen kurzer Zeit zu lernen, wenn man deren noch nicht ganz mächtig ſeyn ſollte. Auch dieſe Penſionen haben ihr Lokale meiſtens in der ſchönſten und lebendigſten Gegend von Paris gewählt. Täglich kann man ferner in den Affichen leſen, daß dieſe und jene Familie, dieſer und jener einzelne Mann und einzelne Frau einen, zwei, drei Koſtgänger, die allenfalls auch bei ihnen wohnen können, auf billige Bedingungen wünſchen. Demjenigen, welcher der Sprache noch wenig mächtig iſt, müſſen dieſe Gelegenheiten oft ſehr erwünſcht kommen. Ich wüßte nicht, wie man es beſſer anfangen wollte, um bald ſprechen zu lernen. Die gute Laune und Geſprächigkeit der Franzoſen, und noch mehr der Fran-

gönnen ist bewundernswürdig, und ihre Geduld, zuzuhören, und mit Liebenswürdigkeit Fehler und Verstoße zu verbessern, unermüdlich. Es kömmt bei diesen Anträgen und Anfragen nur immer darauf an, welchen Menschen man grade in die Hände fällt.

Für den Magen also ist in Paris gut genug gesorgt, wenn nur der Beutel gut versehen ist; eine andre Frage ist, wie es mit dem Getränk steht? Wenn der Teutsche vom Getränk spricht, so meint er solches, durch welches er allenfalls mal auf dem Platz liegen bleiben kann; vom Wasser und von allem, was wie Wasser, bloß den Durst löscht, oder der gesellschaftlichen Langenweile zu steuren, aus Tassen geschlürft wird, kann hier also nicht die Rede seyn, um so weniger, da von den Kaffehäusern weitläuftig genug gehandelt ist, und von den Wasserträgern unten gehandelt werden wird.

Vor allen Dingen erwärtet man nun wohl etwas von Weinhäusern, Weinkellern ꝛc. zu hören — denn wie wäre es möglich, daß es dergleichen nicht gäbe in der ersten Stadt des Landes, wo der beste europäische Wein wächst? — aber ich muß leider zum voraus ankündigen, daß dieser Artikel sehr kahl ausfallen wird. Die Dinge, mit denen man von Jugend auf bekannt ist und umgeht, verlieren viel von dem Reize und von der Gefahr des Reizes, den sie sonst haben würden; dies ist eine

Erfahrung, die so alt ist, als die Welt. Wie selten werden aus Kindern beides Geschlechts, die von Kind auf in Einer Familie gelebt haben, Verliebte! Wie selten gilt ein Prophet in seinem Vaterlande etwas! Der Italiäner und Franzose trinkt seinen Rebensaft als etwas alltägliches, und mischt gewöhnlich Wasser darunter; selten ist er lüstern nach seltenen und alten Weinen, und trinkt höchstens ein Paar Gläser eines edleren Saftes, ohne lange daran zu nippen. Wie selten sieht man in diesen Ländern auch einen Trunkenbold, der sich recht hinsetzt, um zu trinken! Nur in den Seestädten ist es anders durch die Gewohnheit, viel mit Fremden umzugehen, und durch die vielen Ausländer und Nordländer, die sich dort auch häufig niederlassen. Aber doch ist dies kein Schatten von dem teutschen, pohlnischen und schwedischen Leben. Je näher gegen den Norden, desto mehr Trunkenbolde und eigentliche Säufer. Zu uns kömmt der Wein, wie eine süße Gabe der Götter, fernher zu Schiffen; unser zehrenderes Klima bedarf zuweilen eines feurigern Aufgusses auf die in der Kälte und den Nebeln erstarrenden und erschlaffenden Leiber; unser Gemüth selbst ist mehr wechselnd und unserm Klima gleich, daher stürmen und lärmen wir oft so bei unsern Freuden und Vergnügungen, wenn der Franzose bei seiner Weinflasche nicht frohherziger und lauter ist, als bei seiner Suppe und seinem

Waſſerglaſe. Daß ſich mehrere Leute zu Sechſen und Zwölfen zuſammenthun und hingehen, um zu probiren, wer bei'm Zechen auf dem Platze bleibt, das ſcheint ihnen eben ſo abſcheulich, als lächerlich, und von dieſen alten Sitten, die immer mehr auch bei uns veralten, heißen wir Teutſche immer noch Säufer bei den Leuten hinter den Bergen. Bei uns hält man auch, weil man den Traubenſaft aller Art mehr ſchätzt, mehr auf ordentliche Häuſer, wo er von allen Arten zu haben iſt, und läßt ſich bei einer fröhlichen Zeche ein Paar Thaler nicht reuen. Aber in Paris ſind dieſe löblichen Anſtalten gar ſehr im Verfall. Die meiſten Eingebohrnen halten nicht viel auf treffliche und ausgeſuchte Weine, oder haben höchſtens einige Sorten ſtill bei ſich im Hauſe, wovon ſie zuweilen ein Gläschen ſich und ihren Gäſten zum Beſten geben, mehr des Aufwandes, als der Trinkluſt wegen; daß ſie aber nach guten Weinen ordentlich gehen ſollten, um ſich einmal bene zu thun, wäre faſt unerhört; eher wird der Franzoſe jeder erſten glatten Dirne, jedem Gaukler nachlaufen, und die beſten Weine ſtehen laſſen, auch wenn ſie ihm umſonſt eingeſchenkt würden. Man ſollte denken, für die vielen Fremden, die Teutſchen, Engländer, Pohlen ꝛc. ſeien Trinkhäuſer angelegt; aber auch das iſt nicht der Fall. Die rechten Säufer der nördlichen Nationen ſind gewöhnlich die ſchlechteſten Reiſer; überdem ſind es

meiſtens die höheren und reicheren Klaſſen, welche ihre Söhne ausſchicken, die auch nicht füglich ins Weinhaus gehen könnten, zu geſchweigen, daß es meiſtens Jugend iſt, die zum ächten Trinken wegen anderer An- und Abziehungen noch nicht Sitzfleiſch genug hat. Man findet hier freilich in mehreren Buden, wo Frühſtück ausgeboten wird, auch mancherlei Weine, aber dieſe ſind meiſtens ſchlecht, weil ſo wenig Abſatz iſt; und es iſt überdem nicht Mode, bloß zum Wein ſich hinzulagern, ſondern man nimmt höchſtens einige Hiebe zur Zugift der Speiſen. Nur im Kellern findet man die ſchlechteſten Arten für den ſchlechteſten Pöbel, und in den Spielſchlupfwinkeln wird auch der Trunk mehr ernſthaft und ſyſtematiſch behandelt, weil man vielleicht ſeine wohlthätigen Wirkungen dort kennen gelernt hat. Der eine trinkt ſich Muth, oder ihn wird Muth zugetrunken, um anzufangen, der andre ſucht in dieſem Nepenthes eine galgenfriſtende Vergeſſenheit ſeines Verluſtes und ſeiner Verzweiflung. Daß nicht mancher Teutſche und andre Fremdling in ein ſolches angebliches Weinhaus geführt ſei und noch geführt wird, um ihm durch den Trank den Verſtand, und dann durch Würfel und Karten ſein Geld zu ſtehlen, will ich nicht läugnen. Ich habe in dieſen Löchern grade die Gauner und Komplotiſten am ſchärfſten trinken ſehen, um den andern armen Tölpeln gleichen Muth zu machen. Da waren nicht

blos Weine, ſondern die derberen Mittel mancher Liköre, und die melancholiſchen Kinder Englands, Punſch und Rum und Rack. Doch dies Saufen iſt eben ſo wenig franzöſiſch, als die Niederträchtigkeit, womit hier geraubt wird.

Einen anſehnlichern Platz, als die Weinhändler und Weinſchenken, nehmen die ſogenannten Limonadiers ein, Leute, die freilich von Limonade den Namen haben, aber unter dieſem Namen gar mancherlei Artikel zuſammenfaſſen, die ein tägliches Bedürfniß des Pariſers und des Franzoſen ſind. Die beſſern Kaffehäuſer haben auch manche ihrer Sachen, z. B. Limonade, Punſch, Likör, aber doch fehlt wieder Manches, und wer ein Liebhaber kleiner Leckereien und Stärkungen und Erfriſchungen iſt, geht wegen der größern Mannigfaltigkeit und Auswahl lieber zu einem rechten Limonadier. Sie ſind auch im Beſitz aller Arten Gefrornes, bereiten manche feinere und giftigere Geiſte und Liköre, erfinden durch Umtaufung und Umfärbung neue Getränke, verfeinern manche beliebte Waſſer noch mehr, kurz, wer das Ding nur bei dem rechten Ende anzufaſſen weiß, der verdirbt in Paris mit keinem Gewerbe ſo leicht. Was der Limonadier bereitet und verkünſtelt, liebt der Franzöſe auch weit mehr, als den reinen und einfachen Saft der Traube. Bei dem Nordländer zechen die Männer, und die Weiber trinken kaum; aber mit dem Süden wird

es anders. Schon in Wien iſt die Mode allgemein, daß nach dem nachmittäglichen Kaffe auch dem jüngſten Mädchen ein Gläschen Likör gereicht wird; ſo geht es in Italien fort, und in Frankreich wird ſogleich zu jeder Taſſe ein Gläschen geſtellt, und gleich nach vollendetem Kaffe vollgeſchenkt, und die feinſte und jüngſte Dame erröthet nicht, ihr Schnäpschen zugzuſchicken. Man kann hier auch ſagen: Ländlich, ſittlich. Manche Limonadiers haben ein Billard bei ihrem Gewerbe, auch wohl eine Spielbude für Hazardſpieler; aber auch bei dem ehrlichſten Verkehr werden ſie reiche Leute.

Endlich noch von den Bierhäuſern. Ich hatte wegen des Reichthums und der Wohlfeilheit der Weine davon in Frankreich nichts erwartet. In Italien kannte man es an manchen Orten nicht viel beſſer, als etwa die Römer zu Tacitus Zeit es von den Teutſchen gelernt hatten; doch war in Florenz ſchon ein Haus mit der Ueberſchrift, daß dort Weitzenbier nach teutſcher Art gebraut und geſchenkt werde. In Südfrankreich aber fand ich herrliches Bier und viele Bierluſtige Trinker, wie in Nizza und in Lyon. In Paris indeſſen, dachte ich, würde es etwas zu Gemeines ſeyn, als daß ein rechtlicher Mann es ſich merken laſſen dürfe, daß er es die Kehle hinabbringen könne; aber auch hier fand ich das Bier in hohen Ehren. Freilich einige Kaffehäuſer ſind noch zu ariſtokratiſch und hochnäſig,

als daß ſie dem Biere zu ſich den Zutritt geſtatten ſollten; aber die meiſten Kaffehäuſer ſchenken doch zugleich Bier, und nachmittäglich und abendlich wird es ſehr viel getrunken. Das Bier iſt ſo in Ehren, daß man es in den beſten Kaffehäuſern und bei den erſten Reſtaurateurs im Palais royal während der Mahlzeit trinkt, und niemand ſich darüber wundert, da doch in einer guten Stadt Teutſchlands jeder den Hals lang machen würde, wenn jemand an einer Gaſttafel ſich für Wein Bier geben ließe. Es wird aus Weitzen gebraut, iſt meiſtens gut, nur nicht alt genug, und koſtet die Bouteille zwei bis drei Groſchen. Wenn man in Kaffehäuſern eine Bouteille fodert, ſo wird ſogleich ein Körbchen mit Kuchen und Weißbrod dazu hingeſetzt, wovon man dazu beißt, und nachher mit der Zeche zuſammen liquidirt. So hält Mancher ſeine Mittagstafel in einem Kaffehauſe, deſſen frohem Geſichte und nettem Rocke man es nicht anſieht, daß das Glück ihn zum Schmachtriemen verdammt hat. Was man aber im Vaterlande, wo gutes und ſtarkes Bier getrunken wird, ſo viel und häufig ſieht, nemlich die dicken Bäuche und Mondſcheinsangeſichter des Gerſtenſaftes, iſt hier was Seltenes, ſelbſt in den ſchlechten Löchern und Kneipen, die man eigentlich Bierſtuben nennen kann. In jeder Bierſtadt Teutſchlands finden ſich einige Prahler, die ſich vermeſſen und allenfalls durch eine

Probe erhärten, daß ſie in Einem Nachmittage 30 bis 40 Maaß Bier wegſtechen können, aber von ſolcher Prahlerei hält der Franzoſe nicht viel, noch von dem Phlegma, das ſich bei der Tonne und dem Kruge feſt machen läßt. — In dieſen Häuſern, wo man Bier ſchenkt, kann man auch Cyder bekommen, welches aber wenige Liebhaber findet, obgleich der alte Cyder dem engliſchen in Nichts nachſtehen ſoll. Es muß dem franzöſiſchen Magen doch ein zu ſchlafes Getränk ſeyn. Den beſten und meiſten Cyder bekömmt man aus der Normandie, und auch der ſchlechteſte wird für ſolchen verkauft. Die Brüder der Engländer, die Normannen, haben in ihren Sitten, wie in ihrer Lebensweiſe, ihrem Ackerbaue und Klima, manches mit dieſen gemein. Im Ackerbau, in Weiden, Viehzucht, Obſt, trefflichen Pferden, die beſten in ganz Frankreich, wetteifern ſie mit ihnen, ſo wie ſie eben ſo arm an Reben ſind, die der Cyder erſetzen muß.

Weil, wenn man ſich recht ſatt gegeſſen und getrunken hat, man ſich gern nach einer etwas bequemeren Equipage umſieht, als nach der natürlichen ſeiner zwei Füße, ſo dünkt es mich nicht ganz ungereimt, hier Einiges von dem Pariſer Fuhrwerk anzuhängen, welches die dicken Bäuche und Wakkelköpfe des Weins ſanft und ſchnell von einem Orte zum andern bringt. Von dem Glanze der eignen Equipagen, der Renner und Reitpferde läßt ſich jetzt ſo

viel nicht ſagen, als wohl vor zehn Jahren, weil die meiſten Reichen doch ſo klug, oder ſo furchtſam ſind, das Licht, das ſie am Fett des Landes angezündet, unter dem Scheffel zu halten. Dies wäre auch kein rechtes Pariſer Fuhrwerk, ſo wenig als die Remiſen, die ſich manche Fremde und Beamte halten. Das rechte Fuhrwerk iſt das gemeine, worauf jeder ein Recht hat, der es bezahlen kann, und dieſes gemeine und gewöhnliche Fuhrwerk ſind die Fiaker. Einige Demokraten in Paris gingen ſtark darauf aus, in den Straßen alles zu Fußgängern zu machen, und höchſtens den ſchnellgängigen Ariſtokratismus der Sänften zu dulden, aber es iſt doch noch zu keinem Geſetze gekommen, daß kein Pferdefuß ſich auf Koſten der Fußgänger im Kothe luſtig machen ſoll. Vormals war es freilich ſchlimm, wo der Stolz und Uebermuth der Großen, einander nicht den Schritt, ſelbſt der Pferdehufen nicht, zu laſſen, manchem armen Fußpöbel ins Gedränge, und oft zum Zerquetſchen ins Gedränge und unter die ſchnellen Räder brachte, aber von ſolchen Vorfällen hört man jetzt nichts mehr. Man ſollte alſo, da nur die Röcke und Strümpfe, und nicht mehr die Leiber und Beine bedroht werden, nicht ſo unduldend gegen diejenigen ſeyn, welche fahren können. Fiaker alſo ſind das gemeine und gemeinſte Fuhrwerk, und haben hier auch ihr urſprüngliches Vaterland, wie man behauptet. Sie

ſind

ſind indeſſen für jedermann ein anſtändiges Ding, und ſind es in den neueſten Zeiten noch mehr geworden, da manche Geſetzgeber mit der Maske der populären und patriotiſchen Armuth in einem ſolchen Fiaker über die herrliche Revolutionsbrücke rollen, und von der Wache ſich präſentiren laſſen, die nach einer Stunde vielleicht dieſelben Wagen beſteigt.

Von der Zahl dieſer Miethkutſcher kann ich nichts beſſeres ſagen, als daß ſie ſehr groß iſt, weil ich genau und rund ſie nie habe erfahren können. Die Kutſchen ſind meiſtens gut und bequem, die Pferde ſchlecht, aber doch ſchnell zu laufen gewöhnt, und was braucht man mehr? Die meiſten Kutſchen ſind vierſitzig, doch giebt es auch ſechs- und achtſitzige, die mehr den Dienſt der Zeiſelwagen in Süddeutſchland thun, und mit größeren Ladungen hin und her nach Verſailles, St. Germain, St. Cloud, und andern Orten des öffentlichen Vergnügens fahren. Dieſe Fiaker ſtehen nur im Glanze, keinesweges in Bequemlichkeit und Schnelligkeit, den eigenen Equipagen nach, und man kann jetzt mit einem ſolchen Geſpann vor des vornehmſten Mannes Thüre rollen, ohne daß es ſein Befremden erregte. Man kann von den Lenkern dieſer Zweigeſpanne ſagen, daß ſie ſind, wie alle Fuhrleute und Fährleute, wechſelsweiſe kriechend und geſchmeidig und derb und grob; doch haben ſie ein

Point d'Honneur, dasjenige zu leiſten, was ſie verſprochen haben, und im Stolze auf dieſes Wort halten ſagte mir einmal einer: „Mein Herr, bedingen Sie nicht ſo viel mit mir; wenn ich Ihnen verſpreche, Sie zum Hauſe des Teufels zu fahren, ſo werde ich Sie dahin fahren.“ So eine gewöhnliche Fahrt in der Stadt braucht man nicht zu bedingen, man bezahlt 30, zuweilen 40 Sols, es mag eine halbe Meile oder 500 Schritt weit ſeyn. Größere Touren in und außer der Stadt thut man wohl, genau zu bedingen, wenn man nachher nicht von unbilliger Willkühr abhängen will. Man hat keinen Schaden davon, zugleich mit demſelben Fiaker auch die Rückreiſe zu verdingen, wenn man nicht über drei, vier Stunden an einem Orte bleibt. Es kann ſich treffen, daß für eine Menge Menſchen, die von demſelben Orte nach Paris zurück wollen, nur wenige Fiaker übrig bleiben. Sie merken bald, wie es ſteht, und ſteigern und ſteigern, ſo daß man endlich, wenn man nicht zu Fuße gehen will und kann, oft das Doppelte geben muß von dem, was man gewöhnlich zahlt. Doch muß ich im Ganzen die Ehrlichkeit und Billigkeit der Pariſer Fiaker rühmen.

Auch die Sänften machen einen Theil des Pariſer Fuhrwerks aus. Wer aber eine lange Tour zu machen hat, und irgend das Fahren ertragen kann, befindet ſich bei dieſen langſamen auf vier

Menſchenſchultern bewegten Kaſten ſehr übel. Man findet dieſe Maſchinen ſelten bei Tage und in den lebhafteren Gaſſen, weil der Transport dort wegen des Menſchengewimmels und der Pferdefuhrwerke noch langſamer gehen würde. Die engeren und ſtilleren Gaſſen, die großen Plätze, die Abende ſind der Raum und die Zeit, worin ſich dieſe Schnekkenbewegerinnen von beiden umtummeln. In dieſen ſoll manches getragen werden, beſonders in abendlicher Zeit, was nachher ſehr behend und beweglich wird, wann es aus dem unbehülflichen Kaſten gekrochen iſt; deswegen nennt der Pariſer Witz die Sänften auch Liebesposten. Es iſt doch traurig, daß die ſchnelle und geflügelte Liebe, die es dem Blitz und Sonnenſtrahl an Geſchwindigkeit gleich thut, ſich einer ſo langſam fahrenden Poſt bedienen muß.

Vom kleinen Volke.

Man hat durch den Lauf der Revolution in manchen Ländern ſich von dem kleinen Volke in Paris ein ſo häßliches Bild gemacht, und trägt dies blutige Bild zum Theil noch ſo friſch in ſeinem Herzen herum, daß es ſich wohl der Mühe und Menſchlichkeit verlohnt, dieſem kleinen Volke von Paris hier gleich zum Anfange eine kleine Schutzrede zu halten. In der Regel ſind den meiſten Menſchen kleines Volk und Pöbel gleich bedeutende

Worte. Pöbel nennt man nun einmal alles, was keinen festen Besitz und keine Stimme in der politischen Gesellschaft hat, was heute noch nicht weiß, ob Zufall und Krankheit morgen nicht vielleicht den Hunger zu seinem Gesellen machen wird; kurz alles, was von der Industrie des Tages lebt, nicht viel für den andern Morgen sorgen muß und die größern Begebenheiten der Welt nicht machen, höchstens mit seiner Haut bezahlen und ein wenig darüber glossiren und lachen kann. Indessen, mit der Erlaubniß mancher hoher Häupter sei es gesagt, unter diesem sogenannten Pöbel beschämen Viele durch Thaten und Gesinnungen die, so hoch über ihnen stehen, und manche Männer, die mit an den Donnerkeilen der Herrschaft und Macht schmieden und sie halten und schleudern helfen. Manche infulirte, bestirnte und bewappente Männer gehören eigentlicher zum Pöbel. Obgleich die Meinung unsers Zeitalters was arm und elend und klein ist, auch für schlecht und immer zu Ausbrüchen des Lasters und Aufruhrs geneigt hält, ob gleich eine alte durch die Geschichte aller Zeiten und Völker laufende Lehre warnt, nicht das Regiment und die Lenkung der Dinge in die Hände der Kleinsten und Aermsten kommen zu lassen, wenn man nicht Verwirrung und Blutvergießen erleben will, so beweist dies doch nicht allein gegen den Pöbel, sondern gegen die Menschen überhaupt. Die Klei-

nen und Armen ſind es immer geweſen und werden es immer ſeyn, welche die Arme zum Todtſchlagen und Empören in Kriegen und Aufruhren hergeben müſſen, weil ſie bei weitem die größere Menſchenzahl in jedem Volke ſind. Sie erfechten ſo gut die opferreichſten Siege für ihr Vaterland, machen ſo gut Ströme ſchiffbar, Länder urbar, Häfen und Städte ſicher, als ſie die Fackel des Brandes und Mordes und der Bürgerzwietracht an das Herz des armen Vaterlandes halten. Sie ſind der gährende und brennbare Stoff, der ſeinen Geiſt und ſein Feuer aus fremden Händen empfängt und unaufhaltſam und zerſtörend aufkocht und auflodert, wenn dieſe einmal in ſie hineingeworfen ſind. Die guten und die böſen Geiſter ſtehen und lauern von ferne hinter ihren Wolken und ſehen das ſchöne, oder blutige Werk in den Händen dieſer Arbeiter, die ſelten mehr Schuld haben, als der Wahnwitzige, der es nicht durch eigne Verbrechen und Ausſchweifungen ward. Man kennt ſchon mehrere der hölliſchen Revolutionsgeiſter, die in den blutigen Jahren 1792 und 1793 in Paris ſpielten, man wird vielleicht noch mehrere aus dem Dunkel herausziehen, wann in dem Laufe der Jahre die Zunge ihr angebohrnes Recht wieder bekömmt, was ſie in den erſten Stürmen nie hat. Aber es war nicht bloß der Pöbel und das kleine Volk von Paris, das ſich von dieſen blutigen Dämonen verführen

und schrecken ließ. Aus allen Klassen mischten sich Menschen in diesen unreinen Strom, der bald mit Leichen blutig floß; aus allen Klassen erlaubten Menschen, die mit dem Kopfe und den Armen steuern helfen konnten und sollten, aus einer unbegreiflichen Sorglosigkeit und Feigheit einer Rotte von Böswichtern, ungestraft ihr entsetzliches Henkeramt fortzusetzen. Man weiß die Auftritte zu Versailles und in Paris, wobei die Fischweiber und ihr Anhang eine so große Rolle spielten, man weiß die Septembernächte und den zehnten August, ewig denkwürdige Tage der Anarchie und der Volkswuth. Aber war denn bei diesen Begebenheiten der Pariser Pöbel der einzige Handelnde? Traten nicht die Truppen, ja selbst die Garden des Königs zum Theil mit hinzu? Eiferten nicht wohlhabende und angesehene Bürger mit um die Ehre, für die Freiheit und Konstitution, wovon man noch solche hohe Hoffnungen nährte, selbst in diesem unedlen Kampfe ihr Blut zu vergießen? Rief nicht die antikönigliche Parthei, oder vielmehr einige schwarze Teufel dieser Parthei, die Föderirten aus dem Süden Frankreichs herbei, die Marseiller und Avignonet Bluthunde? und jagten diese nicht alle rechtliche und wohlmeinende Bürger sogleich von dem Schauplatze, die sich feige entwaffnen ließen, um ihre Köpfe dieser blutigen Rotte und ihren Guillotinen Preis zu geben, da sie durch vereinte

Kraft ſie gleich anfangs hätten erdrücken ſollen? Zu dieſen blutgierigen Beſtien und zu denen, die Paris ſchon hatte, geſellte ſich nun alles Böſe und Schlechte aus dem weiten Reiche und aus der großen Volksmenge von Paris, wo neben der größten Bildung auch die größte Verderbniß herrſchte. Dieſen ſchändlichen Auskehricht der Nation gewöhnte man ſich von nun an in und außer Frankreich den Pariſer Pöbel zu nennen, doch nur halblaut, denn dieſe hatten ja die Macht und kündigten ſich täglich mit der Poſaunenſtimme des Lebens und des Todes als das ſouveräne Volk von Frankreich an, auf welchem alle Herrlichkeit der Nation, und alles Glück der Welt ruhe. Die Schmach der Schandthaten und des böſen Gerüchts dieſer Zeit, das ganz Paris trifft, ſollte man alſo nicht auf das kleine Volk allein werfen. Die meiſten ſeiner Klaſſe litten und zitterten dabei eben nicht weniger, als die andern reichen und guten Bürger, und man ſollte alſo nicht Einem beilegen, was alle litten und ſündigten. Mancher ehrliche und fromme Mann — es iſt doch gut, daß es noch ſolche ſtille und fromme Menſchen giebt — in meinem Vaterlande und in andern Ländern ſtellt ſich noch ſo manches vor und meint ſo manches, was doch nicht grade ſo iſt. Er meint, die Nation müſſe auf ihren Geſichtern und in Mienen und Gebehrden das Blut und die Wuth mit ſtarken Malen

gezeichnet tragen, welche die gebildetste und aufgeklärteste Nation Europens einige Jahre geschändet haben. Er meint, täglich und stündlich müsse man hier einem Kopfabschneider, dort einem Blutsäufer und Herzenausreißer, hier einem Henker der Septembernächte, dort einem Priester der republikanischen Hochzeiten begegnen; aber er meint nur so im frommen Sinne, weil er das menschliche Schicksal nicht kennt, noch kennen will. In seine meisten Vergehungen und Verbrechen wird zur Ehre der Menschheit und zugleich zur Beurkundung ihrer Schwäche der Mensch durch die unbegreifliche Ate hineingerissen, von welcher die weisen Alten vieles zu sagen wußten, die aber nach ihrem schönen Zeitalter der Dichtung und menschlichen Entzifferung des großen Schicksals vergessen ist. Wir sind alle fehlerhaft und sündlich, aber gottlob! bei den meisten von uns ist es ein Fieberwahn, ein Rausch, der uns unvermeidlich und unentfliehbar zu ziehen scheint. Wir sind doch mehr Thoren und Wahnsinnige, als Böswichter und Schurken, die planmäßig und absichtlich das Böse einfädeln und weben. Man weiß, wie alles aus dem Menschen zu machen ist, wie er sich zu allem gewöhnen kann, wie er, ich mögte es behaupten, zuletzt einen Menschenkopf, wie einen Mohrkopf, abhauen kann, ohne eben etwas Schlimmes dabei zu denken. Nicht alle sind schuldig, die schlimme Dinge thun; wer sich

bewußt iſt, daß ſie ſchlimm ſind, und ſie doch thut, nur der iſt ein Böſewicht und nur deſſen Zunge muß das Böſe, womit er täglich Umgang pflegt, zeichnen. Man ſieht es wahrlich den jetzigen Pariſern, weder den ordentlichen Bürgern, noch den haus- und geldloſen nicht an, daß vor einigen Jahren auf allen Plätzen und Gaſſen Blut gefloſſen iſt, daß mancher von ihnen vielleicht das Blut mit vergießen geholfen hat. Alles iſt wieder in dem gewöhnlichen Tritt, wenn man einzelne Brauſeköpfe und Böſewichter ausnimmt, alles iſt wieder eben ſo leichtſinnig, oft eben ſo albern und ſpielend mit großen und kleinen Dingen, als es nur je vorher geweſen iſt; alles jagt wieder nach ſeinem Stückchen Brod, und wann es dieſes erjagt hat, nach einem kleinen Vergnügen auch für ſein Bedürfniß. Denn wie könnte ein Pariſer ohne ſeine tägliche Unterhaltung leben? Die Revolution hat vielleicht mehr Stille und Glanzloſigkeit in Paris gebracht, aber wahrlich keinen tückiſchen und trüben Anſtrich in den franzöſiſchen Karakter. Es ſind, wenn man will, uns Teutſchen noch dieſelben Kinder mit allen ihren kleinen ſchuldigen und unſchuldigen Spielen, noch dieſelben liebenswürdigen Affen, die ſie nur je geweſen ſind, und wir müſſen ihnen noch eben die langſamen, ſchwerfälligen und ſelbſt bei'm Spielen ernſthaften Thiere ſcheinen, die wir ihnen immer waren. Alſo weg mit allen ſchlim-

men und entehrenden Vorstellungen von den kleinen Leuten in Paris! Sie haben mit den großen zugleich gesündigt und verbrochen, auch unter ihnen sind Tiger und Ungeheuer gewesen; aber viel böses Blut mit vielem guten zugleich hat das Schwert der Brüder und der Fremden abgezapft, und anderes darf doch so ganz ungestraft nicht mehr aufsprudeln.

Es giebt unter dem kleinen Volke in Paris zwei sehr auszeichnend von einander unterschiedene Klassen, eine gröbere und eine feinere, von denen die letzte zugleich diejenigen in sich schließt, die man mit Recht Pöbel nennt. In jeder Sprache ist es durch eine heilige Uebereinkunft sanktirt, nur diejenigen Menschen Pöbel zu nennen, die keinen bestimmten und nützlichen Erwerb haben und treiben, die von losen Künsten der Verführung, der Gaukelei, und des Betrugs leben, die mit einer unverschämten Armuth und Faulheit prahlen, welcher ein bischen Industrie doch die ersten Bedürfniss: des Lebens zu verschaffen weiß; die Tagelöhner, Knechte und Arbeitsleute hingegen, welche leider in den meisten Ländern das Schicksal haben, die ärmsten zu seyn, würde jeder sich schämen, Pöbel zu nennen, da sie unstreitig die nützlichsten und verdientesten Glieder des Staats sind; deswegen giebt es auch in kleinen Städten und auf dem Lande keinen Pöbel. Solche Menschen des Landes

und der kleinen Städte giebt es ſelbſt in den Ringmauern von Paris; der eigentliche Pöbel mit einer Menge nützlicher Leute der unterſten Klaſſe hält ſich nur im Mittelpunkte des Gewimmels und der Verderbtheit auf. In Paſſi und Chaillot, in den Vorſtädten Montmartre, St. Anton, St. Marcel ꝛc. wohnen viele Tauſende, die nach der Stadt Paris nur in Geſchäften und an Feſttagen einmal eine Reiſe machen, in ihrem täglichen Leben ihr aber gar nicht anzugehören ſcheinen. Alle dieſe Gegenden waren auch vormals Dörfer, die nur allmälig mit dem wachſenden Koloß zuſammengewachſen und endlich, unter Calonnes Miniſterium durch Eine gemeinſchaftliche Mauer aufs engſte mit ihm verbunden ſind. In dieſen dörflichen Außengegenden der Stadt geht alles ſtiller und ländlicher her. Hier ißt man noch um zwölf Uhr zu Mittag und um ſieben, acht Uhr zu Abend; hier ſingen noch fromme Stimmen den Abendſegen und ein frommes Schlaflied, wenn dort alle Theater und Kaffehäuſer und Hallen vom wilden und taumelvollen Gebrauſe und Geſauſe der Freude hallen und klingen; hier thun ſich ſchon die Lichter aus, wenn ſie dort erſt angezündet werden; hier wird mit der Sonne ſchon manche Hausthüre und manche Werkſtätte geöffnet, wenn dort viele Tauſende ſich kaum zum erſten Schlaf nach einer durchſchwärmten und durchtobten Nacht niederlegen; hier geht noch

manches vierzehnjährige Mädchen in Unschuld, das in dem schnelleren Umlauf der Menschentreibenden Maschine schon aufgerieben seyn und vielleicht hieher ins Hospital St. Ludwig und der Kapuziner geliefert worden seyn würde. Hier findet man nach Art der Wiener Vorstädte innerhalb der Linien ganze mit Getreide besäete Felder, große Kohl- Blumen- und Krautpflanzungen, geräumige Baumgärten und Klostergärten, deren alte Bewohner aus den entheiligten und trauernden Mauern ausgewandert sind, die jetzt öde mit zerschlagenen Fenstern da stehen und Käuze und Fledermäuse in die leeren Zellen lassen. Hier wohnen eine Menge Ackerleute, Gärtner, Tagelöhner und Fabrikanten und Manufakturisten, deren Werkstätten an diesen wohlfeileren und weniger bedrängten Stellen angelegt sind. Die Krämer, Höcker, Gastwirthe und Handwerker, die sich hier gesetzt haben, stehen alle viele Stuffen tiefer, als die in dem rechten Paris, obgleich sie herrliche Aufschriften und Aushängeschilde mit allen Franzosen gemein haben. Es ist ein angenehmer Kontrast, wenn man so von den Thuilerien nach dem Montmartre versetzt wird. Da kommen stille und fleißige Menschen abendlich von den Feldern, aus den Gärten und Werkstätten zu Hause, grüßen die bekannten Nachbaren und sprechen mit ihnen beim Vorübergehen, lassen sich von einem vorüberfahrenden und stillhaltenden Städter als

eine neue Mähr erzählen, was vor drei, vier Tagen auf dem Pont neuf und um das Palais Egalité vorfiel und Paris schon längst vergessen hat, gehen in ein Bierhaus und lesen bei einem Gläschen andächtig ein Zeitungsblatt, das zwei Tage alt ist, und schwatzen nun endlich nach heißer Tagesarbeit auch ein Wörtchen über die Angelegenheiten der Nation, die keinem so nahe angehen, als diese Bürger, deren Kinder durch keine goldne Gaben und hochansehnliche Vettern der Konskription entgehen konnten. Nur an Feiertagen ist hier Lärm und Freude. Viele freilich wandern dann von hier aus, um einmal das Leben auf den Boulevards, den eliseischen Feldern, um die Seine und Thuilerien zu genießen. Dagegen kommen aus dem Mittelpunkte der Stadt in Fiakern und zu Fuße desto mehrere zu einigen Gärten und Wirthshäusern dieser Gegenden, um, wie sie sagen, der Landluft und des Landlebens einmal froh zu werden. Da läßt sich der wohlansehnliche pariser Bürger einmal herab, in einer sogenannten Dorfschenke einmal sein Mittagsmal einzunehmen und einem bäurischen Balle huldreich beizuwohnen. Er fühlt sich drei Köpfe höher und neun Köpfe klüger, als diese guten Leute, die seinen neuesten Lügen vom Palais royal, seinen Theateranekdoten, seinen witzigen Einfällen über die Regierung mit Erstaunen horchen, seine Titusköpfige theure Hälfte verwundernd ansehen

und die Schnellfüßigkeit ſeines eilfjährigen Söhnleins bei'm Tanzen rühmen. Die zum Theil recht netten, aber faſt ländlichen Gärten ſind dann offen. Man ſpaziert, man jagt ſich herum', ſpielt Kugel- und Kegelſpiel und ſo läuft der fröhliche Tag aus. — Doch die guten Leute dieſer Außenſeiten der Stadt gehören eigentlich nicht zu dem kleinen Volke, von welchem ich hier ſchreiben will, zu dem kleinen Volke von Paris, welches mit der ganzen Lebensweiſe und Tagesweiſe der reichern Welt aufs engſte verbunden iſt, von dieſer reicheren Welt lebt und durch mancherlei Annäherungen und Verſchmelzungen ſehr genau mit ihr verbunden iſt. Es ſind meiſtens ganz andre Menſchen, Landleute und Kleinſtädter, die nur geographiſch und politiſch zu Paris gehören, und denen man es nur an einzelnen verſteckteren Zügen ablauſchen kann, daß ſie einen entfernten Zuſammenhang mit dem größeren Lebensſtrudel der großen Stadt haben.

Ich wende mich alſo zum kleinen Volke des Mittelpunktes von Paris, den ich mehrmals oben ſchon beſtimmt habe, und ſage davon noch einige Worte. Manches iſt auch von dieſem unterſten Völkchen bei Gelegenheit ſchon geſagt und wird unten noch geſagt werden. Man erwarte hier alſo keine ermüdende Vollſtändigkeit, die Wiederhohlungen veranlaſſen und mich zwingen würde, Manches, das in einem paſſenden Gemählde ganz

ſchicklich auf ſeinem Platze ſteht, etwas unbequem hieher zu zerren und lebenlos und todt ohne die Licht und Schatten gebenden Umgebungen hinzuſtellen. Der Geiſt der Vollſtändigkeit und Ordnung, der unſrer Nation rühmlich eigen iſt, wird oft ein Fehler, wo es nicht auf ein trockenes Syſtem und eine Reihenfolge mehrerer in einander greifender Glieder ankömmt. Man kann uns noch immer das Nicht-zu-viel hinmahlen, weil wir oft vor lauter Vollſtändigkeit nie den Faden abzureißen und das Gewebe zu ſchließen verſtehen.

Auch in der Region des rechten leibhaftigen Paris, worin ich mich jetzt befinde, giebt es unter dieſer Klaſſe erſtaunliche Stuffen der Beſchäftigungen und Erwerbzweige und der daher entſpringenden Bildung und Darſtellung. Ein Trödler, ein Hundearzt, ein Schieber des beweglichen Hauſes der Göttin Kloacina hat natürlich einen weit feineren Ton, als der Waſſerträger und der, den der Engländer Goldfinder nennt und der ſein ſchmuziges Gewerbe nur bei Nacht treiben kann. Der niedrige Gauner und Gaukler und Bänkeprophet iſt natürlich in dieſer alles abſchleifenden und wegſchleifenden Stadt viel glatter und ſchlüpfriger, als der Fiaker, der ſeine Pferde ſtriegeln, und als der Kärrner, der immer um ſich ſtoßen und aus dem Wege! ſchreien muß. Man weiß, wie vieles brodloſes und faules und ausgeſtreiftes

und ausgekehrtes Gesindel in so einem schrecklichen und scheußlichen Menschenkloak zusammenstieht, als Paris ist; man weiß, wie es selbst der besten und wachsamsten Polizei unmöglich ist, eine Stadt, wo beinahe eine Million Menschen sich zusammen bewegt, von solchem heillosen Gesindel zu reinigen. Alles dieses Gesindel geht so frei mit unter dem großen Haufen, es hat keinen Willen, zu arbeiten, und doch das Bedürfniß, zu leben; es muß also auf Mittel sinnen, wie es seine Blöße decken, ein Obdach gewinnen und essen und trinken mag, wenn es auch die größte Mäßigkeit gelernt hat. Man kann von dieser kleinen Menschenordnung wenigstens ein Drittheil rechnen, die des Morgens bei'm Erwachen keinen Pfennig in der Tasche haben, noch wissen, woher sie den Tag einen nehmen sollen, und ihr himmlischer Vater ernähret sie doch. Ich rede hier nicht von den Spitzbuben und Gaunern, die oft lange mit leeren Taschen und noch leererem Magen auf die Gelegenheit lauern müssen, die nicht alle Tage kömmt; nicht von den Glücksrittern vom Blumenfelde, die von einem Tage zum andern durch ihre goldnen Hoffnungen sich äffen lassen, und, ohne eben Spitzbuben zu seyn, durch ihr ephemerisches und zum Spielwerk Anderer herabgewürdigtes Leben gerade keine viel bessere Miene machen, als jene: nein, ich spreche von solchen, die freilich nicht arbeiten mögen, daß

es

es Schultern und Beine müde macht, die aber durch kleine Dienste und Geschicklichkeiten doch ehrlich ihr leichtes Leben hinzubringen suchen. Es stellt sich z. B. einer an der Straßenecke eines berühmten Platzes oder an einem Durchgange bloß mit seinen zwei Füßen und Augen hin und thut, als thue er dort weiter nichts, als so da zu stehen. Aber er ist bei seiner scheinbaren Gleichmüthigkeit wie ein Falke, der seinen Raub nicht aus den Augen läßt, auch wenn er bloß auf den Wolken zu spielen scheint. Kaum wird er jemand gewahr, der durch seine fremde Miene, oder Kleidung, durch ein Paar große umherguckende Augen, durch öfteres Stillstehen und Lesen der Aufschriften der Straßenecken einen Fremden, oder Ausländer verräth, so macht er sich artig an ihn; und ist jener nicht schon gegen solche freundschaftliche Angriffe durch Erfahrung bewährt, so müßte es sonderbar zugehen, wenn dieser Aufpasser ihm in der Nähe nicht irgend eine Raritât zu zeigen, ihm etwas nachzuweisen, zu erzählen und vorzulügen wüßte, wofür man doch wenigstens so einen artigen Begleiter, der schon verräth, wo ihn der Schuh drückt, einen halben, oder ganzen Franken bezahlen muß. Ein Andrer, (oder eine Andre) wählt sich gleichfalls einen frequenten Ort und stellt sich, als verkaufe er seidne Strümpfe, Fächer und dergl., worin aber sein kleinstes Gewerbe besteht. Kaum erblickt er

einen Vorübergehenden mit einem Löchlein im Strumpfe, kaum ein Bändchen, kaum ein Band, oder eine Fristung am Kleide los ist, so fährt er mit höflichen Verbeugungen an das kranke Bein und Kleid und näht und steckt es schnell zurechte, kaum wird er eines Flecks am Strumpfe, einer Kalk- oder Puderstelle am Aermel gewahr, so ist er mit einem Fleckkügelchen und einer Bürste bei der Hand, und reibt und bürstet so mitleidig und mit solchen Schmeicheleien der schönen, durch solchen Mangel entstellten Person, welche er unter Händen hat, daß man ihm allein für seine süßen Worte schon etwas geben muß. Hier stehen einige Träger, ihre Instrumente auf dem Nacken, dort halten einige Schiebkarren geduldig auf ihrem Posten und erwarten, daß jemand sie in Thätigkeit setze. Hier hat einer seinen Schemel mit dem Wachsfläschchen und den Bürsten hingepflanzt und ruft die bestäubten Schuhe und Stiefeln an, dort steht ein Katzenverschneider aus, der auf buntem Papier ein kleines Gemählde der Operation zeigt. Kurz die Summe der kleinen Geschäfte und Fertigkeiten ist unzählig, wodurch diese Art Menschen sich ihr spärliches Brod verdienen. Ich werde bei der Schilderung des Lebens und Treibens auf den Boulevards mehr davon zu sprechen Gelegenheit haben.

In dem Besitze der feineren und zierlichern Geschäfte, die dieser Menschenklasse anheim zu

fallen pflegen, ſind in der Regel eingebohrne Franzoſen; andere Verrichtungen und Arbeiten, die etwas einträglicher, aber viel gemeiner und ſchmutziger und ſtinkender ſind, haben Ausländer an ſich geriſſen. Die Gebirgvölker ſcheinen mit der Bergmaus die Luſt des Wanderns gemein zu haben, oder vielmehr zwingt ſie oft die Noth und Armuth ihrer Heimath, einen Theil ihrer Jugendjahre, oder auch die ſchönere Hälfte des Jahres, wo die Tage lang ſind, draußen bei Fremden zuzubringen und nachher das Erworbene im Schooße ihrer Familie zu verzehren. Es ſind alſo vorzüglich Berghewohner ſowohl aus Teutſchland und Italien, als aus Frankreich ſelbſt, welche in der Hauptſtadt ihr Heil verſuchen. Es iſt wunderbar, wie der Menſch ſich bei einem feſten Vorſatze, bei einem unverrückten Hinblick auf ein gewiß zu erreichendes Ziel halten kann. Dieſe ehrlichen und fleißigen und ſparſamen Menſchen, die in der Entfernung eine kleine eigne Hütte, ein liebes Weib und liebe Kinder ſehen, arbeiten dafür mit dem unabläßigſten Fleiße und der ſeltenſten Anſtrengung fünf, zehn, ja funfzehn Jahre, leben eingezogen und ſparſam, verſagen ſich alle Vergnügungen, die irgend etwas koſten, oder von dieſem Ziele abziehen, und bleiben unter dem verworfenſten und liederlichſten Geſindel, unter den Beiſpielen der Schande und Verruchtheit, mit welchen ſie täglich umgeben ſind,

oft Jahre lang rein und unſchuldig, immer die fröhliche Zeit berechnend, wo ſie mit den kleinen erſparten Habe wieder die vaterländiſchen Berge und Thäler ſehen werden. Auch ſelbſt ihr Aeußeres behaupten dieſe eingewanderten Zugvögel meiſtentheils, und man kann ſie nicht bloß an ihrem Dialekt von den eingebohrnen Pariſern ihrer Kaſte unterſcheiden. Vorzüglich wandern viele Savoyarden, Graubündtner, Bergſchweitzer, Lothringer, Mümpelgarder, Auvergner ꝛc. ein, die ſich in manche der ſchwereren Geſchäfte theilen; doch haben manche von ihnen auch leichten und windigen Erwerb, wie es auch wohl nicht anders ſeyn kann. Feuer und Waſſer, Kloake, Laternen, Pumpen, Botſchaften gehören dieſen Fremden meiſtens ſo an, daß ſie ein Monopol darüber ſich zu erringen gewußt haben und nicht leicht einen Eingebohrnen unter ſich recht aufkommen laſſen. Manche dieſer Zweige ſind ſo wichtig und einträglich, daß ſie mehr als einmal die Unzufriedenheit und das Murren über die Bürger von Paris veranlaßt haben, daß dieſe gleichgültig in den Händen der Fremden ſehen, wovon ein Theil der eigenen Kinder der Stadt leben könnte. Es ſcheint unter dieſen verſchiedenen Landsmannſchaften gleichſam eine Uebereinkunft Statt zu finden, einander nicht ins Handwerk zu greifen, und jede beobachtet die Gränzlinien, welche die Gewohnheit und Verjährung nun

einmal gezogen haben. Dies bleibt nicht bloß bei dem ganzen Haufen stehen, sondern breitet sich selbst auf jeden Einzelnen aus. Jeder weiß das Posto, das er einmal eingenommen hat, und den Zirkel, innerhalb welchem er zaubern kann; und wehe ihm, wenn er einmal weiter geht! Sollten auch Tage hingehen, wo ihm keine Kunde zuläuft und kein Sol in die Tasche fällt, sollte er auch mit blöden Augen ansehen müssen, wie sein nächster Nachbar den ganzen Tag schiert und bürstet und verkauft, er mukset und weicht nicht von seinem Posten, lockt nicht und schreit nicht eher an, als bis das Wild in sein Gehäge hinein streift: ein Point d'Honneur des Lumpengesindels, das im schönsten Zusammenhange mit dem Karakter und der Denkungsart der Nation steht, und das, wo es ist, selbst dem Bettler noch etwas Menschliches läßt.

Unter diesen Menschen beschäftigen die Pumpen ihre Säuberung und Reparatur, das Aufgraben der Gassen und das Reinigen und Legen der Wasserröhren und Kanäle, eine große Menge, zumal da sie im Besitz sind, fast alle Häuser täglich mit dem nöthigen Wasser zu versorgen. Weil aber zu solchen Arbeiten breite Oswaldshände und starke Schultern gehören, und sie nicht jedes leichten Springers und hüpfenden Faullenzers Sache sind, auch Mancher seine feinen Hände und tanzgelehrten Füßchen zu verderben fürchtet, so sind die vierschrötigsten und rüstig-

ſten Leiber in ihrem einträglichen Beſitz. Die meiſten ſind Auvergner, auch manche Lothringer und Schweitzer, und man kennt ſie nur unter dem gemeinſchaftlichen Namen Waſſerträger. Wenn man bedenkt, daß ſie auf ihren Schultern den meiſten Häuſern der Stadt ihr Waſſer zutragen, ſo ſchließt man leicht auf ihre Zahl, und auf die Derbheit ihrer Leiber; denn ein ſchwacher Rükken würde ſich unter den großen Eimern und den langen Stangen bald beugen. Dieſe Gattung iſt in dem Rufe, plump und grob zu ſeyn, und keinem leicht aus dem Wege zu gehen. Sie ſind nun einmal gezwungen, bei dem Waſſertragen nicht viel auszuweichen, und Manchen mit den Bäumen etwas unſanft von ſich abzuſchieben, und der Umgang mit dem naſſen Elemente hat es überall an ſich, die Leute etwas mürriſch und ungefällig zu machen. Aber bei dieſem Rufe, der ihnen kein Unrecht thun mag, haben ſie noch den, treue und ehrliche Bürger zu ſeyn. Sie haben den Geiſt unter ſich, jedes räudige Schaaf, das ſich eine unehrliche Handlung zu Schulden kommen läßt, ſogleich unter ſich abzuſtrafen, und auf immer aus ihrer Gemeinſchaft auszuſchließen. Auch vertraut man ſo einem Waſſerträger ſein Haus und ſein Habe und Gut zu bewachen an, und es iſt faſt beiſpiellos, daß er je ſolches Vertrauen misbrauchte. Man rühmt es auch allgemein, daß dieſe fleißigen und nüzlichen

Menſchen bei den wüthenden Stürmen der Revolution keine Rolle geſpielt, ſondern meiſtens ſtill zugeſehen haben. Sollte der Umgang mit dem Waſſer wirklich ſo viel Abkühlendes haben? oder läßt eine beſtändige Arbeitſamkeit den Menſchen weniger leicht aus dem gewöhnlichen Gleiſe ſchweifen?

Das Pariſer Waſſer iſt während des Sommers ſchlecht, und im Winter und Frühlinge kaum mittelmäßig. Die alſo rechte Waſſertrinker ſind, laſſen es ſich aus einzelnen Brunnen der höher liegenden Vorſtädte, und aus dem berühmten Brunnen von Paſſi bringen, um welchen ganz nette Bäder mit einem hübſchen Garten angelegt ſind, die aber wenig beſucht werden. Indeſſen macht auch das Verkaufen und Umtragen des Trinkwaſſers auf den Straßen für einen ganzen Haufen Menſchen keinen unbedeutenden Nahrungszweig aus. Wo eine Menge Volks verſammelt iſt, auf den Boulevards, dem Revolutionsplatze, bei öffentlichen Feſten, laufen Hunderte mit dem Ausruf: Venés! Qui veut boire? herum, und Mancher läßt ſich ein Glas lauwarmen und umgeſchütteten Waſſers von ſchmierigen Händen einſchenken. Gewöhnlich ſind es alte, ſchwächliche und gebrechliche Männer und Weiber, die dieſen nicht uneinträglichen Handel treiben, mit einer Waare, die ihnen nichts koſtet, als das Hohlen, einige Rückenſchmerzen, und einen etwas früher abgeſchabten Rock. Das Gefäß, worin ſie es tra-

gen, iſt aus verzinntem Blech verfertigt, meiſtens in Cylinderform, zuweilen etwas viereckigt; es hat in der Regel an drei und drittehalb Fuß Länge, bei einer Breite von ſechs bis acht Zoll, und hängt auf dem Rücken, wie ein blinkender und oben verſchloſſener Köcher. Unten geht aus dieſem Köcher, deſſen lauer und ſchlaffer Inhalt nie Liebesgluthen entzünden wird, oft ein kleinerer Cylinder einige Zoll lang, woran eine Schraube oder ein Hahn zum Zapfen befeſtigt iſt. Sobald einer dem Schreier ſtillſteht, dreht er auf, füllt ſein Glas, das er aus einer lumpigen Taſche hohlt, und empfängt dafür ſeinen Centime, (ein Fünftel von einem Sol;) halben und ganzen Sol, je nachdem die durſtigen Kunden bezahlen. Mir iſt dieſe Art, ſich einſchenken zu laſſen, immer ſo ekelhaft geweſen, daß ich nicht begreife, wie man ſich nicht lieber zu Tantalus Pein hinandürſtet, als ſolches Waſſer aus ſolchem Faſſe und ſolchen Händen ſich einſchenken zu laſſen. Wenn die Hitze des Tages und Jahres am größten iſt, giebt es die meiſten Trinker. Nun denke man ſich den halbausgeſchenkten Köcher auf dem Rücken, den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, die das Metall halb glühend machen; dieſes lauwarme Waſſer drinnen, das nie die erquickende Kühle eines Quellenwaſſers gehabt hat, ſo in dem heißen Köcher umgeſchüttelt und zum Schäumen gebracht, und das die verſchmachteten Lippen hinabgegoſſen.

Dieſe unkriegeriſchen Köcherträger haben bei allem dem noch manche Künſte, ſich Abſatz zu verſchaffen. Sie rufen laut aus, daß ſie dieſe und jene kühlende Eſſenz in ihrem Waſſer aufgelöſt, daß ſie das und jenes hineingegoſſen haben, ihm einen lieblichen Geſchmack zu geben, daß ſie es mit eigenen Händen als veritablen Nektar der Nymphen aus dem Geſundbrunnen zu Paſſi aufgefüllt haben, und was der Worte mehr ſind. Es hilft doch, denn die Leute drängen ſich oft um dieſen abſcheulichen Trank.

Aber nicht bloß in Köchern und Cylindern wird auf allen Märkten und Gaſſen Waſſer feil geboten. Auch unter Zelten und hinter Niſchen ſtehen alte Weiber, die Weißbrod, Kuchen und Früchte verkaufen, damit aus. Ich glaubte anfangs, die Menge gefüllter Gläſer und Flaſchen auf den Tiſchen enthielten Branntweine und Liköre, und ließ das noch als ein gutes Mittel gegen den Sonnen- und Magenſtich gelten; aber bald riß mich die Erfahrung aus meinem Irrthum. Es waren nemlich auf den Tiſchen alle möglichen Farben in den Flaſchen, roth, blau, gelb, und ich dachte, dies ſei ein Zuguß, womit die Liköre abgezogen ſeyen, wie z. B. Kirſchen, Pflaumen, Pomeranzen. Aber es iſt nichts, als gefärbtes Waſſer, worin ſie ein wenig Süßholz, Safran und einigen Himbeer- und Johannisbeerenſaft zerlaſſen, ohne

daß das Waſſer davon einen anziehendern und lieblicheren Geſchmack bekäme. Unter dem Tiſche ſtehen gewöhnlich ein Paar volle Eimer, woraus die Flaſchen gefüllt und alsdann neu gefärbt werden. Zu dieſem Färben zwingt ſie wohl nicht ſo wohl der Geſchmack der Pariſer, als die Nothwendigkeit, die trübe und ſchmutzige Farbe des Seinewaſſers den Augen ein wenig zu verbergen.

Auch zu den Laternen und deren Beſorgung iſt eine eigne Klaſſe von Menſchen beſtimmt, und auch dieſes ſchmutzige Geſchäft iſt größtentheils in den Händen der Ausländer, die ich oben genannt habe. Wer kennt nicht die berühmten Laternenpfähle mit ihren galgenartigen Armen, woran die Lampen gehängt werden? Doch iſt in manchen Gaſſen die Mode, daß an höheren Pfählen Stricke befeſtigt ſind, die von einem Pfahle zum andern queer über die Gaſſen laufen, und in der Mitte der Gaſſe das Lämpchen in der Luft tragen.

Eine eigne Art ſind die unzählige Menge Savoyarden, die ſich hier aufhalten, mehrere Jahre ein unanſehnliches und unſcheinbares Gewerbe treiben, und doch ſelten ganz leer und nackt wieder in die arme Heimath zurückgehen. Jetzt, da ganz Savoyen mit zur franzöſiſchen Republik geſchlagen iſt, haben ſie hier noch mehr Recht, als ächte Bürger des Landes, wie vormals. So ſehr ſie durch ihr treues und gefälliges Betragen ſich die Liebe der

beſſern Bürger zu erwerben wiſſen, ſo verhaßt ſind ſie meiſtens den Pariſern, die mit ihnen auf derſelben Schnur ſtehen. Dieſe nennen ſie nur Juden, weil ſie gegen ihre Arbeitſamkeit, Induſtrie und Sparſamkeit nicht aufkommen können. Man glaubt auch gar nicht, wie viele Wege ſich dieſe zum Gelde der Reicheren zu öffnen, und wie ſie aus Nichts Etwas zu machen wiſſen, die ſchwerſte Kunſt, wie die gewöhnlichſte des menſchlichen Lebens, von dem Bettler unten, bis zum Thronenbeſitzer oben hinauf gezählt. Die Väter, die hier vormals ihre Laufbahn nicht unglücklich gemacht haben, ſenden im vierzehnten und funfzehnten Jahre von den kahlen Bergen ihre Söhne hieher, die oft zuerſt mit einem Leyerkaſten und einem Murmelthiere auf den Schauplatz treten. Zu allem brauchbar, laſſen ſich die Savoyarden zu allem brauchen, und wiſſen dabei doch klug genug den Charakter der Ehrlichkeit und Treue zu bewahren. Mit unbedeutenden Geſchäften, mit kleinen Dienſten und Geſchicklichkeiten, ohne ein ordentliches Gewerbe und Handwerk zu treiben, wiſſen ſie ihr kleines tägliches Brod zu erjagen. Der eine bürſtet es von den Schuhen anderer Leute, der andre ſpielt es mit Murmelthieren, Hunden und Haſen aus ihrer Taſche, der dritte erſpionirt, der vierte erläuft es ſich als Bote. Beiläufig geſagt, dieſes Amt der Unterhändler und Boten ſoll ſehr in ih-

ren Händen ſeyn, und man weiß wohl, daß es den nährt, der es treu und klug zu treiben verſteht. Sie haben, weil die Dieberei unter ihnen ſehr ſelten iſt, und weil ſie immer Kleinigkeiten herumzutragen und zu verſchachern haben, in alle Häuſer einen ungehinderten Eintritt, und können gefährliche Botſchaften ohne allen Verdacht mit der größten Leichtigkeit herumtragen. Wer alſo etwas ausſpioniren und wiſſen will, der trägt es einem Savoyarden auf, und bringt es ſicher heraus und erfährt es, wenn es irgend ausſpionirbar und erfahrbar iſt. Wer kleine Liebesangelegenheiten auf den Händen, und ein flüſterndes Wörtchen und dieſes Liebesbriefchen an jemand zu beſtellen hat, der übergebe es den Ohren und Händen eines Savoyardenbuben, und wenn alle Thore und Thüren Thürme der Danae und alle Augen und Ohren Argusiſche Wächter und Spionen ſind, er ſprengt und betrügt ſie. Das wichtigſte und größte Geheimniß, die verwickeltſte Geſchichte iſt bei dieſen Menſchen gut aufgehoben, und was ſie etwa einmal in der That nicht wirklich machen können, das verderben ſie doch nie durch Indiskretion und Untreue. Und bei allen dieſen Geſchäften von ſo mancherlei Art, und zum Theil mit ſo niedrigen Dingen umgehend, werden ſie ſelten zu Helfershelfern von eigentlichen Schurken, zu Kupplern, Anlockern für Spieler ꝛc. erniedrigt.

Der eingebohrne Pariſer iſt eitel, und bei aller Mäßigkeit in den kleinen Flittern und Verzierungen des Lebens üppig und verſchwenderiſch, ſo daß gewöhnlich heute zerrinnt, was er heute gewinnt; er lebt luſtig und gut, wenn er was Gutes verdient hat, putzt ſich, macht einen Spaziergang, einen Tanz in einer Schenke oder einem Garten; aber die meiſten Fremden dieſer unterſten Ordnung leben unglaublich ſparſam und genügſam. Wenn ſie nur zu ebener Erde, oder in einem Keller ein Loch haben, wo ſie einkriechen und die müden Glieder durch Schlaf erquicken und unter Obdach bringen können, ſo ſind ſie ſich zufrieden. Was haben ſie auch viel unter dem Dache zu thun, da ihre meiſte Arbeit im Freien iſt? Ja viele von ihnen leben ein rechtes Leben der neapolitaniſchen Lazaroni, obgleich kein ſo faules. Die nemlich nur den Sommer hier zu bleiben, und mit der ſchlimmen Jahrszeit wieder heimzugehen denken, ſehen ſich zum Theil nicht einmal nach einer Schlafſtelle um, oder andre, die auch hier bleiben, erſparen doch im Sommer die Miethe. Da das Omnia mea mecum porto von ihrem Kittel und ihren wenigen Sols gilt, ſo wird jede Halle, jede Bank, jeder Eckſtein, hinter welchem ſie vor den Wagenrädern geborgen ſind, ihnen ein ſicheres Bette. Wie viele habe ich oft nach Mitternacht ſo ruhig und warm ſchlafen gefunden, und oft beneidet! Keine Sorge

des Geizhalses macht ihren steinernen Pfühl ihnen hart, kein rasselnder Wagen schreckt die Müden auf, keine Wohllust peinigt sie mit lüsternen Träumen; die Mäßigen, deren Wünsche selten zu Wasser werden, haben selbst die Zeit noch hinter Jahre hinausgesetzt, wo sie lieben, und auf einem weicheren Lager in den Armen eines Weibes entschlafen dürfen. Leicht und wohlfeil, wie ihr Schlaf, ist auch ihre tägliche Speise. Eine Fleischsuppe, ein Stück Braten um einige Sols finden sie zu der Hauptmahlzeit bei jedem Garkoch, und essen brav Brod, Kraut und Grün dazu, und trinken schlechten Wein und wohlfeiles Bier. Leichter wird Frühstück und Abendbrod abgemacht. Wenn es hoch kömmt, so gehen sie in einen Keller und essen ein Butterbrod und eine Wurst, oder Käse und Brod, und trinken ein Schlückchen dazu; oder sie essen zu dem Wein und Wasser, den sie in einer Flasche mit sich herumtragen, Brod mit Salat und Zwiebeln und Knoblauch und Gurken, die sie entweder in das Brod einreiben, und so als Leckerbissen verzehren, oder mit einigen Körnern Salz bestreut, dazu essen. Dabei sind sie zufrieden und frohes Muthes, und singen bei ihrem Knoblauchbrod und ihrem gewässerten Wein lustiger, als der Teutsche, wenn er Magen und Gehirn mit fetten Bissen und gutem Wein und Bier gefüllt hat.

Nicht beſſer und fetter leben diejenigen dieſer Klaſſe, die gerade in Paris nicht reich werden, ſondern, wie die Reichſten, der Jugend genießen und ſich freuen wollen. Um die kleinen Vergnügungen, welche ſie mit Recht für den Hauptzweck des kurzen Lebens halten, beſtreiten zu können, müſſen ſie oft noch mehr darben, und der Kehle und dem Magen mehr verſagen, als diejenigen, die ihr Facit darauf gemacht haben, einmal mit einem Kapitälchen aus Paris zu ziehen. Sie wollen gegen ſechs Uhr Abends, wo der Schmutz und Staub der Arbeit abgeſchüttelt wird, und die Inſtrumente ihres Gewerbes bei Seite gelegt werden, mit der beſſeren Welt doch in einer etwas glatteren Haut erſcheinen. Da muß ein netterer Rock angezogen werden, die Füße, die mit einem Feinsliebchen noch zu irgend einem Gelage und Balle wollen, müſſen ein Paar ſeidene und baumwollene Strümpfe und Schuhe mit blitzenden Schnallen bekleiden, das Haar muß gekämmt und gepudert, ein bischen Pomade und wohlriechendes Oel muß eingeſtrichen und aufgeſprützt werden, um jede Spur des ſchwitzigen und unreinen Tages zu verwiſchen. Iſt es Dekadi, oder ein anderer Feiertag, ſo muß man eine Promenade nach Près St. Gervais, Charenton, Marly, St. Cloud, Meudon ꝛc. in einem Fiaker, oder zu Boote auf der Seine machen — denn wer könnte an einem ſolchen Tage mit ſeiner Geſellin und Tänzerin zu Fuße

gehen? — und die Gesellschaft unterhalten und traktiren; man muß sich dabei wie ein Gentleman aufführen, sich ein Ansehen geben und ein wenig in die Brust werfen, und das kostet Geld. Wie mancher hungert hier drei, vier Tage, um den fünften einmal zierlicher leben und sich auch einmal fühlen zu können; das kann nicht so leicht ein anderes Volk, obgleich es schade ist, daß es das nicht kann. Wie Mancher springt hier in krausfrisirten Haaren und seidenen Strümpfen herum, wie Mancher schimmert und blitzt an seinem Leibe vom Haupt zu den Füßen, der ein schlimmeres Glockenspiel des Hungers, als das des jüngsten Gerichts, in seinen Eingeweiden klingen hört! Es ist die Armuth mit dem schönen Schein, worin die Franzosen es vielleicht so weit bringen können, daß sie sich selbst glückselig täuschen. Doch immer tausendmal besser, als die Armuth, die unverschämt mit ihrer Blöße und ihren Lumpen den Leuten vor die Augen tritt. . .

Ich habe oft die Feinheit und Täuscherei dieses liebenswürdigen Volks verlacht, womit sie einander ganz unbefangen und doch wissentlich entgegen kommen. Sie sind ewige Schauspieler, ich nehme die untersten und kleinsten nicht aus. Ich sage, ich habe anfangs gelacht; aber ich habe damit aufgehört, auch hierin einen Zug edlerer Bildung zu finden und einer Schonung, die immer die erste gesellige Tugend bleiben wird. Die Garteninhaber und

Schenk-

Schenkwirthe empfangen mit gleicher Artigkeit den, der aus einem prächtigen Phaëton, und aus einem langſam heranrudernden Boote ſteigt, ſie bringen gleich freundlich und ſchnell, was zwei Sols und zwei Franken koſtet, danken gleich verbindlich dem, der ihnen einen Sol, und dem, der ein Sechsfrankenſtück giebt. So behandeln ſich die Leute dieſes Standes auch unter einander. Der Führer und Traktirer bietet ſeinem Genoſſen, oder Genoſſin alles mögliche Leckere und Koſtbare mit dem größten Eifer an; dieſe aber werden nie etwas fordern, was die Börſe des gütigen Freundes beängſtigt, doch werden ſie es ſich nie merken laſſen, daß ſie es aus ſo einer Rückſicht nicht nehmen. Eben ſo ſind auch der Ton und die Sitten im Umgange, bei der Tafel, beim Tanze, bei dem Zuſammentreffen mit einander. Alles iſt Freundlichkeit und Höflichkeit; niemand auch dieſes Pöbels wagt es zu vergeſſen, daß die Nation ſeit Jahrhunderten durch den Geiſt der Urbanität und Galanterie in ganz Europa berühmt geweſen iſt. Man begegnet einander mit dem möglichſten Anſtande und der größten Wichtigkeit, wie man ſie nur von der feineren Welt zu kopiren gewußt hat. Jeder Haube, ſei es die garſtigſte Hure, gebührt die erſte Stelle, das erſte Eſſen, die Achtung und Schonung, die man dem ſchwächeren Geſchlechte ſchuldig iſt. Man trinkt, man lacht, tanzt, ſingt und hüpft, aber ſelten wird es

ein so wildes und kannibalisches Toben und Rasen der Freude, wie man leider im heiligen römischen Reiche teutscher Nation oft in Gesellschaften sieht, die sich die bessern nennen. Dieses kleine Volk hat seine eignen Lieblingsörter, die es am fleißigsten besucht, seine Gärten, Tanzböden, Schenken, Keller und Kaffehäuser. Ich würde aber zu klein werden, wenn ich es durch alle diese mit den verschiedenen möglichen und wirklichen Rollen durchlaufen lassen wollte. Beiläufig wird auch davon noch Einiges vorkommen, und Einiges am rechten Orte ist immer besser, als Vieles am unrechten von allen Ecken zusammengehohlt.

Ueberschrift aller folgenden Ueberschriften.

Ich komme immer tiefer in das innere und lebendige Leben der großen Stadt hinein und arbeite zugleich immer näher auf den Tod einer Beschreibung hin, der man vielleicht früher schon ihr sanftes und seliges Ende gewünscht hat. Man weiß ohne mein Erinnern, um welche Dinge nächst dem täglichen Brote sich die Maschine des feineren Menschenlebens am lustigsten dreht, oder richtiger, welche Dinge den meisten Menschen mit zum täglichen Brote gehören und eigentlich den köstlichen Nachtisch ausmachen, nachdem der grobe Heißhunger der Gedärme gestillt ist. Diese Dinge nennt

man gewöhnlich Vergnügungen, eine Rubrik, worunter auch alles gestellt wird, was Leute, die eben keine Katone und Platone sind, aus ihrer Republik verbannt wissen wollen. Indessen was man schreit und dekretirt und moralisirt, das Gewebe dieser zweiten Parzen, die oft für die drei Schicksalsschwestern dort unten gute Arbeit machen, ist so eng in die Sitten und das jetzige Leben verflochten und bewegt das Weltrad von Paris aus oft so lustig mit, daß es wohl der Mühe werth ist, hierüber noch ein wenig zu glossiren. Glossiren? nein, so war es nicht gemeint; nur erzählen und beschreiben wollen wir, wie es herging und was wir sahen und hörten. Das herumwandelnde Bild des Lebens wollen wir getreu aufstellen, wie es von denen und an den Plätzen gezeigt ward, die am meisten sich den Augen zeigen und ihnen ausgesetzt sind. Wir wollen von Paris etwas sagen, deswegen bleiben wir im Mittelpunkt seines Wimmelns und Treibens. Wer Gemählde aus der Sankt Antons- und Marcelsvorstadt lieferte, könnte in vieler Hinsicht eben so gut Chartres und Vienne darüber schreiben, als Paris; so ähnlich sind die kleinen Menschen und Dinge sich an den meisten Orten. Aber in der Nähe des Pols ist die Bewegung der Welt am schnellsten und jeder Koloniste muß ihre Einflüsse fühlen. In dieser Polnähe, die aber das Besondere der größten Hitze vor den Polen der

Erdaxe voraus hat, wollen wir uns mit im Wirbel umtreiben laſſen, und was wir bei der ſchnellen Beweglichkeit aller Gegenſtände faſſen können, getreu, und frommen Gemüthes wieder geben. Wenn wir nicht alles fein ehrenfeſt und teutſch aus einander und nach einander entſpringen und auftreten laſſen, ſo verarge uns das niemand. Die Unordnung hat auch ihre Ordnung in der Welt, und eben daß man von ihr immer mehr, als von der Ordnung, zu ſagen weiß, ſollte uns endlich belehren, welche von beiden ungleichen Schweſtern wohl die herrſchende ſei. Ich wäre vielleicht klüger, unſern zu früh geſtorbenen Schultz hier nicht zu nennen, weil es unmöglich iſt, daß ich bei dieſer Erinnerung nicht verlieren ſollte. So frei von teutſchem Pedantismus und von Schwerfälligkeit des Urtheils über die irdiſchen Dinge iſt nicht leicht ein Teutſcher geweſen, ſo richtig und zugleich ſo niedlich hat ſie ſelten einer beſchrieben, wenn man das Einzige ausnimmt, daß er alles zu ſehr ins Schöne mahlt und mancher Kleinigkeit einen Zauber giebt, den ſie weder hat, noch haben konnte. Man hat über viele der Gegenſtände, die dieſe folgenden Blätter füllen werden, auch von ihm ſehr lebendige Schilderungen und feine Bemerkungen. Aber auch vergeſſen, daß dieſelben Dinge ſich unter verſchiedenen Geſichtspunkten oft gleich intereſſant anſehen laſſen, wie Vieles iſt ſeit der Zeit verändert

und abgeſchafft, als er Paris ſah! Damals ſaß das Haus Bourbon noch auf dem Throne ſeiner Väter, der alte Adel war noch nicht ganz zerſchmettert, das äußere Leben ging noch mehr in dem Gängelbande des Dekorums, dieſes Abgottes der Nation; dem Reichthume war es noch unverboten, auch neben den üppigſten Ausſchweifungen in gefälliger Pracht aufzutreten; die Verruchtheit und Liederlichkeit ſchminkten ſich wenigſtens äußerlich die Roſenmaske der Schaam an, die nun lächerlich geworden iſt. Doch ich denke, durch die Beſchreibung ſelbſt, ſo unvollkommen ſie vielleicht manche Erſcheinungen ergriffen hat, wird am klarſten erhellen, wie Paris vor ſechs, ſieben Jahren war, und wie es jetzt iſt. Mag man mein bewegliches Marionettengaukelſpiel beziſchen, oder beklatſchen, ſo viel kann ich ehrlich behaupten, daß alles, was ich darin aufgeſtellt und zum Spaß der achtbaren Verſammlung, die ihren Dreier gezahlt hat, vorgeführt habe, wahr und wirklich und nicht aus einem Hirnkaſten genommen iſt, der leicht einen Roman von zwanzig Bänden füllen könnte, und zwar mit Abentheuern und Geſchichten füllen, die, wenn ſie nicht alle Tage in Paris wahr werden, doch darinn wahr werden können. Freilich gilt auch hier das alte Sprichwort: Wenn Du einen kennſt, kennſt Du alle, und man braucht eben nicht nach London und Paris zu gehen,

den Menſchen kennen zu lernen, wenn man anders die Gabe hat, einen Karakter beurtheilen zu können; aber doch was ſieht und hört man lieber, als die Thorheiten und Spiele ſeines eignen Geſchlechts, wenn man ſie auch tauſendmal geſehen und gehört hat? Das Puppenſpiel in einer Dorfſchenke und die umziehende Ziegeunerin in einem Bauerſtübchen ſind mit der pariſer Oper und der erſten Hure des Palais royal verwandter, als man beim erſten Blicke glauben ſollte. Ueberall dieſelben Kräfte, nur nicht allenthalben derſelbe Umfang, worin ſie umlaufen und ſpielen können. Ich will von den vielen Spielen, von denen ich ſprechen muß, mit dem eigentlichen Spiele den Anfang machen.

Spielhäuſer.

Dieſer Spielhäuſer, Schlupfwinkel, Keller, tripôts und anderer Löcher giebt es hier eine große Menge und wird es immer geben, wenn man auch Galgen und Rad für diejenigen hinmahlt, die die Karten beugen und die Würfel aus der Todesurne des Arichtees oder dem Glückstopfe der flachen Hand ſchwellen. Unſere neuen kantiſchen und hyperkantiſchen Aeſthetiker haben viel von einem Triebe zu ſagen gewußt, den ſie Spieltrieb nennen, und behauptet, wer dieſen Trieb recht habe, und zu gebrauchen wiſſe, der könne flugs ein Spielmann, wie Göthe und Ariſtophanes, werden, aber über

den Spieltrieb, der die Bedlams und la Forces bevölkert, haben ſie leider wenig geſagt. Indeſſen hoffen viele Patrioten und Kunſtgeſinnte große Dinge dafür von der jetzigen franzöſiſchen Regierung, die beſtimmt zu ſeyn ſcheint, dieſen Spieltrieb aus ſeinen Grundtiefen zu erſchöpfen und uns endlich auch über ihn ein beſtimmtes Reſultat zu geben. Wenigſtens thut ſie alles, was ſich ſchicklich thun läßt, dieſen Trieb zu ermuntern, und muß darüber von denen, die von ihm nicht ſo gut denken, oft bittere Dinge hören. Die vornehmſten Plätze, wo dieſes Höllengericht über die Beutel und über die Herzen gepflegt wird, ſtehen im öffentlichen Schutze und bezahlen dem Directorium und den Repräſentanten, die ſie bei Gelegenheit ſchützen, unter der Hand anſehnliche Summen, die einige Schreier darüber auf 70000 bis 80000 Franken jährlich ſteigen laſſen. Dergleichen kann man nun freilich ſo genau in runden Zahlen nicht beſtimmen, aber man ſchließt nach dem Erwerb des Unternehmers und nach der Oeffentlichkeit, womit er ungeſtraft ſein Werk treibt, indem die Polizei, die wohl einmal die kleineren Neſter ausſtöbert, ihm mit zugedrückten Augen vorbei geht. Dieſe Beſchuldigung wird noch dadurch beſtätigt, daß die Regierung bei dem öffentlichen Geſchrei und den Anklagen taub und unthätig iſt, wodurch man ihr zeigt, wohin ſie ihren Wetterſtrahl richten ſolle. Doch kam die

Sache, weil es zu arg ward, einige Male im Rath der Fünfhundert vor, und ich ſelbſt habe einmal darüber diſkutiren hören, ohne daß etwas entſchieden ward. Doch war mir die Meinung eines Geſetzgebers zu ſchneidend, als daß ich ſie nicht anführen ſollte. Er behauptete: die ganze Sache ſei zu klein und unbedeutend, als daß ſie überall in einer ſo großen Verſammlung vorgetragen werden ſollte. Die Bürger ſeien überdas genug mit ihrem Gelde durch nothwendige Geſetze eingeſchränkt. Man ſolle ihnen doch dieſes einzige Mittel laſſen, damit ſpielen zu können, damit ſie es deſto mehr wie einen Quark anſehen lernten, was täglich einen neuen Beſitzer erhalten könnte, ohne daß der Bürger dadurch an ſeiner Würde verlöre. „Denn kurz, rief er aus, es iſt der erſte Grundſatz der Demokratie, daß die Armen die beſten Republikaner ſind; was alſo arm macht und das Geld verachten lehrt, ſollte das ſo abſcheulich ſeyn, als man uns einbilden mögte.“ Ich mögte ſehen, welches irdiſche Ding ſich auf dieſe Weiſe nicht im Ernſt, oder Scherz vertheidigen und blank machen ließe. So könnte man eben ſo witzig ſagen, im Staate müſſe überall keine Ehe, ſondern die Weiber Gemeingut ſeyn. Wer ſein Herz zu feſt an ein einziges Weib binde, verliere die Energie zu ſterben fürs Vaterland und ihm allein anzuhängen. Alſo ſeien die Huren von großem Nutzen, weil ſie durch

Ableitung der ehelichen Liebe die Herzen fähig machen, auch noch für andre Triebe und Anhänglichkeiten Raum zu behalten.

Bei aller Ungeſtraftheit und Sicherheit indeſſen, deren die Hauptſtapelplätze des Verderbens jetzt hier genießen, ſind ſie doch ſo verſchämt, daß ſie meiſtens einige Mannslängen unter der Erde, oder in den abgelegenern Winkeln, oder endlich in den Stöcken der Häuſer ihr Weſen treiben, die den Sternen am nächſten ſind. Die Nacht, die alles Schlechte, wenn es nicht das höchſte Maaß der Verruchtheit angenommen hat, in ihre verbergenden Schatten nimmt und denen, die noch roth werden können, das Erröthen erſpart, iſt auch hier die mitleidige Hehlerei der Diebſtähle, die oft in wenig Augenblicken eine wohlhabende Familie ins Elend ſtürzen und einen Jüngling, der noch geſtern den Kupplern Verdienſt gönnte, zwingen, heute ſelbſt ſchon den Kuppler zu machen. Wer ſich ein wenig in der Welt umgeſehen hat und nur einige Male mit in dem Taumel und Strudel geweſen iſt, in welchem die ſchöne und reiche Welt rundläuft, der weiß auch, daß kein Geſchlecht von Schurken und Betrügern ein bunteres und mannigfaltigeres Proteuskleid anzuziehen weiß, als die Spieler von Profeſſion. In allen nur erdenklichen Geſtalten und Masken treten ſie auf und wiſſen für jedes lüſterne Vögelchen ein anderes Lockungs-

liedchen anzustimmen, bis sie sie endlich ins Garn und auf die Ruthen locken. Für jeden werfen sie einen besondern Köder aus und wissen so nach dem grossen Weltsystem das Verschiedenste zur Einheit zusammen zu bringen. Sie machen bei den Unerfahrnen und Arglosen selbst nur die Lehrlinge oder Dilettanten, sprechen von diesem und jenem Orte, wo es ehemals lustig hergegangen, wo sie frohe Gesellschaft, schöne Mädchen, ein muntres und ehrliches Spiel angetroffen, zeigen wohl auch wie von Ungefähr Denkmale des Siegs, den sie, selbst noch Neulinge, dort haben erfechten können, und rathen, wenigstens einmal so einem Leben mit zuzusehen. Man braucht ja nicht zu spielen, man kann trinken, mit den hübschen Mädchen scherzen, oder allenfalls unter sich ein kleines Spiel machen, wobei nichts zu verlieren ist. So ist die Einleitung doch wohl dem, der die Nutzanwendung nicht mit der Ruhe und dem Glücke seines künftigen Lebens bezahlen muß!

Die vornehmsten Spielplätze brauchen diese Einladungen und Lockungen am wenigsten. Sie stehen durch ihren Ruf, durch die Berge Goldes und Silbers, die dort aufgeschüttet liegen, und durch die vornehmere und reichere Welt, die sie besucht, sie stehen ferner durch eine gewisse öffentliche Ehre, weil jeder sie weiß, und immer frei aus- und eingeht, ohne daß ihm einer der Polizei-

ſpione folgte. Ich habe von dieſen mehrere in und um das Palais royal beſucht, um zuzuſehen und in der Natur zu ſehen, was ich in der Kopie Lichtenbergs und Hogarths oft ſchon bewundert hatte. Man konnte ſich hier bei einem Täßchen Chokolate, oder Gefrornes ruhig hinſetzen und von ferne die Wirkungen des metalliſchen Magnetismus und die metalliſchen Leidenſchaften ſehen, die aus ſeiner Manipulation entſpringen. Zugleich waren dieſe Oerter intereſſant, weil ſie ſo manche von den Dieben Teutſchlands und Italiens zeigten, die hier zum Theil ausſpeien (regorger) mußten, was ſie dort zu heißhungrig verſchluckt hatten, Generale, Commiſſäre, Poſtbeamte, Couriere, und wie die Nation dieſer Spitzbuben ſonſt noch heißt. Auch wohl einzelne alte reiche Weiber der alten Zeit — denn in der neuen ſind wohl eben die alten Weiber nicht reich geworden — waren mit ihren ſchützenden Begleitern am Spieltiſche zu ſehen. Selten aber waren die jungen hübſchen Lockvögel, die in einem Blumenſtrauß das Symbol anderer feiler Gaben herumtrugen. Es ging hier dem Aeußern nach gewöhnlich fein und anſtändig her und man verlor und gewann mit Manier, denn nur dadurch konnten ſich dieſe Anſtalten des allgemeinen Vergnügens halten. Die Wirkungen der nächtlichen Sitzungen außer den vier Wänden der unterirdiſchen Keller hatten ſie nicht mehr zu ver-

antworten, wodurch vielleicht mancher Tolle, nach Bicêtre und mancher Verbrecher nach La Force abgeliefert worden iſt. Ein einziges auffallendes Abentheuer aus dieſen vornehmeren Spielhäuſern erinnert ſich mir, welches auch laut in allen öffentlichen Tagsblättern erklang, in herumgetragenen Blättchen für einen Sol erbaulich als ein ſchreckliches Mährchen feil geboten ward, und als ein warnendes Beiſpiel zur Ermahnung und Beſſerung des Volks und der Jugend an allen Kolonnen der Portiken des Palais royal zu leſen war. In dem Keller des Caffé philarmonique, einem der vornehmſten Spielplätze im Palais royal, hatte ſich ein junger Kaufmann von Bordeaux, mit einigen tauſend Karolinen verirrt, die er für ſeinen Vater einkaſſirt hatte, und mit denen er den folgenden Tag abreiſen wollte. Er gerieth ans Spiel, gewann anſehnlich, ward dadurch keck, riſkirte und verlor das Gewonnene und alles, was er am Leibe trug. Verzweifelt und von ſeinem Unfall wie wahnſinnig und trunken taumelt er von der offenen Hölle weg, die ſein Gold verſchlungen hat, findet die Treppe, ſteigt einige Stufen hinan, zieht eine Piſtole aus der Taſche, drückt ſie aufs Auge und ſtürzt mit zerſchmettertem Gehirn rücklings unter die Verſammlung unten. Dieſe legt ihn bei Seite und fährt — ſo erzählten es alle Stimmen — luſtig zu ſpielen fort. Dieſer tragiſche Jüngling hatte

wirklich ſo viel Lärm gem[illegible], daß darüber das Ding vor den Fünfhunderte[illegible] verhandelt ward, doch ſo, daß auch dabei gar nichts herauskam, wie ich oben ſchon erwähnt habe. Man kann wohl ſagen: geſchieht dies am grünen Holze, was wird am dürren werden? Und wirklich ſteht es in den Spielneſtern der zweiten, dritten und vierten Klaſſe ganz anders und dieſe geben alſo auch ein ganz verſchiedenes Gemählde, welches ich theils nach meinen eigenen Augen, theils nach den Angaben derer entwerfen werde, die keinen Grund in ſich und in mir hatten, zu lügen.

Alle dieſe folgenden Winkel und Löcher, wo geſpielt wird, haben anfangs gar keine Miene der Spielhäuſer, ſondern zeigen ſich in ganz andern Geſtalten und für ganz andre Bedürfniſſe. Zum Theil ſind es Keller in abgelegenen Straßen, wo man bei mancherlei Weinen und kleinen Leckereien alle mögliche verbotene Brochüren, Zeitungen und auswärtige und einheimiſche Papiere findet; zum Theil ordentliche Kaffehäuſer und Buden der Limonadiers, die aber verwandelt werden können, endlich Privatſchlupfwinkel, wohin Huren und eine Bande maskirter Spitzbuben auf verſchiedenen Wegen Jünglinge und Graubärte zu verlocken wiſſen, und woraus der Vogel ſelten ungerupft entkömmt.

Es geht hier, wie in der ganzen Welt, alles fein leiſe und allmälig, ſo daß der Unerfahrne

nichts merkt; und alles fein ſchnell und keck, ſo bald es zu ſpät iſt, etwas zu merken. Von allen dieſen verſchiedenen Arten, die Leute zu verblenden und zu betrügen, iſt unſtreitig die letzte Art die gefährlichſte, die ſich zugleich durch ihre Feinheit und Allenthalbenheit des Orts faſt immer vor den Armen einer Polizei zu retten weiß, die ſonſt, wo ſie darf, was ſie immer dürfen ſollte, nicht zu den ſchlechteſten gehört. Eine Bande von Spitzbuben beides Geſchlechts thut ſich zuſammen, oft 40 bis 50 Perſonen ſtark, und treibt ihr Weſen ſehr fein. An allen Orten, wo die junge und fröhliche Welt ſich umtummelt, wo die thörigten Fremden ihre Federn für die Leimruthen ausſpreiten, findet ſie ſich in verſchiedenen Geſtalten nach den Umſtänden ein und ſpielt ihre Rollen meiſterhaft. Der eine will den Abend eine frohe Geſellſchaft, der andre ein Spiel, der dritte Scherz mit Weibern, der vierte eine ſchöne Beiſchläferin; alles das können die verſchiedenen fähigen Subjekte ihnen bieten. Für die öftere Veränderung des Lokale iſt geſorgt, damit man ihnen nicht leichtlich zu dicht auf die Spur komme; dazu dienen theils die eigenen Logis, die ſie für dieſen Behuf bequem an bequemen Orten gemiethet haben, theils auch gewiſſe allgemeine Tummelplätze, die ihnen ihre Helfershelfer für die reiche Spekulation einer heilbringenden Nacht einräumen. Der geladene Gaſt, der

einmal einen muntern Abend und eine Nacht mit Becherklang haben will, findet ſich mit dem dienſtfertigen und artigen Freunde, den er ſo leicht erworben hat, mit Einem Male, in einem feinen und äußerſt eleganten Zirkel von Herren und Damen, die ſich um die Wette beeifern, dem eitlen Jüngling, oder dem erſtaunten Fremdling viel Schmeichelhaftes und Verbindliches zu ſagen. Man ſchwatzt einige Stunden angenehm hin, ſetzt ſich an eine reiche Tafel und genießt des trefflichen Weines und der ſüßen und freigebigen Blicke der reitzenden Heben zur Fülle. Wie von ohngefähr wird ein Spiel vorgeſchlagen, nach dem das Gehirn von Wein und Liebe benebelt iſt; die Schönen ſelbſt fordern dazu auf; ein ganz kleines ſoll es ſeyn, bloß zur Unterhaltung und zum Zeitvertreibe. Man iſt ſo galant, ihn allenfalls ein wenig gewinnen zu laſſen, trinkt und liebäugelt dabei fleißig, und müßte es ſehr unglücklich treffen, oder mit einem alten Fuchs und Stock zu thun haben, wenn der entzückte und berauſchte Gaſt nicht endlich bei einem kleinen Pharao und trente et quarante zum Schluß alles verlieren, ſich trunken heimführen laſſen und den folgenden Morgen, ſpät erwacht, ſich fragen ſollte, wo er geſtern geweſen und wo er ſeine ſchönen Dukaten und Louisd'or gelaſſen. Gelingt dies nicht das erſte Mal, oder ſoll es das erſte Mal nicht gelingen, weil man

vielleicht seines Spiel nöthig hat, so muß der Lüsterne gewiß das zweite, dritte und vierte Mal Haar lassen. So geht es dem, der sich nach einem schönen Weibe gelüsten läßt, wenn er nicht weiß, daß die Gegend ihres Taubenschlages sicher ist. Sie hält ihm das Paktum, aber er müßte sehr schlau, und, was mehr ist, sehr tölpisch und unartig seyn, wenn er sie nicht in diese und jene feine Gesellschaft, von der sie Wunder rühmt, führen sollte. Oft macht sie dies gar zur Bedingung des Genusses vor dem Genusse nach dem bekannten juristischen: facias, ut dem; oder verheißt ihm eine schönere Spätnacht nach der ersten, wann ihre Lebensgeister durch die Freude der Gesellschaft aufgelebt und mehr erquickt sind. So tritt er denn mit seiner Freundin ein und findet alles vorbereitet, beide allerliebst zu empfangen. Es ist eine Gesellschaft junger und froher Welt, wie sie von ihrer Bekanntschaft zu erwarten war. Man genirt sich nicht, ohne doch ganz der Anständigkeit zu vergessen, deren äußere Kruste auch bei dem verächtlichsten Franzosen so leicht nicht abbröckelt, als bei andern Völkern. Kaum aber hat die Tafel einige Stunden die Magen gefüllt und die Köpfe berauscht, so gießt sich auch die bachische und cytherische Begeisterung über alle aus. Man thut was dem Herzen gelüstet und alle Spiele der Ausgelassenheit beginnen, indem die listigen Gauner,

und

und die schmeichelnden Gaunerinnen so für das rechte Spiel vorbereiten. Verfängt dies alles nicht bei allen und kann man den Vogel nicht mit einiger Manier abpflücken, so läßt man ihn diesmal noch los und fängt ihn vielleicht ein anderes Mal sicherer ein. Scheint es aber gewagt, ob er wiederkommen werde, so spannt man alles an, ihm durch Wein und Wohllust seine Besinnung zu rauben. So findet sich Mancher aus den glühenden Armen seiner Schönen, oder aus dem taumelnden und tosenden Bacchanal auf der Gasse in einer unbekannten Gegend, und hat nichts weiter mitgebracht, als was man ihm nicht gut nehmen konnte, wenn man ihn nicht das Feigenblatt suchen lassen wollte. Selten hingegen kömmt es zu diesen letzten Extremen. Es müßte Schade seyn, daß die Aufmunterung einer fröhlichen Gesellschaft, worin er oft unbefangen tritt, daß ein Paar blitzende Augen, denen der Wein als Folie unterliegt, und ein Paar schmeichelnde Lippen nicht die Gewalt haben sollten, ihn mit ins Spiel zu verwickeln. Der Rausch, oft auch die falsche Scham lassen ihn nicht wieder umlenken; er sieht ja, wie freigebig die andern Herren mit ihren Louisd'or und Dukaten sind, wie sie sich Glück wünschen, alles an eine schöne Gesellschafterin, oder im Vertrauen auf ihr glückliches Daumenhalten zu verlieren, wie sollte er so albern seyn, sich merken zu lassen, daß er ohne seine

Börse und seine Ringe und Uhren weniger vergnügt zu Hause gehe! Man tröstet ihn damit, daß ein anderes Mal schon Gelegenheit seyn werde, die Scharte wieder auszuwetzen und bestimmt ihm Tag und Stunde und den Ort, wo man ihn abholen wolle. Kömmt er, so lacht man; kömmt er nicht, so lacht man auch. Er mag sich alle Haare aus dem Kopfe raufen, es fallen keine Goldgülden mehr heraus, wie zu den Feenzeiten.

Eine kleine Geschichte hievon zur Probe, wie sie mir ein hübscher junger Kaufmann aus Mainz erzählte, der mit mir Zimmer an Zimmer wohnte. Er ward krank und ich besuchte ihn oft, weil er mir in den ersten Tagen meiner Ankunft viele Gefälligkeiten erzeigt hatte. Seine Krankheit war von der Art, worüber man in kleinen Städten noch ein Kreuz schlägt, mit denen aber in großen mancher Milchbart prahlt, wie ein frischer Soldat mit Narben, die er vielleicht von einem Bierkruge, oder einer Bouteille erhalten hat. Denn es wäre doch schlimm, beinahe mit dem Barte fertig zu seyn und noch nicht solche rühmliche Zeichen empfangen zu haben. Mein Mann indessen prahlte nicht und schämte sich sogar vor mir ein wenig, da wir vorher ruhig solchen Schlachtfeldern mit einander zugesehen hatten, ohne daß uns die Begierde hingerissen hätte, unsre Haut dabei feil zu bieten: Ich war, erzählte er, im Vaudeville-Theater und

fand mich bei einem feinen Frauenzimmer ſitzend, die, der Teufel weiß, wie, — indeſſen muß er es wiſſen, weil er ſie ſicher neben mir pflanzte — mir etwas angewann. Sie war lange ſtill und ſchlug ihre ſchönen ſchwarzen Augen nieder, wann ſich die meinen zu ihr wandten. Alles plapperte und kicherte vor und neben uns, ſie ſchien nur für ſich und mit den Spielern beſchäftigt. Dies ſeltne und teutſche Weſen in Paris reizte meine Neugier. Ich fing an, mit ihr zu ſprechen, ſie erröthete und gab wenige Worte und antwortete nur zuweilen mit einem beſcheidenen Nicken, oder Seufzer. Je mehr ſie ſich zurückzog, deſto höher ſtieg meine Ungeduld. Das Stück war geendet, ſie ſtand ſchnell auf und miſchte ſich ins Gedränge. Ich verlor ſie durch einige Eindringende und fand ſie nur mit Mühe wieder und bot ihr meinen Arm, um ihr herauszuhelfen. Draußen, als ſie Miene machte, gleich fortfahren zu wollen, bat ich ſo lange, daß ſie mit in einen Kaffe ging, und ſich einige Erfriſchungen gefallen ließ. Aber auch da wollte ſie nicht halten. Ich bat umſonſt. Sie ſagte, ſie müſſe in eine Geſellſchaft, worin ihr Bruder ſich befinde; indeſſen möge ich ſie hinführen. Ich ſtieg mit ihr in einen Fiaker und ſie ſagte dem Kutſcher Beſcheid. Unterwegs erfuhr ich mit Mühe, ſie ſei eine Gräfin, deren Aeltern beide zu Nantes unter der Guillotine gefallen. Nur erſt vierzehn Tage

halte sie mit ihrem Bruder sich hier ziemlich verborgen auf und suche in der Menge und an einem abgelegenen Orte ihr Unglück zu verstecken. Die Gesellschaft, worin sie diesen Abend seyn werde, bestehe aus ähnlichen Genossen des Unglücks. Dieses alles, mit einem Tone von Unbefangenheit und Gefühl gesagt, dessen ich hier nicht gewohnt war, reitzte meine Begier und meine Theilnahme. Aus dem Begleiter wünschte ich ein Theilnehmer der Gesellschaft zu werden, sie machte Bedenklichkeiten, bis mir hielten. Man empfing sie prächtig. Ich beurlaubte mich und gab dadurch Gelegenheit, daß sie erzählte, wie ich mich ihrer angenommen, und nun waren einige Herren, die sie empfangen hatten, gleich so artig, mich nicht für tant d'honnêteté, wie sie meinten, weglassen zu wollen, ohne den Abend mit ihnen zuzubringen. Ich blieb gern und meine Unschuldige schien selbst froh, daß sie mich nun behalten durfte. Man führte uns in einen prächtigen Saal, wo einige zwanzig Personen, Herren und Damen versammelt waren. Sie stellte mich sogleich ihrem Herrn Bruder, dem Grafen, einem feinen jungen Manne, vor, und aus der Unterhaltung hatte ich es bald weg, daß ich hier unter lauter Comtes und Marquis und ihren Weibern, Töchtern und Schwestern sei. Man sagte mir endlich auch im Vertrauen, man sei genöthigt, sich und seinen Stand so zu maskiren und

die verſteckteſten Gegenden der Stadt zu wählen und ſelbſt dieſe noch oft zu verändern. Manche Dinge hätten mir die Augen aufthun müſſen, aber ich ſollte verblendet ſeyn, und meine kleine Hexe that alles Mögliche, dieſe Verblendung nicht aufhören zu laſſen. Wir aßen und tranken meidlich und durch ihre Aufmunterung, die neben mir ſaß und immer fröhlicher ward, trank ich doppelt. Nun ward es lauter und munterer. Ich hörte es nur um mich toſen und klingen und labte und hing von und an den Blicken meiner Zauberin; ja ich ward ſo kühn, ſie einige Male zu küſſen, wobei ſie ſchalkhaft ſagte „il faut boire, Monsieur, et pas baiser“ und mir einſchenkte. Ich befolgte die erſte Ermahnung nur zu getreu, ohne der zweiten zu gehorchen. Mein Verſtand muß rundgegangen ſeyn mit mir. Daß wir aufſtanden, daß Spieltiſche gebracht wurden, daß ich mit meinem Kinde in Einer Partie war und ſie noch oft küßte, ſchwebt mir noch wie im Traum vor. Wollte Gott, ich hätte bloß im Traum geſpielt und geküßt, ſo müßte ich hier jetzt nicht ſo leck vor Anker liegen. Wie ich fortgekommen bin, das weiß ich nicht, nur dünkt es mich, als ſei ich eine unendliche Zeit gefahren. Nur das erinnere ich mich dunkel, als der Wagen ſtill hielt und eine Stimme rief: Vous voilà chez vous! Ich klopfte lange, endlich that ſich die Thür auf. — Als ich erwachte, war ich

erstaunt, mich in einem fremden Stübchen zu finden, unter einem Haufen Menschen. Ich lag nemlich auf dem Bette eines Schuhmachers, der mit Weib und Kindern um mich her stand, und nun, da ich die Augen aufthat, etwas von mir hören wollte. Aber er mußte mir erst sagen, wo ich sei, und ich erfuhr, ich befinde mich mitten in der St. Antonsvorstadt, nahe bei der Spiegelfabrik. Ich mußte nun den ehrlichen Leuten von meiner Besoffenheit etwas vorlügen, bat sie, mir einen Fiaker zu verschaffen, welches sie thaten, ohne daß ich ihnen etwas geben konnte, als einen schönen Dank. Um 10 Uhr Vormittags kam ich so ohne Hut und Stock und 1800 Franken ärmer zu Hause, die ich zu meinem Unstern gestern von meinen Provisionsforderungen eingenommen hatte, nachdem ich mehr als drei Wochen umsonst darnach gelaufen war. So viel kostete es mir, in eine adliche Gesellschaft eingeführt worden zu seyn. — Ja es kostete ihm überdem drei Wochen, wo er seine Geschäfte nicht treiben konnte, und wer weiß, wie viele hundert Franken, die für Arznei und den Arzt drauf gingen; denn der alte Swediaur, dessen er sich vernünftig bediente, ist nicht wohlfeil.

Solche Geschichten, wie diese, mögen nun eben nicht selten seyn; aber die eigentlich halsbrechenden sind doch fast unerhört, wie sie in einigen italiänischen Städten noch zuweilen sich begeben, und wie

ſie vormals, wenn man den Novelliſten des Mittelalters glauben kann, noch häufiger geweſen ſeyn müſſen. Ausſtreifungen und Ausplünderungen durch die dunkeln Wege der Wohlluſt und des Spiels, die heftigſten und wüthendſten aller Leidenſchaften, ſind faſt an jedem Ort der Welt zu Hauſe, nur dem Grade und der Art nach verſchieden; daß ſie hier nun künſtlicher und feiner angelegt werden, und mehr gewöhnlich ſind, das weiß jeder wohl ſelbſt, wenn er ſich einen Haufen von einer Million Menſchen zuſammen denkt, in welchen die Maskenträger aller Gaunerei und Spitzbüberei ſich leicht mit einſchleichen. Aber dem Gift und dem Blute ſträubt ſich der offene und ehrliche Karakter der Nation doch zu ſehr, als daß ſie je zu Mitteln der Büberei werden könnten; und auch das verworfenſte Geſindel treibt die Unredlichkeit nicht bis zum äußerſten Punkt. Es giebt immer ein Verhältniß zwiſchen dem Beleidigten und dem Beleidiger. Der Franzoſe und Teutſche, wenn er auf die oben erwähnte Weiſe betrogen wird, begnügt ſich meiſtens mit einigen derben Flüchen im erſten Zorn, forſcht gewöhnlich dem Neſte der Ueberliſtung nicht weiter nach, und läßt ſich aus Schaam nichts merken; oder wenn er es ja der Mühe werth hält, nachzuſpüren, ſo treibt er es ſelten aufs Aeußerſte, und ſo ſind auch die Betrüger nicht gezwungen, ſich durch Dolche und Giftmiſchereien in Sicherheit zu ſetzen. Ein

Italiäner dagegen, einmal so beleidigt, ist unerbittlicher und unversöhnlicher Feind, und nimmt noch nach zehn, zwanzig Jahren Rache, wenn ihm alsdann der eine und der andre derer aufstößt, von denen er einmal gröblich beleidigt, oder ausgezogen worden. Daher decken sich die Gauner dort, sobald sie es mit Sicherheit thun können, und um ihrer Sicherheit thun müssen, so oft durch Mord, und Mancher gehört auf ewig zu den Verschwundenen, der, ohne an dem Orte seines Aufenthalts Familie und bedeutenden Anhang zu haben, leichtsinnig in eine solche Gesellschaft geräth. — Uebrigens wird ein ähnliches Ausplündern oft in Häusern getrieben, wo man es nicht suchen sollte, doch unter dem Schein der größten Freiheit und ohne andre, als freiwillige Deportationen. Man nennt jetzt noch mehrere angesehene Männer, bei denen das Spiel mit einem methodischen Betruge getrieben wird, ohne daß ihre geladenen Gäste weiter etwas merken, als daß sie ihr Geld verlieren. So ging es vormals bei manchem Duc und Marquis, die für die teutschen Baronen und die englischen Mylords immer offene Tafel hielten, und sich im Spiel mit ihnen bezahlt machten. Manche Dame, die vor der Königin weiland auf einem Stuhl mit einer Rückenlehne sitzen durfte, machte für ihren Herrn Gemahl die Spielkupplerin, und während die eitlen Fremdlinge, oder Neulinge aus der Provinz

meinten, daß ſie mit den ſeidenen Fädchen der Liebe von ihr angezogen würden, ſpann ſie ein vulkaniſches unſichtbares Netz des Betrugs um ſie, und theilte lachend mit ihrem Gemahl das gewonnene Geld, um mit einem geliebten Sekretär oder armen Ritter auf Koſten derer zu genießen und zu lachen, die nicht einmal die abgenutzte Gabe erhielten, warum ihre Eitelkeit ſo viel Geld wegwarf. — Daß dies bei den neuen Emporgekommenen nicht anders ſei, ſondern nur in einer andern Geſtalt, läßt ſich denken. Wird einmal Friede und bleibt hier, was aus dem gebildeten Europa zuſammengeraubt iſt, ſo wird das Bienenſchwärmen der Fremden um die Milcheimer der Weisheit und den ſüßen Honigſeim der Schönheit hier noch lauter und dichter werden.

Außer dieſen feineren Spielen und Gaunerſtreichen, die am ſchwerſten zu vermeiden ſind, und denen man, wie geſagt, in den feinſten und größten Geſellſchaften oft ausgeſetzt iſt, ſind die Spielwinkel des dritten und vierten Ranges, die kein Schutzgeld bezahlen, weil ſie zu unbedeutend ſind, etwas Erkleckliches bezahlen zu können, und die alſo oft ohne Gnade und Barmherzigkeit verſtört und ausgeſtöbert werden. Dies ſind Keller in abgelegenen Gegenden, oder kleine verdeckte Hinterſtübchen bei Kaffehäuſern und Limonadebuden, die gewiſſe Leute zum Behufe des Spiels in Beſchlag genommen ha-

ben. In den Kellern ging es gegen die Mitternacht gewöhnlich an. Die Eingeweihten mußten ihre Leute schon kennen und das Geschlepp der Zugvögel, die sie zum Theil selbst unter mancherlei Namen hineingebracht hatten. Hier war oft ein scheußliches Gesindel beisammen, ein Ausbund aller Liederlichkeit beides Geschlechts, und einem Unbekannten wäre es vielleicht übel bekommen, wenn er allein unter sie gerathen wäre, ohne den Willen, sein Scherflein mit beizutragen. Ich bin mit mehrern Jünglingen meiner Hausgesellschaft zuweilen in diese unterirdischen Gemächer der Schande gegangen, um das Leben dort mit anzusehen; aber wir waren fünf, sechs Mann stark, und überdem für jeden Fall mit tüchtigen Stöcken bewaffnet, um uns auswehren zu können. Kleine Sticheleien und Schmähworte muß man sich eben so wenig verdrießen lassen, als das Geld, das man an Wein und Chokolate wendet, man geht ja umsonst; in kein einziges Schauspiel. Mir war immer, als sei ich hier nicht unter Franzosen, und in der That waren es keine Franzosen, die hier gewöhnlich saßen; so ganz war alle Artigkeit und gute Laune der Gesellschaft hin. Das Spiel als Glücksspiel macht höllisch und unmenschlich, darum werden diejenigen wohl so leicht Tyrannen, die das Glück von kleinen Anfängen zu hohen Ehren hinaufgespielt hat. So müssen Kopfabschneider, Pikenmänner und

Septembriſirer ausſehen, die eben in ihren Wein Blut gegoſſen und geröſtete Herzen gekaut haben, als dieſe entmenſchten Ungeheuer, die bleich und gierig und hohläugig auf den brennenden Höllenſtühlen der Erwartung bei den Karten und Würfeln ſaßen. Es waren Geſichter, wie ich mir den Engländer und Holländer vorſtelle, wenn er bei ſeinem Bierglaſe und den Würfeln in Grimm geräth, Geſichter, wie ſie Hogarth in den Löchern mahlt, wo die Preßbedienten mit ihren Preßbengeln das unnütze Vieh einfaſſen und auf die Schiffe treiben, um ſich für das Vaterland todtſchlagen zu laſſen. Ein Franzoſe iſt auch gar zu widerlich, wenn er ſo gemein und voll Haß und plumpen Ingrimmes wird. Mich dünkt, keine Nation kleide die Wuth der Leidenſchaften häßlicher, als dieſe. — Franzöſiſcher, als dieſe Keller, ſind die Kaffehäuſer und ähnliche, wo das Spiel nur ſo gelegentlich eingeleitet und getrieben zu werden ſcheint, obgleich die Unternehmer gewöhnlich abſichtlich alles eingeleitet und beſtellt haben; doch iſt man auch hier ohne Eſkorte und gute Bewaffnung nicht immer am beſten aufgehoben, wenn man die Mitternachtſtunde abwartet, und meint, bloß der Unterhaltung genießen und den Zuſchauer machen zu wollen. Wo das Spiel nicht gleichſam privilegirt iſt, ſind dieſe Kaffehäuſer in den engern und verſteckteren Winkeln. Die Raben wittern das Aas, wenn auch tau-

ſend Sümpfe und Felſen davor liegen. Wie die Geſellſchaft in den groſsen Kaffehäuſern abnimmt, und das Gewimmel und Wagenraſſeln auf den Gaſſen immer dünner wird, nimmt hier die Frequenz zu, doch verſchlieſst man Thür und Läden, und die Gäſte müſſen anklopfen. Junge Geſellen kommen mit Freudenmädchen herein, glühend vom Umherſtreichen; Officiere, Handlungsbediente, Lakaien und Repräſentanten in Verkappung, alles unter einander nimmt ſeinen Platz ein und findet ſeine Unterhaltung. Die Spieler zeichnen ſich durch nichts aus, und treten allmälig mit denen, die ſie zum Theil dazu mitgelockt haben, zuſammen; man rückt in ein Hinterſtübchen, wo der Schneeball immer wächſt, während vorne die Unterhaltungsluſtigen mit den Mädchen ſchäkern und zechen, die unvermerkt zum Spielen hinlocken, wer lockbar iſt. So flieſst alles Gute und Gemeine hier zuſammen, doch ſo, daß der Wirth immer ſeine Miene als Wirth behauptet, und thut, als gehe ihn nichts an, was dahinten getrieben wird. Die andre Bedürfniſſe haben, finden ſich auch darin bedient, und ziehen tiefer ins Häuschen ein. Je tiefer die Nacht eintritt, deſto tiefer ſinken dieſe Menſchen. Mancher kam hinein, eine Taſſe Kaffe zu trinken und etwas Gefrornes zu nehmen, und geht mit leeren Taſchen und giftiger Glut in den Adern wieder heim. Die Huren und Spieler bieten ſich hier die Hände,

und man muß ſchon ziemlich feſt in ſeinem Leben und in ſeinen Grundſätzen ſtehen, um nicht auszuglitſchen; ſo allmälig wird, was bis eilf Uhr ein feines Kaffehaus war, nach Ein Uhr zum Spielhauſe und Bordel. Doch wenn man ſich nur im Vorderraume hält, ſo kann man ohne Gefahr herauskommen; ob aber ſo ohne Gefahr allein zu Hauſe, iſt eine Frage. Ich bin immer in Begleitung ſolcher, die ſchon dieſe Löcher kannten, hier geweſen, und doch wurden wir bei'm Herausgehen von gierigen Mänaden verfolgt, und wahrten uns kaum. Wie geht es da, wenn man allein iſt? Zudringlichkeiten iſt freilich auch drinnen jeder ausgeſetzt, der ſpät bleibt; da muß er ſich auf Freigebigkeit im Traktiren und in Komplimenten ſchicken; denn wie dürfte man es wagen, ſolchen gefälligen Anträgen einer Franzöſin grob zu antworten? das würde ſelbſt der nüchternſte und mäßigſte Mann einem übel nehmen. Doch das Bild des Verderbens iſt zu vielſeitig, als daß ich lange hier ſtehen ſollte; ich wende mich alſo zu einem andern Gemählde, von dem ich wünſchte, daß es mit zwei Pinſelſtrichen zu beendigen wäre, ſo ſtände es ſicher um das Heil der franzöſiſchen und europäiſchen Freiheit beſſer.

Die Freudenmädchen.

Dieſe Ueberſchrift iſt nicht die Ueberſchrift einer langen Litanei über die böſe Zeit, worin wir leben. Ich liebe das Moraliſiren eben ſo wenig, als ich es liebe, alles, worüber moraliſirt wird, für gleichgültig zu halten. Doch habe ich einen hohen Begriff von der Geſellſchaft und den Tugenden, die ihre heilige Ordnung nothwendig macht. Ich glaube nicht an die viehiſche Natürlichkeit, wohin hirnverbrannte Schwärmer und verrückte Fromme eben ſo ernſtlich gewieſen haben, als manche Philoſophen, die in dem roheſten Leben des roheſten Menſchen die größte Annäherung zu dem phyſiſchen Leben finden, welches die Natur in jedem Zuſtande der Geſellſchaft vorgeſchrieben habe. Dieſe Philoſophie war in keinem Zeitalter vielleicht kecker, als in dem unſrigen, wo alles rein geiſtig und rein intellectuel, rein phyſiſch und rein irdiſch, kurz ſo rein abgehandelt und nadelſpitz beſtimmt wird, daß die Klugen ſich für einfältig und dumm halten müſſen, und die guten Schwachen nichts zu thun haben, als ſich zu bekreuzen, um dem Böſen zu wehren. Wir Teutſche ſind wahrlich mehr, als eine andre Nation Europens, auf einem guten Wege, uns mit unſrer Philoſophie bei den Fremden lächerlich zu machen. Gott weiß, durch welche Beherung und welchen Irrwahn es geſchieht, daß jetzt jedes Ding unter der Sonne in die Zwang-

ſtiefeln der Terminologieen eingeſchnürt, und auf das Prokruſtiſche Folterbett derſelben gelegt werden muß, ehe wir wiſſen können, wie wir mit demſelben daran ſind. Wie lange wird es währen, ſo ſchreibt man eine reine Kunſt zu buttern und zu pflügen, und beweiſt im ganzen Ernſte a priori, daß der Wind wehet und daß der Regen naß macht. Dieſe Sucht, jedem Dinge ja ſeine philoſophiſche Reinheit und Aprioritat anzudrechſeln, wenn dieſes Andrechſeln auch nichts anders ſeyn ſollte, als was man ſonſt ſagt: einem eine wächſerne Naſe andrehen, hat ſchlimme Folgen. Man ſpielt ſo lange mit Waſſerblaſen, bis man ſich gewöhnt, ſie für etwas anzuſehen, und behauptet endlich im Ernſt, was man anfänglich andern nur nachgebetet hat. Der Menſch ſelbſt iſt nichts Reines im Sinn dieſer Herren, und ſein Gewebe von Körper und Geiſt, und von ihren in einander eingreifenden Wirkungen und Begierden iſt ſo dicht und geheimnißvoll geflochten, daß bis jetzt keiner dieſen gordiſchen Knoten weder gelöſt, noch zerhauen hat. Und doch maßt ſich dieſes zwiefaltige und zweibeinigte Weſen alle Tage an, die Eigenſchaften und Triebe der todten und lebendigen Dinge alle in ihrer Einfältigkeit, d. h. in ihren haarkleinen Verſchiedenheiten, zu beſtimmen. Wir ſtehen im heiligen teutſchen Reiche mit unſerm philoſophiſchen Syſtem faſt eben ſo locker und unſicher, als

mit dem politiſchen, und doch hört man noch täglich ſchreien, wenn dieſes neue Syſtem geſiegt habe, werde auch die Welt politiſch anders, d. h. beſſer werden. Archimedes war doch ſo beſcheiden zu ſagen: Gieb mir einen feſten Punkt, und ich will dir die Erde bewegen, aber dieſe Weiſen ſezen einen Fuß in die Wolken, und den andern in den luftigern Aether, und klügeln und weiſſagen aus dieſen windigen Regionen über die gute und feſte Erde, die ſie nicht mehr halten. Die Lerche ſieht freilich zum Himmel, wenn ſie ſingt, aber doch beſingt ſie den Lenz und die Schönheit der Erde. Was ſoll uns alles Geſchwäz über die reine und aprioriſche Natur des Menſchen, über ſeinen Zuſtand vor und außer aller Geſellſchaft, über ſein Weſen als Geiſt und als Leib? Davon wiſſen wir am Ende eben ſo viel, als vom Mann im Monde, und locken den Hund damit nicht aus dem Ofen; wohl aber laufen wir jeden Augenblick Gefahr, ſehr einfältiges und abgeſchmacktes Zeug als neue Weiſſagungen und Orakelſprüche zu verkaufen. Es wandelt ein Geiſt verborgen, und nur den Edleren fühlbar, durch die ganze Natur, und alſo auch durch den Menſchen. Es iſt kein Köhlerglaube, der uns durch die wunderbaren und ungeheuren Begebenheiten und Wechſel der Welt ein Schickſal und eine Vorſehung wandelnd zeigt. Aber ſobald wir anfangen, dieſe

groſsen Dinge, die nur die fromme Betrachtung ſtill empfindet, wie ſie ſelbſt ſtill ſind, herausklauben und haarklein beſtimmen und auflöſen zu wollen, ſo gerathen wir auf das Lerchenfeld und verwickeln uns in die Netze, die wir ſelbſt ſtellten. Die Erfahrung wird uns doch immer zur Seite gehen müſſen, ſie wird uns erſt viel geben und lehren müſſen, ehe unſer Urtheil feſt und ſicher auf eignen Füßen gehen kann, d. h. wir werden erſt die Leiter auf der Erde befeſtigen müſſen, womit wir den Himmel erklettern wollen. In Grotius und Macchiavelli iſt mehr Geſundes über die Kunſt, Menſchen zu regieren und Staaten aufrecht zu erhalten, als in allen Philoſophien des Rechts und der Politik a priori. Wie kann ich auch überall etwas a priori und vor aller Erfahrung beſtimmen, was mir einzig in einer Reihe von Erfolgen gegeben werden kann? Wenn die Herren dies Alles a priori wiſſen, ſo iſt es wahrlich ein Wunder, daß unter den Huronen und Otahitern nicht lange ſchon ein Montesquieu aufgeſtanden iſt. Was iſt nicht z. B. in unſerm letzten Decennium über die Weiber und ihre Rechte geſtritten und geſchrieben worden, — denn es iſt Zeit, daß ich zu meinem Gegenſtande einlenke — und wie hat man ſich dieſer vermeintlich Unterdrückten angenommen und ihnen ihre natürlichen Rechte wieder erkämpfen wollen! Wie haben ſich ſelbſt einige Amazonen mit

dem Gänsekiel bewaffnet, um so glorreich für ihr Geschlecht zu fechten, das durch das Recht des Stärkern nur unterliegt, wie sie klagen! Alles kömmt bei diesem Streit auf das kleine Wörtchen Natur und natürlich an, das mit dem Wörtlein Recht verknüpft eine sehr ernsthafte Miene annimmt. Es ist hier kein Platz über überflüßige Worte überflüßige Erörterungen anzustellen. Wo in der Welt giebt es natürliche Rechte im gewöhnlichen Sinne und wo hat es diese so rein gegeben, als man sie in langen Reihen von Ableitungen hinzustellen weiß? Nehme ich aber Natur in dem Sinn dessen, was dem Menschen als Menschen angehört, ohne welches er aufhören würde ein solcher zu seyn, so kann ich das wieder nur durch die Erfahrung wissen; denn alles, womit und wodurch der Mensch sein Leben lang in Verbindung steht, gehört dann auch zu dieser Natur und bestimmt also seine Verhältnisse und Rechte. Gehorsam gegen diese Natur, gegen die ganze äußere Lage, worin der Mensch auch ohne bürgerliche Gesellschaft seyn würde, wird seine erste Pflicht seyn; er wird sie von selbst lernen, dies zeigt die ganze Geschichte. Kömmt die größere Staatsgesellschaft hinzu, so gehört auch sie zu seiner Natur; weil er zu ihr hinan strebte, war sie nicht streitend mit seinen Grundanlagen. Ein Tiger wird nie die Heerde hüten lernen; weil ein Hund sie

hütet, so sagt er uns eben dadurch, daß es ihm nichts unnatürliches sei. Ein Zebra wird nie die Dienste des Pferdes thun. Also das Pferd sollte nicht ewig in der Wüste weiden und der Mensch nicht immer ein Pescherä bleiben. Ich mögte wohl wissen, was unsre Philosophen so einem Natursohn, der seine Sprache in einzelnen Hauchen ausstößt und, von faulen Fischen satt, nackt im Schnee liegt, für ein Naturrecht geben wollten? Sie wissen und kennen ja keines, als das gesellschaftliche, und spielen mit einer tauben Nuß, wenn sie von einem Naturrecht vor aller Gesellschaft schwatzen. Aber da rufen mir tausend ein: Halt ein! entgegen, und kommen mit einem Ideal des gesellschaftlichen Rechts, das sie Naturrecht nennen, worin alles das ausgemerzt werden soll, was zur Ungebühr in die Menschennatur durch lange Zahmmachung und Gewöhnung gebracht ist. Es ist schön zu träumen, aber noch schöner, zu zeigen, daß in der Wirklichkeit alles das Schöne einzeln gewesen ist, was sie freilich leicht zusammen haben können durch die Zauberformeln der Schlüsse und Deduktionen, die auf keinem irdischen Boden ruhen. So lange die Erde mit ihren Elementen bleibt, wie sie ist, wird auch das Gute und Böse ewig wechseln, und die Nothwendigkeit wird fort regieren, wie sie ewig das Regiment gehabt hat. Wir werden endlich gestehen müssen, daß wir in die Politik

zu viel Moral gemiſcht haben, die nie in ihrer Ausübung gelegen hat. Nach der Moral müßte jeder Schweitzer, ſtatt ſich zu bücken und zu ſchmeicheln, zu den Franzoſen ſagen: ihr ſeid unſre ſchlimmſten Feinde, denn ihr habt uns ſchändlich gemishandelt; aber ſagten dies alle Schweitzer, ſo ſtände es vielleicht mit dem armen Lande noch ſchlimmer; doch könnten ſie es ſagen, ſo würden ſie noch für ihr Vaterland ſterben können, und würden dann freilich mächtiger ſeyn, als alle Könige Europens und Republiken zuſammen, denn wer ſterben kann, iſt nie ein Sklave.

Aus zu muthwilligen Abſprüngen von der Natur iſt ein unnatürliches Naturrecht entſtanden. Daher entſpringt auch der Spruch, den ſelbſt manche junge Romanleſerin ſchon paſſend zu gebrauchen weiß: Das Weib hat mit dem Mann gleiche Rechte. Ich ſage gradezu: das iſt eine Lüge, behaupte aber umgekehrt zum Troſt der Weiber: Der Mann hat mit dem Weibe nicht gleiche Rechte. Es iſt das erſte Geſetz der Natur, das jeder Strauch und jeder Vogel in der Luft ehrt: ich gehorche, dem ich muß; ich beherrſche, was ich kann. Welcher Philoſoph wird dies Weltgeſetz umſtürzen? Kann es keiner, ſo hebt er auch die Folgen nicht auf, die daraus entſpringen. Bei den roheſten Völkern hat der Mann das Schwert, ſchlägt die Feinde,

richtet die Verbrecher, beherrſcht das Haus und den Leib der Weiber. Du ſprichſt, es iſt ſchlimm, aber magſt Du es ändern? Mit fortſchreitender Bildung fällt manches Rauhe von der Rinde ab, aber die Grundzüge bleiben und ſie werden bleiben und müſſen bleiben. Die Natur und die gewaltigſte Leidenſchaft machen das Weib zur Mutter, damit das Menſchengeſchlecht nicht untergehe. Nur im Schooße und an der Bruſt der Mutter gedeiht das Kind; dies beweiſen alle Findelhäuſer. Was wollen wir alſo mit dem Weibe machen, das in den Krieg zieht, das Richter, Advokat, Poſtillion iſt? Sind die Geſetze unbillig, die ſie von ſolchen Dingen ausſchließen? that es nicht die Nothwendigkeit? Was ſoll mir der Richter im Kindbette, der ſchwangere Prokurator und Kaufmann auf Reiſen? Was ſoll mir ein Weib mit der Verwaltung ſeines Vermögens und ſeiner Kinder Vermögens? was mit dem Scepter? Weil einige gut verwaltet, einige trefflich regiert haben, können es nicht alle. Man ſpricht ja im Urtheilen nur nach der Mehrzahl. Was ſoll mir endlich das Weib in dem vollen Gewirre und reißenden Strudel des gedrängten und getümmelvollen Lebens? Wo ſo viele feſtere und beſonnenere Männer ſich verlieren und zu Grunde gehen, da ſollte dies leichtere und zartere Weſen ſich halten können, das, wenn es ſich ſelbſt im Getümmel überlaſſen iſt, jeder Hauch hin

und her bewegt, jeder Tropfen fortſchwömmt? Was ſoll ein Weſen da, wo der Verſtand nur ſteht, welchem das ſtillere Gefühl das Urtheil und die Liebe und den Haß beſtimmt? Weil ein Weib, das ſeine heiligſte Pflicht als Mutter erfüllen will, viel einſam ſeyn und ſitzen muß, ſo erfand der weiſe Sinn unſrer Väter das Wort ſittſam, worin alle ſchönſte Tugenden der Frauen verſchloſſen ſind. Weiber, die männlich ſcheinen wollen und Männerarbeit thun, hören gewöhnlich auf, Weiber zu ſeyn, deren Karakter in Stille und Liebenswürdigkeit zu ruhen ſcheint. Man preiſt ein Weib, das tapfer den Huſarenſäbel führt, und ehrliche Wunden aufweiſen kann, man ſpricht groß von einer Anna Dacier, aber man mag beide nicht zur Mutter ſeiner Kinder haben. Sie dünken dem Manne Ungeheuer, weil ihre erſte Beſtimmung, hold zu ſeyn und Kinder zu erziehen, dabei nicht beſtehen kann. Alſo nicht was wir wohl mögten, ſondern wozu die Nothwendigkeit unſrer innerſten Triebe uns treibt, was daher auch die Geſetze aller Zeiten und Völker geheiligt haben, das beſtimmt unſre Pflichten und Rechte. Das Weib kann kein Schiffer, kein Soldat, kein Prieſter und Arzt ſeyn, weil es dabei kein Weib bleiben dürfte.

Man ſehe umher, wie die Welt ſteht, und zurück, wie ſie vor einem ganzen und halben Jahr-

hunderte ſtand, und antworte mir. War alles Kette des Weibes und der Tyrannei des ſtärkern Mannes, wovon man die Weiber gelöſt hat, oder wovon ſie ſelbſt ſich allmälig zu löſen gewußt haben? Waren nicht manche dieſer Bande heiligere ihrer Natur, oder ihrer Beſtimmung, worin ſie freilich mit der Zeit freier einhergehen, die ſie aber nie als unnütze ganz zerbrechen ſollten? Wer freut ſich nicht, wenn die alten Klöſter- und Serailmauern niedergeſtürzt ſind, worin unſre Großmütter noch gehalten wurden? Aber wer betrübt ſich nicht, wenn er die Mädchen und Jungfrauen die ſchönen Tage und oft den ſchöneren Ruf verflattern ſieht, die beide gebraucht werden ſollten, ſie auf ihre Zukunft vorzubereiten? Wenn ich jetzt zuweilen ſelbſt von Mädchen höre, Jugend habe keine Tugend und ſie müſſen ihre Raſejahre haben, ſo läuft mir's über die Haut. Ein Mann kann ausraſen, ein Weib, das einmal raſte, raſt immer. Die Unterſchiede ſind vielen zu fein, aber die Beobachtung der Geſchlechter giebt ſie uns ziemlich dick und handgreiflich. Was vor zweitauſend Jahren an Männern Tugend hieß, heißt es bis auf den heutigen Tag, Mäßigkeit, Tapferkeit, Enthaltſamkeit; und bei Weibern ſollte es anders ſeyn? So lange Stille, Sanftmuth, Liebe erſte Weibertugenden ſind, werden ſie nie ein Recht haben, zu ſeyn, was die Männer ſeyn dürfen. War Scipio

ein Held, als er ſeinen eignen Muth überwand, war es der größere Alexander bei Iſſus, ſo war auch Blanka von Frankreich größer, als Katharina von Rußland. — Sieh dich ferner ein wenig um, du Lieber, und melde mir, was du ſieheſt. Iſt Dir die Ordnung der bürgerlichen Verfaſſung, worin Du Dir deiner edleren Kräfte bewußt wirſt, nicht etwas Ehrwürdiges und Herrliches? muß Dir alſo nicht auch ehrwürdig und herrlich ſeyn, wodurch dieſe Ordnung Beſtändigkeit und Unterſtützung erhält? Sieh hinein in die Städte der Pracht und des Getümmels, wo die Weiber leben, wie die Männer! was ſieheſt Du? Wenige Kinder und dieſe wenigen kümmerlich, vor der Zeit entnervt und verwelkend. Die kleinen Städte, das ſtille und arbeitende Landvolk giebt die Arme und Herzen, die das Vaterland vertheidigen und lieben. Frage nach den Müttern der Weiſen und Seher, der Erfinder und Geſetzgeber, der Befreier und Beglücker der Menſchheit. Wie lebten ſie? wie waren ſie? Sie flogen nicht von Ball zu Ball, nicht von Schauſpiel zu Schauſpiel, nicht von Mann zu Mann. Still bewahrten ſie das Heiligthum der Menſchheit, die Zucht. Es waren fromme, liebende und kühne Herzen, die im Verborgenen und in der Einſamkeit der jungen Menſchenpflanzen in Liebe pflegten. Solchen Weibern weihte das Alterthum Altäre, ihre Namen glänzten neben den Wohlthä-

tern, die ſie dem Vaterlande gebahren. Wir vermiſchen bei aller Wuth, das Reine, das Urſprüngliche der Menſchheit zu ſuchen, Reines mit Unreinem und Großes mit Gemeinem.

Auch die Weiber in Paris waren im Anfange der Revolution kühn genug, bei den Repräſentanten, die alle alten Rechte in dem Mörſer der Erneuung, wie Aietes Tochter, zerſtampften, eine Erklärung ihrer Rechte neben der Erklärung der allgemeinen Menſchenrechte zu fordern und ein Eingeſtändniß der Sklaverei, worunter man ſie bisher gehalten. Sie gingen mit nichts wenigerm um, als Theil an der Repräſentation und allen Aemtern und Geſchäften des Staats zu nehmen; wohl mancher Ulysses stolatus hatte ſich ſchon im Geiſt gefreut, wie er von der Tribune gegen einen Mirabeau, Maury, Vergniau andonnern wolle. Aber dieſes Anliegen gerieth ihnen nicht, leider war die bewaffnete Gewalt noch bei den Männern. Die Verſammlung machte einen Scherz daraus. Der Präſident antwortete ihnen, die Bürgerrechte, die nun zuerſt feſtgeſtellt ſeien, begreifen auch ſie unter ſich; die Franzöſinnen ſeien zu witzig und liebenswürdig und die Franzoſen zu galant, als daß ſie nicht auch ohne den äußern Schein ewig herrſchen würden. Mit dieſem Komplimente mußten die ſchönen Kinder abziehen, die es verſäumt hatten, die bewaffnete Schaar der Halledamen mit in ihr

Intereſſe zu ziehen. Die Repräſentanten meinten indeſſen nur zu ſcherzen und ſagten eine große Wahrheit.

Aber auch ohne dieſe Herrſchaft der Schönheit und Liſt über die Regier und die Kraft hat die große Veränderung und Umwälzung der Dinge, die ſo vieles losgelaſſen hat, den Weibern noch ein weiteres Feld gegeben, ſich zu tummeln, als ſie vorher hätten, und wenn das frei ſeyn heißt, ſo haben auch ſie allerdings beträchtlich an Freiheit gewonnen. Man riß ſo Vieles nieder, woran die Menſchen von Kindheit auf gewöhnt waren ihre Begriffe von Recht und Unrecht zu knüpfen; man lehrte über die Religion der Väter lachen und ſtellte ein Dunſtbild einer Metaphyſik auf, die die Lehre heiligte: um die künftige Generation zu beglücken, müſſe man die jetzige in ihrem eignen Blute waden laſſen. Als man in der Perſon einer Hure die Göttin Vernunft auf den Altar ſtellte, von dem Chriſtus mit ſeiner Mutter verwieſen war, da jauchzte alle Leichtfertigkeit und die fromme Sitte trug Leide. Man riß endlich auch den Zaun nieder, der freilich Manchen Lebenslang ein ſchreckliches Uebel geweſen war, der aber doch nicht allzuleicht überſpringbar gemacht werden muß, den Zaun, den das Sakrament der Ehe aufgezäunt hatte. Vor dieſem war ſonſt doch mancher Muthwille, manche äußere Unzucht ſtill geſtanden und kalt ge-

worden. Aber nun ward die liebe Ehe ein rechter Spaß und man konnte allerliebſte Pröbchen machen, die kahle Einförmigkeit der Unterhaltung eines Jahres vermannigfaltigen und doch ein kreuzbraver Bürger und eine unbeſcholtene Bürgerin ſeyn. Die Ehe muß in keinem Staate, am wenigſten in einem ſolchen, der nur durch Sitten beſtehen kann, ein leichtſinniges und ungefähres Zuſammenlaufen werden, wie es bei Gauklern und Spielleuten, die das Land durchziehen, ſo oft der Fall iſt. Der Staat muß mit der wichtigſten Sache wenigſtens etwas mehr Anſtand beobachten und mehr Umſtände machen, und nicht eine Eheſcheidung eben ſo leicht unterzeichnen, als einen Reiſepaß. Es iſt keine Fabel, am wenigſten in Paris, daß manche Leute je alle zwei Monate ihre Bettgeſellen verändert haben; daß ſich ſolche zwei- dreimalige Veränderungen im Jahre noch finden, beſtätigt die Erfahrung, obgleich dies ſchon anfängt, unmodiſcher zu werden. Ueberdem iſt es nicht eines jeden Vermögen und Bequemlichkeit angemeſſen, ſo oft ſein ganzes Hausweſen von neuem umzuwühlen. Von dem Einfluſſe, den dieſes alles nothwendig haben muß, ließe ſich wohl Manches ſagen, aber den mag man aus einzelnen Zügen ſich herausklauben, die gelegentlich das öffentliche Leben und Treiben der Geſchlechter mit einander ſchildern; denn das geheimere der Pariſerinnen kenne ich nicht,

obgleich die meiſten wohl wenig geheimes und häusliches Leben führen, als die Paar Stunden, die zum Schlaf und Putz und zu den Sachen, die zwiſchen Schlaf und Putz fallen, verwandt werden.

Doch ich habe oben geſagt, dies ſolle keine Litanei werden über die Zeit, worin wir leben, und keine Streitſchrift gegen die, welche meinen, wir könnten in unſerm geſellſchaftlichen Zuſtande, wie er iſt, auf gut Otahitiſch auch mit den Weibern leben, und die die Verſchämtheit als ein in der Geſellſchaft erkünſteltes Ding für das abſurdeſte und lächerlichſte halten, was es in der Welt giebt. Laß mich alſo lieber die Zeit, die mit Unrecht ſo verrufen iſt, in Schutz nehmen und die Dinge ohne Haarklauberei darſtellen, wie ſie ſind. Es ſind ohne mich ſchon zu viele, die ſich die Kehlen heiſer ſchreien mit Zurechtweiſungen, wie ſie ſeyn ſollten. Wenn ich gleich den wenigſtens in Schriften zien ich gemein werdenden Leichtſinn, womit man über das Verhältniß der Geſchlechter zu einander ſchreibt und philoſophirt, keinesweges für ein gutes Zeichen der Zeit anzuſehen wage, ſo bin ich doch ſo kühn, das wirkliche Leben dieſes Zeitalters gegen den Ruf in Schutz zu nehmen, als ſei die Ausgelaſſenheit der Sitten nie größer und ſchändlicher geweſen. Freilich wünſche ich da nicht, daß man ein Paris und London und die Gegenden, wo täglich Kriegsheere wandern und unſtäte Flüchtlinge

ohne Haus hin und her fliehen, zum Maasstabe annehme, sondern Europa im Allgemeinen, und leicht wird sich finden, daß mit der immer mehr schwindenden Barbarei auch selbst in dieser Hinsicht die Menschheit gewonnen habe. Es ist freilich ein lange hergebeteter, oder vielmehr nachgebeteter Spruch, daß mit der gesellschaftlichen Verfeinerung und dem Luxus, den diese im Gefolge hat, die keuschen Sitten immer eine Fabel der Urgroßmutter werden; aber ich finde diesen Spruch sehr unwahr, wenn ich vom Ganzen der Völker, oder nur Eines Volks rede. Ein weltbeherrschendes Rom, ein Hof des großen Königs scheint dies freilich zu bestätigen und übertraf an Liederlichkeit und Künsten der Wohllust alles, was die verdorbenste Phantasie nur denken mag; ein Paris, wenn es wirklich zum Unheil unserer Kultur die Beherrscherin Europens werden sollte, würde dies von neuem bestätigen; denn wohin die Schätze der Welt zusammenfließen, da folgen dem magnetischen Metalle Gold auch alle Laster und Schmutzigkeiten. Aber wir hoffen von der Vorsehung, daß sie nicht alles zu Sklaven werde gedeihen lassen. So vertheilt, wie die Kräfte und Schätze der Erde jetzt Gottlob auch unter den Völkern unsers kleinsten und gebildetsten Welttheils sind, haben wir hoffentlich keinen solchen reißenden Einsturz der Sitten zu fürchten, als Rom ihn nach der Eroberung Karthagos, Griechenlands und Asiens

erfuhr. In einer andern Hinſicht thun uns unſre Geſchichtſchreiber und Philoſophen Unrecht, wenn ſie die heutigen Sitten der europäiſchen Völker gegen die der alten Germanier des Tacitus halten, von denen die meiſten Reiche dieſes Erdtheils gegründet ſind. Wir ſtehen gegen jene noch halb wilde Barbaren faſt in gar keinem Berührungspunkte. Sie lebten noch in einem zu engen Kreiſe und hatten kaum erſt die Anfänge der geſellſchaftlichen Bildung in dem wenigen Ackerbau, den ſie trieben. Gezwungen, zu einem harten und rauhen Leben, durch die Nothwendigkeit gezwungen, von den einfachſten Nahrungsmitteln zu leben, ohne alle Kunſt und Gegenſtände der Begierde, die die Luſt und Phantaſie hätten reitzen können, waren ſie auch aus Nothwendigkeit keuſch und nüchtern. Ihre Tugenden und Laſter ſind gröſtentheils nicht Kinder des bändigenden Willens, ſondern der eiſernen Nothwendigkeit. Aber konnten dieſe Germanen ſo bleiben, als ſie in Kultur fortſchritten. Wer die menſchliche Natur kennt, der wird mit mir die Unmöglichkeit bejahen. Man ſehe die Geſchichte unſers Erdtheils vom ſiebenten bis zum neunzehnten Jahrhundert an — und auf dieſe Anſicht fordre ich kühnlich einen jeden heraus — und wage dann, über die Sitten unſers Zeitalters den Stab zu brechen. Wo die Barbarei mit der Bildung noch am grimmigſten ringt, da iſt der Tummelplatz aller

Laſter, Verbrechen und Schändlichkeiten. Man gucke nur in die wenigen Reſte der Geſchichte der Bildung des griechiſchen Staaten- und Völkerſyſtems nach den aſiatiſchen und trojaniſchen Kriegs- und Handelszügen, man blättere in den Annalen, die das Zeitalter der letzten Karlinger und erſten Kapetinger beſchreiben und den Urſprung der treuga Dei, oder des Gottesfriedens; man höre, was Etatsrath Pellas uns über die Sitten und das Leben der gemeinen Ruſſen, unſtreitig der roheſten und ſklaviſchſten Europäer, ſagt, und man wird nicht lange zweifeln, wo die Sitten reiner ſind, ob in Sachſen und Northumberland, oder bei Smolensk und Peterwardein. Lies, ich bitte Dich, die Annalen des Mittelalters, ſuche nach, wie man an den Höfen der Fürſten und in Bauerhütten, wie man auf Kriegszügen und bei heiligen Spielen und Proceſſionen lebte, bedenke die 19000 Spitäler für Ausſätzige, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte in Europa waren, bedenke das adliche Geſindel, das die Lehnsherrſchaft mäſtete und deſſen Lüſten alle Weiber und Jungfrauen gehörten, bis die Städte ihre Macht einſchränkten und die ſteigende Aufklärung ſie lehrte, ſich ihrer Barbarei in manchen Stücken zu ſchämen. Ich werde ewig den gebildeten Zeitaltern das Wort reden. Wem einmal Schönheit und Wohlanſtändigkeit gefiel, der kann ſo groß und unmenſchlich nicht ſündigen, als

der rohe Barbar. Ich läugne damit nicht, daß die Barbarei des Luxus, die ſich nun bei uns häufig findet, nicht die abſcheulichſte und ſchmutzigſte aller Barbareien ſei; denn was iſt wohl häßlicher, als ein Menſch, der in einer gebildetern Staatsgeſellſchaft kein Geſetz für ſeine Begierden kennt, die häufig Kinder der Phantaſie ſind? Rohheit unter dem Firniß der Kultur wird immer das Widerlichſte bleiben, ſo wie ein Teufel unter der Maske eines Engels. Doch wozu entſchuldige ich Dich, meine Zeit? Paris und ſeine Weiber, deren unterſten Ausſchuß ich zu beſchreiben habe, ſind ja nicht Europa.

Großen Einfluß hat die Revolution in Frankreich auf die Sitten der Männer und Weiber gehabt. Als der Mann ſich von allen Ketten der alten Formen und des alten Glaubens löſte, da thaten die Jugend und die Weiber, die immer Jugend bleiben, ein Gleiches. Eben die Frechheit, die alles an der alten Verfaſſung und dem alten Kultus verwerflich fand, fand bald vieles höchſt lächerlich und überflüßig, was die Väter mit dem Namen der Tugenden ehrten. Eine züchtige Hausmutter, ein zärtliches Weib, eine treue Geliebte zu ſeyn, war jetzt eine zu kleine Beſtimmung der Weiber, auch ſie ſollten ſelbſt den Schein dieſer gleichgültigen Tugenden abwerfen und nach höheren Dingen ſtreben. Und mit dieſer Verachtung alles Scheins, aller

aller Sitte des Anſtandes ging auch der letzte Nagel los, der die geſellige Ordnung hält. Es iſt doch beſſer, wenn das Laſter noch ſo ſchämig iſt, die Maske einer Tugend umzuhängen, die es nicht mehr hat; wo es in ſeiner eignen Häßlichkeit auftreten darf, da ſchämt ſich ſelbſt die Tugend und wird lächerlich.

Man rechnet jetzt über 30000 Mädchen in Paris, die der Franzoſe Freudenmädchen nennt, weil ſie nach dem Ausdrucke eines Zeitungsſchreibers, der ihre Vertheidigung übernahm, ſich uneigennützig bloß der Freude und dem Vergnügen des Publikums in ihren ſchönſten Jahren und mit allen ihren Reitzen geweiht haben. Dieſer Mann redete ihnen auf eine recht naive Art das Wort. Er behauptete, der ſtrenge Eheſtand mache nur Egoiſten in der Geſellſchaft, und mit einem ſo alltäglichen Dinge, als der Leib iſt, müſſe man nicht ſo geitzig ſeyn. Uneigennützigkeit, Gemeinſchaft der Güter und Gaben ſei das erſte Geſetz der Natur und Geſellſchaft und führe die letztere zur höchſten Bildung hinan. Er ſchloß mit der witzigen Bemerkung: „Vor 50 Jahren wäre jede Hure noch roth geworden, ſich einem Juden Preis gegeben zu haben; ſeitdem unſre Weiber auch bei den Juden liegen, iſt die Nation gröſſer und menſchlicher geworden.“ Glück zu dieſer Menſchlichkeit und Gröſſe! die wird euch keiner beneiden. — Man kann dieſe ungeheure

Zahl öffentlicher Weiber unmöglich in Einen Topf werfen. Es giebt eben so viele Klassen und Grade unter ihnen, als es deren in der Gesellschaft giebt, und es wird also nöthig seyn, dies bei der Beschreibung nicht zu vergessen. Freudenmädchen heißt übrigens bei mir alles, was sich, gleichviel, ob mit Wahl, oder ohne Wahl, öffentlich für Geld Preis giebt und aus dem Arm des Einen in den des Andern geht. Die einem einzigen Manne angehören, oder sich auch verdungen haben, sei es selbst nur auf eine bestimmte Zeit, wage ich in Paris nicht, Huren zu nennen. Diese, deren Zahl gleichfalls nicht klein ist, werden mit einem feineren Namen Mätressen und Freundinnen genannt. Wie es bei vornehmen Türken eine Schande wäre, kein Harem zu haben, selbst nach dem Alter der Spiele des Harems, so wäre es in Paris gleichfalls etwas sehr lächerliches, reich und hochansehnlich zu seyn, ohne eine, oder einige solcher lieben Kreaturchen zu unterhalten. Von Barras bis zu dem vermögenden Banquier und dem bereicherten Kommissär füttert jeder, der es thun kann, so ein kleines Uebel zum Spielen und man sieht die Freundinnen dieser stolzen Parvenus in Kutschen und zu Pferde alle Tage über die Boulevards und auf der Straße nach dem Hölzchen von Boulogne und Versailles und St. Cloud traben; sie ersetzen ganz die Stellen der Geliebten eines vormaligen Grafen von

Artois und Calonne, obgleich ſie vielleicht in nicht ſo großer Menge ſind, noch ſeyn dürften. Das Volk, das denn doch etwas freier und frecher im Munde geworden iſt, ſchreit ſolchen Triumphzügen, die über Teutſchland und Italien gefeiert werden, doch zuweilen mit einem übelklingenden Worte nach, und ich hörte einmal ganz unfranzöſiſch auf dem Revolutionsplatze einen muthwilligen Buben hinter Barras galoppirende Mätreſſe, die zwei Bedienten zu Pferde hinter ſich hatte, ſchreien: Seht! ſeht ein Wunder! Barras Stute reitet auf Barras Hengſt. —

Es iſt ein abgedroſchener Satz, daß die Dinge, wie ſie an Extenſion wachſen, an Intenſion gewöhnlich abnehmen. Man behauptet jetzt, die Zahl der öffentlichen Mädchen ſei größer, als unter der alten Regierung. Aber das läßt ſich wohl nicht ſo ganz genau beſtimmen. Vormals mußten ſie doch etwas decenter und beſcheidener erſcheinen, und unter dieſem Schein verbarg manche vielen Augen, was ſie war. Jetzt, da das Gewerbe geehrt und durchaus ungehindert ſcheint, trägt auch jede öffentlich zur Schau, was ſie iſt und wovon ſie lebt. Dies iſt vielleicht der Grund, daß ſie zahlreicher ſcheinen, als vormals. Doch erklären viele aus dieſer Menge das geringere Glück, das auch die erſten von ihnen machen, als eine Beſtätigung des oben ſtehenden Satzes: je mehr Ausbreitung in die

Weite, desto mehr Abnahme der Höhe und Tiefe. Doch wollen wir zuerst von denen reden, die die meiste Höhe und Tiefe haben.

Von den berühmten Namen, deren noch Schultz vom Jahr 1791 und 92 erwähnt, ist jetzt nichts mehr zu hören, so vergänglich ist der Ruf der Liebenswürdigkeit und Schönheit, und so hinfällig ihre kurze Blüthenzeit. Solche, die ein Graf von Artois mit allen seinen goldnen Ludwigs nicht erbitten konnte, die reich und stolz genug waren, ihr Herz oft für einen armen Kommis und hübschen Lakeien entscheiden zu lassen, und das edelste Blut Frankreichs und Europens mit 64 Ahnen und vollen Börsen aus ihrem Vorzimmer abzuweisen, solche kennt man jetzt nicht. Es sind in Vergleichung mit der alten Zeit äußerst wenige von den öffentlich Feilen, die ihr eignes Haus, oder wenigstens einen Stock in einem schönen und vortheilhaft belegnen Hause bewohnen, und sich Equipage, Lakeien, Mädchen, Reitpferde, und den ganzen Glanz einer üppigen Wirthschaft halten, wie es sonst nicht selten war. Welche es jetzt so weit bringt, sich für beständig einen Miethkutscher und eine Remise bedingen zu können, hat ein groſses Glück gemacht. Ich gebe die Ursachen dieser Veränderung, wie ich sie in häufigen Gesprächen mit denen, die in diesem Gewerbe Speculationen machen, und also am besten darüber sprechen können, gehört habe, zumal da

ſie nicht ganz unwahrſcheinlich ausſehen. Gewöhnlich heben ſie an über das zu klagen, von dem Viele meinen, daß es ſie ehrlicher und anſehnlicher gemacht habe. Ach! die Revolution! iſt immer das erſte mit einem Seufzer begleitete Wort, das aus ihrem Munde kommt. „Wir haben keine Ducs, keine Marquis, keine Grafen und Baronen, keine Erzbiſchöfe und Biſchöfe mehr, die das Recht hatten, frohe und liberale Menſchen zu ſeyn, und ihre Schätze hier im Glanze des erſten Hofes von Europa zu verzehren. Alles das iſt verarmt, oder verjagt, der alte ſchöne Ton iſt hin, und das tolle Volk will wohl luſtig und locker ſeyn, aber alles ohne Pomp und Freude. Die Repräſentanten und alle Anhänger unſrer neuen Regierung können ſie kaum halb erſetzen. Sie müſſen nicht meinen, Bürger, als wenn ſie der Weiber entbehren könnten; das kann ein Franzoſe nie; aber die verdammte Freiheit macht ihnen alles ſo leicht. Sie können neben ihren Frauen, zwei, drei Mätreſſen auf Extraſtaat halten in eignen Palläſten und vor aller Welt; das durfte man doch vormals aus Achtung vor den Würden, die man trug, und vor dem Hofe nicht. Alle dieſe Beiſchläferinnen und Frauen von der linken Hand rauben uns den Verdienſt und den Glanz. Wir nahmen ſonſt, doch ein bischen verſteckter, ihre Stellen ein, und die kleinſten unſers Gewerbes bekamen durch die größten Anſehen

und Ehre. Der verdammte Krieg macht uns ganz Europa zu Feinden, und wer weiß, ob der alte ritterbürtige Adel nicht auch künftig eine Stadt scheut, wo man alle Stammbäume und Geschlechtsregister verbrannt hat. Ach die reichen englischen Lords, die schwerfälligen und gutherzigen teutschen Prinzen und Baronen, die Schweden, Russen und Polacken, kurz alle Europäer kamen hieher, um von uns feine Sitten und die Liebe zu lernen, die man nirgends, als in Frankreich findet.“

So ungefähr klingt das ewige Einerlei ihres Klagliedes über die ungünstige und magere Zeit, und man kann ihnen von so vielen Gründen, die sie anzuführen wissen, immer doch einige, auch ohne Galanterie, glauben. Wenn sie übrigens fast alle mit französischem Stolz meinen, daß die Fremden zu ihnen kommen müssen, um feine Sitten und Liebe zu lernen, so mögen sie nicht ganz Unrecht haben, auch in Rücksicht der Liebe nicht bei so vielen, die diesen schönsten Trieb des Menschen oft allein in dem bloßen thierischen Genusse finden, der nur eigentlich die Liebe krönen und die Folge des liebenden Herzens, mit der süßen Begier verbunden, seyn sollte. Diese Klasse unterscheidet sich in nichts von den anständigsten und gebildetsten Weibern in Paris, ja sie ist wohl genöthigt, mehr, als manche von jenen, alle Künste aufzubieten, um auch liebenswürdig und immer neu und unterhal-

tend zu ſeyn. Sie werden nie ohne Begleitung eines Mannes öffentlich einhergehen, noch ins Schauſpiel fahren, oder in einen Kaffe treten. Nur feine Kenner ſolcher Sachen unterſcheiden ſie von andern Weibern, die unter einem andern Namen wohl oft näher mit ihnen verwandt ſind, als man ihrem Aeußeren es anſehen kann. Ihre Unterhaltung iſt leicht, gefällig und frei, ohne je indecent zu werden. Muthwillig dürfen ſie gern ſeyn und witzig, aber nie ſchlüpfrig und locker von Zunge. Sie wiſſen ſo ſehr auf Ehre zu halten, und müſſen ſo darauf halten, nach dem Worte: Wer da hat, dem wird gegeben, daß ſie ihren ganzen Ruf und Kutſche und Equipage riskirten, wo ſie ſich oft an Orten ſehen ließen, wohin nur die mittlere und kleinere Welt kommt. Tivoli, der Pavillon d'Hannover, das Palais royal, die Oper, eine Fahrt aufs Land, nach St. Cloud, der Bagatelle ꝛc. ſind die Tummelplätze der feineren Welt; doch ſuchen ſie hier noch die Stellen und Winkel, wohin ſich dieſe am meiſten zurückzieht. Ich bin durch die Gunſt des Zufalls nur mit einigen bekannt geworden — denn weder meine Börſe noch meine Perſon reichte zu ihnen — und ich muß geſtehen, daß es kaum eine angenehmere Unterhaltung auf einige Stunden geben kann. Denn ſo allerliebſt ſchwatzen und ſcherzen kann doch kein Weib, als eine niedliche Franzöſin. Auch ſind ſie gegen jeden ſehr artig, wobei

auch weder Eigennutz, noch Wohllust ins Spiel kömmt, und erzählen ihre kleinen Erfahrungen, Geschichten und Leiden sehr unverhohlen. Eine solche, mit der ich einmal ins Gespräch gerieth, sagte mir bei'm Abschiede: „Adieu, Bürger, wir müßten vergehen, wenn wir nicht mit andern Leuten sprechen dürften, als mit denen wir ..... Es ist unser trauriges Schicksal, mit Tröpfen zu thun zu haben, oder mit Narren, so lange wir gelten — nachher — après, mot fatal, nous verrons après.“ Und freilich kommt dies fatale Wort Nachher auch wohl bei den meisten nach. Wenige sind wohl so klug und so glücklich, auf die Zukunft zu denken, und sich ein, wenn auch nur kleines, unabhängiges Loos zu sichern. Die dies nicht können, oder wollen, die nicht listig genug sind, aus der Vielmännerschaft in die Einmannschaft überzugehen, und endlich einen Einzigen ihren Leib genießen und füttern zu lassen, müssen oft wieder aus den schön möblirten und eleganten Zimmern und der eigenen Karosse heraus, und nach einem magern Fang durch die kothigen Gassen laufen, und müde und hungrig endlich mit dem Gefundnen vier, fünf Treppen hoch unters Dach kriechen und der unlustigen Lust genießen. Wie es dann von hier mit Extrapost weiter geht, das mögen uns die lehren, die ausführliche Biographien aus den Hospitälern, und von den Bewohnerinnen der kleinen Kellerbuden liefern.

Es ist schlimm, daß das lustigste Ding von der Welt so viel Schändliches und Widerliches als Geschleyp um sich hat.

Man nennt in Teutschland mit einem sehr ausdrucksvollen Namen alles Hoch- und Hochwohlgebohrne den Fußadel, was sich nicht Kutsche und Pferde halten kann, und also das stillere und geräuschlosere Leben eines Fußgängers führen muß. Indessen giebt es Leute zu Fuß, die sich laut und berühmt genug machen, z. B. die Highwaymen, die trotz der vielen Galgen und Neuhollands und Neuseelands in England immer noch in Ehren bleiben. Solche weibliche Highwaymen, oder Straßenräuberinnen könnte man sehr schicklich die folgenden Klassen der pariser Freudenmädchen nennen. Meinetwegen, wenn ihr wollt, nennt sie den Fußadel einer Lebensart, die durch den Ablauf so vieler Jahrhunderte wegen der genauen Verbindung, in der sie in den meisten Ländern mit dem Adel steht, durchaus adlich geworden seyn muß. Ich glaube sogar nach meinem kleinen Köpfchen, es wird eher gelingen, allen Adel der Wappen und Stammbäume in Europa gewaltsam auszurotten, als diesen seinen Abstamm, der sich einmal zu tief in die menschliche Natur eingebeizt zu haben scheint.

Nach den eigentlich klassischen Huren also — mich dünkt dies Wort nicht unrecht, da ich ein-

mal des Wörtleins Klaſſe mich bedient habe — kommen die von der zweiten, dritten und vierten Ordnung, über die ich noch zu reden habe. Vielleicht mögte ein Anderer ſie noch in eine fünfte und ſechste Ordnung zerſplittern können. Aber ich muß leider, wie vielen Schaden es auch dem Glauben an meine Wahrhaftigkeit thun mag, geſtehen, daß ich nicht mit Linneiſcher Geduld und Scharfäugigkeit das ganze Bild durchſtudirt habe, um es in ein recht feſtes Syſtem zu bringen, ſondern daß ich nur etwa das, was mir ſo am nächſten zuſammen zu gehören ſchien, zuſammengefaßt, und ſo meine vier Klaſſen entworfen habe. Ueber diſe letzten drei Ordnungen iſt nun auch das Loſungswort Freiheit! Freiheit! nicht umſonſt ausgeſchrieen. Man ſchreibe mir gottſeligen und frommen Beſchreiber alſo nicht als eine Frechheit des Gemüthes und ein Wohlgefallen, ſolche Dinge auszumahlen, zu, was ich bloß nach den Augen beſchreibe. Wollte Gott, man könnte die meiſten Romane, die leider auf den Tiſchen und Betten unſrer vierzehn- und ſechszehnjährigen Töchter liegen, ſo unſchuldig leſen, als meine Beſchreibungen; vielleicht, werden viele ſagen, weil ihnen das Feuer fehlt. Sie ſollen auch nicht zünden und verbrennen.

Alſo die zweite Klaſſe. Auch dieſe iſt häufig niedlich und elegant, wie die erſte, ſie lebt aber ſchon freier und offenherziger unter ſich küßt

und mit den Menſchenkindern, denen ſie ihre Gaben ſehr augenſcheinlich und handgreiflich zur Schau und zum Genuß darbietet. Die Gränzen fließen freilich bei den meiſten Erdendingen nicht ſo ſcharf aus einander, als man ſie gewöhnlich zeichnet, aber man muß doch einmal und irgendwo eine Gränze zeichnen. Das charakteriſtiſche Unterſcheidungszeichen dieſer beiden iſt das vorhin angegebene der Wohnung und eignen Equipage. Dieſe Art iſt ſchon zufrieden, wenn ſie in einer guten und einträglichen Gegend ein Zimmer oder zwei, und ein Mädchen zur Bedienung haben, und allenfalls mal in einem Fiaker auch auf eigne Koſten fahren kann; denn ſehr ſchlimm müßte es hergehen, und ihre Reitze müßten ſchon ſehr im Abnehmen ſeyn, wenn ſie nicht täglich einen Liebhaber, oder auch einen gefälligen und unterhaltungsluſtigen Fremden fände, der eine kleine Spazierfahrt inner- und außerhalb der Stadt mit ihr machte. Man findet in dieſer zweiten Ordnung, die man ſchon die Ordnung für jedermann nennen kann, der einer mäßigen Zahlung gewachſen iſt, unſtreitig die hübſcheſten und jüngſten Mädchen, und die der erſten Klaſſe haben oft nichts weiter, als mehr Schlauheit und Witz, und vorzüglich mehr Schonung ihrer Reitzungen und Liebenswürdigkeiten, voraus. Bei den erſten merkt man es nie, daß ſie entgegen kommen. Man muß es gar nicht ahnden können, daß ſie für Geld feil

ſind, welches ſie auch nie als Bezahlung, ſondern als Geſchenk aus Freundeshänden nehmen. Man muß freilich um ſie buhlen, und ſie ergeben ſich erſt nach einer ordentlichen Belagerung: die gehörigen Approchen müſſen gemacht, die Breſche muß geſchoſſen, die Minen müſſen gegraben ſeyn, ehe ſie das Seegel ſtreichen, das vielleicht ſchon tauſendmal geſtrichen iſt. Aber dieſe hier machen es ſchon anders. Der Vogel muß ſehr dumm ſeyn, der ſich bei ihnen auf Bedingungen und Werbungen einläßt, und dem ſie das Spiel der frommen Unſchuld und unerfahrnen Blödigkeit vormachen können. Doch wie mancher arme Teufel glaubt wohl bei einer funfzehnjährigen Unſchuld zu liegen, der nach wenigen Tagen eine der Addreſſen verfolgen muß, die ihm an allen beſuchten Durchgängen ſo fleißig eingehändigt werden. Mit Worten und Blicken, mit Stellungen und Fingerzeigen machen ſie ſich denen verſtändlich, die ſie entweder ſo neu halten, daß ſie ſolcher Einladungen, oder ſo kalt, daß ſie ſolcher Lockungen bedürfen. Doch kann man ſie mit Recht noch nicht nennen, was der Engländer Renner nennt. Sie ſpazieren noch, ſie ſitzen noch an ziemlich anſtändigen Orten, ſie tanzen und trinken und fahren noch mit und unter der feinen Welt, und es iſt noch nichts unehrliches, von ſeinen Freunden und Bekannten angetroffen zu werden, indem man eine ſolche am Arm baumeln hat, oder mit

ihr ins Schauspiel und zu einem Vergnügen fährt. Ihr Aeußeres ist freilich schon sehr buhlerisch, ihre Kleidung und Haltung freilich nett, aber doch schon locker und lose; indessen müssen sie sehr hungrig, oder auch sehr einfältig und also zum Rückwärtsavanciren reif seyn, wenn sie sich Dinge, Stellungen und Worte erlauben sollten, die selbst bei ihnen noch unverschämt heißen. Die nicht aus einem feineren und besser gebildeten Stande, und die blutjung in dies schmutzige Gewerbe übertreten, gehören, wenn sie hübsch sind, gewöhnlich zuerst in diese Klasse. Die meisten, die so hoch stehen, sich eine Haushaltung und Equipage halten zu können, haben hier die Lehrjahre gemacht. Denn mit aller Schönheit eines Engels und allem Witz einer — je nun einer Hure müssen erst viele Erfahrungen gemacht und viele Künste einstudiert werden, um sich auf einem so hohen Posten behaupten zu können. Dies ist auch noch die Hölle, woraus eine Erlösung ist. Wer tiefer angefangen hat, oder gesunken ist, kömmt selten wieder auf einen grünen Zweig, und wird, wenns hoch kömmt, eine Hallen- oder Blumendame, oder eine Schwefelhändlerin, Putzmacherin, Vorsteherin einer Pensionsanstalt junger Mädchen, wie man hier manche sieht. Aus diesen armen Kindern geht noch manche als Mätresse und Beischläferin eines einzigen Mannes in eine ehrlichere Lage ein, oder kömmt wohl gar noch unter die Frauen-

haube, wenn das junge Blut ſich ſoviel abkühlen kann, und ein günſtiger Zufall von außen oder im Herzen ihr einen Anſtoß giebt. Dieſe Freudenmädchen des zweiten Ranges ſind es, welche des Abends die beſten Kaffehäuſer, die größeren Theater, die brillanteren Gärten und Promenaden lebhafter machen. Sie ſind nur durch den Namen und einige Kleinigkeiten, auch durch die Kleinigkeit, daß ſie gewöhnlich jünger und hübſcher ſind, von andern anſtändigen Bürgerinnen unterſchieden. Ohne ſie würde nur der halbe Jubel an ſolchen Orten ſeyn. Denn es würde doch wohl nicht jedes Ehemanns und Vaters Sache ſeyn, ſein Weib und ſeine Tochter ſo gefällig ganz für die allgemeine und ungezwungene Unterhaltung mit jedem Erſten Beſten ins Getümmel einzuführen, und ſie mit jedem Schnapphahn bei den gefährlichen Sternen- und Lampenlichtern und bei den lüſtern hauchenden Zephiren der Sommernächte ſpringen und tanzen und bruſtdrücken zu laſſen.

Die dritte Klaſſe ſteht wieder um viele Stufen tiefer. Hier war noch Glanz und Pracht des Aeußern und der Kleidung, hier noch das Gefühl, daß man noch nicht zu zittern braucht, woher man für morgen ein Frühſtück und die Paar Sols zum Bade nehmen ſoll; hier war noch das, was der Teutſche bei einem ſolchen Geſchöpfe Neigung, der Franzoſe eine Fantaſie, einen Einfall

nennt, oft den weniger verſprechenden mitzunehmen, und den reicheren für dieſes Mal gehen zu laſſen. Aber bei dieſen darf man ſelten etwas davon ſuchen. Ihre Lockungen ſind durchaus grob und ekelhaft, ihre Stellungen im höchſten Grade gemein und unzüchtig, ihre Zudringlichkeiten abſcheulich; und nur den gemeinſten und verworfenſten Trieben gefährlich. Ihre Kleidung und Art ſich zu tragen geht über das Schaamloſe oft hinaus. Dieſe müſſen ſich nur bei einem halben Lichte und von berauſchten Augen ſehen laſſen. Alle Bauner, Spitzbuben, Tagdiebe, Spieler ꝛc. ſtehen mit einigen von dieſen in Verkehr, und in der Regel ſind ſie für Seele und Leib die gefährlichſten, obgleich auch die beiden vorigen Ordnungen oft ſchon ihre Klippen der Betrügerei haben, wie ich ſie oben bei'm Spiel erwähnt habe, und die andern Klippen, woran jeder zu ſtranden fürchten muß, der ſich in ein ſo gefährliches Fahrwaſſer einläßt. Hier wird die leichte Kleidung oft ſchon ärmlich und bedarf ſehr der Dämmerung, alle Schimmer an derſelben ſind bloße Flitter, wie die Röthe auf den Wangen und das Feuer in den Augen, wenn davon noch ein Fünkchen übrig iſt. Doch haben ſie noch das Auszeichnende, daß ſie noch als Damen gekleidet gehen. Um das ganze Erbärmliche ihrer Lage zu fühlen, muß man ſich den Spaß machen, mal ihre Wohnungen zu ſehen. Gewöhnlich iſt es

ein elendes Dachſtübchen oder Kämmerchen unter dem Dache, oder hinten auf dem Hofe in dumpfigen und engen Gaſſen, wo die Miethe wohlfeil und die lebendige Gegend nicht zu entfernt iſt. Herr Gott, wie ſieht es da aus! Dieſe, die draußen den Augen noch gerne einbilden mögten, daß ſie nicht ganz auf dem letzten Zahn beißen, ſind hier ganz mit dem traurigen und ſchmutzigen Bilde ihres Gewerbes umgeben. Eine Magd können ſie nicht halten, und wer weiß, daß die Franzoſen in ihren Häuſern nicht die ſauberſten ſind, der kann ſich ſo eine Wirthſchaft denken. Ein elender Spiegel, groß genug, das Geſicht in ſich zu faſſen, liegt unter Schmuckkäſtchen, Pillenſchachteln, Pomadebüchſen, vielleicht auch Salben und Mixturen, die der Apotheker bereitet; ein Teller mit den Reliquien des Mittagstiſches, mit Salat, Kirſchen, und einem Stückchen Brod ſteht darunter, und die Waſſerhouteille iſt der richtige Barometer des ſinkenden Glückes glaſes. Hiezu ein elender Tiſch, ein Paar Stühle, längſt entlediert und zerfleiſcht, ſchmutzige Laken auf dem Bette, und alles dies fein toll unter und über einander — und einem ſchwindelt der Kopf, und man fragt ſich, wie es möglich war, daß nicht jeder, der heiß hieher die Treppen hinaufſtieg, bei dem erſten Anblick kalt wie Eis werden, und mit klappernden Zähnen davonlaufen mußte. Doch fürs

Erſte

Erſte genug; bald werde ich mehr ſagen müſſen von dieſen ächten Rennern.

Meine vierte Klaſſe begreift endlich alles in ſich, was noch unter dieſen und unter aller Menſchlichkeit liegt, den rechten Ausſchuß dieſes Ausſchuſſes von Weibern, den Abſchaum alles Schmuzes und aller Verworfenheit und Häßlichkeit. Das Geſindel, was ich hiezu rechne, kriecht nächtlich aus den unterirdiſchen Kellern, aus und unter den ſtehenden Buden, hinter den Schlupfwinkeln dunkler Gaſſen und Winkel hervor, und ſtreckt die unreinen Krebsſcheeren nach einem Fang aus, und zieht ſich mit dieſem wieder zurück, woher es kam. Sie gehören unter die finſtere Decke der Nacht, und jedes Auge, das ſie ſehen könnte, würde mit einem ewigen Abſcheu gegen ſie erfüllen. Ich habe ſchon bei der Skizze, die ich von der Halle und ihren Bewohnerinnen gegeben, davon etwas einfließen laſſen. Alte Weiber, zahnlos und mit ſtinkendem Athem, die lange Fleiſch und Fiſch verkauft und Brantwein geſoffen haben, und hinter denen das Palais royal und die Freuden der Blüthenzeit ſchon wie ein dunkler Traum zuſammen fallen, verſtecken hier noch zuweilen ſelbſt ihr Heil, oder führen und beherbergen diejenigen, die entweder hier das unreine Handwerk anfingen, oder bis hieher herumtergebracht ſind. Die niedrigſten Gauner halten ſich unter ihrer Kappe verborgen, und manche Spizbu-

ben in Männertracht ſollen unter ihnen hauſen und die Gefangenen feſthalten und ausplündern helfen. Dieſe indeſſen liegen fern von der heitern und fröhlichen Pariſer Welt, worin der Fremde ſich gewöhnlich herum tummelt. Nur der Zufall, oder die Abſicht, ſie zu beſehen — dann ſei er aber nicht allein — kann einen rechtlichen Mann unter ſie führen. Durch die Lichter der helleren Straßen und der beſuchteren Freudenplätze fliegen ſie nur vorüber. —

Alſo auf der eigenen Hand treiben es die Freudenmädchen in Paris? Das will ich durch das Bishergeſagte nicht ausdrücklich geſagt haben. Es iſt dies nur ſo das Gewöhnliche, wie ich es bisher beſchrieben habe. Wer kann und wer mag alle die Arten der Unzucht wiſſen und ſchildern, wie ſie in großen und üppigen Städten getrieben wird? Auch auf dieſem Kampfplatze iſt ein vielfaches Bild des Todes und der Verwundung. Es fehlt auch hier nicht an Müttern, die ihre Töchter, und an Tanten, die ihre Nichten verkuppeln und öffentlich antragen. So fehlt es auch unter mancherlei Namen nicht an Anſtalten, wo ein geheimerer Tempel der Venus Pandemos angelegt iſt. Dahin ſollen auch oft die Anſtalten gehören, die die Ueberſchrift Pension de jeunes filles führen, wie mich mehrere Perſonen haben verſichern wollen. Zum Theil ſoll es nichts anders, als eine beſcheidenere Aufſchrift

für ein Ding seyn, dessen einige Leute sich doch noch immer schämen, zum Theil soll man aber wirkliche Anstalten für die Erziehung junger Frauenzimmer so misbrauchen, ohne daß es eben zu merklich wird. Pariser haben selten Töchter in Pariser Anstalten zu geben, diese senden sie aufs Land, oder in eine wohlfeilere Stadt, wenn sie sie nicht bei sich behalten können. Die guten Provinzialen, die meinen, nur von Paris könne Weisheit kommen und Bildung, wenden oft alles an, um ihre Töchter, denen sie eine gute Erziehung zu geben wünschen, in eine Anstalt zu schicken, von der so große Versprechungen gemacht werden. Und in der That erzieht man die Mädchen gut pariſiſch und die guten Kleinstädter und Landbewohner müssen in ihnen Muster der Feinheit und guten Lebensart bewundern, wann sie sie wieder in ihre Arme nehmen. Vielleicht glauben auch die Vorsteher nicht schwer zu sündigen, wenn sie das so leicht verhandeln, was in Paris eine Kleinigkeit scheint und was zu verlieren nach dem Pariser Glauben doch jedes Mädchen nicht Rast und Ruhe hat, sobald ihr nur genug Freiheit dazu gegeben wird. Was ist das hier für ein lächerliches Ding, was der Kleinstädter Unschuld und Verschämtheit nennt! Ein Mädchen, das einige Monate nur in dieser Hauptstadt gewesen ist, müßte ja darüber roth werden, daß sie noch roth werden könnte. So

benutzt man dieſe Anſtalten oft doppelt, indem man das Geld einſtreicht von den Eltern und Verſorgern, und wenn ſie bis zu den mannbaren Jahren bleiben, jungen und alten Wohllüſtlingen, denen man wohl einen Zugang zu den unbefangenen Herzen verſchaffen kann, die Erſtlinge der Blüthenzeit theuer verkauft. Außer dieſen feineren und abſcheulichern Giftmiſchereien der Wohlluſt giebt es neben den öffentlich umherlaufenden und lockenden Huren noch Neſter in allen Klaſſen, die auch ihren Zugang haben. Ich habe oben ſchon von ganzen Banden von Spitzbuben und liederlichen Weibern geredet, die ihre Geſchäfte in Kompagnie treiben und den Gewinnſt ihres Erwerbs theilen. Außer dieſen giebt es ordentliche Kupplerinnen und Glucken für dieſe jungen Hühner, die zum Theil während des Tages und der erſten Lichter, die verbrannt werden, ein ganz ehrliches Gewerbe treiben. Mancher Laden einer Putzmacherin, die ihre Mädchen um ſich her in Arbeit ſitzen hat, einer feinen Frau, die Liköre, Pomaden und kleine Galanteriewaaren verkauft, verwandelt ſich nach Mitternacht in ein Bordel und die kurzen Stunden der Nacht werden eine ergiebigere Goldgrube, als die langweiligen der Arbeit. Außer dieſen, die nur das Schild verändern, giebt es andere alte Weiber, die ihre ganze Wirthſchaft bloß hierauf eingerichtet haben und recht glänzend davon leben. Jedoch

muß dies immer eine Maske umhaben, weil das Ding, wenn man es auf diesem Fuß als venerische Anstalt treibt, höchstens nur geduldet wird, und nicht etwas Erlaubtes und Privilegirtes ist, wie mehrere ähnliche Häuser in Berlin. Es gab hier in Paris solche Institute, die eines hohen Rufes genossen, als sei der Genuß dort in seinen Folgen sicherer, und die also einen theuren Preis auf den Eingang gesetzt hatten. Ich bin mit Leuten, die sich auf solche Bekanntschaften verstanden, in einem der angesehensten dieser Häuser unweit der italiänischen Oper gewesen und kann also sagen, wie es da aussah. Der Mann der Vorsteherin dieser Anstalt zum Wohl ihrer Mitbürger hatte vorn im Hause einen kleinen Galanteriehandel, wofür die Priesterinnen der Venus in müßigen Stunden arbeiten mußten. Hinten am Hofe war in zwei Etagen das einträglichere Verkehr eingerichtet. Wir bezahlten — wir kamen drei Mann hoch — jeder neun Franken Eintritt, um die Erlaubniß zu haben, uns einige Minuten mit den Demoiselles unterhalten, und ein Täßchen Gefrornes mit ihnen einnehmen zu können. Alles war aufs Glänzendste eingerichtet. Wir traten in einen geräumigen Saal, woran mehrere schöne Zimmer stießen, und fanden die feinste und anständigste Gesellschaft. Es waren etwa 15 Frauenzimmer zugegen (auch hier konnte man nemlich sagen:

est locus et plurimis umbris) und einige wenige Männer, meiſtens Officiere. Die Oberprieſterin machte die Wirthin mit der größten Artigkeit und Unbefangenheit. Man war fröhlich und frei, aber nicht frech, plauderte und ſchwatzte von leichtfertigen und frohen Dingen leichtfertig und franzöſiſch, aber erlaubte ſich keine Zoten. Die Geſellſchaft war übrigens nach Ein Uhr, etwa eine halbe Stunde nach unſrer Ankunft, ſehr im Gehen und Kommen. Unſer Führer unterhielt ſich mit der Alten, die er lange zu kennen ſchien, wir mit denen, bei welchen wir uns zufällig befanden; dann wandte er ſich lächelnd zu mir und flüſterte: „Was meinen Sie, die Alte will mir heute eine Jungferſchaft um 50 Louisd'or verkaufen, die ich vor zwei Monaten ſchon um 10 erhalten habe; o über das ſchlechte Gedächtniß!“ Wir gingen, und obgleich wir alle drei uns vorgenommen hatten, nur durch die Augen etwas zu lernen, ſo kamen doch nur zwei wieder über die Schwelle, und der dritte blieb im Schweinſtalle der Circe.

Man geht übrigens in die meiſten ſolcher Häuſer und auch zu den einzelnen Mädchen, die ihre Wohnung für ſich haben, in der Regel ſicher aus und ein, ohne Plünderungen und Diebereien und andre hinterrückiſche Geſchichten befürchten zu müſſen. Indeſſen ſteht es doch einem jeden zu rathen, nicht allenthalben und immer denen zu trauen, die alle

Liebe und Ehre verloren haben. Wer ſich in abgelegene Gaſſen, in getümmelvolle Schlupfwinkel der Schande zu tiefer Nachtzeit führen läßt, der giebt ja ſelbſt alle mögliche Blößen. Was kann er erwarten von Menſchen, die für Geld alles thun, wenn ſie es thun dürfen? Wer aber nur ſolche Gegenden beſucht, wo es nie an Erleuchtung und allerlei Menſchen auf den Straßen fehlt, der hat durchaus nichts zu beſorgen, zu geſchweigen, daß böſe Ränke und Mord- und Blutgeſchichten gar nicht im franzöſiſchen Karakter liegen. Ich habe während der ganzen Zeit meines dreimonatlichen Aufenthalts hier von keiner Begebenheit gehört, die in dieſer Rückſicht Aufſehen gemacht hätte, wohl aber alle Tage geſehen, wie Männer und Jünglinge aus den Kaffehäuſern und dem Portikum des Palais royal Arm in Arm mit Freudenmädchen abgingen und abfuhren, die ſie zum Theil wohl erſt durch den Anblick einer Minute kannten, und vielleicht in ihrem Leben nach der kurzen Bekanntſchaft einiger Stunden nicht wieder ſehen werden. Die Mädchen ſelbſt thaten bei Aufforderungen, ſie zu Hauſe zu führen, ſich etwas auf den guten Ruf der Franzöſinnen zu Gute: „Ich ſehe, Sie ſind ein Fremder, und kennen uns noch nicht,“ war das gewöhnliche Wort, „Sie könnten im Schooß ihrer Mutter nicht ſicherer liegen, als in den Armen einer Franzöſin.“ Sie laden wohl

auch auf eine Art ein, ſie nicht allein den langen Weg gehen zu laſſen, die man nicht immer ablehnen kann, wenn man etwa ein Stündchen mit einer in einem Kaffehauſe geſchwatzt und bei dieſer Gelegenheit ſie traktirt hat. „Nun, kommen Sie nur mit und ſehen Sie, wie es bei mir ausſieht. Vielleicht ſind Sie heute ſatt und haben ſchon was Schöneres gehabt. Wenn jetzt nicht, ein anderes Mal.“ So kann man mitgehen und noch einige Minuten mit ihr ſchwatzen. Sie wird ſich dann nicht merken laſſen, daß man noch etwas anderes thun könnte, als ſchwatzen. „Man kann nicht immer lieben, aber man muß immer artig ſeyn,“ ſagte eine einmal zu mir, als ich ging, „wir ſind es beide geweſen.“ Das ſind Gallicismen.

Nur einige kurze Winke von denen aus der dritten Klaſſe, die ich oben die Renner nannte und die einen Spiegel abgeben mögen, wie weit die Toleranz hier vorgedrungen iſt in allem, was Sitten und Anſtand verletzt. Ich könnte hier wieder ausrufen, wie der, ſo in Florenz den kunſtbegabten amerikaniſchen Waſſerhund zeigte: „Hier ſieht man, was man nicht glaubt.“ Das zweite Glied: „und glaubt, was man nicht ſieht“ kann ich immer weglaſſen; denn es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß die ſchlimme Welt in dieſerlei Dingen nur leider gar zu gern gläubig iſt, auch wo ſie nicht ſieht.

Bei Tage bemerkt man es faſt nicht, daß dieſe Gattung der erwerbenden Bürgerinnen überall hier zu finden ſind. Fürs erſte ſchläft gern bis gegen Mittag, wen oft das Tageslicht erinnert, daß er noch nicht geſchlafen hat, fürs zweite taugt der Tag weder für die Geſchäfte, noch für die Darſtellung und Natürlichmachung aller der Falſchheiten und Künſteleien, die durchaus des Lichts nöthig haben, um nichts zu verrathen; manche endlich ſind auch im eigentlichſten Verſtande ſo arm und ärmlich angethan, daß ſie auch deswegen der Hülle der Nacht nöthig haben; von dem unterſten und ſcheußlichſten Geſindel nicht einmal etwas zu erwähnen. Die nicht reich genug ſind, auf eigene Koſten eine Promenade zu machen, oder die keine Freunde und Reize haben, die ſie öffentlich zu produciren wagen, harren der wohlthätigen abendlichen Dämmerung. Kaum thun ſich die Theater auf, kaum beginnt der Glanz der Gärten, ſo ſummt auch dieſer Bienenſchwarm von allen Seiten zuſammen und wird zuletzt ein unüberſehlicher Klumpen, unter welchem man ſich verliert. Wie es zum Theil in den Gärten und auf einigen Theatern hergeht, davon werde ich unten noch ſprechen müſſen. Ich überſpringe auch drei, vier Stunden ihres erſten Erſcheinens und gebe nur eine ſchwache — wer mögte ſie ſtark machen? — Schilderung der Zeit zwiſchen zehn und zwölf Uhr,

wo es ſich entſcheiden muß, ob ſie allein und kalt zu Bette gehen müſſen, oder nicht. Die in dieſe meine Schilderung gehören, ſind einige Wenige aus der zweiten Klaſſe und die ganze dritte Klaſſe. Dieſe machen jetzt den Namen der Freudenmädchen, der ſonſt auch ſeine Ehre und ſein Dekorum hatte, bei allen anſtändigen Leuten ſtinkend und geben ſelbſt den Beſſern unter ihnen Urſache genug, über den Schaden zu klagen, welchen ſie der ganzen Schweſterſchaft thun. Die Haupttummelplätze, wo man ſie am gedrängteſten ſieht, ſind einige Gegenden des Boulevards, das Palais royal, der Siegesplatz und die dieſen anliegenden frequenten Straßen. Wenn ſie Buſen haben, tragen ſie dieſen ganz bloß; indeſſen das machen ihnen Töchter ehrlicher Häuſer ganz nach; aber auch der übrige Leib und was die Schamhaftigkeit zu verhüllen gebietet, ſind ſchlimmer, als entblößt, weil ſie der Fantaſie ein deſto gefährlicheres Spiel geben. Gewöhnlich war der ganze Anzug der meiſten dieſer Gattung ein dünnes Kleidchen aus Linon, oder weichem Seidenzeuge, das ſie auf dem bloßen Leibe ohne Hemde und alles Unterzeug tragen und das bei dem Dämmerlichte der Lampen dem Auge des Wohllüſtigen auch mittelmäßige Körper ſehr verführeriſch zeigte. Die hübſche Füße und Waden hatten, nahmen dieſes Gewand, damit es nicht vom Koth und Staub der Füße beſchmutzt würde, hinten und vorn bis

nahe an die Kniebeugung und das Knie auf und wußten in der leichten Galoppade der Luſt durch mancherlei Drehungen und Wendungen zuweilen noch wohl Höheres zu zeigen. So hüpften ſie ſchaarenweiſe um die Spazierenden herum und erlaubten ſich mit Worten und Händen Dinge, die, wenn ich ſie erzählte, jedes züchtige Angeſicht roth machen würden. So ging es ſelbſt im Palais royal bei tauſend Lichtern und zehntauſend Augen, und ſo wie ſie ſich ehrten, wurden ſie wieder geehrt. Mehr als einmal erlaubten ſich rohe Buben und Soldaten, die mit ihrem Strudel umliefen, grobe Eingriffe auf ihre Körper, riſſen ihnen das Gewand am Buſen entzwei, hoben ihnen hinten im Fluge den Rock auf und riefen: voilà un b. c. l. Die Dirnen ſchimpften und die Zuſchauer lachten. Gar nicht ſelten geſchah es auch, daß zwei, drei Schweſtern mit einander ſo öffentlich in Händel geriethen, wenn z. B. die eine ein Wildpret anfiel, was die andere ſchon angeſchoſſen zu haben glaubte, oder wenn einige, die etwas auf dem Kiker hatten, andern zu ungeſtüm vorliefen. Es war in der That, was die Engländer bei ihren Stiergefechten running fight nennen. Bei allem dem war das, was hier im Palais royal vorging, noch anſtändig und ſittſam zu nennen, wenn man es mit dem Gewimmel der Boulevards und der minder hell erleuchteten Plätze und Gaſſen

vergleicht. Hieher kam doch noch alles, was eine hellere Beleuchtung nicht durchaus zu ſcheuen brauchte; aber dort waren die Maroden und der hungrige und raubgierige Troß alles Geſindels, die in einer offenen Schlacht ſchon unbrauchbar waren. Es war oft ein wahrer Kampf, wenn man von einem der entfernteren Theater oder Gärten nach dem Mittelpunkte des Lebens und der Fröhlichkeit, wo ein Fremder ſich gewöhnlich einquartirt, zu Hauſe ging. Das warf ſich einem unverſehens an den Hals, faßte die Hände, ſtreichelte, zupfte und rupfte an den Rockzipfeln, bat, verſprach, klagte ſo rührend, daß es einen Stein hätte bewegen können, mais pas un Allemand, wie mir einmal eine im Zorn ſagte. Half dies alles nichts, ſo erlaubten ſie ſich alle mögliche Unanſtändigkeiten und zeigten allenfalls, wenn nicht zu viele Menſchen umher waren, ihren nackten Leib und ſprachen: bin ich nicht ſchön und friſch? Ich dachte friſche Heringe, die bei Bergen in Norwegen eingeſalzen ſind. Faſt alle hatten einerlei Terminologie, als: „Kommen Sie, mein Liebchen, mein Freundchen, wir wollen ſüß ſpielen und ſchlafen, fürchten Sie nichts, ach! jammern ſie ſich doch eines armen Mädchens, das nicht gern allein ſchläft. Wie ſollen wir es machen? unſre Jünglinge ſind in dem Kriege.“ Unglücklich, wer es wagte, ſolchen ſchlimmen Zudringlichkeiten mit

ſchlimmen Worten zu antworten, der hatte Flüche und oft etwas Schlimmeres hinter ſich her. Ganz unfranzöſiſch iſt es, einem, der ſeine Gaben anbietet, etwas Hartes und Unangenehmes zu ſagen, ſo wenig ſie auch gefallen und welcherlei ſie auch ſeyn mögen. In der That waren die Anläufe dieſer Ménaden ungeachtet der guten Polizei zuweilen gefährlich, wenn man gegen die Zeit, wo die Gaſſen von ordentlichen Leuten leer wurden und wo die Nacht ihren ganzen Unrath ausſpie, ſich unter ihnen finden ließ und nicht ergeben wollte. Keine Gegend war frequenter von ihnen, als die meines Logis, wo die Straßen du Mail und Fosset Montmartre in die große Straße Montmartre vom Palais royal und vom Siegesplatze auslaufen. Es waren da ſolche verliebte Attaken oft mit einer Wuth gemacht worden, daß ſie die Klagen mehrerer Privatleute erregten, die ſich namentlich in den Affichen und öffentlichen Blättern darüber beſchwerten und die Polizei darauf aufmerkſam machten. Ich ſelbſt erinnere mich eines Vorfalls, deſſen Ausgang ich mit Augen anſah. Es war nicht ſpät, etwa zwiſchen eilf und zwölf Uhr des Nachts. Die meiſten unſrer Hausgeſellſchaft waren ſchon zu Hauſe und wir ſaßen, wie gewöhnlich, zuſammen unten in dem Wirthszimmer und ſchwatzten, wie gewöhnlich, von den Tages- und politiſchen und kriegeriſchen Neuigkeiten. Da raſſelte es gewaltig

gegen die Thüre. Der Wirth öffnete, und siehe! einer der jovialiſchſten Jünglinge unſrer Hausgenoſſenſchaft fiel ihm mit blutigem Kopfe in die Arme und bald darauf ohnmächtig zu ſeinen Füßen. Wir trugen ihn herein, wuſchen ihm den Kopf, ſtärkten ihm den Athem mit Balſam, und nach einigen Minuten erhohlte er ſich. Da erzählte er, wie folget: „Ich komme unbeſorgt meines Weges aus dem Kaffehauſe drüben, um zu Hauſe zu gehen, da fallen mich vier, fünf Mädchen mit ihren Liebkoſungen und Einladungen an. Ich mag nicht unartig ſeyn und ſcherze und ſpiele mit ihnen auf gut Franzöſiſch und tändele mich ſo bis nahe an die Hausthüre. Da packt die eine meine Uhrkette und will die Uhr herausziehen. Ich greife nun um mich und ſchlage mit meinem Stock drein. Kaum aber bin ich in dieſem Handgemenge, ſo ſpringen ein Paar Kerle mit Knüppeln auf mich ein mit dem Geſchrei: Schlingel wagſt du, Frauenzimmer zu ſchlagen. Ich falle von ihren Streichen gegen die Thüre und bin verwundet, wie Sie auch alle ſehen.“ Er hatte ein Paar gewaltige Beulen auf dem Kopfe und eine Streifwunde in der Schläfe, die blutete. „Hätte mein Hut nicht abgehalten, rief er, ſo mögte ich noch vor Ihrer Thüre liegen.“ — Indeſſen gehören ſolche Geſchichten auch zu den ſeltenen, wahrſcheinlich hatte er auch in ſeiner ſpielenden Neckerei ſich mit den Dirnen zu

weit eingelaſſen; auch die ſchlimmſten laſſen ſich ſelten länger, als funfzehn und zwanzig Schritt, ſchleppen, wann ſie merken, daß nicht ſogleich etwas Wille da iſt, ſich mit ihnen abzugeben.

So geht es her, wenn man es am glimpflichſten beſchreibt. Von der niedrigſten und lumpigſten Liederlichkeit habe ich oben ſchon geredet, und es verdrießt mich, immer in dieſen Miſtpfützen zu waden. So geht es her, und keiner kümmert ſich darum, es wenigſtens in einige Schranken des Wohlſtandes, ſo ſehr es dieſer Zunft möglich iſt, wieder zurück zu treiben. Umſonſt fordert man die Regierung, umſonſt die Polizei auf, ein Einſehen darin zu thun, und die öffentlichen Vergnügungsörter für ehrliche Frauen und Töchter wieder etwas beſuchbarer zu machen. Umſonſt erheben Patrioten und die auf die alten Sitten der Franzoſen noch ſtolz ſind, ihre Stimmen. Umſonſt ſchreien die Zeloten und Moraliſten ſich die Kehlen heiſer, es iſt und wird nicht anders. Es iſt luſtig genug, wie ſelbſt dieſe Dinge den Zeitungs- und Journalſchreibern die Blätter füllen helfen müſſen. Sie wiſſen von den Liebes- und Hurenabentheuern oft ganze Seiten voll zu ſchmieren, und tiſchen Anekdoten und ſchreckliche Begebenheiten auf, wovon die Gegenden und Menſchen nichts wiſſen, die ſie geſehen und erlebt haben ſollen. Auch über dieſe Dinge war es verboten, vor einigen Monaten Lärm

zu ſchlagen. Jetzt aber macht man ſchon kecke Anſpielungen, daß die, ſo das Ruder halten, ſich von dem Sündenſolde der Spieler und Buhldirnen mäſten, ja einige gehen ſo weit, ſie zu beſchuldigen, ſie thuen und laſſen dies alles ſo abſichtlich zu, um mit den Sitten alles edlere Gefühl zu begraben, und deſto ungeſtrafter mit Sklaven alles machen zu können. Nichts iſt aber luſtiger, als die frommen Einfälle vieler Eiferer, die ihre Vorſchläge zur Reinigung der Sitten und Abſchaffung des öffentlichen Skandals auf großen Foliobogen drukken, und an allen Straßenecken ankleben laſſen; noch luſtiger iſt es aber, die Huren darüber komméntiren zu hören, wie ich es in den ſchönen Hallen des Palais royal oft mit innigem Behagen gehört habe, wo dieſe Zettel auch in Menge angeklebt waren. Unter andern erregte einer, der vier Tage hinter einander mit der Aufſchrift les Moeurs erſchien, allgemeines Aufſehen und Gelächter durch die Schwerfälligkeit und den finſtern Ernſt ſeiner Moral, die in dieſen heitern und lichten Gegenden der Freude auch die Kauzfedern etwas hätte ablegen ſollen. Der gute Moraliſt führte ihnen alles fein fromm zu Gemüthe, wie in einer Predigt, und ſchloß mit dem Wunſch, man ſolle die jüngſten und unverdorbenſten unter Aufſicht des Staats nehmen und bewahren, ihnen eine Ausſteuer geben, und ſie nach beendigtem Kriege mit dieſer jungen Krie-

gern

gern zu Weibern geben, die tapfer für ihr Vaterland gefochten — wahrlich ein feines Geſchenk des Vaterlandes! — So wie es mit den politiſchen Klopffechtereien und Kunſtgriffen dieſer Zeit ging, die oft einen Barras und Sieyes ermorden, und hie und da die Bürger aufſtehen ließen, ohne daß daran gedacht war; ſo fehlte es auch hier nicht an Gerüchten, da man einmal angefangen hatte, über die Sache viel zu ſagen und zu ſchreiben. Unter andern rieth einer in einem Blatte, man ſolle alle Huren aufgreifen und einſperren auf einige Zeit; denn ſie ſeien allein Schuld, daß die Konſkribirten aus Paris nicht mobil zu machen ſeien. Sind keine Freudenmädchen mehr, ſo wird Paris unſern jungen Leuten langweiliger, als eine Hölle, ſeyn. Ein Mann machte bei dem Gelächter und Geſpräch, das über dieſen Vorſchlag entſtand, die Anmerkung: Nichts ſei gefährlicher, als die Spielhäuſer zu ſchließen und die Mädchen einzuſperren. Ja, wenn die Regierung wieder eine Revolution, vielleicht die blutigſte von allen, haben will, ſo mag ſie dieſen tollen Schritt thun; aber ich ſage, es geht nicht gut. Es iſt zu ſpät, die Leute von der Freiheit zu entwöhnen, die ſie nun ſchon einige Jahre gekoſtet haben. Das wird mehr wirken, als alle Scherer und Trouvés und Rapinats zuſammen. Der Pariſer ſchreit: des Femmes et des Spectacles! wie der Römer Panem et circenses! und wer ſoll dieſe

30000 ersetzen, da die Hälfte, wenn auch nur die Hälfte, außer Thätigkeit gesetzt wird? — So stritt und moralisirte und disputirte und lachte man, und es blieb, wie es war, bis der Herkules Buonaparte auch diesen Augiasstall auszumisten anfing.

Bei dieser größeren Ausgelassenheit und Ueppigkeit der Sitten hat niemand mehr gelitten, als die Kuppler und Kupplerinnen. Dieses Gezücht klagt am allermeisten über die Fleischtöpfe des alten Aegyptens, die mit dem Adel und der vorigen Decenz ausgewandert sind. Als man noch so offenbar nicht spielen durfte, und dieses selbst so gefährlich war, nach der Salpetriere und ins Magdalenenspital fahren zu können, da hatten die Mädchen oft ihre Helfershelfer der Schande und Unterhändler, die unter einem besseren Schein allenthalben erscheinen und Handlung pflegen konnten; da waren auch manche Neulinge noch zu bequem, oder zu blöde, dem nachzujagen, was ihnen so gedrängt und leicht nicht immer begegnen durfte; da verbot die Meinung denen, die in Aemtern und Würden standen, es vst, öffentlich solche Dinge zu begehren zu scheinen. Alles dies ist nun sehr verändert, und alle Kuppler schreien mit den Freudenmädchen, die die Geheimnisse ihres Ordens recht kennen: die verfluchte Freiheit! Ich muß gestehen, sehr selten sind mir diese Hebammen und Akoucheurs der Schande auf den Hals gekommen, ob

gleich das den Fremden am erſten begegnet, die oft ſtehen und gucken, als ſuchten ſie etwas, wenn ſie gleich nach ganz etwas anderem gucken und ſuchen. Die unverſchämteſten dieſer Klaſſe habe ich immer am Eingange des Palais Egalité von der Straße Rue neuve des petits champs gefunden; aber ſie ſind lange ſo unverſchämt nicht, als die Italiäner, und laſſen gleich ab, wenn die erſten Worte nichts verfangen. Ihre Einleitung iſt übrigens zum Luſtmachen, und ſehr plauſibel wiſſen ſie die Gründe vorzuſtellen, warum man ſich ihrer Vermittlung bedienen ſoll. „Ich weiß, Sie können tauſend haben, ohne mich, aber ich leiſte Ihnen Bürgſchaft, daß Sie nicht betrogen werden. Ich verſpreche Ihnen einen Neuling, geſtern erſt aus der Provinz gekommen, kaum noch aus den erſten Spielen, à peine eclose, fraiche et innocente, comme une ange.“ Aber man kennt die Unſchuld und die Engel, die hier zu Verkauf gebracht werden.

Es iſt eine Bemerkung, die ich wahrſcheinlich nicht zuerſt mache, daß die Franzoſen nicht grade zu den ſchönſten und wohlgebildetſten Nationen Europens gehören, obgleich ihnen unſtreitig in Rückſicht der Urbanität der Sitten und der körperlichen Darſtellung der erſte Rang gebührt, und obgleich ſie wohl alle Vorzüge des Körpers und Geiſtes zum Gefallen am glücklichſten und ämſigſten auszubilden

verſtehen. Um ſo mehr iſt es auffallend, unter der Klaſſe von Weibern, von der ich rede, ſo außerordentlich viele feine und niedliche Geſtalten zu finden. Ich habe mich wohl gehütet, in dem Gewimmel des luſtigen Lebens darüber zu moraliſiren; denn nichts iſt abgeſchmackter und lächerlicher. Aber wie oft bin ich bei meinem ſtillen Zuhauſegange aus dem Menſchenſtrudel innig bewegt geweſen, daß ſo viel Jugend und Schönheit, die aus dem ganzen weiten Lande in dieſen unreinen Kloak Paris zuſammenfließt, für die künftige Generation verloren geht. Es iſt doch ein menſchliches Gefühl, wenn man die jüngſten und ſchönſten Mädchen ſo ſchaarenweiſe bei einander ſieht, zu wünſchen: dieſe ſollten die Mütter eines künftigen ſchönern Geſchlechts ſeyn; und auch die Thräne iſt natürlich darüber, daß oft vor dem funfzehnten Jahre unter die verpeſtete Erde eines Spitalkirchhofs muß, was in dem Jahre ſeines Todes kaum das ahnden ſollte, wodurch es verwelkte.

Die meiſten ſelbſt unter den in veneriſcher Wuth und im Hunger der Eingeweide herumirrenden Bachantinnen ſind zwiſchen dem dreizehnten und zwanzigſten Jahre; ältere ſieht man wohl ſelten, wo ſie ſich noch bei'm Lichte ſehen laſſen, wohl weil ihr Leben kein höheres Alter erlaubt, und ſie mit den zwanzig Jahren wohl meiſt ganz ausgedient, oder auch eine durchaus dunkle Laufbahn der

treten haben. Ach! wie viele Kinder von dreizehn, vierzehn Jahren laufen hier mit herum, wohl manche — wenigstens kömmt es mir so vor — die alle Geheimnisse der verbotenen Lust wissen, ohne je gefühlt zu haben, was Begierde und Wohllust ist. Wer kann ohne ein zerbrochenes Herz und inniges Mitleid diese Schlachtopfer einer verdorbenen Menschenmasse sehen, wie sie in einem Klumpen von einer Million immer seyn muß? wer kann gleichgültig mit seinen Gedanken in das Schicksal dieser Armen eingehen? Wie kurz und wie freudenleer ist größtentheils ihre Laufbahn: wie früh verzehrt der Misbrauch die Jugendblüthe, die durch künstliche Mittel gewöhnlich vor der Zeit gezeitigt ist? wie häßlich fällt das ganze Gefolge der Ausschweifung oft über ein armes Kind her, das vor wenigen Wochen noch hoffte, im Schooß der Liebe und Sittsamkeit glückliche Tage zu verleben! Viele haben in wenigen Monaten die ganze Rolle ihres Glanzes ausgespielt, und zwischen dem ersten freien Freudensprung ins Palais royal oder in ein pariser Theater und dem langsamen und hinfälligen Eingang ins Lazareth liegen oft nur wenige Wochen. Die Kunst der Verführung ist da am schlimmsten, wo so viele Tausende von Verführten sind. Denn alle, die noch mit etwas heiler Haut aus diesem flüchtigen Gewerbe herauskommen, werden nachher die ärgsten und ausgelernteste Nachstellerinnen und Ver-

käuferinnen der weiblichen Schönheit und Unschuld. Wie viele der alten Weiber, die mit mancherlei Dingen und bei Gelegenheit auch mit J . . . . aus-ſtehen, hatten ihre ſchöne Zeit, wo ſie mit gold-nen Bändern und Perlen blitzten, und mit ihren prächtigen Schleppen die Stuffen des Opernhauſes fegten! Aber die Verwandlung und das Alter ge-hen hier ſchnell. Manche hat hier vor dem zwan-zigſten Jahre den letzten Zahn ausgeſpieen, die man auf dem Lande nach ihrem Ausſehen wenigſtens für eine Sechzigjährige halten würde. Es hat ſeinen guten Grund, daß die alten Weiber der niedern Volksklaſſe alle ſo kupfrig und lederfarbig ausſehen.

Die Kunſt und die Luſt der Schändlichkeit iſt vielnamig. Wie viele Kinder, meiſtens hübſche Kin-der von zehn bis zwölf Jahren, laufen mit feinen Schnurrpfeifereien in den Zimmern der erſten Kaffehäusler, Reſtaurateurs, vor den Theatern und auf den lebendigſten Promenaden herum. Wer ſollte glauben, daß ſie unter dem Schein dieſer Kleinig-keiten ganz andre Dienſte feilbieten. Doch davon muß ich ſchweigen. Die unnatürlichen Gelüſte, welche der Italiäner und Spanier in ſeinen großen Städten als etwas Alltägliches kennt, ſind ſelbſt bei den Menſchen der Schande noch eine Schande. Der franzöſiſche Karakter empört ſich dagegen, und wer in einen ſolchen Verdacht geriethe, wäre är-ger, als gebrandmarkt.

Ich habe es oben vergeſſen, zu ſagen, daß auch die Mädchen, deren Künſte bloß innerhalb der Gränzen ihrer Leiber bleiben, oft in einem Kompagniehandel ſtehen. Man ſieht oft ihrer zehn in Einer Guirlande beiſammen hüpfen, die ſich leicht öffnet, um ſich jedem, der in ihren Reihen will, umzuſchmiegen; ich habe geſehen, daß die neun ganz fröhlich und guter Dinge thun, wenn die zehnte Blume, die der Begierige aus dieſem Kranze pflückt, mit ihm verſchwindet. Vielleicht legen ſie die Gewinnſte zuſammen, ſo hat auch diejenige, die wohl Tage hinter einander unglücklich auf der Jagd geweſen iſt, mit den Schweſtern etwas zu beißen. Oft ſcheint es ſogar, als arbeiteten mehrere dahin, einer von ihnen durch eine gemeinſchaftliche und kombinirte Poſtenvertheilung der Jagd das Wild zuzujagen und vor den Schuß zu bringen. Am gewöhnlichſten iſt es aber, daß die älteren, welche merken, daß ſie nicht mehr allein kurſiren, ſich zwiſchen neue und gute Münze ſtecken, und ſo mit ausgegeben werden. Es iſt ſehr häufig, daß zwei, drei Ein Zimmer bewohnen; natürlich muß man da nicht ſehr delikat und lüſtern ſeyn bei Beſuchen, die zuſammenfallen können. Die unerfahrne Jugend braucht es, zugeſtutzt und zurechtgewieſen zu werden, und das Alter hat einer Unterſtützung nöthig, weil es von den hinwelkenden Reitzen nur ſehr kümmerlich leben kann. In der That iſt es bei der

ungeheuren Konkurrenz und bei der größeren Geldarmuth, als vor zehn Jahren war, sehr schwer, großes Glück zu machen, und äußerst wenige machen eine glänzende Laufbahn. Die Meisten müssen froh seyn, wenn sie in der größten Blüthe gut zu leben haben, und nachher sich einen Schmachtriemen um den Bauch schnüren. Man bedenke nur, wie alles theuer ist in Paris, und für solche Innungsverwandte doppelt theuer. Denn wenn gleich wenige von ihnen elegant wohnen, und die meisten an der ebenen Erde und unter dem Dache schlafen, so müssen sie doch wegen des unehrlichen Gewerbes immer an Miethe und andern Kleinigkeiten mehr geben, als andre Leute. Denn viele sind selbst hier noch so christlich, dergleichen Miethsleute nicht einzunehmen, und die sie einnehmen, lassen sich dafür wenigstens gar nicht schlecht bezahlen. Ueberdem sind die Quartiere, in welchen sie um ihres Erwerbs willen leben müssen, bei weitem die theuersten in Paris. — Es ist im strengsten Sinne wahr, daß viele dieser Armen, sobald sie nicht mehr unter den Ersten glänzen können, fast verhungern und verkümmern. Was bleibt ihnen übrig, wenn sie Miethe, Wäsche, Heitzung und Kleidung abrechnen, die noch das nothwendigste von allen Artikeln ihres Luxus ist? Nicht die Lebensart allein und Seuchen, die freilich wohl viele treffen, reiben sie oft so erstaunlich schnell auf; nein,

auch der Mangel, das Entbehren der Dinge, die einem Körper ſo nöthig ſind, der durch immerwährende Anſpannung verzehrt wird. Viele genießen vielleicht manchen Tag nichts, als kleine Näſchereien, die allenthalben um einige Sols feil ſind, und einige Taſſen Kaffe und Chokolate, die ſie ſich zum Theil noch erbetteln. Denn oft drängen ſie ſich darum nur an, daß man ihnen ſo eine Kleinigkeit daſtiſche, und dienen dafür gern wieder mit ihrer Unterhaltung und Plauderei; denn eine Frauzöſin dieſes Schlags, die nicht plappern könnte, wäre ſogleich verloren.

Alle, von den Erſten bis zu den Unterſten, verſtehen meiſterlich die Kunſt ſich aufzumachen und ihre Reitze zu heben und Gebrechen zu verhüllen. Wahrlich es giebt viele kleine unſchuldige kosmetiſche Künſte, die eben keine Räuberinnen des Geldes und der Zeit ſind, und deren jedes Weib ſich befleißigen ſollte, die auch nur ihrem Manne, oder ihren guten Freunden gefallen will. Alle dieſe beſitzen die Franzöſinnen in einem ausgezeichneten Grade. Man muß es wahrlich wenigen der Freudenmädchen, die noch die Lichter nicht ſcheuen, anſehen, daß ſie vielleicht die vorige Nacht und den Tag mehr als Einen Beſuch gehabt, und den Leib mit Speiſe und Trank nur ärmlich erquickt haben. Wer, der die Welt von ferne kennt, ſollte in dieſen friſchen Blumen den Krebs, und unter dieſer

ſchimmernden Hülle die brennende Hölle erwarten? Man weiß in Frankreich mit Kleinigkeiten mehr zu machen, als in Teutſchland und in den meiſten Ländern mit allen Händen voll Gold. Das hat eine Art, eine Leichtigkeit und Natürlichkeit, daß ſich gleich alles zu finden und aufzuzäumen weiß. Zu dieſen kosmetiſchen Künſten, und zwar zu den koſtbaren, gehören auch die kalten Bäder, die beſonders für dieſe Klaſſe Mode ſind. Diejenige muß ſchon ſehr arm, oder ſehr müde ſeyn, die von den Stunden zwiſchen zehn und zwei Uhr Vormittags nicht eine anwendet, ihren Leib abzuſpülen und zu erfriſchen. Dies kann von mannigfachem Nutzen ſeyn, obgleich es wohl den Teufel nicht bannt. Wie wohlthätig es auf die leibliche Geſtalt und auf die wellenlienige Marmorrundung derſelben wirkt, das mögen die dem Leſer weiter beſchreiben, die von ſolchen Sachen mehr verſtehen, als ich. Ich habe mir überdem, dünkt mich, ſchon das Anſehen gegeben, klüger darin zu ſeyn, als ich wirklich bin. Alſo genug.

Das Palais royal, oder Palais Egalité.

Ich will nun der Reihe nach eine kleine Schilderung von den hauptſächlichſten Tummelplätzen der Menſchen und des Vergnügens geben, weil ich glaube, daß man nur in dieſer Schilderung, wenn ſie

nicht ganz misräth, das wandelnde Bild des lebendigern und wilderen Pariſer Lebens, oder des eigentlichen Pariſer Lebens zu einem ſtehenden ſich in Gedanken wird machen können. A Jove principium esto! ſingen die alten Dichter, alſo fange ich auch mit dem Mittelpunkt und dem Herzen dieſes Lebens, dem Palais royal an, bei dem ich aber kürzer werde ſeyn können, weil manche ſeiner Merkwürdigkeiten ſchon an mehrern Stellen vorher erwähnt und beſchrieben ſind, und ich das Wiederholen nicht liebe. Von den Kaffehäuſern, den Schenkſtuben, den Reſtaurateurs iſt oben ſchon geredet, von den Theatern deſſelben wird unten noch geredet werden; von den abendlich umgehenden Nymphen haben wir eben etwas gehört. Was von dieſen Dingen alſo nicht durchaus in das Gemählde gehört, werden wir nicht weiter einmiſchen.

Dieſes ſogenannte Palais royal liegt ungefähr in gleicher Entfernung vom Louvre und von den Thuilerien, von der Seine und von der lebendigſten Seite des Boulevards; aber die Entfernung iſt von allen vieren nicht gar weit, und fällt nach dem verſchiedenen Maaße der Füße zwiſchen einen Zeitraum von fünf und zehn Minuten, die man nöthig hat, ſie auszumeſſen. Es iſt von einer alten Celebrität, und ſeit 150 Jahren ſeit dem Antritt der Regierung Ludwigs des Vierzehnten immer der erſte Platz des Vergnügens für die Pariſer geweſen,

obgleich ſeine Wichtigkeit für Paris und für Europa mit dem ſteigenden Luxus und durch die neueſte Erweiterung des letztguillottinirten Herzogs von Orleans, Egalité genannt, noch immer zugenommen hat. Wenn man auch nicht von den neueſten Zeiten reden will, wo hier die erſten Freiheitsprediger auf Stühlen und Tiſchen und Bänken zum Volke redeten, wo in den Kaffehäuſern oft der Geiſt der Partheien beſchworen und ihr Schickſal gelenkt ward, wo die Fabrik der dreifarbigen Kokarden, Koeffüren, Degengehenke und Hoſenbänder zuerſt von tauſend feinen Händen beſorgt ward, ſo bedenke man rückwärts den Einfluß dieſes kleinen Flecks Erde auf Europa. Als Frankreich Europa noch nicht mit der Uebermacht ſeiner Waffen tyranniſirte, tyranniſirte es daſſelbe doch mit ſeinen Moden, die hier gewöhnlich ihren Urſprung hatten. Wenn die Gräber und die ſtummen Wände reden könnten, welch eine Rolle würde dieſes Palais royal in der Geſchichte der Diplomatik und Genealogie der meiſten europäiſchen Länder ſpielen! Wie viele Erlöſchungen von Familien, Veränderungen der Thronen und Baronieen ſind hier in ihrem Keime zu ſuchen! Wie manches vollbürtige und erlauchte Haus würde vielleicht noch im Glanze ſeines Namens von Stockholm bis Liſſabon ſtehen, wenn das Palais royal mit ſeinen lockenden Sirenen nicht geweſen wäre! Doch wenn man die ganze Wichtigkeit und

hiſtoriſche Größe dieſes Pallaſtes und ſeiner Bewohner beſchreiben wollte, wie viele Bände würden da voll werden, auch wenn man bloß bei dem bekannten ſtehen bleibt! Von des ſchlauen und großen Kardinal Richelieu geheimen Planen, die Teutſchland zuerſt in Ohnmacht ſtürzten, indem ſie die Fremden lehrten, wie geſchickt ſein Syſtem es mache, geplündert zu werden, von dieſen Planen an bis auf die Orgien, die Philipp von Orleans, der Regent, mit ſeinen Geräderten hier nächtlich legte, und von dieſen unblutigen Orgien — denn wer konnte da noch Blut vergießen, ſagt St. Simon? — bis auf die blutigen der neueſten Zeit, wo man hier Köpfe auf Stangen trug, was ließe ſich von dieſem Pallaſt nicht alles ſagen und klagen?

Der Kardinal Richelieu erwarb zuerſt den Platz, wo er den alten Pallaſt und den Garten dazu anlegte. Nach ſeinem Tode kam es alles an den König, und von dieſem an ſeinen Bruder, den Herzog von Orleans, und bei deſſen Familie iſt es auch geblieben, bis die große Revolution auch dieſe reiche Erbſchaft ſich zueignete. Man hat mehrmals einen Verſuch gemacht, ſie zu veräußern, und eine erkleckliche Summe dafür einzunehmen, da man des Geldes auf allen Seiten nöthig hat, aber es hat nicht glücken wollen. Wie ſollte man auch ſo leicht einen Käufer finden zu einem Gebäude, deſſen neuer Bau dem letzten Beſitzer an 30 Millionen Li-

vres gekoſtet hat! Doch ſollen einzelne Theile davon an Privatleute verkauft ſeyn; (welches ich kaum glaube) das Uebrige iſt vermiethet. Man hat jezt einen Plan mit einer Lotterie, worin man es verſpielen wird; aber die ſo ein Spiel kennen, und den hohen Einſaz bedenken, zweifeln, ob ſich dazu Spieler genug finden werden.

Vor dieſer lezten großen Baute, die eine Spekulation des Bürgers Egalité war, der ſich mit ſeinen lezten Spekulationen zu den verdammten Geiſtern der Hölle hinab ſpekulirte, lief der Pallaſt nicht ſeine ganze Länge von der Straße Honoré bis zur gegenüberliegenden Straße Rupmorue des petits champs durch. Nur ein Drittheil des Gebäudes, das Hauptgebäude, worin man jezt aus der Straße Honoré tritt, ſtand damals, und das Uebrige war alles Garten. Indeſſen auch dieſes Drittheil ward nach dem neuen Entwurf faſt ganz umgebaut, um daraus mit den neuen Anlagen ein Ganzes zu machen. Der ſchöne Garten, der mit ſeinen Bäumen größtentheils umgehauen und auf einen kleinen Raum, gleichſam nur einen Hof des kleinen Pallaſtes eingeſchränkt ward, war mit ſeiner herrlichen Lage, ſeinem dichten Schatten, und einigen kleinen Zelten und Häuschen, worin Erfriſchungen gereicht wurden, vor der Veränderung für die Pariſer ungefähr das, was jezt die ſchönen Gemächer und Hallen ſind, die freilich nie, ſo lan-

ge es Zeit iſt, wach zu ſeyn, das Menſchengewimmel verlieren können, da kein Regen und Schnee die Verſammlung aus ihnen verjagen kann. Wahrſcheinlich ſind ſeit Schultz auch an den noch übrigen Bäumen im Mittelraume große Veränderungen vorgegangen, denn er ſpricht noch von ihrer Lieblichkeit und der Schönheit des Spazierganges unter ihnen im Freien zwiſchen den Säulengängen zu beiden Seiten; ich aber habe davon nichts gefunden. Doch ich muß wohl für meine Beſchreibung erſt einen kurzen Riß hinwerfen, und dann zu den einzelnen Gegenſtänden kommen, die hieher gehören.

Der ehemalige Garten alſo von der Rue neuve des petits champs an, bis da, wo ſonſt der alte Pallaſt aufhörte, macht nun zwei Drittheile des ganzen Pallaſtes aus, deſſen Hauptgebäude nach der Straße Sankt Honoré hin ſteht, wo ſonſt allein der alte Pallaſt war. Man kann dieſes ganz neue Gebäude, als zwei Flügel deſſelben, auch allenfalls als einen eigenen Pallaſt für ſich anſehen; denn in ſeinem Bezirke koncentrirt ſich das lebendigſte Gewimmel und zwar, je näher man der Rue neuve des petits champs kömmt. Dieſe Abtheilung mit ihrem Garten, oder Platz hat eine auffallende Aehnlichkeit, ſowohl in Bauart als Lebendigkeit, mit den ſogenannten Prokuratorien in Venedig, und dem Sankt Markusplatz in der Mitte derſelben. Eine Leggie mit mehrern Eingängen von der Rue

neuve des petits champs ſchließt die beiden langen Seitengebäude, die mit ihren ſchönen bedeckten Portiken parallel bis ans Hauptgebäude an der Straße St. Honoré hinlaufen. Sie ſchließen das ein, was von dem vormaligen Garten übrig blieb, auf deſſen Ruinen ſie erbaut ſind. Dieſes ſchöne Oblongum, welches Spaziergänge unter freiem Himmel giebt, hat noch den vergangenen Winter eine ſchlimme Veränderung erlitten. In der Mitte ſeiner halben Länge ſtand ſonſt ein prächtiges und luftiges kleines Gebäude aus Einem Stock, welches aber noch Einen Stock mit den ſchönſten Gemächern unter der Erde hatte. Dieſes war vormals mit ſeinen geräumigen Sälen und herrlichen Nebenzimmern zu Redouten, Koncerten, Leſekabinetten, einzelnen kleinen Caſinis ꝛc. beſtimmt, und ward auch dieſer Beſtimmung gemäß gebraucht. Man hatte in den letzten Jahren auch noch mancherlei kleinere Kunſtwerke und Koſtbarkeiten in dieſen ſogenannten Cirkus zuſammengebracht, und wollte ihn recht eigentlich für Künſtler beſtimmen, ſiehe da brach im Anfange des vorigen Winters die Flamme darin aus, und verzehrte das ganze Gebäude und faſt alles was darin war, und es war ein groſſes Glück, daß man das Palais ſelbſt rettete. Dieſer Brand hat dieſen ſchönen Platz ſehr entſtellt, wenigſtens für einige Zeit. Die ganze Mitte faſt nehmen nun die offenen Gewölbe und

Grund-

Grundmauren und der Schutt ein, mit deſſen Aufräumung man jetzt beſchäftigt iſt. Dies giebt nicht nur ein trauriges Bild der Zerſtörung, ſondern man hat auch Schranken darum gezogen, und den übrigen Raum des Platzes dadurch mehr eingeengt; überdem ſind alle Tage Leute mit Karren und Schubkarren da, um wegzuräumen, und verbreiten über den ganzen Raum und ſelbſt in die Säulengänge des Palais und ſeine zierlichen Buden und Läden oft ſo viel Staub, daß die Schuhputzer an den Eingängen dadurch dieſen Sommer gewiß doppelten Erwerb haben. Ich nenne dieſen Zwiſchenraum der Prokuratorien von Paris mit Fleiß Platz, denn den Namen Garten kann er nicht mehr verdienen. Es ſind nur an der linken Seite noch einige Bäume, und auch dieſe haben bei dem wintrigen Brande des Cirkus gelitten, und ſind ſo kahl, daß ſie kaum ein Küchlein beſchatten können; doch ſtehen noch einige vermiethbare Stühle unter ihnen, deren kleine Zahl aber zur Genüge ſagt, wie wenig man ſich hier im Schatten ausruhen zu können meine. Mit dem ehemaligen Cirkus in Einer Linie ſtehen noch ein Paar kleine Häuschen in zeltförmiger Geſtalt, die zu Caſinis und Leſekabinetten dienen können. Aber dieſen Sommer war nur eines von ihnen einige Abende offen, wo ein Limonadier ſein Weſen darin trieb. Der ganze Umfang derſelben war mit Schmutz bedeckt, und ſie waren wirkliche Ableiter

des menschlichen Wassers geworden. Ueberall schien dieser ganze schöne Platz durch den Brand viel gelitten zu haben, und nur die Noth machte ihn zur Zeit des Bienenschwärmens der Menschen nach den Schauspielen zuweilen gedrängt voll, sonst sah man nichts von der Frequenz darauf, die Schultz erzählt.

Das Ende dieses schönen Platzes und der Prokuratorien wird durch zwei Portiken, die von einander abgesondert sind und zu beiden Seiten auch Casinis, Buchläden, Buden und Zimmerchen der Putzmacherinnen, Galanteriehändler, Pomadiers ꝛc. haben, eingeschlossen, von welchen man in die Seitenportiken der Prokuratorien, und aus diesen in die Portiken des Hauptgebäudes auf dem andern Ende nach der Straße Skt. Honoré geht. Dieses Hauptgebäude hat gleichfalls fort- und umlaufende Säulengänge, vorn einen großen Hof, worauf man von der Straße Skt. Honoré und Richelieu, jetzt Gesetzesstraße genannt, fährt, und in der Mitte eine Art Impluvium mit mehreren Ausgängen. Doch ich will ja dieses Gebäude nicht baumeisterisch beschreiben, sondern habe nur diesen verwirrten Plan so roh hingeworfen, damit man das Folgende auch örtlich verstehen und mir etwas folgen könne, wie ich vorschreite. Daß ich das zum Vorn mache, was eigentlich hinten, mir aber vorn ist, wann ich aus der rue du Mail entweder durch die

ſogenannte passage du Ratzivil eingehe, oder von der rue neuve des petits champs, wird mir hoffentlich keiner verargen.

Es iſt ſonderbar, daß man wie durch einen Inſtinkt immer dahin gezogen wird, wo der meiſte Staub und das größte Gewimmel iſt. Ich war in den erſten Tagen meines hieſigen Aufenthaltes verſchiedene Male ein wenig irre gegangen, wann ich meiner Wohnung ſchon ganz nahe zu ſeyn glaubte. Da gerieth ich gewöhnlich, vermuthlich weil ich unwillkührlich dem Strome der Menſchen folgte, nach den Höfen des Louvre, dem Siegesplatze und Palais Egalité. Wenn man über die Häuſer wegſchauen könnte, ſo würde man ſehen, wie die Ebbe und Fluth hier ab- und zufließt; aber auch ſo iſt allenthalben, von welcher Seite man auch kommen mag, das Gedränge erſtaunlich und bewegt ſich doch leicht, artig und franzöſiſch unter und durch einander, während man in teutſchen Städten bei ſolchen Gelegenheiten faſt immer ſchimpfen, oft auch ſich ſtoßen und puffen ſieht. Gleich vor dem Eingange des Pallais von der rue neuve des petits champs iſt ein kleiner vertiefter Platz, und dieſer gewöhnlich gedrängt voll von Menſchen. Wenn man ſie alle aufgriffe, ſo wären von hundert gewiß neunzig Gauner und ähnlichen Gelichters. Da ſchreien Fiaker, Trödler, Schuhputzer, Hundeſchneider und Beutelſchneider unter einander, da flüſtern die Kupp-

ler mit halber Stimme, da bitten die Savoyarden und Lohnlakeien ihnen eine kleine Beſtellung zu geben, da lauren die Geldwechsler und Mäkler mit ihren Taſchenbüchern, und die ärmeren dieſer Art ſitzen in den Ecken unten an den Stuffen der Treppe bei kleinen Tiſchen, wo ihre Vorräthe von Kupfergeld in Stücken von einem bis zu drei Sols aufgeſtapelt ſind, die ſie gegen Rabat, oft auch, wenn jemand in Noth iſt, al pari gegen Silberſtücke umzuſetzen wünſchen. Dieſe Wechsler haben hier ordentlicher Weiſe eine kleine Börſe in dem Kaffehauſe linker Hand an der Straße. Dieſes ſcheint ſo zum Geldmäkeln und umſetzen beſtimmt, daß man faſt nur Ein Zeitungsblatt dort ſieht, vielleicht das, worin der Kurs am genaueſten bezeichnet iſt. Ich habe mir ein Paarmal die Luſt gemacht, hineinzugehen, fand es aber immer ſo voll Menſchen, daß ich kaum einen Sitz gewinnen und meinen Kaffe austrinken konnte, den man mich auch zwei Sols theurer bezahlen ließ, als im beſten Kaffehauſe des Palais; denn wahrſcheinlich rechnet man den Herren immer den Gewinſt mit an, den ſie hier im Handel machen können. Das ſtärkſte Verkehr, und beinahe das einzige, ward hier mit den Bons der Regierung getrieben, und die Schacherer machten ſich kein Gewiſſen daraus, ehrlichen Landleuten und armen Rentiers noch ihren wirklichen Werth abzuknappen. Die letztern ſtanden gewöhnlich trüb-

ſelig da, und gingen mit 25 Franken für 100, worauf ihr Papier lautete, traurig und hungrig weg, um ſich im Palais ein Paar Pflaumentorten zu erkaufen, und ſie verſtohlen unter einem einſamen Baume unter dem Rockzipfel heraus zu eſſen.

Durch das Geſindel und Drängen und Schreien dieſes Vorpläzchens geht man durch einen engen zu beiden Seiten geſchloſſenen Gang, welchen die Tiſche, mit allen Tagsblättern bedeckt, noch mehr beengen, in die herrlichen Säulengänge des Pallaſtes ein. Doch ſind weiterhin rechts und links noch Eingänge, die zuerſt jede in eine Art Kortile, oder bedeckten Säulenhof, und wenn man dieſen durchwandert hat, gleichfalls wieder dahin führen. Vor dem Eingange linker Hand iſt der berühmte Durchgang Ratzivil (passage de Ratzivil, der durch die Straße Rue neuve des bons enfans ins Palais führt. Sicher wird kein Weg in Paris, ich mögte faſt ſagen in der ganzen Welt, täglich von mehrern Füßen betreten, als dieſer; denn durch ihn geht man von fünf Uhr Morgens bis zwölf Uhr Nachts nie allein. Er geht mehrere Treppen auf und ab durch ein Haus, und auch ſein Pfad iſt eingeengt, weil die Gewerbetreibenden Menſchen von oben bis unten zu allen Seiten die Tiſche und Laden und Tafeln ihres Verkehrs aufgeſchlagen haben. Es iſt gleichſam ein Palais royal in nuce. Hier ſitzt ein hübſches Weib mit Galanteriewaaren, dort ſteht

ein Salben- und Pomadenkrämer aus; hier dampfen die frischen Torten und Kuchen, dort duften die feinen Geister und Likörs; auf der einen Seite ist ein Buchladen, auf der andern ein Journalkrämer, der alle Blätter des Tages feil hat, und in eine Nische ein Paar Stühle eingeklemmt hat, die regelmäßig um den Zoll von einigen Sols von Leselustigen besessen sind; unten sitzt in der einen Ecke eine Putzmacherin, in der andern hat ein Kupferstichhändler seine Karten und Kupfer aufgehängt, und eine größere Menge in Rollen liegen. Auch der kleine Sprung von hier in den Kortile, oder die Loggie vor dem engeren Säulengange, ist nicht leer. Eine Menge Fruchthändlerinnen, die nicht ins Palais hinein dürfen, halten zu beiden Seiten den Zugang belagert, und unter ihnen sitzt ein Petschirstecher mit einem ganzen Berg von Petschiren und Devisen, auch wohl ein Solsverwechsler mit seinen Stapeln Kupfer, indem ein Schuster mit den modischen Schuhen, woran er in Einem fort bürstet, etwas entfernter steht, und ein wirklicher Schuhbürster seitwärts grieslachend *) zu ihm aufschaut, als wollte er sagen: diese da kommen auch noch wohl einmal in meine Hände.

*) Man erlaube mir dies Wort. Wir haben im meißnischen Dialekt keines, das es ersetzt; es drückt das Hohnlächeln mit etwas vom Pinsel und Töpfel ungirich aus.

Man tritt nun in den Schulenhof, oder den Kortile ein, dem an der andern Seite des Einganges ein ähnlicher entspricht. Man kann diesen als einen Vorhof zum Tempel ansehen. Hier stehen Verkäufer und Verkäuferinnen mit allerlei Kleinigkeiten aus, die in den Tempel nicht kommen dürfen, doch nehmen die erste Stelle unter ihnen unstreitig diejenigen ein, die Kuchen, Torten und allerlei Gebackenes feil haben für die, so nicht hungrig weiter gehen mögen und es nicht verschmähen, das für den halben Preis hier allein zu verzehren, was sie drinnen in den Kaffehäusern in Gesellschaft doppelt so theuer bezahlen müßten. An diesem Kortile rechts in einem Keller ist der berühmte Caffé des Aveugles, dessen ich oben schon bei den Aveugles travailleurs erwähnt habe. Von dem kleinen Hintergebäude des mittleren Eingangs von der Rue neuve des petits champs her und von den prächtigen Prokuratorien und ihren Hallen, was soll ich darüber mich weit ausbreiten? auch die lebendigste Beschreibung bleibt hier immer weit hinter der Wirklichkeit. Was Luxus und Ueppigkeit nur aus allen Welttheilen erschaffen und zusammenbringen können, sieht man hier beisammen, und dies alles ist mit französischer Zierlichkeit und Feinheit des Geschmacks für Augen und Nasen ausgefleit und aufgeziert. Hier sind zu ebener Erde die ersten Kaffehäuser, Bierhäuser, Restaurateurs, Li-

monadenbuden, Leſekabinette, Galanterieläden; hier haben die erſten Juweliere, Modenhändler, Modenſchneider, Putzmacherinnen, Buchhändler, Porträtmahler, Zeichner, Sticker, und wie das Heer der Beſtitterer und Verzierer des menſchlichen Leibes heißt, ihren Standort aufgeſchlagen. Hieher geht ſehen, kaufen, ſich beſtellen, was es irgend erſchwingen kann; denn wie könnte aus Paris was Gutes kommen, was nicht das Palais royal geſehen hätte? Hier, ſind die größten Säle zu öffentlichen Verſteigerungen von Gemählden, Kupferſtichen, Büchern, Kleidern und Schuhen; hier die größten Niederlagen von Kleidern aller Art, nach dem neueſten Geſchmack geſtutzt, die zahlreich oft zu hunderten neben einander hängen und immer um ein Drittheil theurer bezahlt werden, als die in andern Quartieren der Stadt gekauften und beſtellten. Hier kann man zugleich das ſeltene Genie der franzöſiſchen Nation in Aufſchriften bewundern, wenn man dieſe gegen die Ueberſchriften einiger fremden Künſtler und Fabrikanten hält, die ſich zwiſchen ſie eingedrängt haben. Alles fängt hier mit dem Wörtlein premier und excellent an; vielleicht nicht aus perſönlicher Rückſicht, ſondern um dem Vorrange des Orts nichts zu vergeben. Da lieſt man neben einem: Genty le jeune, excellent marchand tailleur, wenn man einige Säulen weiter geht: Straube, teutſcher Schneider,

und der vortreffliche Schneiderkaufmann, oder Kaufmannschneider hat seinen Laden weder mit mehreren, noch besseren Kleidern, noch auch mit vorzüglichern Tüchern und Fabrikaten garnirt. — Im ersten Stocke wohnen die vorzüglichsten Tuch- und Seidenhändler, die ersten Juweliere und Goldarbeiter, die glänzendsten Freudenmädchen; vornehmlich aber ist dieser der Sitz der Restaurateurs und auch noch mancher Kaffehäuser und Billards. So geht es mit wenigen Zimmern auch noch im zweiten Stock. Einen großen Theil desselben aber bewohnen einzelne Privatleute, haben ihn auch wohl auf Spekulation gemiethet und logiren Fremde, die sich längere Zeit in Paris aufhalten wollen und dies theuerste Logis bezahlen können. Hier sind auch in den kleineren Winkeln und Stübchen allerlei Nothhelfer, die auf die Menschenmasse rechnen, welche sich immer unter ihnen bewegt. Da liest man mit großen goldnen Buchstaben: Le Roi, fameux medecin pour les maladies veneriennes und zum Zeichen sind Fläschchen und Schächtelchen darunter gemahlt; da sieht man ein Paar Elefantenzähne über dem Guckfensterchen und drunter die Instrumente, sie auszuziehen und zu säubern mit den Worten: Baptiste, premier dentiste de Paris. Hier wohnen auch Männer und Weiber, die prächtige Zimmer für die Verlegenheiten anständiger Frauen halten, denen etwa eine Unpäßlichkeit zu

ſtoßen könnte, oder die einer plötzlichen Hülfe nöthig hätten. Alles iſt auf das Prächtigſte mit Sofas, Betten, Stühlen, Spiegeln ꝛc. verſehen, und alle Bequemlichkeiten ſind ſogleich zur Hand; man kann auch allenfalls, wenn gut bezahlt wird, die Nacht dort ſchlafen. Welche menſchenfreundliche Anſtalt! wird manche ſchöne Lippe rufen, denn wie viele Verlegenheiten, bei denen man ſich im Menſchengedränge nicht wohl befindet, können einem anſtändigen Frauenzimmer nicht zuſtoßen? In dieſem Stocke wohnen auch viele Freudenmädchen, doch gehören ihnen vorzüglich neben den untern Läden und Buden, die in der Nacht leicht verwandelt werden können, wo die Galanteriehändlerinnen und Putzmacherinnen mit ihren Helferinnen und andern Beſchützung oft das Gewerbe ändern, ihnen, ſage ich, gehören die unzähligen Stübchen unter dem Dache mit den kleinen Fenſterluken. Ein Mann, der noch mäßig zu zählen meinte, ſchwur und fluchte, er wolle noch heute den Kopf verlieren, wenn innerhalb des Palais royal nicht wenigſtens 4000 Huren einquartiert ſeien. Dieſer Theil des Palais royal, wozu noch bei dem Säulenhofe rechts das Theater Montanſier gehört, dieſer Theil, der den alten Garten größtentheils weggenommen hat, iſt unſtreitig der glänzendſte Theil des ganzen Pallaſtes, obgleich hier nicht alles glänzend iſt; denn neben dem erſten Kaffehauſe iſt oft ein eben

ſo frequentes, wo mehr Bier geſchenkt wird, als feinere Getränke, und neben dem Reſtaurateur, wo ein Mäßiger ſelbſt nicht gut unter vier, fünf Franken ſeine Mahlzeit halten kann, mag man ſich auch für drei Franken recht anſtändig ſatt eſſen; neben dem erſten Spielkeller, wo nur um Karolinen geſpielt wird, iſt ein andrer, wo man um einige Sols ſich eine halbe Stunde abarbeitet und aus den Händen einer verfallenen Hure einen Strauß um einen Sol kauft.

Das folgende Drittheil nach der Straße Skt. Honoré hin iſt lange nicht ſo lebhaft und ein Theil der Säle und Zimmer im Hauptgebäude ſollen jetzt ſogar leer ſtehen. Unten in den verſchiedenen Hallen und ihren Gemächern und Buden iſt ungefähr eben die Wirthſchaft, wie in den vorigen; vorzüglich haben die Trödler und Antiquare hier ihr Weſen, die mit alten Möbeln und Büchern handeln. Ihr Hauptverkehr iſt bekanntlich auf und um den Pont neuf und auf den trefflichen Kaien jenſeit der Seine, dem Louvre und den Thuilerien gegenüber, vom Pont neuf an bis zur Revolutionsbrücke. Da haben ſie an den Häuſern ihre Bilder und Porträts ausgehängt und ihre Bücher ausgelegt; noch glänzender aber auf den Bruſtwehren des Stroms, indem ſie ſie zum Theil mit Steinen belegen, damit ſie nicht ins Waſſer ſpringen, wohin der verwandte Geiſt ſie treiben mögte. Außer den Antiquaren

ſind mehrere Kupferſtichhändler, Pantoffelmacher, Brillenſchleifer, Lederarbeiter, alle in zierlicher Ordnung neben einander. Die Kaffehäusler und Limonadiers hier ſtehen ſchon einige Stufen tiefer, als die vorigen, ſo wie auch die Reſtaurateurs. Alles iſt hier ſchon für gröbere Kehlen und Magen berechnet, die es unanſtändig wäre oben nur vorauszuſetzen. Dort darf man zu ſeinem Kaffe und ſeiner Chokolate höchſtens einige Schnitten Butterbrod fodern, wenn man ſich nicht mit dem Weißbrod begnügt, was gewöhnlich dazu gegeben wird. Hier aber kann allenfalls einer, der aus der Bretagne und Normandie kömmt, ſein ländliches Frühſtück wieder finden. Will man alſo einmal auf gut Engliſch und Teutſch wieder frühſtücken, ſo gehe man hieher um eilf, zwölf Uhr, wo in einigen Kaffehäuſern, die man wohl cafés du dejeuner nennt, alles zu haben iſt, was dazu dient: Würſte, Schinken, Mortadellen, holländiſcher Käſe und Hering, Ochſenzungen, Paſteten, kalter Braten, oft auch Auſtern, und zu dieſem allen alle mögliche ſtarke Weine, Liköre und geiſtige Waſſer. Der Hof in der Mitte iſt ſchon mit allerlei Geſindel beſetzt, was ſich in dem hinteren Gartenplatze nicht zeigen durfte. Hier ſtehen ſchon zuweilen Schuhputzer und ſchreien die Vorübergehenden an; hier drängen ſich ſchon Weiber mit Kirſchen, Melonen, Johannisbeeren und Weintrauben an; hier ſte-

hen ſchon manche Geſundheitsbeamte der unterſten Klaſſe mit ihren helfenden Künſten aus. Vorzüglich iſt mir hier ein Zahnarzt merkwürdig geworden, den ich faſt immer hier fand; doch reichte er mit ſeiner Beredſamkeit nicht an den Florentiner Tucci. Ich glaube, der Kerl hatte alle Zähne zuſammengehohlt, die in Lazarethen und Spitälern ausgeſpieen werden; denn ſolche Haufen habe ich in meinem Leben nicht geſehen, noch ſo viele monstra, die er alle eigenhändig ausgezogen und operirt haben wollte. Ein großer Tiſch war ganz damit bedeckt, und ein künſtlicher Vorhang zuſammengereihter hing an Schnüren ſchichtenweiſe um ihn herum; ich glaube, man könnte den Fußboden einer mäßigen Kirche damit auslegen. — In dieſem Hauptgebäude iſt das erſte Theater für Tragödie und Komödie in Paris, und hat ſeinen Eingang und ſein ſchönes Geſicht nach der Straße des Geſetzes. Vor dem Thore nach der Straße St. Honoré iſt noch ein kleines Quadrat, welches der Platz des Palais royal heißt, und an dem vorn in der Straße Chartres das niedliche Vaudevilletheater iſt. Dieſer Platz iſt die Hauptſtation der Fiaker in Paris, und iſt faſt zu allen Tageszeiten bis ſpät in die Nacht gedrängt voll von Wagen.

Auch das Palais royal hat ſeine Zeiten, und man muß nicht glauben, daß es zu allen Stunden des Tages gleich intereſſant ſei dahin zu gehen.

Um ſechs Uhr des Morgens wird es geöffnet; aber vor acht Uhr iſt faſt nichts da zu thun. In dieſen Stunden reinigen die Kaffehäusler ihre Stuben; die Journal- und Flugblätterkrämer legen ihre Papiere zurecht; die Buchhändler und Leſekabinetshalter ſetzen ihre Stühle in Ordnung und öffnen die Schränke; alles andre ſchläft noch mit dem halben Paris. Einzelne, die vorzüglich der politiſche Heißhunger treibt, gehen noch ungeſchmückt vorüber und in die einſamen Kaffehäuſer ein, wo man ſich noch nicht um die Tagesblätter reißt. Arbeitsleute und Boten laufen ſchnell durch die Hallen, wo ſie ſonſt nicht viel zu ſehen ſind, um ſich einen Umweg zu erſparen. Gegen zehn Uhr füllen ſich nun die Kaffehäuſer, aber ihr ſchönſtes Intereſſe fehlt; man ſieht bloß Männer, und zwar meiſtens alte und verehlichte Männer, die ein Ständchen ſchwatzen und leſen wollen. Für die Jugend iſt hier nichts zu thun; die ſchläft entweder noch die vorige Nacht aus, oder tummelt ſich jetzt anderswo herum. Jetzt fangen alle, die zu ebener Erde wohnen, an, die Hallen vom Staube zu reinigen und auszuſprützen, und dann öffnen ſich die Läden mit ihren Koſtbarkeiten, die aber noch wenig Beſuche haben. Die Putzmacherinnen ſitzen ſchon mit ihren Mädchen in ihren eleganten Stübchen, und die Armen gähnen noch und reiben ſich die ſchlaftrunkenen Augen. Weiber ſieht man faſt gar nicht, wo nicht gegen

eilf, zwölf Uhr wie ein ſchüchternes Reh mit trie-fenden Haaren ein Freudenmädchen vorüber hüpft, das eben aus dem Bade kömmt. Deſto häufiger ſind diejenigen, die hier umherwandeln, und die Zettel, Ankündigungen, Anfragen und Belehrungen leſen, womit alle Säulen täglich neu beklebt wer-den. Einige lachen über die feinen Moralen, die ihnen hier geleſen werden, andre ſtaunen über groſſe Lügen, andre ſuchen und ſpioniren, wie ſie mit manchem Angezeigten verdienen wollen, was der Tag bedarf; noch andre ſuchen Stoff, womit ſie einem freundlichen Wirthe das Mittagswahl ver-ſüßen und eine Geſellſchaft unterhalten wollen. Da hängen Kupferſtiche der neueſten Moden, die neue-ſten Arten, zu porträtiren und ſilhouettiren, da ſieht man die groſſen Helden und Verräther der Nation aufgehangen neben der Anzeige eines Ba-les, oder einer eröffneten Gaukelbühne. Da ſind groſſe Wahrheiten neben groſſen Lügen zu leſen. Je-der geht und ſucht ſich das Seinige. Die Geſellſchaft nimmt nun wieder bis gegen zwei Uhr eher ab als zu, und nur einige alte Müſſiggänger und kahlrückige Rentiers, die auf gewiſſen Kaffehäuſern und unter ihren Bäumen parmanent ſind, ſitzen und ſpazieren langſam umher, und geben nur einen ſchwachen Schein von Lebhaftigkeit. Nach zwei Uhr wächſt die Menge immerfort bis gegen ſechs. Man iſſet, man nimmt nach dem Eſſen einen Kaffe, man macht

ein Spielchen zum Vergnügen, man ſpaziert. Einzelne Houris und anſtändige Weiber ſind ſchon unter den Männern in den Zimmern und Säulengängen, und mancherlei Vorſpiele luſtigerer Unterhaltung und des Scherzes beginnen. Mit ſechs Uhr öffnet ſich die Oper und alle Theater, Gärten, Gaukelbühnen, und was irgend etwas Zeigbares und Darſtellbares hat. Dies leitet einen Theil des Stromes ab, aber doch wird der Verluſt mit dem Einbruch der abendlichen Zeit um neun Uhr mehr als erſetzt. Doch ich überſpringe dieſe Zwiſchenräume, und komme zu der glänzendſten Tagesepoche, die etwa mit zehn Uhr Abends beginnt. Nun gieſſen die Theater einen großen Theil ihrer Menge aus, nun kömmt alles hervor, was betrügen und beſiegen, was ſehen und geſehen werden, was kaufen und verkaufen will. So wächſt die Fluth bis gegen eilf Uhr, wo die prächtigſten Gärten auch einen Theil ihrer Menge abgeben. Die Fluth ſchwillt über, alle Zimmer ſind gefüllt, die Menſchen in den Hallen ſchieben ſich nur durch, und endlich iſt auch der Gartenplatz im Freien mit feinen und muntern Menſchen bedeckt. Nichts geht ſicher darüber, zu dieſer Zeit in einem der ſchöneren Kaffehäuſer zu ſitzen, der fröhlichen Unterhaltung zu genießen, und die draußen vor ſich vorbeiwallen zu ſehen. Alle die Menſchen, die hieher gehen, ſind brauchbar zum Scherz und Geſpräch, und wo man auch

iſt,

iſt, einem iſt wohl, wenn man nur ein munteres Herz mitgebracht hat. Doch ſoll ſeit der Revolution die Geſellſchaft des Palais royal verloren haben, und ſelbſt nach Schultz muß ich dies vermuthen. Vormals kam die reichere und gebildetere Welt faſt nur ausſchließend hieher, und hatte wenigſtens einige Zufluchtsörter, wohin nicht jeder eindrang; jetzt iſt alles gemeinſchaftlich, und dadurch, wie Viele klagen, gemein geworden, und die noch auf alte Wohlanſtändigkeit halten, führen nicht zu jeder Tagesſtunde ihre Frauen und Töchter hieher. Von dem Leben und Getümmel draußen und dem Herumziehen und Laufen in und außer den Hallen hat man gar keine Vorſtellung, und kann auch keine davon machen. Alles bereitet in und an den herrlichen Säulengängen gegen dieſe Zeit den größten Glanz und Schimmer. Sorglos ſtanden die Schneider, die Modenhändler, die Juweliere den größten Theil des Tages; jetzt erſt ſcheinen ſie zu thun zu haben; alles wird nun auf das zierlichſte geordnet, ausgelegt, aufgehängt und erleuchtet, und der Schimmer ſo vieler Koſtbarkeiten und Herrlichkeiten verblendet die Augen und durch ſie die Herzen; alle Läden, Buden, Kaffehäuſer, ſelbſt Privatleute, die aus ihren Fenſtern herabſehen, zünden mehr Lichter an, und das gewaltig ſtrudelnde und glänzende Menſchengewimmel, das Brauſen und Sauſen der Freude, die prächtige und widerſchimmern-

de Erleuchtung machen das Ganze gleichsam zu einem Karneval, oder einer Maskerade. So schwimmt man, geblendet an Augen, betäubt an Ohren, gelockt, gezupft, gerufen von allen Seiten, in dem Wirbel mit um, und der Kälteste und Nüchternste hat sich hier wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht als ein Besoffener herausstaumelt, oder fortgeleitet werde. Hier ruft ein hübsches Mädchen ihr: venez, mon petit ami! dort schreit aus dem Auktionssaal eine Stentorsstimme: quinze francs, douze centimes! Hier zieht auch eine hübsche Zeichnung, ein geschmackvolles Muster an, dort eine weiche Hand und ein wogender Busen; hier klingt die herrliche Musik der Blinden in das Geklingel der Tassen und Bouteillen; dort hallen die Flüche der Spieler in das Heidideldideldei! eines elenden Violinkratzers, der seines Kellers Tanzgesellschaft doch in Bewegung zu halten weiß. Wer kann in diesem Schreien, Stoßen, Klingen, Schieben, Ziehen und Locken bleiben, wenn er nicht mit seinem Besseren in sich selbst zu bleiben weiß? Es ist die gefährliche Stunde der Nacht, der Rausch berauscht mit, schwärmerisch scheinen die Sterne droben, verführerisch blitzen die tausend Lichter, die doch hie und da noch ein Stück von einer willkommenen Dämmerung lassen; verführerischer noch blitzen tausend Augen, die ihre Artillerie alle für diese Stunde verspart haben. Deswegen las man auch in

einem kleinen Vaudeville: „le palais est plus, que toute la Cypre“ — Was ſich hier umtreibt in den Gängen, iſt meiſtens luſtige und liederliche Jugend, die Alten ſtehen und ſitzen und ſchauen zu, wenden ſich zum Theil auch wohl ab. O könnten dieſe Lichter und Bänke ſprechen, was würden ſie erzählen! o dürfte ich alles erzählen, was könnte ich erzählen! Die Weiber, die hier rund gehen, ſind alle Huren, oder wollen es nächſtens werden; alle müſſen noch glänzend und flitterig ſeyn; aber unter den Männern iſt oft viel ſelbſt ſchlecht gekleidetes Geſindel, gemeine Soldaten, Markörs, Aufpaſſer, Gauner. Wie die Weiber angeln, locken und ziehen, habe ich ſchon an einem andern Orte zu weitläuftig geſagt. Manche gehen beinahe nackt, und enthüllen noch, was ſich irgend enthüllen läßt. In dieſem Aufzuge laufen ſie um, die Bewegung und Luſt des Tanzens macht die Wange glühend, die Bruſt ſchwellend, den Athem kurz, ſie gleichen den Bacchantinnen, die den Pentheus zerriſſen; und wehe den hundert, oder funfzig Männern, die ſich allein unter dieſen Tauſenden von Mänaden befänden, wo ſie dürften, was ſie mögten! Sind die wohlerzogenen Männer an dieſem Orte nicht fein gegen ſie, ſo erlaubt der Pöbel ſich oft die häßlichſten Unanſtändigkeiten, und in dem Getümmel ziehen ſie ein Paar ſchmierige und rußige Arme oft nackt aus, daß ſie die Flucht nehmen müſſen, um

ſich wieder aufzutakeln. — So geht das Treiben und Drängen bis eilf Uhr, und wenn einzelne Paare ſich verlieren, ſo kommen dafür immer wieder andere zu. Von nun an aber bis gegen Mitternacht wird es immer dünner und dünner. Man kann jetzt ſchon ſeine Arme ausbreiten und ohne Anſtoß gehen, wenn man nicht abſichtlich angeſtoßen wird; das Gewimmel verſchwindet und das Geſchrei und Getümmel verklingt; mehrere Kaffehäuſer werden leer, mehrere Lichter gehen aus; einzelne Läden und Buden ſchließen ſich; es wird dunkler und ſtiller. Paarweiſe und Gruppenweiſe ſtrömt es aus allen Thüren und Thoren; traurig und verzweifelt wandeln noch einige Weiber einzeln umher, und die lockenden Nymphen werden vor Aerger bleiche Furien; auf den Gaſſen wagen ſie die letzten Proben des Kampfes; wer ſich da nicht noch halten und fangen läßt, iſt gerettet, und kann, wenn er den folgenden Tag in aller Frühe aus Paris reiſt, mit Luſt des Palais royal gedenken, und dieſe Beſchreibung leſen.

Die Thuilerien.

Von hier iſt der Spaziergang nicht weit zu den Thuilerien und ihrem ſchönen Garten, worauf es mir bei dieſen Schilderungen am meiſten ankömmt. Von den Thuilerien iſt hier meine Abſicht nicht eine alte Beſchreibung aufzutiſchen. Sie zeig-

gen dem Fremden jetzt wenig Merkwürdiges, weil die meisten Kostbarkeiten und Kunstwerke im Laufe der Revolution zerstört, entwendet und anderswohin gebracht sind. Das Hauptgebäude am Garten ist jetzt der Sitz des Raths der Alten, und das lange Seitengebäude längst der Seine ist zum Theil zu Wohnungen von Gelehrten und Künstlern bestimmt. Auf dem Hofe der Thuilerien am Vereinigungsplatze ist die Wachtparade der Leibgarde des gesetzgebenden Korps. Er war sonst durch eine Reihe kleiner Häuschen von jenem Platze getrennt; doch diese wurden an dem blutigen Tage des zehnten August größtentheils zerstört, niedergerissen und zusammengeschossen: jetzt trennen beide nur hölzerne Staketen. Mir ist es hier um den Garten zu thun, von welchem ich weiter mit meinem spazierenden Gemählde fortschreiten werde. Dieser schöne Garten hat beinahe die doppelte Größe des ganzen Palais royal, und läuft mehr lang, als breit, vom Schlosse längst der Seine hin, und ist rund umher von herrlichen Terrassen eingefaßt, auf denen man lustwandeln und der lieblichsten Aussichten genießen kann. Auf der einen Seite übersieht man die Seine mit ihren Flößen, Schiffen und Böten, mit dem Gewimmel ihrer Brücken und Kaien, und die lange Reihe aller Wagen, die des Weges nach Passi und weiter nach St. Cloud, Marly, Versailles fahren und daher kommen; Jenseits liegt die schö-

ne Vorſtadt Skt. Germain mit ihren ſchönen Pallaſten, der Revolutionsbrücke und dem Pallaſt Bourbon, dem jetzigen Sitz der Fünfhundert. Vorn auf den geräumigen und mit Bäumen bepflanzten Terraſſen hat man den lebendigen und fröhlichen Anblick des Revolutionsplatzes, eines Theils der eliſeiſchen Felder, ſo weit ſie die Bäume nicht bedecken, und durch dieſe den Blick der herrlichen Straße nach dem Stern und von da nach dem Hölzchen von Boulogne. Aber auch das Niedrigere und Innere des Gartens iſt ſehr ſchön, und erhöht noch die Vorzüge, die er hat, im Mittelpunkt der ſchönſten und munterſten Gegenden von Paris zu liegen. Seine Bäume, ſeine Statuen, Springbrunnen, Teiche, Orangerien zur Seite, und ſo manche andre niedliche Anlagen, endlich ſeine Geſellſchaft ſelbſt machen ihn zu einem einzigen Garten in der Welt, wie das Palais royal vielleicht ein in ſeiner Art einziges Gebäude in der Welt iſt. Ein Drittheil des Platzes vor dem Schloſſe iſt zu einem Blumengarten eingerichtet. Die Eintheilung und Schur ſind noch ganz nach dem alten franzöſiſchen Geſchmack, und von La Nôtre angelegt; mehrere Gruppen koloſſaliſcher Bildſäulen ſtehen auf den Kreuzgängen, die die Blumenbeete durchſchneiden, und kleine Baſſins mit Goldfiſchen und manche Springbrunnen müſſen hier zuweilen dem Volke etwas vorſpielen. Der übrige Theil des Gartens

iſt mit hohen Kaſtanienbäumen und Alleen beſetzt, die faſt einen eben ſo erſtaunlichen Wuchs haben, als die zu Wien im Augarten. In der Mitte läuft eine breite Allee, zu den Seiten mit Bänken aus Stein, die auch im Schatten der Bäume hie und da angebracht ſind. Wenn man dieſe zu Ende geht, kömmt man an ein großes Waſſerbecken mit allerlei neptuniſchem und tritoniſchen und amphitritiſchen Zeuge, rund umher mit Statuen und Bäumen beſetzt. Zu beiden Seiten hat man runde Terraſſen mit Orangeriebäumen zum Theil geſchmückt, und auch nicht ohne Bänke, von denen das Auge auf den Revolutionsplatz und in die eliſeiſchen Felder ſchweift. Dieſe größeren und weiter vorſpringenden Terraſſen laſſen zuletzt nur einen ziemlich breiten Durchgang nach dem Revolutionsplatze, deſſen Thor zwei herrliche Roſſe bewachen, die in ſtolzer Stellung mit fliegenden Mähnen und ſchnaubenden Nüſtern gegen einander emporſteigen. Mit Einem Worte, die Lage des Gartens iſt ſo anmuthig, ſo freundlich ſeine Anlagen, ſo lieblich ſeine Teiche, ſo hoch und ſchattig ſeine Rieſenbäume, daß er für mich immer ein Lieblingsſpazierort ſeyn würde, ſelbſt dann, wenn ich einſam und ohne den pariſer Glanz darin herumwandeln müßte.

Zur Promenade und zum Durchgang bedient ſich ſeiner freilich jedermann ohne Unterſchied, aber ſonſt muß man doch Unterſcheidungen machen. Die

rechte Seite der Bäume gehört mehr den Reichen und Vornehmen, die Linke den Armen und Geringen; so sondern sich die Stände gewöhnlich von selbst zufällig, oder nothwendig. Diese rechte Seite heißt daher auch die Seite der Sessel. An der andern Seite sitzt man mit allen Leuten gemeinschaftlich auf den steinernen Bänken, die da sind, oder muß stehen, wann viele Menschen da sind, bis ein Platz ledig wird." Hier aber sind wenigstens an tausend Sessel, aus Binsen geflochten, aufgestapelt, von denen man sich beliebig einen nehmen und sich darauf setzen kann, wenn man drei Sols übrig hat; denn die muß man bezahlen, mag nun drei Minuten oder drei Stunden da sitzen. Dieses Sesselrecht ist hier, wie im Palais royal, wo nur wenige sind, und auf den eliseischen Feldern an einen Unternehmer verpachtet, der eine ansehnliche Summe dafür bezahlen soll. Gewöhnlich geht ein altes Weib herum, das mit rechten Spionenaugen aufpassen muß, wer sich eben gesetzt hat — denn bei denen wieder anzufragen, die einmal bezahlt haben, wäre grob — und cassirt die Sols ein. Dies ist keine unbedeutende Zollbude. Denn laßt uns annehmen, daß auch nur 4000 Personen an schönen Tagen jede drei Sols geben, — an wie manchen Tagen des Sommers hat sie mehr? — so macht das 12000 Sols, und nach unserm Gelde 180 Reichsthaler auf den Tag. — Doch ich muß

jetzt meine Beſchreibung nach den Stunden und Perſonen und Gegenſtänden zerſplittern, um ſo aus den einzelnen Stücken ein Ganzes hervorgehen zu laſſen.

Vor neun Uhr des Morgens iſt es hier gar nichts. Die früher zu ſehen ſind, wandern entweder als Hungerleider trübſelig herum und warten auf die wärmere Sonne, um ſich auf den Bänken zu ſonnen, und ſich oben auf den hintern Terraſſen hinzuſtrecken, oder es ſind nur Durchgänger, Soldaten, Bülſchaften, Kolporteurs; allenfalls ſitzt auch unter den dunkelſten Maronen linker Hand einmal ein ſchwärmeriſcher und empfindſamer Jüngling und lieſt einen Roman, doch iſt die Gattung hier ſelten. Von neun bis eilf Uhr kommt ſchon einige Welt, mitunter Manche, die aus Karoſſen und Fiakern ſteigen und ſich hier hinſetzen, der Morgenluft zu genießen, zur Stärkung den Brunnen oder ein anderes Getränk trinken, und aus Langerweile, wenn es gar zu langweilig und einſam iſt, wohl ein Buch herausziehen oder ein Tagesblatt kaufen und leſen. Das Buchherausziehen habe ich nicht allein von Männern und ehrenfeſten Bürgern geſehen — denen mögte es noch anſtehen — ſondern öft von recht hübſchen jungen Bürgerinnen. Das Leſen giebt einen gewiſſen Anſtrich des Geſpannten und Intereſſanten, und was braucht man nicht in Paris alles, um ſich anzuſtreichen. Doch lieſt man

nur, ſo lange es noch nicht wimmelt; da darf man wohl in ein Zeitungsblatt und in einen Brief gucken, auch wohl in einem Buche blättern; aber leſen, behüte Gott! leſen — was wäre das lächerlich! Jezt ſtehen indeſſen die meiſten Seſſel noch auf einander, und der gröſte Lärm und die Geſchäftigkeit beſchränkt ſich noch auf die Ausrufer und Kolporteurs; die der dünnen Geſellſchaft, die nun noch die meiſte Luſt und Zeit zum Leſen hat, ihre Waare feil bieten; hierin ſchallt von den Thoren des Pallaſtes und der Seine und von der linken Seite das heiſere Krächzen der Blumen- und Frucht- und Kuchenweiber, die hieher nicht kommen; denn nur einige wenige elegantere mit feinem Backwerk dürfen in die Region der Binſenſtühle. Von eilf Uhr bis drei Uhr Nachmittags, wo die Eßglocke die meiſten wieder wegklingelt, beginnt an ſchönen Tagen der Zufluß, der nach den Umſtänden kürzer und länger dauert. Dann wird dieſes Plätzchen mehr als das Palais royal, als die Bagatelle und Tivoli, der Tummelplatz der eigentlich vornehmen Welt, die meiſtens ungeſtört (denn die jakobiniſchen Händel dauerten nur einige Tage dieſes Jahr) und anſtändig gemiſcht hier ihr Leben genießen kann. Wahrlich es giebt keine bequemere Zeit, und keinen bequemern Platz, um das, was in Paris wirklich reizend und liebenswürdig iſt, wenigſtens den feineren Ausſchuß deſſelben, zu ſehen. Hier war es,

wo ich mehr als einmal gern den Vers des Vaudeville auf das Palais royal ausgerufen hätte: ce jardin est plus, que toute la Cypre! Man bekömmt, ehe die Schatten einen Schleier über die Welt und vor den Augen ziehen, hier nichts Unholdes und Häßliches zu ſehen, ſelten was Abgelebtes und Verwelktes. Wie ſollten diejenigen, die ihren Reitzen nicht genug trauen, es auch wagen können, ſich ſo vor dem unverſchämten Sonnenſtrahl allen Augen zur Beſchauung, und den bekannten und boshaften Augen zur Vergleichung und Beſpöttelung hinzuſetzen? Hier ſieht man die blühende und üppige weibliche Jugend der Großen und Reichen, hier ſelbſt die unſchuldige und beſcheidene, — ein ſeltener Vogel in Paris — die ſich nicht allenthalben öffentlich ſehen läßt; hier ſetzen ſich mit triefenden Haaren, noch friſch vom Bade kommend, die ſchönſten Nymphen, die noch zu ſtolz ſind, ſich von den andern Weibern hier durch etwas anders, als durch ihre Reitze, und die ſtudiertere Kunſt, ſie geltend zu machen, zu unterſcheiden. Nie ſieht man auch die Franzöſinnen geſchmackvoller und niedlicher und verführeriſcher gekleidet und geſchmückt, als hier. Das muß alles um zwölf und zwei Uhr noch Negligé ſeyn, ja Manche, die es auf ihre natürlichen Reitze wagen kann, und deren ſchöne Augen und Haare zu einem blaſſen und ſchmachtenden Geſichte wohl ſtehen, er-

ſcheint hier zum Aerger der umherſitzenden und roſenblühenden Schweſtern gar ungefärbt. Wie die Blüthe der Weiber hier auftritt, ſo kann man auch die der Männer und Jünglinge oft ſehen. Denn was ſoll hier thun, wer ſich nicht bloß am Sehen und Hören vergnügen kann, wie Unſereiner, ſondern noch irdiſcher genießen und ſeine Perſon ſpielen will, was ſoll der hier thun, wenn er nichts Darſtellbares und Glänzendes mitbringt, entweder an ſeinem Leibe, als demſelben angeheftet, meine ich, eine hohe Würde, Ruhm und Ehre, oder in ſeinem Leibe, als in demſelben inniger begriffen, Jugend, Schönheit, Witz, Gewandheit und andre Gaben, die entzücken! Alles iſt ungezwungen, frei und lebendig, aber nichts laut, grob, oder Aufſehen erregend; ſo herrlich kann lange Ordnung und Sitte die wilden Leidenſchaften einer Menge zügeln. Die einen ſpazieren die ſchönen Gänge unter den Bäumen entlang, oft auch im Freien auf die Thuilerien zu, die andern ſtehen und ſchwatzen und lächeln und machen ſich ſo allmälig zum Sitzen bereit, ſobald ſie eine Gelegenheit offen ſehen, wo ſie gerne ſitzen mögten, die dritten ſitzen, doch ſo, daß in der Mitte und zu den Seiten eine Gaſſe für die Spazierenden bleibt, die dieſe Wege auch regelmäßig und mit der größten Artigkeit machen, ohne daß je ein Stoßen und Drängen entſtände, wie es wohl mal bei einer ſolchen Verſammlung

möglich wäre; denn oft ist es so wimmelnd voll, daß die meisten bei'm Spazieren bleiben, oder sich auf die Stühle und Schultern von Bekannten lehnen müssen. In diesem Cirkel fühlt man es, welch ein zartes und wirklich liebenswürdiges Ding die feinere Geselligkeit ist. Wir Teutsche rühmen uns immer unsrer Ehrlichkeit und Geradheit; sie ist freilich das Erste im Leben, aber könnte etwas mehr Toleranz und Artigkeit im Umgange, die uns so sehr fehlen, nicht damit bestehen? An welchem Orte meines Vaterlandes wird man mir einen Haufen von Tausenden zeigen können, wo so jeder anständig gekleidete Mensch aus allen Ständen sich einfände, und nicht bald irgend eine Beleidigung und Mishelligkeit, und wenigstens ein Absondern und Winken und Zischeln vorfiele? Hier lacht, flüstert, spricht, winkt, umarmt, liebkost und begegnet man sich; man liest, man erhält und giebt Briefe, steht auf und kömmt wieder, und dies alles so fein, so still und unbemerkt, daß es keinen genirt und keinem auffällt. Einem Teutschen, der es so nicht gewohnt ist und dem es selten so gut wird, oft einer Gesellschaft zu genießen, worin der freie Ton neben dem feinen brüderlich besteht, wird hier oft um seine Brust, als wüchsen ihm Adlersflügel, so leicht und entzückt fühlt er sich in diesem menschlichen Kreise; oft aber kann es ihm auch begegnen, daß er zufällig bei'm Sitzen eine

Nachbarſchaft erhält, die ihn in eine teutſche Verlegenheit ſetzt, weil er ſich in ihrer Urbanität nicht heimiſch genug fühlt, um es recht mit ihr aufnehmen zu können.

Dies iſt das rechte Glücks- und Intrigenfeld für die jungen und lüſternen Herzen, und auf mancherlei Weiſe wird den Müttern, Vätern, Ehemännern, wenn dieſe anders unfranzöſiſch zu ſorgſam und eiferſüchtig ſind, vor ihren Augen und Ohren eine Naſe angedreht. Wer kann in dieſem Gewimmel auf alles achten, und wem erlaubt es auch wohl der Anſtand, auf alles zu achten zu ſcheinen? Eine Perſon drängt immer die andre, ein Gegenſtand vertreibt den andern; wie ſchön und wie unſchuldig kann die Diebin Gelegenheit hier ihre Schalksſtreiche ausüben, oder vorbereiten! Man kauft Journäle und Blätter, man bekömmt und giebt Zettelchen aus, die ganz unſchuldig ſind. Das Laufen und Winken der Kolporteurs, der Savoyarden und Bedienten hat zuweilen kein Maaß. Da iſt in manchem Kuchen, den man ſo gleichgültig empfängt, ein billet doux eingewickelt, und mancher Blick wickelt dem Klugen mehr als hundert billets doux aus einander. Man weiß, auf welchen Gipfel der Vollkommenheit man in Frankreich die Kunſt der ſtummen Sprache und des Signaliſirens für den Krieg und die Revolution ſeit einigen Jahren gebracht hat; ſollten Liebe und Luſt nicht er-

finderiſcher ſeyn, als ſolche unmenſchliche und blu-tige Leidenſchaften? Doch genug hievon; wer das Kunſtſtück weiß, verräth es nicht.

Die Verſammlung dieſer eben angegebenen Zeit iſt freilich immer die zahlreichſte und glänzendſte, aber ich mögte die zweite noch faſt gewählter nen-nen. Dieſe fällt an ſchönen Nachmittagen oft zwi-ſchen vier und ſieben Uhr in der Mitte der Zeit, wo viele gegeſſen haben, und die Theater und Gär-ten noch keine Unterhaltung geben, und es zuwei-len der Laune noch zu früh iſt, einen Spazierritt oder eine Spazierfahrt zu machen. Gegen ſieben, oft ſchon früher, iſt die Geſellſchaft aus einander. Die dritte Epoche der Seſſelgeſellſchaft iſt zuweilen noch des Abends um neun Uhr, oft äußerſt glänzend, oft ſo ärmlich, daß kein Stuhl zum Stehen kom-men kann; gewöhnlich buhlt die rechte Seite der eliſeiſchen Felder mit ihrem Seſſelplatze und ihrem Garten dann zu nahe und zu glücklich mit dem Gar-ten der Thuilerien. Wie kann man es auch aushal-ten, immer an Einem Orte zu bleiben?

Wenn die rechte Seite des Gartens nicht nach den Seſſeln den Namen haben ſoll, ſo kann man ſie von ihren andern Geſellſchaften, mit Fug und Recht die politiſche Seite nennen. Was in dem Garten Zeitungen kauft und lieſt, hält ſich auf die-ſer Seite auf, deswegen ſteuren auch die Kolpor-teurs gewöhnlich dahin. Des Vormittags beſon-

ders iſt die Zahl guter Bürger und andrer rechtlicher Leute groß, die auf den vielen ſteinernen Bänken herumſitzen, auch wohl an Bäume ſich lehnen, um den politiſchen Heißhunger, ich glaube den ſchlimmſten von allem, zu ſtillen. Dieſe haben eine Methode, die ihnen und den herumlaufenden Buben gleich vortheilhaft iſt; viele von ihnen nemlich bezahlen für das Blatt, oder die Blätter, die ſie leſen wollen, ſtatt drei und neun Sols nur Einen, oder zwei Sols und geben ſie dann wieder zurück. Doch iſt Vormittags die Politik hier nicht in ihrem Glanze, ſondern von drei, vier Uhr Nachmittags bis gegen Abend. Dann bilden ſich oft politiſche Klubs, die theils aus beſtändigen Mitgliedern beſtehen, theils durch zufällige vergrößert werden. Einige der vermögendern kaufen ein Paar Blätter, und wer eine gute Kehle hat, der ſtellt ſich auf eine Bank und lieſt vor, und alle disputiren und kommentiren über das Vorgeleſene; oder er ſelbſt macht zugleich bei'm Leſen den Redner und Ausleger. Hat man grade keine Blätter zur Hand, und trifft es ſich, daß niemand auf das Vorleſen verfällt, ſo ſpricht man über die neueſten Friedens-, Kriegs- und Regimentsſachen, und jeder urtheilt ab nach ſeinem Intereſſe, wie ihn der Schuh grade drückt, und nach ſeiner Einſicht, wie er über ſolche ephorizontiſche Dinge urtheilen kann. Von dieſen Klubs, die meiſtens aus Bürgern und Handwerkern

werkern alles Standes beſtehen, und deren Glieder der Zufall öfter verſammelt, als die Uebereinkunft, kömmt man zu dem letzten Klub der Blauröcke, den man einen ſtehenden und permanenten nennen kann. Zur Seite des großen Beckens nemlich, nahe am Ausgange zum Revolutionsplatze rechter Hand haben unter den Orangenbäumen an der Terraſſe die Invaliden des großen Invalidenpallaſtes ſich zahlreich der Sonne gegenüber gelagert. So lange der liebe lange Tag währt, ſo lange der Himmel nicht ſonnenleer und regnend iſt, geht die Verſammlung dieſer grauen Krieger und ihr Geſchwätz hier nie aus, und wird durch die Hinzukunft der jungen Soldaten und einiger Bürger noch vermehrt. Dieſe Alten geben ſich in ihrem Entſcheiden ein fürchterliches Anſehen, und prahlen und lügen dabei oft ſo komiſch, daß ich ihnen immer mit großem Vergnügen zugehört habe. Doch weiter von den Verhandlungen dieſer Klubs zu reden, iſt hier der Ort nicht; ich habe bei einer andern Gelegenheit einige Proben davon gegeben. Solche Zirkel ſind ſich faſt aller Orten in der Welt in dem Inhalt und der Ausführung der Unterhaltung gleich; nur durch den größeren und kleineren Antheil, den man an den abgehandelten Gegenſtänden nimmt, werden ſie intereſſanter, oder ſchläfriger.

Nun komme ich zu der linken Seite, die weit glanzloſer und menſchenleerer iſt, vollends wenn

man die schöne Terraſſe an der Seine abrechnet, die wegen ihrer Ausſicht ſehr fleißig betreten wird. Hieher macht ſich alles, was nicht im Glanze erſcheinen mag oder kann. Die dunklern und dichtern Bäume mit den ſtillen Menſchen machen es hier noch melancholiſcher, und man würde zweifeln, ob man auf derſelben Erde trete, wenn man von der andern Seite kömmt, wenn es der Jubel und das Geſchrei einiger Trupps Buben nicht ſagten, die hier ſich greifen, jagen und Ball- und Kugelſpiel ſpielen, was ſie nur dürfen, weil es an Männern ſo leer iſt. Wer ſollte es wohl glauben, daß man im Brennpunkt aller Freuds und alles Lebens in Paris einen ſolchen Tummelplatz der Melancholie finden könne, die ein witziger Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts Maulhängelei überſetzt hat? Hier ſitzen frühmorgens die empfindſamen und ſchwärmeriſchen Leſer und gucken kaum auf, wenn ihnen eine Geſtalt vorbeirauſcht. Daß ſie empfindſam ſind, ſchließe ich aus ihren Mienen und ihrem Haar- und Augenſchlag; denn ſie ſind ganz denen ähnlich, die man in Teutſchland ſo oft in den Parks und auf den Promenaden großer Städte ſieht, wo dieſe Gattung noch beſſer gedeihet. Welcher Menſch, der nicht im Kopfe, oder Herzen etwas angeſchoſſen iſt, ſetzt ſich auch wohl hin zum Leſen, wo er weiß daß alle Augenblicke etwas kommen und ihn ſtören muß! An dieſer dunkeln und

lichten Seite gehen andre Jünglinge mit und ohne Säbel nicht empfindsam, sondern theils langsam grimmig und finster, theils schnell desperat und keck auf und ab, und suchen Aerger und Verzweiflung entweder zu verstecken, oder auszublasen. Hat vielleicht eine Dirne dich betrogen, armer Einsamer? oder flog dein letzter Thaler mit den Würfeln und auf der gekniffenen Karte fort? Nun solche Unfälle sind freilich nicht zum Lachen, aber auch nicht zum Tollwerden und Todtschießen. Hier streifen auch einzelne Nymphen, welche das Sonnenlicht nicht mehr recht vertragen können, und doch diese Gegend passiren müssen, scheu und schnell, wie aufgejagte Hindinnen, vorüber, und suchen das dunkelste Revier, um sich nach dem Revolutionsplatz und von da weiter in ihre abgelegnere nächtliche Welt enger und schmutziger Gassen zu retten. Hieher schleichen die Kuppler und verschämten Bettler und anderes Volk dieses Schlages dem rechtlichen Bürger, ohne daß er es grade merkt, nach, wenn etwa sein Weg oder seine Launen hieher führen, und hier bringen sie ungehinderter und freier ihr verlegenes Gewerbe an, und gehen nicht selten mit einem glücklichen Erfolg durch.

Aber zwei Klassen Menschen sind hier permanent, und haben diese Seite fast eben so in Besitz genommen, wie die Sesselgesellschaft und die Klubbisten jene eben beschriebene. Diese beiden Klassen

ſind die Rentiers und Gelehrten, die bei ihrem Gewerbe zurückgekommen ſind. Man weiß, wie die Nation bei ihrer Erneuerung dieſe erſten und heiligſten Staatsgläubiger gemißhandelt hat, und ich ſelbſt habe oben dieſen Punkt ſchon berührt. Eine Menge ſonſt wohlhabender und reicher Leute, gewohnt, aller Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens zu genießen, und dieſe Leute größtentheils in einem Alter, wo das Glück uns verläßt, welches nur mit der Jugend buhlt, wurden durch die große Veränderung empfindlich getroffen. Man zog ihnen willkührlich ab, bis ſie auf Weniges eingeſchränkt waren, und ſelbſt dieſes Wenige bezahlt man langſam und im Papiergelde, woran ſie immer, wenn es am glücklichſten geht, über funfzig Procent verlieren. Dieſe Rentiers, die ſonſt zu der rechten Seite des Gartens gehörten, haben nun, da das Glück ihnen das Rauche auswärts gekehrt hat, ſich zur linken wenden müſſen. Hier gehen die armen Alten zum Theil mit den Röcken, die ſie vor acht Jahren ſchon trugen, und die die Zeit kahl gemacht hat, mit altmodiſchen Schuhen und vom Stopfen vielfarbig gewordnen Strümpfen auf dünnen Spindelbeinen einher, ſitzen einſam, oder zu zweien auf den Bänken und ſonnen ſich und ſprechen von den alten glücklichen Tagen, eſſen verſchämt einen Kuchen, den ſie im Freien kauten, beißen Kirſchen und happen ein Stück Brod dazu ab, das ſie unter dem

Rockzipfel hervorlangen und husch verbergen, so jemand sich nahet. Nur an der Art, wie sie ein Prischen Taback nehmen, wie sie das Brustkräusel und die Haare zupfen und zurechtstellen, wie sie die Beine und den Stock setzen, und vorzüglich, wie sie den Blick und die Mienen tragen, nur an dieser erkennt man es noch, daß sie einst bessere Tage hatten, und auf so schlimme nicht rechneten. Die Meisten sind indeß so stolz, unverdiente Armuth und Hunger in den kalten Eingeweiden der Demüthigung vorzuziehen, die Vorübergehenden um eine Unterstützung anzusprechen; doch sollen es schon einige verstohlen thun. So weit indessen lassen sie sich herab, wenn sie sehen, daß einer mehrere Zeitungsblätter vor sich hat, oder eines wegstecken will, ihn um dieses zu bitten, und sie bringen es ihm nachher mit großen Danksagungen wieder. Glücklich ist der Mensch doch, daß er noch etwas hat, worüber er ein Stündchen sein Unglück vergessen kann.

Nicht völlig so zahlreich auf dieser linken Seite, aber bei weitem kecker ist die Zahl der verunglückten Schriftsteller, oder derjenigen, die es ungeachtet alles guten Willens und aller Talente bei dieser ungünstigen Zeit noch nicht haben werden können. Wer diese Gattung kennt, glaubt es mir gern, daß sie nicht so demüthig und bescheiden einhergehen, als jene. So ein Schriftsteller, und auch, der sei-

ne Maske umhängt, iſt eine ſtolze Kreatur und fordert und pocht de jure, wo ein andrer ehrlicher Mann mit verſchämten Augen und ſchweigend bittet. Denn dieſe Herren, die hieher gingen, hatten es ſelten auf etwas anders, als auf eine litterariſche Spekulation angelegt; nicht wie unſer einer, um den Garten mit ſeinem ganzen Leben in ein kleines Gemählde zu faſſen, und dieſes als einen Lückenbüßer mit andern Siebenſachen einem Verleger zu verkaufen, ſondern weit bequemer. Sie ſprachen von ihrem verkannten Verdienſte, von ungebrauchten und verroſtenden Talenten, zeigten Titel und Plane zu herrlichen Dingen, die als Embryo in ihnen lagen, und zu welchen niemand Mutter ſeyn wolle; und wenn man nicht eine Stirn hatte, wie ſie, ſo war man gefangen. Ich habe oben ſchon ein Beiſpiel von dieſem litterariſchen Fliegenfange mit ägyptiſchen Mumien und Obelisken gegeben; hier noch eines, welches zeigt, daß kein Völkchen das Kuppeln beſſer verſteht, als die Gelehrten, welches ihnen auch die Laien von jeher vorgeworfen haben. Ich ging einmal meines Weges auf der Terraſſe längſt der Seine, unbefangen und gedankenlos unter der Menge hinſchlendernd, da macht ſich ein dem Schein nach mittelmäßig, doch nicht lumpig gekleideter Mann an mich und fängt an von gleichgültigen Dingen mit mir zu reden. So kommen wir an die größere Terraſſe am Ende und

an eine kleine winzige Anlage, dem berühmten Genfer Bürger Hans Jakob Rousseau zu Ehren. Auf der Terrasse nemlich, gleich wo sie an die lange längst der Seine stößt, ist ein kleines Gärtchen, etwa zwei gute Quadratruthen groß, mit kleinen Hecken und einigen Bäumchen, in deren Mitte man eine kümmerliche, doch gut getroffene Büste Rousseaus aufgestellt hat, mit mehrern Inschriften, die etwas prahlerisch seine Verdienste um die Menschheit ausdrücken. Ich war mehrmals schon drinnen gewesen, doch gerieth ich mit meinem Fremden wieder wie von Ungefär durch das Pförtchen in dem Eifer des Gespräches hinein. Kaum hatte er aber seinen Fuß hineingesetzt, so ward er plötzlich ein ganz andrer Mensch, und fing mit einer Art von Extase an, die Tugenden des Weisen zu erheben. Besonders breitete er sich über seine Verachtung alles Standes und Titels, aller Reichthümer und Privatbesitzungen aus. „Ach! dieser Mann kannte nur die Gefühle der Menschlichkeit und des Mitleids mit seinen Brüdern; er gab dem Leidenden, von diesem Gefühle überwältigt, seinen letzten Heller hin, ohne zu bedenken, wovon er selbst seine Mahlzeit halten wollte.“ Ich gerieth mit ihm hinein — denn wer kann nicht bei dem Andenken eines Rousseau bewegt werden? — bejahte seine Worte, und sprach zuletzt ähnliche. „Sehen Sie diesen Kopf, welcher Ernst, aber auch welche Güte, mit einem Zug des

Unwillens gemiſcht, daß die meiſten Menſchen ſo leichtſinnig und gefühllos ſind. Und dieſer Mann war unglücklich, gehaßt, verfolgt, hin und her getrieben. — Ach daß ich es ſagen muß, ich theile ſein Schickſal; je suis malheureux, comme lui, soyez aussi grand.“ Was ließ ſich gegen eine ſo feine Induktion machen? wenn ich nicht alle eben aufgeſtellte und von mir geprieſene Grundſätze ableugnen, oder einen Scherz daraus machen wollte, — und wie könnte das ein Allemand? — ſo mußte ich wohl einen Thaler herauslangen, mit dem halbverlegenen Bedauren, daß ich nicht mehr bei mir habe. Nachher hütete ich mich, ſo leicht empfindſam zu werden.

Das Einzige, was man an dieſem Garten auszuſetzen hätte, iſt, daß die Erfriſchungen ſo weit herzuholen ſind. Hier kleine Pavillions und Caffini anzulegen, war gegen die alte Würde deſſelben, und iſt auch gegen ſeine Schönheit; ich mögte ſie wenigſtens hier nicht. Kein Waſſerträger, kein Limonadier mit ſeinen Sachen, kein Weib mit Kirſchen und andern Früchten darf eingehen; dies iſt bloß den Kuchenbeckerinnen und Zuckerbeckerinnen erlaubt, deren Sachen aber nie erfriſchen. An dem Ausgange der Reunionsbrücke bei dem Pallaſte ſitzen freilich der Weiber mit allerlei Früchten genug, wie auch vorn auf dem Revolutionsplatze, aber ſolche Dinge hier zu ſchmauſen, wäre wider

den Anſtand des Orts; höchſtens darf man das an einſamen Seiten und verſtohlen. Rechter Hand ſind freilich Kaffehäuſer nicht weit von der Terraſſe; aber doch ſo nahe nicht, daß man ohne Verluſt der Geſellſchaft hingehen könnte; und wer hat immer jemand zu ſchicken? Doch laſſen ſich Viele der Geſſelgenoſſen Gefrornes und feineres Getränk bringen, wenn die Hitze groß iſt, obgleich das Eſſen und Trinken hier überall nicht recht Mode iſt. Ein vorzüglicher Reſtaurateur iſt auch an dieſer Seite, Namens Legacque, wo man eine gute Geſellſchaft und ſehr gute Tafel findet.

Zwar macht die vorzügliche Lage des Gartens in den lebendigſten Gegenden, wo der Vereinigungspunkt aller Vergnügungen und der munterſten Gegenden der diesſeitigen und jenſeitigen Stadt iſt, ihn alle Tage lebhaft; aber doch iſt er dies vorzüglich an den Sonntagen der Republikaner, den Dekadis. Alles putzt ſich denn doch nach altchriſtlicher Weiſe an dieſen Tagen, und man ſieht hier denn die blanken und geſchmückten Bürger und Bürgerinnen, die Arbeiter und ihre Frauen und Töchter in unendlicher Menge ſich durch alle Thore und Pforten ausgießen, ein halbes Stündchen ſpazieren und dann weiter gehen, wohin das Vergnügen führt. Dies giebt ganz eigne Scenen, die oft ländlich und bäueriſch ſind; denn wie viele bäueriſch geſittete und geſinnte Menſchen ſenden dann

manche entlegene Vorſtädte nicht aus, die doch auch einen Tag haben wollen, wo ſie etwas von Paris ſehen. Und wirklich ſteht es manchen dieſer entfernteren Bewohner der ungeheuren Stadt ſo an, als ſeien ihnen alle dieſe Dinge böhmiſche Wälder; ſo ſtaunen und gaffen und fragen ſie, ſo lachen und freuen ſie ſich über Schnurrigkeiten und Kindereien. Wenn man an dieſen feſtlichen Tagen vollends die Springbrunnen ſpringen läßt, und die Fenſter und Hallen des Pallaſtes erleuchtet, und ein ganzes Orcheſter von dem ſchönen Balkon herab ins Getümmel tönt, dann iſt es ein Leben und Gewimmel bis in die Tiefe der Mitternacht; ſonſt iſt an gewöhnlichen Tagen gegen halb zehn Uhr hier alles todt, und die hier wandeln, gehen nicht, um hier zu gehen, ſondern paſſiren. Sonderbar war es, daß bei dieſen dickeren und gröberen Zuſammenflüſſen von Menſchen die Binſenſeſſelgeſellſchaft die Ariſtokratie des Reichthums und der Würden geltend macht, da die der Geburt nicht mehr gelten ſoll. Man ſah alsdann wenig von dem gewöhnlichen Glanze der rechten Seite. Die Menge war zu groß, als daß nicht jeder Ermüdete, wer er auch ſeyn mogte, wenn er nur drei Sols in der Taſche hatte, auf den erſten beſten vakanten Binſenſtuhl ſich ſetzte. Man iſt doch nicht umſonſt fein und wohlgezogen, und auch ohne pöbelhafte Eitelkeit auf Stand und Reichthum werden die Augen und Naſen ewig ihr

Ungleichheitsrecht trotz allem Geſchrei von Freiheit und Gleichheit behalten; dies iſt auch ein Naturrecht, und man ſollte es mehr ehren, als mancher Sanskulotte thut, der den Mund und die Feder zu gebrauchen weiß.

Der Revolutionsplatz.

Zu dieſem Revolutionsplatze ruft mich ſein frohes Gewimmel und die natürliche Ordnung der Erzählung durch das Thor des Gartens unter den beiden gebäumten Roſſen hin. Er iſt der größte, lebendigſte und am beſten gelegene von allen Plätzen in Paris, und auch der ſchönſte, obgleich er vor zehn Jahren noch ſchöner war. Sein Name iſt umgetauft: denn er hieß ſonſt der Platz Ludwigs des Funfzehnten von einer Statue, welche man in ſeiner Mitte dieſem Vielgeliebten auf einem hohen Poſtamente errichtet hatte. Als der Vandalismus die herrlichen Denkmähler der Zeiten Ludwigs des Vierzehnten auf dem Siegesplatze und dem Platze Vendôme zerſchlug, als ſelbſt der gute und treue König Heinrich der Vierte zertrümmert mit ſeinem ehernen Pferde vom Pont neuf in die Seine mußte, da war es freilich nicht mehr, als Recht, daß man auch den Vielgeliebten herunterriß, der dieſen Vandalismus durch ſeine Regierungsſünden vorzüglich verſchuldet hatte. Man hat ſo des Alten ſchon vergeſſen, daß Leute, die es wohl wiſſen

konnten, sich schon in der Person des Königs irren, dem hier ein Monument errichtet war. Jetzt hat man auf dem erhabenen Fußgestell eine kolossalische Freiheit mit gebäumtem Speere aufgestellt, ein rohes Werk, das man nicht in der Nähe sehen muß.

Der Platz ist ein ansehnliches Quadrat. Rechter Hand stößt er an die herrlichen Gebäude, die vormals les Garde-meubles hießen, wo jetzt aber das Marinedepartement ist, und zwischen diesen führt ein schöner Weg auf die Boulevards. Hier sind auf dem Platze kleine Souterrains mit kleinen Häuschen, mit Balustraden umgeben, wo der Weg herumgeht, und in Orangerieen verwandelt. Linker Hand hat man die Seine, von welcher der Platz nur durch eine Einfassung getrennt ist. Hier führt ein breiter Ausgang auf die prächtige Revolutionsbrücke, sonst die Brücke Ludwigs des Funfzehnten, zur Vorstadt St. Germain und zum Sitz des Raths der Fünfhundert. Von den andern beiden Enden stößt das eine, wie gesagt, an den Garten der Thuilerien, das andere an die eliseischen Felder, und hat die herrliche Allee zur Barriere des Sterns und zum Hölzchen von Boulogne grade vor sich. So lange nur noch einiges Leben in Paris wach ist, und sobald es wach ist, fehlt es diesem Platze nie an Gewimmel und Gestrudel der Menschen. Wo ist auch ein Platz, wo mehr Leben

digkeit seyn könnte? Hier geht es nach dem Louvre und den Thuilerien, nach den Boulevards, den eliseischen Feldern, zum Rath der Alten und der Fünfhundert; hier laufen die Straßen nach dem Hölzchen von Boulogne, nach St. Cloud, St. Germain, Marly, Versailles, alles Oerter, die an schönen Tagen die Pariser nie leer lassen; hier ist die Revolutionsbrücke, die einen großen Theil der jenseitigen Stadt in das Centrum der diesseitigen überführt, und nächst dem Pont neuf unstreitig die munterste aller Brücken ist. Auch ist an keinem Orte von Paris, den kleinen Platz des Palais royal etwa ausgenommen, die Station der Fiaker so groß. Sie halten an der einen Seite dicht gedrängt längst den Garde-meubles und an dem Eingang der sogenannten rue des Champs elisées, viel zahlreicher aber an der Seine längst diesem Platze und dem Garten der Thuilerien, auf den Kaien der Conference und der Thuilerien. Wo das Aas ist, da sammlen sich die Adler.

Doch nicht zufrieden, dieses immer fliehende und wandelnde, drängende, staubige, fahrende und reitende Leben zu haben, wie keine andre Stelle in Paris, hat der Platz auch seine permanenten Bewohner, die ihr ordentliches Gewerbe darauf treiben, und von diesen muß ich noch ein Wörtchen sagen, ehe ich ihn auf immer verlasse. Diese permanenten Bewohner bilden vom Thore des Gartens

der Thuilerien an bis dicht an die Schranken der eliseischen Felder eine breite Gasse, doch so, daß sie die Queergassen nach dem Boulevards und der Revolutionsbrücke und den Weg den eliseischen Feldern vorüber frei lassen. Sie gehören zu den Tuguristen und Zeltbewohnern, und mit dem Abend verschwindet ihre bewegliche Häusermasse entweder ganz, oder wird zu einem sehr unbedeutenden Klumpen zusammengeknullt. Doch nun zum Einzelnen.

Die ersten zwei Drittheile der Gasse beobachten eine feste Ordnung, von welcher nicht abgegangen wird. Linker Hand nemlich stehen nur alte Weiber aus mit Blumen, Obst, Früchten, Gebackenem und Getränken, die von allen alten Weibern dieser Gattung in Paris nichts Ausgezeichnetes haben, als daß sie die theuersten sind nächst denen vor den Thoren des Palais royal. So sorgt diese Seite für die Kehlen und Magen. Der rechte scheint also mit ihr die Uebereinkunft getroffen zu haben, die Ergötzung der Augen und Ohren auf sich zu nehmen. Ihre Gasse ist daher auch stattlicher und ansehnlicher. Wo jene nur ein Tischchen und ein Paar ärmliche Brettstühle mit einem kleinen Zeltlaken zu bedecken haben, da zeigen diese große Buden mit mehrern Gemächern und Zelte mit Vorhängen, Vorhöfen und einem Heiligen und Allerheiligsten. Doch wenn die linke Seite ihre Waaren etwas hoch-

im Preise hält, so ist die rechte mit ihren Künsten desto billiger, und man kann für das mäßige Sümmchen von einem bis drei Sols, je nachdem man die Miene und den Rock trägt, zu allen ihren Herrlichkeiten und Heimlichkeiten zugelassen werden. Was aber diese Gasse für ein Tosen, Klingeln, Rufen, Lachen, Schreien, Fluchen und Locken hat, davon hat man keine Vorstellung. Es ist oft so laut, daß es das Tosen der tausend Fiaker, das Rasseln der Wagen, das Stampfen der Reiter, das Donnern der Trommeln um und auf dem Platze und den eliseischen Feldern übertrifft. Die Ohren werden endlich voll; aber ich glaube, wer hier seine Kinderjahre verlebte, könnte nie ein Gluck und Mozart werden.

Die erste Bude hat ein stattliches Zelt, das prächtige Schildereien mit der Ueberschrift: Proben außerordentlicher Stärke ausgehängt hat. Ich ging ein und dachte, laß sehen, ob die Schildereien Wort halten. Mehrere Herren und Damen saßen für zwei Sols schon auf einer hölzernen Bank; ich gerieth neben eine hübsche Dirne, die mich warm genug hielt. Da kam ein kleiner Kerl mit aufgestreiften Beinkleidern und Hemdärmeln hervor mit einer Zigeunerphysiognomie und einer dreifarbig gestreiften Müze, machte sein Kompliment dreimal, sprang einigemal seinen Kameraden über den Kopf, und rief dann: Geben

Sie Acht! was Sie nie gesehen haben und nie wieder sehen werden. Wir sperrten die Augen auf. Er nahm auf jede Hand einen rüstigen Kerl, bewegte sie langsam in die Höhe und hinterwärts, wie ein Tanzmeister, der seinen Schülern die Gelenke geschmeidig zu machen sucht, und schnellte dann die beiden mit Einem Schwunge in die Luft über unsern Köpfen, doch flogen sie nicht auf, sondern kamen jenseits des Tisches wieder auf den Beinen zu stehen. Nun nahm er den Tisch, nachdem sich vier Personen darauf gesetzt hatten, schob ihn gegen die Brust, faßte ihn mit den Zähnen, und hielt ihn so empor, indem er mit jedem Arm noch einen Stuhl grade empor hielt, worauf ein Kind saß. Ich staunte und klatschte, sah noch eine Pyramide fünf Mann hoch — denn höher wollte sie das Zelt nicht erlauben — und ging zu seinem Nachbar.

Dieser hatte ein Puppen- und Hanswurstspiel öffentlich auf einem großen Tische, wozu er die Violine kratzte, seine Liederchen absang, Reden ans Volk hielt und das Spiel bewegte, alles dieses beinahe in Einem Athem und in fliegender Bewegung, wie es nur ein Franzose kann. Der Schalk machte seine Sachen ganz leicht und kurzweilig, und hatte auch den Stoff meistens so gewählt, daß man gern einige Minuten vor seiner Bühne still stand, und ihm bei'm Gehen einige Sols hinwarf.

Er

Er ſpielte gewöhnlich Scenen aus dem Palais royal, beſonders die verliebten, ſehr treffend, und endigte nicht ſelten mit einer drolligten Vermahnung und Predigt an die Jünglinge und Mädchen, wobei er ſich zum ſchöneren Spiele des Spiels gewöhnlich an die alten Weiber und Graubärte wandte, die grade vor ihm ſtanden. Wer nicht Witz und Erfindungsgabe hat, bleibe aus Paris weg, ſelbſt an den Stellen, wo der ſchlechteſte Pöbel den Kranz um ihn macht.

Noch intereſſanter war ſein Nachbar, der ſich aber brüderlich mit ihm vereinigt zu haben ſchien, denn er ſpielte bloß die hohe Tragödie. Die Guillottine machte hier die Furien und Parzen, und der Henker den Jupiter, der die Sprüche des Schickſals ausführt. Von dieſen Nachrichtern des Publikums und der öffentlichen Meinung habe ich oben bei dem berühmten Richtplatz ſchon weitläuftig geſprochen. Dieſer hier hatte nicht die neueſten Geſchichten in eine Tragödie gebracht, ſondern ſpielte noch alte und uralte, z. B. Eſther und Ahasverus, Judith und Holofernes ꝛc. Aber ſelbſt dieſem Uralten wußte er ein Gewand und eine Verkleidung zu geben, worin ſie hier zum hunderttauſendſten Male noch wieder neu und beluſtigend erſchienen. Seine Judith — was darf man jetzt nicht mit den alten Frommen und Heiligen machen — erzählte vor dem Trauerſpiele des Kopfabhauens ihrer Magd ihren

Lebenslauf, der in erbaulichen Geſchichten beſtand, die ſie als Aktriſe, dann als Nymphe des Palais royal, endlich als Nonne, und nach der Erneuung als politiſche Dame erlebt hatte. Wie viel war dabei für den Pöbel zu lachen. Das höchſte Komiſche aber für dieſes Auditorium ward die hohe tragiſche Scene, als ſie ſich in dem Entzücken über die Ausſicht verlor, die Befreierin ihres Volks zu werden, und dann ausrief: „Aber ach! doch zittert mein Herz bei dem hohen Unterfangen — Anne, reiche mir meinen Nachttopf aus dem Sackel pissons, pissons, pour pouvoir verser son sang avec plus de courage.“ Man ſieht wohl, daß es auf einem ſo weitem Felde nie an Stoff fehlen kann. Auch die Tragödien Ludwigs des Sechszehnten, Marats und Robespierres habe ich noch in dieſer Bude aufführen ſehen. Dieſe waren aber ſchon zu alt, um noch Intereſſe zu erregen, und noch zu jung, um gehörig traveſtirt werden zu können. Man gähnt nur dabei, und unter Hunderten ſind kaum fünfe, die dieſes Blut- und Heldenſpiel der letzten ſieben, acht Jahre nicht an hundert Orten ſchon hundertmal geſehen hätten.

Folgt nun drittens ein Schattenſpiel durch Spiegel hinter einem Teppich, mit zwei Violinen und einer Pfeife begleitet, die aber, ſtatt anzulokken, eher die Gabe haben, alles, was Ohren hat, wegzujagen. Dieſes Schattenſpiel ſtellt immer die-

neueſten Kriegsgeſchichten (natürlich ſtete Siege über die Ruſſen, Türken und Oeſterreicher) vor, die ihnen ein ſchneller Farbenklexer für ihre Spiegel fein bunt und grell zuſammenpinſelt. Deswegen fehlte es auch dieſem Spieler nie an einer Verſammlung, obgleich er nie unter drei Sols ſeine Oration hielt, und ſeine Bilder wandeln ließ. Er hatte auch noch gar ſaubere Bilder von Buonaparteńs Seezug gegen England, vorſtellend, wie er mit ſeinen ſchwimmenden Ungeheuern die engliſche Flotte in Brand ſchoß, wie hier ein Schiff aufflog, dort eines unterging, dort eines die Segel ſtrich, und wie die Engländer wie die Enten ſchwammen und wie die Vögel aus der Luft herabkamen; vorſtellend, wie er landete, und den König und die Königin von England als Gefangne empfing, dann den triumphirenden Einzug in London; alle Weiber umarmten die Franzoſen und ſchrieen: vive la France! vive la liberté! alle Soldaten trugen ſtraffe Beutel mit der Aufſchrift: des Guinées; Buonaparte ſelbſt ſtand vor einem ſtattlichen Gebäude, wo man große Wagen mit Säcken Geldes belud, und welches die Inſchrift führte: banc de Londres. Man ſieht, dieſer ſchlechte Spieler war ziemlich gut in den Geiſt der Armee und Regierung eingedrungen. Wenn doch der fatale Kanal nicht wäre! Dieſes Spiel war indeſſen vor einem Jahre wohl einträglicher geweſen.

Damit die Reihe dieſer theatraliſchen Vorſtellungen vollſtändig ſei, war nun noch eine Bude mit der Aufſchrift: Amusemens pour la jeunesse, die gleichfalls ein kleinſtes Puppenſpiel für Kinder hatte, mit allerlei kleinen Kinderſpielen, Bilderchen und Hiſtörchen, wie ſie die Phantaſie des erſten Alters liebt. Dieſe Bude hatte vielleicht den meiſten Zugang, weil ſie ohne eine Nebenbuhlerin war. Denn jede Mutter des untern Stockwerks hätte es für eine unerlaßliche Sünde gehalten, ihr Knäblein hier nicht einzuführen, und ihm die ſpringenden Püppchen, die kleinen quikenden Menſchlein, die quakenden Fröſche, die ſpringenden Käfer und die hübſchen Bilderchen und die immer redenden Hiſtorien nicht ſehen und hören zu laſſen. Man geht tauſend Kirchen hundertmal vorbei, eh einem ſolchen Spiele einmal.

Nach dieſer erſten Abtheilung kamen jenſeits des Weges, der zur Revolutionsbrücke führt, links neue Gladiatoren und Springer, und rechts ſtehende Buden mit allerlei Merkwürdigkeiten, mit ſeltenen und ſeltſamen Naturprodukten, und todten und lebendigen Thieren aus Afrika, Aſia und Amerika, mit pomphaften und klingenden Inſchriften. Jene Gymnaſiaſten und Gladiatoren und Springer machten oft bewundernswürdige Stücke, und gaben ſeltne Proben von körperlicher Kraft und Gewandheit, und dies alles für einen und zwei Sols, welche die Zu-

ſchauer freiwillig zahlten, ſo gut machen ſie ſich doch durch die Menge und durch den langen Tag bezahlt, den ſie in Zwiſchenräumen und mit Ablöſungen durchſpielen. Sie waren nur eben ſo viele Seitenſtücke der erſten Bude vor dem Garten. Eine ganz andre Bewandniß hat es mit der rechten Seite mit den ſeltnen Thieren, da wird viele Gauckelei und Beherexei angewandt, um die Leute anzulocken und kirre zu machen. Die Sammlungen waren zum Theil ſehr ärmlich, wenn man eintrat. Man machte aber die Leute dadurch gutwillig zum Zahlen, daß man Thiere auf dem Aushängegemählde mahlte, die zu ſehen einer gern für ein Paar Sols einige Franken gegeben hätte. So las ich auf einem Vorhange: Hier ſieht man ein lebendiges Krokodil, fünf Jahr alt, das man neulich aus Aegypten geſchickt hat, und das von allerlei Kräutern lebt. Ich fuhr haſtig hinein, man zeigte mir allerlei gewöhnliche Thiere und Vögel, und als ich nach ihm fragte, kratzte ſich der Meiſter hinter den Ohren und ſprach mit kläglicher Stimme: „Glauben Sie mir, mein Herr, ich hatte ihn noch vor fünf Tagen, allein er iſt mir geſtorben, und ich habe ihn weggegeben, um ihn ausſtopfen zu laſſen. Nehmen Sie es nicht übel; ich habe noch nicht Zeit gehabt, den Vorhang neu mahlen (retoucher) zu laſſen.“ Dieſe Thierzeiger und Vogelkabinettmeiſter haben gewöhnlich einige Gaukler und Narren im Solde,

die allerlei Verdrehungen und Sprünge machen, ſchreien und pochen, die Trommel ſchlagen, mit abgerichteten Papageien die Kehlenſprache der Vögel ſprechen, ſich hinter dem Vorhang balgen und ſchelten müſſen. Das iſt erſtaunlich verführeriſch und lockt den Pöbel und alle Pöbliſchgeſinnte wunderbar herbei. Viele dieſer ſeltenen Thiere, die man in den Ankündigungen ſo weit als möglich herreiſen ließ, um ihnen Anſehen zu geben, waren oft Landsleute und zwar die nächſten Landsleute, und man konnte ihr Vaterland vielleicht mit einer guten Tagereiſe erreichen. Man weiß, wie viel der Betrug und Eigennutz durch Künſtelei aus einem Menſchen machen kann, und was man da täglich für Grillen verkauft, wie ſollte es mit dem ſchlechteren Vieh nicht eben ſo ſeyn? Hier zeigte man Schürzen der Hottentottinnen, Gewänder und Netze von Otahiti, Kopfputz und Tomahawks und Vorhänge verſchämter Theile aus Nordamerika, in Becher verwandelte Schädel und andere Sieben ſachen, die wahrſcheinlich in Paris gemacht, und zum Theil denen gut nachgemacht waren, die man in der großen Nationalbibliothek ſah. Zugleich, um es wahrſcheinlicher zu machen, wußte man zu erzählen, in welcher Stadt Hollands und von welchem engliſchen und ſpaniſchen Schiffe man es genommen habe. Das merkwürdigſte Thier indeſſen, welches auch einige Tage ein recht ochſiges Aufſehen machte,

war ein Stier, der die Ehre hatte, ſogar in einigen Journalen ausgerufen zu werden, und ſein Porträt in den Säulengängen des Palais royal auszuhängen. Was Wunder, daß an dieſen Tagen alles lief, den ſchönen und wunderbaren Stier zu ſehen. Er war, nach der Ankündigung, in der großen Tartarei gebohren, und hatte ſeine erſten Jahre an den Ufern des Amur geweidet, von woher er mit großen Koſten nach Frankreich gebracht ſei, ein ganz andrer Ochs, hieß es, als ein europäiſcher, taureau d'un genie superieur, der allerlei Künſte könne, und zahm und liebenswürdig, wie der, auf dem Europa nach Kreta zur Hochzeit ritt. Dies ſagte ein geleſenes Blatt, le Clairvoyant, der hier indeſſen wohl nicht zu klare Augen hatte; indeſſen gute Bezahlung macht ja alle Dinge unter dem Monde klar. In der That war es ein ſchönes und ſeltenes Thier, hatte aber von ſeinen übrigen europäiſchen Brüdern nichts ſo Ausgezeichnetes und Unterſchiedenes, daß er nicht hätte an der Schelde und Loire gebohren ſeyn können. Freilich war er von ſeltener Schönheit. Die Hauptfarbe roth mit zwei ſchmalen weißen Reifen über dem Rücken und um den Hals, einem weißen äußerſt buſchigten Schwanz, einem weißen Kopfe mit einem rothen Halbmonde vor der Stirne, und den ſchönſten gewundenen weißen Hörnern. Aber dieſe ſeltene Zeichnung und die Künſte, die man ihn gelehrt hatte,

die aber wohl das Genie eines Ochſen und Eſels nicht ſo ſehr übertrafen, als man es ausſchrie, waren auch das ganze Wunder. Mein Wunder dabei war, daß man dieſen Ochſen nicht aufs Vaudevilletheater brachte, wie die Elefanten des botaniſchen Gartens.

Bis jetzt waren mir die Spieler der ſpielenden Zeltarmee nur Nebenperſonen, und die Zuſchauer und Zuhörer mit ihren Anmerkungen und Gebehrden die rechten Spieler geweſen; zu den folgenden beiden Buden aber ging ich gern um der Leute willen, die drinnen waren. Dieſe, die an der rechten Seite der Gaſſe den Beſchluß machten, enthielten zwei junge Familien, die wahrſcheinlich dem Kriege allein ihren Urſprung verdankten. Zwei Invaliden nemlich, die darin ähnlich waren, daß jeder von ihnen auf Einem hölzernen Beine ging, hatten hier ihr kleines Gewerbe, und verkauften Galanteriewaaren und andere Sächelchen der kleinen täglichen Bedürfniſſe, die man oft vergeſſen würde, wieder zu erſetzen, wenn ſie einem nicht ſo vor Augen gelegt würden. Ich wäre auch hier wohl vorbei gegangen, wie vor ſo vielen Buden; aber die Jugend und Liebenswürdigkeit dieſer kleinen Welt mitten unter Poſſenſpielern und Gaunern zog mich an, ſo wie das Intereſſe, daß die Einbeinigkeit hier mit ſo heitrer und frober Miene einherging. So kam es, daß ich hier oft einige Minuten ſtill ſtand,

und das Eine Einbein mein Freund ward. Es waren beide Jünglinge zwiſchen zwanzig und dreyßig Jahren, wohlgebildet und frohes Sinnes, und gingen gewöhnlich in ihrer Montur und mit Ehrenmedaillen. Der eine hatte in der Schlacht bei Mainz, der andre in den Bergen Savoyens die Unfähigkeit bekommen, die Waffen zu tragen, aber die Fähigkeit, ein Weib zu nehmen, und beide hatten dies nicht unterlaſſen. Mein kleiner hübſcher Freund ſagte mir: „Ich war 21 Jahr alt, Unterofficier und voll Liebe zum Ruhm; wer weiß, ob ich nicht etwas geworden wäre. Doch was ſchwatze ich? ſieh nicht ſcheel, Liſettchen, komm, einen Kuß! Die kleine Bude und du und die Liebe drin iſt mehr werth, als alles Geſchrei und Lärmen des Ruhms. Ich bin ja glücklich und habe genug.“ Ich fragte ihn, „was er denn mit dieſen Kleinigkeiten machen könne?“ „O genug, mehr als Sie glauben, Bürger. Sie kennen noch die franzöſiſche Nation nicht, wie ich merke. Sie iſt nicht undankbar. Meine Montur, meine Medaille, meine Narbe über der Stirn und mein hölzernes Bein helfen mir meinen Kram ſchnell abſetzen, und es giebt Gelegenheiten, wo ich ihn an einem halben Tage ganz aushandle. Zudem ſind wir beide jung und nicht garſtig, wie Sie ſehen; auch von jungen und ſchmucken Leuten kauft man gern. Meine Frau macht in den Nebenſtunden allerlei kleine Arbeit, ich bin

auch nicht müßig, und wenn Gott Glück und Leben giebt, ſo denke ich nicht immer hier zu ſtehen!“ Möge Gott es dir und deinem lieben Nachbar mit der Nachbarin geben! aber möget ihr dann auch noch ſo fröhlich und glücklich ſeyn, wie jetzt! So findet ſich die Welt zuſammen. Wie nett hatten ſie ihr Zelt hinter der Bude eingetheilt! Die eine hatte zwei Kinder, für welche eine Wiege und ein Plätzchen zum Spielen abgeſchauert war, alles zierlich und reinlich. Die Frauen waren munter und fröhlich, aber doch niedlich und beſcheiden. Ich fragte einmal: Aber wie haben Sie es gemacht, ſolche Weiber hier zu finden? „Hier? rief er erſtaunt, ſie ſind nicht von hier und ich auch nicht, wohl aber mein Freund da; hier findet freilich ein armer Soldat, der dazu nur noch Ein Bein hat, ſolche Weiber nicht. Aber wir haben auch Verſuchungen,“ rief er, indem er ſchalkhaft ſeine Liſette anlächelte.

Hinter dieſen biedern und frommen Vaterlandskindern ſitzt nun noch als Schwanz vor den Schlagbäumen der eliſeiſchen Felder ein halbes Dutzend alter Weiber mit Kuchen, Früchten, Obſt und rothem, gelbem, blauem, ſaurem und ſüßem Getränk in Flaſchen und Gläſern; einige Cylinderwaſſerträger- und Trägerinnen ſchreien ihr: Qui veut boire? in den Staub der Reiter und raſſelnden Wagen, einige Stutzer ſpringen ängſtlich über den

ſtaubigen Weg, und auch ich flüchte mich aus dem Lärm und Staub in

Die eliſeiſchen Felder.

Man kann aber aus dieſem Elyſium noch mit der Oberwelt reden, und ſieht die Sonne noch; alſo will ich euch erzählen, ſo es euch gefällt, zu hören, wie dies Elyſium ausſieht und wie es ſich darin lebt. Dieſe eliſeiſchen Felder ſind während der Revolution noch berühmter und beſchriebener geworden, als vorher, obgleich ſie ſchon ſeit langen Zeiten einer der Haupttummelplätze der Pariſer geweſen ſind. In ältern Zeiten wurden ſie noch nicht mit zur Stadt gerechnet, ſondern gehörten den Vorſtädten oder vielmehr Dörfern, Paſſi und Chaillot an, die aber ſchon ſeit einem Jahrhunderte die prächtigſten Dörfer der Welt waren, und endlich unter Calonne durch die großen Ringmauern mit der Stadt auf das Eigentlichſte verbunden wurden. Die Seine und dieſe beiden Vorſtädte, und rechter Hand die niedliche Vorſtadt St. Honoré machen die ungleiche Gränze derſelben. Eine herrliche grade Allee und Chauſſee ſchneidet ſie in zwei Theile, von welchen der rechte etwa ein Fünftel der Größe des Ganzen ausmacht. Dieſer prächtige Weg iſt eine der Hauptzierden des Elyſiums. Er führt grade nach der ſogenannten Barrière des Tures, iſt mit doppelten Bäumen eingefaßt, und

hat, wo die eliſeiſchen Felder aufhören, die herrlichſten Häuſer zur Seite, wo die Reichſten der Stadt für ſich und ihre Mätreſſen, Gärten und Sommerwohnungen haben, und wo unter andern das reichſte Weib in Frankreich, vielleicht in Europa, die berühmte Tallien wohnt. Dieſer Weg, der nach dem Hölzchen von Boulogne, nach der Bagatelle, nach Neuilly und andern nahen Orten des Vergnügens führt, iſt vom frühſten Morgen bis in die ſinkende Nacht nie leer von Fahrenden, Reitenden und Spazierenden, welche leztere ſich freilich bei dem Wolkendampfe des Staubes ſehr übel befinden, obgleich ſonſt, wenn es geregnet hat, die Promenade unter den herrlichen Bäumen zur Seite ſehr angenehm iſt. Eben ſo lebendig macht die Felder der Weg vorüber nach dem Revolutionsplatze und den Boulevards, die Seine, an welche ſie links ſtoßen, und längſt der Seine der Weg durch Paſſi nach Marly, St. Cloud, St. Germain, Verſailles, Seves ꝛc. Auch dieſer Weg noch mehr, als der vorige, raſſelt und ſchallt Tag und Nacht von Wagen und Reitern. Auch in dieſen eliſeiſchen Feldern ſind die zwei Seiten wieder abgeſondert, wie in dem Garten der Thuilerien. Die kleinere rechte Seite gehört wieder der elegantern und vornehmern Welt, und die größere linke allen rechtlichen Leuten bis zum unterſten Pöbel hinab. Doch iſt hier das Verhältniß des Intereſſe und der

Unterhaltung umgekehrt für denjenigen, welchen das ſtrudelnde und drängende Menſchenleben in aller ſeiner Fülle intereſſirt. Die linke Seite hat bei ſchönem Wetter immer Lebendigkeit und Freude, wenn oft auf der rechten Seite gar nichts zu ſehen, noch anzufangen iſt. Uebrigens iſt hier faſt den ganzen Vormittag nie etwas Intereſſantes und Luſtiges für den Fremden zu hohlen, wo auch ſelten viele Menſchen zu ſehen ſind. Gewöhnlich iſt alles bis zwei, drei Uhr ſtumm und todt, und auf der rechten Seite noch länger. Dann aber beginnt auch ein Leben, wie zu Wien im Prater an ſchönen und heitern Feſt- und Sonntagen, doch alles lebendiger, lauter und beweglicher, als dort. Ich wüßte auch keinen Ort, mit welchem ich die eliſeiſchen Felder beſſer vergleichen könnte, als mit den Stellen des Praters an der großen Allee der Leopoldſtadt herauf, wo der Mittelpunkt aller Wiener Garküchen, Keller, Kaffehäuſer, Schaukeln, Karuſſel, und die Lehnſtuhls- und zierliche Stubengeſellſchaft der großen Welt iſt. Doch wie ſich dieſes Leben unterſcheidet, wird man bald ſehen, wann die einzelnen Stücke meiner Schilderei hervortreten. Der auszeichnende Unterſchied iſt zu allererſt, daß ſich die Leute hier weit mehr abarbeiten und bewegen, und doch lange nicht ſo für die Kehlen und Magen geſorgt iſt, als im Prater; auch ſieht man hier wenige von den dicken Bäuchen und Paus,

backen, die dort so morgenroth schimmrig, und so selig den Weinflaschen und Bierkrügen entgegenschimmern. Wie wenige Häuschen für die Hungrigen und Durstigen stehen hier, und welche Menschenmenge gießt sich hier doch oft aus!

Ich beginne nun mein Gemählde mit der linken Seite, welche sich von drei Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang ungefär immer gleich bleibt, denn wenn gegen die Zeit der Theater auch manche abgehen, so kommen alsdann auch wieder desto mehrere zu, die sich von den Banden der Arbeit gelöst haben, und nun noch einige Stunden spielen, oder spielen sehen wollen. Von dieser Zeit also gilt mein Gemählde nur, und zwar von den schönen Tagen, wo es hier am muntersten hergeht. Vorn an den Schranken, welche den Garten von dem Revolutionsplatze absondern, sitzen alte Weiber, oft in zwei Reihen, mit allerlei Eßbarem und Trinkbarem, dann trifft man links am Wege nach Passi einige kleine ärmliche Häuschen mit Tischen und Bänken unter den Bäumen. Dahin setzt sich der ärmere Bürger, der Arbeitsmann mit seiner Frau und seinen Kindern, kurz alles was am wenigsten elegant und lebenslustig ist, und hält seinen wohlfeilen Schmaus. Kaffe und Chokolate und Likörs werden hier selten gefodert. Die guten Leute trinken Bier, jungen und schlechten Wein, und Cyder aus der Normandie, der über allen Thüren mit

groſſen Buchſtaben angeprieſen ſteht. Iſt man hungrig, ſo muß ein Stückchen gebratenes und kaltes Fleiſch, eine Bratwurſt, ein Stück Käſe und Butter und Brod zu dem Getränke ganz gut ſchmecken. So nahe wohnt die groſſe Genügſamkeit bei dem größten Glanze. In dieſen Häuschen wimmelt es auch faſt immer von Fuhrleuten und Fiakern, die in der Nähe ihre Station haben, oder ſie halten auch an, wenn ſie leer des Weges fahren. Alles iſt hier freilich munter und frohherzig, aber doch ſtill und nicht zu queckſilbrig unter den Füßen; es ſind ja die Menſchen, die keine Kräfte zum Springen und Tändeln übrig haben. Die ſich von ihnen ein Vergnügen machen wollen, ſpielen um einige Sols Kegel, die weit von einander unter den Bäumen aufgeſtellt werden, oder das Kugelſpiel, welches Buben dieſer Gattung um Pfennige und Knöpfe und andre blanke Sachen hier im Eingange nachmachen. Von hier fortgehend, kömmt man in die Mitte der ſchönen hohen Bäume, wo mehrere freie Plätze ſind. Da iſt das rechte Leben, welches immer eleganter wird, wenn man weiter geht, doch wird auch das andere Ende jenſeits dieſer Mitte wieder ärmlich; ſo geht es allen Enden der Dinge. Hier iſt ein Rufen und Toſen und Lachen und Springen und Schlagen, daß es über alles geht, worin die Trommeln und Pfeifen und Violinen der nahen Gärten ſchallen, und die raſſelnden Wagen

der Straßen zu den beiden Seiten. Hier kann man umsonst die Geschicklichkeit und Gewandheit französischer Körper bewundern, und sich der Freiheit und Leichtigkeit dieser Menschen freuen. Ich habe, glaube ich, bei einer andern Gelegenheit schon erzählt, wie in Italien die angesehensten und hoch- und wohlgebohrensten Männer manche Spiele öffentlich treiben, wogegen die teutsche Ehrenfestigkeit sich sträubt. Da sieht man mit Vergnügen, daß es noch dasselbe Land ist, wo Scipio und Lälius, mit Polybius und Terenz auf den Teichen Butterbälle warfen, und Mäcenas nach dem Essen mit seinem Varius und Virgilius Ball spielte. Aber hier ist alles beisammen, Freiheit vom elenden Ehrgeize, man dürfe nicht spielen, weil man die Sache hoch steht, und Behendigkeit und Anmuth der Leiber.

Freilich die vornehmste Welt kömmt nicht hieher, oder nur auf ein Augenblickchen zuweilen zum Zusehen; aber doch erscheint hier mancher rechtliche Kaufmann, Künstler und Handwerker, wirft seinen Rock aus, macht sich mit an ein Spiel, und thut es oft dem Jüngsten und Schneidigsten zuvor, obgleich er nicht immer mehr in der Blüthe der Kraft steht; denn nicht selten spielen diese freien Spiele Männer zwischen den Vierzigen und Funfzigen mit trotz den raschesten Jünglingen und Knaben. Die Langsameren und Bequemeren schieben

zuwei-

zuweilen Kegel, welches am meiſten der ärmeren Klaſſe überlaſſen bleibt; häufiger ſpielen ſie Kugelſpiel (la boule), wozu der ganze Platz ihr bowling green abgeben muß, wiewohl ſie gewöhnlich beſtimmte Stellen haben, wo dieſes Lieblingsſpiel der Südländer getrieben wird; oder ſie ſpielen auch an den Bäumen, was der Italiäner battimuro, und der Niederſachſe Klingpfennig nennt, eine Art, wobei auf die Stärke des Wurfs ſehr in ſeiner Gewalt haben, und aus dem Gegenprellen wiſſen muß, wohin die Münze ungefähr fliegen werde. Dieſes Kinderſpiel habe ich alte Leute mit großem Eifer um Sechsfrankenſtücke ſpielen ſehen; oder die ſich mehr bewegen und doch die Augen und Füße nicht zu ſehr angreifen wollen, ſpielen mit großer Geſchicklichkeit Ballon, der immer im Kreiſe rund gehen muß, oft um Geld, daß der, ſo ihn über den Kreis hinausgeſchlagen oder innerhalb dem Kreiſe zur Erde kommen laſſen, eine gewiſſe Summe zahlen muß, welche die Geſellſchaft meiſtens zum Zechen nach dem Schweiße anwendet. Andre Jüngere ſpringen, greifen ſich, und machen andere gymnaſtiſche Uebungen. Aber alle dieſe Spiele und Uebungen werden von den Ballſpielen weit hinter ſich gelaſſen; in dieſen kann man hier Meiſter ſehen, wie unter keinem Volke, und kein Spiel iſt auch wohl geſünder im Freien und geſchickter, dem Leibe und Auge ſeine ganze Bewegung und

Thätigkeit zu geben, als grade dieſes. Ein groſses Oblongum iſt zum Ballſpiel mit Raketen beſtimmt, und gewöhnlich ſpielen an die zwanzig und vier und zwanzig Perſonen darin, und dieſe haben ihren Platz mit Stricken umzogen, um welche, als um Schranken, die Menge der Zuſchauer ſtehen und ſitzen. Auch hier kömmt es darauf an, den Ball ſo geſchickt zu ſchlagen, daß er nicht über den Kreis hinausfliegt, wohl aber darf der am Ende einen ſolchen Schlag wagen, verſteht ſich, daß der Ball die gerade Richtung über den Köpfen der Spieler nehme. Können dieſe ihn dann auf ihrem Poſten nicht aufhalten, und fliegt er über das entgegengeſetzte ziemlich entfernte Ende hinaus, ſo iſt der Schlager Sieger über alle. Dies ſieht man aber ſelten; geſchieht es aber, ſo fällt das Hurra und Klatſchen aller Umſtehenden in den Triumph des Siegers ein. Dieſes Ballſpiel aber iſt wirklich nichts in Vergleichung mit dem Ballſpiele aus freier Hand. Dies habe ich nirgends ſo viel und ſo vollkommen ſpielen ſehen, als hier. Man braucht ſich dazu nicht erſt einen ausgeſchlagnen und eingehägten Platz, noch ſchwerfällige Ballons zu miethen, welche die Bier- und Kaffewirthe dieſer Plätze feil haben; jeder Platz iſt auch gut genug dazu, wo eben keine Bäume im Wege ſtehen. Sechs bis acht flinke Knaben, oder Jünglinge ſpielen dies gewöhnlich; denn die Alten würde es zu ſehr ermüden.

Sie werfen ihre Jäckchen aus, ziehen gute lederne Handſchuhe an, haben einen guten hartgeſtopften Ball, und treiben ihn ſo mit den Händen durch die Luft. Ueber das Auge und die Gewandheit dieſer Spieler geht nichts. Ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß fünf flinke Burſchen einen kleinen Ball immer im Kreiſe herum ſo eine Stunde durch die Luft trieben, und ſich mit den Händen zuſchlugen, ohne daß er die Erde berührt hätte. So waren ſie eher müde und troffen von Schweiß, als einer von ihnen beſiegt war. Von dieſem Spiel ſieht man oft unzählige Trupps, wenn etwa nur drei, vier Ballon und ein einziger Ball ſpielen.

Aber dieſe Spiele, ſo niedlich ſie an ſich ſchon ſind, bekommen doch erſt durch die Menge der Zuſchauer, die auf- und abgehen, durch die vielen Umherſtehenden und Stehenden, die Wetten auf dieſen und jenen eingehen, und bei einem Meiſterſtreiche loben und klatſchen, ihr rechtes Intereſſe. Wie mancher behende Jüngling iſt hier mit dem Herzen einer Schöne durchgegangen, ohne zu wiſſen, wie? wie mancher Eheherr, der ſein ſchönes Uebel hier zum Schauen führte, bereitete das cornu indeclinabile ſeiner Sterne hier vor! Es iſt um dieſe Spielenden ein Jubel, ein Gewimmel, ein Lachen und Plappern und Aeugeln und Winken, das einen dieſes bewegliche Schattenſpiel oft allen Theatern vorziehen läßt, die etwa anfangen mögen, u[illegible] die

Zeit geöffnet zu werden, wo hier das lauteſte und fröhlichſte Leben iſt. Das lebendigſte Weſen iſt etwa in der Mitte der eliſeiſchen Felder, doch näher der großen Allee des Sterns. Da ſind auch noch ein Paar Trink- und Kaffehäuſer, die ſchon feiner und eleganter ausſehen, als die vorn am Wege nach Paſſi, und auch von feineren Leuten beſucht werden. Da ſind die Stunden des Nachmittags alle Zimmer, die kleinen Gärten mit ihren Bänken und die verhängenden Zelte beſetzt, und eine unendliche Menge Stühle und Tiſche ſteht im Freien, wo gegeſſen, getrunken, geſchwatzt und gewettet wird; denn von hieraus kann man faſt alle Spielpartieen überſehen. Auch in dieſe Fluſſe von Menſchen habe ich mich manche Stunde äuſerſt gern gemiſcht, und den meiſten Frohſinn und franzöſiſchen Geiſt in ihr gefunden. So geht dies Leben hier fort, bis der Abend den Schatten der Bäume dunkel zu machen beginnt. Eine Partie hört nach der andern auf, ein Paar flieſt nach dem andern ab, Buden nehmen zulezt die Stelle der Alten ein, bis auch dieſe verſchwinden, und von der unendlichen Schaar auch kein Laut übrig bleibt und keine Stimme vernommen wird, als das Raſſeln der Wagen und Donnern der Trommeln aus den nahen Gartenhäuſern.

Es liegen nemlich linker Hand etwas abwärts von dieſem Mittelpunkte, aber immer noch in der

eliſeiſchen Feldern, mehrere kleine Gärten mit zierlichen Häuschen neben einander, wo es gleichfalls den ganzen Nachmittag nicht leer wird, wo es aber anfängt, dann am luſtigſten zu werden, wenn es dort allmälig verſtummt. Dieſe Gärtchen und Häuschen ſind etwa ein Mittelding zwiſchen den Beluſtigungsörtern des gemeinſten und niedrigſten Pöbels und der feineren und gebildeteren Ordnung der Bürger. Es ſind kleine Tabagieen und Tanzhäuſer, wohin jeder anſtändige Mann mit ſeiner Familie geht, wo aber nicht jeder tanzt. Dieſer Tanz und die Muſik ſind dem Scheine nach die Hauptſache, aber ſie ſind nur die Locker und die Veranlaſſung, daß brav Geſellſchaft hinkommt und gegeſſen und getrunken wird. Auch haben alle dieſe kleinen Häuschen die Ueberſchrift: Man richtet hier Gaſtmähler und Hochzeiten aus. Sobald nur für die Mittelklaſſe der Pariſer Bürger die Nachmittagsglocke zwei ſchlägt, fangen auch in allen die Trommeln an zu donnern und die Pfeifen und Trompeten zu klingen und zu blaſen — ſelten iſt dies ſchon Vormittags — und rufen die Tanzluſtigen heran, und dieſe zu ſehen und des freien Jubels mit zu genießen, ſtrömt von allen Seiten des Elyſiums eine Menſchenmenge herbei, entweder von den Spielen der Mitte ſchon geſättigt, oder um eine kleine Abwechslung zu haben. Um drinnen Raum zu gewinnen, ſpringt man ge-

wöhnlich im Garten, oder vor der Thür im Schatten von Bäumen, oder unter Zelten. Die Tänzer selbst sind allerlei leichtes Gesindel, das sich selten zu irgend einem Stande strenge hält und bekennt, und doch auch zu leben findet. Da sind Bediente, Aufpasser, Markörs, Anhängsel von Kupplern und Freudenmädchen, Frisörs, Fleckenauslöscher (degraisseurs), Savoyarden, Mohren, Kreolen und Mulatten die gewöhnlichen Tänzer, und die Tänzerinnen eben die Gattung kleiner Hexen, die durch mancherlei unbemerkte Dienstleistungen zu leben wissen, und doch noch nirgends rechte Innungsverwandte sind. Des Abends, der allen Larven günstig ist, kommen auch wohl Freudenmädchen, die an den glänzendern Plätzen zu glänzen verzweifeln, hieher, und suchen wenigstens etwas zu erschnappen, sei es auch nur eine magere Fliege. Dem sei aber wie ihm wolle, obgleich dies keine auserlesene Gesellschaft ist, so ist es doch eine auserlesene Lust, wie sie sich dies Ansehen einer solchen zu geben sucht. Grade das leichte Gezücht, was hier herumspringt, hat die meiste Zeit und Gelegenheit, die vornehmste Welt in ihren Herrlichkeiten und Schwächen zu sehen, und weiß sie oft vortrefflich zu kopiren. Man sollte es wahrlich der Haltung, Miene und dem Betragen eines Schmutzfleckenauslöschers und Miethlakaien nicht ansehen, daß er nicht zur gebildeten Welt gehöre,

wenn ihn ſein Kleid und Schuhe und Strümpfe nicht verriethen. Auch die hübſchen Soldaten von der Garde ſind hier oft die Tänzer, und bringen ihre Schätzchen mit, um mal recht wohlfeil einem Ball mit beiwohnen zu können. Man glaubt gar nicht, wie alles während des Tanzes, und ſelbſt bei den Vorrüſtungen dazu, anſtändig und artig hergeht; bei ſolchen Dingen vergißt ſich ſelbſt der niedrigſt gebohrne Franzoſe nicht ſo leicht, als ein Teutſcher. Man ehrt ſo ſich ſelbſt und die Geſellſchaft, worin man iſt, und iſt es nicht unwürdig, an einem beſſern Orte zu erſcheinen; daß hier übrigens oft beſſere Tänzer ſind, als in Tivoli und Eliſée, die ſich doch von der lärmenden Trommel nicht fortjagen laſſen, habe ich oft mit einigem Vergnügen beobachtet. So geht es in einem ewigen Tanze unter den Zelten, vor den Thüren und in den Gärten, oft auch im Zimmer. Faſt nie ſchweigt die Muſik und ſteht der Tanz ſtill, denn die Abgehenden werden durch neue Ankömmlinge immer wieder erſetzt. Noch größer iſt aber an guten Tagen drinnen und draußen das Gewimmel der ehrlichen Bücher, die aus- und eingehen, und wächſt noch, wann die Schatten der Bäume dunkler werden, und die Luſt im Freien mit allen ihren Spielen aufhört. Dann ſind hier alle Gärten und Zimmer und Tiſche und Stühle gedrängt voll. Man ſieht alles im Taumel und Getümmel, aber doch

selten stört ein Gezänk, oder eine Unanständigkeit die Gesellschaft. Die Tische drinnen sind bis eilf, zwölf Uhr Nachts fast immer von denen belägert, die essen wollen, und der Herd der Küchen wird erst mit dem Morgen kalt. Man ist freilich artig, aber man genirt sich nicht. Der eine spaziert im Garten, oder draußen unter den Bäumen, und sucht sich ein Weibergesicht, mit dem es sich gut schwazzen und nachher vielleicht noch etwas anders thun läßt, der andre macht sich hin und ergötzt sich an den Tanzenden und an ihren verstohlnen Liebäugeleien. Diesem gefällt es zu trinken, jenem zu rauchen, einem dritten zu zechen, froh zu seyn, zu lachen und zu schwatzen, gefällt allen, wo nicht ein Griesgram ist, der einzig hingeht, um den Belauscher und Belaurer unter ihnen zu machen. Bei diesem Gedränge von Menschen, bei den mancherlei Leidenschaften und Begierden, die hier rege sind, bei den vielen Hülfsmitteln, seinen Verstand und sein Herz toll zu machen, verliert sich der Franzose nicht leicht, und bleibt äußerlich weit mehr seiner Herr, als ein Teutscher. Keiner belästigt den andern Nachbar mit seinen Herzensergießungen, seinen Grillen und witzigen Einfällen, keiner mit seiner Empfindelei und Kräkelei und Freundschaft und Feindschaft, wenn der Wein und die Nacht sein Herz und seine Zunge gelöst hat. Selbst in diesem ungefären Haufen bringt die Ordnung ihr

heiliges Leben, wie sie Harmonie in den Tanz des Gesindels bringt. Armes Gesindel, ach! was hast du oft auf der Welt, als einen lustigen Sprung, weil du jung bist!

Aus diesen Tabernen und Popinen gehe ich nun schnellen Schrittes zur rechten und kleineren Seite über, und werfe auch davon eine kleine Skizze hin. Man kann diese Seite eben so, wie die rechte des Gartens, die Seite der Aristokraten nennen. Die Kaffehäuser, die hier stehen, dürfen sich der besten innerhalb der Stadt nicht schämen, und die feinste Welt geht ohne Anstoß darin aus und ein. Die Bäume stehen hier höher, dichter und laubreicher, und selbst der Boden hat an den meisten Stellen noch vieles Grün, weil er nicht so sehr zerstampft und zertreten wird, als jenseits. Zu Spielen ist vorne gar kein Raum wegen der Dichtigkeit der Bäume, nur hinten hinaus, nach der Queergasse Rue du Colisée hin sind einige freiere Plätze, doch auch dahin wagen die Spieler und Buben von jenseits sich selten hinüber. So hält das freie Gebot der Gewohnheit die verschiedene Welt aus einander. Die hiesigen Aristokraten haben wieder ihren Spaziergang nahe am Wege zum Stern, und wieder ist eine Menge Binsenstühle aufgestapelt, die eben so vermiethet werden, wie die im Garten.

Vormittags ist hier selten etwas zu thun, und selbst um zwei, drei Uhr, wo es bei den Thuile-

rien am lebhafteſten und glänzendſten iſt, findet man hier die Geſellſchaft meiſtens ſehr dünn. Glänzender aber wird es hier gegen fünf, ſechs Uhr, und am glänzendſten, wenn die Dunkelheit beginnt; um diſe Zeit, wo es in den Thuilerien ſelten was rechtes iſt, fängt es hier wirklich an zu wimmeln. Man kann ſagen, daß die hieher wandeln, Bienen aus zwei Brüderſtöcken ſind. Denn häufig geht der Zug von den Thuilerien hieher, und von hier zurück, je nachdem es der Laune gefällt, und als grade die glänzendere Verſammlung zieht. Doch fällt es auf, daß gleichſam eine verſchiedene Etikette des Orts herrſche; denn die ſich dort meſſr geniren, ſind hier um einige Töne freier und muthwilliger. Vielleicht trägt auch das nicht wenig dazu bei, daß hierher weit mehr lüſterne und üppige Weiber kommen, als dort. Alles, was des Weges vom Hölzchen von Boulogne reitet und fährt, ſteigt bei der Zurückkunft hier oft ab und aus, und die dahin am meiſten wallfahrten, ſind nicht die älteſten. Die ſchönen Mätreſſen der Reichen, die auf den Boulevards einige Male mit ihren Druden auf- und niedergetrabt ſind, halten hier die muntern Renner an, und wandeln bewundert mit der ſchönen vom Reiten noch beweglichern Geſtalt und mit dem erhöhten Morgenroth auch unter dieſer Menge auf und ab, und nehmen die Huldigung aller Blicke ſiegreich an. Endlich wann es zu dämmern beginnt,

und die ſchönen Gärten zur Seite beſucht und erleuchtet werden, wenn jenſeits der Schwarm ſich verliert, beginnt er hier. Eine Menge eleganter Herren und lebens und jugendfroher Jünglinge ſtrömt herbei, vermehrt das Gewimmel und geht dann weiter. So währt es nach neun Uhr, wo die Gärten, das Palais royal, die Kaffehäuſer ꝛc. auch dieſe Geſellſchaft ableiten. Von den ſchönen Gärten rechter Hand, die an der Stadtſeite die Gränze machen, kann ich nun nichts ſagen, weil ich ſie einer beſondern Ueberſchrift aufſparen muß.

Auch hier fehlt es nicht an Leuten, die man beinahe als eine Fortſetzung der Buden und Zelte rechter Hand auf dem Revolutionsplatze anſehen könnte, und die für ihre Künſte und ihr Unglück den Reichen und Großen, die ſich hier erluſtigen, ein Scherflein abfodern. Denn Unglückliche ſind es meiſtens, die hier zur Unterhaltung beitragen und Künſte zeigen. Bloß unglücklich ſeyn ohne Künſtlichkeit iſt ja ein ſo gewöhnliches und gemeines Ding, als daß es noch Theilnahme erregen könnte. Dies ſagte mir hier einmal eine Dame ſehr frei: „voilà, Monsieur, comme en France jusqu' aux malheureux tout se pare des Graces.“

Gleich vorn am Eingange ſeitwärts von der Promenade ſaß eine alte blinde Jungfer an einem alten Klaviere, welches ſie mit ſich ſelbſt regelmäßig alle heitere Nachmittage hintragen ließ, und

spielte nach Noten, die sie vor sich liegen hatte, die beliebtesten Arien und Stellen aus Opern und Liedern. Nach Noten spielte sie? Ich weiß nicht, aber sie lagen vor ihren Augen, zur Inspection der Kenner und Kennerinnen, denke ich, damit sie ihr Spiel beurtheilen konnten. Sie hatte ein Beutelchen mit einem zarten Glöcklein, so daß auch die feinste Münze, die hineinfiel, es klingeln machte, und bei diesem Klange ward allemal mit einem schnarrenden „Ich danke Ihnen“ aufgestanden. Schade, daß sie eben so häßlich war, als sie richtig spielte. Deswegen sagte einmal ein witziger Kopf: „O was sie glücklich ist; wenn sie sehen könnte, würde sie sich an den ersten Baum hängen, weil sie so scheußlich ist.“ —

Ihr Nachbar war ein alter Harfenspieler, nicht blind, sondern lahm, ein fröhlicher und wohlgekleideter Greis, den sein Sohn, ein rüstiger Jüngling, mit Hülfe eines großen Doggen, auf einem kleinen Schiebwagen mit seinem Instrumente transportirte. Dieser spielte die Harfe schlecht, aber er sang gut, und einige bewegliche Stücke wußte er so rührend über seine Lippen laufen zu lassen, daß er fast nie leer wegging.

Nun folgte eine Spielpartie, eine wirklich äußerst komische von vier blinden Alten. Sie saßen um einen runden Tisch und spielten Karten, ganz ungenirt und unaffektirt, wie unter sich und

im häuslichen Zirkel. Es ging mit dem Fühlen freilich langsam, aber doch richtig. Sie wußten Farbe und Qualität mit den Fingern herauszuklauben, und brachten doch in einem halben Stündchen zu Ende, was Sehende in zwei Minuten durchgespielt hätten. Das Lustigste war ihre Unbekümmertheit um die Gesellschaft, wodurch sie eben machten, daß jene sich um sie kümmerten. Sie scherzten, schwatzten, lachten, schenkten sich ein Glas Bier ein, fluchten über ihr Unglück, und scherzten und lachten und fluchten so die Gols der Umstehenden herbei, die immer in dichten Schaaren sich um diese kleine Zollbude drängten.

Diesen zunächst stand in einer Kleidung, die durch ihre Sonderbarkeit schon anzog, zuweilen ein Taubstummer, der sonst seine Station auf den Boulevards vor einem Kaffehause am Thore St. Denis hatte, und befliß sich, die Gesellschaft zu unterhalten. Dieser Unglückliche, wenn man ihn so nennen kann, hatte unstreitig mehr Witz unter seinem Hut, als die meisten, welche ihn anzugaffen kamen. Er hatte eine bewundernswürdige Gabe, bloß durch seine Zeichen- und Gebehrdensprache die witzigsten und interessantesten Dinge zu sagen, erzählte lustige Anekdoten des Tages, und Stückchen aus der Chronique scandaleuse, ohne je anstößig zu werden, welches bei der Zeichensprache doch das Schwerste ist; kurz er würzte seine Sibensächelchen

so, daß auch den Fragenden oft so viel die Ohren, daß unstreitig keiner auf diesem stehenden Jahrmarkte eine bessere Messe hielt. Skizzen und Proben seiner Zeichensprache zu geben, würde mit der Auslegung hier zu weitläuftig seyn.

Außer diesen gab es noch viele solche, die ab- und zugingen, und mehr oder weniger glücklich waren. Blinde Sängerinnen, Cymbelspielerinnen, Handschuhmeister, Bauchredner und dergleichen versammelten sich gegen die Abendzeit, und besetzten besonders die Pässe zu den Gärten. Alle diese Kreaturen und Kreaturchen hatten ihr bischen Witz, und mitunter recht beißenden. Von einem Bauchredner hörte ich mal einen witzigen Panegyrikus auf den Bauch, der es werth gewesen wäre, von der Feder eines Butler und Peter Pindar in eine bleibende Gestalt eingefaßt zu werden. Endlich zum Schlusse pries er sich glücklich, daß er schweigen könne, sonst sei die Bauchsprachengabe ein großes Uebel, wenn sie in schlimme Hände falle. „Ihr wisset, Bürger, welch ein naseweises Ding die Zunge ist; wenn die Bäuche auch eine bekämen, o was würden wir hören müssen! Ihr lachet, schöne Damen, aber es ist wahr.“

Auch hier waren endlich noch mehrere Buden mit Seltenheiten nach der Seite der Gärten hin, welche sich zur Zeit des Menschenstromes aufthaten. Unter andern kündigte eine an, man könne in

ihr einen Narval ſehen, den größten Fiſch des Eismeers, der 40 Fuß lang ſei. Ich ging für die drei Sols hinein, und fand es gedrängt voll um das ſeltene Ungeheuer. Es war allerdings ein anſehnlicher Fiſch, der aber von ſo einem Wallfiſche in ſeinem ganzen Anſehen keine Spur an ſich hatte. Mehrere erinnerten ihn, er habe ja die verheißene Länge nicht, und merkten bei dieſer Gelegenheit erſt, daß die ganze Hütte nicht 20 Fuß lang war. Der Schalk aber wußte ſich zu helfen. „Der Fiſch, Bürger, war durch einen Zufall aus einander gegangen, und ach! man hat mir vor 14 Tagen den Schwanz geſtohlen.“ Ich lachte über dieſen Diebſtahl, und ſah nun, daß er ſeinem Thiere, deſſen Geſchlecht ich übrigens nicht anzugeben weiß, den Schwanz abgeſtumpft hatte. Wie viele werden noch nach mir hier den Narval ſehen, und vielleicht nichts merken.

Die Boulevards.

Dieſe, die man auch wohl die alten Boulevards nennt, machten vor einigen Jahrhunderten die Linien und Wälle der Stadt aus, dies ſagt auch ihr Name ſchon, der ſoviel als Bolwerk, Schutzwehr u. dergl. heißet. Mit der Zeit wurden die Vorſtädte und Dörfer, die jenſeits derſelben lagen, mit hineingezogen, man riß die alten Mauren nieder, ebnete die Gräben und Wälle, und pflanzte

zu beiden Seiten eine Allee von Bäumen, und ließ in der Mitte noch einen großen Fahrweg; die Ausgänge der vorher durch die Mauer verschlossenen Gassen wurden durchgebrochen, die Thore, z. B. von St. Denis, St. Martin, vom Tempel blieben als Denkmahler der alten Zeit stehen, und zu beiden Seiten der neuen herrlichen Baumstraßen stiegen prächtige Häuser auf; die Dörfer und Vorstädte wurden zusammen gebaut, und Paris erwuchs immer mehr zu dem ungeheuren Häuserklumpen, der es noch ist. Doch still, ich will ja nicht eine Geschichte der Stadt Paris und ihrer Verschönerung und Vergrößerung schreiben. Diese Boulevards sind nun in der Mitte des dreyßigen Jahrs — denn warum will man, was noch Vorstadt heißt, nicht mit zur Stadt rechnen? — Zwei Drittheile derselben sind in der Nähe aller ersten Plätze der Freude und des Vergnügens; ihre stattlichen Häuser, Bäder, Kaffehäuser, Traiteurs, Theater, ihre schattigen Promenaden zur Seite, ihr herrlicher Weg der Mitte, ihre Spiele, Buden, Läden, Gaukelbühnen, ihr Menschengewimmel und Gedränge machen sie mit zu dem Interessantesten, was man in Paris sehen kann. Ihre größte Lebhaftigkeit und zugleich der Inhalt ihrer größten Herrlichkeiten ist von dem Revolutionsplatze bis zum Thor des Tempels, ungefähr zwei Drittheile. Von dort bis zur St. Antonsstraße wird es menschenleerer, stiller und ärmlicher,

ärmlicher, und dort hören ſie auf, und der Reſt der alten Linien bis zur Seine hat nur eine enge Gaſſe, zum Theil mit einigen ärmlichen Häuſern, Holzniederlagen und Speichern, und die Boulevards gegenüber. In dem jenſeitigen Paris bei der Salpetriere und dem botaniſchen Garten begegnen dieſer Gaſſe; aber auch jene, ungeachtet ſie recht hübſch ſind, liegen zu entfernt von dem Getümmel und Glanze der prächtigen Welt, als daß ſie nicht gewöhnlich einſam ſeyn ſollten, wo nicht die Roßkämme etwas Lärm machen, welche dort ihren Markt zu halten pflegen.

Man kann die Boulevards als eine ſtehende Meſſe von Paris anſehen, wo zugleich alle Spieler und Gaukler und Betrüger, und alle die mit liebenswürdigem und unliebenswürdigem Nichts ausſtehen und Geld verdienen, ausgegoſſen ſind. Ich erinnere mich noch dunkel, wie die alten morgenländiſchen Reiſebeſchreibungen der Engländer und Holländer aus den vorigen Jahrhunderten, die ich in meiner Kindheit las, auf mich zu wirken pflegten, und welch ein Bild alle die Lügen und Wahrheiten von der Pracht und dem Getümmel Pekins und Iſpahans in meiner Seele zurückgelaſſen haben. So eine Beſchreibung müßte man für die Kinderſeelen der Menſchen von den Boulevards machen; aber wir dürfen nicht mehr ſo beſchreiben; die einfältige Wahrheit gefällt wenigen, die Meiſten wollen was Krauſes und Bun-

tes, sie wollen getriebene Arbeit, sie wollen das Netzwerk der Lüge und die salzige Lauge des Witzes haben. Es ist durchaus unmöglich, ein getreu lebendiges Bild von dieser Boulevardsmesse zu geben; da ist so vieles Feine, was auch in der besten Beschreibung verloren gehen muß; da ist so vieles, was zusammen und neben einander hingemahlt werden sollte, und so hinter einander dargestellt, leblos und todt wird, da sind endlich so viele Aufzüge der Bühne und Verwandlungen nach den verschiedenen Tages- und Jahrszeiten, daß man unmöglich alles erhaschen und darstellen kann, was darstellbar ist, und also dargestellt werden sollte. Ich will indessen thun, was ich kann, um wenigstens eine schwache Darstellung von diesem bleibenden und doch wandelbaren Leben zu geben, wie es meinen Sommer und die Tage meines Hierseyns in seinem größten Glanze und an den weidlichsten und frohsten Tagen war. Ich theile meine Beschreibung in zwei Zeittheile, die erste soll die Stunden von zehn bis zwei Uhr Nachmittags, die zweite die von sechs bis eilf Uhr Abends umfassen; meinen Auslauf beginne ich von den eliseischen Feldern und dem Revolutionsplatze, und gehe so links und rechts, wo ich vor den Wagen und Menschen durchkommen kann, die Tafel und Kreide in der Hand.

Es schlägt also zehn Uhr. Ich habe im Palais royal mein Frühstück eingenommen, und man-

cherlei Neuigkeiten, Ankündigungen und Anpreisungen drinnen und draußen an den Säulen gelesen. Von hier schlendre ich durch die Weiber des Krautmarkts, durch die Straße Traversiere zu den Thuilerien, wandre unter den noch stillen Bäumen des Gartens hin, gehe durch die kärmende Badengasse des Revolutionsplatzes, und durch die Hecken der haltenden Fiaker, und komme so an den Eingang der Boulevards. Ihr wisset schon, daß es hier Jahrmarkt ist, und wie es auf Jahrmärkten zu gehen pflegt. In der Mitte ist der Platz für die Fahrenden und Reiter, und selten leer von Getümmel und Staub, obgleich fleißig gesprengt wird. Zu den Seiten sind Häuser und Bäume, und unter und an und in ihnen stehen die Buden und gehen die Fußgänger. So führe ich euch den Platz noch einmal zu Gemüthe.

Man geht ein durch die kleine Revolutionsstraße, welche die herrlichen Gebäude, die sonst Garde-meubles hießen, zu beiden Seiten hat, wo nun das Marinedepartement und einige Sammlungen von unaufgestellten Kunstsachen sind. Hier hat man sogleich einen Prospekt bei'm Anfange der Boulevards linker Hand, den herrlichen Bau der Magdalenenkirche; aber es stehen erst die Grundfesten und die prächtigen Säulen, und wer weiß, ob die christliche Zeit je wiederkehren wird, wo man dies Gebäude nach dem entworfenen Plane auf-

führet? dann würde es allerdings die vornehmſte Zier der Boulevards werden. Aber beſſer bleibt es ſo als Ruine ſtehen, um aus ſeiner jungen Pracht als Ruine zu verfallen. Wäre der Morgen nicht ſo heiter, wäre das Menſchengewimmel nicht ſo luſtig um mich her, wie könnte ich dieſen Säulen, die mehr bewegende Beredſamkeit haben, als hundert bröckelnde Ruinen weiland herrlicher Palläſte und Tempel, ohne Thränen vorübergehen? Iſt wo ein Platz in Paris, wo ſo viel für fühlende und menſchliche Herzen wäre, als hier, wo die in ſtiller Erde modern, die meiſt das Schickſal der Welt beſtimmen halfen? Auf dem Kirchhofe diſer unvollendeten Säulengänge ruhet, was einſt groß und herrlich war. Da liegt der weiland Sechszehnte Ludewig, in einem Sack mit ungelöſchtem Kalch begraben, und neben ihm ſein ſchönes und muthiges Weib, das anders geſtorben ſeyn würde, wenn ſie König geweſen wäre. Da liegen die Weiſen und Patrioten, die nicht ſeinen Tod wollten, die aber ſterben mußten, weil ſie gegen die Hölle nicht mit Waffen der Hölle fechten wollten. Stumm biſt du jetzt, ſüße Honigzunge Vergniaus, gleich mächtig zu ſtechen und zu ſchmeicheln; wo iſt dein Arm, Pethion? wo dein heller Verſtand, Condorcet? wo euer Vaterlandsmuth, Bailly und Genſonné? Stumm und ſtill liegt ihr hier bei einander in Gemeinſchaft mit denen, deren Freunde ihr nicht ſeyn

durftet, deren Feinde ihr nicht ſeyn konntet. So miſchet das letzte Schickſal Kleines und Großes, Freundliches und Feindliches. Das ſpielende Volk hat euch vergeſſen, und eure kleinherzigen Nachfolger jagen mit ihren Mätreſſen an eurem Staube vorüber, ohne an euer Schickſal zu denken. Ach! ſolche Menſchen haben kein Schickſal. Heil euch, ihr Seelen der Helden! ich ſpiele mit ihnen vorüber. An dieſer Seite, wo eine Vertiefung iſt, halten eine Menge Fiaker auf ihrer Station, und iſt eine Art Kräuter- und Obſtmarkt, den alte Weiber, die freilich wohl wegen vergangener Sünden fleißig in die Magdalenenkirche gehen ſollten, bis gegen Abend einnehmen, meiſtens häßlich, garſtig und alt, und eine ſchlimme Vorbedeutung unſers Faſtnachtjahrmarktes. Rechter Hand laſſen wir ein Paar öffentliche Gärten liegen, die nun noch ſtumm ſind, und nie zu den glänzendſten gehören. Dann duften uns die friſchen Torten und Kuchen der Paſtetenbecker entgegen, die hier zahlreich ſind, und auf die hungrigen ankommenden Gäſte gerechnet haben und ſich nie verrechnen. Nun kommen ſchon zu beiden Seiten kleinere Kaffehäuſer, und die kleineren Buchhändler, Landkarten- und Bilderhändler, die ſelten Werke haben, die über drei Franken koſten, und ihre Duodezbändchen bunt und farbig brochirt und mit kleinen Bilderchen verſehen, und ihre Porträts und Bilder und Karten meiſtens zwiſchen

zehn und zwanzig Sols im Preiſe halten. Wenn ſich auch keine Käufer finden, ſo ſind ſie doch immer geſchäftig und in einer ewigen Bewegung; ſie fegen ihren Platz, ſtauben den Staub ab, der vom Wege herfliegt, putzen ſich die Haare und Schuhe, ſchreien und lachen allenfalls mit ſich ſelbſt, wenn ſie niemand um ſich haben. Hier ſtehen auch alte Frauen zwiſchen ihnen aus, bunt und zierlich angethan, und mit bunten und zierlichen Sächelchen, die von einem Pfennig bis höchſtens zu zwei Franken gekauft werden. Wenn niemand kömmt und ihnen einredet, ſo gehen ſie in ein Kaffehaus und holen ſich ihre Portion, die ſie ganz munter im Freien oder in ihrer Bude ausſchlürfen. Hier, wo noch am wenigſten gedrängt und gelaufen und geſtoßen wird, ſtellen ſich auch die Elenden und Gebrechlichen am dichteſten unter die Sicherheit eines Baumes hin, und flehen die Barmherzigkeit der Vorübergehenden mit Mienen und Gebehrden an; ſelten ſieht man hier von der Art, die ſchreiet und nachläuft; vielleicht würde die hier nicht geduldet. Vielen fehlt auch die Sprache, und ſie können alſo gar nicht in Verſuchung gerathen, durch Geſchrei überläſtig zu werden. Da ſieht man mehr als einen, deſſen Etikette auf der Bruſt hängend ſagt, er ſei bei den Barbaren in Gefangenſchaft geweſen, und man habe ihm die Zunge abgeſchnitten. Ihr Armen, welches ſüße Uebel machte wohl, daß euch

Zapfen und Zunge und Stimme verging! Da ſtehen ſtumm und ohne Zeichen, mit verſchämten und weggewandten Blicken, die lauter und vernehmlicher, als alle Worte ſagen, daß ſie noch nicht lange gewohnt ſeien, ſo zu ſtehen. Ihr Leib bückt ſich hinter einen Baum weg, indeſſen der unverſchämtere Hut an der andern Seite hervorkömmt, und die Gabe mit ſeinen runzlichten Falten, die nicht erröthen können, empfängt. Da hält ein Lahmer auf ſeinem Eſelein, oder ſitzt in einem kleinen Wagen, den ein Paar Hunde ziehen, der aber hübſch die Ecken halten muß, wenn er nicht von dem beſſern Geſpannen übergefahren werden will; da horcht ein Blinder mit gaffendem Munde auf die Fußtritte der Vorübergehenden, und hält den klingebeutligen Hut hin, woran er ein Glöcklein befeſtigt hat. In ſolcher Geſellſchaft, die ſich beſonders zahlreich an der rechten Seite aufhält, kömmt man an die durchſchneidende Straße des Platzes Vendôme. Von dieſer Straße bis zur Straße Montmartre, welche beide die ſchönſte Straße in Paris, die Straße Richelieu, oder des Geſetzes, beinahe in der Mitte haben, iſt der vornehmſte Theil der Boulevards und zu gewiſſen Stunden, beſonders um fünf und ſechs Uhr Nachmittags, auch der lebendigſte. Der Palais royal, der Siegesplatz, der Platz Vendôme, alle Theater, alle bewohnteſten und ſchönſten Gaſſen und vornehmſten Quartiere der Stadt ſind hier

am nächſten; deswegen ſieht man auch nirgends an den Boulevards ſo prächtige, hohe und ſchöne Häuſer, ſo nette und beſuchte Kaffehäuſer, Bäder, Galanteriebuden, Buchläden, Antiquitätenſäle und Kabinette, als in dieſer Reihe. Beſonders iſt es, daß linker Hand mehr Privatleute, reiche Bankiers, Geſetzmänner und Geſchäftsleute wohnen, weswegen dort die Häuſer auch faſt alle prächtiger ſind, die rechte Seite aber mehr zum öffentlichen Gebrauche dient.

Man hat ſogleich die bains nationals, oder die Volksbäder vor ſich, die aber keinesweges öffentlich und unentgeldlich zum Beſten der Nation beſtimmt ſind. In dieſer Region iſt alles theuer. Man hat hier ein kaltes Bad nicht unter zwei Franken, oder zwölf bis dreizehn Groſchen, und die warmen ſind nach Verhältniß theurer. Der Einrichter dieſer Bäder hat ſehr gut zu ſpekuliren verſtanden, und in ſeinem Badehauſe zugleich ein Kaffehaus angelegt. Das Baden iſt Mode, und wer badet jetzt fleißiger und erſprießlicher als die jungen Weiber und Freudenmädchen, ſeitdem einige franzöſiſche Modearzneiſchriftſteller ihnen bewieſen haben, daß nichts geſchickter ſei, als öfteres kaltes Baden, allen Gliedern des Leibes ihre Rundung und Elaſticität zu erhalten? Es geht alſo immer aus und ein, und eine Menge junger und alter Taugediebe ſetzen ſich vor den Thüren und Fenſtern hin,

trinken ihren Kaffe und Chokolate, und muſtern, was aus- und eingeht, und ſehen die ſchönen Nymphen mit triefenden Locken und ſchmachtenden Augen endlich wieder heraus rutſchen, oft verſchleiert und vermümmt, und beklagen nichts mehr, als daß hier kein Roſenhain mit Schatten, und keine tempiſche Blumenwieſe iſt, damit ſie die nackten Glieder ſogleich nach dem Bade ein wenig darauf herumwälzen können. Was hieher kömmt, iſt wegen des Preiſes kein Ausſchuß; denn es giebt auch Bäder zu drei bis zehn Sols auf der Seine und anderswo. Weil indeſſen es nicht die Sache einer jeden iſt, ſich ſehen und muſtern zu laſſen; ſo iſt hinten zur Seite in die Stadt führend noch ein Pförtchen zum Entſchlüpfen. Der Fuchs hat mehr als ein Loch. — Hier folgt immer ein nettes und prächtiges Kaffehaus auf das andere, hier iſt die kleine Oper (les Italiens), und das Theater Feydeau in der Nähe, hier iſt der herrliche Pavillon d'Hannover. Nur feine und elegante Leute frequentiren hier, und ſitzen gewöhnlich vor den Thüren und in den Fenſtern, und gucken in die ſchöne und ſtaubige Welt hinaus. Welch eine Revolution ſehe ich mit Einem Male unter dieſen gemächlichen Schauern und Trinkern und Schwätzern! Alles ſteht auf und drängt ſich vor, gukt und plaudert und lächelt. Ich ſehe, man wird eines neuen Wunders gewahr, das vorüberfährt oder reitet; vielleicht iſt es ein

modiſcher Stuzer mit einem neuen Schmuck, von Schabracke und Zügel, oder einer neuen Form von Wagen, vielleicht eine groſse Hure, die hier mit den Schätzen der geplünderten Schweizer und Italiäner prunkt, welche der Liebhaber ihr in den Schoos legte, vielleicht Madame Tallien, die ihren Meerentſteigenden Wagen der Liebesgöttin mit eigenen Händen vorüberlenkt. Sie hatte ſich nemlich einen Wagen nach dem Muſter des Muſchelwagens machen laſſen, in welchem Cytherea, von Schwänen gezogen und von Sperlingen und Amorn und Grazien umflattert, vom Meere empor und über das Meer hinfuhr, und dieſer Wagen war einige Tage das allgemeine Geſpräch. Was nemlich zeigbar und prächtig, was jung und reizend iſt, das hält ſich bei'm Fahren und Reiten vorzüglich in dieſer Region auf. Hier raſſeln und traben die geprieſenen Schönheiten der Stadt auf und ab und laſſen ſich ſehen; hier tragen die Mätreſſen der Banquiers und Repräſentanten die Triumphe zur Schau, die ſie erfochten haben; hier zeigen ſich die erſten Freudenmädchen und die lüſternen Weiber, hier die glänzenden Stuzer, kurz alles, deſſen Eitelkeit, Leichtſinn und Gewerbe auf Eroberungen rechnet. Doch dieſe ſind nicht allein die Reitenden und Fahrenden; auch ſeitwärts unter den Bäumen giebt es deren, die auch ihre Eroberungen machen, und ſogleich das Baare einſtreichen, um welches jene erſt

Tage lang kutſchiren müſſen. Dort reitet auf der einen Seite einer auf einem Eſelein, und bläſt mit der Einen Hand eine Pfeife und ſchlägt mit der andern eine Cymbel; ſein Hut liegt bequem vor ihm auf dem Nacken des Thieres, und ſein ſchmieriges Kopfmodel bittet um einen Sol, indem die langſame Muſik zur Ergötzung der Leute durch das Jahrmarktsfeſt zieht. Hier ſind zwei Wagen mit jungen Hunden beladen, mit Spitzen, Bologneſern, Windſpielen, Möpſen, vielleicht aus einem nahen Hundeinſtitut; vor jedem gehen zwei große Doggen ſtraff in den Seilen, und ehrbar ritt der Aufſeher nach. Es müßte doch ſonderbar zugehen, wenn von den Vielen, welche die ſchnurrige Equipage zuerſt zum Lachen herbeizieht, nicht der eine und andre ein Hündlein kaufen, und ohne Knickern kaufen ſollte. Zum Ueberfluß ſchreit der Hundeinformater noch: voilà une bien belle volerie de petits chiens! Man glaube nicht, daß dieſer ſein Fuhrwerk bloß zum Spaße ſo eingerichtet habe; hier thut keiner etwas bloß zum Spaße; es iſt das, was der Teutſche ſehr ernſthaft einen ernſthaften Spaß nennt. — Nicht weit hiervon iſt ein wirklicher Spaß. Ein Mann, der in einem großen Bauer eine wirkliche volerie von Karnarienvögeln trägt, iſt damit einer Blumendame, die ihr vorbeiging, in das Kopfzeug gerathen. Ohne ſich umzuſehen, trägt er ſeine fetten Spolien ihres Kopfes

mit der ganzen Unterlage weg, und ſie ſieht ſo kahlköpfig, als ſie nach langem Schwitzen und Merkuriusausſpucken vielleicht aus einem Spitale ging. Die Kahlköpfige, grimmiger als Eliſa, da er die Bären auf die armen Kahlkopf! Kahlkopf! Schreier wünſchte, ſpringt dem von nichts wiſſenden Vogelſteller nach, bemächtigt ſich des Geraubten, und reißt ihm das Bauer von der Schulter zur Erde. Die Vögel fliegen, die Menſchen lachen, ſie flucht, der Vogelſteller ſammelt die zahmen Flüchtlinge ängſtlich von den Umſtehenden und aus den Buden ein. Das Publikum beſänftigt ſich, und verweiſet die Furie zur Ruhe, die ſich trollen muß. Das Lachen hört auf, und eins über das andere tönt ein: c'est abominable! c'est exécrable! durch die Luft. Man fühlt jetzt erſt das ganze Unanſtändige und Unfranzöſiſche der Scene, beſonders in dieſer Gegend; der Franzoſe iſt auch öffentlich und unter hunderttauſend Augen immer in Geſellſchaft. Solche Auftritte ſind auf den feineren Plätzen und Promenaden auch faſt unerhört, und ich mahle dieſen darum etwas mehr aus. Es iſt unglaublich einem Teutſchen, der ſo gerne krakelt und flucht und zuſchlägt, wie glimpflich und ſtill die Hunderttauſende ſich neben einander bewegen, wie jeder ſeine nette und geſchmückte Perſon, ſein Zerſtoßbares und Zerbrechliches unter ſo vielen Armen und Bäuchen, Körben und Kaſten, Karren und Käfigen

fortbringt. Oft ſcheint es ein unaufwirrbarer Knäuel. Der Fremde erwartet Stoßen und Fluchen, und zuletzt eine Prügelei. Aber ſiehe! das Gewirre entwickelt ſich, und die in einander und an einander feſt geworden ſchienen, gehen jeder ſeines Weges, ohne daß ein einziger verletzt oder beleidigt iſt. Wir kommen etwas weiter, da hat ein Mann ein Käſtchen auf ſeinem Schubkarren, und eine Menge Neugieriger drängt ſich um ihn herum. Was kann er drinn haben, das ſo viele Augen an ſich zieht? So frage ich und trete hinzu, und ſiehe! es iſt ein Seitenſtück zu dem Hundefuhrwerk, welches wir eben ſahen. Dieſer Spekulant hat ſich ein halbes Dutzend Haſen und Eichhörnchen und Kaninchen zahm gemacht, und läßt dieſe aus ſeinem Käſtchen aus- und einſpringen, über Tiſche und Bänke hinhüpfen, die Bäume erklettern, ſich vor den Zuſchauern vereinigen und allerlei Kunſtſtücke machen. So mußte zum Beiſpiel der Haſe eine kleine Piſtole abſchießen, und das Eichhörnchen ein Kaninchen barbiren. Neben ihm ſteht ein andrer Ehrenmann mit abgerichteten Tauben und Vögeln, und ſucht ihn auszuſtechen. Beide verdienen doch ſo ihr tägliches Brod, und ſitzen des Abends vielleicht bei einer beſſeren Suppe, als mancher, der ihnen einen Sol in die Mütze wirft. Wir ſtehen jetzt vor einem grauen geſchnörkelten Häuschen mit der Ueberſchrift: bains chinois, oder chineſiſche Bä-

der. Auch diese sind bei der allgemeinen Badewuth, die zu den Titusköpfen durchaus zu gehören scheint, außerordentlich in Ansehen gekommen, und von innen und außen angefrischt und neu verziert. Die Bäder selbst sind um ein Drittheil vermehrt und erweitert, und mehrere niedliche Kabinette und Zimmerchen, mit allen Zierlichkeiten der Mode und Bequemlichkeiten der Leiber versehen, sind neu angelegt und hinzugefügt. Hier war der Preis des Bades vier Franken, oder ein guter Thaler, und dieser Preis macht diese chinesischen Bäder also ausschließend zu einer Bequemlichkeit für die Ueppigeren und Reicheren. Die hieher zu baden kommen, steigen auch gewöhnlich aus Kaleschen, Phaetons und Whiskys aus. Es war hier, nicht ohne Begleitung eines Mannes zu kommen, Mode für alles, was Schürzen trägt; vielleicht weil so viele Männer hieher kommen. Man kann nach dem Bade alle möglichen Erfrischungen und Restaurans, auch wenn man aus dem Badehause kömmt, die feinsten Betten für die Erholung und den Schlummer einiger Stunden haben. Auch sagt die geheimere Geschichte dieser nun berühmt gewordenen Bäder, daß manche, wie sie Paarweise kommen, auch Paarweise ins Badebettchen, und aus diesem in das weichere Eiderdunenbettchen des Schlummers und der Erhohlung steigen, und daß hier manche kleine Erfrischungen und Handleistungen gereicht werden, wodurch

einſt Doktor Graham in London ſo berühmt und ſo reich ward. Natürlich fehlt es alſo auch dieſem Unternehmer wohl nicht ganz; denn ſchon die Kaffehäuſer neben ihm ſcheinen ſeinen wäſſerigen Einfluß zu fühlen, und ſich wider die Gewohnheit des Waſſers wohl dabei zu befinden.

In dieſem Bezirke erhöht und verfeinert ſich alles, was in denſelben hinein geräth. Die kleinen Budenkrämer mit Galanteriewaaren und Nippeſächelchen werden prächtiger und ausgeſuchter, und ſteigen im Preiſe; die Kuchenbäcker backen hier nichts mehr unter drei Sols, und daſſelbe Büchelchen, was fünfhundert Schritte zurück um zwölf Sols verkauft wird, koſtet hier zwanzig. In den prächtigen Häuſern haben in offenen Sälen und Zimmern die Juweliere und Galanteriehändler einen Glanz ausgelegt, der mit dem im Palais royal wetteifert. Putzmacherinnen ſitzen bei offenen Thüren und Fenſtern in Menge, und ſorgen dafür, daß ihre Arbeiterinnen hübſche Geſichter haben, damit ſie gegen die Dämmerung die Scene mit Vortheil verändern können. Hier wohnen in ganzen Stöcken, oder in einzelnen eleganten und prächtig möblirten Zimmern Schauſpielerinnen und Freudenmädchen, die von flatternden Stutzern, Epigrammatiſten und Schriftſtellern die Huldigung einnehmen, und nicht ſelten ihre eigne Equipage vorfahren laſſen. Selbſt die Antiquare und

Buchhändler und Bilder- und Kupferſtichverkäufer erheben ſich vor ihren Brüdern. Alte und neue Bücher, alle neueſte Romane und Zeitſchriften kann man hier elegant gebunden zu einem ſehr mäßigen Preiſe kaufen. Die beſten Portrâts der Staats- und Kriegshelden, der Götter und Ungeheuer der Revolution, die neueſten Riſſe, Plane und Karten liegen und hängen hier aus; die trefflichſten Kupferſtiche der engliſchen, italiäniſchen und franzöſiſchen Meiſter, mit und ohne Rahmen, ſind in offenen Sälen aufgeſtellt, wo jeder freien Eintritt und artige Begegnung hat, er mag kaufen, oder nicht. In Auktionsſälen ſind kleine Handgemählde, Bildhauerarbeiten, Preſtoſen, getriebenes Silbergeräth, einige Tage vor dem Ausbote ausgeſtellt, damit jeder ſehen und wählen möge. Bildhauer, Juweliere, Graveurs von Anſehen, haben hier ihre Ateliers, und in dieſelben Proben ihrer Arbeiten ausgeſtellt und ausgelegt. Bei einem Bildhauer fand ich fünf kleine Gruppen Laokoons, natürlich kümmerliche Arbeit, auf dem Stapel. Ich fragte ihn, wornach er arbeite, da das beſchädigte Original weder ausgepackt, noch zuſammengeſetzt ſei, und warum ſo viele Laokoons? „Ach! ſagte er, ich mache es nach einer gezeichneten Kopie. Es iſt gut genug, klein wie es iſt; jedermann ſpricht nun vom Laokoon und will einen haben; hat man ihn erſt in natura geſehen, ſo iſt es alt und vergeſſen.“ Auch von den

herr-

herrlichen Gemählde-Ausstellungen im Louvre sieht man kopirte Zeichnungen und Kupferstiche in Menge, die meisten mit einer beschreibenden Unterschrift und für einen schnellen und vergänglichen Verkauf, wie andere Modeartikel, gearbeitet.

So kömmt man im Gewimmel der müßiggehenden und gaffenden und spazierenden Pflastertreter und Staubmacher, und im Gedränge der erwerbenden, arbeitenden und geschäftigen Menschen zur Straße Montmartre. Von hier bis zur queerdurchschneidenden Gasse, rue Poissonnière, bleibt das Leben noch in demselben Geiste, doch steigt das Aeußere der Wohnungen und die Eleganz der Dinge und Menschen einige Stuffen hinab; aber mit der Nähe der rue Poissonnière mischt sich unter die elegante Welt mit Einem Male eine ganz fremdartige. Vorher saßen unter den Bäumen nur einzeln die Blumen- und Fruchtweiber, und machten durch ihre Kleidung und Innungsmiene und durch ihre Menge noch kein Aufsehen. Hier aber merkt sogleich, wer die Quartiere der Stadt und ihrer Bewohner auch noch nicht recht kundig ist, daß die Halle und der Markt der Unschuldigen hieher ihre Richtung und ihren Ausgang in die Boulevards haben, und daß die Halle à la Marée in der Nähe ist, so dick, so schmuzig und unverschämt wer, den schon die alten Unholdinnen, so gemein und vermischt die Kaffehäuser, so pöbelhaft und lärmend

und grälend die Keller unten und die Gartenbalkons in der Luft. Dieses gemeine Leben mit den Ausflüssen und dem Zusammendrängen aller Gemeinheit und Lumpigkeit und Häßlichkeit, wodurch die feineren Weiber und Männer schnell hinfahren, wenn sie können, und scheu durchschlüpfen, geht so wachsend fort, bis zu den Ausgängen der beiden großen Straßen St. Denis und St. Martin. Nirgends aber ist es vielleicht auf den ganzen Boulevards für einen Fremden unterhaltender, still zu stehen und um sich zu schauen; nirgends ist die Jahrmarktsfreude und der Jubel so zusammengedrängt und lebendig, als hier. Durch die beiden stattlichen Thore der großen Straßen geht der Weg in die nördlichen Departements, nach den Niederlanden, Holland und der Schweiz, und Nord- und Süddeutschland. Postwagen, Diligencen, Extraposten, Kärrner, Fiaker, Soldaten zu Pferde und Fuß, die ausmarschiren oder durchmarschiren, kommen hier oft hinter und gegen einander, und sperren den Stutzern und Stutzerinnen in Kaleschen und auf Rennern den Weg, und klemmen sie in einen erstickenden Staub ein. Es ist ein Treiben, Laufen, Schreien, Rücken, Stoßen und Fluchen, ein Zupfen, Rufen, Anrufen, Locken und Verhahnen, daß man kaum seines Bleibens weiß, wenn man auch nichts zu thun hat, als seine Person und seine Beine und Arme in Acht zu nehmen; denn hier ist

alles zuſammengetrieben und ausgeſchüttet, was man ſonſt nur an beſonderen Stellen findet. Hier findet man das Leben des ganzen Pont neuf und noch mehr wieder. Die Menge der Wagen machen den Staub des Weges der Mitte noch erſtickender, und durch die engeren Promenaden hier zur Seite wird das Gedränge unter den Bäumen noch fürchterlicher. Die Seiten ſind allenthalben beſetzt, wo man nur feſt werden kann, ohne die Promenade ganz zu beengen, und bis zu den Thoren, die an der linken Seite ſtehen, bildet ſich eine Gaſſe, die ſich mit ihren Siebenſachen behende aufthut, wenn ein Wagen queer durch will. Um die Thore herum, ja wo nur eine Säule, ein Pfoſten, ein Baum iſt, begiebt ſich alles, was zuerſt da iſt, in Schuz gegen plözlichen Anlauf. Schon innerhalb der Straßen bis hieher hinaus, ſizen eine Menge Halbverwandte Damen mit Grün, Obſt, Blumen, Fiſchen, Fleiſch, Tauben, Hühnern und Vögeln, lauter Dinge für den Magen, und gerathen nach ihrer Weiſe durch die Nebenbuhlerei und Nebenſizerei nicht ſelten an einander. Unter ihnen drängen ſich die Käufer an einander, und Knechte, Fuhrleute, Fiaker, Savoyarden und anderer Pöbel laſſen es ſich nicht verdrießen, mit dieſen alten Koketten zu tändeln, zu liebäugeln, und aus ihren Händen die ſchmierige Taſſe und die noch ſchmierigere Flaſche anzunehmen. Hier betäubt und erſchreckt mich das Zu-

ſammengeraſſelt von zwei Wagen, mit dem Springen der Pferde und dem Fluchen der Fuhrleute begleitet, ich ſpringe ſeitwärts, und falle in die unbarmherzige Muſik eines Dudelſackdrehers, oder eines blinden Pfeifers, der noch dazu meine Hände nach der Taſche bemüht. Hier hält mir eine ſchimmernde Hure mit zwei ſchönen engliſirten Rennern vor der Naſe ſtill, dort reitet mir ein Bänkedoktor zu Pferde in die Queere, und beginnt eine Trommel und zwei Pfeifen mit der Lobpreiſung ſeiner Wunderkuren und Ampullen zu überſchreien. Hier zupft mich ein Geldwechsler, dort ein Bettler, der aber ausſieht, als habe er ganz andre Geſchäfte mit mir. Ein altes Mütterchen huſtet hinter mir, ich kann nicht fort und muß den Antrag eines reizenden Mädchens anhören, unterdeſſen eine Bube meine Füße anfaßt und bürſtet, obgleich ich ausſchlage, wie ein Pferd im Nothſtalle unter den Fäuſten des Hufeiſenſchmiedes. Er iſt ſchnell fertig, und verlangt mit einem beſcheidenen Blick und mit den Worten: „Verzeihen Sie, Ihre Schuhe waren ſehr beſtäubt,“ ſeine zwei Sols. Dieſer Schuhputzer findet man in den Ausgängen jeder Gaſſe mehr als Einen; ſie haben ihren beſtimmten Poſten, und drängen nicht weiter in die Territorialgerechtſame ihres Nachbarn ein. Nirgends aber iſt ihre Geſellſchaft ſo zahlreich, als vor dem Hofe des Palais royal, dem Pont neuf, und am Thor-

St. Denis. In der Mitte am Thore haben mehrere Künſtler und heilbringende Gewerbe ihre Schilder ausgehängt. Da iſt ein immerwährendes Schreien und Anlocken, worin Dudelſäcke, Hunde und Katzen einquiken, Raben und Papagaien einkrächzen und Pferde wiehern. Da ſitzen auf kleinen Schemeln vor nicht viel höheren Tiſchen die Zahnauszieher, Leichdornbeſchneider, Augen- und Wangenwaſſer-Deſtillirer, Pomadiers, und wie dies Geſchlecht heißt. Da ſind die Glieder der berühmten Hunde- und Katzenfakultät, die über ihren Tiſchen den Zettel: fameux medecin pour les chiens et les chats aushängen, beſchäftigt, Hunde zu ſcheeren und Katzen zu verſchneiden, die ihnen von allen Seiten gebracht werden, und natürlich ein erbärmliches Geheul und Miau bei den ſchmerzhaften Operationen machen. Da ſitzt hinter einer Bude, die unter dem Schutz der Göttin Kloacina ſteht und ſich mit einer Decke verhüllt hat, ein altes ekelhaftes Weib und ſchreit: à moi Messieurs, Mesdames! und Mancher muß ſchon unter den Vorhang kriechen. Hier hat ſich ein Pferd vom Zaume gelöſt und läuft einige Galanteriebuden um, dort wirft eine Dame, die einiges Töpferzeug entzwei gefahren hat, mit einem „Verzeihen Sie, Madame!“ ein Paar Karolinen hin, während ein armer Antiquar vergebens läuft, einige alte Bilder zu erhaſchen, die ein muthwilliger Bube von den halten-

den Steinen befreit und der noch muthwilligere Wind mobil gemacht hat. Doch wer beſchreibt dies zuſammengeſetzte Gemählde in ſeiner vollen Wirkung und Erleuchtung? Die Spiel- und Schauſpielhäuſer, deren von hier bis zur Tempelſtraße linker Hand vier neben einander ſind, und die Gärten rechts und links gehen mich hier noch nichts an. Ihre Zeit iſt noch nicht gekommen, und der Anfang ihres Glanzes fällt nach vier Uhr.

Ich gehe in ein Kaffehaus. Wie ſo verwandelt ſind die hier an den Thoren von den vorigen! Da ſitzt eine alte Blumendame, und tunkt ihren Zwieback in Chokolate, während ein Fiaker eintritt, und ein Glas Limonade fodert; da kömmt ein Hundedoktor, ſich ein Paar Kohlen zu hohlen, um ſeine Salbe flüßig zu machen, und ein Zahnarzt reißt in der Ecke einer alten Sau den letzten Stumpf aus dem Rachen. Unten in den Kellern fängt es jetzt um Ein Uhr an Mittag zu werden, und alle Tiſche ſind von Gäſten dieſer Nachbarſchaft und von Kärrnern, Lohnlakaien, Bauren, Fiakern beſetzt, und Pfeifen und ſchreiende Leiern machen die Muſik, und Gaukler treten mit ihren wohlfeilen Künſten, und Betrüger mit ihren wohlfeileren Waaren ein, und betrügen die armen Provenzalen. Mich vertreibt die Muſik der Gläſer und Saiten, und ich gehe einem eleganten Hauſe mit einem Gärtchen vorüber, das die Aufſchrift hat: Pension de filles.

Gleich daneben iſt eine andere Penſionsanſtalt, wo Pferde erzogen und gefüttert werden. Ich ſcherze nicht; es ſteht mit dürren Worten über der Thür: Pension de chevaux. Man mag zweifelhaft ſeyn, ob man ſeine Töchter hier, oder dort ſeine Reitpferde beſſer anbringt. Ich habe oben zur Genüge von den Penſionen für Mädchen geſprochen, wie ſie gewöhnlich ſind. Ein Spötter hatte folgende Verſe über dieſe Zuſtuzungsnachbarſchaft gemacht, die ich nicht zu überſetzen wage. Wer glaubt, was ein boshafter Satiriker meint, daß die Mädchen die Krebsnatur haben, ſo lange rückwärts zu gehen, bis ſie fallen, für den geht der Sinn nicht verloren. Das Schlimmſte war, daß ſie gedruckt unter beiden Ueberſchriften und an allen Thüren und Pfoſten der Nachbarſchaft zu leſen waren:

Ici l'on dresse des chevaux
A la brille, aux epèrons;
Ici l'on dresse-oh, comme c'est beau!
Les filles au pas, au talon.
Orça, sonnés, flute et violon:
Dindon, Dindon, Dindon —

In dieſer Gegend, wie man der Straße des Tempels näher kömmt, werden die Boulevards und die Seitenpromenaden um ein Drittheil breiter. Hieher haben ſich alſo die Gewerbe gelagert, und die Spiele ausgebreitet, die gern einen etwas geräumigen Platz haben; beſonders iſt hier neben den

ſtehenden Buden und Gauckelſpielen daher der Buch- Bilder- und Landchartenhandel wieder recht in Flor. Hier ſind mehrere Gärten der Vorſtädter, hier linker Hand vier kleine Theater und ein groſser Garten; hier, durch die Gärten und Schauſpielhäuſer geſchaffen, eine Menge Paſtetenbecker, Limonadiers und Kaffehäuſer, die anfangen wieder recht zierlich zu werden, ſo wie man ſich von den beiden Thoren entfernt. Hier ſind Advokaten, Bildhauer, Tanzmeiſter, Bereiter in Menge wohnhaft, und unter andern hat der italiäniſche Bereiter, Frankoni, der auch mit zu den Schauſpielern gehört, hier in der Nähe einen Hof, wo er ſeine berühmten Reitkünſte wöchentlich zweimal hält, auch ſolchen, die gut bezahlen, Unterricht giebt. Hier ſitzen endlich noch ſo viele, von denen der bibliſche Ausſpruch des Heilandes gilt: ſie ſäen und ernten nicht, auch arbeiten und ſpinnen ſie nicht, und unſer himmliſcher Vater ernähret ſie doch. Im Ernſt, ich denke, es lieſse ſich vor den Ohren und über den Köpfen dieſer mannigfaltigen Verſammlung etwas ſehr Vernünftiges über die Vorſehung ſagen. Hier, wo nur Staub unter den Füſsen und eine Menge untheilnehmender Menſchen iſt, findet doch in der Regel jeder, wodurch er ſatt zu Bette gehen kann.

Hier hat ein Tröddler ſeinen bunten Kram ausgehängt und bürſtet unaufhörlich daran. Wehe dir, ſo du einen bedeutenden und durchſcheinenden Schmutz

auf deinem Kleide haſt und nicht vorüberfliegſt, er erwiſcht dich mit ſeiner Bürſte, und du müßteſt ſehr unempfindlich gegen eine ſolche Sorge für deine Perſon ſeyn, wenn er dir nicht einige Sols abbürſtete. Neben ihm gebehrdet ſich ein Mann vor einem gläſernen Käſtchen, mit einer kleinen Gerte in der Hand, als wenn er einen mit Mühlſteinen belaſteten Wagen aus einem Abgrunde loszupeitſchen hätte. Die ihn zum erſten Male ſehen, glauben, er ſei närriſch, und laufen hinzu, und doch zeigt es ſich, daß nur ſie die Narren ſind. Was treibt denn der gewaltige Fuhrmann? Ein Flohgeſpann, das man mit einem Mikroſkop ſehen muß; ein goldnes Wägelchen mit Geſchirr, womit zwei Flöhe ſchnell durchgehen, ſo daß er nicht nöthig hat, mit der Peitſche ſo gewaltig zu thun. Auch ich ſah einen Augenblick mit den andern Neugierigen hinein, und warf dem Kutſcher drei Sols hin; aber er wandte ſich halb bittend, halb ſtolz zu mir mit den Worten: „Mein Herr, Sie geben mir ſo wenig, und ich verſichre Sie auf meine Ehre, es hat mir mehr als fünf Jahre Nachdenken und Proben gekoſtet, das Werk zur Vollkommenheit zu bringen.“. Neben ihm ißt ein armer Schlucker ſein Mittagsbrod, das aus Brod, Käſe und einigen Händen voll Salat beſteht, wozu ein Schluck gewäſſerten Weines genommen wird. Kaum wird er gewahr, daß ich ſeine Sachen betrachte, ſo ruft er,

die Sprache zwischen den Bissen durchwürgend: „O kaufen Sie, mein Herr, treffliche alte Portraits und Kupferstiche von den größten Meistern. Sehen Sie hier den Kopf des großen Condé, des Marschalls Turenne, des Bischofs Flechier. Zwar sie sind ein bischen alt; aber ich verkaufe sie auch um einige Sols.“ Ich nehme ein Bild unter seiner steinernen Last heraus, — denn die Erde ist des Mannes Tisch, und Steine müssen sie festhalten — trage es einige Schritte mit mir, und übergebe es dem Winde, wo er es nicht sehen kann. Sein Nachbar ist ein Mann, der im eigentlichen Sinne Papagaien, Raben, Tauben, Häher und andere sprach- und kunstfähige Vögel zusammengepaart hat und sie abrichtet. Sein rundes Ansehen und nettes Kleid sagt, daß sein Handwerk nicht so mager ist, als seines papiernen Nachbars, der freilich schon mit den Geistern der Verstorbenen lebt. Gleich neben ihm sitzt ein altes Weib mit mehrern Knaben, welche die Sache weit mehr ins Große treibt. Einige Dutzend Käfige und Vogelbauer stehen vor ihrer Thüre, und neben ihr und in einem Zimmer, dessen Fenster vergittert sind, sieht man die ganze Vögelei Frankreichs erschöpft. Auf einem Zettel, der auf einer kleinen Stange steckt, liest man: Hier verkauft und kauft man Vögel, richtet sie ab, lehrt sie singen, und nimmt sie in Pension — man sieht, daß der Ausdruck von allem Lebendigen in Paris

ſolenn iſt. — Das iſt ein Gezwitſcher und Singen und Nachplappern und Nachſingen von Worten, daß einem die Ohren klingen, da ſind alle Gattungen von den erſten Spielen an, die noch im Neſte ſitzen und gefüttert werden, bis auf den feinſten Naturgeſang und das künſtlichſte Nachplappern der menſchlichen Sprache. Und die Frau und zwei Knaben und ein Mädchen ſaßen reinlich gekleidet und aßen ihr frugales Mittageſſen. Ich freute mich und ging vorüber, und lief in ein lärmendes und brummendes Maultrommelkonzert, wornach einige Meerkatzen tanzten und ein Junge, der wie eine Meerkatze gekleidet war, da die Meerkatzen mit ihrem Anzuge und ihrem ganzen Anſtande Menſchen nachmachen ſollten. Sage mir doch einer, wie die Luſt, alles zu verkehren und zu verändern, ſo alt unter den Menſchen werden kann? Wir haben ſchon Pferdepenſionen, und Mädchenpenſionen, und Vögelpenſionen gehabt, endlich kömmt noch die vierte, eine Hundepenſion. An einem Baume lieſt man: Hier richtet man Hunde ab und nimmt ſie in Penſion, und wahrhaftig ein guter Jäger, oder wer Büffons Naturgeſchichte mit der Natur vergleichen will, fände hier genug für ſeinen Schnabel. Vor einem nicht unanſehnlichen Hauſe waren bis an die Promenade zu beiden Seiten der Thüre hohe Staketen gezogen, und innerhalb der Staketen eine Menge kleiner Hütten und

Kriechlöcher, worin und worunter die verſchiedenen Arten an Ketten lagen. Da ſah man die größere Art, Bullenbeißer, Doggen, Jagdhunde, Hühnerhunde, Pudel, Spitze, welche die Sommerluft wohl draußen vertragen mögen. Aber drinnen war es ganz voll von jungen Hunden und von den feineren Gattungen, als Möpſen, Bolognesern, Windſpielen, Zwerghunden. Da war auch ein Saal, den der Meiſter ſehr witzig das Ballzimmer nannte, wo er ſie treſſirte, und für den Kunſtluſtigen und denen, die allenfalls ein Zehnfolsſtück ſpendirten, die Künſte vormachen und grimaſſiren und tanzen ließ. Die eigentlichen Penſionärs, die feineren nemlich, hatten am Hofe ein eignes Zimmerchen, wo jedem ſein Lager mit dem Namen des Beſitzers oder der Beſitzerin bezeichnet war.

So bin ich über die Tempelſtraße hinaus gegangen, und gerathe nun in die ſtillere Gegend der Boulevards, die ſich immer weiter von dem Herzensblute der großen Stadt entfernt. Freilich dauert die Jahrmarktsgeſchichte auch hier noch fort, aber alles weit ebener, dünner und ländlicher. Viele Artikel und Diener des Luxus, und die freiwilligen Hülfsleiſter fangen an auszugehen. Die elegantern Wagen, die Kaleſchen, die ſchönen Reiter und Reiterinnen fliegen hier als ſeltene Erſcheinungen vorüber; wer nicht hieher muß, kömmt nur einmal und zweimal hieher. Nur langſame Karren und

Frachtwagen ſtöhnen ſchwerfällig vorüber; nur die Poſten, welche aus dem Süden und Weſten kommen, bringen ihren Inhalt dieſen nothwendigen Weg durch die Antonsvorſtadt. Die Kaffehäuſer ſtehen meiſtens leer, und haben von außen und innen wenig Anlockendes. So geht es ferner fort, von der Straße Menilmontant bis zur St. Antonsſtraße. Die Häuſer werden immer kleiner und unzierlicher. Man ſieht an den Promenaden ſchon Buden und Werkſtätten der Gürtler, Reifſchläger, Schmiede und anderer, die oben nicht aufkommen konnten; ganze Strecken ſind bloß mit Staketen und Brettern zugeſchlagen, und zu Holzmagazinen und Küchengärten aptirt, vorzüglich links. So ſtehe ich in dieſer öden Gegend mit Einem Male auf den Trümmern der alten Baſtille, um welche wegen des Zuſammentreffens der lebhaften Antonsſtraße und Vorſtadtſtraße es wieder etwas munterer wird. Hier ſchließen ſich die Boulevards dieſer Seite mit dem jetzt leeren Baſtillenplatze und dem herrlichen Pallaſte und Garten des verſtorbenen Beaumarchais. Meine Zeit und mein Lauf iſt nun aus. Ich habe einen guten Marſch gemacht, und wenn ich die Seitenſprünge und Ausbeugungen mitrechne, die ich noch habe machen müſſen, ſo wird er doppelt ſo lang. Meine Beine ſind müde, und meine Eingeweide leer. Fort darf ich nicht, ſonſt kommt ihr, liebe Leſer, um den zweiten Theil der Maſkerade,

auch ich um den Vortheil, auch einen hohen Bogen zu füllen. Ich gehe also bei einem Traiteur ein, und bestelle mir mein Mittagessen nach Belieben, esse und trinke gut, lese die Tagesneuigkeiten wieder in neuen Blättern auf dem großen Kaffehause der St. Antonsstraße, und mache mich dann auf den langsameren Rückweg.

Es ist fünf Uhr Nachmittags, und ich versetze mich mit Einem Sprunge — einen Schriftsteller belästigt der Bauch nicht, und er kann also leichte und hohe Sprünge machen — zum Tempelthore; denn was zwischen dem Thore der St. Antonsstraße und diesem liegt, hält mich nicht auf. Wer hier vor vier, fünf Stunden gewesen ist, glaubt jetzt an einem ganz andern Orte zu seyn, so verändert und verwandelt ist alles. Was nicht ein Spiel versteht, und sein Leben und sein Gewerbe nicht spielend treiben kann, mag sich nun in Gottes Namen aufmachen; für ihn ist hier nichts zu thun. Ein großer Theil derer also, die mit reellern Dingen, als mit Luftsprüngen, Gaukeleien und andern angenehmen Nichts zu thun haben, packen nun ein und schließen allmälig die Läden zu. Es soll gespielt werden, packt euch, ihr schwerfälligen Arbeiter, ihr, die ihr im Schweiße eures Angesichts ein kümmerliches Gewerbe treibt; ihr Elenden und Hungrigen packt ein, und lasset der muthwilligen und fröhlichen Welt den Platz, die sich den ersten Schlaf

auswiſchte, als euch ſchon das Mittagseſſen am Feuer kochte, und die einen luſtigen Abend zu tändeln und eine luſtigere Nacht zu durchwachen denkt. Vom Tempelthore bis zum Thore St. Denis werden die Boulevards, die vorher die gedrängteſten waren, nun die luſtigſten. Allenthalben iſt Spiel und Scherz, Theater und Ball und Gaukelſpiel; aber in dieſem Bezirk iſt alles ſo beiſammen, daß er hier in Rückſicht dieſer Spiele für alles gelten ſoll.

Schon beginnt es ſich hie und da vor den Schauſpielhäuſern rechts zu ſammeln, ſtieß aber noch immer ab und zu; deſto mehr verſtärkt ſich das Leben draußen um die Volksſpiele. Die beiden alten, deren unſer Schultz ſchon ſo witzig erwähnt, das trou Madame und das Balliſtenſpiel, ſind noch immer im Gange; letzteres, das man auch wohl Kriegsſpiel heißt, beſteht nemlich aus zwei Theilen, die gewöhnlich, wenn der wandernde Kaſten ankömmt, verbunden ſind, aus einander geſchoben und in gehöriger Entfernung von einander hingeſtellt werden. Der Vordertheil hat mehrere Löcher auf einer Tafel, und einige derſelben ſind ganz durchgebohrt, der hintere hat eine Maſchinerie, durch welche eine Kugel in einen Bogen abgeſchoſſen oder geſchleudert wird, je nachdem die Maſchine eingerichtet iſt. Zu dieſer Abſchießung aber muß der Druck der Kraft ſo gemäßigt werden, daß die Kugel in eines der Löcher des Vordertheils treffe, und zwar grade

in dasjenige, wohin man will. Auf die Löcher nemlich ſind gewiſſe Preiſe geſetzt von den Spielenden; die Kugeln, ſo durchfallen, haben Nieten. Noch eine andere Art ſtehendes Budenkriegsſpiels war neuerlich aufgekommen, und ich weiß keinen Namen dafür. Auf einer Scheibe, die ſchnell umgedreht würde, waren mehrere feſte Figuren angebracht und mit Preiſen beſetzt, und nach dieſen wurde während des Umdrehens in einer gewiſſen Entfernung mit kleinen Kugeln mit Häkchen geworfen. In welchem Kleide die Kugel ſteckte, deſſen Preis gewann der Werfende. Natürlich war die Kunſt, ſeinen Wurf bei dem Umlaufen der Scheibe ſo auszurechnen, daß man die am höchſten beſetzten Figuren traf. Neben dieſen ſpielenden und kriegeriſchen Käſten, die in Menge ſtanden und alle beſetzt waren, ſtanden Glückſpieler und würfelten auf kleinen Tiſchen Kleinigkeiten an Galanteriewaaren aus, die in einem ordentlichen Handel nicht hatten abgehen wollen. Auch die Nachrichter des Publikums mit Guillotinen fehlten nicht, noch alle die kleinen Gaukler des Revolutionsplatzes und einige Spieler der eliſeiſchen Felder, nur nicht die Blinden, die unter dieſem Strudel von Menſchen ſich ſchön ſtehen würden. Dafür aber treten neue auf, gegen welche alle Künſte der Kleineren zu Nichts werden. Gewöhnlich fangen dieſe zugleich mit den kleinen Theatern an, und hören etwa mit ihnen auf. Obenan ſtehen

die

die Springer und Seiltänzer, deren Helden ſich hier zeigten, hier oft das Spiel eröffneten, und mit der Dämmerung nach einem der berühmteren Särten zogen, vor einem etwas gewählteren Auditorium ſich ſehen zu laſſen. Dieſe halten ſich mit den Spielen faſt alle rechter Hand, und nehmen die Plätze zwiſchen den kleinen Theatern ein, mit denen ſie oft das Publikum theilen. Dieſes Publikum iſt keinesweges das erſte, welches von hier ſchon zu entfernt liegt; höchſtens kommen einmal einige derſelben hieher, um ſich mit etwas Neuem zu beluſtigen, und überall, um zu ſehen, wie es ſich hier lebt. Die gewöhnlichen Zuhörer und Zuſchauer ſind die mittelmäßigen Bürger der Vorſtädte und der nächſten Gegenden der Stadt, mit vielem Geſindel und Buben und loſen Dirnen gemiſcht. Dieſes geht wenigſtens nie ganz aus, wenn es auch nicht immer am beſten bezahlt. Alle dieſe Spieler haben entweder ein Stübchen zu ebener Erde, oder wenn ſie mehr Raum zu ihrem Spiele und zu Maſchinerien brauchen, wohl einen ganzen Stock. Vor dieſem Theater haben faſt alle draußen ein Gerüſt herausgebaut, auf welchem ſie einzelne Proben machen, um anzulocken, daß die Zuſchauer hereinkommen und dort ſehen ſollen. Manche derſelben begnügen ſich indeſſen mit dieſen Außenſpielen, die zwiſchen jedem Akt erneuert werden, und von denen ſelbſt zwiſchen den Akten einzelne Spieler noch

Uebungen zum Besten geben. Da finde ich zuerst ein Paar halsbrechende Springer, und gehe um drei Sols ein, und sehe sie in allerlei Stellungen zwischen Schwertern und Spießen tanzen und fallen, glühende Kohlen verschlingen, Frösche ausspeien, Feuer aus dem Halse blasen, zur großen Belustigung und unter großem Geschrei der Menge. Neben diesen hat ein Seiltänzer seine Bude an der Erde, und macht um einen Sol mit seinem Hanswurst wirklich bewundernswürdige Künste der Gewandheit und Schnelligkeit. Doch man sieht ihm nicht, und fliegt zu seinen größeren Nachbaren. Auf einem hohen Gerüste geht es lustig her. Da sehe ich den italiänischen Harlekin in seinem ganzen Ornate, und mit allen seinen Possen wieder, da machen bewaffnete und geharnischte Männer combattimenti, da funkelt eine Königin, oder Prinzessin mit Perlen und Gold, und reicht dem biedern Ritter die Hand, der sie von dem Drachen befreit hat; man muß dies Wunder ja wohl ihren eignen Worten glauben. Eine zahllose Menge Volks drängt sich von allen Seiten herbei und jauchzt, wann einer erscheint, denn drinnen ist eigentlich das Spiel. Mich reizt es auch, und ich kaufe mir mit 15 Sols den ersten Platz. Es ist die italiänische Gesellschaft der jungen Malaga, welche mit komischen Heldenspielen, Balletten und Seiltänzer- und Gladiatorenkünsten wechselt. In dem italiänischen Sinne, besonders in dem Kar-

nevalsſinne, ſind dieſe Spieler, die von Turin gekommen ſind, vortrefflich. Der Franzoſe muß nach ſeinem Geſchmack und der Eitelkeit, die er auf dieſen Geſchmack hat, freilich Vieles abſcheulich finden, aber doch zieht ihn das Ganze ſo an, daß die junge Mallaga ein ſeltnes Glück macht, und vor dem feinſten Publikum oft in den glänzenderen Gärten ſpielt. Ihre Garderobe und ihr Perſonale, iſt ſchön, und ſie hat italiäniſche Kämpfer und Springer, die gewiß nach der Bühne bei mehr als einer Dame ihr Glück machen. Konnten ſich doch die Weiber des kleinen Theaters nicht enthalten, oft in die unwillkührlichen Worte auszubrechen: „o welch ein ſchöner Mann! wie herrlich er tanzt! ich hätte nie geglaubt, daß die Italiäner ſo ſchöne Leute hätten.“ Aber die Seele aller dieſer Spiele iſt die junge Mallaga ſelbſt, ich hatte nie ſo etwas von Leichtigkeit und Geſchwindigkeit in Sprüngen und Seiltänzerkünſten geſehen; dabei iſt ſie ſchön, zum Bewundern ſchön, zart gebaut und ſo ungeheuer ſtark, daß ſie es mit einem Rieſen im Kampfe aufnehmen könnte. Auf jede Hand ſetzt ſie einen Burſchen von vierzehn, funfzehn Jahren, und tanzt einige Male mit ihnen das Theater rund. Auch geht es der liebenswürdigen Gaucklerin wohl, und ſie wird wohl auf mehr als Eine Art reich. Immer flattert eine Schaar von Jünglingen um ſie und erwartet, wann ſie ausgeſpielt hat, um ſie zu

ſich in ſeinen Wagen zu nehmen, und nach dem Pavillon d'Hannovèr, oder nach Tivoli mit ihr zu fahren. Sie nimmt die Huldigungen freundlich, aber doch mit einer ſtolzen italiäniſchen Miene und mit einer gewiſſen Strenge in den gewaltigen ſchwarzen Flammenaugen an. Uebrigens hält ſie ſelbſt Equipage. So merkwürdig ward ſie dem Publikum, daß ich ſelbſt noch eine Beſchreibung ihres früheren Lebens auf zwei Bogen liegen habe, die, um ſich zu verkaufen, ſo wunderbar als möglich iſt. Sie iſt die Tochter, ſo ſagt das Blatt, eines Kardinals in Rom, dem ſie in früher Jugend geſtohlen ward, in die Hände einer Springergeſellſchaft gerieth, und unter dieſer auslernte. Nachher war ſie eine Zeitlang Schauſpielerin in Neapel, hatte auf der Reiſe nach Palermo ein Seegefecht mit einem algieriſchen Korſaren, und eroberte vorzüglich durch ihren Muth und ihren Eiſenarm das feindliche Schiff, indem ſie ſelbſt den Vorſchlag zu entern that, und es zuerſt erſtieg. So geht es fort; wunderbare Menſchen müſſen außer dem Wunder, daß ſie es ſind, noch immer wunderbare Schickſale und Abentheuer haben; ſonſt wäre es ja nichts.

Neben der jungen Mallaga macht ein rieſenmäßiger Teutſcher, der ſich ſelbſt l'incomparable Saxon nennt, mit einer kleineren Geſellſchaft ſogenannte Kraftſtücke, oder preuves de force, und es iſt genug zu ſeiner Ehre geſagt, daß er ſich ihr zur

Seite halten kann, obgleich er wohl keine eigne Equipage hat. So geht das Gewimmel und Getümmel fort. Es iſt ſieben Uhr, und ich laufe ein Paar Stunden in den kleinen Schauſpielhäuſern herum und ergötze mich an den Pygmäen, die hier rieſenmäßige und gewaltige Leidenſchaften ſpielen, und an dem Publikum, welches dies alles ganz ſcharmant findet. Wie ich heraus komme, bleibe ich an dieſer rechten Seite und nehme noch ein halbes Dutzend Beluſtigungen mit, die von dem Preiſe von fünf bis zehn Sols alle zu genießen ſind. Da iſt zuerſt ein ſchön Schattenſpiel an der Wand mit Geſängen und einer klimpernden Violine, worin die Helden und Poeten und edlen Frauen der Vorzeit böſe mitgenommen werden. Hier kann ich nicht bleiben, denn ich habe den großen Künſtler Robertſon ſo oft geſehen, und eile alſo zum nahen Marionettenſpiel, das mir mit ſeiner Muſik ſo hell entgegenklinget, und mit allen ſeinen Lichtern ſo hell entgegenleuchtet. Ich meinte, auch hier bloß eingucken und dann weiter gehen zu müſſen; aber es war ganz leidlich. Man ſpielte den baroniſirten Bauer mit Geſängen, worin viel Laune und zu viel Witz war, um ſo von Puppen vorgeſtellt zu werden. Er brachte dieſen jungen Baron nach Paris, und ließ ihn nun durch alle Geſellſchaften laufen und in tauſend lächerliche und ſchlimme Situationen kommen, worin er immer

ſeinen Stöpſelgeiſt an den Tag legen muß. Der Herr Baron findet endlich eine junge Gräfin im Palais royal, mit der er noch denſelben Abend Hochzeit macht, und die ihm den folgenden Morgen ein Söhnlein gebiert, das er freilich mit etwas ungläubigen Augen anſieht. Aber man belehrt ihn, in Paris wirke die Natur anders, als auf dem Lande. Er bequemt ſich, und alles endet mit Frieden und Freuden. Ich fragte den Meiſter, von wem die Arbeit ſeiſt „O vom verſtorbenen Piron,“ war ſeine Antwort. „Aber Piron hat ja nicht für Ihr Theater gearbeitet.“ „Ich verſichre Sie, er hat es; aber dieſe herrlichen Sachen ſind nur noch im Manuſkripts man durfte damals dergleichen nicht drucken; ich bin ſo glücklich geweſen, einige derſelben um 5000 Franken an mich zu kaufen.“ — Er war im Strom, ich ſcheute das Waſſer, und ging in die Bude eines Taſchenſpielers, und aus dieſer in den Café du concert. Hier iſt regelmäßig alle Abende ein Konzert mit Inſtrumental- und Vokalmuſik, und man giebt bei'm Eintritt für dieſe einige Sols ab und bezahlt auch das Getränk, das man nimmt, um zwei Sols theurer, als in den andern Kaffehäuſern. Man ſieht dieſen Café ſchon von fern wegen ſeiner vielen Lichter und der etwas erhöheten Lage des Zimmers, in welchem ſich eine Art von Orcheſter amphitheatraliſch erhebt, wo die Spieler und Sänger ſitzen. Man glaubt gar nicht,

wie da alles feierlich und mit Dekorum betrieben wird, als wäre man in dem größten Konzertsaal. Die Franzosen sind immer gefällig; sie haben ja die Freiheit, wegzugehen, warum sollen sie denn die Spieler es merken lassen, daß sie ihnen nicht behagen? Es war ein abscheuliches Katzengequik; eine blinde Sängerin und ein lahmer Sänger boten sich einander heute die Hand, und schnarrten mit ganz abscheulichen Kehlen ihre Arien ab; ein desto erbärmlicheres Ding bei so Elenden. Man klatschte drinnen und draußen, ich klatschte mit und rettete meine Ohren schnell, indem ich in der Angst meine Chokolate niedergoß. Kaum bin ich einige Schritte weiter gegangen, so kömmt ein feiner Mann mit einer holländischen Pfeife im Munde grade auf mich zu, in der Stellung, als müsse einer von uns zu Boden. Ich will schon bescheiden ausweichen, da merke ich, daß er nicht weiter kömmt, sehe ihn noch einmal entschlossen an, und sehe, daß er mich angeführt hat. Hier hat nemlich ein Mann, der einen großen Saal mit Wachspuppen und Figuren hat, seine Lockvögel ausgestellt. Auch war ihre Wirkung auf mich stark genug, hineinzugehen und meine funfzehn Sols zu zahlen. Ich trete in einen prächtigen Saal, der mit mehreren Nebenzimmern herrlich erleuchtet ist, und worin neben dem feinen Besitzer mehrere anständige Bürger und Bürgerinnen herumspazieren. Ich erbaute

mich so, daß ich nachher noch einige Male hergegangen bin. Er hatte über zweihundert Figuren von Todten und Lebendigen, von denen er betheuerte, und einige der Anwesenden einstimmten, daß sie nach dem Leben, und nach den besten Zeichnungen und Gemählden gemacht seyn sollten. Besonders erbaulich war die Sammlung für denjenigen, der die merkwürdigen Schauspieler der letzten siebenjährigen Tragödie zu kennen wünscht. In manchen, die ich kannte, und in andern, deren Bild auf Münzen und Papier durch ganz Europa geht, war die auffallende Aehnlichkeit nicht zu verkennen. Wie doch der Tod und das Leben der Schattenwelt still und friedlich ist, und nichts von zerstörenden und wüthenden Leidenschaften weiß! Ruhig steht hier der hagre und hämische Teufel Robespierre an dem Stuhle des guten Ludwig, der mit seinem vorhangenden Bauche und steifen Beinen sehr gut das Bequeme und Gleichgültige in seinem Karakter und die Unbehülflichkeit seines Geistes bezeichnet. Madame Beauharnois Buonaparte steht neben der schönen Lamballe, der man lebendig das dampfende Herz ausriß und röstete, und scheint wegzusehen vor Aerger, daß sie nicht so schön ist. Die Tallien, in allem Prunk des schimmerndsten Glanzes, sitzt neben Marien Antonien, die Trauerkleider an hat; diese lehnt sich an ihre blühende Tochter, jene spielt mit Amor, ihrem Lieblingsschooßhunde, der eben so oft

um baares Geld beſungen iſt, als ihre ſchönen Füße und ihr herrlicher Buſen. Der alte König von Preußen ſcheint mit Kaiſer Joſeph zu ſprechen, und Buonaparte mit dem Kommandoſtabe bewegt ſich gegen den ſchönen Engländer Smith, den man hier auch neben ihm geſtellt hat. Dieſer Mann ermangelte nicht, als die berühmten Begebenheiten bei Ptolemais oder Acre vorfielen, in einigen Blättern anzuzeigen, beide Helden ſeien bei ihm in Wachs alle Abende zu ſehen. Noch iſt der Held Buonaparte hier zu Pferde. Er reitet eine Fuchsſtute. Unſer Mann ſagte, es war ſein Streitroß in dem entſcheidenden Treffen bei Arcole.

Müde endlich aller Schauſpiele, Schattenſpiele, Gaukelſpiele, Taſchenſpiele, miſche ich mich in das unendliche Getümmel im Freien, was jetzt um zehn Uhr in dieſen Revieren herrſcht. Die Schauſpiele ſind geendigt, die Buden ſchließen ſich und wandern, und ſind theils ſchon vor einigen Stunden gewandert. Das Leben und Wimmeln wächſt nun auf den Promenaden, in den öffentlichen Gärten, auf den Kaffehäuſern, in den Kellern ꝛc. Allenthalben werden die Lichter bei den wachſenden Menſchenſchaaren noch vermehrt, die dunklere Nacht zieht um das Himmelsgewölbe einen ſchwärzeren Schleier, die Erleuchtung zu erhöhen, und mit einem unbeſchreiblichen Gefühle fliegt das Auge über den Menſchenſtrudel hin und ſieht ihn in die unendliche Länge hinwallen, das Ohr wird von dem Wagengraſſeln, den Trommeln und Flöten der Gärten und Erker, von dem Lachen, Locken, Girren und Rufen fröhlicher und verführeriſcher Menſchen, wie von einem beherzenden Sirenengeſange hingeriſſen; ſelbſt

an dein Gefühl kommen mit weichen Händen und freundlichen Liebkosungen die Sirenen der Nacht, die in diesem Meere mit fortströmen. Jetzt hüte dich!

Nun geht es von einem Kaffehause ins andre. Alle wimmeln, alle sind fröhlich und munter. Nun fliegt man von Paphos nach Idalium, und von Idalium nach Tempe, und vom ewig grünen Tempe in den grand verger. Alles dieses sind Gärten in dieser Gegend, alle erleuchtet, alle voll Lust und Tanz und Menschen. Man giebt zum Eintritt eine Kleinigkeit von sechs bis acht Sols, die man obenein drinnen auf ein Billet, das man empfängt, vergütet erhält, wenn man Wein, Bier, Gefrornes und anderes zur Stärkung und Erfrischung fodert. Von diesen Gärten ist le grand verger rechter Hand der gemeinste und von dem untersten Gesindel beschwärmt; er ist aber auch der dunkelste und größte. Die andern drei links (ich gehe nemlich nun zurück, was vorher rechts war und die Stadtseite, ist nun links,) haben die anständigere Welt und die guten Bürger, nebst allem feineren Nachtgeflügel, was in diesen Revieren sumset und schwärmet. Sie sind wirklich ganz niedlich mit feinen Sälen und Pavillons, Lauben und Statuen, Grotten und Zelten, und prächtig erleuchteten Tanzplätzen, wo oft bis zwei, drei Uhr tief in die Nacht hinein gesprungen und gedahlt wird. Alles wimmelt und strömt über. Einige spielen Billard, andre spazieren, andre trinken, andre setzen sich mit einem gefühlvollen Herzen, das sich ihnen plötzlich aufthat, in eine Laube und Grotte, oder suchen unter einem Baum sich aus dem Getümmel zu retten, oder verlassen über-

all dieſes Getümmel und entfliehen in die ſtillere Einſamkeit der Liebe. Doch nicht mehr von dieſen Gärten, ich werde bald mehr von den Gärten zu ſagen haben, und in jene allgemeine Beſchreibung werden ſich auch dieſe einpaſſen laſſen. Jeder hat freilich durch ſeine Lage und ſeine Geſellſchaft etwas Beſonderes, aber doch kann man von franzöſiſchen Sachen und Menſchen mehr, als von einer andern Nation, ſagen: Wenn du einen kennſt, kennſt du alle. Ich verlaſſe alſo das Gartenleben, und bleibe vor einem Keller ſtehen. Welch ein Bacchanal iſt da? Wie ſpielt und zecht und tanzt und klingelt man da mit den Bierkrügen und den Worten! Welche allerliebſte Gruppen bilden ſich da von allen denen, die um Mittag aus an dem Thore St. Denis ſich um einige Sols ſo ſauer werden ließen! Da herzt ein Waſſerträger eine ſafranfarbige Roſenhändlerin, und ein Fuhrmann von Dijon und Chartres ſinkt an die baumelnde Bruſt eines Fiſchweibes, die ihm, zur Beſtärkung in einem ſo freundlichen Geſchäfte, einen Trunk Weins reicht. Da läßt ein berühmter Doktor für die Hunde- und Katzenverſchneider ſich trotz der Maus von einem Kätzchen fangen, das ihn bei der Umarmung vielleicht ſo zurichten wird, daß er zu ſeinem Kollegen, dem Menſchendoktor wird laufen müſſen, da — doch genug. Ueber dieſem Keller iſt ein Kaffehaus, wo man, mehr dem Lichte und den Augen des Publikums bloß geſtellt, die lichtſcheuen Dinge nicht ſo offenbar macht. Ueber dem Kaffehauſe endlich iſt noch eine Etage, wo die höchſte und glänzendſte Wirthſchaft getrieben wird, und wo man ſchon einige Sols zum Willkommen und Einſpringelgelde zahlt. Man

hat einen Balkon bis an die Bäume der Promenade geführt, und diese Bäume als Laubendach darüber geführt. Lampen hängen an den Zweigen, Muſik ſchallt, und Tänzer ſpringen in der Luft, erfriſchen ſich im Kaffehauſe und dampfen im Keller. So geht die Wirthſchaft fort bis an die Straßen der feineren Welt; doch iſt hierin vom Tempelthore bis zum Thore St. Denis wieder das Meiſte gethan. Dieſes Revier ſcheint recht eigentlich zum Tummelplatze der mittleren und niederen Volksklaſſe beſtimmt zu ſeyn. Es geht gegen eilf Uhr, und ich denke auf den Rückzug, den ich durch die Menge der Menſchen und die ſchlimmere der Huren im eigentlichen Sinne erkämpfen muß. Bei dem Thore St. Denis und den umliegenden Straßen fallen ſie mich mit Liebkoſungen und Lockungen und Zupfungen zu vieren, fünfen an, mehr dürfen ſie Gottlob wegen der Menſchen und der Lichter nicht; ſonſt könnte man, ohne ein Aederchen vom Orpheus zu haben, hier leicht ein orpheiſches Schickſal erleben. Glücklich bin ich zur Straße Montmartre durchgedrungen, wo nur einzelne mir begegnen, zufrieden, eine leichte Einladung mit Mienen und Worten zu machen, und, wenn die nichts verfangen, ruhig zu ſeyn. Ich bin nun gleich unter der zierlichern Welt, in der Mitte der prächtigſten Promenaden und Gärten, drehe mich noch ein halbes Stündchen mit herum, und finde meinen nahen Weg zu Hauſe.

Wegen Entfernung des Verfaſſers vom Druckort ſind folgende Fehler eingeſchlichen, welche der geneigte Leſer gütigſt verbeſſern wird.

Seite.	Zeile.	
5	27	für vilo lies vive.
27	21	hinter beſprühen l. ſiehe?
34	22	f. muſten l. müßten.
81	2	f. lüſtere l. lüſterne.
95	28	f. partes l. partis.
108	5	f. cernes l. cerner.
128	1	hinter Polizei l. zu.
136	11	f. Freiheit l. Feinheit.
140	21	f. erzeugen l. erzeigen.
141	6	f. ihm l. ihn.
147	9	f. Nationen l. Motionen.
149	16	f. ſahe l. ſehe.
152	28	f. iher l. hier.
170	19	f. manchem l. manchen.
208	19	f. manchem l. manchen.
249	15	f. Hehlerei l. Hehlerin.
333	10	f. legte l. hegte.
335	28	f. Leggie l. Loggie.

Seite.	Zeile.	
339	1	f. du Ratzivil l. de Ratzivil.
367	8	f. in der Mitte l. in die Mitte.
372	27	f. kauten l. kauften.
382	9	f. zuſammengeknullt l. zuſammengeknäult.
391	26	f. Barriere des Tures l. Barriere des Sterns.

Reiſen

durch einen Theil

Teutſchlands, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799

von

Ernſt Moritz Arndt.

Sechster Theil.

Leipzig 1803.
bey Heinrich Gräff.

Bruchſtücke

einer

Reiſe durch Frankreich

im

Frühling und Sommer 1799

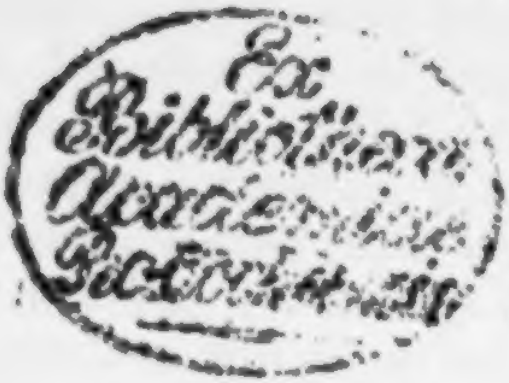
von

Ernſt Moritz Arndt.

Dritter Theil.

Leipzig 1803.

bey Heinrich Gräff.



Oeffentliche Gärten.

Tivoli. Seine Freuden und Lustbarkeiten. Park von Monceau. Luftflüge der Aeronauten Garnerin, Blanchard, Lalande. Elisée, Montbrillant, la Chaumière, Monbijou, Sybaris, Paphos, Idalium, Tempe. Das Bois de Boulogne, la Bagatelle, der Pavillon d'Hannover ꝛc.

Die öffentlichen Gärten mit ihrem Leben und ihren Anhängseln sind ein zu wichtiger Zweig der allgemeinen Vergnügungen, als daß ich mich darüber nicht noch besonders verbreiten sollte. Ich habe zwar schon von einigen Gärten geredet; aber sie sind ganz anders, als diese, und meistens nur als andere öffentliche Plätze und Promenaden anzusehen. Sie sind nie ganz leer von Menschen, weil jeder in ihnen aus- und eingehen kann; diese

aber werden seltener nur zu einem Frühstücke, oder zu einer verstohlnen Liebespartie, immer aber gegen die Abendzeit gefüllt. Was ist auch wohl süßer nach einem heißen und arbeitvollen Tage, als sich aus dem Brande, dem Dampf und Staub der Gassen in einen etwas freieren und kühleren Raum, unter Bäume und Lauben und unter Menschen zu retten, die von demselben Bedürfnisse zusammengetrieben sind? Hier, wo alles nur Freude und Lust und Liebe athmet, wo alles unter der gefälligsten Larve und in dem glänzendsten und schimmerndsten Aeußern erscheint, werfen sich die Ketten des zwingenden und mühseligen Lebens auf einige Stunden so leicht ab, oder liegen doch sanfter um die Brust. Es ist eine eigne ganz lobenswürdige Einrichtung mit den meisten dieser Gärten, die doch zum Theil hindert, daß in ihrem engen Bezirk nicht eine zu große Menschenmasse, und zwar zu gemischte Masse sich eindränge. Es wird nemlich ein bestimmtes Eintrittsgeld bezahlt, das von drei Franken bis auf fünf Sols fällt, je nachdem die Gärten sind, und welches einen ziemlich genauen Gartenmesser enthält. Bei den meisten Gärten empfängt man dafür Billette, und kann diese Billette für Erfrischungen ausgeben, die man drinnen nimmt: aber freilich ist dabei nichts gewonnen. Man muß sich da, wie es allem Papiergelde geht, manche Prellerei gefallen lassen. Das baare und klingende Geld geht ver-

Man kann zehnmal ſchreien und kaum eines Bedienten habhaft werden, und kömmt das Beſtellte endlich, ſo iſt es ſo ſchlecht und wenig, daß man anderswo beſſer um fünf Sols haben könnte, wofür man hier ſein Billet, auf zwanzig Sols lautend, hingiebt. — An dieſen Gärten haben die Pariſer durch die Revolution außerordentlich gewonnen. Was ſonſt einige Große ausſchließend beſaßen, und wozu dem Publikum nur der Zugang offen ſtand, wenn es ihnen beliebte und bequem war, das alles iſt nun gemein und allgemein geworden, und dem Vergnügen aller derer gewidmet, die ſolche Vergnügungen genießen und bezahlen können. Dies iſt mit mehrern der vorzüglichſten, z. B. mit der Bagatelle des Grafen von Artois, zum Theil der Fall. Dieſe Oeffentlichkeit und Gemeinſchaft hat auch eine andere Gemeinſchaft zur Folge, die auf die Humanität außerordentlich vortheilhaft wirkt, ſie führet zur Menſchengemeinſchaft und gegenſeitigen Ausbildung, und rottet arte elende Vorurtheile des Pinſelgeiſtes und Ahnenſtolzes aus, der überall durch wachſende Kultur immer mehr proſkribirt werden ſollte; ſie lehret, daß die Bildung das einzige Maaß iſt, was das Zuſammenleben und den Umgang der Menſchen als Menſchen beſtimmt; da iſt der Bauer nicht von ſeinem Könige, der unterſte Schreiber nicht von ſeinem Direktor unterſchieden, ſobald ſie gleich gebildet ſind — und ich ſehe

nicht, wie sie es nicht seyn könnten und nicht oft wären. Wenn eine junge Gräfin und Baronin ihr Herz an ihren Küchenjungen und Kutscher verliert, so verachtet man sie mit Recht als gemein; rettet sie durch die Flucht von der Verfolgung ihrer Verwandten die Liebe, die sie zu einem Mahler, oder Advokaten hat, so kann das sehr unklug seyn, und sehr unglücklich gerathen; aber verächtlich erscheint sie darum nicht. O welche Freude gewährt es, z. B. in Tivoli, diese Gemeinschaft der Stände in dem bloßen Menschenverhältnisse zu sehen! welche Wirkungen muß es mit der Zeit auf die Nation haben! Man verwirrt diese schöne Ansicht der edleren Geselligkeit gewöhnlich mit dem bürgerlichen Verhältnisse der Subordination, und findet in so einer Gleichmachung zugleich die Gleichmachung und Aufhebung aller Ordnung. Aber wie? die Subordination ist ja ein Ding, die mit Volksfesten und Vergnügungen durchaus nichts zu thun hat. Man ehre und achte sie da, wo sie seyn soll; denn sie ist ein heiliges Ding, und die sie einreißen, lassen Mord und Verbrechen auf eine Nation los, und diese sind die Gleichmacher und Levellers, die man allenthalben, wo sie sich nur aufducken, mit Feuer und Schwert verfolgen muß; denn sie kennen kein Erbarmen, wenn sie siegen.

Der erste aller Gärten ist Tivoli, und dieser hat nur seine bestimmten Tage, wo er zu Festlich-

keiten, Schauspielen, Bällen, Konzerten, Luftfahrten ꝛc. für den hohen Eintrittspreis von drei Franken offen ist, und zu diesen Tagen sind gewöhnlich Dekadis und Tage allgemeiner Feste der Nation gewählt. Er liegt nicht weit von den Boulevards in einem Quartiere zwischen den Vorstädten Montmartre und St. Honoré, welches les Porcherons heißt, den Italiänern und dem Pavillon d'Hanover an den Boulevards grade gegenüber. Man hat in seinem ziemlich beträchtlichen Raume alles vereinigt und angebracht, was sich nach seiner Lage nur thun ließ. Am Eingange zu beiden Seiten sind Blumenbeeten, und von diesen kömmt man zu einem herrlichen Gebäude mit prächtigen Sälen und Gemächern, worin oft Bälle gegeben und große Gastmähler gehalten werden, wo auch an gewöhnlichen Tagen für Gesellschaften von 25 bis 100 Personen, die Bestellung machen, angerichtet wird, doch die Mahlzeit nicht unter zwölf Franken oder zwei große Thaler, den Wein nicht mitgerechnet. Von diesem Gebäude laufen links zwei große Alleen aus, die zu einem niedlichen Pavillons führen; in den ersten wird spaziert, in dem letzten werden Konzerte gegeben. Was weiter hinaus liegt, hat eine ziemliche Anhöhe und ist mit allerlei niedlichen Anlagen, mit Lauben, Grotten, Wasserbächen versehen, und mit mehreren kleinen netten Häuschen, worin geschenkt und gegessen wird, und alle Arten

Erfrischungen zu haben sind. Von den schönen Terrassen der Höhe kann man die ganze Gegend übersehen, und hat die elisäischen Felder, die Straße nach dem Hölzchen von Boulogne, und die auf der Seine bei Neuilly und St. Denis unter sich; eine himmlische Aussicht.

In den großen Preis von drei Franken Eintrittsgeld ist noch gewöhnlich etwas eingewickelt, das sie leichter verschmerzen läßt; denn bloß nur das Vergnügen, hier einmal in eleganter Gesellschaft zu seyn, bezahlt man nicht immer so theuer, zumal da man diese Gesellschaft zuweilen im Garten der Thuilerien, und immer im Pavillon d'Hanover eben so glänzend, oft noch glänzender haben kann. Bälle werden hier im Sommer selten gegeben, wo nicht ein reicher Privatmann auf seine Kosten für eine geschlossene Gesellschaft einen ausrichtet; häufiger sind diese hier im Winter, wo man freilich des Gartens nicht genießen kann, aber der große Saal perennirt, wenn auch alle Pflanzen welk und alle Bäume kahl werden. Gewöhnlicher Weise ist Konzert mit Erleuchtung, oft hat man auch eine Art spazierender Oper, oder ein anderes ähnliches Spiel für die Augen und Ohren, wie die Höllenfahrt des Orpheus; am vollsten ist es, wenn die Luftschiffer hier ihre himmelanfliegenden und zur Erde niederstürzenden halsbrechenden Künste machen, die aber der Park von Monceaux mit Tivoli zu theilen

pflegt. Die Konzerte und Muſiken ſchließen zuweilen mit einem Tanz im Freien, aber recht aufkommen kann dieſer hier nicht, und was die Naſe etwas hoch trägt, tanzt nicht mit. Ich will einen ſchönen Tag der Höllenfahrt des Orpheus wählen, und die ſchöne Welt, die zugegen war, ihr Leben und einige andre Kleinigkeiten erzählen, welche dienen, den Ton der Geſellſchaft zu mahlen. Es ſchlägt vier Uhr Nachmittags; ſeit drei Uhr iſt der Garten jedem offen, der den Eintritt bezahlt; jezt alſo iſt das Gewimmel nach ſeinen Pforten, und das Raſſeln der Equipagen und Fiaker ſchon groß; aber der Glanz und die auserwählten Kämpfer auf dieſem Kampfplaze der Pracht und der Schönheit ſind noch nicht da, und kommen erſt in einigen Stunden. Bis zur Dämmerung fließt es ſo immer zu, wo das Höllenfahrtsſpiel beginnt. Wahrſcheinlich iſt dies der Anfang alter Spiele, wie ſie bei den Alten in ihren Amphitheatern, auf öffentlichen Plätzen und in Gärten waren, und wie ſie im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte zulezt von einigen italiſchen Fürſten geſpielt wurden, z. B. in dem Garten Boboli in Florenz, auf dem ſchönen Plaz mit den amphitheatraliſchen Sizen vor dem Pallaſt Pitti. Als eine Probe und einen Anfang muß man es alſo auch beurtheilen und erwarten, daß mit den Mitteln, welche die Franzoſen jezt in Händen haben, und mit den vielen Reichen, die Paris immer ha-

ben wird, ſich hier durch das gemeinſchaftliche Streben aller Künſte zu Einem Punkte, in dieſer Gattung einmal etwas recht Vorzügliches liefern laſſen muß. Freilich die Franzoſen, die in allem, was ſie erfinden, oder nur wieder erneuen, etwas Einziges, Ungeſehenes, Unerhörtes und Unübertreffliches zu haben meinen, rufen ſchon jetzt und fragen wohl ſtolz umher, ob ein Volk den Geiſt habe, dergleichen ſo herrlich durchzuführen, als ſie? Eines freilich weiß ich, daß kein Volk den Geiſt hat, auch Abgeſchmacktheiten und Lächerlichkeiten, womit ſich einer breit macht, ſo artig und ſo geduldig zu ertragen, als ſie, und das ſoll ihnen bei mir immer zum Ruhme gereichen. Dieſe Höllenfahrt war noch bloß ein buntes und prächtiges Ding, weit mehr gemacht, Naſen und Augen und Ohren aufſperren zu machen, als ſanft und mit leiſen Fingern die zarten Fühlhörner der Seele zu berühren. Ich habe dieſe Höllenfahrt des Orpheus eine ſpazierende Oper genannt, ich muß dieſen Namen rechtfertigen. Ich beſchreibe den ganzen Aktus, wie er durchgeſpielt ward, als ich ihn ſah; es war wenigſtens das vierte Mal, daß man dies Sonntagsſpiel dieſen Sommer lieferte, und jedesmal waren weſentliche Veränderungen gemacht und angekündigt, wahrſcheinlich nicht zum Vortheile des Höllenfahrtſpiels, ſondern um die Neugierde und den Heißhunger derer, die es ſchon mehrmals ge-

ſehen hatten, von neuem zu reizen. Nach den Erzählungen einiger meiner Freunde, die es früher geſehen hatten, muß ich auch glauben, daß es etwas verändert war. Gleich linker Hand vom Eingange iſt nemlich ein groſser Platz mit Sand beſtreut, und ohne eine Blume und einen Grashalm, wo die Pferde- und Springerkünſte gemacht werden, die ſich auch zuweilen hieher verirren, wo der Luftſchiffer ſeine Bälle füllt und jezt der arme Orpheus, wer weiß zum wie vielten Male? zur Hölle fahren muß. Ein groſses Gerüſt, fünf bis ſechs Stock hoch, iſt im Hintergrunde dieſes Platzes gebaut, um welchen die Zuſchauer in der Entfernung ſitzen und ſtehen, und hier muß der thraciſche Sänger auf und ab ſpazieren, und wird die koſtbare Maſchinerie und Garderobe dieſes Spiels angebracht, verſteht ſich, nur an ſonnigen Tagen und ſchönen lauen Abenden; denn zu dieſer Hölle fährt man nicht im Regen und Wetter. Ich trat ein, und war ſchon von dem Glanze aus der Ferne geblendet, mehr als ich von Erwartung geſpannt war. Aber dieſer Glanz und der ſchönere Glanz der Menſchenmenge, die er herbeigelockt hatte, war auch das Beſte, und ich konnte in die Ausrufungen des gröſsten Theils der Zuſchauer und Zuſchauerinnen nicht einſtimmen. Wie doch das Neue auf die Menge wirkt! Muß denn die Kunſt auch zur Mode erniedrigt werden? oder vielmehr, wird die Mode nie

Kunſt? Schreien nicht Viele unverſtändig: o das iſt mehr als die große Oper? Aus dieſem herrlichen Stoffe, was ließe ſich nicht alles machen, wenn Muſik und Malerei gehörig zuſammenträfen? Aber wie erbärmlich und ohne Liebe und Seele mußte dieſer Orpheus zur Hölle wandern! Es war ein bloßes prächtiges Gaukelſpiel, und, die Pantomime einiger Scenen ausgenommen, alles bloß auf den Schimmer und Pomp berechnet. Daher die vielen allegoriſchen und mythiſchen Perſonen, die es freilich ſchwer ward, aus der Ferne gehörig zu unterſcheiden, welches nicht zu ihrem Schaden gereichen mogte. Auch die Muſik — ich weiß nicht, wer der Verfaſſer davon war — war ein bloßer Klingklang, die Ohren zu füllen und zu berauſchen, nichts von der Majeſtät und Erhabenheit, nichts von der rührenden Einfalt, wodurch man das Herz eines Höllenkönigs beſiegt und bewegt glauben konnte; und dieſe ſpielte bei dem ganzen Spiele die erſte Rolle. Das Ganze mogte mit den kleinen Pauſen etwa zwei Stunden währen.

Ich war froh, daß es vorbei war, denn das Spazieren in den ſchönen Alleen begann, ein Schauſpiel, das man einige Male wenigſtens allem andern vorzieht. Hier unter den dunkeln Bäumen, im Schimmer von tauſend Lampen und tauſend Sternen, ſchlägt jedes jugendliche Herz feuriger, flammt jedes verzehrende Auge gefährlicher, und

ſtrahlt jede blühende Wange ſchöner. Was von Jugend hieher geht, kleidet und ſchmückt ſich auf das geſchmackvollſte und prächtigſte, will erobern und gefallen. Und wahrlich, hat je eine Schönheit einen öffentlichen Triumph gehabt, ſo kann ſie ihn hier haben. Auch unterlaſſen die erſten Weiber von Paris nicht gern, dieſe Huldigung einzunehmen. Die Schönſte iſt hier die Göttin. Dieſe reitzbarſte Nation kann gar nicht zurückhalten, ihre Gefühle laut werden zu laſſen, wenn ſie von einer ſo empfindlichen Seite angegriffen werden. Tritt eine ſolche einher, ſo hört man mehr als halblaut: Wie ſie ſchön iſt! Ach! ſie iſt ſchön, wie ein Engel! Alle Füße folgen ihr, alle Blicke fliegen ihr nach, alle weiblichen Geſichter werden mit dem Gifte des Aergers und Ingrimms übergoſſen. Seiten indeſſen geſchieht es, daß man ſich ſo weit vergißt, als bei Gelegenheit des Aufſtiegs des Luftſchiffers Garnerin mit der geprieſenen Madame Recamier geſchah, wie ich oben erwähnt habe. Hier iſt auch ein ewiges Buhlen um Beifall und Liebe, alle Lüſternen und Koketten beider Geſchlechter ſpannen hier ihre Netze aus; wo ſo viele Fiſche ſind, iſt es nicht ſchwer, einen zu fangen. Jetzt kann man hier auch manche Teutſche, Italiänerinnen, und ſelbſt einige Griechinnen ſehen. Neulich hatte die berühmte Madame Stael ſich darüber aufgehalten und geäußert, es ſcheine, als wolle man in Tivoli

eine Sammlung aller Farben anlegen, bald würden ja hoffentlich auch Afrikanerinnen und Aegyptierinnen hinzukommen. Sie, die eben so witzig und boshaft, als häßlich, und von den Jahren und Freuden mitgenommen ist, hatte dies nicht ohne Beziehung, und zwar besonders gesagt, um einer reitzenden Griechin, der Gemahlin eines französischen Generals, wehe zu thun. Bald bezog man ein boshaftes und schmutziges Couplet auf sie, welches vermuthlich ein Anbeter der schönen Griechin mit mehr Haß, als Witz gemacht hatte. Hier ist es:

Venés belles femmes de toutes les couleurs,
Venés d'embellir nos jardins.
Que cette vieille du diable ne Vous fasse pair!
Elle ne fait plus de ch... et p....

Aber von diesen Farben nicht mehr zu sagen, so ist hier eine andere Farbengemeinschaft und Vermischung, welche der Zeit, worin wir leben, Ehre macht, und einer der schöneren Ausflüsse der Revolution ist. Zwar es ist süß, die Schönheit und die Jugend zu bewundern, und alles, wodurch Bildung und Geschmack die menschlichen Genüsse veredeln, aber größer dem Herzen ist eine gute That, als ein liebliches Gesichte, und schön handeln ist mehr werth, als schön scheinen. Wer hätte es vor zehn Jahren geglaubt, daß Mohren und Mulatten einst in Tivoli und Elisée mit den übrigen Men-

ſchen auf einem gleichen Fuße einhergehen würden, daß die ſchönſte Weiße nicht mehr erröthen würde, einem Schwarzen, der nie erröthen kann, zur Seite zu gehen; daß eine verbrannte Hand es wagen durfte, im Tanze ſeine Hand um den weißeſten und zarteſten Leib in Paris zu ſchlagen? O, laß auch viel Schlimmes und Scheußliches das letzte Jahrzehend des verfloſſenen Jahrhunderts geſchändet haben, doch ſage ich mit unſerm großen Barden Klopſtock: Jahrhundert, wie fliegſt du empor auf Adlersflügeln der Bildung! Welche Humanität! ich ſage es mit Ehrfurcht gegen die Nation — welche Humanität regiert ſo einen gemiſchten Haufen, daß nichts Unſittliches, nichts Grobes offenbar zu erſcheinen wagt! Kreolen, Mulatten, Negern, Meſtizen, Teutſche, Ruſſen, Engländer, Spanier, und wie die Europäer alle heißen, die ihr Mekka einmal im Leben gern wollen geſehen haben, gehen hier in Eintracht und gleicher Achtung unter den Eingebohrnen, alle als Brüder, alle als Ein Volk. Mit dieſen Gefühlen im Herzen ging ich aus dem ſchönen Gewimmel heraus, um von der buſchigen Anhöhe hinten im Garten hinaus ins freiere Blau und zum geſtirnten Himmel zu ſehen. Aber meine Ankunft jagte ein Paar durch die Büſche, welches der Einſamkeit vielleicht nöthiger hatte, als ich. Ich hatte auch ſo keine Ruhe, denn andere kamen vielleicht mit denſelben, oder noch mit dringen-

deren Bedürfnissen. Ich machte also Platz, um in eines der Häuschen zu gehen, wo Erfrischungen genommen werden, und auch dort die verschiedenen Vereinzelungen und Gruppen zu beobachten. Süßer war es nachher noch, in den Alleen auf- und abzugehen. Die meisten Spazierenden, besonders die Schönen, hatten sich unter den Bäumen in den Ruhestand der Sessel, oder vielmehr auf den Triumphwagen der Schönheit gesetzt, denn mann ist ein schönes Weib reitzender, als wenn sie nach einer kleinen Erhitzung sich in einer nachläßigen und schmachtenden Stellung mehr hingießt, als hinsetzt? Rasch, wie es kam, fängt alles nun auch an zu verschwinden. Einige der Feinsten beginnen, und alles Bessere strömt nach; um halb zwölf Uhr findest du von drei, viertausenden auch nicht einen einzigen, er sei denn für einen gewissen Behuf, oder wegen eines plötzlichen Uebelbefindens, in dem großen Hause zu Nacht geblieben.

Diesem Tivoli hat man wohl den Namen gegeben, weil es eine Nachäffung des italischen, des horazischen Tibur supinum seyn soll. Denn auch hier geht man mählich bergan, auch hier rinnen einige künstliche Quellen und Wasserbächlein. Aber man thut sehr wohl, nicht an die prächtigen Steinklumpen und Ruinen und Wasserfälle des römischen Tivoli zu erinnern, um dieses kleinliche Ding nicht lächerlich zu finden. Es ist recht eine hübsche An-

lage, ſo ein engliſcher Park im Sedezformat, aber auch weiter nichts. Nur durch die Menſchenherrlichkeit und die ausgeſuchte Geſellſchaft verdient es einer ehrenvollen Erwähnung.

Ich weiß keine ſchicklichere Gelegenheit, die luftigen Freuden dieſes Sommers, die Luftſchiffahrten ſchicklicher anzubringen, als hier, weil ſie mit Tivoli und dem Park von Mouceaux in der genaueſten Verbindung ſtehen; denn dieſe beiden Orte waren die einzigen Stationen, von wo die Luftſchiffer abſeegelten. Der Park, oder der Garten von Mouceaux würde wahrſcheinlich eine ſehr bedeutende Rolle ſpielen, und Tivoli und alle die andern Gärten mit einander ausſtechen, wenn er dem Mittelpunkte des Pariſer Lebens näher läge, denn an Geräumigkeit und Tauglichkeit zu neuen Anlagen übertrifft er ſie alle bei weitem. Dieſer ganz hübſche Park, mit Alleeen, Gebüſchen, Wieſen, Teichen, Statuen und pallaſtartigen Gebäuden verſehen, kurz mit allem, was zu einem vornehmen Garten gehört, iſt aus der reichen Erbſchaft des weiland berüchtigten Bürgers Egalité, auch Herzog von Orleans genannt, an die Nation gekommen. Sein einziges Unglück iſt nur, daß er an der Barrière, und zwar an der Barrière du Roule, der Nachbarin der Barrière des Sterns, liegt. Er wird alſo gewöhnlich nur von den Nächſtanwohnenden und von einzelnen Partieen beſucht, die grade auf

ihn verfallen. Nur in Einem Dinge wetteifert er feierlich mit Tivoli, nemlich mit den aëronautiſchen Künſten, die hier eben ſo oft ausgeführt werden, als dort.

Man weiß, welche große Hoffnungen ſich Europa bei dem Anfange der Erfindung dieſer Luftſchiffahrt machte, die freilich noch nicht erfüllt, aber darum vielleicht nicht unerfüllbar ſind. Die Sache verlor, wie es allen Sachen geht, mit den Jahren wieder vieles von ihrem Intereſſe, und dem Revolutionskriege, der ſo vieles umgerührt und aufgerührt hat, war es vorbehalten, auch die Luftſchiffer wieder zu neuen Ehren zu bringen. Man brauchte nemlich auch ſie, um die Alliirten, die überdem ſchon genug den Kopf verloren hatten, noch mehr zu verwirren. Es ward ein ordentliches Luftſchifferbureau für die Armeen angelegt. Dieſe luftigen Spione flogen nun, wie die Adler des Himmels, über den feindlichen Lägern, und weihten ſie gleichſam zum Verderben ein. Sie ſahen und verkundſchafteten die ganze Stellung, zählten die Anzahl der Truppen über, ſahen, wo es Blößen und Schwächen zum Angriff und Durchbruche gab ꝛc. und was die Oeſterreicher und Preußen nicht alles davon fürchteten, und die Freunde der Franzoſen auch davon, als von einer herrlichen Anwendung, prahlten. Indeſſen der glücklichſte franzöſiſche Feldherr, der Eroberer Italiens und Aegyptens, hat

nie

nie einen Gebrauch davon gemacht, und jetzt iſt dieſes Bureau ganz eingegangen, ein Beweis, daß das ganze Ding bloß ein Blendwerk war. Indeſſen haben ſeitdem die Luftſchiffer wieder einiges Intereſſe gewonnen, und gehören mit zu den Zeitvertreibern der langen Sommertage, ſuchen auch durch mancherlei neue Verzierungen und Variationen dem Alten neuen Reiz zu geben. Dieſen Sommer ſtanden der, auch in ganz Teutſchland von einem Ende bis zum andern geſehene Blanchard, und ein jüngerer Pilot des luftigen Elements, namens Garnerin, einander als Nebenbuhler gegenüber. Und wahrlich, ſie ſtellten ſich redlich einander gegenüber. Keine Verläumdungen, Verhetzungen und Kabalen wurden geſpart öffentlich und geheim, um einander Abbruch zu thun. Immer ſchrie der eine, der andere ſei ein Nachmacher. Blanchard ſtand immer mit ſeinem Ruhme eines alten erfahrnen Luftſteuermanns aus, und Garnerin mit der neuen Gunſt des Publikums und mit ſeinem Herabfallen mit dem Fallſchirm (parachute). Die Ankündigungen vollends überſtiegen allen Glauben, da wurden Verſprechungen neuer Maſchinerien, ungeſehener Proben, weiter Reiſen gemacht, die nie erfüllt wurden, weil ſie nie erfüllt werden konnten. Und in der That, was war es für ein Unterſchied für die Zuſchauer, ob der Luftſchiffer bis Peking oder bis St. Denis flog? man konnte ihn

doch nicht länger, als eine halbe Stunde, ſehen. Gewöhnlich lief das ganze Neue auf eine groſſe Kleinigkeit aus. Man hatte ſtatt eines groſſen mehrere mittelmäſſige und kleinere Ballons gefüllt und an einander gekuppelt. Man nannte den groſſen die Sonne, oder die Venus, warum ſich die übrigen Planeten drehetenz man lieſs einen, oder mehrere kleine voran fliegen, um das ungeduldige Publikum zu unterhalten, und ihm die Richtung zu zeigen, welche der groſſe nehmen würde; und dieſe kleinen wurden unter dem Namen Iris, Merkur, Amor angekündigt. Man las die neuen Namen und Verſprechungen, ſah die kleinen Veränderungen der Bälle und des Luftkahns, und war zufrieden. Wo man endlich durchaus das Alte ſehen muſs, weil man alle Tage etwas ſehen will, iſt man endlich zufrieden, dieſes Alte nur wieder unter einem neuen Schein zu ſehen.

Keiner von allen dieſen Luftfahrtstagen war glänzender, als Garnerins Aufflug aus Tivoli gegen Ende des Junius. Er hatte verſprochen, in der Höhe von 600 bis 800 Toiſen — was kann man nicht Hohes verſprechen? — ſeine Stricke zu zerſchneiden und mit dem Fallſchirm herunter zu kommen. Dieſes mit anzuſehen, war eine zahlreiche Menſchenmenge, wie einige meinten, 4000, in Tivoli beiſammen, und nie habe ich dort einen ſo glänzenden Abend geſehen. Da war ein Erwarten,

eine Ungedult, wie es ablaufen würde! Da bedauerten ſchon Viele den behenden kleinen Mann, wenn er ſo unglücklich wäre, auf ein Dach, oder einen Baum aus der Luft herabzureiten, oder gar in ein Waſſer zu fallen; doch hätte man es vielleicht nicht ungern geſehen, wenn ſich doch nur ein Bischen Halsbrechendes und Gefährliches begeben hätte. Die Sonne ging unter, er flog auf unter dem Jubel und mit der Angſt der unzähligen Menge. Es war ein ſtiller und heiterer Abend, und langſam nahm er ſeine Fahrt gegen Weſten. Welch ein Erwarten! und welch ein betrogenes Erwarten! Man hatte gehofft, er würde grade emporſteigen zu der beſtimmten Höhe, und ſich in dieſer Richtung halten, und ſo auf die Köpfe der Zuſchauer herabkommen; aber er flog, immer in einer unbeträchtlichen Höhe bleibend, weit weg, und da zerſchnitt er endlich die Stricke, man ſah ihn fallen, aber ach! nur einige Sekunden, und man konnte vor den hohen Bäumen des Gartens nichts mehr ſehen, man konnte nicht ſehen, wohin? Alles lief nun auf die hohe Terraſſe des Gartens, die die Gegend nach dem Hölzchen von Boulogne überſchaut; aber auch da ſah man nur Felder und Bäume und Staub der Wege, aber nichts von Garnerin. Misvergnügt kam alles in die Alleeen zurück und hoffte nur auf die Eilboten und Reiter, die ſogleich fortgeſprengt waren, als ſie den Aufflug

und ſeine Richtung ſahen. Welch eine ſchreckliche Stunde verging unterdeſſen! Kein Glanz, keine Geſellſchaft, nicht der herrliche Abend, nicht die treffliche Muſik, die aus dem Pavillon erklang, nicht die andern Freuden und Erfolge, die man vielleicht auch von dieſem Abend gehofft hatte, konnten die Herzen befriedigen, ehe man wußte, wie viele integrante Theile des Bürgers Garnerin bei dieſem leichten Sprunge abgeſchlagen waren. Endlich kam die Nachricht, wornach man ſich ſo lange geſehnt hatte; wie viele Mäuler waren aufgeſperrt, und wie viele ſperrten ſich hernach noch zum Gähnen auf! denn dieſe Nachricht war auch gar zu gemein. Kein Haar, hieß es, ſei dem Schiffer gekrümmt, ſondern er habe ſich gar ſanft bei dem Hölzchen von Boulogne auf einer Wieſe niedergelaſſen, und ſeinen Fallſchirm wie zwei Flügel um ſich geſchlagen. Man war mit dem Erfolge des Tages nur halb zufrieden; aber als der Schiffer ſelbſt kam, ſich bei der zahlreichen Geſellſchaft für die hohe Gegenwart zu bedanken, da war alles vergeſſen. Man ſchrie, man lief, man drängte ſich zuſammen, als ſei ein Gott von der Höhe herunter gefallen, oder der Sieger von Lodi und Rivoli vom Nil zurückgekommen. Bald war das kleine Männchen auf den Schultern, und ſelbſt die Weiber ſchoben die ihrigen mit an und unter. So ward er in den Pavillon getragen, wo er ſich auf

die Bühne des Orcheſters ſchwang, nach zwei, drei Verbeugungen eine windigte Rede hielt, die vom Klange aller Inſtrumente beſchloſſen ward. So war das Spiel zu Ende.

Doch am meiſten Aufſehen erregten die beiden Luftſchiffer Blanchard und Lalande. Der erſtere hatte ſich ſchon eine geraume Zeit in Anſpielungen und Inſinuationen und Spiegelfechtereien mancherlei Art mit Garnerin herumgekämpft, der allein das Feld behauptete, und ſich nicht ſchämte, zu erklären, Blanchards Umſtände ſeien ſo klein, daß er gar nicht mehr zur Ausrüſtung eines Luftfluges Anſtalt zu machen wiſſe. Blanchard alſo meinte mit Einem Mahle einen Meiſterſtreich wagen zu müſſen. Er kündigte in mehreren Blättern an, daß er ſeit einigen Monaten mit der Ausrüſtung einer Luftflotte (flotte aerienne) beſchäftigt ſei, und daß dieſe binnen vierzehn Tagen fertig ſeyn werde. Seine Abſicht ſei, bei dem jetzt ſo unſichern und unterbrochenen Schiffen auf dem Waſſer, durch die Luft nach Amerika zu ſeegeln. Leichtere Ballen, Pakete und Briefe könne er mitnehmen, auch allenfalls einen Paſſagier, der ſich nur auf vier, fünf Tage mit Mundvorrath zu verſehen habe, und mit einem warmen Mantel, weil es droben kalt ſei. Aehnliche Dinge könne er auch von dort her wieder zurückladen; binnen vierzehn Tagen denke er die Reiſe beendigt zu haben. Man lachte über

den Narren, und ließ es gut seyn. Ermachte noch einige solche Vorspiele und Harlekinaden, und kam dann mit einer Ankündigung, die mehr Aufsehen erregte und mehr Glauben fand. Es war in den letzten Tagen des Julius, als er erklärte, weil sich seiner amerikanische Luftreise so viele Unbequemlichkeiten in den Weg gestellt hätten, daß er sie habe aufgeben müssen, so habe er jetzt eine andere Reise vor, kürzer und anmuthiger, über Land, welche er in 24 Stunden höchstens zu beendigen hoffe. Er denke in den nächsten Tagen von Tivoli aus einen kleinen Flug nach Teutschland, und zwar nach Sachsen-Gotha (so war die Ankündigung) zu machen, um dort in Gesellschaft des berühmten Astronomen Lalande dem Herzoge einen Besuch zu machen. Er lade also alle auf den bestimmten Tag nach Tivoli ein, die seine Ausrüstung gütigst unterstützen und ihm eine glückliche Reise wünschen wollten. So weit Blanchard; dann nahm Lalande das Wort, und erklärte, er sei mit dem ersten Luftschiffer in Europa übereingekommen, eine Reise von 150 Lieues durch die Luft zu machen, und den Herzog und die Herzogin von Sachsen Gotha zu besuchen, die ihn vor einem Jahre einer so vorzüglichen Aufnahme gewürdigt hätten, und die ersten Souverains (seine eignen Worte) in Europa seien in Rücksicht der Liebe und Kenntniß der Wissenschaften und Künste. Dann werde er noch einmal seinen lieben

Major Zach ſehen, und ſo viele erſte teutſche Gelehrte, die dieſen glänzenden Hof zieren. Er hoffe alles von der Geſchicklichkeit des Herrn Blanchard, mit welchem der ganze Plan überlegt und abgeredet ſei. Man las ſeine Unterſchrift und zwar mehrere Tage, und fand keinen Widerruf, und der Zeitpunkt der Abreiſe war nahe. Wer konnte glauben, daß ein Greis von mehr als ſiebenzig Jahren, der eines verdienten Ruhms in der Gelehrtenwelt genießt, ſich zu bloßen Poſſen und Windmachereien hergeben werde? Viele ſchüttelten den Kopf, manche zweifelten, manche glaubten auch. So kam der beſtimmte Tag, ſchien aber nicht recht ſeine Wirkung thun zu wollen.

Die Abreiſe war um fünf Uhr beſtimmt. Ich war mit einigen Freunden um halb fünf Uhr an der Stelle, und fand es noch ſehr leer. Mit finſterer Miene war der Luftſchiffer geſchäftig, mit ſeinen Helfershelfern die Ballons zu füllen; es waren nemlich vier oder fünf an einander befeſtigt, die wieder an einem Hauptſtricke die Gondel tragen ſollten. Er zögerte von Minute zu Minute, und ſah mürriſch umher, weil die Geſellſchaft nur immer ſehr kleinen Zuwachs bekam, ſchimpfte auch wohl mitunter auf diejenigen, welche außerhalb des Gartens auf Dächern und Bäumen ſaßen, und auf die Bedienten und Handlanger, die ihm von dem orpheiſchen Höllengerüſte herab auf die Köpfe ſchau-

ten. Endlich kamen doch wohl ein Paar tauſend Menſchen zuſammen, und unter ihnen ſchlich ſich der alte Lalande mit ein, ein kleines krummes, zuſammengerolltes und zuſammengerunzeltes Männchen mit einer Glatze, und in der alten ſteifen Kleidung eines Gelehrten der vorigen Zeit. Kaum ward man ſeiner gewahr, ſo begann von allen Bänken und Seſſeln ein einſtimmiges Jubeln und Klatſchen, und zwang den alten Mann, ſich noch kleiner zu machen. Sein ſonſt bleiches Geſicht war aufgetrieben und feuerroth, ſeine runden blauen Augen ſtanden noch runder aus dem Kopfe, als ſonſt, und ſeine ganze Miene hatte etwas Verwirrtes und Banges, und er ſah aus, wie einer, der gern zurückgegangen wäre, wenn es ſich mit Ehren hätte thun laſſen. Mit dieſem Geſichte fing er an, auf einer kleinen Himmelskarte etwas nachzuſehen und zu meſſen; da ſchrie ein Unbeſcheidener hinter ihm ziemlich laut, daß er es hören mußte: „Er ſucht die Tramontane, die er verloren hat.“ Uebrigens zögerten und zögerten ſie, trotz der Ungeduld der Sitzenden, und aus fünf Uhr war beinahe acht Uhr geworden. Endlich ward die Unzufriedenheit einiger Stimmen laut, und mehrere riefen: „Reiſen Sie doch ab, man mögte Sie doch gern auf der großen Reiſe ein wenig mit den Augen verfolgen, und ſehen, wohin es geht; bald wird es dunkel ſeyn.“ Dies ſpornte ſie denn zuletzt, und obgleich

ſie jetzt mit Sachſen-Gotha nicht laut waren, ſo wurden doch die übrigen Anſtalten ſo gemacht, als ſtehe eine lange Trennung bevor, zwiſchen welche Tod und Leben kommen könne. Blanchard machte die letzten Zurüſtungen, und der Aſtronom fing an Abſchied zu nehmen. Seine Tochter und zwei Nichten waren die erſten, welche ihm mit heißen Thränen um den Hals fielen, und ihn ſo weich machten, daß auch von ſeinen eignen die Wangen ihm naß wurden. Wer konnte es auch wiſſen, ob er nicht durch einen berühmten Fall einen Fleck Erde bekannter machen, ob ein Stern ſeinen dürren Körper nicht emporziehen würde? Wenigſtens rief ihm nachher noch einer nach: Hüten Sie ſich vor der anziehenden Kraft der Sterne! Als dieſe den rührenden Abſchied geendigt hatten, kam die Reihe an alle Bekannte und Freunde; beſonders aber ergriff die Weiber eine rechte Wuth, den alten Mann gebührend abzuküſſen; alte und junge liefen von allen Bänken herbei, und drangen über die Schranken, um ſich ihm an den Hals zu werfen. Mehrere Spötter ſchrieen: Ach! Herr Lalande, wären Sie doch vor 40 Jahren Luftſchiffer geworden! Nach dieſem Intermezzo lud man endlich ſeinen Proviant und ſein Gepäck ein; aber das Ganze beſtand in einigen Stücken Zwieback und einer Bouteille Wein und mehrern Beuteln mit Ballaſt. Als die beiden leichtfliegenden Männchen endlich einſtiegen, be-

merkte ein Spötter laut: „Sie hätten die Mäntel vergeſſen; die Nacht könne kalt, es könne Regen werden, da würde es um die ſeidnen Röckchen ſchlecht ſtehen; ſie mögten mehr Proviant mitnehmen, wer wiſſe, wie widrige Winde die Reiſe von 150 Lieues aufhalten mögten.“ Sie hörten darauf nicht, und begannen nun eine Art von Triumphzug rund um die Krone, welche ſie umgab. So ließen ſie ſich an den Stricken einige Mannslängen vom Boden drei- bis viermal rundführen, hielten zuweilen ſtill und ſenkten ſich, weil der Alte noch einige Handſchüttelungen und Alkolladen einzunehmen hatte, die vergeſſen waren. Zuletzt war aber doch die Ungeduld und das Schreien der Menge ſo groß, daß ſie loslaſſen und fliegen mußten. Es ging langſam hinauf, und, als der Wind ſie faßte, trieben ſie gegen Weſten, obgleich man noch von unten ſchrie, nach Nordoſten liege Teutſchland. Man verlor ſie aus dem Geſichte, und lachte über das Kinderſpiel. Der alte Aſtronom ward lächerlich gemacht, als man erfuhr, ſie ſeien nur eine halbe Meile geſegelt, und nach einer anderthalbſtündigen Luftfahrt zur Erde gekommen, ſo daß Lalande noch mit ſeiner Tochter habe ſupiren können. Man machte ſich einige Tage öffentlich und insgeheim luſtig über dieſe Reiſe, und bald mußte Gilles, der ſich unter dem Namen Gilles ascensante ankündigte, den Leuten zur Beluſtigung, die Abentheuer ſeiner kurzen Reiſe,

die Angſt, die er ausgeſtanden, die Ungeheuer, ſo er geſehen, in ſeiner pinotigen Manier auf dem Vaudevilletheater erzählen. Durch dieſe letzte Bühung war das Publikum verſöhnt, und man hatte vergeſſen, daß je ein Lalande etwas anderes beſtiegen, als ſein Obſervatorium.

Keinem indeſſen machte die ganze Geſchichte mehr Freude, als dem ſchadenfrohen Garnerin, beſonders da auch Blanchard den Hauptzweck ſchlecht erreicht hatte, durch die Vereinigung mit dem berühmten Sterngucker eine vorzügliche Einnahme zu haben. Er machte ſich darüber bei Gelegenheit ſeiner Ankündigungen und der Streitigkeiten, die er immer mit Blanchard in den Tagesblättern hatte, auf mehr als Eine Art luſtig. Um nun aber Blanchard durch glücklichere Erfolge auf immer um alles Anſehen und um die Gunſt des Publikums zu bringen, entwarf er einen neuen Plan, der ihm auch nur zu gut glückte. Er kündigte bald nach Blanchards und Lalandes gothaiſcher Fahrt eine neue Luftſchiffahrt in dem Park von Mouceaux an. Er verſprach dabei etwas ganz Neues, nemlich vor dem Herabfallen in der Parachüte ſolle eine luſtige Promenade (une promenade aerienne) ſeyn. Vier Perſonen konnten ſich für die Summe von zwei Karolinen zugleich einſetzen, und an Stricken zu einer beliebigen Höhe einige Minuten herumführen laſſen. Nach dieſer Promenade verſprach er, mehrere

kleinere Kugeln von neuer Erfindung hinter einander als seine Herolde vor ihm aufsteigen zu lassen; diesen wollte er eine vergoldete Venus, auf ihren Planeten tretend, nachschicken, und endlich dieser Venus selbst folgen.

Was er ausgerechnet hatte, geschah. Er war nun einmal in der Meinung des Volks ziemlich fest, und konnte darauf hin schon ziemlich viel wagen. Ich war um fünf Uhr auch an dem Platze, und der ganze Park wimmelte schon von Menschen, die jeder drei Franken bezahlt hatten, und immer neue strömten hinein. Aber nicht genug, daß es hier voll war, es standen zum großen Verdrusse des Schiffers noch unzählige Schaaren auf dem Felde und Wege, der an der niedrigen Mauer des Gartens hinläuft, von wo sie alles eben so deutlich sehen konnten, als die drinnen waren. Die Promenade war schon in vollem Gange, als ich ankam, und die Gondel war immer gefüllt mit einer Ladung von drei, vier Personen, deren jede zwei Karolinen bezahlen mußte, für ein Paar Minuten der Herumleitung. Es war, was ich erwartet und meinen Freunden vorausgesagt hatte, als einige der Meinung waren, wir müßten auch so eine Fahrt mitmachen, und einmal erfahren, wie angenehm es sei, die Menschen als Mücken unter sich wallen zu sehen. Ich sagte: da wollen wir lieber auf einen Baum steigen, und so war es in der That.

Die Meiſten blieben noch unter der Höhe von hundert Fuß, und höher kam kein einziger. Doch war ein unendliches Gedränge, ſobald der Ballon zur Erde kam, unter denen, die zuerſt hinein wollten. Ich mögte die Karolinen haben, welche der ſchlaue Garnerin an dieſem Tage einnahm. Doch war dieſe windige und luſtige Promenade etwas äußerſt unterhaltendes für den Zuſchauer. Nicht gieriger und lauter kann eine Heerde muthwilliger Buben einem fliegenden Drachen nachlaufen, als hier die Menge von Tauſenden immer die ſtrömende Richtung des Schiffleins über ihrem Kopfe nahm, die Augen ſo feſt nach oben gerichtet, daß ſelbſt einige Damen auf die Naſe fielen, zum großen Jubel der Anweſenden. Man hat von dieſem Traben und Gucken, welches mehrere Stunden währte, und von dem Schreien und Klatſchen und Jauchzen dabei gar keinen Begriff. Eine Menge alter und verſtändiger Leute, die das Gehen nicht ertragen konnten, ſetzten ſich doch auf dem offenen Raſen recht in der brennenden Sonne hin, die grade einen ſehr heißen Tag machte. Ich wanderte eine Zeitlang mit, und warf mich dann etwa fünfhundert Schritte davon mit einem Freunde unter einem Strauche an der Allee, wo die feinſte Welt auf- und abſpazierte, und ließ das Schattenſpiel des menſchlichen Lebens vorüberwallen. So ward es endlich acht Uhr Abends. Ueber drei Stunden hatte der Schiffer promeniren

laſſen, und es gefiel ihm ſo wohl, daß er gerne noch länger ſo promenirt hätte. Schon murrte das Publikum und ward ungeduldig. Er hörte noch nicht, bis es anfing zu pochen und zu fordern, daß er das beginnen ſollte, weswegen die meiſten von ihnen hergekommen ſeien. Nun war es nicht länger Zeit, zu zögern. Doch ließ er jetzt nur erſt die kleinen Bälle ſteigen, endlich die goldne Venus, die den letzten Sonnenſtrahl an ſich zog, und wirklich als ein herrliches Meteor gegen Norden über den Montmartre hinflog, wohin ihr die kleinen Bälle vorausgegangen waren. Alles lief ihr nun nach der Seite des Gartens nach, als wolle es ſie einholen, und darüber bekam der Schiffer wieder Luft und promenirte noch mehrere Paare, bis ſie wieder kamen. Da war nun keine Entſchuldigung mehr möglich. Er mußte ſtill halten laſſen und einſehen, wenn man noch etwas von ihm ſehen ſollte, denn die Dämmerung ward ſtark. Ich glaube, die Scheine richten es auch darum ſo ein, daß ſie auch jetzo erſt in der Abenddämmerung aufſtiegen und herabfallen, damit ihnen das Auge nicht ſo ſicher die Höhe, wo ſie den Strick zerſchneiden, nachrechnen könne. Er machte ſich nun mit ſeinem Fallſchirm in die Gondel, ſetzte ſich mit ſeinem übrigen Apparat in Ordnung, und lichtete unter dem Jubel einer zahlloſen Menge die Anker. Langſam und majeſtätiſch ſtieg die prächtige Gondel mit drei

Ballen empor, und der Inhaber machte von oben mit einem Fähnlein mancherlei Salutirungen und Schwenkungen an die Zuschauer, welche ſie mit einem gewaltigen Jubel begrüßten. Ihm ſchien heute in ſeiner Haut äußerſt wohlig zu ſeyn; denn er hatte ein ſchönes Häuflein Goldſtücken eingeſammelt, und er gab endlich noch ſeinen Hut zum Beſten. Da war ein Laufen im Garten. Jeder hätte ja ſo gern die Tropfe eines ſo merkwürdigen Tages davon getragen; aber, o weh! man lief vergebens, und der abſcheuliche Hut fiel jenſeits der Mauer auf dem Felde nieder, wo ſich der Pöbel darum riß. Er machte nachher einen der merkwürdigſten Abſchnitte in der Beſchreibung dieſer Feſtlichkeit aus, welche man den folgenden Morgen um zwei Sols feil hatte. Jene Schwenkungen und Poſſen in und unter der Luft währten ſo lange, und ſo eilfertig, daß ich endlich mit mehrern ſeitwegs ſpazierend umherging, und nur zuweilen hinaufguckte. Siehe, da höre ich es mit Einem Male über mir ſauſen, und ſehe, daß er eben den Strick abgeſchnitten hat und in ſeiner Gondel mit dem Fallſchirm herniederfährt. Aber ich ſehe auch mit Erſtaunen, daß es eine pfeilſchnelle und halsbrechende Fahrt iſt, und daß er ſtrebt, den Fallſchirm, an dem etwas ſtecken und gebrechen muß, weiter auszubreiten, um langſamer durch die Luft zu gehen. Inſtinktmäßig laufe ich doch zur Stelle, wo

er niederkommen muß; aber ehe wir die funfzig Schritt dahin machen, ſehen wir ihn ſchon ſauſend in ein Gebüſch fahren. Die Gondel und der Schirm ſtürzen ſeitwärts aus den Zweigen heraus, der hebende Schiffer aber läuft ſchnell auf zwei geſunden Beinen durch die kleineren Büſche fort, um nicht ausgelacht zu werden. Bald iſt die entferntere Menge der Menſchen um den Buſch, und mehrere Stimmen ſchreien: où est son corps? est il mort? est il mort? Wie groß war ihr Aerger, als ſie vernahmen, daß er nicht den Hals gebrochen, ſondern ſich wie ein gejagter Haſe aus dem Staube gemacht hatte! So endigte dieſer zweite unglückliche und glückliche Fall mit dem Fallſchirm, welchen ich geſehen habe, und hier mag nun auch die kleine Epiſode mit den Luftſchiffern endigen.

Ich hatte nachher noch angenehmere und liebere Schaulichkeiten in den weitläuftigen Büſchen und Hölzchen und Alleen des Parks; denn der gröſte Theil der Geſellſchaft hatte ſich nicht allein um den halsbrechenden Fall des Aeronauten und um die luftige Promenade ſo theuer in den Garten eingekauft. Nun geht es auch einige Stunden munter auf und ab. Man ſpielt Billard, man ißt und trinkt drinnen, ſchaut in den Alleeen und läßt ſich ſchauen, ſucht die Einſamkeit eines einſamen Buſches und Baums, wann die ſchwarze Nacht über alles ihren wohlthätigen Mantel ausſpreitet,

und

und nur der Himmel droben und die Alleeen unten ihre Lichter haben; und so wimmelt endlich der Hauſe von Tauſenden eben ſo ſchnell aus einander, als er zuſammenfloß.

Ich komme nach dem Marſch einer guten halben Stunde auf dem vornehmeren Theile der Boulevards an, und ſtürze mich mit dem fröhlichen Strudel in dieſes neue Leben der Freude. Keine lärmende und tobende Geſellſchaften ſind hier, wie zu beiden Seiten der Thore St. Denis und St. Martin, keine ſchmierige Kellergeſellſchaften, keine Tanzböden in der Luft, keine ſo zudringliche Menſchenfreundinnen, als dort. Alles athmet den Geiſt des Anſtandes und der Feinheit. Es iſt halb eilf Uhr, und noch iſt alles munter und lebendig. Die ſchönen Häuſer haben faſt alle ihre Läden offen und ihre Fenſter erleuchtet, die netten Kaffehäuſer ſchimmern vom Glanz der Lichter und der Schönheiten. Nur einzelne Läden der Putzmacherinnen ſchließen ſich, um für die Eingeweihten eine kleine gefällige Verwandlung zu erleiden, wo das leichte blumige und ſeidene Leben ſich in einen groben Körper verpuppt, um morgen wieder als ein bunter und Schönes und Buntes liebender Schmetterling hervorzubrechen. Ich folge dem größten Gewimmel und dem glänzendſten nach, gehe durch ein Pförtchen ein und bin im berühmten Pavillon d'Hannover. Es iſt kein Platz in ganz Paris, der es

dieſem an feiner und glänzender Geſellſchaft und am Ruf derſelben zuvorthäte; ſo wie auch keiner, außer etwa Tivoli, ſich ſo ariſtokratiſch alles bezahlen läßt, was man von Erfriſchungen und kleinen Anbiſſen fodern mag. Dieſem Rufe, daß alles Reiche und Vornehme, alles Ariſtokratiſchgeſinnte und Ariſtokratiſche, hier ſein Ablager habe, verdankte es der Pavillon vorzüglich, daß die Geſellſchaft der Reitbahn einen Abend in einer kriegeriſchen Aufwallung ihren Zug hier vorbei nahm, und mit dem Geſchrei: à bas les Aristocrates! périssent les traîtres! Vive la republique! die ganze Geſellſchaft mit Schrecken aus einander ſprengte, indem einige Leute mit Schurzfellen und Knüppeln eindrangen, und unter den leeren Portiken des Gartens ſpazierten. Es war hier nun vierzehn Tage ziemlich leer; doch allmälig erhohlte man ſich von der Angſt vor den alten Ungeheuern, und die Flüchtlinge kamen wieder zu ihrem Lieblingsorte. Dieſer Pavillon hat mit der rechten Seſſelſeite des Gartens der Thuilerien das gemein, daß durchaus, obgleich der Eintritt frei iſt, nichts Unanſtändiges hineindringt. Man ſieht hier nur anſtändige und feine Menſchen, und der Ton iſt eben ſo anſtändig. Der Pavillon iſt ein niedliches Gebäude im Geſchmack einer italiſchen Ville, mit niedlichen Gemächern und Sälen zur Seite, und in der Mitte mit einem ſchönen Säulengange, und offenen Portiken. Zu bei-

den Seiten iſt ein Gärtchen. Der eine iſt eben und gleich, und von Gängen durchſchnitten, welche Blumenbeete und kleine aromatiſche Stauden bilden. Der andere iſt ein buntes Allerlei, aus deſſen kleinem Raume man einen ganzen Park gemacht hat, mit Hügeln und Thälern, Felſen und Grotten, kleinen Eremitagen, japaniſchen Teufelsbrücken über Abgründe, Lauben, Mooshütten und Porzellanhäuschen, und was ſonſt noch in ſo einen Park gehört; und doch kann man mit funfzig Schritten bequem ſeinen Durchmeſſer durchmeſſen. Indeſſen iſt das hier nicht die Hauptſache, ſondern die Menſchen ſind es, welche dieſe Gärtchen einmal ſo berühmt gemacht haben. In dieſem Pavillon iſt es in der Regel vor halb zehn Uhr Abends nicht viel. Erſt wann die Theater geſchloſſen ſind, wann man in andern Gärten ſich ſchon beſehen, wann man die Landſpazierfahrt zu einem der Lieblingsörter der Pariſer vollbracht hat, erſt dann wird es hier glänzend, und währt ſo bis gegen die Mitternacht fort. Dann halten hier alle Karoſſen und Fiaker und Reitknechte wenigſtens ein Viertelſtündchen ſtill, laden ihre ſchöne Fracht aus und ab, und nehmen ſie hier wieder ein, wenn ſie auch hier übergeſättigt iſt. Dies iſt mehr, als irgend ein andrer Ort, dann der Tummelplatz alles Glanzes und aller Pracht. Was Schönes und Vornehmes aus der Oper, von Tivoli, vom Hölzchen von Boulogne kömmt, müßte

ſehr dringende Geſchäfte und Freuden haben, wenn es hier nicht noch auf einige Zeit einſpräche. Dies weiß man ſo wohl, daß der Pavillon auch der Abendparadeplatz der ſchönen Weiber genannt wird. Hier zeigen ſich auch die Freudenmädchen der erſten und zweiten Klaſſe ſehr dicht, wenn die der dritten in den Hallen des Palais royal und auf den Straßen ſich müde rennen. Das ſind ſolche durch Mode und Gewohnheit ausgemachte Plätze, auf daß jeder wiſſe, wo er das Wildprett für ſeinen Schnabel zu ſuchen habe. Die Erleuchtung iſt hier ſo hell, daß viele Alte und Häßliche gewiß oft rufen, ſie iſt abſcheulich. So groß iſt auch die Politik der Weiber, daß dieſe ſelten in den großen Saal der hundert Lichter treten. Da kann man eigentlich die Blüthe der Pariſer Weiber und Leiber ſehen. Sie ſetzen ſich zur Beleuchtung und Beſchauung der Lichter und Augen hin, und wehe den Augen, welche zu tief ſchauen! In dieſem Saal ſitzen die ſchimmernden Reihen, und nehmen Gefrornes und Chokolate und Limonade aus den Händen der Stutzer, oder ihrer Liebhaber an, die mit ſüßen Worten und geneigten Titulköpfen ſich zu ihnen wenden und ihre Befehle erwarten. Oft ſind die beiden Gärtchen und das Haus ſo gefüllt, daß es faſt unmöglich ſcheint, daß noch für zwei Füße Platz ſei, und dieſer Platz findet ſich doch. Hier iſt wohl das ſpäteſte öffentliche Leben der feinſten und vornehmſten Welt; denn in

lauen und ſchönen Nächten dauert das Gewimmel oft über die Mitternacht hinaus. Sobald es aber anfängt abzufließen, iſt alles in Einem Augenblick leer. Dies iſt der Karakter der feineren Welt. Nicht weit von hier iſt Fraſcati, ein ganz niedlicher Garten des zweiten Ranges, ein Mittelding von dieſer Anlage und von Tivoli. Auch ihm fehlt es nie an Geſellſchaft; ich will ihn hier aber nicht beſchreiben. Er hat den Ton und die Geſellſchaft von Eliſée, ohne ſeine Naturſchönheiten und Reize zu haben.

Hier findet man linker Hand, auf den Revolutionsplatz zugehend, noch verſchiedene Gärten, welche nun alle im vollen Glanze der Erleuchtung ſind, und wo von dem loſeren und leichteren Geſindel, das aber doch eleganter iſt, als auf dem andern Ende der Boulevards, ſpaziert, gezecht und getanzt wird. Ich habe oben ſchon ein Wortchen über Paphos, Idalium, Tempe ꝛc. verloren, und will ſie hier bloß als Gärten nennen. Man wählt bei der Beſchreibung am beſten diejenigen von allen Klaſſen, wo ſich das Auszeichnende einer jeden am häufigſten findet, und überläßt es dem Leſer, aus mehrerem die einzelnen Züge zuſammenzuleſen, und ſich ſelbſt daraus ein Ganzes zu machen. Es ſind meiſtens ſehr elende Gärten hier mit einem kleinen Häuschen und mehreren Zelten, oder Hütten, worunter getanzt wird. Hier iſt gewöhnlich der Eintritt für

die Erleuchtung acht Sols; wer tanzen will, muß an einer beſonderen Abtheilung noch einmal ſo viel geben und kann dann für die erbärmliche Muſik allenfalls bis an den hellen Morgen ſpringen. In dieſe Gärten Monbijou, Sybaris ꝛc. kommen keine anſtändige und feinere Frauen und Töchter, alſo etwa, um bloß einmal hinein zu gucken. Männer freilich kann man hier aus allen Ständen ſehen, aber ſie ſind doch auch nicht bleibend. Sie kommen nur, hereinzuſchnuffeln, und wenn ſie keinen Spaß finden, und nichts, was des Mitnehmens werth iſt, ſo wandern ſie ſchnell weiter. Die gewöhnliche Geſellſchaft ſind die kleinen Bürger der Gegend, Soldaten, Aufpaſſer ꝛc., welche entweder bloß zum Schauen und Spaziren kommen, oder auch mit den Weibern der unteren Klaſſe einen Ball beginnen, der in dem engen Raume und bei der ſpärlichen Erleuchtung in dieſem Sybaris oft ſybaritiſch wird. Dieſe Gärten ſind hier recht erbärmlich, und doch erbärmlich beſucht, wie man in Thüringen und Franken ſpricht, wo erbärmlich und Erbärmlichkeit oft für das Ungeheuere, Große geſagt wird. Die Lage iſt zu ſchön, die Gegend zu voll Menſchen aller Klaſſen, die immer etwas verdienen; das Verführeriſche und Anſteckende der Freude und des Taumels, die hier einmal ihren Mittelpunkt haben, iſt zu groß, als daß dieſe Plätze leer ſtehen ſollten, wo man nur

ſtaubige Gänge und bretterne Häuschen zu erleuchten hat, und wo kaum ein kleiner beſtäubter Strauch, ein kümmerlicher Baum dem Lichte mildere Farben, als die graue Erde, zu beleuchten giebt. Wenn es nicht geregnet hat, ſo wallt unter den Füßen der Menge nur eine groſſe Staubwolke auf, kein grüner Baum ſteht, mit ſeinen Blättern zu fächeln, kein Lüftchen kömmt zu erquicken. Aus unreinem Waſſer hat man kleine Rinnen und Bächlein gemacht. Und doch heißen ſolche Dinge Gärten. Es iſt ein Räthſel, wie dieſe hier ſo ſchlecht ſind, da die bei dem St. Denisthore zum Theil ſo niedlich, und doch auch gewöhnlich nur von mittelmäßigen Leuten beſucht ſind. Ueber alle Beſchreibung luſtig ſind die Tänzer anzuſehen, wenn ſie einige Stunden mit ihren bereitwilligen Schönen getanzt haben. Da mögte einem das Tanzen ewig vergehen; denn wirklich, wenn man ſie anſieht, glaubt man, daß ſie zur Strafe ſpringen, oder durch die Beherzung irgend eines böſen Geiſtes, der ſie nicht in Ruhe läßt. Die meiſten dieſer Tanzplätze endlich ſind unter Bäumen, die man aber vor Staub kaum erkennen kann, weil ſie ſo einzeln ſtehen, und die, wenn einmal ein Lüftchen ſie bewegte, nur Dreck auf den Kopf und in die Haare ſtreuen könnten. Dies ſind die Haine von Sybaris, wie ſie in einer Sammlung kleiner Gartengedichte neulich ein Poet nannte, der die Reitze aller Gärten

von Tivoli bis zum grand verger beſang, und die Haine und Roſenlauben von Sybaris hervorhohlte; freilich ein Paar Bäume und eine Reihe Roſenſtöcke ſtehen hier, die aber wohl nie ein Röschen aus den beſtäubten Knoſpen treiben können. Denn ſehen die Tänzer nicht aus, als wenn ſie in der Scheune geworfelt, oder Schornſteine gefegt hätten? Die Tänzerinnen, wenn ſie weiß gekleidet kommen, bekommen zuletzt, wenn Schweiß und Staub ſich miſcht, ein Ausſehen, daß man ſie kaum mit der Zange umfaſſen mögte. Doch genug von dieſen ſchlechteſten Gärten, wo die Freude als eine Trunkenboldin, und die Jugend als eine Hure ausſieht, auch wenn ſie es nicht ſind. Bringt die Engel in die Hölle, die Hölle wird kein Himmel, aber ſie werden zuletzt Teufel. Ich flüchte mich von dieſen Tummelplätzen des Gemeinen, wo ich nicht begreife, wie Menſchen ſich freuen können, und komme wieder zu meinen Lieblingen, den eliſeiſchen Feldern. Von den Gärten der äußerſten Vorſtädte, wie ſie in der Vorſtadt Montmartre, St. Anton und St. Marcel ſind, brauche ich nichts zu ſagen. Sie ſind gewöhnlich, wie Gärten einer Landſtadt. Die guten ehrlichen Bewohner dieſer äußerſten Gegenden ſind durch ihre Lage zur Frugalität und Mäßigkeit genöthigt. Man iſt munter und friſch, wie es einem Franzoſen anſteht, man ißt und trinkt, hat einen ländlichen Ball, ſchiebt Kegel, ſpielt das

Kugelſpiel; aber ſelten entweihet eigentliches Gesindel dieſe Feſte und dieſe Gärten. Die nächſten Nachbaren kommen dahin, und an Feiertagen etwa kleinere Familien der großen Stadt, die einmal, was man in Paris ſagt, ländlich leben wollen, und denen St. Cloud, Près St. Gervais und andre Orte vor und bei Paris zu entlegen ſind. Ich laſſe alſo auch hier dieſen Gärten ihre liebe Stille und Unberühmtheit. Denn Gott verhüte, daß nicht in Paris noch lange Orte ſeyen, wo man unſchuldig leben, und Herzen, die ſich fromm freuen können! Ich gehe jetzt alſo zu meinen Lieblingen, den eliſeiſchen Feldern, von denen ich ſchon zur Gnüge geſagt habe. Es beginnt zu dämmern, und nun geht es zu den Seiten rechts und links, wie auf den Boulevards; aber die rechten Boulevards, die abendlichen nemlich, ſind weiter hinaus die Fortſetzung der eliſeiſchen Felder, welche bis zur Barrière des Sterns die ſchönen Häuſerreihen bilden, die links in Chaillot, und rechts in den netten Queerſtraßen der großen rue du roule näher an die herrliche Chauſſee treten, die zum Stern hinaufläuft. Hier ſind zu beiden Seiten treffliche grüne Promenaden, mit hohen Kaſtanien und Ulmen bepflanzt, und an dieſen Promenaden liegen Kaffehäuſer, Schenkhäuſer und Tanzhäuſer, und kleine nette Wirthshäuſer für Landleute, die dieſes Weges kommen, nebſt Gärten, worin dieſes alles oft vereinigt iſt. Auch

da ist des Abends frohes Leben, weil es dort nie an Menschen fehlen kann, wenn die elisischen Felder bei dem Dunkelwerden von ihren Tausenden auch nur einige Hunderte abgeben. Es ist beinahe das Wesen, wie ich es oben in den Ballhäusern und Tabagieen beschrieben, die linker Hand auf den elisischen Feldern liegen. Ich ziehe es also als einen Theil des Garten- und Tanz- und Freudenlebens hier nur mit hinein, und gehe nun rechts auf die aristokratische Seite zu den mehr aristokratischen Gärten über, deren ich oben nur habe erwähnen können. Diese Gärten sind auch zugleich meine Lieblingsgärten, und wohl eines jeden, der für eine rechte städtische Gartenluft ein Herz mitbringt, und dem das freieste Leben das liebste ist, wo er es auch findet. Tivoli ist herrlich in seiner Art, aber nicht alle Tage so genießbar; der Pavillon d'Hannover ist nur ein Halbding von einem Garten und einem Musterplatz, und wird auch mit Recht von vielen so genannt. Es ist dort das feine gebildete Leben, wo alles darstellt und wenige genießen. Hier ist alles um mehrere Stuffen herabgespannt; aber doch ist auch hier ein Leben der Schönheit, aber oft jener schelmischen Grazien, die Amorn im Bade überfallen, wann ihm die Flügel vom Wasser triefen, oder in seinem süßen Blumenschlummer, und ihn so binden. Es ist hier doch zugleich eine freiere Luft und ein freieres Leben, wie

ein Gartenleben doch seyn soll, wenn gleich so vieles hier immer auf Mistbeeten getriebene Frucht und Genuß seyn muß. Diese beiden Gärten und meine Lieblingsgärten, die Tivoli näher stehen, als Paphos und Sybaris, sind Elisée und Montbrillant. Sie haben einen doppelten Eingang von den elisäischen Feldern und der Straße der Vorstadt St. Honoré, die mit der Straße St. Honoré verbünden, eine der größten und schönsten Straßen in ganz Paris bildet. Sie sind ganz nahe an dem Revolutionsplatze. Man geht nur unter wenigen Bäumen der elisäischen Felder hin, so sieht man an ihren Pforten. Beide sind Anlagen und Besitzungen ehemaliger Großen gewesen; dies bezeugen ihre herrlichen Paläste und die prächtigen Zimmer in denselben. Jeder Garten gehört nemlich zu einem großen Pallast, der seine Auffahrt von der Straße Honoré hat. Wer jetzt ihr Besitzer ist, wissen selbst die wenigsten Pariser, die täglich hieher gehen; ich habe es auch nicht erfahren können. Es ist auch gleichgültig, da wir keine Geschichte derselben liefern wollen. Sie sind jetzt dem Vergnügen des Publikums mit Recht geweiht, sie sind öffentlich gemacht, und als solche gehen sie uns hier nur an. Sie sind nicht so kostbar mit ihren Reitzen, und geben sie auch öfter Preis, als Tivoli; zwei, dreimal in der Woche, oft auch öfter, je nachdem die Frequenz ist, sind sie

ssen, versteht sich, daß man den Eintritt löst. Für diesen Eintritt zahlt man 15 bis 20 Sols, und erhält dafür ein Billet, das man drinnen ausgeben kann für Erfrischungen, Getränke und andere Zungen- und Kehlendinge. Was es damit für eine Bewandniß hat, das habe ich oben schon erzählt. Hauptsächlich dient es, daß nicht alles schlechteste Gesindel sich mit einschleiche, und ist eine Art von Schlagbaum zwischen der anständigeren und gemeineren Welt, welche sich indessen trotz aller Freiheit und Gleichheit hier in Paris freiwillig besser scheiden, als an irgend einem Orte, wo ein ähnlicher Menschenzusammenfluß ist. Nicht das Schlechteste und Gemeinste dringt hier ein, sondern das Mittelste mit dem Ersten brüderlich gemischt. Es ist eine menschliche Gesellschaft, nicht zu frei und nicht zu gezwungen, die goldne Mitte, wie man sie so gern hat.

Montbrillant ist der erste Garten, wenn man von den Boulevards kömmt, und zwischen ihm und Elisée ist noch ein besonderes Privatgärtchen in der Mitte. Dieses Montbrillant ist um die Hälfte kleiner, als sein Nachbar, und sein Haus um ein Drittheil kleiner, als das seines Nachbarn, und so ist die ganze Anlage nach Verhältniß; aber doch hält es sich mehr zurück und thut vornehmer und prächtiger, obgleich jener bei weitem mehr natürliche Reize der Lage und der Anlagen hat. Hier ist alles

in dem Stil des kleinen Parkgartens bei'm Pavillon d'Hannover, alles geziert und geglättet, aber doch nicht unlieblich geziert. Ein Gärtchen muß doch auch klein wilder Busch seyn. Da sind kleine Felsen, Grotten, Lauben, Monumente mit Urnen und Thränenweiden, kurz ein ganzer Apparat zu einer Elegie, wann die Blinden und Lahmen unter den Bäumen vor dem Garten Musik machen, ein Paar Liebende ihre Quaal unter einer Ulme vom Herzen flüstern und lispeln, und der Mond beschämt auf die Erleuchtung der Alleeen hinabschaut. Mont-brillant ist weit seltener offen, als Elisée. Gewöhnlich ist für drei Franken Eintritt nur Erleuchtung und Promenade angekündigt; selten wird getanzt; ist dies, so muß man, wie auch in Elisée, die Musikanten besonders bezahlen. Weil der Raum klein, und der Ton doch etwas gespannt ist, so ist hier selten große Versammlung, wenn es in Elisée von Menschen wimmelt. Besonders berühmt aber ist Mont-brillant wegen seiner herrlichen Dejeuners, die hier um eilf Uhr gehalten werden, und wegen des Brunnens, den viele Reiche unter seinen schattigen und stillen Lauben zu trinken pflegen. Diese Dejeuners sind nicht alle Tage zu haben, es sei denn, daß sie eine Gesellschaft bestelle; die Tage werden angekündigt; man zahlt sechs Franken am Eingange, und läßt sich gut schmecken, was da ist. Es ist beinahe so, wie bei Jahn im Augarten, wo man auch im-

mer Vormittags glänzende Frühſtückswelt finden konnte. Dieſe Frühſtücke ſind oft noch mit Konzerten begleitet, wofür man nach Belieben bezahlt. Die indeſſen ſo leicht ſechs Franken für ein Frühſtück hingeben, geben auch wohl einen oder zwei für Muſik. Noch häufiger, als dieſe Magenvergnügungen und Erquickungen, ſind hier andre Spiele für die Augen, die ein Gewiſſes an den Unternehmer bezahlen, und auch ihm durch die Menſchen, die ſie herbeiziehen, Vortheil ſchaffen. Berühmte Taſchenſpieler, Schattenſpiele an der Wand, reiſende Sänger und dergleichen, laſſen ſich hier häufig ſehen und hören. Gewöhnlich aber hielt die reizende junge Mallaga mit ihrer Geſellſchaft an den Tagen, wo ſie ſpielte, hier ihren zweiten Aufzug, wenn ſie des Staubes und der Geſellſchaft der Boulevards müde war. Sie zeigte ſich dann bei der ſinkenden Sonne auf einem kleinen Gerüſte an den eliſeiſchen Feldern, lockte erſt die Augen an, und zog ſich endlich in den Pallaſt zurück, wo das Spiel begann. Auch hier machte ſie Glück, nicht weil dieſes italiäniſche Spiel ſo vorzüglich gefiel, ſondern weil ſie ſo ſchön war. Doch ich eile zu dem Nachbargarten Eliſée, wo ſich alles dieſes auch oft findet, und ſonſt noch viel mehr Leben und Freude beiſammen. Auch dort ſind Konzerte und Spiele im Pallaſte, auch dort wird, wenn man Beſtellungen macht, zu Mittage und Abend gegeſſen, gefrüh-

ſückt, Brunnen getrunken, und was man ſonſt noch will.

Der Pallaſt dieſes Lieblingsgartens Eliſée iſt prächtig genug, daß ein König darin wohnen und eine Sultanin darin ſchlafen könnte. Es iſt ein herrliches Gebäude, mit mehreren Sälen, Seitenzimmern, Boudoirs, Schenkſtuben, Billiardſälen, Spielſtuben und Schlafkammern, alles mit einem Glanze und einer Pracht der Möbeln, Spiegel und Geräthe, daß es manches Schloß des heiligen römiſchen Reiches übertrifft, welches der Kaſtellan dir noch aus Gefälligkeit um einen Dukaten zeigt, und alle ſeine Sachen als nirgends zu findende und unübertreffliche Herrlichkeiten herausſtreicht. Vor dieſem Pallaſte, der von der Straße St. Honoré ſeine Einfahrt hat, liegt der reitzende Garten, das Elyſium auf den eliſeiſchen Feldern, ausgebreitet. Er ſtößt mit zwei ſeiner Seiten an dieſe eliſeiſchen Felder, und mit einem Theil der dritten, wo eine Pforte von dieſen Feldern einführt, und hat alſo, wie ſein Nachbar Montbrillant, einen doppelten Eingang. Man hat ihn nur mit mäßig hohen Staketen umgeben, über welche gegen die Nachtzeit doch mancher, um drei Franken Eintritt zu erſparen, überſetzt, obgleich dann mehrere Bediente auflauren, und obgleich von den nach den Staketen überhängenden Bäumen mehrere Zweige abgehauen ſind, damit ſie nichts haben, woran ſie ſich halten und

herunterlassen können. Dieser kleine Garten ist allerliebst angelegt, und alle Theile seines Umfangs sind mit Geschmack und Einsicht benutzt und eingerichtet. An den Aussenseiten sind Gänge und Lauben, dunkles Gebüsch, Hecken, Dornsträuche, Labyrinthe, Bäche und Wasserfälle, Teiche und Grotten, und was man sonst noch zur Ausstaffirung eines kleinen feinen Gärtchens braucht. In den Baumgängen stehen Statuen ländlicher Gottheiten, Pan und Faunen und Satyrn mit lüsternen und liebehauchenden Nymphen. Aber den Preis behauptet eine medicäische Kopie der herrlichen Gruppe von Amor und Psyche, die aus karrarischem Marmor meisterhaft nachgearbeitet ist. Man findet sie an dem Ende der großen Allee, durch die man von dem Pförtchen der elisäischen Felder zum Palaste geht. In der Mitte sind mehrere kleine Pavillons und Häuschen, wo Erfrischungen gereicht werden, und zu ihren Seiten mehrere Tanzplätze unter einem Zirkel von grünen Bäumen, fest und wohl gestampft, daß man darauf, wie auf Dielen, springen kann. Neben und um diese Tanzplätze sind eine Menge Bänke und Stühle für die Zuschauer, für die Spazierenden, die Zechenden und die andern Tänzer angebracht, die auch gewöhnlich besetzt sind. Kleine Tische stehen umher, wo man seine Getränke anbringen kann, und für die Musikanten ist eine Erhöhung nach Art eines Orchesters angebracht, von

wo

wo ſie die Muſik machen. Zwei Plätze ſind gewöhnlich mit Tänzern und mit Muſik beſetzt. In der Mitte ſind mehrere gemauerte Teiche, und näher vor dem Hauſe in einiger Entfernung ein grüner Anger, ein trefflicher Tummel- und Spielplatz, der auch nie leer und ohne ſeinen Jubel iſt. Man kann dieſen niedlichen Garten auch beinahe als einen botaniſchen anſehen, ſo viele Baumarten hat man aus allen Weltgegenden zuſammengepflanzt, von welchen einige amerikaniſche wirklich recht wilde und gewaltige Bäume ſind, die mit den hohen Maronen der Thuilerien in die Wette wachſen. Auch Blumen fehlen hier nicht zunächſt am Pallaſte. Dieſe aber werden von den Spazierenden mehr mitgenommen, als in dem feineren Tivoli.

Es iſt ſechs Uhr, ich folge einem Menſchenſtrome über den Revolutionsplatz, der ſich nun in mehrere Aeſte theilt, von denen einer der anſehnlichſten hieher geht, indem ſich ein Theilchen für Monte brillant abtrennt. Kaum bin ich eingetreten, ſo zieht mich ein gewaltiges Jauchzen und Klatſchen an ſich. Ich eile mitten in den Garten hinein, wo es herkömmt. Da iſt ein luſtiges Leben um die Teiche und Kanäle. Alle Stühle ſind von den Tiſchen und Tanzplätzen weggetragen, und was fein und zierlich und weiblich iſt, ſitzt um das Waſſer herum, und hinter dieſen Sitzenden bilden die ſtehenden Männer gleichfalls eine weite und ſtattliche Pro-

ne. Ich ſtrebe umſonſt, dadurch zu gucken. — hinüberzuſehen bin ich nicht groß genug — um zu ſehen, was denn für ein feiner Fiſch im Waſſer plätſchere. Es iſt unmöglich und ich gewinne nichts, bis ich einen kleinen gemachten Felſen entdecke, worauf ein Behender grade mit zwei Füßen ſtehen kann, immer noch riskirend, durch ein Ausglitſchen ihn mit ſeinem Blute roth zu färben. Rein ſo gefährlich iſt es nicht; freilich Spitzen und Zacken hat man genug daran angebracht; aber er hat nur ſechs Fuß Höhe, und wer wollte denn nun lieber etwas weiter abwärts von ſeinen ſteinigen Rippen fallen? Ich ſehe endlich das Meerungeheuer, einen ſchwimmenden Menſchen um einen halbumgeſtülpten Kahn, worau ſich ein anderer nur noch mit Noth hält. Doch von dieſen Waſſerkünſten und Waſſerbeluſtigungen muß ich etwas ausführlicher reden, da ſie die gewöhnliche Unterhaltung einer großen Menge der erſten zwei Stunden ſind, ehe Erleuchtung, Tanz und Muſik beginnen. Auf dieſen Teichen, deren breiteſter und längſter höchſtens 30 Fuß breit und ſo lang iſt, werden Fiſcherzüge, Wettkämpfe im Entern und Rudern, Schwimmübungen und Kinderſpiele in Menge angeſtellt, und die frohherzigen und gutmüthigen Pariſerinnen beluſtigen ſich von ganzer Seele daran. Dieſe Uebungen bleiben indeſſen immer bei dem männlichen Geſchlechte, und nur in morgendlichen Stunden, wo meiſtens wenige

Gesellschaft hier ist, habe ich ein Paar Mädchen sich in einem Kahn herumrudern gesehen. In einem kleinen Fischerhäuschen hat man die ganze Zurüstung zur Fischerei mit Netzen, worin man aber höchstens einen Frosch ans Land ziehen kann; und dort sind die Ruder und die ganze Matrosenausrüstung. Die Fischerei wird selten getrieben, weil sie so lächerlich ist, desto häufiger die andern Spiele und Uebungen. Die zu solchen Dingen Lust haben, gehen in das Häuschen, geben dem Bedienten desselben einen Franken für die Wasserfreude einer halben Stunde, bezahlen noch etwas für die Matrosenkleidung, die sie anlegen, und wofür sie ihm die ihrige zur Aufbewahrung einhändigen, und machen sich dann ans Wasser. Jene Matrosenkleidung besteht in einem Jäckchen und langen Hosen aus gelbem Leinen, die sie über den bloßen Leib werfen, und so baarfuß in den Kahn springen und anfangen, auf dem etwa vier, fünf Fuß tiefen Teiche herumzurudern. Gewöhnlich, wenn sich Liebhaber genug finden, und das Wetter nicht zu kühl ist, beginnen die Seegefechte, indem die Kähne, mit zwei, drei Mann besetzt, mit aller Gewalt der Ruder gegen einander fliegen, so daß der eine oft gleich in ein fürchterliches Wackeln gebracht wird, und den einen und andern seiner Equipage verliert. Halten sich beide, so fängt die Schlacht des Enterns an, die oft so lange dauert, bis der eine Kahn, oder

beide mit Waſſer gefüllt, oder umgeſtülpt wird, oder bis die Mannſchaft des einen herausgeſtoßen iſt, die nun zum großen Jubel der Umherſitzenden und Stehenden im Waſſer herumplätſchern und ſchwimmen. Sie richten nachher die Kähne wieder auf, machen ſie flott, und ſchaukeln ſich triefend in ihnen vor aller Augen herum, und nehmen von ihren Bekannten den Beifall für ihre Tapferkeit und Gewandheit an. Oft haben ſie auch mit den Kähnen gar nichts zu thun, ſondern gehen im Waſſer plätſchernd, mit den Rudern und mit Stangen auf einander los, und ſuchen ſich umzuſtoßen oder unterzutauchen, und der arme Beſiegte muß nun unter dem Waſſer ſchnaubend und blubbelnd den Beifallsruf und das Klatſchen hören, welches ſeinem Sieger ertönt. Oft ſchwimmen ſie auch und wetten, wer zuerſt ans Ziel kömmt, oft rudern ſie um den Preis des Beifalls; oft ſpielen und klatſchen und plätſchern ſie nur im Waſſer, wie die jungen Gänſe und Enten, wann ihnen wohl iſt, ſprützen Waſſer mit dem Munde, wie die Tritonen, ſpringen halbnackt, zum Schrecken und zur Beluſtigung der Anweſenden, unter ſie ans Land, und ſchütteln ſich, wie die Hunde, das Waſſer ab. Und nie, wie kindiſch und unſeemänniſch es auch hergehe, verfehlen ſie die Abſicht, zu ergötzen und zu unterhalten. Ich fragte den Bedienten im Fiſcherhüttchen, warum er nicht eine ganze neptuniſche Aus-

rüstung machen lasse, daß man den Neptun mit Thetis und den Tritonen und Nereiden auf dem Wasser erscheinen lassen könnte? Aber er antwortete sehr gescheut: „Ach mein Herr, wir haben daran gedacht, aber dazu haben wir zu wenig Wasser.“ Das Hauptinteresse erhalten diese Wasserspiele durch die Personen, die sie spielen. Gewöhnlich sind es die jüngsten, schlanksten und am schönsten gewachsenen Jünglinge, die sich entkleiden und in die Matrosentracht werfen, um lüsternen Augen ihre schönen Leiber und Schenkel in den dünnen und halben Bekleidungen der leichten leinenen Gewänder zu zeigen. Laßt alte und häßliche Matrosen dasselbe Spiel weit geschickter treiben, man wird aus Neugier die ersten zwei Stunden zusehen und nachher nicht wieder kommen. Es geht hier, wie ein französischer Dichter sehr naiv von einer Blumenpflückerin sagt: Sie geht aufs Feld Blumen zu pflücken, sie findet keine und verliert, die sie mitbrachte. So geht manche hieher, Fische fangen zu sehen, sie erblickt keine, aber ihr armes Herz ist gefangen. Amor ist auch in einer Matrosenjacke gefährlich, und am schlimmsten, wann er erfroren und vom Wasser triefend kömmt; da hat er sicher Schelmereien im Nacken. Doch ich lasse diese bei ihrem fröhlichen Spiele und Aeugeln und Angeln im fischleeren Teiche, und wende mich gegen den

Pallast zum grünen Anger. Auch da wimmelts und spielt es.

Männer und Jünglinge spielen mit der alten Geschicklichkeit Ballon und Ball, nur mit der ganzen Stärke nicht, weil der Raum zu eng ist; Buben springen über Stöcke, jagen sich, werfen die Hüte in die Luft; Kinder laufen und spielen unhört an der Erde und den wenigen Blumen, welche diese Erde trägt; glücklich sind sie, wenn hier mal eine Schwalbe überfliegt, oder ein Schmetterling flattert. Es ist doch ein liebes Spielen hier und kein bös künstliches; einzelne Paare spazieren durch die Gänge und Hecken; doch sie können nur schwatzen und spazieren; noch ist keine wohlthätige Nacht über ihnen. Die Bedienten laufen und tragen Bouteillen und Tassen hin und her, gießen Oel in die Lampen, öffnen die Pavillons und Orchester, stäuben die Tanzplätze von Blättern rein ic. Drinnen im Hause ist noch wenig zu thun. Gäste und Fremde, die hier neu sind, wandern durch die leeren Säle und Zimmer, alle Sofas sind noch aufgeschlagen; nur die Billards und die Küchen sind schon in Bewegung.

So geht es die ersten Stunden, dann füllt sich der Himmel mit Sternen und der Garten mit Menschen und Lichtern. Das schimmernde und wimmelnde Leben beginnt. Nun erst strömt es von beiden Zugängen herbei. Bald sind alle Alleeen und Pro-

menaden besetzt, bald ist im Pallaste kein Sessel, kein Sofa, kein Bedienter und Aufwärter mehr frei. Man mögte gerne durchgehen, man kann nicht vor der Menge; man mögte gern etwas von Erfrischungen haben, aber man mag sich heiser schreien, es kömmt nicht, man hohle es denn mit eignen Händen; man mögte gern den Billardspielern zusehen, kaum kann man durch die Thüren dringen. So bleibt es hier, bis die Musik und zu beiden Seiten der Tanz beginnt. Dann fließt eine große Menge ab, theils um mit zu tanzen, theils um zu schauen. Auch hier giebt es wieder eine Auszeichnung. Obgleich alles, was hieher kömmt, zu den Leuten gehört, die man in Frankreich honnêtes gens und in England Gentlemen nennt, so sind hier doch im eigentlichen Sinne zwei Seiten; die rechte Seite der Tanzenden vom Pallaste ausgehend, ist die vornehmere, die linke die geringere. Nur wenn es gar zu viele Liebhaber giebt, ist diese linke Seite auch recht voll besetzt; der Glanz und die Auswahl der Tänzer und Zuschauer ist aber immer auf der rechten. Es ist eine eigne, sehr verständige Einrichtung mit den Tänzen dieser Gärten, welche Nachahmung verdient. Man hat zu den französischen Quadrillen die Plätze im Zirkel abgezeichnet. Ueber diesem Zirkel hängt, an den Bäumen des Zirkels befestigt, ein Strick herum, woran die Hauptlampe befestigt ist, und zugleich

die Nummern und Namen der Plätze bezeichnet sind. Es hängt nämlich eine Etikette aus Pappe über jedem Tanzplatze, gewöhnlich mit den Namen der Göttinnen ersten Ranges, und der Musen und Grazien beehrt. Uebrigens mögen es die alten heiligen Jungfern, die Musen und Grazien, mit ihren Namensdiebinnen ausmachen, mit welchem Rechte sie über ihren Köpfen hängen müssen. Diese Namen und Nummern sind in duplo ausgefertigt, und die nicht hängenden hat der Direktor der Musik. Er läßt die, so sich zum Tanz melden, — gewöhnlich sind deren überzählige Paare — unter mehreren Nieten die Nummern ausziehen, sie stellen sich an ihrem Platz, wenn sie ihm vorher sogleich den Tanz bezahlt haben. Eben so wird es mit den Walzern gehalten. Für so viele, als bequem in dem Zirkel tanzen können, sind Nummern unter den Nieten. Die so eine gültige erhaschen, bezahlen und stellen sich in Reihe und Glied. Man liebt diese Walzer, oder eigentlicher Schleifer, — denn man schleift meistens sehr leise — leidenschaftlich, und sie wechseln regelmäßig mit den Quadrillen, und noch jetzt können die Augen und Herzen nicht satt davon werden. Une Walse! Oh encore, une Walse! hört man alle Augenblicke rufen. Diese Liebe zum Walzer, und die Nationalisirung dieses teutschen Tanzes ist ganz neu. Erst seit diesem Kriege ist er mit dem Tabakrauchen und andern gemei-

[illegible] Moden gewöhnlich geworden. Man iſt wenigſtens ſo gnädig und herablaſſend geworden, die Schönheit des teutſchen Walzers und der teutſchen Mädchen ſich gefallen zu laſſen. Die Tänzer hier ſind junge Leute alles Standes, junge Kaufleute und Schreiber, Officiere, Angeſtellte, Fremde, die zum Vergnügen hier einige Wochen leben, und Andere; die Tänzerinnen ſind meiſtens Freudenmädchen der zweiten Ordnung, und zwar die jüngſten und hübſcheſten. Sie haben gewöhnlich ihre beſtimmten Chapeaux, die ſie hergeführt haben, und nicht leicht ſieht man eine, die nicht niedlich wäre, denn wer wollte wohl etwas Garſtiges vor allen Leuten aufführen? Hier, oder nirgends! muß man ſagen, wenn man von ſchönem und leichtem Tanz ſpricht. Wo ſo viele Augen, und in ſolchen Dingen ſo richtig ſehende Augen ſind, da wagt ſich auch kein ſchlechter, ja kaum einmal ein mittelmäßiger Tänzer auf den Platz. Dieſe Tänze unter den Bäumen — ſelten wird in dem großen Saale getanzt — ſind auch die größte Luſt des Gartens und dasjenige, was die meiſten Menſchen dahin zieht. Kaum beginnen die Muſikanten, ſo ſtrömt alles dahin und nimmt die Stühle und Bänke und Tiſche in Beſchlag, welche umher geſetzt ſind, und macht die Zugänge und Durchgänge oft ſo eng, daß es nicht möglich iſt, hinzu und hindurch zu kommen. Mancher ſitzt und ſteht ſo von acht Uhr bis zwei Uhr Nachts

und französisch allein das Zuschauens. Welche Tänzer und Tänzerinnen sind hier! Wie viele springen hier, die bei uns in den Ballsalen der Hauptstädte Ehre einlegen würden! Die Leichtigkeit und die Grazie des Tanzes gehört wohl von allen neuern Völkern den Franzosen vorzüglich. Wie gefährlich sind die tanzenden Nymphen des Palais royal in diesen Tänzen, wie verführerisch den geschmackvollen und leichten Gewändern und den zarten Bewegungen und Schwingungen der schlanken Leiber! Nie ist dies aber mehr der Fall, als bei dem Walzer, dessen Geheimnisse sie so gut einstudirt haben. Eine weichliche üppige und weichliche Musik begleitet diese hinsinkenden, in einander fließenden und ohnmächtigen Bewegungen, und ist oft bloß wie ein fernes Rieseln und Flöten. Die fliegenden Brüste, die schmachtenden Augen, das Taumelnde und Satte und dem magischen Scheine der Lichter und dem Wiederscheine der grünen Blätter begleitet, haben so viel Weichlichkeit und Wohllust, daß man unter den Zuschauenden manchen Seufzer und manches leise Ach! vernimmt. Sie fühlen zum Theile, wie es ist, und ein artiger Mann, der mit seinem niedlichen Weibe einmal neben mir saß, und mit dem ich schon mancherlei Worte gewechselt hatte, sagte: „Wenn ich eine Tochter von sechzehn Jahren hätte, würde ich sie nicht hieher führen.“ Ni moi ma femme, sagte ich ihm darauf. Sie lächelte

und ſagte: „Sie ſprechen, wie ein Teutſcher; die Franzöſinnen ſind nicht ſo ſchwach.“

Um dieſe Wunderplätze iſt freilich das gröſte Gedränge und Getümmel, wohl auch noch darum, weil da die meiſten Mädchen und Weiber zu beſchauen, und gelegentlich zu erobern und heimzuführen ſind; aber auch im Pallaſte iſt es ſchimmernd und munter; in den matt erleuchteten Alleen ſpaziert und flüſtert und liſpelt es, in den Labyrinthen, die mir von ferne her einen ſchwächern Schein haben, verirrt es und in den Grotten verliebt es ſich. Alles iſt rege und lebendig, und man kann kaum ſeinen Fuß vorwärts ſetzen, ohne auf Menſchen zu treten. Freilich ſo leicht flieht hier keiner vor fremden Tritten auf, aber doch ſtört man zuweilen in den einſameren Gegenden Paare auf, die wohl nicht ſicher zuſammen ſeyn mögten. So ging es mir und einem ſchwediſchen Landsmanne, einem jungen Arzte, einmal. Wir machten zum Spaſſe auch ſo eine kleine Buſchjagd, und manches Hüdlein war ſchon ſeitwärts abgeſprungen, als einer, der ſehr lange Ohren haben mußte, die jedes Geräuſch leicht mit Schrecken füllt, einen heftigen Abſprung aus ſeinem Lager machte, und, ehe ſich zu beſinnen und umzuſehen, gerade in einen der Teiche rannte. Wir hörten das Plumpen und machten uns fort. Das war doch eine fatale Abkühlung, wenn der arme Schelm anders wirklich

ſchon wahre Lager geworden war. Um dieſe Zeit der ſpäteren Dunkelheit ſetzt auch manchen über die Stäkete; wer indeſſen nicht Beſcheid weiß, kann leicht zu Schaden kommen, denn um der einen Seite läuft ein kleiner Graben mit einer Dornhecke. Dieſe Lebendigkeit des Gartens verbreitet ſich noch auf die Nachbarſchaft. Viele ſehen bis zehn, elf Uhr auf den Elyſeiſchen Feldern und gucken hinüber, oft ſitzen die nächſten Bäume voll Zuſchauer, die auf den Tanz und das Gewimmel hinabſehen, und wenn man zum Pförtchen hinausgeht, muß man noch oft mit unſichtbaren Händen zwiſchen den Bäumen kämpfen, und deſto ſchlimmer kämpfen, weil es weiche und ſchmeichelnde Hände ſind, die man nicht mit harter und grober Fauſt von ſich ſtoßen darf.

Von dieſem freundlichen und niedlichen Elyſée gehe ich etwas weiter die Felder zurück, ſo ſehe ich vor einem Pförtchen, welches die lockende Aufſchrift hat: Bal champêtre à la chaumière. Ich, der immer die kleinen Freuden und Vergnügungen der guten Landleute geliebt hat, gehe flugs in das Pförtchen ein, um zu ſehen, wie es bei dieſem ländlichen Ball in der Strohhütte hergeht. So ein Ding hat in dem Glanze und der Feinheit von Paris einen doppelten Reiz, und ich bin einer ähnlichen Aufſchrift zu Gefallen auf den Boulevards oft in den Café champêtre gegangen, wo das einzige Ländliche hatte, daß man hinter dem Hauſe auch

unter ein Paar Bäumen seinen Kaffe trinken konnte. Ich fand denn auch hier ein kleines Gärtchen mit Bäumen und Sträuchen, und der Vollständigkeit wegen auch mit einigen elenden Frauen aus Stein und Holz, die billig so einen Bauergarten nicht entstellen sollten. Nahe am Abbrechen stand ein längliches Gebäude mit einem Strohdache in Form einer Ziegelscheune, unten einige Ellen hoch offen, und in der Mitte gleichfalls mit einem offenen Eingang. Alles war auch drinnen scheunenmäßig genug, ohne die geringste Verkleidung der Balken, Sparren und Latten. Rund umher standen Bänke und Stühle, und in der Mitte war über der zum Tanze glatt geschlagenen Leindiele ein Zelt ausgebreitet, welches den Lichtern wehren sollte, nicht so leicht an das Stroh zu gerathen. Weiterhin stand noch eine andre Chaumière, eine kleine Stehhütte mit einem ländlichen Schornstein und mehrern Zimmern, worin der Besitzer und Wirth wohnte, und für die Gesellschaft gekocht und gebraten und geschenkt ward. Es ging in diesem Garten nach seiner Art und seinem Geschlechte auch ganz lustig her. Was in den Tanzhäuschen linker Hand an den elisäischen Feldern keinen Platz mehr fand, was wegen des Eintrittsgeldes nicht in die Nachbargärten kommen konnte, weil es nur dieses Geld an Musikanten und Erfrischungen zu setzen hatte, das ging hier frei ein, und ließ sich den etwas schwe-

ren Tanz auf dem geſtampften Lehm und die noch ſehr lichten und ungünſtigen Gebüſche dieſer neuen Anlage nicht verdrießen. Ich fand hier, wann ich auch einging, unter den Tänzern vorzüglich viele Mohren, Mulatten und Quarteronen, die es den beſten und flinkſten Franzoſen im Springen gleich thaten. Schon oben habe ich es berührt, wie die Revolution dieſe Menſchen mit allen übrigen mehr verbrüdert und gleich geſtellt hat, und wie ſie ohne Anſtoß und Aufſehen unter den feinſten und gebildetſten Weißen einhergehen und umgehen. Sie ſind in dem Rufe, bei dem ſchönen Geſchlechte wegen gewiſſer Vorzüge des Muthes, und der Präſtanz, viel Glück zu machen und manchen Stuzer mit Roſen- und Lilienwangen auszuſtechen, und man muß es ihnen laſſen, daß ſie zum Theil äußerſt nervigte und muſkulöſe Körper und in dem Geſichte einen Ausdruck von Feuer und Muth haben, die auf das ſchwache Geſchlecht ſelten ihre Wirkung verfehlen. Daß dieſe Halbracе von Franzoſen, Indiern und Negern nicht kopflos, noch muthlos iſt, beweiſen die vielen farbigen Officiere unter der franzöſiſchen Armee. Auf dem Tanzplatze nehmen ſie ſich auch nicht übel aus, und thun es an Geſchwindigkeit und Behendigkeit des Leibes oft den Franzoſen zuvor, wenn ihnen gleich immer die leichte Grazie fehlt, wodurch einen Fremden oft ein Lakai und Friſör entzückt. Sie kennen auch ihre Vorzüge wohl und wiſſen ſich gel-

lend zu machen. Mit Erſtaunen habe ich es anfangs geſehen, wie ſie im Tanze die niedlichſten und hübſcheſten Dirnen gewöhnlich für ſich haben. Es muß mehr als Neugier ſeyn, was die Weiber ſo zu dieſen Andersgefärbten hinzieht. Man kennt die Gewalt, die ein Mohr, oder verkrüppelter Zwerg, am Hofen oft über Königinnen und Fürſtinnen gehabt hat; brachte nicht ſelbſt des großen Condé Weib einen gelben Pygmäen zur Welt, von dem der Stachelwitz der Pariſer ſagte, er ſei der Sohn eines kleinen Mulatten, welcher der Herzogin die Schuhe putzte? und dieſer Condé war doch wohl ein Mann, den ein Weib mit Stolz in die Arme nehmen konnte.

Ich war nicht wenig verwundert, als ich hier zuerſt eintrat, da ich eben in Eliſée eine Runde gemacht hatte, alles beinahe auf demſelben Ton zu finden, wenn man die Eleganz der Häuſer und Kleider abrechnet. Man nimmt ſeine Bouteille Bier und Cyder mit eben dem Anſtand, ſitzt mit eben der Miene bei ſeiner Knackwurſt und ſeinem Butterbrode, als man im ehemaligen Pallaſte Montesquiou (dieſen gehörte ſonſt Eliſée) ſein Gefrornes und ſein Schälchen Erdbeeren und ſeinen Ananas einnimmt. Alles iſt Artigkeit und Anſtändigkeit, ſelbſt der freie Tanz wird nie frech, noch das freie Leben ruchlos. Die drinnen in der Chaumière ſitzen und eſſen und trinken, bewundern und be-

klatſchen den Tanz, und machen ihre Anmerkungen über die Tänzer, andre halten eine ordentliche Abendmahlzeit in einem Zimmer des Hauſes, wo die Freude des Weines rund geht, und die müden Nymphen ſich von ihren Schäfern traktiren laſſen. Damit nichts fehle, ſo hängen an den Sträuchen, die meiſtentheils erſt ſeit einigen Jahren angelegt ſind, hier und da ein Paar trübe Lämpchen, die andeuten, daß auch hier Illumination iſt. Einzelne Paare gehen umher ſpazieren, die Statuen und die Erleuchtung zu bewundern, und die ſchönen Irrgänge und Lauben zu preiſen. Die Bänke ſind mit Verliebten beſetzt, und die dort nicht mehr ſeß werden können, gehen und ſeufzen ſtehendes Fußes zum Mond und zu den Sternen empor. Man glaube nicht, daß die Liebe der Franzoſen unter dieſen kleinen Leutchen, die hier ihre Freuden wohlfeiler finden, ihren Karakter verleugne. Die verächtlichſte Hure fodert zu gewiſſen Zeiten Zurückhaltung und den Schein des Anſtands; ſie will noch zuweilen ein Paar zärtliche Worte, dringende Klagen und Bitten und zerſchmelzende Seufzer hören. Kunſtmäßig ächzen ſich hier noch oft die Lügen des Gefühls vor, die nie die ſüßen Nachtigallentöne einer reinen Liebe vernahmen. In dieſem Dämmerlichte macht eine welke Blume, worin ſchon der Krebs ſitzt, noch die Knoſpe, die bebt, jedem Zephyr und Sonnenſtrahl ſich aufzuthun; hier ſteht noch ein

gequälter Pomadier um einen Kuß, der lange nicht mehr gezündet hat. Dort streckt ein Frisör die bunten seidnen Beine in einer Laube zu den Knieen seiner Schönen hin, und ruft: Jusqu' à quand me desespèrerés vous? So ist die Farbe des Umgangs auf das Sonderbarste mit der besten Welt von Paris verwandt. Man glaubt anfangs eine Parodie eines guten Schauspiels zu sehen, bis man merkt, daß diese Leute im Ernste so spielen. Es ist von allen Späßen der größte Spaß, vom Kleinen das Größte, und vom Groben das Feinste im Ernste dargestellt zu sehen; aber es ist zugleich ergötzend und angenehm, den zarten Sinn dieses Volkes für alles Schöne und Zierliche des Lebens, selbst auf dieser untersten Stuffe zu sehen. Welcher gebildete Mensch kann es nur eine Viertelstunde in einem Garten und einer Tabagie aushalten, wo der liederliche Pöbel von Berlin, Wien und Pest sein Leben hat. Die Pariser sind vielleicht noch verdorbener, aber sie können nie so gemein, noch ekelhaft werden, als der teutsche und englische Pöbel. Auch hier wird oft bis an den hellen Morgen getanzt, spaziert und geschenkt; auch hier ist der Strudel ab und zu, und wo ist eine Gelegenheit so schön, als die dichten und unerleuchteten Bäume der eliseischen Felder? Der Inhaber des Gartens versicherte mich, er habe Nächte, wo er 500 bis 600 Franken einnehme. Sein Vater habe bloß das

Häuschen und Gärtchen gehabt, und sei als ein armer Gärtner gestorben. Er hoffe, hier nicht lange Jahre zu bleiben, sondern bald mit dem Erspariem eine größere Wirthschaft anzufangen.

Weil ich nun einmal auf dieser Seite der Stadt bin, so scheint es mir nicht unrecht, noch zweier Oerter zu gedenken, die freilich außerhalb der Ringmauern von Paris liegen, aber wegen des täglichen Umgangs mit mehrern Tausenden von Parisern, und wegen ihrer Berühmtheit auswärts, wohl einige Worte werth sind. Diese Oerter des Vergnügens, die man gleichsam noch zur Stadt rechnen kann, weil sie vom Mittelpunkte derselben so nahe liegen, sind

Das Hölzchen von Boulogne und die Bagatelle.

Dieses Holz von Boulogne liegt nahe an der Vorstadt Chaillot, und etwa tausend Schritt von der Barrière des Sterns ist die Einfahrt in dasselbe. Es ist eine geräumige und sandige Fläche, größtentheils mit Eichen, einigen Tannen, und allerlei Gesträuch bedeckt, welche zum Theil wild, ohne die Scheere und Künstelei eines Gärtners fortwachsen, zum Theil aber behauen und gestutzt, und in Hecken, Lauben und Gänge abgetheilt sind. Der Boden und die Bäume sind am besten mit dem Berliner Thiergarten zu vergleichen, nur daß die

ser seinem schönen Strom zur Seite, und außerdem manches Wasser hat, da hier hingegen das Wasser sehr selten ist. Die Natur hat für dieses Hölzchen äußerst wenig gethan, es ist ein sehr gewöhnlicher Wald, der sogar der Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Holzarten entbehrt, und nur die Menschen, die darin wimmeln, können ihm einiges Ansehen geben. Er ist rings mit einer hohen Mauer umgeben, und mehrere Thorwege führen zu verschiedenen Seiten hinein, die jetzt gewöhnlich Tag und Nacht offen stehen. Vormals hatten sie ihre Wächter, als das ganze Holz noch zu einem Park bestimmt war, worin die Menschen nur unter Hirsche und Rehe als Gäste kamen. Diese edlen Thiere sieht man hier nun nicht mehr; sie haben mit dem Königthum ihre Versorgung und Sicherheit verloren. Mehrere Theile dieses Hölzchens sind ganz wild, und werden höchstens nur von verlornen Kindern der Freude besucht, welche die Einsamkeit lieben. Diese tragen ganz den öden Karakter einer Haide an sich, und zeigen nur kümmerliche Eichen, und unten Gestripp, Farrenkraut und Haidekraut. An andern Stellen hingegen machen die Menschen und ihr lebendiges Wimmeln das schön und anmuthig, was seiner Natur nach nie anmuthig werden kann. Da sind mehrere Häuschen, als Kaffehäuser, Tanzsäle und Tabagieen eingerichtet, mit niedlichen Gärtchen, grünen Hecken, offenen Plätzen, Re-

gelbahnen ꝛc. Stühle und Bänke ſtehen an kleinen Tiſchen unter den grünen Eichen umher. Alles iſt im fröhlichen Leben und Strudeln, und läßt die traurige Einförmigkeit der Gegend vergeſſen. An ſchönen Nachmittagen iſt hier oft die Fortſetzung von dem ganzen Leben auf den elyſeiſchen Feldern. Die Häuschen ſind drinnen und draußen gedrängt voll, Karoſſe an Karoſſe, Fiaker an Fiaker, Reitpferd an Reitpferd halten in langen Reihen. Man winkt, man tanzt und ſpielt, ſpaziert und zeigt ſich unter den grünen Bäumen, vergißt bei dieſem ſeltnen Wehen der Landluft alle Etikette, wirft den Rock weg ſich, oder ſchürzt ihn auf, klettert und ſpringt und thut bäuriſch. Oder haßt man die bunte Menge, ſehnt man ſich in die Stille und Einſamkeit, hat man ein zärtliches Herz, das der ſtillen Natur ſtill beichten, und ſcheue Geheimniſſe offenbaren will, hat man ein ſüßes Bedürfniß, das keine Zeugen des Glücks und der Schwäche leidet, und ſelbſt in den flüſternden Halmen und rauſchenden Blättern einen Verräther fürchtet — o nicht weit, und dichte Tannen und Eichenzweige, verſchwiegenes und düſtres Laubwerk umſchattet einen bepolſterten Raſen, wo ſich am liebenden Herzen ſo ſüß die ganze Welt vergißt. Wo man ſo zwanglos, ſo unſchuldig, ſo unbekannt und unbeobachtet unter der Menge lebt, iſt es keine Sünde, ein wenig ſeitwärts zu gehen. Indeſſen giebt es Schelme, die

ſich wohl mal einen Spaß machen, und nachlauern, wo die Schleicher bleiben; doch will ich es keinem rathen, ſich darauf oft einzulaſſen. Es iſt von mehrern Seiten gefährlich, und man riſkirt wenigſtens, was ein jeder riſkirt, der einen Dieb oft glücklich fehlen ſieht, ſelbſt ein Dieb zu werden.

Es iſt hier an ſchönen Tagen ein herrliches Sauſen und Brauſen, und ich habe, um dies recht bis auf den Kern mit anzuſehen, ein Paar Tage eigentlich für dieſes Holz ausgeſetzt. Schon um neun und zehn Uhr Morgens kommen manche liebenswürdige Bruder liederlich mit ihren Freundinnen und Mätreſſen hieher, um den Geſundbrunnen im Freien zu trinken und der friſchen Luft zu genießen, auch wohl, um einmal ein derbes und ländliches Frühſtück zu halten. Dieſe wandern hier im reizenden Negligé herum, und ſind noch einſam. Zwiſchen den Stunden von zwölf bis vier Uhr kommen mehrere, die bloß eine Promenade hieher machen, die gewöhnlich zu Pferde, oder Wagen längſt den Boulevards anfängt, durch die elyſeiſchen Felder hieher, und oft noch weiter in die nächſten Dörfer geht, wo Milch, oder ein Täßchen Chokolate getrunken, und dann wieder in die Stadt zurückkutſchirt wird. In dieſer Zeit, aber auch in der Abenddämmerung, wird dieſes Revier auch vorzüglich zu Amors loſen und verbotenen Diebsſchlichen benutzt. Nirgends geht dies ſo ſicher

und leicht an, als hier und in den ſchönen nahen Dörfern Manteuil und Neuilly an der Seine. Der niedlichen Häuschen ſind in Menge, wo für ein Paar Menſchen wohl ein Stübchen, oder Gartenhäuschen zu haben iſt. Was kennt der Wirth ſeine Leute, und was kümmert er ſich darum, ob man in Geſellſchaft, oder allein ſeyn will. Die ganze Gegend hier herum, vorzüglich die beiden ſchönen nahe gelegenen Dörfer, die ich eben genannt habe, mit ihren netten Landhäuſern und Gärten an der Seine, ſind recht zu dem Freuden des Landes und der Liebe gemacht, und es iſt alſo nicht unrecht, daß man dieſe Winke der Natur nicht unbenutzt läßt. Nirgends ſollen Amors Ausflüchte aufs Land und in das Hölzchen häufiger ſeyn, als wann die Theater ſich öffnen. Wie manche Frau und manches Mädchen geht in die eine Thüre des Schauſpielhauſes ein und aus der andern wieder heraus, um ſich mit dem beſtellten Feinſtliebſten in einen Wagen zu werfen! Man füllt die Zeit aus, die das Stück währen kann, weiß mit ſeinen vertrauten Leuten Beſcheid, und iſt zur richtigen Stunde vor den Augen derer, denen man von ſeinem Betragen Rechenſchaft geben muß. — Sobald die Glocke fünf ſchlägt, iſt die Straße, die in dieſes Hölzchen und nach den ſchönen Dörfern etwas weiter hin führt, mit einer langen Reihe von Wagen und Reitern bedeckt, die hin und her fahren und reiten. Da

iſt es an trockenen Tagen unmöglich, durch den Staub zu kommen, und wer in einem anſtändigen Aufzuge vor den Leuten erſcheinen will, muß durchaus einen Wagen beſteigen. Wie es in der Straße raſſelt und donnert und ſchreit und flucht, ſo iſt es drinnen unter allen Büſchen und Bäumen laut es und fröhliches Leben. Das meiſte Mittelmäßige und Schlechte hält bis gegen Abend ſo an; das Vornehme und Feine bleibt nur ſeine Zeit, und lauert ſeine Gelegenheit und ſein Glück ab, um nachher nach den ſchöneren Gärten an der Seine, oder nach der Bagatelle noch einen Ausflug zu wagen.

Der Fremde kennt das Hölzchen von Boulogne aus den Zeitungen am meiſten wegen der Duelle, die hier gewöhnlich abgemacht werden. Neulich verlangte es, daß Mercier, der mit einigen Gliedern des Nationalinſtituts Händel gehabt hatte, ſich an einem beſtimmten Tage mit ihnen im Hölzchen ſchlagen wolle. Einer ſeiner Feinde, deren er ſehr viele hat, machte darauf ein ſehr boshaftes Epigramm, worin er jeden warnte, dieſen Tag Amors Waffen in dieſen Büſchen ruhen zu laſſen, weil es zu fürchten ſei, daß die ausgejagte Seele dieſes Murrkopfs in einen der neufabricirten Leiber fahren möge. Seit Jahrhunderten iſt dieſes Holz der Kampfplatz der Ehre, und hier iſt ſicher Blut von allen Nationen Europens gefloſſen. Doch fürch-

ist man hier keine Gespenster der Erschlagnen, und grade im Dunkeln schleichen die Menschen hier am meisten allein. Jetzt ist hier indessen lange nichts Blutiges und Merkwürdiges vorgefallen, und die Wuth, sich einander um eines schiefen Blicks und schnöden Wortes willen das Blut abzuzapfen, soll seit der Revolution sehr aus der Mode gekommen seyn. Der Hauptgrund ist wohl, weil so viel hochmüthiger Adel und so viele Officiers nicht mehr hier sind.

Als einen Theil des Hölzchens von Boulogne, und zwar als den schönsten Theil desselben, kann man die Bagatelle ansehen. Ihrer Lage nach gehört sie noch mit zu ihm, ihrer Natur nach ist sie ihm so wenig verwandt, als die Wüsten Syriens seinem lieblichen und quellenreichen Damaskus. Diese Bagatelle liegt an der südwestlichen Seite des Holzes von Boulogne an der äußersten Ecke, und macht ihrer Lage und Beschaffenheit nach ein eigenes und liebliches Plätzchen für sich aus. Sie ist von allen vormaligen Schlössern und Landhäusern der königlichen Familie das nächste bey Paris, und seiner Anlage nach das jüngste und lieblichste. Hier nur sieht man nichts mehr von dem bunten Geschmack des Le Nôtre, sondern die Engländer haben mit ihren Parks und offenen Aussichten das Muster zu diesem lieblichen und natürlichen Kinde der Kunst gegeben. Es war der verschwenderische,

liederliche und prachtliebende Bruder des letzten Königs, der Graf von Artois, der sie dies Plätzchen für seine ländlichen Freuden wählte, und es mit Geschmack verschönern ließ. Hier pflegte dieser Prinz seinen ungeheuren Wohllüste, die Frankreich so viele Millionen und so viel Elend gekostet haben; hier lebte er oft mit seinen Günstlingen und seinen Mätressen, wie die Chronik von ihm sagt, nach dem Beispiel seines frühern Vetters, des Regenten von Orleans, dessen Geist aber nicht auf ihm ruhte. Dieser Prinz hatte aber bei großen Lastern die Eine Tugend, sich der Künstler anzunehmen, und das muß man an ihm rühmen, wenn es vielleicht nur aus Eitelkeit oder Laune geschah. Preist man ja doch Augustus bis auf den heutigen Tag, daß er sich seiner Schmeichler, Virgils und Horazens, annahm, und doch war dieser August ein Mensch von kleinem Herzen und Karakter, obgleich er nach den ersten zwanzig Jahren der Verbrechen das römische Volk gut genug zu Bärenkeiten und alle Federn für sein Lob zu bestechen wußte. Unter den Künstlern, die der Graf von Artois vorzüglich beschützte, steht der alte wackre Greis Delille oben an. Er genoß von ihm einer Pension, und kannte durch seine Hülfe, wie ein rechter Dichtervogel, in und mit dem Leben spielen. Er war oft mit ihm bei seinen Freuden, er hatte Theil an den Planen, nach welchen dieses liebliche Ba-

gatelle eingerichtet und aufgeführt wurde. Er wohnte nachher faſt ganze Monate darin in einem kleinem romantiſchen Gartenhäuschen, und beſang im Schatten der Bäume, die er pflanzen geholfen hatten die Freuden und Freuden des ländlichen Lebens, und die Früchte und Blumen des Frühlings. Hier entſtanden ſeine Gärten, hier ſeine Ueberſetzung der Georgika; hier entwarf er vielleicht den Entwurf zu ſeiner franzöſiſchen Georgika, die das Schickſal und die Revolution, die ihn arm machte, ihn hier nicht vollenden ließen; hier habe ich ſelbſt oft mit Vergnügen ſeine Gärten und die Anſpielungen darin auf ſeinen königlichen Freund und die Bagatelle geleſen. Wie lieblich ſingt er:

Et toi, d'un prince aimable, o l'asyle fidelle,
Dont le nom trop modeste est indigne de toi,
Lieu charmant! offre lui tout ce, que je lui
doisi,
Un fortuné loisir, une douce retraite
Bienfaiteur de mes vers, ainsi que du poëte,
C'est lui, qui dans ce choix d'ecrivains ou
chanteurs
Dans ce jardin, paré de poetiques fleurs,
Daigne accueillir ma muse. Ainsi du sein de
l'herbe
La violette avait auprès du lys superbe.

Solche Gärten ſollte man den groſen Dichtern, dieſen einfältigen und ſorgloſen Sangvögeln der

Menſchen, denen es im Winter meiſtens wie der Grille geht, bereiten, und ihnen ein Häuschen und Gärtchen darin bauen! Höher ſollte man die Schwalben und Nachtigallen des Nationalinſtituts verſetzen! Doch nein! jeder müßte ſeinen eignen Buſch haben; dieſe Vögel, die man Poeten nennt, vertragen ſich ſelten neben einander.

Dieſe niedliche Bagatelle iſt ein kleines Wunder der ſandigen Waldebne, ſo ragt ſie an Anmuth und Schönheit vor der ganzen Gegend hervor. Bäume und Büſche mancherlei Art, Hecken und labyrinthiſches Blumengewinde, grüne Flächen, Anhöhen mit einem ſanften Abhange und fröhlichen Ausſichten in die ferneren Gegenden, ſilberhelle Teiche und rieſelnde Bäche mit Fiſchen, grüne Wieſen und Inſelchen, auf denen theils ſchöne Kühe weiden, theils Heu gemacht wird, Schwäne und Enten auf den Waſſern, ſingende und zwitſchernde Vögel in den Büſchen — und dieſe Dinge alle künſtlich bereitet, aber ohne die Mienen einer feilen Kunſt — machen das Ding zu einem Paradieſe. Weiſe und ſparſam iſt man mit Grotten, Einſiedeleien und Tempelchen geweſen, welche, in den Umfang einer Meile verſchloſſen, gewöhnlich gar zu künſtlich neben einander ſind. Eine prächtige Ville, deren Inneres noch von dem Geſchmack und der Ueppigkeit des alten Beſitzers zeugt, liegt am weſtlichen Rande nahe an der Mauer auf einem

grünen Angon, mit hellen Teichen umgeben. Von da hat man eine freie und freundliche Aussicht auf eine schöne Landschaft, und etwa eine Viertelmeile davon erhebt sich ein lachender Hügel mit Büschen und wogenden Kornfeldern, der auf seinem Gipfel die Karthause vor Paris mit ihrem Kalvariberge trägt. Diese Karthause, woran jetzt kein Fenster mehr ganz ist, wird bald als Ruine einen für diesen Park noch mahlerischeren Anblick geben. Kurz, nächst dem einfältigen St. Cloud mit seinen himmelhohen Bäumen an der Seine, und dem wilden an, aber von Paris zu entfernten, Erkienonville, würde dies immer mein Lieblingsplätzchen bleiben, um so mehr, da man in einem halben Stündchen von Paris dahin kommen kann. Freilich das Menschengewimmel und Getümmel würde dem frommen Einsiedler der Natur hier oft lästig werden. Er müßte früh aufstehen, und den Vormittag dem Umgang mit den Vögeln und Blumen und Bäumen, und den Nachmittag den fröhlichen Menschen widmen, die diesen Ort zu besuchen kommen.

Man hat, um nicht alles Gesindel in diesen noch jetzt aristokratischen Garten einzulassen, ihn einiger Maaßen gesperrt, weil jeder, der hinein will, am Eingange 15 Sols, oder vier Groschen, zahlt. Obgleich dies eine, auch kleinen Leuten eben nicht unerschwingliche, Summe ist, so sieht man hier doch selten andre, als gebildete und elegante

Leute, und auch dieſe ſelten früher, als fünf, ſechs Uhr Abends. Sie bleiben gewöhnlich nur bis Sonnenuntergang, wo nicht einige der Schatten zu ſüßeren Freuden nöthig haben. Der Ton iſt fein und zierlich, wie in Tivoli, doch genirt man ſich hier weniger. Wenn man ausſpaziert, und einzelne ſeine Geheimniſſe den Büſchen und Blumen zugeflüſtert hat, ſo verſammelt man ſich in und um die reizende Villa, erquickt ſich an Speiſe und Trank, die hier vortrefflich, aber auch am theuerſten in ganz Frankreich ſind, ſpaziert dann auf dem grünen Raſen und der Terraſſe, die nach der Karthauſe hinſieht, oder lagert ſich auch ländlich neben einander im Graſe, und ſieht, wie auf den Teichen die Waſſerluſtigen Jünglinge und Weiber rudern und plätſchern. Denn auch auf dieſen größeren Teichen rudert und ſpielt man in Kähnen, wie im Eliſée, doch wirft man ſich nicht in Bootsmannstracht, noch ſchwimmt und taucht man im Waſſer herum. Dieſe Teiche ſind zu tief, als daß ſich jeder ſo gefahrlos ins Waſſer ſtoßen und ſchnellen könnte. Zuweilen indeſſen hat man bei dieſem Spielen wohl ſo ein kleines Waſſerbad erlebt. Man erzählt ein ſolches Anekdötchen von der berühmten Contat. Auch dieſe machte ſich in ihrer Blüthenzeit und in der Blüthenzeit der Prinzen, einmal mit einigen Geſellen in einem Kahne luſtig, und ſie gaukelten ſo lange, daß der Kahn umſchlug. Der Graf Artois, der ſich unter den

Zuſchauern befand, ſtürzte ſich wie ein ächter Ba-
latin ins Waſſer, die Schöne zu retten, obgleich
er kein Schwimmer war. Nun mußten andre nach,
um ihn und die Schöne mit ihren Geſellen heraus-
zuhohlen. Dieſer Waſſerſprung, ſagt man, war
hülfreich. Lange hatte er umſonſt mit allem ſeinen
Volke um ſie gebuhlt. Jetzt aber ließ ſie ſich nur
in die Villa bringen, entkleiden, und nach der
Angſt und dem kalten Bade erquicken, um nachher
die Liebe des Ritters zu belohnen.

Um dieſe Teiche, und auf dem grünen Anger
vor der Villa, kann man faſt alle Abende einen
Theil der ſchönſten Jugend von Paris ſehen, die
ſich, um deſto ſchöner und liebenswürdiger zu er-
ſcheinen, nachläßig und tändelnd ins Gras hinwirft,
freundlich und zärtlich nach Blumen und Bäumen,
ſchmachtend nach Waſſer und Sonne ſchaut, Kränze
aus Halmen und Kräutern windet, und Schmetter-
linge jagt, eigentlich aber ganz andre Dinge ſucht
und ſinnt und erſchaut und erjaget. Vorzüglich
häufig habe ich die teutſche Jugend von Paris hie-
her luſtfahren ſehen, wohl, weil der Ort ſo eine
gewiſſe einfältige Teutſchheit an ſich trägt. Doch
du liegſt ſchon weit hinter mir, lieblicher Aufent-
halt der Nymphen und Liebesgötter, und wohl nim-
mer wieder ſcheuche ich abendlich aus deinen ſchat-
tigen Büſchen und Lauben ein liebendes Paar auf,

das ſich aus dem Staube der Stadt mit ſeinen ſüßen Schmerzen hieher flüchtete.

Die Theater, und Spiele auf denſelben, nebſt einigen Anhängſeln.

Die Revolution hat, wie über ſo viele andere Dinge, ſo auch über das Theaterweſen der Franzoſen bei den Fremden ganz neue Meinungen in Gang gebracht. Es giebt immer noch Leute in Menge, die es ſich gar nicht wollen ausreden laſſen, daß mit dem häufigen Ausrufen der Wörtlein Freiheit und Gleichheit nicht bloß die Menſchen, ſondern auch die ganze Natur ſogleich anders werden mußten, doch ſo anders werden, daß man es von einem Beſſerwerden erklären kann. Es liegt freilich in vielen Dingen und Worten eine Zauberei die Erſtaunliches leiſtet; aber man muß bedenken, daß jede Zauberei und die Verblendung und der Enthuſiasmus, die ſie zur Folge hat, nur eine Zeitlang dauren können. Ein Wahnſinn, ein heißes Fieber können einem ſchwachen Weibe, einem entnervten Greiſe auf Augenblicke, ja wohl auf Tage Rieſenkräfte und Munterkeit der Jugend wiedergeben; aber wenn das Brauſende dieſes Zuſtandes niederſinkt, ſo folget deſto größere Erſchlaffung und Ermattung. Eine ſolche Krankheit für ein Volk iſt eine Revolution, eines der ſchlimmſten Fieber, worin die gährenden Elemente und Staaten

fallen können. Unvernünftig haben gar viele Leute alle Begriffe verwirren und vermischen gelernt in dieser verwirrten und aus den Angeln gerissenen Zeit. Man hat von einer plötzlichen Regeneration der Dichtkunst, des Theaters und aller Künste nicht allein gehofft, sondern gesprochen, als sei sie schon da. Wie thöricht! Große Thaten kann eine Revolution thun, große Werke hervorbringen kann sie nicht. Dies liegt in der Natur der Sache, welche die Sprache weise bezeichnet. Die That ist das leicht gemachte und eben so leicht und schnell geborne Kind des zusammenwirkenden Zufalls, den einer oder mehrere Menschen mit ihrer Kraft ergreifen und zum Gebähren zwingen. Aber nie hat der Zufall, nie hat der plötzliche kräftige Entschluß ein Werk geboren. Die That entsteht im Toben und Strudeln, wie im stillen und gleichen Fortschreiten der Stunden, das Werk will die Ruhe und Gleichmüthigkeit der Betrachtung und Beschauung; es will die stille Zeit, die langsam, aber herrlich vollendet, was eine Ewigkeit hoffen soll. Auch schaue man nur ein bischen umher, und sage uns dann, wie es steht. Was hat die französische Nation in zehn Jahren für die Kunst Großes geliefert? Für alles, was sie in wenigen Sekunden der Wuth uns vernichten und zerschlagen sehen? Der Krieg und die Revolution sind nirgends und nie die Ammen der Kunst gewesen, aber wohl können

in ihnen Keime für künftigen Flor der Künste liegen, und daß dem also sei, wollen wir auch hier nicht leugnen. Was können die Künste in Frankreich nicht hoffen, wenn einmal der Friede Europa wieder beruhigt! Zu geschweigen, daß die Revolution vielleicht manches Faule hat zu Boden sinken lassen, und manches Kräftige und Gute aufgerüttelt hat, zu geschweigen des Schwunges und Stolzes, den die Nation dadurch erhalten muß, daß das vereinte Europa sie nicht hat bezwingen können, noch bezwingen wird; welche Hülfsmittel hat nicht ein neues Kriegsrecht aus Italien, Teutschland und den Niederlanden zusammengeschleppt, wie sie hinfort kein Land haben wird, wenn man auch die Schätze der Künste und Wissenschaften aus den übrigen Ländern Europens zusammen an Einen Ort brächte! Jetzt erst sagt man mit Recht, es ist nur Ein Paris in der Welt. Europa hat jetzt ein Recht, auch in den Künsten Großes von den Franzosen zu hoffen, wie sie die Spötter von Rosbach und der Regierungszeit der Pompadour her lange stumm gemacht haben. Wie sie diese Hoffnungen und Anfoderungen der übrigen Welt erfüllen werden, das steht zu erwarten. Wir wollen sehen, wie es jetzt mit dem französischen Theaterwesen steht, und ob es durch die neueste Geschichte der Zeit mehr vorwärts, oder rückwärts gegangen ist.

Wir werden bald hören, daß hier, wie faſt bei allen andern Künſten, die ausgenommen, welche den Menſchen helfen, einander die Hälſe zubrechen, der Krebsgang eingeſchlichen iſt, eine unvermeidliche Folge nicht allein der Revolution, ſondern auch des Krieges. Man denke an die zahlreichen Höflinge, an den reichen und üppigen Adel, und die hohe Geiſtlichkeit des Landes, die bisher ihr Geld zu verzehren und ſich zu deſennuyiren kamen; man denke an etwa 50000 Fremde, die aus allen Ländern entweder in Geſchäften, oder zum Vergnügen hier zu leben pflegten, welchen Menſchenhaufen hat man da beiſammen, und zwar grade denjenigen, der die Schauſpielhäuſer und Gärten und Promenaden füllt, und den Damen und Huren von Paris Unterhaltung und Brod giebt. Der Adel und die hohe Geiſtlichkeit iſt bis jetzt durch die Regierung und Repräſentanten und ihren Anhang nur ſchwach erſetzt, und jetzt am wenigſten, wo den Reichen wieder eine Art von Proſkription droht, und alſo jeder die Larve der Mittelmäßigkeit umzuhängen gezwungen iſt, der ſonſt noch wohl Aufwand machen würde. Wie viele Ach! und O! ſind den alten Ducs und Märquis und Abbés aus dem Munde der Kaffehäusler, Schauſpieler, Tänzer und Spielerinnen und Tänzerinnen nicht mit Recht über den Rhein und den Kanal nachgefolgt! Mit den Fremden verhält es ſich nicht viel anders.

Wenn hier gleich immer noch viele Fremde sind, selbst von den Nationen, die mit Frankreich im offenen Kriege leben, so sind das doch keine, die auf das Sinken und Steigen der Actien Einfluß haben, sondern kleine und unbedeutende Menschen, die etwas gewinnen, oder sehen und lernen wollen, wie ich und meines Gleichen; keine, oder wenige von denen, die das Mark der Knochen und der Güter zu verdünnen nach Paris kommen. Was ritterbürtig und stiftsfähig ist, kann unter diesem Pöbel, der gar keine Geburt mehr zu achten versteht, jetzt nicht glänzen, ja ist noch wohl seiner Insosenz ausgesetzt. Es bleibt also daheim, bis die Zeit kömmt, wo es ihm einmal wieder das neue Schauspiel von Wappen und Livreeen geben kann. Und wenn auch von diesem alten und reichen Adel hieher kömmt, so fällt doch aller Reiz und alle Veranlassung, Aufwand und Aufsehen zu machen, bei ihm weg, um so mehr, da er sich dadurch hier keine angenehme Stunden machen kann.

Die Vorliebe des Pariſers für alles Spiel und für den angenehmen Müssiggang ist freilich groß, aber sie kann das Unmögliche nicht möglich machen. Selbst der mäßige Magen des Franzosen hat doch das erste Recht an seine Ausgaben, und die Augen und Ohren und die andern ergötzbaren Sinne sind immer erst die zweiten. Die großen Reichen und die prächtigen Fremden haben nicht ersetzt werden

können. Manche Theater sind fast eingegangen, wenn man ihre Spieler und Zuschauer mit den alten vergleicht; viele Unternehmer sind während der Revolution verarmt; ja die Regierung ist genöthigt, denen, welche das erste Schauspiel und die Oper übernommen haben, monatlich Zuschüsse zu bewilligen, damit diese ersten Spiele in Paris nicht eingehen. Eine natürliche Folge hievon ist, daß auch das Personale der Spieler sich mehr verschlechtern muß, wie es auf einigen Theatern sichtbarlich der Fall ist, die sonst zu den zweiten und dritten gehörten, und jetzt unter den letzten stehn; ja selbst die ersten Theater sollen seit einigen Jahren an Vorzüglichkeit viel verloren haben. Auch das läßt sich erklären, obgleich ich wünschte, es besser erklären zu können. Die Schauspieler, noch mehr die Schauspielerinnen, sehen ihren Spielraum sehr eingeengt, und können das alte glänzende Glück nicht mehr machen. Das Theater war sonst nur ihr Probeplatz, und das Gehalt für dieses Vorspiel gleichsam nur eine kleine Zugift dessen, was sie nach den Koulissen verdienten. Wie mancher Schauspieler, noch mehr aber wie manche Schauspielerin, brachte es in wenigen Jahren durch andere Dienste des Luxus zu einem fürstlichen Vermögen! Wie manche schlaue Hexe regierte unumschränkt über das Herz und die Kasse eines Mannes, in dessen Adern von dem Blute fließen sollte, das auf dem alten

Thron der Bourbons ſaß! Jetzt iſt auch dieſes ſehr beſchnitten, und das ſchadet jetzt wenigſtens noch der Kunſt, der es nie ſchaden ſollte. Ein wahres Talent ſollte nicht um ſolcher Ausſichten willen ſchneller zur Vortrefflichkeit eilen; aber es iſt leider ſo. Es iſt eine alte Erfahrung, daß aus denen, die aus allem etwas machen und bilden können, ſich auch gar zu leicht alles machen läßt, ſobald ſie von der Seite der Sinne angegriffen werden. Man kennt jetzt keine Schauſpielerin, die es wagte, nur von ferne zu einem Glanze und einem großen öffentlichen Leben aufzuſehen, wie ſie die berühmte Contat noch vor zehn Jahren hatte. Es fehlt freilich wohl nicht an Leuten, die daſſelbige mögten, was die Alten, aber nicht daſſelbige können und dürfen. Ich muß geſtehen, daß ich wenige große Künſtler geſehen habe, vielleicht weil grade die berühmteſten zum Theil abweſend waren, und in Bourdeaux, Rouen, Marſeille und andern großen Städten ein Glück zu machen ſuchen, was ſie hier nicht finden können. Denn was dieſe Art Künſtler Glück machen nennen, iſt ſehr vieles. Ich brauche die alte Bemerkung kaum aufzuwärmen, daß die meiſten der Künſtler, deren ganzes Leben darſtellend iſt, oder die durch ihren Leib darſtellen, zu den üppigſten und verſchwenderiſcheſten Menſchen gehören; alle die, deren Werke mit ihnen verſchwinden, und deren Kunſt nur durch die dank-

bare Geſchichte und das Gedächtniß ihrer Zeitgenoſſen aufbewahrt wird, als z. B. alle Virtuoſen im Saitenſpiel, Schauſpieler, Tänzer, Mimiker, Sänger. Sie ſpielen in der Regel mit dem Leben, und ſind gleich reich, ſie mögen hunderttauſend Thaler, oder hunderttauſend Groſchen jährlich einnehmen. Wenn dieſe erſten Spieler zum Theil auch monatlich 4000 bis 5000 Franken einnehmen, ſo verſchlägt das doch nichts; ſie ſind und bleiben im Druck, wo ihnen nicht der Zufall einmal eine recht fette Beute zujagt. Hier in Paris iſt es überdem bei dieſer Klaſſe aus der alten Hofzeit hergebracht, daß ſie von einigem Ruhm auf einem gewiſſen Fuß leben, ſich Equipage halten, die Gönner und Beſchützer einiger armen Autoren und Schauſpieldichter machen, witzige Geſellſchaften, und der Himmel weiß, was ſonſt nicht alles, halten müſſen, und das will ſich bei dieſen magern Zeiten nicht recht thun laſſen. Deswegen hat man auch wohl nie mehr verarmte Künſtler und Schriftſteller von wirklichen Verdienſten in Frankreich geſehen, als grade zu dieſer Zeit, wo Viele die Morgenröthe der franzöſiſchen Kunſt und Litteratur mit einem neuen Glanze angebrochen glauben, weil die große Nation ſich mit Dekreten und Edikten dafür ſo ganz beſonders ausgezeichnet hat.

Neben dieſen unvermeidlichen Wirkungen der neueſten Begebenheiten ſind auch einige, die wohl

hätten vermieden werden ſollen und können, die freilich allmälig aufhören, oder doch von ihrer Stärke verlieren; aber doch noch immer als lächerliche Geſpenſter einer lächerlichen Furcht und eines noch lächerlicheren Vandalismus herumſpuken. Man weiß, daß der raſende Pöbel in Paris Monumente und Grabmähler zerſtörte, weil ſie Königen, oder von Königen errichtet worden waren. Man weiß, daß eben dieſer Vandalismus — ich weiß keinen paſſendern Namen für dieſe Verirrung — es ſich anmaßte, die Sprache in ihren erſten Grundregeln zu verkehren, und ihr neue Geſetze und neue Worte zu geben, indem er alte eigenmächtig proſkribirte. Man wollte aus lauter Brudergeiſt nichts mehr von einem Ihr und Sie wiſſen, und alles ſollte ſich mit dem Bruderkuſſe auch das Du und der Anrede Bruder und Bürger bedienen. Man weiß, wie viel dadurch die franzöſiſche Sprache, vorzüglich die ſprechende Sprache, verlieren würde; im Teutſchen gewinnt ſie im edleren Stil durch das Du und Ihr für das Sie. Andre Worte, z. B. König, Herr, Kaiſer, Gebieter, ſollten eines freien Mannes Ohres hinfort nicht verletzen, und man ſollte ſie nur noch als Worte des Zorns und Fluchs ausſprechen dürfen. Dieſes freie Volk ſollte ferner nichts hören, was ſo klang, als könne auch ein König und Herr ein Menſch ſeyn, als könne unter ſo einem Könige auch etwas

Menſchliches und Gutes geſchehen; es ſollte ferner nichts hören, was an die alten Zeiten der Könige, an groſſe und edle Handlungen, die von ihnen und unter ihnen geſchehen waren, erinnern, was Mitleid und Dankbarkeit erregen konnte. So weit trieb man die Tyrannei der jungen Freiheit, daß man den Leuten mit Gewalt und aller Sprache und Geſchichte zum Trotz einbilden wollte, was man ſelbſt abgeſchafft habe, ſei aller Orten und immer abſcheulich und fluchwürdig. Als man die alten Religionsweiſen wegwarf, und ein kaltes herzloſes Ungeheuer der Metaphyſik, welches man Göttin Vernunft nannte, auf den Thron ſetzte, als man das Dekret, es ſei ein Gott, an alle Wände klebte und ſchmierte, und doch die Menſchen hinderte, dieſen Gott nach ihrer Weiſe anzubeten; da ging auch die Inquiſition der tollen und blutigen Vernunftherrſcher weiter, und verjagte ſelbſt aus den Spielen des Volks die unſchuldige und muthwillige Freude, und ſuchte ſie, die kein Gewiſſen hat, durch Gebote und Verbote ſchuldig zu machen. Wenn ſie, das ſpielende Himmelskind, von dieſen Abgeſchmacktheiten gleich nichts verſtand, noch je verſtehen wird, ſo mußte ſie ſchon thun, was man ihr andeutete, weil ſie die Schergen und Guillottinenbeile wohl ſah. Leute, die die Septembernächte, die die Hinſchleppung Ludwigs zum Richtplatze wenigſtens ſtumm angeſehen hatten, fühlten ſich jetzt zuerſt in

ihrem lebendigſten Leben angetaſtet und murrten, aber ſein leiſe. Durch das Gebot, alles Republikaniſche und Gleichmachende auf die Theater zu bringen, für demokratiſche und begeiſternde Stücke zu ſorgen; durch das Verbot, alles Ariſtokratiſche und Königiſche zu verbannen, und nichts auch nur Zweideutiges aufkommen zu laſſen, gab man der Kabale einen weiten Spielraum. Was ſollten die Unternehmer thun? Demokratiſche Luſtſpiele ließen ſich nicht zu hunderten aus den Aermeln ſchütteln, weil die Demokratie dem Volke bis jetzt nur Trauerſpiele gezeigt hatte, und weil die Sitten, woraus ein Luſtſpiel hervorgeht, ſich nicht ſo leicht demokratiſiren laſſen, als die Verwaltung und Verfaſſung. Trauerſpiele, voll Haſſes gegen die Eingewalt, voll verruchter Thaten, und Schickſale der Könige und Tyrannen ließen ſich leichter von der Tribune dekretiren, als ſo machen, daß ſie Voltaire, Corneille und Racine hätten vergeſſen machen können. Von allen Produkten dieſer Revolutionszeit iſt das Meiſte ſogleich bei'm Aufkommen wieder untergegangen, den einzigen Karl den Neunten von Chenier ausgenommen, der noch zuweilen gegeben wird, um den Haß des Deſpotismus einzuſchärfen. Aber auch von dieſem Stücke kann man, ungeachtet mancher Schönheiten, doch nichts anders ſagen, als daß es mehr lärmt und glänzt, als bewegt und erwärmt; es iſt ein wahres Revo-

intionsſtück, wie unſer Abällino und andere desgleichen, die eine Zeit als Irrlichter flimmern, um dann auf ewig zu verlöſchen. Keinen einzigen Schritt hat die tragiſche Kunſt gethan, ſich aus dem langen Todesſchlummer aufzurüſſen, worin ſie faſt ſeit Voltaire gelegen hat. Eben ſo wenig Erfreuliches iſt für das eigentliche Schauſpiel und Luſtſpiel geſchehen. Die kleinen Poſſen und Späße des Vaudevilletheaters und ſeiner Brüder ſind ungeachtet ihrer Urbanität und des Witzes, wodurch ſie oft ſchimmern, meiſtens bloß für ihren Tag berechnet, und gehen auch mit ihm unter; doch von dieſen werde ich weiter unten reden, ſo wie vom dem ſeltenen Phänomen, daß Kotzebue hier ſo viel Glück gemacht hat. Was war nun unter dieſen Umſtänden zu thun?

Der Vorrath war leicht erſchöpft, worin die Argliſt und Deutelei — denn das hatte man die Leute durch das Dekretiren gelehrt — nicht etwas Anſtößiges und Misfälliges hätte finden können. Einige Male konnten die Ephemeren voll guten republikaniſchen Willens mit öffentlichen Ausbrüchen des Enthuſiasmus in Hymnen und Liedern wohl gefallen; aber das konnte nicht immer währen, und man mußte endlich republikaniſch gähnen, wo man vorher ariſtokratiſch gelacht und geweint hatte. Die patriotiſchen Märſche und Hymnen, die die Regierung zwiſchen den Akten und zum Anfange zu ſpielen befohlen hatte, wollten es nicht mehr thun,

nachdem der erſte Rauſch vorüber war. Man mußte alſo auf andre Mittel denken, wie man in dieſer Preſſe ſich zwiſchen dem Geſetze und dem Intereſſe und Beifall des Publikums aufs beſte durchdrängen wollte. Was ſich von den Meiſterſtücken der Bühne nur irgend republikaniſiren ließ, das mußte unter das cymbabiſirende Meſſer irgend eines Verbeſſerers und Akkommodirers, und kam nach den Umſtänden und der Fertigkeit des Bearbeiters oder Verſchneiders beſſer, oder ſchlechter davon. Bei vielen Stücken war aber jede Umformung ſchlechterdings unmöglich; ſie mußten aufgelöſt werden, wenn ſie demokratiſirt werden ſollten, und alſo wurden ſie dem Publikum ganz entzogen. Dies traf beſonders die Trauerſpiele, und noch mehr die Opern, bei denen nicht allein die Arbeit des Dichters zu verhandeln war, ſondern auch die ganze Maſchinerie, deren koſtbarer Apparat nicht ſo leicht zu ſchaffen war, als die durchſichtigen Reime, die den Tonkünſtlern gewöhnlich untergelegt werden. Das pariſer Publikum mußte alſo lange ſeine Lieblingsſtücke entbehren. Aber auch die, ſo man ihm nach republikaniſcher Art zubereitet und beſchnitten und verſchnitten gab, wollten nicht recht behagen. Die Unternehmer hatten leere Kaſſen, und die beſten Spieler Unluſt, ſolches zuſammengeſtoppelte und zuſammengewaſchene Zeug darzuſtellen. Alles verlor alſo dabei.

Ich kann bis diese Stunde nicht begreifen, welche politische Erscheinung diese Aengstlichkeit rechtfertigen konnte. Einige Monate vor dem Fall Ludwigs konnte man vielleicht ein Interesse dabei haben, keine Stücke spielen zu lassen, worin ein großes Herz und ein großes Schicksal der Könige erscheint; nachher, dünkt mich, mußte man Spiel Spiel seyn lassen, und ihm durch Gesetze keine Wichtigkeit geben, die es an sich nicht hat; denn weil man von oben alles deutete, so deutete das Volk nach der Parthei, die jeder ergriffen hatte, auch wohr, als es sonst gethan haben würde. Was konnte es für einen Einfluß haben, wenn auf einem Pariser Theater ein König von Alexandrien und Antiochien im Pomp auftrat, und seine gebietenden, oder gnädigen Worte hersang? was, wenn das Unglück einer babylonischen Prinzessin beweint ward? War man etwa bange, einigen gefühllosen Herzen möchte die zerfleischte Lamballe und der ermordete Ludwig dabei einfallen? fürchteten die Henker etwa die Vorwürfe dieser menschlichen Thränen? Mehr konnten sie doch von den Königlichgesinnten nicht fürchten, die immer fast eben so viele Feigheit als Kopflosigkeit bei ihren Planen und Unternehmungen gezeigt hatten. Doch so lächerlich, daß man es kaum glauben kann, ist es, daß die Aufführung manches Stückes verboten ist, weil es etwa nur die proskribirten Namen Roi, Seigneur,

Sitte enthielt; ſtrich man dieſe aus, ſo paſſirte es frei und hatte nichts gefährliches mehr. Mußte man, da dieſe Namen ſo fürchterlich waren, nicht aus eben dem Grunde auch aufhören, in öffentlichen Dekreten und Miſſionen ans Volk ſo oft die rois et tyrans zu verfluchen? Dieſe ächte Revolutionsnarrheit dauerte noch vor einem Jahre fort, wo der Miniſter Franz Neufchateau noch Opern und Tragödien republikaniſirte. Jetzt hat aber dieſe Strenge ſehr nachgelaſſen, und ich ſelbſt habe die Könige und Tyrannen in ihrem ganzen Pompe und mit allen Benennungen und wörtlichen Verzierungen der Macht wieder auf dem Theater geſehen, und man hört den Namen roi und monarque eben ſo gleichgültig und untheilnehmend, als den eines citoyen und monsieur. Es liegt ja in Worten nur immer ſo viel, als man ſelbſt hineinlegt.

Es iſt nun aber die Frage, ob man nicht vielleicht in einzelne Worte und Sentenzen viel hineingelegt hat, und ob ſich dadurch dieſer Eingriff in die Freuden des Publikums nicht wenigſtens entſchuldigen laſſe. Man könnte mir ſagen, weil du jetzt in einer Zeit hier lebſt, wo das Volk gleichgültig und ſtumpf für alles iſt, ſo meinſt du, es ſei immer ſo geweſen. Ich habe oben ſchon zugegeben, daß man es vielleicht die nächſten Monate um die Zeit des Königsmordes habe thun können, obgleich ich auch das kaum für nöthig halte. Frei-

lich ſolche Stücke durfte man nicht ſpielen, die die Volksregierung ſchimpfen, oder dem Königthum das Wort reden; aber hat man denn viele ſolche? drehen die meiſten ſich nicht um die Axe andrer königlicher Leidenſchaften und Unfälle? Konnte man denn nicht einen König ſehen und nennen hören, ohne die Begierde, wieder einen zu beſitzen? mußte das unſchuldige Wörtlein Monsieur und Madame aus der Sprache vertilgt werden, um nicht zu vergeſſen, daß man jetzt jeden Menſchen mit citoyen und citoyenne anreden müſſe? Muß man denn nie mehr von einem Marquis und Comte hören, um in den Gleichheitsſyſtem nicht erſchüttert zu werden? Wahrlich dies iſt eine feigere und obenein dummere Tyrannei mit Worten, als die feigſte und dummſte, die man hohnlachend von dem Syrakuſer Könige Dionyſius und dem franzöſiſchen Ludwig dem Eilften erzählt. Ich habe bei beſcheidenen und mäßigen Männern mir über dieſe Dinge Rath eingeholt, und muß nach ihren Erzählungen glauben, daß dies hier mit vielem Andern zu dem republikaniſchen blauen Dunſt gehört, womit man nur einigen Schwachköpfen drinnen und draußen Sand in die Augen geſtreut hat.

Anfangs, als die große Wiedergeburt des Volks beginnen ſollte; als alles noch reiche Hoffnungen und fröhliche Wünſche und wenige Beſorgniſſe und Schrecken hatte; als der noch menſchliche und reine

Geiſt des Volks, der noch keinen Tropfen Blut fließen geſehen hatte, ſich luſtig und unbefangen ergoß; da mußte alles, jedes kleine und große Ding, ſelbſt jedes Spiel mit in den neuen Ideenkreis hinein, worin man ſich ſo glücklich fühlte. Wer die Art des franzöſiſchen Volks kennt, ſeine guten und ſchlimmen Begebenheiten zu feyern, begreift, daß die Anfänge der Revolution eben ſo beſungen, betanzt, in Bändern und Schuhen vertragen ſind, wie vorher die Freuden- und Leidensgeſchichten unter einer Maintenon, Pompadour und Du Barry. Epigramme, Gaſſenhauer, Farzen und Intermezzen auf den Theatern, ſelbſt neue Winke auf neue Begebenheiten, aus alten Stücken hergehohlt, mußten dazu dienen. Aber dies war und blieb eben ſo unſchädlich und gefahrlos, als es immer vorher geweſen war, und man hätte nichts Arges aus etwas nicht Argem. Als aber der verwickelte Knoten durch das Schwert und das Beil der Guillotine gelöſt werden ſollte, da veränderte ſich alles. Was ſonſt gleichgültig und immer nichts wirkend geweſen war, erhielt jetzt Bedeutung. Nicht bloß im Konvent und auf und unter dem Berge biß man ſich herum, nicht allein auf allen Plätzen und Gaſſen raſete der Partheigeiſt, auch auf die Spiele und Freuden des Volks kam er nun herab. Keine Thräne war mehr unſchuldig, kein Seufzer bedeutungslos, keine Hand zum Klatſchen umſonſt aufgeho-

ben. In allem ſollte der böſe Geiſt der Widerſpenſtigkeit gegen die neue Ordnung der Dinge ſpuken. Man beſchuldigte die Ariſtokraten und Royaliſten, daß ſie ſelbſt durch Theaterkniffe das Volk wieder unter das Königthum bringen, und zum Morde der tugendhaften Republikaner (wie man ſich ſelbſt nannte, Marat und Robespierre mit eingeſchloſſen) aufhezzen wollten. So kam in das Klatſchen und Ziſchen eine ſchwere Bedeutung, und hinfort konnte leicht zur Ehre der Guillottine gelangen, der im Cinna dem großmüthigen Auguſt, oder im Cäſar dem harangirenden Anton Beifall klatſchte. Man kann es wohl nicht leugnen, daß erſt ſo Erbitterung und Haß ſelbſt die Bühne der leichten Freude mit beſtieg, und daß, durch ſolche Beſchuldigungen auf ſich ſelbſt aufmerkſam gemacht, die Partheien ein Gewiſſen bekamen. Doch hätte es, um ihnen zu wehren, keiner ſo gewaltigen Anſtalten bedurft. Eine gute Polizei würde die Theater leicht haben in Ordnung halten können. Man hat ſelbſt in der ſtürmiſchſten Periode kein Beiſpiel aufzuweiſen, daß es je zum Handgemenge und zu ähnlichen Scenen gekommen wäre, als ſie in London oft in den erſten Schauſpielhäuſern ſind, wo das grobe und plumpe Volk endlich die Sache auf gute Matroſenart entſcheidet. Man klatſchte und ziſchte gegen einander, wie man es vorher auch ſchon, obgleich wohl etwas decenter, gethan hatte. Als die Regierung aber ſo unpopulär

populär mit einem Machtſtreiche drein ſchlug, da mußte man zwar ſchweigen und die patriotiſchen Märſche und Lieder mitbeklatſchen und beſchreien, aber man hatte an dem ganzen Dinge auch keine rechte Freude mehr, und die meiſten blieben alſo lieber zu Hauſe, als ſich ſo unfranzöſiſch ergötzen zu wollen. Die Schreckensregierung machte nun die Einrichtung, deren ich eben erwähnt habe, und man war thöricht genug, dieſe Einrichtung noch beizubehalten, als gar kein Grund mehr dazu da war. Man hatte ausgebrauſet und ausgeſprudelt, viel heißes und beſtes Blut war abgezapft; es war alſo nicht zu fürchten, daß ſich hier aus einem Fünkchen wieder eine Flamme anfachen würde. Den kleinen Troſt konnte man einem jeden nun wohl wieder gönnen, auf ſeine eigne Gefahr durch ohnmächtige Thränen und eine aufgehobene und zuſammengeſchlagne Hand zu bekennen, zu welcher politiſchen oder poetiſchen Parthei er gehöre.

Alles that in dieſem ſchlimmen Zeitpunkte des Schreckens, wo die Tyrannei auch das Unſchuldigſte ſchwarz machte, die Wuth, auch die Theater zu vandaliſiren, und von ihm und aus dem Karakter des Volks alle Sitte zu verbannen; aber es iſt ihr in beiden wenig gelungen. Wenn man die Franzoſen klagen hört, daß die Nation durch die neueſten Geſchichten an Feinheit und Artigkeit ſehr verloren hat, ſo muß ihnen der Fremde das freilich

glauben, wenn er den vorigen Zuſtand nicht kennt; eben ſo muß er es ihnen glauben, daß man vorher auch im Schauſpielhauſe und auf dem Tanzplatze beinahe wie in dem Saale einer Privatgeſellſchaft lebte. Man muß nicht zweifeln, daß man ſonſt in den Schauſpielhäuſern noch mehr Urbanität zeigte, obgleich, wer aus Italien und Teutſchland kommt, hier genug anzutreffen meint. Allgemein iſt die Aeußerung, wenn man ſich über den Anſtand und die Ruhe in den großen Theatern wundert, das ſei nichts, man müſſe zehn Jahre früher hier geweſen ſeyn, um das recht würdigen zu können. Fragt man dann nach den Veränderungen, ſo ſteht bei ihnen voran die franzöſiſche Feinheit, die ein Ausländer kaum ahnden möchte, (ſo belieben ſie ſich auszudrücken) von der ſo vieles dahin ſei, was man wieder kaum ausdrücken könnte. Und freilich kann man ihnen darin wohl etwas glauben, denn dieſe Feinheit iſt wirklich den teutſchen Fingern oft zu fein zum Ergreifen. Ferner klagen ſie, das Ziſchen und Klatſchen ſei lauter und republikaniſch lärmender geworden, als es zu den königlichen Zeiten war. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich dieſes, ſo weit es überall anſtändig iſt, immer innerhalb der Regeln des Anſtandes und der Beſcheidenheit gegen die Zuſchauer und Spieler gefunden habe; ſelbſt wo offenbare Kabalen gegen einzelne Spieler und Stücke im

Spiele waren, ſieng es ſelten zu dem Lärmen, den man oft, ohne Revolutionszeiten erlebt zu haben, in wohlgeſitteten Städten Teutſchlands findet. Ferner klagen die, ſo das Alte vermiſſen, über Unartigkeit gegen das weibliche Geſchlecht. Auch da fällt einem Teutſchen ſo leicht nichts auf, weil bei uns in dieſer Rückſicht an den meiſten Orten noch ſo vieles zu verbeſſern wäre. Sie rufen, und nicht mit Unrecht, daß die Jünglinge mit den Füßen auf den Polſtern des Parterre treten, worauf nachher andre ſitzen müſſen; daß oft ein halbes Dutzend Männer in Einer Reihe ſitzt und zuſehen kann, wie ein Paar Weiber ſtehen und umherlaufen, ohne einen Platz zum Sitzen gewinnen zu können. Es iſt abſcheulich und war ſonſt unerhört, rufen ſie aus, und wer ſtimmt nicht gern mit ihnen ein! Je freier und ſtärker der Mann wird, wenn er es anders jetzt in Frankreich geworden iſt, deſto milder und aufmerkſamer ſoll er gegen die Schwächeren, und alſo vor allen Dingen gegen das zartere und ſchwächere Geſchlecht ſeyn, um ſo mehr, wenn ſein Land dies ſchon als eine wohlhergebrachte Sitte geheiligt hat. Iſt man alſo darin derber und unartiger in Paris geworden, ſo muß ich es doch zur Ehre des Volks ſagen, daß das alles in keine Vergleichung kommt gegen die Verſtoße, die weit häufiger und gröber jenſeit des Rheins gegen das ſchöne Geſchlecht gemacht werden.

Im Ganzen zeichnet denn doch die Franzoſen auch hier gegenſeitige Höflichkeit und Gefälligkeit aus. Noch mehr aber findet man dieſe Gefälligkeit gegen die Spieler, und eine gutmüthige Feinheit, die man wirklich liebenswürdig nennen muß. Das Intereſſe, das der Franzoſe an jedem Spiele, und alſo auch vorzüglich an den Schauſpielen nimmt, iſt ſeinem Karakter etwas durchaus Natürliches und Unverlierbares. Man kann mit Recht von der ganzen Nation ſagen, daß ſie ohne Spiele gar nicht leben kann, ſo groß iſt ihre Beweglichkeit und Lebendigkeit. Wir andern Nordländer, durch deren Adern meiſtens auch kälteres Blut fließt, hören leider gewöhnlich gar zu früh zu ſpielen auf, und nennen in unſerm bequemen Phlegma gar zu leicht albern und närriſch, was doch bloß leicht und jugendlich iſt, und alle muntre und menſchliche Menſchen auch gar zu gut kleidet. Was dem Franzoſen alſo dieſen angebohrnen Spieltrieb mit befriedigen hilft, das kann ſicher auf ſeine Dankbarkeit rechnen. Nicht leicht alſo wird es einen Spieler mishandeln, wo er es durch Uebermuth und Ungezogenheiten gegen das Publikum nicht verdient. Nur dieſe gilt das Ziſchen oder den Dichter, deſſen Stück entweder durch ſeine eigne Erbärmlichkeit fallen muß, oder durch die Kabale fallen ſoll. Die Stille und Aufmerkſamkeit ſo vieler Tauſende iſt in der Regel zu bewundern, und auch ſelbſt, wenn

man Langeweile hat, trägt man sie für sich, und läßt sie seinen Nachbar zur Rechten und Linken nicht empfinden. Aber diese Langeweile ist selten anhaltend; man findet doch immer in dem Schlechtesten etwas zur Unterhaltung. Das kleinste Spiel, und auch von den Kleinsten gespielt, ist ihnen wichtig, und auf diese Wichtigkeit, die sie ihren Spielen beilegen, bilden sie sich nicht wenig ein. Ich werde unten etwas davon erwähnen, wenn ich auf die Kindertheater komme. Bei dieser erstaunlichen Vorliebe, die der Franzose für alle Schauspiele hat, könnte man sich wundern, wie es zugeht, daß oft die Theater so leer sind. Allein man denke an die oben angegebenen Gründe und an die Jahreszeit, die unter allen den Theatern die ungünstigste ist. Es halten sich denn doch etwa 15 Theater, kleine und große, für feine und feinste Welt, immer noch ziemlich leidlich, der Menge von Bühnen, Buden und Sälen zu geschweigen, die mit dem untersten dieser 15 in einer nahen Verwandschaft stehen.

Etwas ganz Eigenes, was ich wenigstens sonst nirgends bemerkt habe, ist es, daß man eine besondre Polizei für die Logen hat, auf deren Beobachtung das Parterre strenge hält, und jede Verletzung derselben mit einem plötzlichen Zischen und Stampfen bestraft. Es ist nemlich die angenommene Sitte, daß aus den Logen niemand weit mit Kopf und Schultern sich vorlehnen, noch irgend

etwas, z. B. einen Arm, einen Hut, Sonnenſchirm, Fächer, oder ein Tuch, herausbängen laſſen darf. Wer ſich darin vergißt, hat augenblicklich alle Augen auf ſich, und bald alle Kehlen und Arme im Zeigen und Pfeifen gegen ſich. Ich denke, dieſe angenommene Sitte bezieht ſich mehr auf die Bequemlichkeit der andern Zuſchauer in den Logen, als auf akuſtiſche Rückſichten der Bühne. Denn wenn Viele ſich auslegen, oder auch Hüte und Fächer fliegen und hängen laſſen, ſo wird dem Sehen mancher andern dadurch geſchadet, nicht zu gedenken, daß dieſe ſchlechte, unordentliche Sitte auch der Schönheit der netten Theater keinen Vortheil bringen. — Auch nichts Närriſches und nur Aufſehen Erregendes darf in den Schauſpielen erſcheinen. So erinnere ich mich, wie es einmal einem Bürger in dem erſten Theater ging. Dieſer hohlte mitten in einem Akte mit Einem Mahle einen ungeheuren Tubus hervor, und guckte damit ſpaßmachend zu den Logen und Gallerieen hinauf. Anfangs war allgemeines Gelächter von oben und unten, und die Schauſpieler mußten ſchweigen. Kaum beſann man ſich aber, ſo wandte ſich alles gegen denjenigen, der den Tubus gehalten hatte, um ihn herauszuwerfen, aber man fand ihn nicht, entweder weil er ſich ſogleich aus dem Staube gemacht, oder nur anderswohin gedrückt hatte.

Eine große Unart aber haben die Pariſer mit den Zuſchauern faſt aller Orten gemein, nemlich die, Worte des Stücks auf die Spieler, noch mehr auf die Spielerinnen anzuſpielen, und ihnen ſo gewiſſermaßen ein Kompliment zu machen. Daß dies einige Stuzer und Stuzerinnen thun, kann man noch wenigen abgeſchmackt finden, wenn ein ſo großes und feines Publikum es ſtillſchweigend oder gar einſtimmend gutheißet, aber eine Abgeſchmacktheit bleibt es immer, die nicht nur den angenehmen Schein hört, ſondern auch die Spieler recht eigentlich gewöhnt, ſich ſelbſt zu ſpielen, nicht aber den eigentlichen Karakter, der in ihrer Rolle liegt. So eine feine Schauſpielerin unterläßt auch nie, ſich für eine ſo gefällige Deutung mit einem freundlichen Nicken, oder gar einem Knicks zu bedanken. Man iſt hier ſo daran gewöhnt, daß man das Unſchickliche davon gar nicht einſieht. Die, welche die Schmeichelei gilt, haben eine ſo feine Witterung, daß ſie auch die zarteſte Anſpielung und ſelbſt feſte Deutelung ſogleich verſtehen.

Doch von dieſen Anſpielungen muß ich endlich auf die andern kommen, die zu verhüten man noch vor kurzem ſo große Anſtalten machte, und die noch jezt ſo bedeutend ſcheinen, daß allein ihrentwegen gewiſſe Stücke noch jezt nicht geſpielt werden dürfen. Man ſpielte hier vormals wohl eben ſo anſtößige, wie es faſt an jedem Orte in der Welt geſchieht,

wo die Zuſchauer nicht bloße Stücke ſind, aber dies blieb doch bloßes Spiel. Seitdem aber die Regierung ihre Naſe mit hinein geſteckt hat, iſt das Ding viel wichtiger, und dieſes Anſpielen eine Art von Wuth geworden. Es bleibt nicht bloß bei dem Politiſchen ſtehen, ſondern bei jedem alltäglichſten Quark des alltäglichſten Lebens macht jeder ſeine Glossen, je nachdem ihn der Schuh drückt. Das Luſtigſte iſt freilich bei dem Politiſchen, wo man faſt ſogleich verſteht, worauf es gemünzt iſt. Man hat da oft vielen Spaß, weil das Volk ſich jetzt wenig genirt; doch ſieht man davon gar keine Folgen. Oft ſind ſie entſetzlich weit hergeholte, dieſe Anſpielungen; z. B. ſagte eine Magd klagend über ihren geizigen Herrn: „er giebt uns nicht satt zu eſſen, und läßt uns die Knochen nagen,“ und einer ſchrie drein: „den Lieferanten die Knochen! dem Volke das Fleiſch!“ Ein andermal verbeſſerte einer die Vergleichung: „ſie iſt ſchön, wie Königinnen ſind,“ mit dem Nachſatze: „wie ſie ſonſt waren,“ (comme elles etoient autrefois,) und alles klatſchte drein. Als die Jakobiner wieder ihr epheuriſches Leben anfingen, galt es ſie vorzüglich bei den Anſpielungen, und wo nur etwas zu drehen war, da mußte es ſich heraus drehen laſſen. Zur Zeit, als es Mode ward, wieder gegen die Reichen zu declamiren und die Plünderung derer zu fodern, die in eignen Karoſſen zum Hohn des ſouverainen Volks

ſahten, wurden im Theater Molière die Verſe: il y a de riches gens, qui sont vraiment des malheureux geſungen, und mit einem gewaltigen Klatſchen aufgenommen. Einer, der hinter mir ſtand und nicht ſogleich die Urſache davon begriff, ward grimmig und rief: „ſo etwas ſollte man nicht mit vollen Händen beklatſchen, das iſt ja eben unſer Unglück.“ Das muß man aber bei dieſen Anſpielungen erinnern, daß ſie jetzt wieder bloßes Spiel ſind, wenn es gleich auf etwas Ernſthaftes deutet, und daß ſie das Heftige und Lärmende des Partheigeiſtes verloren haben, der die Bühne als Bühne aufgegeben zu haben ſcheint.

Nach dieſen kleinen Vorerinnerungen, die zum Theile hätten Nacherinnerungen ſeyn ſollen, für die ich aber keine bequemere Stelle wußte, als dieſe, komme ich nun auf die Theater ſelbſt, von denen vornehmſten ich hier noch etwas ausführlicher reden muß, indem ich von den kleineren und unbedeutenderen zugleich einige Züge gebe, die das Gemählde des Ganzen verſtärken helfen. Ich werde zuerſt von den Luſt- und Trauerſpielen, dann von der Oper, und endlich von den gemiſchten Spielen reden, wo einzelner Geſang, Liederchen und Tanz vieles mit dem gewöhnlichen Gange des Luſtſpiels wechſeln.

Das erſte Theater für das ordentliche Luſt- und Heldenſpiel iſt jetzt das franzöſiſche Theater

der Republik im Palais Egalité, das sowohl durch seine Lage, als durch sein gefälliges Aeussere diese Auszeichnung verdiente. Es erhält sich immer noch in einem rühmlichen Ansehen, obgleich fast alle behaupten, daß es seit einigen Jahren ausserordentlich verloren. Auf diesem Theater habe ich besonders Aufschlüsse über das Unterscheidende und Karakteristische des französischen Spieles, erhalten, und hier sah ich die dramatische Kunst wieder aufs engste mit dem ganzen Gemüthe und den Sitten dieses Volks zusammenfließen. Nach diesen Wahrnehmungen muß ich gradezu gestehen, daß mir kein europäisches Volk so ganz zum Komödie gemacht scheint, als die Franzosen. Man gehe ihre ganze Geschichte zurück, und lasse es sich nicht verdrießen, die undankbaren Kroniken des Mittelalters aufzuschlagen, und schon da wird man finden, wie ein unwiderstehlicher Trieb dies Volk von jeher zu Spielen des Scheins und zu Darstellungen trieb. Wo ward das Ritter- und Turnierwesen so ausgebildet? wo hatten die Feste und Vermählungen grosser Häupter so viele Aufzüge und Darstellungen mythischer und biblischer Personen? Aus diesem Triebe, alles zu bilden und mit allem zu spielen, ist endlich die Gewandheit und Urbanität der Sitten hervorgegangen, worin bis jetzt noch keine andere europäische Nation der französischen gleich kommt. Diese und die feine Herrschaft, die der

Franzoſe über ſeinen Leib zu erringen weiß, werden ihn fürs Erſte immer zu einem trefflichen Spieler im Komiſchen machen. Dem leicht faſſenden und wieder gebendem Karakter des Volks ſind auch die Stücke meiſtens angemeſſen, die geſpielt werden. Neben einigen Meiſterarbeiten des großen Molière und mehrern ſentimentalen Dramen Diderots, Destouches und einiger anderer, tändeln die meiſten beliebten Stücke den leichten Gang des Volks ſo hin. Wenn man ſie bloß lieſt, glaubt man nur blitzende Waſſerblaſen zu ſehen, und das zulezt Langeweile; aber kaum erſcheinen ſie auf dem Theater, ſo gewinnt alles in ihnen Leben und Wirklichkeit, und man erröthet, daß man ſich ſo teutſch irren konnte. Doch will ich hiemit keineswegs in Abrede ſeyn, daß nicht viele dieſer angenehmen Nichts ſo dünn und flach ſind, daß ſie durchaus der Vorſtellung bedürfen, um nur einen Augenblik genießbar zu ſeyn. Es bleibt darum doch der Karakter des Trefflichen, daß es auch todt auf dem todten Papiere gefallen muß. Was könnten aber die Franzoſen nicht leiſten mit ihrem Volke, und ihren beſtimmten Sitten, die jedem Dinge Bedeutung und Arbeit geben! Eben weil ſie feſte, und ſtehende äußere Sitten haben, können ſie ein herrliches Luſtſpiel haben. Ich frage, wie iſt dies bei uns Teutſchen möglich, wo man nach der Hof- und Staats- und Prieſtertracht einer jeden Provinz wie

der andre Leiber und Köpfe trägt, wo in Berlin und Leipzig gemein und abscheulich ist, was man in Wien und München mit vollem Jubel beklatscht? wo wir von allen Völkern die Moden und Sitten und Gebräuche nachäffen, und darüber keine äußern behalten, wenn gleich die inneren sich bei Vielen durch ihre Treue und Rechtlichkeit noch behaupten. Wenn ich das Ding so recht bedenke, so scheint es mir unmöglich, daß wir das eigentlich Feinere besitzen könnten, welches man nur Lustspiel nennen sollte. Durch wie vieles entzücken uns die französischen Spieler, durch wie viele kleine Schalken und Aufspielungen zeigen sie ihre tiefe Kunst, die durchaus bei den Meisten unter uns verloren gehen würden! Was man auch dagegen sagen mag, mir däucht bis diesen Tag, daß wir wenige Stücke haben, die man Lustspiele nennen könnte. Erscheint auch einmal etwas Lustiges und Munteres, ja gar etwas Witziges und Naives auf der Bühne, so gelten die Meisten durch ein gräuliches Lachen zu verstehen, daß das Feinste und Witzigste in dem Stücke ihnen nicht angehöre; die andern sagen durch eine gewisse bequeme Gleichmüthigkeit und Ruhe, womit sie zusehen, daß diese Blumen von einem fremden Boden, oder wenigstens aus einem Kopfe kommen, dessen Witz hier keine Verwandten hat. Um sich davon zu überzeugen, gehe man in das erste beste Theater Teutschlands, z. B. in das Berliner,

welches wohl zu den besten gehört. Kaum steigt man aus dem Gebiete des alltäglichsten Lebens und aus dem alltäglichen Ton ein wenig heraus, so verliert alles, Spieler und Zuschauer, seine Haltung und Wohlbehaglichkeit, weil das Stück selbst keine Haltung hat. Denn wo ist unser feiner Konversazionston? und haben wir überall einen gleichen? Der Pariser wird sich in Marseille und Bourdeaux wieder finden; man bringe den Berliner und Hamburger nur zusammen, oder gar beide nach Bern und Wien, und frage sich, wie die Leute sich zusammen ausnehmen. Was soll der teutsche Schriftsteller thun? Die feine Welt und ihr Ton ist kein so öffentliches und ausgelegtes Ding bei uns, als in Frankreich. Vielleicht hat er sie selbst nicht ganz, und wie soll er sie dann darstellen? oder hat er sie, welchen Verbindungspunkt giebt es zwischen ihr und dem Publikum? Ich glaube, diesen Stein des Anstoßes zu vermeiden, haben wir uns denn endlich gefallen lassen, rechte ächte Fußgängerstücke (fabulas pedestres) auf die Bühne zu bringen, mit Sitten, die freilich jedermann verständlich sind, die aber auch weiter nichts Anziehendes haben, als diese Verständlichkeit, weil ihnen selbst der scharfe und grobe Witz der Fußgänger fehlen muß. Mir fällt hiebei ein, was die Bauern eines Dorfes von ihrem Prediger sagten, der ihnen immer Schnurrigkeiten und närrische

Gleichnisse zum Besten gab; für die Schenke bei einem Kruge Bier und einer Pfeife Toback möge sich das Zeug noch wohl so ziemlich leidlich anhören lassen. Schlimm genug, daß unsre meisten Lustspiele, deren Leben man oft mit gutem Fug ein Schenkeleben nennen könnte, sich nicht einmal in einer Schenke leidlich sehen ließen. Man macht an einen Schauspiel- und Lustspieldichter nur Ansprüche, die er zuerst an sich selbst machen sollte, wenn man verlangt, daß er das feinere und witzigere Leben der Gesellschaft darstelle, worin schon, auch wenn es nicht auf der Bühne erscheint, ein schöner Schein seyn soll. Was soll man mit diesen Tagelöhnerstücken ohne Geist und Salz, und wenn sie mit allen Sentenzen und Moralen ausgespickt sind, und mancher frommen Seele frömmere Gedanken mit auf den Weg geben, als manche Kanzel? Man soll sich auf dem Theater nicht erbauen, sondern vergnügen wollen; das scheinen meine Deutschen nicht genug zu bedenken. Woher käme sonst die Berühmtheit mancher Stücke, die man unschädlich neben Benjamin Schmolken stellen kann, für die man aber auch eben so gut seine Morgen- und Abendsegen auf dem Theater herbeten könnte? Was soll ich hier unsers großen Künstlers Iffands Stücke erwähnen, oder Kotzebues? Das, wodurch sie gewöhnlich unserm Publikum gefallen, ist gewöhnlich das, wodurch sie schlecht sind. Freilich, wenn

Iffland seine guten teutschen Hausväter, seine Brauer und Förster und Advokaten spielt, so vergißt man über dem Meister alles, und sieht noch einmal mit Vergnügen auf der Bühne, was man auf jeder Gasse und in jeder Schenke sehen kann. Aber warum giebt uns ein solcher Mann nichts Feineres? Antwortet er, weil die Nation keinen Sinn dafür hat, so sage ich, des großen Künstlers Pflicht ist es, zu leisen, wo er nie folgen soll. Hier sieht man das Abstechende zwischen uns und den Franzosen. Ein Nichts läßt sich durch vier, fünf Akte von ihnen durchspielen, und gefällt durch die bestimmte Darstellung. Unsre Künstler verderben das Feine gewöhnlich, wo sie nicht in sich das Maaß und die Haltung finden, welche die Sitten der Nation ihnen nicht geben können. Wir können einmal nicht lange spielen, und müssen vor allen Dingen zuerst eine derbe Unterlage haben. Der Franzose singt bei seinem Wasserkrug, wie ein Begeisterter, wir müssen den vollen Weinkrug oft rund gehen lassen und uns halb berauschen, ehe wir anfangen. Jene wollen Bewegung und Handlung, wir lassen uns oft damit abspeisen, daß man uns erzählt, wie die Leute sind, ohne daß wir sehen, wie sie sind. Man stopft uns den Mund mit schönen Worten, welches weit leichter ist, als sparsam mit ihnen zu seyn, und so eine schöne Handlung in ihr zartes Gewebe einzuflechten. Wir wollen immer, ich will nicht

sagen, Diese — denn dies möchte zu viel gesagt seyn — doch Grund und festen Boden haben, und können das lustige Spiel zwischen Himmel und Erde nicht lange aushalten, wo die Gestalten selbst nur scheinen und doch sind. Wir spielen uns durch den Schein, den jedes Spiel festhalten soll, gar zu leicht bis an die äußerste Gränze der Wirklichkeit, welches eben so gefährlich ist, als wenn der Schiffer sich vor einer Sandbank vor Anker legt; der erste Windstoß treibt ihn auf den Strand. So fallen wir durch die dicke Wirklichkeit des handelnden Lebens gar oft in das träumende und empfindsame, das für ein Arkadien ganz gut seyn mag, aber auf der Bühne immer herzlich langweilig ist.

Die Franzosen sind jetzt freilich arm an vorzüglichen Dichtern für die Bühne. Was noch Leidliches und Genießbares gearbeitet wird, ist meistens für die kleinern Theater; es sind Possen und Farzen, die für ihr ephemerisches Leben oft witzig und launigt genug sind. Doch haben sie einen jungen Mann, der mit einigen Stücken viel Glück gemacht hat. Er heißt Picard, und einige Kritiker nennen ihn schon den zweiten Molière. Mir scheint das etwas zu voreilig abgeurtheilt, denn zum Molière fehlt ihm gar Vieles. Es ist in seinen Stücken, bei manchen Schönheiten, durchaus zu viel auf den Schimmer und die Wirkung gesehen, ohne dess Er-

folg

ſolg voll der Haltung und klugen Anordnung des wohlverbundenen Ganzen zu erwarten. Doch dieſer Mangel an guten Dichtern erklärt das Phänomen nicht, zu deſſen Erklärung ich jetzt kommen will; denn ſie haben ja überdem der guten und beliebten Stücke für die Bühne genug, und können ſie wegen der Menge ſo ſelten ſpielen, daß ſie immer das Intereſſe der Neuheit behalten. Es iſt etwas anders, was Herrn von Kotzebues außerordentlichen Triumph vorbereitet hat, der vor zehn Jahren hier ſchlechterdings unmöglich geweſen wäre. Es hat ſich ſeit der Revolution ein gewiſſer Geiſt des Ungeheuren und der Empfindelei der Nation bemächtigt, der faſt in allen neueſten Produkten franzöſiſcher Federn ſichtbar iſt. Das Wunderbare, Abentheuerliche und Weinerliche nimmt theilweiſe die Stelle des Muntern und Einfältigen ein, welches ſelbſt die flachen Romane und Zeitvertreibarbeiten der vorigen Franzoſen auszeichnete. Ob daran die wunderbaren und weinerlichen Auftritte der neueſten Zeit Schuld ſind, wage ich nicht zu beſtimmen; eine Nation kann auch ohne blutige Abwege ſeinen Regenten auf ſolche Abwege in Geiſtesprodukten gerathen. Ich habe an einer andern Stelle ſchon der ſchrecklichen Vorliebe gedacht, die ſeit dem Laufe dieſes Krieges faſt alles für das Engliſche gewonnen hat. Dieſe Vorliebe bleibt nicht bloß bei engliſchen Röcken und Strümpfen und

Whiskys stehen, sondern erstreckt sich diesmal sogar auf die englische Litteratur. Alle lernen wenigstens einige englische Brocken der Mode wegen, und einige, um in englischen Büchern zu wühlen. Welch eine neue Welt geht da dem korrekten Franzosen auf, und wie muß diese neue Seelenspeise auf ihn wirken, wenn er nicht mit einem sichern Geschmack dabei geht! Es giebt wenige englische Dichter, die ganz vom Schwulst und dem Neblichten und Aufgedunsenen ihres Landes frei wären, welches als Schwarz auf Weiß gedruckt gar zu leicht die Miene des Großen und Erhabenen annimmt. Diese Schlacken haben die französischen Tagsschreiber nur gar zu gut aufgegriffen, und es ist eine Lust, wie die meisten jetzt sich mit Youngs Nordpolwolken und Richardsons empfindsamer Zierlichkeit schmücken. Da diese Sachen gefielen, und für den Preis von 20 bis 30 Sols reißenden Abgang und wiederhohlte Auflagen, ja selbst Nachdrücke erlebten, so spekulirte der nicht übel, welcher Kotzebues Menschenhaß und Reue übersetzte, um damit eine Probe zu machen. Diese Probe ist ungemein gut ausgefallen, und noch jetzt laufen sich die Leute die Beine ab, um einmal ein bischen à l'allemande weinen zu können.

Ich habe hier zwei Vorstellungen von Misanthropie et Repentir angesehen, nemlich die 52ste und 53ste, und jedesmal war das Haus zum Er-

Logen voll, und eine Stunde vor dem Anfang des Spiels kaum noch ein guter Platz zu bekommen. Dieses Stück hatten sich die Spieler in der City zu eigen gemacht. Die besten von ihnen waren jetzt nach Rouen und anderswohin verreist, die übrigen spielten sehr gewöhnlich, und hatten doch immer den außerordentlichsten Erfolg. Ich will hier der Fehler des Stückes nicht erwähnen, und wie viel Fremdartiges eingeflochten, wie weit es von der Einfalt und Wahrheit entfernt ist, wodurch ein solches Drama die Herzen ergreifen sollte. Alles dies fühlten die Zuschauer zum Theil auch, aber man hätte sich bei der Mehrzahl durchaus in den Ruf eines geschmack- und herzlosen Tadlers gesetzt, wenn man dies Gefühl hätte laut werden lassen. Doch ließen sich einige neben mit ihrem Unwillen merken, der aber mehr nach Nationaleitelkeit, als nach Geschmack aburtheilte, obgleich er Manches auf dem Kopf traf. Sie begannen damit, „so viel sei das Ding doch nicht werth, daß man darüber alle französischen Stücke verachten müsse. Molière ist tausendmal mehr, als Kotzebue. Was soll alles dies Geschwätze von Religion! diese vielen Empfindungen und Aeußerungen des Schmerzes sind recht teutsch, wo alles noch grob ist (où tout est encore grossier), und der alte Bauer ist vollends unausstehlich." Aber ganz anders sprach davon ein Kritiker in einem Tageblatte, indem er den glän-

genden Erfolg der 53sten Aufführung des Stücks rühmte. Er schloß, nachdem er Vieles zu Ehren der teutschen Nation und Herrn von Kotzebues gesagt hatte, mit diesen Worten, die auch nicht ohne Eigenliebe des Franzosen sind: „Daß die Teutschen uns gute Lehren in Rücksicht des gesunden Verstandes geben, ist etwas gemeines, aber daß sie es auch in Rücksicht des Geschmacks thun, das scheint ein Wunder; (mais qu'ils fassent de même pour le gout, cela semble un prodige).“ Durch Herrn von Kotzebue also soll unsre Litteratur den Franzosen rühmlich bekannt werden; es wäre schlimm für sie und für uns, wenn wir nicht durch andre Dinge bei ihnen bleibendern Ruhm gewinnen könnten. Man hat aber gar keine Vorstellung, wie Herr von Kotzebue mit seinem Menschenhaß und Reue im eigentlichen Sinne Mode geworden war; denn nur als einen Wahnsinn der Mode kann man den seltenen Einfall betrachten, wodurch dieses Stück 53 volle Vorstellungen erlebte, (es hat nachher noch mehr erlebt). Jedes rechtliche Frauenzimmer in Paris hätte es sich zur Sünde rechnen müssen, nicht einige Male hingegangen zu seyn, um mit Eukalien zu weinen; jede gute Mutter hätte es sich nie verziehen, ihre erwachsenen und erwachsenden Töchter nicht vor diesen herrlichen Sittenspiegel geführt zu haben, wodurch manches Weib (nach dem Ausdruck eines Recensenten) plötzlich tugendhaft geworden ist.

Dieſes Stück hatte auch ganz eigne Moden eingeführt. Kaum war der Vorhang aufgezogen, ſo waren auch alle Schnupftücher ſogleich heraus, um in Bereitſchaft zu ſeyn für die Waſſerfluth, die da kommen ſollte, und ſie kam immer reichlich; denn welches Weib kann die Thränen halten, wenn rings umher alles unter Waſſer ſteht? Schon durch dieſe Beherung, die das Stück hier wirkte, habe ich mich die beiden Male, da ich es mit anſah, königlich ergötzt. Aber eben ſo luſtig war das Nachfolgende und der Federkrieg der Partheien pro und contra. So erzählte ein feiner Spötter ſehr ehrlich und ehrbar, indem er die auſſerordentlichen Wirkungen des teutſchen Drama rühmte, viele Weiber ſeien in Ohnmacht gefallen, ein Mann ſei vor Rührung epileptiſch, und ein ſchwangeres Weib vor ihrer Stunde kreiſend geworden. Ein anderer Spötter rieth der Cité, das Stück zu verbieten, da ſie als eine Seine-Inſel durch die zu fürchtende Waſſerfluth von allen Theatern der Stadt am leichteſten weggeſchwemmt werden könne. Das alles that aber dem Dinge keinen Abbruch. Man ſchuf ganz auf teutſchem Fuß, wo man aus Schauſpielen Romane, und aus Romanen Tragödien und Komödien fabricirt, aus dieſem fruchtbaren Stoffe zwei verſchiedene Romane, die mit feinen Kupfern unter dem Titel: La Vie d'Eulalie Meinau verkauft wurden und mehrere Auflagen erlebten. Man trug

Bänder à l'Eulalie und kündigte Kopfaufſätze und Friſuren à l'Eulalie an. Ein Spötter, der dies alles durchnahm, merkte dabei an, die Weiber in Paris hätten lange vor Eulalie die Kopfaufſätze à l'Eulalie zu machen verſtanden. Da nicht genug, daß dies Stück ein Theater bereicherte, drängten auch andre ſich unberufen an ſeine Celebrität und ſuchten dadurch zu gewinnen. Unter andern benutzte das Vaudevilletheater ſie zu einer kleinen Poſſe, die mit großem Beifall geſpielt ward, und wo das zahlreiche Publikum eben ſo reichlich lachte, als es in der Wirklichkeit geweint hatte. Dieſe Poſſe hatten zwei Klopfechter zuſammengearbeitet, und ſie ward unter dem Titel: Comment faire? ou les Epreuves de Misanthropie et Repentir, Comedie en un Acte, mêlée de Vaudevilles gegeben. Ein äußerſt drolligtes Ding. Zwei Liebhaber kommen zu ihren Schönen, von denen eine die Tochter, die andre die Nichte eines alten Paares iſt. Man macht erſt allerlei gewöhnlichen Spaß und Unterhaltung. Endlich beſchließt die Jugend, hinzugehen, um das geprieſene Drama Menſchenhaß und Reue zu ſehen. Die Alte läßt ſich bereden, mitzugehen, aber den alten Podagriſten können ſie nicht aus ſeiner Stube bringen. Nach einer Pauſe kommen ſie wieder, und zeigen eine erſtaunliche Verwandlung. Die Alte hat Vapeurs, und kann ihre Thränen gar nicht halten, droht auch, einmal über das andre in Ohn-

macht zu ſalten. Eben ſo gebehrdet ſich das eine Mädchen. Der Alte läßt ſich erzählen, wie das zugehen könne, und macht groſſe Augen über den Zuſtand ſeiner Frau; endlich juckt es ihm hinter den Ohren, und er ſchneidet bedenkliche Geſichter und wirft böſe Argwohne auf ſeine Alte. Es giebt äuſſerſt lächerliche Scenen, und es kommt ſo weit, daß von Eheſcheidung die Rede iſt. Eben ſo iſt es unter den jungen Leuten. Der eine Jüngling iſt ein Wildfang, der andre ein Schwärmer; dieſer ſeufzt, jener lacht und ſpöttelt; aber mit den Geliebten iſt das umgekehrt. Die des Wildfangs ergrimmt und ſchilt ihn einen hartherzigen Barbaren, daß er aus den Leiden und Thränen der tugendhaften Eulalia einen Spaß machen könne; und ſie ſchlieſſt ſich dafür an die ſchönen Herzensergieſſungen des Empfindſamen an. In das Ende vom Liede iſt, daß man ſich verſtändigt. Der Alte hört auf, die Treue ſeiner Alten zu bezweifeln, und die Jungen ſchlieſſen einen chriſtlichen Tauſch, da ſie durch dieſes Drama erſt gelernt haben, wie ihre Gemüther am beſten zu einander paſſen. So endet im Scherz, was ein bloſſer Scherz ſeyn ſollte. Sehr witzig ſang der junge Spötter: „unterdeſſen wir die Teutſchen mit den Waffen beſiegen, ſollten ſie uns mit Thränen ſchlagen?“

Les Allemands nous vaincroient par les larmes,
Tandis que nous les vaincons par les armes?

Die Vortheile, welche dieses Stück dem Theater der Altstadt brachte, reizte auch die Unternehmer des Theaters der Republik, mit Kotzebue ihr Heil zu versuchen. Ihre Wahl machte aber ihrem Geschmacke, so wie Herrn von Kotzebue, wenig Ehre. Sie fiel auf eines seiner schlechtesten Stücke, worin seine Wuth, den Sittenprediger zu machen, noch fast mehr, als in seinen meisten andern Stücken hervorbricht. Man gab seine Versöhnung unter dem Titel des Frères de Kotzebue. Es nannten sich zu dem Stücke nicht weniger als drei traducteurs und arrangeurs, unter denen der Schauspieler Monvel voranstand, der angefangen hat, einige frostige Stücke in dieser frommen Manier zu liefern. Dies schon gab kein gutes Vorurtheil für das französirte und zum Theil kastrirte Stück. Doch muß man ihnen so viel zugestehen, daß sie nicht ohne Einsicht für ihr Publikum verändert und weggeschnitten hatten. Der Schuhmachergeselle, ein völlig überflüssiger, und nach meinem Gefühl selbst Teutschen widerlicher Karakter in dem Stücke, war ganz ausgelassen. Hätte man diesen beibehalten, so wäre es auch wohl um Herrn von Kotzebues Ruhm in Paris auf immer geschehen gewesen. Solche Karaktere mit Vorliebe auszuwahlen, beweist pinselhafte Geduld des Dichters, wie der Zuschauer, die sich dergleichen gefallen lassen. Ich muß gestehen, bis diese Stunde begreife ich nicht, wie das Ding, das mir

trotz meiner Teutſchheit herzliche Langeweile machte, nicht gänzlich zum Fallen kam, um ſo mehr, da eine groſſe Kabale ſich dagegen erklärte. Wenn es durch einzelne Auslaſſungen und Wegſchneidungen gewonnen hatte, ſo hatte es noch mehr an Haltung verloren, deren es überdem nicht viel zu verlieren hatte. Man muß ſagen, daß alles zuſammen kam, es fallen zu machen. Das todte Einerlei des moraliſchen Geſchwätzes, woraus das Stück beſteht, das Schleppende und Sättigende der Empfindelei, welches es in ſo reichem Maaße hat, ward noch durch das ſchlechte Spiel der Künſtler gehoben, die, weil ſie was rechtes leiſten wollten, heute erbärmlich ſpielten. Baptiſte und Monvel, beide wackre Spieler, ſtellten den alten Schiffskapitän und den Arzt elend dar, obgleich ſie als Mitüberſetzer und Zuſammenſetzer ein doppeltes Intereſſe hatten, heute recht gut zu ſpielen. Das Haus war gedrängt voll, und alles hatte ſich auf dieſes neue Stück des Herrn von Kotzebue, das man mit groſſem Prunke angekündigt hatte, gefaßt gemacht. Die Künſtler hatten ihre Parthei, aber es war eine faſt eben ſo ſtarke dagegen, die ſich gleich anfangs durch unzeitiges und vereiltes Ziſchen und Pfeifen und Lärmen entdeckte. Dieſe, wahrſcheinlich gedungene, Kabale traf die Schwächen und Lächerlichkeiten des Stückes, beſonders diejenigen, die es nach franzöſiſchen Sitten ſind, meiſtens ſehr richtig, aber doch

konnten sie nichts ausrichten, so sehr stand der größte Theil der Zuschauer den Spielern bei. Sie hatten sich auf sehr lebhafte Angriffe gerüstet, und machten sie lebhaft genug und zur rechten Zeit; ja einige Male entstand ein Poltern und Schreien, wie ich es sonst nicht gehört hatte, ein Bänkeerklettern und Winken, abzutreten, und was dergleichen Schreckungs- und Verwirrungsmittel mehr sind. Aber die Mehrheit rückte heran, und drohte, die Stürmer und Schreier und Bänkeerkletterer herauszuwerfen, und so ward der Rest des Stücks ruhig durchgespielt. Viele indessen auch von denen, die den Spielern beistanden, übersahen die Schwächen nicht. Unter andern sagte einer neben mir sehr wahr: „Es ist nicht allein die Schuld des Dichters, die Teutschen lieben diese langweiligen Empfindeleien mehr, als wir; (les Allemands aiment ces longueurs des sentimens plus que nous) da ist man noch mit allem zufrieden (en Allemagne tout satisfait encore). Haben diese Leute in ihren Urtheilen etwa so ganz Unrecht? Auffallend empörte das ganze Publikum das Geldreichen des alten Schiffskapitains an seine Nichte; man fühlte das Unfranzösische und Unfeine eines solchen Geschenks in einer so feindlichen Stimmung, und alles fing an zu pochen. Noch unerträglicher (und ich möchte wissen, welcher gesunde Kopf solches vertragen kann) war eine Scene gegen das Ende des

Stücks. Die Alten sind endlich in [illegible] und gucken sich von zwei verschiede[illegible] Seiten noch abgewandt und ergrimmt an, [illegible] das Töchterchen gehüpft und [illegible] Rosen, aus denen sie die Blicke [illegible] auf die beiden Alten zur Versöhnung [illegible] ten sollen. Sie hüpft in den Gang, [illegible] trennt, tändelt hin und her, und streut die [illegible] mit den Worten: „der Weg, wo euch sonst Dornen wuchsen, soll euch künftig Rosen tragen.“ So stand dies Stück denn endlich doch auch, obgleich vo mehrmals im Wackeln war; schwerlich aber wird es das Glück von Menschenhaß und Reue machen. Doch wenn die Augen die Richter wären; so könnte man ihm nur eine gute Nativität stellen; denn die Schnupftücher waren in den Logen [illegible] in Bewegung. Die Pariser glauben vielleicht, es müsse bei einem teutschen Stücke nun einmal so seyn. Ein Witzling kündigte auch bald darauf an, das Korps der Wäscherinnen in Paris gehe damit um, auf Herrn von Kotzebue eine Medaille schlagen zu lassen, und sie ihm zuzusenden. Hinc illae lacrymae.

Doch genug von unserm Landsmann. Es muß uns immer ein großes Verdienst dünken, das er sich um die teutsche Litteratur erworben, daß die eitelen Neufranken es nicht verschmäht haben, von unsern Stücken zuerst durch seine Veranlassung einige auf

ihre Theater zu bringen. Jetzt ein Paar Worte über einige der vorzüglichsten Künstler auf dem französischen Theater der Republik. Der Franzose ist berechtigt, weit größere Foderungen an seine komischen Schauspieler zu machen, als wir. Ich verweise, um diese Foderungen zu schätzen, auf einiges oben von mir Gesagte, was ich hier nicht wiederhohlen mag. Bei uns kann man von den meisten Schauspielern schon sagen, daß sie gut sind, wenn sie nur einigermaßen etwas mit ihrem Leibe anzufangen wissen, und nicht steif und ungegliedert, wie die Holzböcke, da stehen. Was der Franzose von einem jeden verlangt, und an den meisten Menschen auch hat, wie sollte er das nicht in einem vorzüglichen Grade von denen fordern, deren ganzes Leben darin besteht, mit ihrem Leibe zu spielen? Nein, man fordert von einem Schauspieler nicht allein, daß er seine Rolle wohl durchführe, sondern auch zugleich das ganze Stück stütze, und nie, selbst wo er nichts zu thun zu haben scheint, als ein müssiger Gaffer da stehe, bis er wieder seine Paar Worte zu sprechen hat. Freilich wenn einmal vier und fünf Personen in einer Scene zusammen kommen, so können nur zwei davon zur Zeit sprechen, aber sollen denn die andern drei, viere so lange bewegungslos und ängstlich da stehen, bis sie wieder einfallen müssen? sollen sie es nicht vielmehr machen, wie es in jeder Gesellschaft geschieht,

wo mehrere beisammen sind, und einige laut spre-
chen, die andern flüstern, winken, hin und her
gehen, kurz in Haltung, Ton und Gebehrde die
Leidenschaft und Empfindung ausdrücken, von wel-
cher sie eben bewegt sind? Die strengen Landes-
üblichen Sitten haben hier überdem öffentlich eine
Strenge, daß auch der geschickteste Künstler an sich
genug zu mustern und zu studieren hat, um das
Publikum durch einen Verstoß nicht unwillig, noch
sich lächerlich zu machen, welches beides beinahe
gleich schlimm ist. Man ist darin übrigens einstim-
mig, daß bis jetzt noch keine europäische Nation
es den Franzosen im Lustspiel gleich gethan hat,
und ich muß in dieses Urtheil mit einfallen.

Der erste unter den Schauspielern dieses Thea-
ters ist unstreitig der Bürger Baptiste der ältere,
denn es ist noch ein andrer Bruder bei demselben,
der aber weit hinter diesem bleibt. Dieser Baptiste
ist eine lange, nicht eben gut gewachsene Gestalt,
aber ein geistvoller Kopf mit einer hübschen Nase
und sehr schönen blauen Augen geben dieser Gestalt
Leben und Interesse. Er ist wirklich ein Meister in
der Kunst, und wird als ein solcher mit Recht von
der Nation ausgezeichnet und geehrt. Es ist ein
wahrer Proteus, und er weiß sich in alle Gestalten
zu werfen, und alle Häute mit einer ziemlich täu-
schenden Leichtigkeit zur Schau zu tragen. Aber
nach meinem Gefühle fehlt ihm bei dieser seltenen

Gabe hat immer etwas, das uns nicht vollen Beifall geben läßt. Bei manchen Rollen ist er eitel, und vergißt seine eigne liebe Person nicht, einer der schlimmsten Misgriffe, worin nur ein mittelmäßiger Spieler fallen sollte; bei vielen andern sieht man ihm etwas Studiertes an, und das Bestreben, den Sinn des Dichters gleichsam recht völlig auszuschöpfen und sogleich wieder in die Zuschauer einzutrichtern, wieder ein Fehler der Eitelkeit. Er macht, obgleich ein Vierzigjähriger, die ersten Liebhaber, Marquis, Stutzer, alte und junge Intriganten, Heuchler und Brummbasse. Man kann freilich von ihm nicht sagen, daß er je eine Rolle ganz verdirbt, aber trotz alles Beifalls, womit man ihn fast in allen Rollen aufnimmt, muß ich sagen, daß er mir nie Genüge gethan hat, wo ein offener und grader Karakter, ein ehrlicher Landjunker, ein kühner und polternder Soldat und Seemann darzustellen war; eben so war es mit der bescheidenen und unschuldigen Liebe, die er zu einer häßlichen Fratze machte, vielleicht weil man sie in Paris vor als ein sehr einfältiges und bäurisch lächerliches Ding ansieht. In Stücken den Intrigen hingegen, wo es auf Konvention, List, Heuchelei ankommt, und wo es ein Fehler ist, natürlich zu seyn, da ist dieser eitle Künstler auf seinem Platze, und darin läßt er auch alle seine Mitbuhler weit hinter sich. Als Höfling, als Stutzer, als hohles Bild

des hohlen konventionellen Lebens ist es unnachahmlich, aber auch diejenigen Karaktere, wo ein tieferer und schwärzerer Schein auf Lastern liegt, hat er ganz in seiner Gewalt. Dem Tartüffe Molieres spielt er ganz vortrefflich, und verjüngt den Ruhm des großen Dichters bei der Nachwelt, so lose er ihn darstellt. In einem andern Stücke von seinem Kollegen Monvel aber übertraf er sich selbst. Der Hauptkarakter dieses Stücks, welches, wie man dem Verfasser vorwarf, sehr kotzebuesirte, war von dem Verfasser eigentlich für ihn entworfen. Die Hauptperson war nemlich jener vormals so berühmte Marschall von Richelieu, der nach einem beinahe durchlebten Jahrhunderte, im Anfange der Revolution starb. Von ihm hieß das Stück der Neue Lovelace, und drehte sich um seine Intrigen mit ein Paar Weibern herum, wobei er, den Frommen zur Erbauung, endlich der Betrogene ist und sich bekehrt, den Weibern aber nach einigen herzbrechenden Scenen à la Meinau verziehen wird. Es war nichts, als ein Theaterstück, und wäre unter andern Händen, als seinen, ohne Rettung zu Grunde gegangen. Den alten Schiffskapitän von Kotzebue machte er hingegen elend. Es fehlte ganz die Gutheizigkeit, die immer durchschimmern muß bei dem launischen Bodagristen, und seine üble Laune selbst war etwas zu sehr Gemachtes. Ueberall ist so ein Schiffskapitän etwas sehr unfranzösisches, und ward

daher von den Parisern auch als ein Ungeheuer angegafft.

Der nächste nach diesem Baptiste ist Armand, ein Schauspieler, welcher rechtliche Männer, Biedermänner, wackre Geschäftsleute brav spielt, aber doch durchaus nichts hat, was auf einen großen Künstler hindeutet. Eben dies gilt von Monvel, Lacare, dem zweiten Baptiste und einigen andern. Sie verderben alle nichts in den zweiten und dritten Rollen, spielen alles so ganz leidlich weg; aber weiter ist es auch nichts mit ihnen. Das Sonderbarste ist, daß man unter allen Schauspielern dieses ersten Theaters keine einzige schöne Figur findet. Es fällt überdem auf, daß das Personale so klein ist, eine nothwendige Folge der magern und eisernen Zeit, worüber alle Theater seufzen.

Bei weitem besser besetzt sind im Durchschnitte die weiblichen Rollen, als die männlichen, und unter den Schauspielerinnen mögte sich leicht ein halbes Dutzend herausfinden, die sich eben so sehr durch ihre einnehmende Bildung, als durch ihr vorzügliches Spiel des Platzes würdig machen, worauf sie spielen. Es scheint einmal Sitte zu seyn, daß der Franzose von Weibern durchaus nichts Häßliches auf dem Theater duldet.

Voran unter diesen steht die Contat, die mir immer das Muster einer trefflichen Schauspielerin bleiben wird. Sie hat vor etwa funfzehn Jahren

eine

eine ſehr glänzende Rolle in Paris geſpielt, und manchen Duc und Prinzen an ihrem von Tauben gezogenen Siegeswagen gezählt; aber dieſer Glanz iſt mit der Jugend und der Revolution davon gezogen, und ſie muß ſich in dieſer Rückſicht der Mittelmäßigkeit beſcheiden, obgleich das Gerücht ſagt, daß es ihr auch jetzt, in ihrem vierzigſten Jahre, noch nicht an Anbetern fehlt. Aber in der Kunſt kann ſie nie bis zur Mittelmäßigkeit ſinken. Sie hat die erſten Liebhaberinnen und die andern erſten Rollen abgegeben, wohl wiſſend, daß, wo ſie ſteht, ſie immer die erſte ſcheinen wird. Nun ſpielt ſie die naſeweiſen Soubretten, die Naiven, die ſchelmiſchen und intrigirenden Vertrauten, kurz alle Rollen, wobei die feine Schelmerei und Liſt und Koketterie der Weiber das weiteſte Feld hat. Bei ihrem Spiele wird der Fremde es erſtlich inne, was ſtehende und feſte Sitten eines Volks ſind. Das giebt Feinheiten und Schattirungen außer den Feinheiten und Schattirungen eines jeden weiblichen Karakters, wovon wir Teutſchen ſelten einen Begriff haben. Alles iſt Leben und anmuthiges Spiel und täuſchender Schein; ſo machen die Spieler aus Nichts Alles, und zaubern uns in ihre ſüße ſpielende Welt hinein. Was die Weiber und Mädchen hier lernen können von denen, die in jeder weiblichen Kunſt ausgelernt ſind, daran brauche ich wohl nicht zu erinnern. Es giebt mehr als Eine

Contat in Paris, deren Umgang Männer und Weiber ſuchen, um ſich aſpaſiſch bei ihr zu bilden. Noch jetzt iſt dieſe liebenswürdige Spielerin, die zugleich den Ruhm eines freien und großmüthigen Karakters hat, auf dem Theater eine ſehr ſchöne Geſtalt. Groß und rund von Wuchs, ohne zu rund zu ſeyn, mit ſchönen Haaren, unvergleichlichen Zähnen, und einem Munde mit ein Paar lockenden Lippen und einem lockenderen Lächeln, die unmöglich falſch ſeyn können, wenn die Bosheit auch behaupten wollte, alles andre ſei ihr angedrechſelt und angefärbt und angehängt. Aber man muß das ſchöne lebendige Leben ſich bewegen und hinſchweben ſehen, um ganz von den Grazien ihrer Perſon und ihrer Kunſt bezaubert zu werden.

Neben dieſer erſten Schauſpielerin glänzen noch vier, die, jede in ihrer Art, vorzüglich ſind. Voran mag die Mezeray ſtehen. Dieſe kleiden vorzüglich die glänzenden und imponirenden Rollen, wo mehr Kühnheit und Majeſtät des Karakters, als Sanftheit und die ſtilleren Gefühle ſchüchterner Unſchuld und Liebe, zum Grunde liegen. Auch ſie weiß zu reizen und zu locken, aber noch mehr verblendet und beherrſcht ſie. So habe ich ſie einige naive Rollen nicht ohne Erfolg ſpielen ſehen. Aber als eine erſte Liebhaberin in ränkevollen und verwickelten Scenen, als ein herrſchendes und regierendes Weib, als eine Kokette, die eine Heerde an

ihrem Winke hängender Sklaven um ſich haben mag, als eine vornehme Dame, die unerfahrnen Jünglingen auf die Zähne fühlt und halbflügge Töchter zügelt und regelt, läßt ſie faſt nie etwas zu wünſchen übrig. Trefflich ſpielt ſie auch alte Betſchweſtern und Heuchlerinnen, wenn ſie ſich ſo weit herabläßt, Alte zu ſpielen. Doch jetzt kann ſie es noch thun, ohne Beſorgniß, für alt gehalten zu werden.

Neben dieſer ſtehen mit Ehren die beiden Schweſtern Mars, beide reizende Mädchen, von denen ich aber der jüngſten den Kranz reichen würde. Dieſe jüngſte, eine der ſchlankſten und reizendſten Geſtalten, die alles erhöhen muß, was die Kunſt Verſchönerndes hat, theilt ſich mit der Mezeray in die Liebhaberinnen, doch ſo, daß ſie diejenigen nimmt, welche nur naive Einfalt und unſchuldige Liebe athmen, die aber immer eine kleine Beimiſchung von Schelmerei haben muß, um hier zu gefallen. Da ſpielt dieſe kleine Sirene unnachahmlich, und drückt ihre ſüße Pein, die kleinen Verlegenheiten und Ueberraſchungen, ſelbſt die kleinen Liebeszwiſte, die ſchon Terenz eine Befeſtigung der Liebe nennt, mit alles gewinnender Anmuth aus. Ihre Schweſter, die ältere Mars, theilt ſich zuweilen in dieſen Rollen mit ihr, doch ſtellt ſie diejenigen noch beſſer dar, wo ſchon etwas Intrige im Spiel iſt, welche, wie große Kenner des weib-

lichen Herzens behaupten, allen Mädchen ohne Ausnahme, selbst den unschuldigsten, seit Frau Evens Zweigespräch mit dem Teufel, schon bei der Geburt mitgegeben seyn soll. Gewöhnlich macht sie auch die zweiten Liebhaberinnen ganz brav, muß auch wohl zuweilen in die Rollen der Contat einspringen, die freilich durch keine einzige von allen zu ersetzen ist. Man würde sie auch darin wacker finden, wenn man jene Seltene vergessen könnte.

Die Fleury ist von allen, wenn nicht die älteste, doch die unscheinbarste; aber sie ist auch eine eben so brave als bescheidene Künstlerin. Was man ihr auch zutheilt — Rollen muthwilliger und schelmischer Liebe giebt man ihr freilich nicht — führt sie lebendig durch, und immer mit der größten Wahrheit und ohne die geringste Affektation. Ihr Loos sind sittliche Frauen und Mütter und Tanten, die sie trefflich spielt; das Einzige, was ihr immer mislingt, sind die verruchten Seelen und die Prüden.

Gewöhnlich wurden Lustspiele und Schauspiele, sehr selten Trauerspiele gegeben, und auch diese meistens leeren Bänken, entweder weil der Geschmack daran eben so stumpf ist, als in Teutschland, oder weil man nichts Neues hat, und die meisten Menschen doch an die Kunst eben solche Foderungen machen, als an ihren Frisör und Schneider, indem alt von Kunstwerken bei ihnen eben so

viel heißt, als bei jenen aus der Mode und verlegen. Nur alle drei, vier Wochen wurde ein Trauerspiel gegeben, welches, da man faſt alle Tage ſpielte, gar kein Verhältniß hat. Ich habe hier Cheniers Charles Neuf, den Cid, den Mahomet und die Berenice geſehen. Ueber die Tragödie der Franzoſen hier ein Langes zu ſagen, ſcheint mir nicht am rechten Orte; ich will alſo bloß Einiges über die Darſtellung ſagen. Einige treffliche Spieler ausgenommen, ſcheint man mir die Darſtellung im Ganzen viel zu bunt und kraus zu machen, und nicht die tragiſche Einfalt und Würde zu kennen, die allein durch Stille und Erhabenheit wirken ſoll, wo ein großes Schickſal mit großen Dingen und Menſchen ſpielt. Ich erinnere mich noch mit Entzücken an Schröders Hamlet und Lear in den ſchönern Tagen des teutſchen Hamburger Theaters, wo dieſer große Künſtler aus ſeinen Schülern eine Künſtlerwelt um ſich her gebildet hatte, wie man ſie wohl lange nicht wieder in jener Stadt ſehen wird. Wenn der Teutſche im Luſtſpiel nur zu leicht ungeſchickt und unbehülflich iſt, ſo tritt er dafür im Trauerſpiele deſto mehr wieder auf ſeinem eigenen Boden einher. Unſer Karakter iſt Tiefe und Ernſt, und der ſollte er bleiben. Bei kleinen Dingen ſind wir leicht albern und verlegen, aber dafür finden wir bei großen und ernſten leichter unſer Maaß, als die, ſo mit allem ſpielen können. Es geht uns, wie dem Ulyſſes bei'm

Vater Homer. Die Höflinge des Priamus lachten dieſen groben und ungeſchickten Geſellen gleich einem Dummbart aus, als er mit dem ſchönen und feinen Menelaus als Geſandter an ihrem Hofe erſchien. Der letzte gefiel allen, er konnte ſogleich alles über alles und zu allem ſprechen, und ziemlich leidlich ſprechen, aber das war auch ſein ganzes Verdienſt. Ulyſſes war blöde, zitterte und ſtotterte, ehe er ſeine Rede beginnen konnte. Kaum aber faßte ihn ſein natürliches Feuer, ſo ergoß ſich ſeine Rede wie ein Strom, ſeine Augen blitzten, ſeine gebückte Geſtalt veredelte ſich und richtete ſich empor; er ſtand in ſeinem Vermögen da, wie ein Gott, und ſchleuderte die Donner ſeiner Beredſamkeit unter Priamus und ſeine Großen, die ihn ſtaunend anblickten, zweifelnd, ob noch derſelbige Menſch mit ihnen rede, der eben ſo klein und geſtaltlos unter ihnen geſtanden hatte. So wie ich hier die Trauerſpiele ausführen ſah, muß ich geſtehen, daß die meiſten, ſonſt nicht mittelmäßigen Künſtler, ihre Rollen ſehr flach gefaßt hatten, und ſie eben ſo flach darſtellten. Auch nennt das Publikum von den Künſtlern dieſes Theaters nur drei als gute Tragiker, und weiſt alle die andern zu dem Range der Mittelmäßigkeit zurück, die ſie auch höchſtens nur behaupten können. Dieſe drei ſind Talma, Baptiſte und die Fleury.

Talma iſt bloß Tragiker, und ſpielt auch in den Tragödien nur äußerſt ſelten. Es iſt eine ſchlanke Geſtalt mittlerer Größe, doch wohl und männlich gebaut, mit einem etwas finſtern, doch äußerſt ſeelenvollen Geſichte, einer ſtolzen Stirn, ſchönen Naſe, und etwas vollem, doch hübſchem Munde zu einem ſchön geſpaltenen Kinn, das ein ſchwarzer Bart umdunkelt; dieſes Geſicht erleuchten und verdunkeln nach Gefallen ein Paar ſchwärmeriſche Augen von einem tiefen Schwarz, welches auch ſeine Haare haben. Man nennt den Mann, der dieſe ſchöne männliche Bildung trägt, den größten tragiſchen Künſtler Frankreichs unter den jetztlebenden, und zwar mit Recht. Er erſcheint als ein Frommer und ein Held, ſobald er auftritt, in jener Stille und Ruhe, die den großen und edlen Menſchen auszeichnet. Welche Rolle er auch ſpielen mag, er reißt uns und ſich ſelbſt zuletzt mit Gewalt hinein, und wir müſſen dem wunderbaren Zauberer endlich wohl folgen, wohin er uns haben will. Da iſt durchaus keine Spur von Kunſt, kein Flecken vom Unedeln und Gemeinen; aber eben in dieſem unſcheinbaren Schein, dem ſchwerſten aller Dinge, offenbart ſich das große Talent. Draußen iſt die Ruhe, drinnen brennt das Feuer. Dieſes promethéiſche Feuer ſoll den wackern Jüngling auch früh zu verzehren drohen. So ſehr erſchöpfen ihn ſeine großen Rollen, ſo fürchterlich wahr geht er in das

Innerſte ihrer Affekten und Leidenſchaften ein, daß er oft mehrere Wochen in einem Zuſtande eines Erſchlaften und Kranken ſeyn ſoll. Seine unüberſchreitbare Größe, dünkt mich, habe ich im Cid von ihm geſehen. Dieſer ewige Wechſel und Kampf der Leidenſchaften mit der groſſen Unterlage des Gemüthes, dieſer Held und Rächer, und zugleich dieſer ſanfte und unglückliche Liebende, waren ſo in einander verſchmolzen und ſo neben einander gehalten, daß er oft wie ein Gott da ſtand. Doch edler und beſcheidener in dem Gefühle der Kraft habe ich ihn nie geſehen, als da, wo er zum alten Cid die Worte ſprach: ton bras est invaincu, mais il n'est pas invincible (dein Arm iſt unbeſiegt, doch unbeſieglich nicht). Stille herrſchte unter den Tauſenden umher, um nachher durch einen lauten Jubel der Bewunderung Luft zu machen. Als Karl der Neunte in Cheniers Stücke war er auch in ſeinem ganzen Glanze. Wer den Talma des Cid ſah, glaubte dieſen gleich bei'm Eintritt einen ganz andern Menſchen. Er trug in ſeinem letzten Erſcheinen die nächtlichen Furien ſo klar mit ſich herum, daß ſie nie deutlicher und rächender auf dem Theater erſcheinen ſollten, und mehr als eine Bruſt hörte ich neben mir vor Entſetzen ächzen. Und doch mäßigte er die Wuth des Dichters, welche allerdings mehr gemäßigt ſeyn ſollte.

Als den zweiten tragiſchen Schauſpieler nennt man den Proteus Baptiſte, der oft die Hauptrollen neben Talma ſpielt. Man muß aber Talma gar nicht geſehen haben, um ihn vortrefflich finden zu können. Er iſt auch hier zu manirirt und zu ſtudiert, und kann faſt nie die Mühe verhehlen, die es ihm koſtete, ſeine Heldenrolle ſo trefflich, (wie er es andeutet) darzuſtellen. Was Talma in ſeiner ganzen Perſon oft ſelbſt etwas rauh und eckigt giebt, das giebt dieſer mehr in einzelnen feinen und wohlergriffenen Zügen, die aber, wie man im Sprüchworte ſagt, den Kater nicht kämmen. Man ſieht es ihm an, daß ihn das Luſtſpiel, worin er oft vorzüglich iſt, für das große Tragiſche verdorben hat. Man kann die beiden Zweige mit dem Kaufhandel vergleichen. Der Komiker handelt en detail, der Tragiker en gros. Der erſte muß alles vereinzeln und dann mühſam wieder zuſammen faſſen, und Acht geben, daß nichts verloren gehe. Der zweite läßt manche Kleinigkeit hingehen, und hält das Ganze deſto feſter zuſammen. So brachte Baptiſte in ſeinem Mahomet von Voltaire alle die Züge von Liſt und Schwärmerei zuſammen, die er aus ſeinen verſchiedenen Rollen, worin er excellirt, nur irgend aufleſen konnte. Er kündigte ſogleich bei'm Auftreten gar ängſtlich an, was er für eine Perſon ſei. Die ganze Haltung blieb immer in der Strenge eines Propheten, ſein Geſicht immer halb verzuckt, und

die großen Augen rollten immer, wie die eines Wahnſinnigen, und vergaßen es ſelbſt da nicht ganz, als ſie Liebe lächeln ſollten. Er gab ihm ein Stück vom Tartüffe, ein Stück von einem Schwärmer, aber wenig von einem großen Manne, als welcher auch Voltaires Mahomet erſcheinen ſollte. Noch mehr mißgerieth ihm der biedere Admiral Coligny in Chéniers Karl dem Neunten. Welche Mühe ſich Baptiſte auch anthat, und ſo ſehr ihn ſeine Geſtalt auch unterſtützte, man konnte zu dieſem Admiral eben ſo wenig Zutrauen auf ſeiner Seite gewinnen, als zum Kardinal und der Königsmutter auf der andern, ſo viel Schlauheit und Feinheit hat Baptiſte einmal ſeinem Geſichte durch die Intrigenrollen angeſpielt. Man ſah in dem Graukopf nicht den biedern Soldaten und Patrioten, der er war, und den ihn auch Chenier ſeyn läßt, ſondern den abgeſchliffenen Hofmann, wie die ſeyn mußten, welche mit der Mediceerin und den Guiſen leben wollten.

Die dritte in dieſem Kleeblatte iſt die berühmte Fleury, deren ich auch ſchon erwähnt habe. Ich habe oben geſagt, wie die Natur weniger für ſie gethan habe, als für ihre Schweſtern, und wie ihr Aeußeres ſehr unſcheinbar und gewöhnlich ſei. Aber davon bleibt bei dieſem großen Spiele, wo man die Zierlichkeiten der Geſtalt vergeſſen muß, auch keine Spur. Kaum iſt ſie aufgetreten, ſo wird

ſie durch die edle und göttliche Welt, worin ſie lebt, auch ſchon verwandelt und gehoben. Sie wird augenblicklich größer und beſeelter, und ein andrer Geiſt ſcheint in ihr zu walten, der, wie die Minerva einſt den Odyſſeus, ſie ſtattlicher und herrlicher macht, und wie eine Göttin anzuſehen. Wer ſollte dies in dem Weibe ahnden, wenn man ſie im Luſtſpiele die ehrbaren Rollen ſpielen ſieht! Aber freilich nur an ſeinem Platze hebt ſich jeder zu dem, was ſeine Natur erringen ſoll. Man mögte ſagen, ſie werde durch die Begeiſterung des Spiels jugendlich und ſchön, wenigſtens denkt man alsdann nicht mehr an die ſchöneren Geſichter derjenigen, ſo mit ihr ſpielen. Mir kam ſie als Berenice und als Tochter des alten Cid himmliſch vor.

Das einzige Theater, welches ſonſt mit dieſem franzöſiſchen Theater der Republik rivaliſirte, iſt durch einen unglücklichen Zufall zerſtört worden. Es war dieſes das ſogenannte Theater des Odeons, eines der ſchönſten Gebäude auf einem freien Platze in der Nähe des Pallaſtes Luxemburg. Ein Zufall, vielleicht auch Verruchtheit, ſetzte es in Flammen, und von dem trefflichen Bau ſtehen jetzt nur noch die ſtolzen Säulen mit dem Geſimſe darüber und der Inſchrift; alles andre iſt zum Schutt niedergebrannt und zum Theil ſchon weggeräumt. Die Künſtler, unter welchen mehrere treffliche waren, haben ſich zum Theil zerſtreut, und die vorzüglichſten ha-

ben ſich nach Rouen gewandt und ſpielen dort den Normännern; ein Theil von ihnen hat ſich auf dem Theater der Altſtadt, dem Juſtizpallaſt gegenüber, angeſiedelt, und mit einigen Spielern deſſelben zuſammen gethan. Sie nennen ſich noch die verbundenen Schauſpieler des Odeon in der Altſtadt; aber ihre Geſellſchaft iſt jetzt ſehr mittelmäßig, da wieder einige der beſten, St. Simon und andere, nach Rouen und Nantes gefolgt ſind. Dieſes Theater der Altſtadt war im ausſchließenden Beſitze von Menſchenhaß und Reue, und von Picards neuen Stücken, die hier nur noch gegeben wurden. Bei aller Mittelmäßigkeit habe ich es hier indeſſen faſt immer voll gefunden. Vielleicht kam das mit daher, weil man nur einen Tag um den andern ſpielte. Es hatte nemlich noch ein andrer Unternehmer Theil an dem Theater, der mit dieſen Spielern des Odeons wechſelte, nemlich der Italiäner Franconi mit ſeinen Pferden und ſeiner Pferdegeſellſchaft. Dieſer gab Turniere und Ringelſpiele, machte Voltigirkünſte, ließ ſeine Pferde nach der Muſik tanzen, kurz, führte ſeine Donquixotinaden eben ſo gut ſeine drei Stunden durch, als jene die ihrigen. So mußten ſich die ſtolzen vormaligen Inhaber des Odeons es gefallen laſſen, hier mit den Pferden um die Gunſt des Publikums zu buhlen, und ſehen, wie dieſe ihnen oft den Rang abliefen. Wegen dieſer Pferderitterſpiele, und weil man außer den Luſt-

ſpielen zuweilen kleine Poſſen und Harlekinaden gab, legte ſich dies Theater den Titel: Theatre de la Cité Varietés, bei.

Den nächſten Platz würde nun das Theater Feydeau einnehmen, welches mit zu den beliebteſten in Paris gehört; weil aber darauf während meiner Anweſenheit wegen eines Baues und anderer Verhinderungen nicht geſpielt ward, ſo kann ich davon auch nichts ſagen, noch von ſeinen vorzüglichen Mitgliedern. Ich gehe alſo zu dem zweiten Theater im Palais Egalité über, zu dem Theater Montanſier auf dem andern Ende des Pallaſtes an dem Eingange aus der rue des petits champs. Dieſes iſt freilich eines der kleinſten in Paris, aber darum keines der unbedeutendſten, welches es ſchon wegen ſeines trefflichen Lokale nicht wohl ſeyn kann. Es iſt bloß zu Poſſen eingerichtet, und zwar zu Poſſen ohne Geſang; aber ich bin nie da geweſen, daß ich mir nicht jedesmal das Zwergfell recht müde gelacht hätte. Etwas Dummes und Ungeſalzenes durfte hier wegen der Gegend, darin es liegt, und der Menſchen, die dieſe Gegend bewohnen, nie aufgetiſcht werden, wenn man nicht eine gänzliche Einſamkeit und Verlaſſenheit riſkiren wollte. Es mußte durchaus etwas Närriſches und Witziges, oft auch etwas Scharfes und Beißendes ſeyn. Man benutzte hier, wie im Vaudevilletheater, gern auffallende Zeitvorfälle und Phänomene, am feinem

Spott bei dem Publikum einige Verſtändlichkeit und neues Intereſſe zu geben. Und in ſolchen feinen Auszifchungen thut es wahrlich nicht leicht eine Nation der franzöſiſchen gleich. Unter andern war hier ein Spieler, Namens Chatel, den man einen rechten Proteus nennen konnte. Dieſer ſpielte mit einem zweiten Akteur oder Aktriſe, oft allein ein ganzes Stück von mehreren Aufzügen durch, worin mehr als ein halbes Dutzend Perſonen vorkamen. Durch eine ungeheuer ſchnelle Verwandlung war er immer wieder auf dem Platze, und machte zur großen Beluſtigung der Zuſchauer fünf bis ſechs Perſonen in Einem Stücke, und zwar die verſchiedenſten Perſonen, indem er bald ein unſchuldiges verliebtes Mädchen, bald ihre Großmutter, jetzt einen Officier, jetzt einen Stallknecht, jetzt einen Jüngling, und jetzt wieder einen Greis machte, und dies alles mit einer wunderbaren Behendigkeit und Biegſamkeit, und ſo täuſchend wenigſtens, als man es hier erwarten konnte, wo man keine Täuſchung mehr wollte. Auch hier mußte Herrn von Kotzebues Stück, worin ſo viel geweint ward, einmal wieder zum Lachen dienen. Der Verfaſſer der Poſſe ließ ein Mädchen weglaufen von ihrem Liebhaber mit einem andern Burſchen, ſich von dieſem ein Kindlein anſchaffen und mit dieſem gar freudig zurück kommen. Zwiſchen ihr und dem alten Geliebten kommen nun gar erbauliche und komiſche

Scenen vor, bei denen man sich krank lachen muß. Sie erklärt ihm nemlich gradezu, sie sei weggegangen, um so eine hübsche Versöhnungsscene zu erleben, wie sie auf dem Altstadttheater zwischen Eulalien und Meinau gesehen habe. Das sei auch etwas gar zu Hübsches, und es verlohne sich der Mühe wohl, darum mit einem Fremden eine Zeitlang unstät herum zu streifen. Sie spricht endlich ganz naiv zu ihm: „Ich denke, lieb Freundchen, du wirst mich wegen dieses rührenden Wiedersehens und Wiederversöhnens künftig nur desto lieber haben.“ Er kann so schönen Gründen nicht widerstehen, fällt ihr zärtlich weinend um den Hals, und schreit: „Es leben Herr von Kotzebue und Eulalie!“ — Auch kleine Farzen mit Liedarchen habe ich einige Male hier spielen sehen; diese waren aber bei weitem das Schlechteste, weil Musik und Gesang gewöhnlich gleich elend besetzt waren.

Keines von allen Theatern in Paris aber hat es diesem an Hurengewimmel und Hurenunverschämtheit gleich. Es war ja auch in der Gegend, wo diese Hummeln am dichtesten und lautesten zu schwärmen pflegten. Sie waren in der Regel beinahe die Hälfte der Zuhörer, doch muß ich zur Ehre der Spieler sagen, daß sie ihnen nie etwas zu Gefallen thaten, oder nur anspielten. Alle Bänke des Parterre, alle Logen waren voll von ihnen, und man

mußte ſich durchaus irgend eine Ecke wählen, wo man den Rücken und die eine Seite frei hatte, wenn man ihren Zudringlichkeiten ausweichen wollte. Am ſchlimmſten aber war es auf dem Saale des Eingangs, wo ſie in den Pauſen zwiſchen den Akten recht wimmelten, und über einen jeden herfielen, der noch ſo ausſah, als wenn er ſolche Speiſe wohl einmal brauchen könne. Ohne ein Orpheus zu ſeyn, riſkirte man von dieſen raſenden Mänaden ein ähnliches Schickſal. Mancher arme Schelm ward hier auch wirklich im eigentlichen Sinne zwiſchen den Akten fortgeſchleppt, der wohl zu einer ſolchen Entführung nicht hieher gekommen war; Jugend und Unerfahrenheit ſind an ſolchen Orten ſchlimme Begleiter, und die Lockvögel hier gehörten nicht zu den ausgerupfteſten und kahlſten.

Von hier will ich nun zu den Boulevards gehen. Da finde ich unweit dem Martinsthore in Einer Reihe mehrere Theater, alle an der linken Seite. Da iſt das Theatre de la gaité, das Theatre de l'Ambigu-comique, das Theatre sans prétention, das Theatre des jeunes artistes, und ein anderes Theatre des jeunes eleves; vielleicht waren noch mehrere der Art, deren Namen ich nicht einmal erfahren habe. Man ſollte meinen, in dieſer noch lebendigen und ſchönen Gegend der Boulevards müſſe doch wenigſtens einiges Gutes ſeyn; aber man findet hier wirklich für die Kunſt nicht viel,

viel, für die Beobachtung und den fröhlichen Hu mor oft aber deſto mehr.

Man kann alle dieſe Theater als Schulen für die gröſſeren anſehen, und manches ſeltene Talent hat ſich hier ausgebildet, das nachher auf einem der erſten Schauplätze geglänzt hat. Hier ſpielen nemlich durchaus nur junge Leute unter zwanzig Jahren, und Kinder, ungefär in der Ordnung, wie ich die Theater aufgeführt habe, bis zur Kindheit von fünf, ſechs Jahren hinab. Ich bin hier anfangs ſonderbar getäuſcht worden. Ich ſah die Eleganz der Theater von außen, ſah die Menge Menſchen, welche ſich oft zu Fuße und in Wagen hinzudrängten, und wenn ich eintrat, ſah ich Kinder als Spieler auftreten. Man kann ſich nun freilich vorſtellen, daß die kleinſten dieſer Schauſpielergeſellſchaften ihre eignen Stücke haben, welche mehr für ihr Alter paſſen, als die gewöhnlichen; aber ſie bleiben dabei nicht ſtehen, ſondern wagen ſich oft auch an diejenigen, worin alle Schlauheit und Feinheit des konventionellen Lebens, und alle Ränke und Verwickelungen von Schurkereien und Liebeshändeln dargeſtellt ſind. Freilich vieles muß man hier vergeſſen, um ſich angenehm täuſchen zu laſſen; kann man aber das, ſo hat man auch hier oft ſein Vergnügen. Die Enge und Kleinheit der Bühne, die Mittelmäßigkeit und das Unmodiſche der Garderobe, das Unangemeſſene des Alters zu der Rolle,

die es oft darstellen muß, muß man nun einmal übersehen, und sich zuerst selbst täuschen, um getäuscht zu werden. Es ist freilich komisch, so einen sechszehnjährigen Papa und eine vierzehnjährige Mama zu sehen, die ihrem zehnjährigen Wildfang von Sohn eine kleine Kopflauge wegen seiner Ausschweifungen geben, und das achtjährige Töchterchen über die Gefahren warnen, denen ihre aufblühende Jugend jetzt ausgesetzt seyn wird; noch lächerlicher ist es, von so einem Paar Lilliputter die Verlegenheiten und Schmerzen und Entzückungen der Liebe ganz mit dem französischen Dekorum der Liebe darstellen zu sehen. Aber was wunderbarer ist, sie spielen solche Scenen oft gut, und so gut, daß man sagen mögte, die Natur unterweise jeden Franzosen ohne Lehre und Erfahrung schon von zarter Jugend in den angenehmen Künsten der Galanterie, welche diese kleinen Zauberer wahrlich oft bis auf ihre feinsten Schattirungen aufgegriffen haben. Ich frage hier nicht, ob es gut sei, daß Kinder schon mit den Feuerflammen der Leidenschaften spielen, woran sie sich gar leicht zu früh anzünden und verzehren können. Das gewöhnliche Spiel hier sind Lustspiele und Possen, auch wohl fromme Dramen, die nun auch in Frankreich immer mehr Mode werden wollen. So vernünftig ist man doch, daß man selten Trauerspiele durch diese Pygmäen ausführen läßt; ihre Stelle müssen Wundergeschich-

ten, und Mord- und Riesenabentheuer häufig ersetzen, die aber natürlich immer einen glücklichen und frohen Ausgang haben. Zuweilen werden auch kleine Arien und Ballette angekündigt, und mit aller Wichtigkeit der großen Oper gegeben.

Diesen Spielern etwa ein halbes Dutzendmal im Jahre zum Spaß zuzusehen, mögte hingehen; aber länger und öfter hielte ich es doch nicht aus, da gar so weit nicht von hier täglich so viel treflicher theatralischer Genuß zu haben ist. Aber so groß ist die Geduld und der wechselnde und bunte Spieltrieb der Franzosen, daß auch diese Theater fast immer ein Auditorium haben, wobei sie sich behaupten können. Nicht bloß die zunächst wohnen, kommen hieher, sondern man sieht oft die feinste Welt der feinsten Gegenden der Stadt sich hier ergötzen und dem trefflichen Kinderspiele Beifall zuklatschen. Man erlaubt sich hier nichts, was das Dekorum der größten Theater verbietet, und behandelt alles mit großem Ernst und mit einer Wichtigkeit, die oft eben so lächerlich scheint, als die Helden und Liebhaber dieser Bühnen mit ihren siebenfüßigen Worten und Seufzern. Ja, die Leute hier thun sich wohl etwas auf ihre Kindertheater zu Gute, und einer meiner Bekannten fragte mich einmal im ganzen Ernste, ob das Ballett des Königs von Preußen in Berlin wohl so gut sei, als was hier im Theatre sans protention die Kinder tänzten?

Auf diesem Theater spielte ein kleiner Knabe, der wirklich ein kleines theatralisches Wunder heißen kann, wie ihn seine Landsleute auch mit großer Vorliebe nannten. Er ließ an Deklamation und Ausdruck und Darstellung der Person fast gar nichts zu wünschen übrig. Man hatte eigne Kinderstücke, worin er seine Kraftrollen hatte, aber auch andre aus jedem beliebigen Stücke verdarb er nie. Sein Ruhm war so groß, daß die Spieler eines der ersten Theater, des Theatre Feydeau, ihm auf dem Theatre du Marais eine Benefizkomödie gaben, die mit den Worten angekündigt war: „Die Künstler des Theaters Feydeau werden aufführen ꝛc. zum Benefiz des kleinen Deschamps, einer Waise von fünf Jahren, den man ein Wunder unsrer Zeit nennen kann. Er selbst wird sich in der Rolle des kleinen Faustkerls (du petit Poncet) in einem Nachspiele dem Publikum zeigen.“ Das Theater war zum Brechen voll, und der kleine Deschamps hatte eine gute Einnahme, und spielte seinen Faustkerl mit außerordentlichem Beifall.

Außer diesen Pflanzschulen der größern Theater, woraus manche große Künstler hervorgegangen sind, giebt es noch zwei Theater, die in diese Rubrik gehören, nemlich das Theatre du Marais, und das Theatre des Victoires nationales in der Rue de Bac der Vorstadt St. Germain. Das Theatre du Marais ist in der Gegend der Fischweiberhalle,

und ich muß sagen, daß es auch Vieles von dem Geschmack seiner Lage zu haben scheint. Man giebt hier gewöhnlich nur Possen, und oft ziemlich gemeine und grobe Possen, wie sie seyn müssen, um durch die dicke Haut zu dringen, welche die meisten Zuschauer um sich tragen. Die Hälfte der Spiele sind Scenen aus dem gemeinen Leben, wie sie den Pöbel alle Tage und allenthalben ergötzen; aber man kann nicht leugnen, daß nicht auch hier der französische Witz zuweilen in hellen Strahlen durchbreche. Auch die Ausländer müssen oft herhalten, und die Franzosen auf ihre Kosten zu lachen machen. So habe ich selbst einmal meine Teutschheit in der auberge allemande, oder der teutschen Schenke, mit allen Scherzen und Schwächen der Trunkenheit vorstellen sehen. Hier fehlt es nicht an einem zahlreichen Auditorium. Leerer, und nach seinem Verdienst leerer, ist das andre Theater der Nationalsiege in der Rue du Bac, unstreitig das elendeste und mittelmäßigste von allen Theatern in Paris, das seinen stolzen Namen doch mit einem stilleren vertauschen sollte. Es ist die kahle und nackte Mittelmäßigkeit und spielt überdem nichts, als elendes und markloses Gewäsch, weil es kleinen Possen und Schwänken mit seinem Personale nicht gewachsen ist. Ich bin zweimal da gewesen, und habe mich immer bis zum Sterben übergefüllt.

Die große Oper, oder das Theater der Republik und der Künste, hat ihren Sitz im Mittelpunkte der Stadt in der schönen Straße des Gesetzes, in beinahe gleicher Entfernung vom Palais Egalité und den Boulevards. Kein Theater hat vielleicht so viel durch die Revolution verloren, als grade die Oper, und kaum fängt sie jetzt an, sich wieder etwas zu erhohlen. Es ist jetzt die Zeit nicht, wo viel für die Kunst gethan werden kann, und die Oper hat zu neuen Werken und ihren Maschinerien immer ungeheure Summen nöthig, welche auch vormals für dieses erste Vergnügen der Pariser äußerst freigebig hergeschossen wurden. Denn den Ruhm wollten sich die Pariser nicht nehmen lassen, im Besitz der ersten Oper Europens zu seyn. Schlimmer bei weitem für die Oper war der Vandalismus der Demokraten, von welchen ich oben schon geredet habe; dieser drohte sie gänzlich zu zerstören, und zerstörte sie wirklich. Man durfte alle die Prachtwerke nicht spielen, worin ein Sultan, oder Kaiser, oder irgend ein andrer großer Tyrann, oder eine Tyrannin und Sultanin und Prinzessin die Hauptperson war. Das Umarbeiten ging nicht so leicht, und hatte wenigstens entsetzliche Unbequemlichkeiten, und das Publikum sah sich also der Meisterstücke eines Gluck und anderer großer Künstler auf lange Zeit beraubt. Jetzt ist man von dieser abgeschmackten Tollheit zurückgekommen, und die Könige und Sul-

tanin der Glucke und Salieri dürfen wieder in ihrem ganzen orientaliſchen Pompe aufmarſchiren. Das Publikum hat ſeine alten Freuden wieder, und die Oper iſt bei dem Preiſe des Parterres zu drei Franken (18 Groſchen), und der erſten Logen zu ſechs Franken, faſt immer außerordentlich beſucht. Jeder findet hier etwas für ſeinen Gaumen. Der Stumpfſte will bloß gaffen und ſich die Augen verblenden, die Ohren betäuben, und alle Sinne zu einer wohlthuenden Behaglichkeit ſtimmen laſſen; ein Andrer will ſich durch die majeſtätiſchen Harmonieen eines Gluck zu den Engeln des Himmels erheben; ein Dritter durch den ſeelenvollen Tanz und die Pantomime eines Veſtris entzücken laſſen.

Es wird je einen Tag um den andern geſpielt, weil man wegen der Zurüſtungen der Maſchinerien und Ballette immer viel zu thun hat. Die Oper wechſelt mit Balletten, wie es die Sitte der großen Heldenoper faſt aller Orten iſt, ſo daß zwiſchen jedem Akt der Akt eines Ballets aufgeführt wird. Wäre ich ein Kenner von Muſik, ſo wäre hier die Stelle, von dem Zuſtand derſelben in Paris und von den neuen Einrichtungen zur Beförderung derſelben etwas zu ſagen. Da ich das aber leider nicht bin, ſo bleibe ich bei einigen oberflächlichen Notizen ſtehen, wie ich ſie theils ſelbſt habe aufgreifen, theils von ſolchen erhalten können, die davon mehr Kenntniß haben, als ich. Man iſt bis jezt durch-

aus bei den alten Meiſtern der Oper und bei ihren Stücken ſtehen geblieben, obgleich verlautet, daß man damit umgehe, einigen Werken Mozarts franzöſiſche Texte unterzulegen, und ſie hier auf die Bühne zu bringen. Sie würden gewiß bei dem Enthuſiasmus, den man hier für die teutſchen Virtuoſen hat, ein ſeltenes Glück machen. Die Vorliebe für unſern Haidn und Mozart iſt außerordentlich, und des letztern wunderbares Genie hat ſelbſt die hartnäckigſten Tadler bekehrt. Garat, der erſte Sänger Europens, nennt ihn nicht anders, als den Göttlichen. Man glaube aber darum nicht, daß die Franzoſen an guten und beliebten Komponiſten arm ſind. Kreutzer, Cherubini, Monſigny, Mehul, Goſſec, Gretry, d'Allayrac, Martini, Berton, le Sueur, ſind berühmte Namen, die alle mit Glück theils für die große, theils für die komiſche Oper gearbeitet haben. Sie ſind faſt alle in dem muſikaliſchen Inſtitute nach den verſchiedenen Klaſſen angeſtellt mit einer Menge ausübender Künſtler auf allen möglichen Inſtrumenten. Von dieſen Spielern iſt eine große Menge Teutſche, und zwar Süd-teutſche, die der muſikaliſche Genius mehr zu begünſtigen ſcheint, als die nördlichen. Kreutzer ſelbſt, der Muſikdirekter der Oper, iſt ein Teutſcher. Man rühmt dieſes Orcheſter der Oper als eines der vorzüglichſten, ich glaube es, nach der Wirkung, wel-

che die Musik auch auf mich gehabt hat; mehr wage ich nicht zu sagen.

Die Sänger und Sängerinnen derselben sind meistens Mitglieder des berühmten Conservatoire de Musique. Vor allen obenan steht der treffliche Garat. Er läßt sich aber jährlich nur etwa zwei- und dreimal in der Oper hören, und zwar gewöhnlich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Das außerordentliche Talent dieses Künstlers ist in ganz Europa zu bekannt, als daß meine schwache Stimme ihm noch einigen Glanz geben könnte. Ueber die Tiefe seines Gesanges bei einer seltenen Höhe, wovon ich alle Tage sprechen höre, mögen diejenigen Beobachtungen anstellen, welche tiefer in die Geheimnisse der himmlischen Kunst eingedrungen sind. Ich habe ihn nur einmal im Konzert singen hören, welches er in der Oper an einem stillen Tage gab, wo nicht gespielt ward. Die Entrée für das Parterre war 9 Franken; aber ich sage mit Vielen, müßte man diese vom Ende der Welt herhohlen, sie wären nicht zu mühevoll herbeigeschafft, wenn man dafür eine solche Stimme hören könnte. Ich muß gestehen, nie eine solche Scene erlebt zu haben. Unter den Tausenden war die Stille des Erwartens, wie sie seyn müßte, wenn die Welt wüßte, die Morgenröthe des jüngsten Tages breche an, oder ein Gott komme, der gemarterten Welt einen ewigen Frieden zu bringen. Er kam endlich,

der Göttliche, der Mozart den Göttlichen nennt, und Entzücken bemächtigte ſich aller derer, die ihn ſchon gehört hatten, und frommes Erwarten und Herzklopfen derer, die ihn noch hören ſollten. Und er ſang, und Himmel und Erde vergingen mir. O man ſage, was man wolle, keine Kunſt hat die Geiſterſprache der Seele, wie die reine Muſik der menſchlichen Stimme. Ich glaube, dieſer Künſtler könnte Menſchen vor Wonne zernichten. Doch kein Wort mehr über das Unausſprechliche. Sein größtes Lob war, daß die Zuhörer nur erſt lange nach ſeinem Abtritte klatſchten. Garat iſt übrigens auch von Perſon ein hoch junger und liebenswürdiger Mann, und hat in ſeinem ganzen Weſen etwas ſo Leichtes und Seelenvolles, als wären ihm ſchon Flügel angewachſen. Aber nichts kömmt dem Entzücken gleich, das bei ſeinem Seelengeſange aus allen Zügen ſeines Geſichts hervorbricht, und ſie allmälig zu etwas Himmliſchem verklärt. Ich habe dieſes Entzücken nur in dem blinden Dulon geſehen, der auch ſeine ganze Seele aus ſeiner Flöte und auf ſein Geſicht hauchen konnte. Uebrigens lebt Garat ein rechtes ſpielendes Künſtlerleben, und hat bei ſeinen großen Einnahmen, wie man ſagt, beträchtliche Schulden. Man kann davon aus folgendem Anekdötchen urtheilen. Bei ſeiner letzten muſikaliſchen Reiſe nach London hatte er 170000 Franken nach Paris übers Meer zurück gebracht, und

dieſe Summe von wenigſtens 40000 Reichsthalern guten Geldes war in wenigen Monaten zerflogen. Doch die Singvögel unter den Menſchen ſollen ſich keine Speicher anlegen, wie die Spechte und Fledermäuſe. Die Nachtigall und Lerche muß ſterben, wenn ſie kein Futter mehr für den Tag findet.

Nach dem alles überfliegenden Garat ſind Chevrön, Lais, Friederich berühmte Namen der Oper, von welchen bei jeder Aufführung ſich wenigſtens einer jedesmal hören läßt.

Doch ich komme zur zweiten Klaſſe der Spieler dieſes berühmten Theaters der Republik und der Künſte, zu den Tänzern und Mimikern, ohne welche die große Oper in Paris nicht ſo einzig ſeyn würde, als ſie wohl glaubt; denn nur dieſe ſind die unvergleichlichen und unübertrefflichen, die man nirgends in dem Geiſte und geſchloſſenen Bunde der Kunſt wiederfindet. Vigano und die Brüder Giojo in Wien und Florenz waren treffliche Künſtler, aber ihnen fehlten Helfer, ſie zu unterſtützen, und ein Publikum, ſie zu beurtheilen und zu verſtehen. Sie konnten nur immer einzelne Züge und kleine Andeutungen des ächten geiſtigen Spieles geben, nie, oder ſelten, ein großes wohl zuſammenhängendes Ganzes durchführen, das in allen ſeinen Theilen vollendet und geſchloſſen geweſen wäre. Und doch gewährten auch dieſe einzelnen, ſo einzeln, wie ſie

da ſtanden, ſchon einen herrlichen Genuß. Aber hier iſt das Ballet zur Kunſt erhoben; nicht bloße Schatten ſpielen hier und fliegen als Schatten vorüber, ſondern beſtimmte und klare Geſtalten in der vollen Schönheit und Mäßigung der reinen und keuſchen Kunſt treten lebendig hervor. Hier erſt habe ich es wieder gefühlt, wie es möglich ſei, daß die Alten ſo vieles von den Wundern des Tanzes und der Pantomime erzählen können. Sie konnten darin freilich noch mehr, als die Neuern, weil die Kunſt bei ihnen keine andre Sitten zu ehren und zu fürchten hatte, als die ſie in ſich ſelbſt fand, und weil ſie in ihrem ſinkenden und alternden Zeitalter auch alle Mittel anwenden durfte und mußte, die größte Verdorbenheit und Erſchlaffung zu reizen und zu kützeln. Was die, welche die Danaen, die Thetis und Atalanten, die Paris und Apollen ſpielten, ſich erlauben durften, das iſt der neueren Kunſt verſagt, der man neben den Inſignien des Muſenhains auch noch die Fratzenlarve der Konvention und den Prieſtermantel und das Chorhemde des Nachfolgers Petri zum Augen- und Warnungsſpiegel hinhängt. Doch welches Geſetz, welches Bollwerk und welcher Riegel kann die Schönheit einſchränken? Auf ihrem Felde blühen der Blumen ſo viele und mancherlei, und wenn man ihr auf der einen Seite auch den Zugang verſperrt, ſo weiß ſie auf der andern neue Spiele und Freuden zu entdecken.

Ich glaube, daß nächst den Italiänern kein Volk in Europa ist, das es in der Tanzkunst und Pantomime (darin werden die Italiäner wohl immer auch unter den ersten bleiben, und vielleicht vor diesen die Griechen, wenn über ihrem schönen Lande einmal wieder ein freundlicherer Himmel lächelt) jeden Franzosen gleich thun wird. Kein Volk ist so sehr Herr seines Leibes und seiner Glieder, als gerade sie. Bei mehrern Gelegenheiten habe ich es schon erwähnt, wie ich glaube, daß Manche, die hier in den Schenken und Gärten springen, mit Ehren in den Balletten zu Wien und Hamburg auftreten würden. Das ganze Volk ist so zum Tanzen und Springen und Voltigiren gebohren, und tanzt und springt und voltigirt so gern und so viel bei jeder kleinsten Veranlassung, daß einem Teutschen, wenn er ihren Tänzen zusieht, gewöhnlich um's Herz ist, als dürfe er den Fuß nie wieder ohne Erröthen auf einen Tanzplatz setzen. Es ist ein entschiedener und stark ausgesprochener Zug in dieses Volkes Karakter, daß sie fast alle innere Leidenschaften und Bewegungen der Seele äußerlich mit dem Körper darstellen und ausdrücken, und zwar meistens mit Anmut, und Grazie ausdrücken. Einem jeden aus diesem Volke, ich mögte sagen dem Kleinsten und Geringsten, ist ein gewisser Sinn, wenn nicht für Schönheit, doch für Zierlichkeit, gleichsam angebohren. Wer sich frei und kühn und ungezwungen darstellt,

hat sogleich in ihrer Meinung mehr gewonnen, als er es bei einer andern Nation könnte, bei welcher dieser Sinn nicht so beweglich ist. In allen Künsten und Wissenschaften haben die Franzosen frühe und wacker mit den übrigen Völkern Europens gewetteifert. In allen gestehen ihnen die Fremden große Verdienste zu; aber doch so, daß sie sich in vielen Zweigen derselben etwas Besseres, in andern Gleiches mit ihnen geleistet zu haben rühmen. Nur wenn vom Tanze, von der Grazie und Leichtigkeit dieser schönen Kunst die Rede ist, wagt es keiner, dem einstimmigen Geständnisse Europens zu widersprechen, daß sie hierin alle andere Völker weit hinter sich lassen.

Noverre war der erste unter ihnen, der die schöne Tanzkunst auf dem Theater wieder zu einer Aehnlichkeit und Annäherung dessen brachte, was sie vor zweitausend Jahren in Athen, Smyrna und Milet gewesen seyn muß. Er wies den Springern und gewaltigen Künstlern in Verdrehungen und Anstrengungen des Leibes den Hinterrang hinter denen an, die bald mit den Füßen der Grazie einherschweben, wie Amor, wenn er seine Psyche unter Rosen belauschen und überraschen will, auf den Knospen der Blumen hinflattert, ohne einen Thautropfen abzuschütteln; bald in der Schönheit des Apoll und in der Kunst des Herkules Choregus zum fröhlichen Wettkampf der Freude einherschreiten. Die Salto-

mortalesprünger verloren allmälig ihr Ansehen, und der melodische Rhythmus siegte über die Windstöße und Wirbel der rohen Kraft, die nur dickhäutigen und holzköpfigen Menschen gefallen können, die immer wie vom Sturmwinde erschüttert werden müssen, um aus ihrer Lethargie erregt zu werden. Noverre's Terpsichore, die nach langen Jahrhunderten ihre Bühne endlich einmal wieder begrüßte, fand an Vestris einen noch würdigeren Jünger, obgleich man sein Verdienst immer nur als das zweite ansehen kann, weil er Spuren fand, worin er treten und fortgehen konnte. Die größte Blüthenzeit dieses seltenen Künstlers liegt etwa 30 bis 20 Jahre zurück. Zur Zeit des größten Glanzes in Paris, als mit Marien Antoinetten alle Schönheit und Grazie auf den Thron zu sitzen begann, hatte auch er seinen größten Glanz, und der Name Vestris flog wie ein neues Wunder von einem Ende Europens bis zum andern. Ich erinnere mich noch aus meinen Knabenjahren, eine teutsche Anekdote gelesen zu haben, worin der damalige Minister Vergennes, und Vestris redend eingeführt werden. Sie finden sich nemlich im Vorzimmer des Königs zusammen, welchem Vergennes den Etat einiger neuen Pensionen und Zulagen überbringen will. Unter denen, welche Zulage erhalten, steht auch der Name Vestris. Der Minister hält ihm die neue Zulage hin, und bemerkt spottend, daß seine Ein-

nahme dreimal die ſeinige überſtiege. Der Künſtler aber — dieſem Erzähler war er nur ein Tanzmeiſter — macht einen entrechat, und ruft ihm höhniſch in die Naſe: „Hätt' Sie was gelernt, ſo Sie auch verdien die Geld.“ Es iſt ſchlimm, daß wir Teutſche gewöhnlich auch eben ſo urtheilen. Die Natur giebt die Grazie und das Talent, und mit ihnen den Lohn und Zutritt, den ſie bei allen Menſchen finden; Mühe und Schweiß erſchafft die Tauglichkeit und Nützlichkeit, und ihr Lohn wird auch nur mit Mühe und Arbeit gewonnen. Ein Künſtler wird gebohren, ein Miniſter gemacht; und welch ein Abſtand zwiſchen einem Miniſter, wie Vergennes war, und einem Veſtris! Es iſt aber ſchlimm, daß wir Teutſchen noch ſo urtheilen können, wenn wir die Kunſt mit den Brodſtudien oder brodverdienenden Dingen vergleichen, bei denen gar keine Annäherung der Vergleichung Statt findet. Der Ochs ſoll ſeine volle Krippe und ſeine fette Weide mit Recht haben, denn er ſtöhnt vor dem Pfluge; aber er misgönne der Nachtigall die Blumen nicht zum Spielen, die ihm umſonſt duften, und den Rieſelbach und den blühenden Baum und den heitern Sternenhimmel nicht, zu dem er höchſtens einmal aufſieht, um zu brüllen.

Veſtris Schule iſt es, die mehrern Theatern Europens einige treffliche Tänzer gegeben hat, und aus welcher alle diejenigen hervorgegangen ſind, welche

welche jetzt den schönsten Theil des Personale der großen Oper ausmachen. Er selbst hat fast aufgehört zu tanzen, seitdem so viele Köpfe von den Theatern des Richtplatzes herabgetanzt sind. Er war aus der alten Zeit, hatte sein vorzüglichstes Ansehen, und, was mehr sagen will, seine vorzüglichsten Einnahmen von denen, die sonst die Ersten in Paris waren. Man wird es also nicht unnatürlich finden, daß er eine Revolution nicht liebt, die ihm einen so großen Theil seines Vermögens gekostet, und seine meisten Beschützer und Freunde ins Grab und aus dem Lande gebracht hat. Man behauptet, daß seine Denkungsart die der meisten Spieler und Künstler auf den Theatern sey, die alle mehr, oder weniger die Gelegenheit verloren haben, so reich zu werden und, so glänzende Verbindungen zu knüpfen, als sonst. Vestris ist jetzt ein Mann zwischen den Sechzigen und Siebzigen; schön und vorzüglich gebaut ist er nie gewesen, und 40 Jahre zuviel haben diesem unvortheilhaften Bau seines Körpers auch noch geschadet. Dem ungeachtet, fällt die Ankündigung, daß er mittanzen werde, das Haus immer zum Ersticken, und drei, vier Stunden vor dem Anfange des Spiels sind alle Plätze schon besetzt. Ich bin, da er jährlich etwa nur einmal, oder zweimal auftritt, nicht so glücklich gewesen, ihn zu sehen. Aber meine Freunde, die ihn gesehen haben, versichern, daß er alle seine

Schüler, selbst seinen Sohn, an Leichtigkeit und Anmuth des Tanzes, noch mehr aber in der gefälligen Kunst der Pantomime, übertreffe.

Nach ihm, den man unter den thätigen Künstlern kaum noch mitrechnen kann, steht sein Sohn, der jüngere Vestris, bei weitem oben an, und hat vor allen Männern unstreitig drei Grade, unter den Weibern etwa einen voraus vor der Gärtel und Chimerol. Es ist ein Mann von etwa dreißig Jahren von mittlerer Größe und festem gedrungenen Wuchse. Man sieht es seinem Körper an, wie sehr er von Jugend auf geübt worden ist, so ist alles gerundet und Muskel und Nerve [illegible]. Der ganze Leib hat das schönste Ebenmaaß, und ruht auf ein Paar äußerst feinen Füßen; die Brust ist hochgewölbt und so rund, daß man einen vollkommenen Zirkel darum ziehen könnte. Auch der Kopf der auf diesem Körper sitzt, hat viel Lebendigkeit aber diesen allein möchte man schöner wünschen. Das Gesicht hat nicht künstlerische Weichheit und Bildsamkeit genug, und den Augen fehlt ein gewisses Etwas von Zärtlichkeit und Schwärmerei welches oft das gebehrdenvollste Spiel in zärtliche Scenen weniger wirkend macht. Auch dieser zweite Vestris macht sich rar und spielt oft in mehreren Wochen nicht mit. Man muß dem großen Talente freilich etwas zu Gute halten, aber es sollte sich selbst nicht zu viel zu Gute halten. Man rühmt

ihm dörfigens, daß er bei weitem den Stolz und Starrsinn seines Vaters nicht hat; öffentlich wenigstens habe ich ihn nie an ihm erscheinen gesehen. Man kann mit Recht sagen, daß er die Oper mit Zuschauern füllt. So oft er nicht da ist, und werde auch das beliebteste Werk von Gluck und Sallieri aufgeführt, ist es sichtbar leerer, als wenn er sich in einem der Lieblingsballette angemeldet hat. Er hat mich einmal in ein Gedränge gebracht, woran ich lange denken werde. Auf dem kleinen Theater de l'Ambigu-comique sollte an einem Tage, wo die Oper ruhte, zum Benefiz Gardels das Ballet Psyche gegeben werden, worin er eine seiner ersten Rollen spielt. Schon um 4 Uhr Nachmittags, also zwei Stunden vor dem Anfange, stand es am Eingange gedrängt voll, um bei m Eröffnen einer der ersten zu seyn, der ein Billet und dann einen guten Platz erränge. Der Strom schwoll bald so an, daß man nicht zurück konnte, auch wenn man gern gewollt hätte, denn von draußen drängten viele Hunderte an, und die der Thüre näher waren, schlugen und rissen sich unter einander, um dem Gitterchen zunächst zu seyn, woraus die Billette gereicht wurden. Kopfzeuge, Fächer, und abgerissene Röcke lagen unter den Füßen, viele bluteten an den Händen, alle aber mußten schwer keichen; doch behauptete das Gesindel sogar noch einige Achtung gegen die schwachen Weiber. Dieses Gesindel

ſpielte die Hauptrolle. Mehr als einige Dutzend lumpige Kerls drängten mit ihren ſchwarzbehaarten Armen alles zur Seite weg, um nach dem Gitterchen zu kommen, wo ſie für ein Geſchenk von zwei, drei Franken für andere ein Billet erkämpften, welche ſich dieſe Unverſchämtheit und Kraft der Fäuſte nicht zutrauten; bei vielen von ihnen aber war dies nur der Vorwand. Sie machten ein Gedränge; die Leute, die genug mit Händen und Füßen zu thun hatten, konnten auf ihre Taſchen nicht ſehen, und mehrere beklagten Uhren, Uhrketten und Ringe. Ich kam endlich doch vorwärts, Haus hinein; aber an meinen weißen ſeidenen Strümpfen war auch nicht die Farbe mehr zu kennen, und das eine Bein war an Haut und Strumpf an mehrern Stellen zerriſſen, und die Knöchel einiger Finger bluteten. Aber als das Spiel begann, da jammerten mich die Vielen doch, welche ſelbſt für dieſen Preis nicht hatten hinein kommen können; denn das Schauſpielhäuschen war zum Erſticken voll, und viele Hunderte hatten nach einem langen Kampfe und verdrießlichen Warten doch abziehen müſſen. Andre, die ſchon wußten, wie es zu gehen pflegt, ſahen dies Gedränge nur von ferne, und gingen und fuhren verdrießlich weiter. Auch ſelbſt bei der großen Oper iſt nicht ſelten ein Gedränge, wenn man weiß, daß er ſpielen wird; es gilt dann wenigſtens, einer der erſten zu ſeyn, und einen guten Platz zum Sehen

zu bekommen. Vestris vorzüglichste Stärke ist der schöne Tanz und die trefflichen Formen und Stellungen, die er aus seinem männlich schönen Körper zu flechten und zu bilden weiß. Alles ist genau und bestimmt in seinem Maaße und Verhältnisse, und tritt hin und lebt und bewegt sich ohne die geringste Peinlichkeit und Gezwungenheit. Es steht da und spricht ohne Worte vernehmlich und klar, wie ein schönes Bild, aus Erz gegossen und aus Marmor geglättet. Da ist nichts Prüdes und Gezirtes, nichts Ueberladenes und Affektirtes, sondern die leuchtende Lauterkeit des Affekts und der Empfindung, welche die Kunst immer als ihr Palladium bewahren sollte. Vestris hat übrigens seine Hauptstärke in dem Tändelnden und Schelmischen, welches man den Karakter seines Volkes nennen könnte; da mögte ich ihn fast für unübertrefflich halten. Weniger gefällt er, wo er den stillen und frommen Schmerz, oder gar die heilige Schwärmerei süßer und unschuldiger Liebe darstellen soll. Man sieht, daß er hier spielen muß, was er nicht hat, und immer straft ihn sein Gesicht Lügen, wie ich auch vorher schon erwähnt habe. Die Stücke, worin er am herrlichsten glänzt, sind sein Paris und Pygmalion und Psyche; doch ewig wird ihm Paris besser gelingen, als Pygmalion. Die Weiber, welche diese Hauptrollen als Hauptkaraktere mit ihm spielen, sind die Bürgerinnen Gardel, Chamerot

und Veſtris. Auch dieſe verdienten wegen ihrer Trefflichkeit durchaus ein eigenes Kapitel, aber ich fühle ſelbſt, wie ſehr es ermüden muß, Beſchreibungen, hinkende Beſchreibungen, leſen zu müſſen, von Dingen, welche durchaus geſehen werden wollen. Tauſend Worte über Raphaels Verklärung und den Laokoon werden dem Gemüthe kaum einen Schatten von dem geben, was es durch den Blick einiger Sekunden empfängt. Die Gardel iſt eine nicht ſchöne, aber niedliche Geſtalt, ſchlank und lebend, und an Miene und Schritt eine Grazie. Sie iſt die holde Pſyche dieſer auserwählten Geſellſchaft, und weiß die liebenswürdige und verſchämte Seele in allen Gebehrden und Zügen und Stellungen hervorblitzen zu laſſen. Hätte Veſtris ihre Pantomime, ſo müßte man wahrlich in manchen Scenen vor Entzücken der Liebe und Anmuth vergehen. Was hold, was zart und unſchuldig iſt, ſtellt dieſes anmuthige Weib unnachahmlich dar. Die Chameroi iſt ein anderes Weſen, zum Herrſchen und Zerſchmelzen gebohren, wo jene anzieht und entzückt. Sie ſtellt die Geſtalt einer Juno und Venus mit gleichem Glücke dar, und wenn ſie nicht die ſüße Schäferin machen kann, die um den Adonis weint, ſo zeigt ſie deſto brennender die, welche ſchelmiſch mit dem Helmbuſche des Mars ſpielt, und ihrem hinkenden Gemahl Pfeile Amors zu ſchmieden überreicht. Es iſt eine ſchöne, hohe und volle

Geſtalt, und tauſend Stutzerlippen zucken, und tauſend Buſen ſeufzen leiſe, ſo wie ſie ſich nur zeigt. Die Veſtris endlich, das Weib unſers jungen Helden, hat weder die Geſtalt, noch die Grazie dieſer Beiden, aber ſie kann immer in die zweiten Rollen mit großem Ruhme eingehen; was die Natur ihr verſagt hat, erſetzt ſie durch einen ſeltenen Fleiß, und iſt, wenn ſie jenen im Spiel der Karaktere nachſteht, ihnen im eigentlichen Tanze weit überlegen. Der alte Veſtris ſoll von ihr rühmen, keinen Schüler und keine Schülerin habe er je gebildet, die mit den Füßen dieſer Nymphe zu vergleichen ſei. Unter den Tänzern ſind Beaulieu, Giraut, Moreau und Gardel berühmte Namen, die nur unglücklich ſind, neben einem Veſtris erſcheinen zu müſſen. Beaulieu thut es ihm im zartten Seelenſpiele unſtreitig oft zuvor, ſein Körper iſt auch ſchöner, vorzüglich ſein Geſicht, ich mögte ihn den Pariſer Vigano nennen; aber er iſt nicht von Kindheit auf bei dem alten Veſtris in die Schule gegangen. Veſtris iſt nur dadurch ſo ſehr der Sieger, daß ihm das Mechaniſche nie einen Augenblick mehr Verlegenheit macht. Gardel iſt in gewiſſem Sinn auch eine der erſten Perſonen dieſes Theaters, obgleich ſein Tanz ihn nur unter die mittelmäßigen ſetzt. Man rühmt nemlich das ſeltne Talent an ihm, daß er die Verflechtung und Verwickelung und Entwickelung der Ballette gewöhnlich ausheckt, und

eine bewunderungswürdige Gabe habe, das ſchöne Spiel, deſſen Gipfel er ſelbſt mit ſeiner Perſon nicht erreichen kann, andern vorzubereiten, und ihnen ſeine Ideeen und geiſtvolle Züge anzugeben. Man kann ihn alſo gleichſam als den Ballettmeiſter anſehen. Außer dieſen Vorzüglichen hat das große Perſonale durchaus keine ſchlechten Künſtler, und der belebende Geiſt des alten Veſtris und das verſtändige Urtheil des Publikums hält alles zuſammen und vereinigt die verſchiedenen Talente ſo harmoniſch, und bringt Werke hervor, die immer die Hand eines großen Mahlers im Fluge zeichnen ſollte. Nur eines Zauberers Feder wagt, ſie beſchreiben zu wollen.

Ich komme nun zum Theater der Italiäner, oder zur komiſchen Nationaloper, die unter den Opern und Operartigen Spielen den zweiten Rang einnimmt. Sie hat ihren Sitz unweit der großen Oper links, von der Geſetzesſtraße in der Straße Favart, dicht an den Boulevards, in einem neuen ſehr eleganten Gebäude, das ſich neben dem großen Opernhauſe ohne Beſchämung ſehen laſſen darf. Auf dieſer Stelle war ſonſt ein altes Theater, wo zuerſt Italiäner geſpielt hatten, zuweilen Franzoſen eintraten, und dann wieder Italiäner ihr altes Recht der Opera buffa ausübten; Goldoni, der berühmter geworden iſt, als er es verdient, nennt man als den letzten italiäniſchen Unternehmer, der hier eine Truppe italiäniſcher Operiſten hielt. Von dieſen

ersten und alten Besitzern heißt diese komische Nationaloper noch jetzt häufig das Theater der Italiäner. Man scheint aber ganz den Geschmack an den Italiänern verloren zu haben, und es wird darauf ankommen, ob dieser Krieg eine solche Verwandschaft und Bekanntschaft zwischen beiden Nationen stiften wird, daß Paris wieder eine italiänische Oper und ächten italiänischen Gesang haben wird, die eine solche Stadt doch billig haben sollte. Man mag sagen, was man will, mit dem italiänischen Gesange läßt sich kein andrer einer andern europäischen Nation vergleichen. Das Land und die Sprache scheint zur Melodie gebohren; alles singt da, und die meisten singen gut und richtig, wenn sie auch nur als rohe, noch nicht abgerichtete Vögel der Flur ihre Naturtöne anschlagen. Dagegen die andern Sprachen, die spanische und schwedische etwa ausgenommen, welche Nachtheile haben sie durch ihre rauhen und harten Worte und durch die vielen schnarrenden, gurgelnden und zischenden Töne in denselben! Nach meinem Gefühle gehört die französische Sprache nicht zu den vortheilhaftesten für den Gesang. Ihre vielen Nasen- und Kehlentöne kann oft die biegsamste und anmuthigste Stimme kaum leidlich machen. Mit diesen Nasen- und Gurgeltönen hat auch in der Tragödie und Rede, wo ein stärkerer Affekt ausgedrückt werden soll, der geübteste gar viel zu thun, und wenn nicht ein

vorzüglichste Oper da ist, so wird die ärgste Stimme gar zu leicht schnarrend und kreischend.

Mit Recht sind die Franzosen für dieß ihre kleinere und komische Oper sehr eingenommen. Wenn sie aber so weit gehen, sie der italiänischen Opera buffa durchaus vorzuziehen, so haben sie Unrecht. Darin mögen sie vielleicht nicht Unrecht haben, daß sie behaupten, sie übertreffe in ihrer jetzigen Gestalt und in ihrem Personale die Italiäner weit, welche hier vor ihr haben. Nach meinem Gefühle hat die Opera buffa der Italiäner, auch die mittelmäßigste, immer etwas, das kein Fremder ganz ernsthaft nachmachen kann, eben weil es ächt Italiänisch ist. Ich möchte dieses Etwas, dieses Ueberschäumende und Freiwillige des lieblichen Muthwillens mit dem Schäumen eines alten Weines vergleichen, der seine hundert Jahre hinter sich hat, und den keine Künstelei und Mischung des Quacksalbers treibt. Ist aber von der Opera buffa in ihrer schöneren Gestalt die Rede, wie ich sie in Bologna und Venedig gesehen habe, so müssen vollends die Franzosen mit allen übrigen Europäern ihr doch einräumen, daß sie durchaus was Einziges und nur dem italischen Himmel Eigenthümliches sei. Man sieht es der französischen komischen Oper zwar an, daß sie eine Tochter der italiänischen ist, aber doch sind die Aehnlichkeiten nicht so groß, daß man sie sogleich bei'm ersten Blick auffallend finden

ſtalte. Alles iſt billig den franzöſiſchen Sitten mehr zugeſtimmt, und das Ueppige und Indecente, nach hieſigen Sitten wenigſtens Indecente, der Italiäner iſt weggeſchnitten. Von jenen Raufereien, von jenem wilden Durcheinanderjagen und Laufen der Italiäner hat man mit Recht nur das Leibliche behalten. Harlekin, der meiſtens ein integrantes Stück der italiäniſchen Oper iſt, erſcheint hier nur ſelten, und bei dieſer Seltenheit nie als der ächte Harlekin. Es iſt billig, daß er jetzt, wo alle Livreeen und Auszeichnungen zwiſchen dem Herrn und Diener verboten ſind, auch ohne Livree erſcheint. Man ſieht durch ſeine Rolle die alte Geſtalt nur noch dünn durchſchimmern, und ſo dünn und ſchattenartig ſchimmern auch die übrigen Karaktere durch, welche man von der italiäniſchen Oper entlehnt hat. Sie ſind durchaus franzöſirt, und nehmen ſich bei dieſer Nationaliſirung recht wohl aus, wenn ſie gleich ſelten eigentlich komiſche Karaktere ſind. Man kennt bei uns den Geſchmack der kleineren franzöſiſchen Opern ſattſam durch die muſikaliſchen Werke eines Gretry, d'Allayrac, Monſigny und Andrer, und ich würde alſo etwas Ueberflüßiges thun, wenn ich darüber viele Worte verlieren wollte. Von dem bittern und ſarkaſtiſchen Scherz, oder Spaß, den man ſo oft bei den Italiänern und auch bei den dritten und vierten Singſtücken der Franzoſen nicht ſelten findet, muß man hier nichts erwarten. Dieſer beißende

Spott, dieſes heilende Heilmittel der Thorheit liegt nicht ganz im Karakter des Franzoſen. Dieſem Karakter iſt man eben in der komiſchen Oper äuſerſt treu geblieben. Sie dreht ſich leicht, und ſchmeichelnd, mehr tändelnd und neckend, als ſpottend und höhnend, um die kleinern Gebrechen und Thorheiten des Lebens herum, und flicht ſelbſt in ihre kleine Geiſſel Blumen. Aber noch öfter als ſie belächelt, lächelt und ſpielt ſie bloß zum Vergnügen. Alles Liebenswürdige, wodurch die Nation ſich ſo ſchön auszeichnet, das Zarte und Feine des geſelligen Lebens, die höhern Züge der Galanterie, die ſüſe Artigkeit, Verſchämtheit und Scheelmerei der Liebe und Unſchuld, kurz alles, worin der franzöſiſche Karakter ſich am anmuthigſten darſtellt, wird hier mit feiner Kunſt wiedergegeben. Deswegen gehört dieſes natürliche Kind auch vorzüglich zu ſeinen Lieblingskindern, und wenn alle übrigen Theater leer ſind, ſo erfreut ſich dieſes immer einer nie aufhörenden Frequenz. Ich ſelbſt bin, ich muß es geſtehen, ſehr oft mit einer gewiſſen Vorliebe hieher gegangen. Es behagte mir, die liebenswürdigen Sitten, die mir die Franzoſen ſo lieb gemacht haben, hier in ihrem reinſten und lauterſten Spiegel wiederſcheinen zu ſehen. Eines kam noch hinzu, was dieſer zweiten Oper einen groſen Werth gab, nemlich, daß nirgends das Perſonale ſo vollkommen und ausgebildet war, als hier

und daß alle Spieler dieses ächt französische Spiel recht con amore spielten. Die kleinen Opern und Singspiele, die hier gegeben werden, haben selten mehr als ein halbes Dutzend und höchstens zehn bis zwölf Personen. Wenn unter diesen die ersten zwei, drei Rollen vorzüglich und die andern gut besetzt werden können, so muß dies Spiel durchaus glücken, welches jedem Franzosen gleichsam natürlich ist. Und die ersten Rollen waren wirklich trefflich besetzt. Bei der großen Oper ist die Musik und der Gesang die Hauptsache, und das Andre meistens nur Verzierung und Flitterei, wie denn das Stück und die Handlung dabei selten sich zum Vortrefflichen erhebt. Hier ist es umgekehrt. Eine leichte und gefällige Musik, ein angenehmer, wenn gleich nicht großer Gesang genügen; aber das Spiel und die Darstellung, die hier nicht mehr Nebensache sind, müssen Lebendigkeit und Leichtigkeit haben, sonst können diese Operetten nicht stehen, bei denen die Musik gleichsam nur die Unterlage des übrigen Spiels ist.

Mit Vorbeigehung der übrigen Spieler und Spielerinnen, nenne ich hier nur die drei Hauptpersonen, durch welche die kleine Oper so sehr gefällt. Diese sind die Bürgerin St. Aubin, und die Bürger Elleviou und Chenard.

Die Bürgerin St. Aubin halte ich mit dem Pariser Publikum nebst der Contat für die erste und

vollkommenſte Spielerin in Paris; die Franzoſen würden ſagen, in Europa. Sie iſt ſchon ſeit 20 Jahren die Lieblingin des Publikums; denn ſie geht jetzt über die Vierzig hinaus. Doch behauptet dieſes holde Weſen eine ewige Jugend des Gemüthes und Spieles; und, wenn man ſie ſpielen ſieht, hält man ſie für eine Sechszehn- und Zwanzigjährige. Obgleich ſie auch als Menſch eine ſehr gün-ſtige Rolle geſpielt hat, obgleich ihr als Künſtlerin von jeher alles Weihrauch geſtreut hat, und ſie durch die Vergleichung mit Andern ſelbſt ihren hohen Werth fühlen muß, ſo zeichnet ſie ſich doch durch die liebenswürdigſte und herzgewinnendſte Beſcheidenheit aus. Sie iſt von mittlerer Größe und feinem und rundlichem Bau, und hat ein ſehr holdes Angeſicht mit herrlichen blauen Augen. Ich habe ihnen etwas Aehnlicheres geſehen, als zwiſchen ihr und der berühmten Unzelmann in Berlin iſt, wenn dieſe die Unſchuldigen ſpielt. Man hält dieſes Weib, wenn ſie erſcheint, noch für eine Funfzehnjährige. Alles Holde und Naive und Unſchuldige, alle zar-teren und ſchöneren Züge ihres Geſchlechts ſtellt ſie unübertrefflich dar. Ihr Gang, ihre Stimme, ihr Lächeln und ihr Geſang gehören der jüngſten und freundlichſten Grazie an. Ohne beſondere Stärke der Stimme hat ſie eine ſeltene Lieblichkeit und Biegſamkeit derſelben; kurz alles iſt an ihr entzük-kend und bezaubernd. Sie iſt unſtreitig die Seele

dieſer Oper) und hält ſie und die andern Spieler eben ſo, als der jüngere Veſtris die Ballette. Ganz mit ihr eingreifend ſpielt der ſchönere und jüngere Ellevion, ihr Zögling, der ſich zuerſt auf dem Vaudevillétheater gebildet hat. Dieſen hat ſie meiſterlich eingeſchult, und er muß alle Rollis mit ihr ſpielen. Wenn dieſe Beiden zuſammen erſcheinen, ſo bemächtigt ſich das Entzücken ſchon aller Anweſenden; ſie können einen Quark im eigentlichſten Sinn zu einem Meiſterſtücke umſchaffen. Ihre Lieblingsſtücke und die des Publikums waren jetzt la Mot de Suzette, und les Prisonniers. In dem letzteren Stücke, deſſen Stoff aus einem Berliner Mädchen unter Friedrich dem Einzigen hergenommen iſt, erſcheinen Beide in ihrer ganzen Glorie, alſo nie habe ich die St. Aubin ihr ganzes Talent meiſterhafter entwickeln ſehen, als in den wechſelnden und ſo ganz abſtimmigen Gemüthsbewegungen, welche dieſes Stück veranlaßt. Sie ſind nemlich ein Paar junge Eheleute, die aus Langerweile kalt geworden ſind. Zufällig treffen ſie ſich in einem Gefängniſſe als Arreſtanten nach mehreren Monaten der Trennung, welche Verhaftung unter verſchiedenen Vorwänden abſichtlich geſchehen iſt. Hier muß die Langeweile, welche ſie getrennt hat, ſie wieder zuſammenführen, und dies geſchieht auf die launigteſte und niedlichſte Art von der Welt. Auch Ellevion iſt ein leidlicher Sänger, doch ein beſſerer Spie-

let. Im Gesange übertrift sie beide der Bassist Ehrmark, der auch ein treffliches Glied dieser Oper ist.

Ich komme jetzt zum Theater des Vaudevills, welches an der Ecke der rue de Chartres, am Plage des Palais Egalité, befindlich ist. Auch dieses Theaten kann man eine zweite komische Oper nennen, obgleich es einen von der vorigen ziemlich verschiedenen Karakter behauptet. Man kann das, was der Franzos Vaudeville nennt, nicht recht gut teutsch übersetzen. Denn wenn wir es Gassenhauer und Gelegenheitsgedichten geben, so sagen wir entweder zu viel, oder zu wenig. Das Wort Gassenhauer ist dafür zu plump, das zweite drückt nur die Art aus, wie einige Vaudevilles entstehen können, denn eigentlich gehört zu ihrer Entstehung oft keine andre Gelegenheit, als der Kapriccio und die lustige Laune dessen, der sie hersingt. Sie sind echte französische Kinder, und müssen auch den Namen behalten, den ihnen ihre Aeltern bei der Geburt gegeben haben. Ein Volk, das fröliches Muthes ist, und oft und gern singt, und die teutsche Ehrbarkeit mit schweren Schultern zieht, macht solche Vaudevilles oft ein halbes Dutzend stehenden Fußes. Sie sind nichts weiter, als muntere Kinder des Augenblicks, und gehen gewöhnlich auch mit ihm verloren. Dieses Theater nun hat von den Vaudevilles, die es in vielen seiner Possen und

Schwänke

Schwänke miſcht, den Namen. Ihm muß alles, was luſtig iſt, was dem Herzen muthwillige Freude und dem Zwergfelle eine Erſchütterung macht, zum Stoffe dienen. Große Stücke erwarte man hier nicht; es ſind kleine Geſchichten in Einem, höchſtens zwei Akten, welche oft in Einem, höchſtens zwei Tagen erfunden und gebohren ſind, und wozu ſich zuweilen drei, vier Verfaſſer Vater nennen laſſen. Kleine Anekdötchen und luſtige Vorfälle des Tages, Albernheiten an merkwürdigen Leuten, große Dinge, von der ſcherzhaften Seite genommen, finden hier ihre leichte Geißel oder ihr leichtes Lob; doch meiſtens die erſte. Man lacht einige Stunden, denkt einige Tage an das, worüber man gelacht hat, und vergißt es dann auf immer. Vorzügliche Muſik darf man zu den Vaudevilles nicht erwarten, doch iſt es oft recht niedlicher und leichter Volkston; der Komponiſt hat ja oft nur Einen Tag Zeit, und zuweilen iſt man wegen eines Vorfalls, der wegen ſeiner Fruchtbarkeit ſogleich auf's Theater muß, genöthigt, ſie nach andern ſchon bekannten Melodieen zu ſingen. Die Spieler ſind meiſtens recht brav und haben auch leichtes Spiel, weil Ton, Witz und Erfindung ächt franzöſiſch ſind. Manche dieſer kleinen Poſſen und Schwänke ſind wirklich ſo witzig und voll liebenswürdiger Laune, daß es eine Sünde iſt, daß ſie nach ihrem kurzen Tage vergeſſen werden: denn ſie

gehen in der Menge unter, erleben auch selten mehr, als zwei, drei Vorstellungen, weil es einmal Mode beim Publikum ist, diese Gattung nicht öfter zu sehen. Diese Mode ernährt für dieses Theater und für die andern ihm ähnlichen eine Menge Poeten, die, wie oben erwähnt ist, ihren Witz zusammen thun, um ein Ding, wo es gilt, der erste zu seyn, desto schneller zusammenzuflicken; und diese Flickerei geräth oft recht gut. Auch die kleine oben erwähnte Posse auf Kotzebue Comment faire war ein solches; und hatte zwei Väter, die Bürger Dejouy und Longchamps. Sonst sind noch Duval, Desfontaines, Dupaty, Chazet, Dufresny, Gousse, d'Aubigné, Barré und Andre zu merken, welche für die kleineren Singtheater fleißig die Feder führen.

Man hat auch neuerlich angefangen, die Leben berühmter Männer, oder vielmehr einzelne karakteristische Züge aus denselben, auf die Bühne zu bringen, von welchen einige Darstellungen recht gut gerathen und mit großem Beifall des Publikums aufgenommen sind. Auf diese Art habe ich Rabelais, Clement Marot, Scarron, Moliere und Voltaire auf der Bühne gesehen, wobei denn manche andre merkwürdige Personen ihrer Zeit gewöhnlich eingeflochten sind. Weil Harlekin zuweilen noch im völligen Narrenornat, gewöhnlich aber sein Stellvertreter Gilles, der witzige Dumbart, auf diesem Theater

erſcheint, ſo iſt im Fall, daß ſie beide gar nicht ankommen können im Spiele, im Stücke ſelbſt wieder ein Stellvertreter Gilles da. Weil im Voltaire dieſes ein Allemand ſeyn mußte, ſo geziemt es mir, hier einige Worte davon zu ſagen: Nachdem Voltaire mehrere Geſchäfte mit ſeinen Bürgern von Ferney abgemacht hatte, welche alle Geſchäfte der Wohlthätigkeit waren; nachdem er mehrere Briefe von hohen Häuptern auf Thronen und in der litterärischen Welt, Recenſionen von Freron, und Nachrichten über den Erfolg ſeines neueſten Theaterſtücks aus Paris erhalten hatte, kam denn endlich auch ein Abgeſandter des großen Friedrich aus Berlin mit einem gewaltigen Briefe und mit dem Kammerherrnſchlüſſel, die er beide dem Herrn von Voltaire einhändigen ſollte. Dieſer Abgeſandte war nicht weniger als ein Miniſter ſeines königlichen Freundes; aber wie ſah dieſer Miniſter aus? Nicht anders, als wenn er mit im Konvent bei den Friedensverhandlungen zu Münſter und Osnabrück geſeſſen hätte. Eine altmodiſche und barocke Kleidung, gewaltige Schuhe, ſo hoch zugeſchnallt, daß er kaum das Bein davor rühren konnte, eine gräßliche halbgepuderte Allongenparucke mit einem Haarbeutel zur Zugift, woraus ein andrer Ehrenmann ſich drei machen laſſen konnte, bedeckten ſeinen Leib. Dieſer war in ſeiner Haltung ganz der eines Tölpels, und ſo ſprach er auch. Auf einem gewaltigen Kiſ-

ſen, das er ſich dazu hereinbringen ließ, überreichte er mit einer ſcheußlichen Oration den goldenen Schlüſſel, der auch ſo à l'Allemand gearbeitet war, daß man füglich ein Gefängnißthor damit zuſchließen konnte. Nachdem er Herrn von Voltaire lange in dem unrichtigſten Franzöſiſchen und mit dem abſcheulichſten Dialekt vorgeſchwatzt hatte, kam er auf ſeine Bedienungen und Verdienſte. Er war ſeines Herrn erſter Staatsminiſter, ſein größter teutſcher Poet und Gelehrter, und Mitglied von mehr als drei berühmten Akademieen. Voltaire hänſelte ihn nun noch etwas herum, machte einige Ausfälle auf die poetiſchen Geburten Friedrichs, und ließ endlich dieſen ungeheuren teutſchen Miniſter und Gelehrten mit lautem Klatſchen des Publikums von der Bühne treiben. Wer kann es ihnen verargen? Man will was zu lachen haben, und ich ſelbſt habe aus voller Bruſt mitgelacht; wir machen es ja oft nicht beſſer mit unſern Nachbarn! Ich habe hier mehrere Teutſche paradiren ſehen; ſie ſind immer die Dummbärte und Betrogenen. Mehr habe ich aber nie gelacht, als über einen teutſchen Baron von Falkenhain und ſeinen Bedienten, die ein Paar Verliebte machen mußten, und mehr als einmal auf die Art beinahe, wie Falſtoff in den luſtigen Weibern von Windſor, geprellt wurden. Dieſer Herr von Falkenhain trug einen mächtig langen grünen Rock, eine rothe Weſte mit Gold, blaue Hoſen, rothe

Strümpfe, einen langen Zopf bis in die Kniekehle, und hiezu einen Staatsdegen, wie ein Reiterſchwert, und einen gewaltigen Sturmhut mit Borten; in einem ähnlichen Geſchmack war der Sancho dieſes Donquixotes ausſtaffirt. Man erläßt mir, weiter zu mahlen. — Auch das Vaudeville ſelbſt mußte zu einer kleinen Poſſe Veranlaſſung ſeyn, die unter dem Titel: Le Val de Vire, ou le Berceau du Vaudeville, gegeben ward. Dieſe Poſſe behauptet, den Urſprung, oder die Wiege des Vaudevilles müſſe man in der Normandie ſuchen. Auch heiße es nicht Vaudeville, ſondern Val (oder Vau) de Vire, oder das Thal Vire. Die Verfaſſer behaupten, ein normänniſcher Müller, Namens Baſſelin, habe dem Dinge den Namen gegeben. Dieſer wohnte im Vau de Vire, war ein luſtiges hansſächſiſches Gemüth, und ſang fleißig Liederchen aus dem Stegereife bei der Arbeit auf ſeiner Walkmühle. Dieſe Liederchen fanden Beifall und Nachahmer, und man nannte dergleichen nachher Liederchen aus dem Vau de Vire, zuletzt ſchlechtweg Vaux de Vires, woraus ſpäter Vaudeville geworden iſt. In dieſem Stücke iſt der ehrliche Müller Baſſelin die Hauptperſon, und muß allen Leuten zur Ergötzung zum erſten Mal in Paris öffentlich Vaudevires machen.

Viele Aehnlichkeit mit dieſem Vaudevilletheater haben die beiden Theater der Trubadurs und Moliere. Aehnliche kleine Singſpiele, Poſſen und Far-

gen mit Vaudevilles und Calambours, wobei es auf eine fröhliche Unterhaltung und auf Spaß und Lachen angesehen ist, zeichnen auch sie aus, und ich kann also nichts Besonderes von ihnen sagen. Ihr Werth und Rang ist zufällig, und wird jedesmal natürlich durch die vorzüglichern Spieler und Theaterdichter bestimmt, welche ein jedes von ihnen im Solde hat. Jetzt behauptete das Vaudevilletheater unstreitig den ersten Rang. Alle drei sind Schulen für junge talentvolle Künstler, die hier ihre Lehrjahre machen, und dann oft mit dem glänzendsten Erfolg die große und die komische Oper betreten.

Zu mager und langweilig würde es seyn, hier noch ein Langes zu melden von den mancherlei öffentlichen Spielen, Schattenspielen, Geistercitirungen, kleinen Panoramas, für welche täglich an mehr als Einem Orte Bühnen errichtet sind. Von den berühmten Phantasmagorien des Herrn Robertson bis zum untersten Schattenspiele an der Wand sind viele Stufen. Ich will nur wünschen, daß mein Schattenspiel, vorstellend die große Stadt Paris, gefallen möge, und sage hier zugleich allen ihren Schattenspielen wahrscheinlich das letzte Lebewohl.

Reiſe von Paris bis Brüſſel.

Sonderbar genug mußte es ſich treffen, daß ich hier, wie die letzten Tage in Nizza, beinahe mit Gewalt gehindert ward, fortzukommen. Ich hatte den 5ten Auguſt zu meiner Abreiſe beſtimmt, und mir einen Platz in der Diligence beſtellt. Früh war ich auf; aber ſiehe, als ich nun mit Sack und Pack herausziehen wollte, ſtellten ſich mir vor der Thüre ein halbes Dutzend Bajonette entgegen, mit dem Andeuten, ich könne nicht paſſiren, und wenn auch eine Poſt zum Ende der Welt abreiſte, mit der ich gehen wollte. Zugleich zeigten ſie einen Befehl vom Polizeycommiſſarius des Quartiers, vermöge deſſen ſie einem jeden herein, aber niemand heraus laſſen durften. Sie erzählten zugleich, ſie hätten ſeit Ein Uhr Mitternacht bis jetzt (es war vier Uhr Morgens) geſtanden, und über 1500 ihrer Kameraden ſeien auf ähnliche Expeditionen durch die ganze Stadt kommandirt, und man habe alle verdächtige Häuſer nebſt allen ſogenannten Hotels garnis be-

ſetzt, um Böſewichte, oder verſteckte Konſkribirte aufzujagen. Schon waren Polizeibediente allenthalben in Bewegung, und ich ſah ſie meinem Hauſe vorübergehen, und wünſchte, daß ſie kommen und mich erlöſen mögten; aber es ward ſechs Uhr und die Poſt war ſchon über alle Berge, und ſo mußte ich mich nun bequemen, bis den folgenden Morgen noch auszuhalten. In unſerm Hauſe, (Hotel de Bruxelles) wo einige 30 Perſonen logirten, ward auf dieſes Gerücht alles munter, und jeder ſuchte ſeine Papiere, Päſſe und Sicherheitskarten zuſammen; andre aber verſteckten ſich und ihre Papiere. Unter andern waren vor einigen Tagen einige Bretagner angekommen, die in äußerſten Nöthen die Hände über dem Kopf zuſammenſchlugen; der Wirth tranſportirte ſie mitleidig in ſeinen unterſten Keller, wo ſie unter Holzſtapeln und Strohbunden glücklich dem Sturm entgingen; ein Weib aber, das ſchon einige Monate hier war, und gewöhnlich mit dem Wirthe an ſeinem Tiſche aß, kroch bei der Wirthin ins Bette, welches nicht näher unterſucht ward. Einen einzigen Jüngling hohlten ſie aus ſeinem Bette. Er mußte ſich gleich anziehen und mit dem Kommando fort. „Er iſt nicht beſſer, als wir,“ ſagte einer der Soldaten; morgen marſchirt unſer Bataillon, um gegen die Tyrannen zu fechten.“ Ich verließ das Haus ſogleich nach ihnen, beſtieg noch einmal den Telegraphenthurm des Mont Martre,

ſah des Abends das letzte Mal das Palais royal, und fand den folgenden Morgen die Hausthüre nicht belagert.

Den 9ten des Morgens um 5 Uhr fuhren wir durch die Vorſtadt St. Denis in einem heftigen Regen, der uns aber in unſrer Kutſche nichts anhaben konnte. Es ward indeſſen nach und nach hell, und verwandelte ſich endlich in eine ſchwüle Hitze, von der wir bis 10 Uhr Abends viel auszuſtehen hätten. Der Weg war vortrefflich gepflaſtert, breit, und meiſtens ſchnurgerade, und mit hohen Ulmen eingefaßt; zur Seite hatten wir Blachfeld, ſelten mit einem verlornen Hügelchen. Die Leute waren links und rechts allenthalben mit der Aerndte beſchäftiget, die außerordentlich reich iſt. Zum letzten Male flog ich dem ſtillen St. Denis und Montmorency, wo ich oft froh geweſen, mit einem wehmüthigen Gefühle vorüber, und bald hatten wir die erſten Lieues bis Louvres, einer Poſtſtation, gemacht. Dieſe Strecke von Paris an gleicht noch immer einem Garten, ſo ſehr iſt ſie mit Küchengewächſen, Kräutern und Salaten aller Art, und mit Roſenfeldern für die Pariſer Bäuche und Naſen beſetzt. Die Gränzen der Felder, auch zum Theil einige Wege und Gräben, hatte man mit Obſtbäumen beſetzt, welche reichliche Früchte zeigten. Bei uns würden ſie freilich wegen der kalten Frühlingswinde für die Blüthen und wegen der Auguſt- und Sep-

lamberwirths, für die Früchte auf diese Weise wenig nutzen. Die Schnitter bedienen sich abwechselnd der Sense und Sichel, und so geht es mehr, oder weniger bis Brüssel fort. Der Pflug in seiner ganzen Einrichtung ist wie unser pommerscher für zwei Pferde; auch sieht man hier nur zwei Pferde davor, und Ochsen habe ich nicht gesehen. Die Egge ist ein umgekehrter Fächer, statt daß bei uns alle Balken gleich lang sind, so daß sie nach hinten zu wächst, mit langen acht- bis zehnzolligen Spitzen und schweren Balken, und sie wird von zwei Pferden regiert. Die Aerndtewagen, die auch gewöhnlich zwei Pferde ziehen, sind größtentheils bis nach Flandern hinein zweirädrig, und haben hinten und vorn einen hohen Korb, (panier, Schußkelle), ein hölzernes Geflecht, und werden, so im Gleichgewicht auf den zwei Rädern hängend, trotz unsern vierräderigen vollgepackt. Vor der alten Stadt Senlis wird die Gegend lustig, und man kömmt durch einen schönen Wald, der mit dem Park von Chantilly zusammenhängt. Es ist ein uneheres und hügelichtes Städchen, mit Gärten und Reben durchflochten, und im Grün seiner Bäume recht romantisch liegend. Wir hielten uns hier nicht auf, legten bloß andre Pferde vor, und so ging es vorwärts durch schönen Wald, Wiese und Feld bis Pont St. Maxence, welches man schlechtweg Pont heißt, einem reitzenden Oertchen an der Oise. Hier

ward in der gröſten Hitze des Tages still gehalten, und zu Mittag gegeſſen. Meine ſehr unerbauliche Geſellſchaft verließ mich hier meiſtens. Hinter Pont gleich rechts fand ich die ſchönſte und luſtigſte Stelle auf meiner ganzen Reiſe, welche mich lebendig an die ungriſchen Donauinſeln hinter Presburg erinnerte. Ein ſchöner Park, mit dem fröhlichſten und lebendigſten Grün und Gebüſche bekleidet, und von üppigen Wieſen und Brüchen durchſchnitten, ſchwamm mit mehreren kleinen lieblichen Pappelinſeln vor uns hin, und helle rauſchende Waſſer und Teiche durchſchnitten und umgaben ihn. Schwäne ruderten, und Mümmelken (nymphea lutea, alba) mit ihren ſilbernen und goldenen Köpfen dufteten darauf. Kühe lagen im Graſe, und im Dickigt brüllte der Stier, Mücken bewimmerten mit melancholiſchen Tönen die Schwüle des Tages, und die Stille und der bedeckte Himmel und das ſüße Gefühl des Landes nach dem tollen Paris, wiegten mich in holde Träume ein; doch flog ich vorbei. Unſere Fahrt ging nun gegen den Abend langſamer. Die Wege werden, ſo wie man ſich von Paris entfernt, immer ſchlechter, und zum Theil ſchon abſcheulich. Dafür wird der Anblick des Landes ſichtbar ſchöner und der Ackerbau fleiſſiger. Man kann wohl ſagen, daß man von hier durch die Niederlande, Weſtfalen, Niederſachſen, nach Mecklenburg und Pommern gehen kann, ohne im Aeuſſern der Dörfer gröſſe Ver-

änderungen zu finden. Die Aecker und Wiesen sind weit ausgebreitet und flach, und zeigen hie und da einen Wald und ein Hügelchen; die Dächer sind meistens von Stroh, und die Wände aus Leimen, welche mit einigen zieglichen und wenigen Steinwänden ländlich abstechen. Manche Wände sind aus blaßen Feldsteinen mit Mörtel aufgeführt, andre Wällerwände. Freilich habe ich noch keine Miethen, oder Kornhaufen gesehen, aber die unverhältnißmäßige Kleinheit der Scheune dieser Dörfer gegen die Größe und den Reichthum der Felder sagt es einem jeden, daß man es hier, wie in Italien und Ungarn, machen muß. Die schönen und großen Obstgärten, die man bis Brüssel hin siehet, fangen in und bei den Dörfern an. Die Dörfer sind größtentheils wie in Sachsen, d. h. Haus an Haus und Scheune an Scheune in einer Gasse gebaut. Statt unsrer Zäune hat man bis Brüssel hin Gräben und lebendige Hecken um die Gärten und Koppeln, welche allerdings einen sehr schönen Anblick gewähren.

Um 9 Uhr des Abends kamen wir in dem schönen Städtchen Roy an, welches die Hälfte des Weges zwischen Paris und Bouchain in Flandern macht. Um eilf Uhr ging es weiter von hier, immer durch Ebene und auf so abscheulichem Wege, daß wir erst um drei Uhr des folgenden Tages Peronne erreichten, ein kleines freundliches Städtchen. Man merkt,

daß man ſich den Gränzen der Niederlande nähert. Die Häuſer fangen an, ſpitzgiebelig, obgleich bei weitem nicht zu den Faſten unſrer alten Städte empor zu laufen. Sie ſind häufig mit bunten Steinen, oder Klinkern bekleidet, oder mit heitern Farben betüncht und beworfen, und mit ſo hellen Feuſterrauten, daß man in die Seele des Hauſes hineinſehen kann. Man nennt die Stadt Peronne la Pucelle, weil ſie im Mittelalter oft belagert, aber nie gewonnen iſt; jezt würde ſie mit ihren alten Mauern und ihren verwachſenen Gräben ſich kaum einige Stunden halten. Auf dem Platze ſteht ein alter Thurm, worin Karl der Siegreiche ſeinen ſchlimmen Sohn, den Dauphin Ludwig den Eilften, mehrere Zeit eingeſperrt hielt. Vielleicht heckte er hier die Plane aus, durch welche er zuerſt die Könige von Frankreich zu Königen machte. Dicht daran ſchießt ein luſtiges Freiheitsbäumchen empor. Ich ſcherzte mit dem Kaffetier, wo wir ein Stündchen anhielten, mit den Worten: „es ſcheint, daß die Freiheit hier gut gedeiht.“ „Ja, ſagte er, ſie ſollte es wohl, wir haben den Baum mit unſerm Beſten gedüngt. Heute ſollen wir noch die Kanonen löſen, ich weiß nicht, ob es dem zehnten Auguſt zu Ehren iſt, oder eine Todesfeier. Die verfluchten Ruſſen ſetzen uns hart zu.“ Dann kam er auf Robespierre, den er einen ehrlichen Mann und einen Freund des Volks nannte, indem er erzählte, wie er hier und

in Arras noch viele Verwandte habe. Mir schauderte, und mir war bei dem Andenken dieses Bluthundes, als wenn dieser Bürger, der übrigens ein menschliches Geſicht hatte, mich auch wie eine Nuß aufknacken könnte, wenn es zum Beſten der Freiheit, wovon jeder ſo viel ſpricht, und die keiner hat, ſeyn müßte. Mehr zu denken gab mir ein andrer Vorfall von Vorgeſtern, wo die Diligence etwa eine Meile von Peronne geplündert und faſt alles nackt ausgezogen worden war. Als man mir dies erzählte, ſchämte ich mich, daß die Jagd, welche die Paliza auf die Konſkribirten machte, mich ſo erzürnt hatte, und doch hielt nur ſie mich zurück, nicht die Beute der Räuber mit meiner kleinen Habe zu vermehren.

Um fünf Uhr früh fuhren wir aus, und hatten bis Cambray einen ſolchen Weg, daß man ihn unmöglich ärger denken kann. Deſto ſchöner und reicher ſind die Felder, die, wie der beſſere Ackerbau, immer zunehmen, je weiter man nördlich reiſt. Es iſt hinter Peronne ein ſchönes Land, das kleine Hügel und herrliche Wieſen hat. Seine Dörfer werden immer nordländiſcher und ſtroherner, ſeine Kühe immer flämiſcher, ſeine Pferde frieſiſcher, ſeine Menſchen unfranzöſiſcher. Doch ſieht man die meiſten Bauersleute ärmlich und ſchwächlich einhergehen. Man weiß, wie ſonſt auf dem Ackerbau in Frankreich der Fluch lag, und wie grade dieſer am

meiſten belaſtet und betaxirt war. Obgleich die neue Ordnung der Dinge dieſes Joch ſicher um die Hälfte erleichtert, ein Verdienſt, das allein eine Revolution werth war, ſo iſt die Zeit doch zu dringend, und der Picarde und Flandrer ein zu guter Soldat, als daß jeder die Früchte ſeines Feldes mit ſeinen Kindern in Ruhe und Wohlſtand genießen könnte. So müſſen manche bis auf den heutigen Tag bei der mildeſten und dankbarſten Erde darben. Die Bettelei iſt übrigens ſeit Paris her etwas gewöhnliches; im Süden Frankreichs fand ich ſie weit ſeltener. Auf allen Wegen und Straßen treten und ſchreien den Reiſenden Alte an, und Kinder laufen Viertelſtundenlang mit Geſchrei, Radſchlagen und Sträußerwerfen an dem Wagen her. In den Poſt- und Gaſthäuſern, wo man abſteigt, kann man ſich vollends kaum retten. Man findet zwiſchen Peronne und Cambray unabſehliche Weitzenfelder und manche andere Artikel immer häufiger, die man vorher gar nicht ſah, als Klee, Mohn, Rübſen, Flachs, alles in dem ſchwelgendſten Wuchſe.

Von Peronne hatte ich ſchöne und artige Geſellſchaft, ächte Franzoſen und gewaltige Patrioten, die, bloß um das Feſt des 10ten Auguſts etwas lauter begehen zu ſehen, nach Cambray reiſten; der eine hatte ein kleines hübſches Weib bei ſich, jenſeits des Rheins über Worms gebohren. Sie

erzählte ganz naiv, er habe ſie aus dem Hauſe einer mürriſchen Tante entführt, und es gefalle ihn ganz wohl in Frankreich. So werden die Menſchenkinder durch den Krieg umgepflanzt. Ich ließ mir indeſſen ihre liebe Unterhaltung wohl gefallen, und beſchloß, mit ihnen in Cambray zu bleiben, um ein wenig von dem Nachſpiel dieſes lauten Tages abzubekommen. Ich hatte im Poſtwirthshauſe, wo ich blieb, ſogleich luſtige Geſellſchaft von Officieren, mit denen ich zu Mittag aß. Sie ſollten zur Rheinarmee, und ich ſchwatzte viel mit ihnen über ihre vorigen und künftigen Feldzüge. Als einer von ihnen meinen ungriſchen Säbel erblickte, kam er auf das Ungerland, und erzählte mir zum Spaße allerlei: „Ich bin 7 Monate in Peſt geweſen; es iſt ein elendes Neſt mit hölzernen Hütten und einigen ſteinernen Häuſern, gegen welche die der franzöſiſchen Bauren Palläſte ſind.“ Das Land hieß ihm abſcheulich; die Ungern des bêtes; die Tour hatte er über Munnich en Autriche und Grätz dans la Frioul gemacht. So loben und ſehen die Franzoſen das Fremde. Ich wuſch ihm die Ohren ein wenig, indem ich immer für einen Schweden gelte. Ein Schwede iſt allenthalben geehrt, weil er einer Nation angehört. Wer wollte jetzt ein Teutſcher heißen, da die Teutſchen ſich ſelbſt der Sklaverei verkaufen?

Das

Das Vorſpiel des heutigen Tages, d. h. alle öffentlichen Aufzüge im Namen des Volks, war freilich bei unſrer Ankunft vorüber; aber doch hatte der Nachmittag und Abend für einen Fremden immer noch viel Unterhaltendes. Alles war einmal in Aufruhr und auf die Füße gebracht, und dieſe Bewegung ging alſo noch ſo fort bis tief in die Nacht hinein. Man ſah es den Cambrayern an, daß dieſes Jubelleben nichts Erzwungenes war, obgleich man ſo blutige Tage, wie dieſen, der für das Glück Frankreichs nichts entſchied, zu keinem Feſttage machen ſollte. Ein anderes iſt, wenn man die Zerſtörung der Baſtille feiert; da kann jeder Menſch, welches Glaubens und welcher Verfaſſung er auch ſeyn mag, fröhlich mit einſtimmen. Eine Bemerkung dringt ſich einem indeſſen unwiderſtehlich auf, wenn man einige Zeit in Frankreich geweſen iſt, daß der nordöſtliche Theil der Nation bei weitem republikaniſcher geweſen iſt von Anfang an, als der ſüdweſtliche. Hier im Norden, bis an die öſterreichiſchen Niederlande, iſt alles für die neue Ordnung der Dinge, ſo ſchlimm und ſchief ſie auch gehen mag. Man kann nicht ſagen, daß Paris dort den Ton angebe, oder die allgemeine Stimme verkündige; denn da iſt man jetzt faſt nichts. Wenn die Leute hier erzählen und klagen, was Cambray ſeit dem Kriege gelitten und verloren habe, ſo glaubt man es ihnen gern; aber man glaubt ihrem republi-

kaniſchen Eifer auch um ſo vielmehr, wenn er durch alle dieſe Feuerlöſchungsmittel nicht erkaltet iſt. Ich habe auf dieſem ganzen Wege nichts als Klagen über die ſchlechte Regierung, aber doch zugleich nichts als Eifer für die Nation und ihre Sache gehört. Vorzüglich wüthend iſt man hier in Cambray jetzt gegen die Ruſſen, die man nur Eisbären nennt, und vielleicht auch nicht für viel menſchlicher hält. Mehrere Patrioten hatten ſich heute in Gemählden und Inſchriften gegen Peter und Franz angegriffen, es war aber wenig Salz darin, obgleich ſie, des Abends wohl erfeuchtet, zu vielem Scherz dienen mußten. Eines war indeſſen ganz komiſch. Frankreichs Genius (es war freilich ein ſehr ſchlecht fliegender) hielt einen Bären, der an einem Naſenring tanzte, und einem Adler mit abgeſchnittenen Flügeln, der dem Bären auf dem Rücken ſaß; in der andern Hand ſah man einen Stock und eine Scheere, die ſich leicht deuten ließen. Drunter las man die Verſe:

L'ours et l'aigle sont des amis,
La lenteur et la vitesse.
Mais de la France le Genio
Vaincra par l'esprit et l'hardiesse.

Den Nachmittag war alles vor den Thoren der Stadt in die Felder und auf die Promenaden ausgegoſſen, und ich ſah flandriſche Schönheiten in Menge. Dieſe Stadt, nebſt Arras und Lille, ge-

ben auch nicht wenige Mädchen für das üppige Paris her. Ich tummelte mit meinen Reisegefährten und der hübschen Landsmännin vom Rhein mich herum, im Strudel so vieler feiner und fröhlicher Menschen. Die Knaben spielten das Soldatenspiel, das freilich mehr als je das Spiel der Welt zu werden droht, und worauf man also seine Kinder nur bei Zeiten zu üben hat. Den Abend war ganz Cambray erleuchtet, und alles Lebendige auf den Straßen, um über eigenen und fremden Witz sich zu freuen. Dies Leben währte bis hinter die Mitternacht, und die schönen Weiber und Mädchen, die ich zum Theil am Tage bewundert hatte, wurden mit den Augen zum Theil einladend, und mit den Händen zudringlich. Man kann nicht viel dagegen sagen; wenn auch nur jährlich 10000 Männer vom Kriege aufgerieben würden, so ist das eine böse Lücke; denn diese sind grade die rüstigen Lückenbüßer. Ueberdem muß ein Fest, wobei man an 10000 Erschlagne denkt, zum Ersetzen dieser Zahl aufmuntern. Die Mädchen von Cambray denken vielleicht, wie der große Prinz Condé bei einem Sturm, worin viele blieben, zu den abmahnenden Officieren sagte: les filles de Paris en font autant dans une nuit; und so eine Gesinnung ist doch auch patriotisch. Der letzte munterste Trupp machte endlich neben der alten Domkirche ein großes Feuer, worin man einen Popanz mit einer Strohkrone ver-

brannte. Ich ging endlich heim, konnte aber vor dem Lärm vor drei Uhr des Morgens nicht einschlafen.

Uebrigens iſt Cambray nur ein Schatten von dem, was ſie im 15ten und 16ten Jahrhundert war; doch ſind die Manufakturen in Leinwand noch immer berühmt. Im Aeußern iſt es einer der garſtigſten Oerter, die ich nur geſehen habe, und ſchließt in einem anſehnlichen Umfang altfränkiſche und ſchlechte Giebelhäuſer, und enge und höckerigte Gaſſen ein. Ein alter Wall und ſumpfige Gräben laufen umher, und die ganze Gegend iſt nur Eine Ebene. Ich fuhr um den Mittag des folgenden Tages mit der Diligence nach Brüſſel ab, und zwar ohne Geſellſchaft. Schön und reich iſt die Landſchaft, die, zuweilen mit einem Holzkränzchen durchflochten, immer als Ebne fortläuft. Schon ſieht man am Wege Heerden von Schweinen, und größere von Rindern. Eben ſo gewöhnlich aber iſt bei den kleinen Gütern, worin das Land getheilt iſt, das Stallfüttern und der viele Kleebau, der nebſt den Kartoffeln immer häufiger wird. Dieſe letztern, die Lichtenberg eine Troglodytenſpeiſe nannte, werden nun ſchon viel fleißiger gegeſſen, ſo wie Bier und Brantwein den Wein ablöſet. Der flandriſche Brantwein iſt berühmt, und man trinkt ſein Glas Wacholder (genèvre) fleißig, und raucht ſein ſtilles Pfeifchen dazu. Die Menſchen werden

im Aeußern, wie in der Sprache und Gebehrde, immer unfranzöſiſcher und leiſetretender, die Weiber rundlicher und hübſcher. Bald ſtreiften wir auf unſerm Fluge vor der kleinen Feſtung Vouchain hin, und langten um 5 Uhr Abends zu Valenciennes an. Dieſe Stadt iſt durch die letzte Belagerung berühmt geworden, und noch liegen viele Häuſer in Trümmern, beſonders an der Nordoſtſeite, wo die Oeſterreicher am heftigſten bombardirt haben, weil ſie dort mehr Höhe, und nicht das ſüdöſtliche Scheldewaſſer hatten. Die Stadt hat ungefähr Dreiviertelſtunden im Umfang, und liegt beinahe im Zirkel an der Schelde. Auch ſie iſt ſchmuzig und eng, und mit ſchiefen und unebenen Gaſſen; doch iſt der Platz vor der maison commune ſehr ſchön. Die Gegend umher iſt ſehr niedrig, daß ſie bei Regenwetter leicht zum Sumpf werden muß. Während war es mir, als ich meinen Paß im Gemeindehauſe zeichnen ließ, dort drei Invaliden zu finden, welche in verſchiedenen Poſten einander untergeordnet ſaßen, wie ſie ſonſt vielleicht in den Schlachtreihen ſtanden. Es waren alle drei Jünglinge, zwei auf einem hölzernen Bein und der dritte ohne den linken Arm. Dies iſt das preußiſche Syſtem; doch waren ſie fröhlicher und höflicher, als der teutſche Preuße. Der eine hatte in der Schlacht bei Fleurus, wo Jourdan zuerſt die Macht Oeſterreichs brach, ſein Bein verloren; er ſprach von dieſer Schlacht,

wie von einem Spiele, und nicht ernſthafter von ſeinem abgeſchoſſenen Beine. „Ich weiß nicht, wo es begraben iſt, und wo ich es am jüngſten Tage wieder finden ſoll, ſprach er; als ich hier mich zuerſt im Lazarethe wieder fand, hatte ich nur noch dieſes eine.“ Ein kleiner Bube kam hinein und kletterte an ihn. „Dies iſt mein Sohn, rief er mit Freude, mit zwei Beinen hätte ich vielleicht nie einen mein genannt.“ O Menſchenherz, wie viel Troſt haſt du!

Von dieſen lieben Menſchen entfernt ward mir die todte und ausgeſtorbene Stadt unleidlich, und ich freute mich, als wir mit der untergehenden Sonne auf das freie Land hinausrollten, obgleich auf immer ſchlechtern Wegen. Wir fuhren beinahe bis Mitternacht, ehe wir in Mons ankamen. Ich hatte einen Geſellen, der bei uns aufhuckte, und mich ſehr angenehm unterhielt, wahrſcheinlich einer von denen, die immer ſo ſeitweges gehen und ſich mit aufſetzen müſſen, weil vielleicht ſeine Päſſe zum Herausgehen aus der Republik nicht die beſten ſind. Er erzählte mir im Auszuge, mit tauſend Flüchen auf den jetzigen Staat und ſeine Regierung, ſeine ganze Lebens- und republikaniſche Geſchichte, indem er mit einer ächt ſpaniſchen Aufſchneiderei ſeine Ahnen von Ferdinand dem Katholiſchen her herabzählte, und wie ſeine Vorfahren, alte hiſpaniſche Edelleute, in die Niederlande verpflanzt, und end-

lich mit dem franzöſiſchen Flandern auch Franzoſen geworden. Sein König war ihm ein Gott, und ein Edelmann von Adam an eine höhere und privilegirte Natur. So ging es fort. Er ſchimpfte auf die Schuſter- und Schneidergenerale, die nun in Frankreich kommandirten. Natürlich ſind ſie einem ehemaligen Ludwigsritter und Major, wie er war, ſehr abgeſchmackte Thiere. Er ſchloß mit der Hoffnung, daß nun alles ſchon wieder zum Alten kommen würde, und daß dieſe Beſtien den beiden Kaiſern Europens ſchon unterliegen würden. Uebrigens konnte er eben die Republik nicht lieben. In Guadeloupe hatte ihm die Freiſprechung der Neger einen Sohn und ſein Weib gekoſtet, die dieſe Wilden erſt geſchändet und ihr dann den Bauch aufgeſchnitten hatten. Zwei ſeiner Brüder, Officiere wie er, hatte die Guillotine gemäht, und ihre Güter in Flandern wären mehr, als um zwei Drittheile, verkleinert. Hier im Vaterlande war er kaum Robespierre, und durch eine glückliche Gefangenſchaft der Engländer, die ihn nach Jamaika aufbrachten, dem wüthenden Viktor Hugues entgangen, der ſich bald nach ſeiner Aufbringung nach Jamaika ſehr theilnehmend nach ſeinem Kopfe in Guadeloupe erkündigt hatte. „Erlöſt kam ich nach Frankreich, wo ich jetzt wieder drei Jahre gebukt habe, und nun geht es nach Hamburg;“ um ein neutrales Schiff für Weſtindien zu finden, und Ludwig dem 18ten bald wieder in Frank-

reich ein Vive le roi! zu rufen. Uebrigens war es ein schöner und rüstiger Mann von gewaltigem Körper und edlem Ansehen, etwa zwischen 50 und 60 Jahren. Er verlor sich von uns, als wir etwa eine Stunde die alte östreichische Gränze im Hennegau passirt waren. Seine Hauptstadt Mons sah ich nur in der Nacht. Hier bekam ich einen andern Gefährten, einen Bürger aus der Piccardie, der aber erst den folgenden Morgen um 9 Uhr nach dem Thee lebendig und gesprächig ward, ein alter stumpfiger Mann, welcher seiner Frau nach Holland nachreist. Er erzählte mir, er habe 200000 Franken — rechnen wir auch eine Null ab, denn die jetzigen Armen sind vormals alle sehr adlich und sehr reich gewesen —, durch die Revolution verloren, weil er kurz vor Robespierres Tode der Guillotine assignirt war, und 14 Tage auswanderte, um sein Leben zu retten. „Meine Frau blieb, sprach er, indem ihm die Thränen über die Wangen liefen, aber auch sie hat man auf die Liste der Emigranten gesetzt, und ihr alles genommen. Mein einziger Sohn dient dem Vaterlande, und kömmt vielleicht ohne Arm und Bein, vielleicht auch gar nicht zurück. So lehrt man uns die Republik lieben.“

So ziehen jetzt die Menschen hin und her, und schon wandern viele holländische Patrioten mit ihrem besten Habe ins Innere Frankreichs, aus Furcht

vor den Engländern und Russen, die schon seit einigen Wochen mit einer Landung auf die Küsten gedroht haben sollen. Wenigstens nannte man uns die Inhaber verschiedener Wagen und Extraposten als solche. Gestern, als wir die alte österreichische Gränze passirten, welche ein kleiner Bach gleich bei der Station Kievrin macht, bemerkte mein hochadlicher Begleiter wohlgefällig, daß der Weg weniger schlecht war; er ist nemlich noch nicht so lange republikanisirt, setzte er hohnlächelnd hinzu, als die im alten Frankreich. Was man indessen vom alten Frankreich auch denken und sagen mag, so ist soviel gewiß, daß die Dörfer und Menschen im alten österreichischen Gebiete ein stattlicheres und blühenderes Ansehen haben, als im alten französischen. Aber der müßte doch alles Neue blind hassen, der darin nicht die Sünden der französischen Könige, Ludwig des Vierzehnten und Funfzehnten, sähe. Die Franzosen gestehen selbst — wenigstens hörte ich in Paris bei Legacque einmal dies abscheuliche Wort aus dem Munde eines Jünglings, der wohl als Gehülfe oder Anhänger eines der großen Völkerdiebe in den Niederlanden, oder in Holland gewesen war — daß die Niederlande, obgleich hunderte von Millionen daraus gezogen und gesogen sind, für die Franzosen noch zu reich seien, und daß man sie ihnen auch im Vermögen mehr gleich machen müsse, damit sie in den esprit und die

principes du peuple français besser einsehen lernten, deren sie jetzt noch unfähig wären. Wollte er die Franzosen loben oder tadeln, ich weiß es nicht; aber er hätte nie besser persifliren können. Man muß in der That diese Felder, Wiesen, Wälder und Gärten sehen, um ihre außerordentliche Fruchtbarkeit, und den vorzüglichen Ackerbau des Landes zu schätzen. Es ist ein Land, wo alles üppig aufschießt, wie die Kohlköpfe. Die Dörfer sind gut gebaut, obgleich meist mit Stroh gedeckt, und die Größe der Zimmer den Aeckern angemessen. Man findet so häufig auf englische Art, vernünftiger, als bei uns und bei den Sachsen, wo sie wie die Städte gebaut sind, und wo, wenn Feuer ausbricht, gewöhnlich die ganze Dorfschaft ein Raub der Flammen wird. Jeder Bauer und Pächter hat nemlich sein Gütchen für sich, und seine Koppeln in der Mitte der Felder. Dies erleichtert natürlich den Ackerbau, weil bei einem großen Dorfe, das in einem Klumpen zusammengedrängt ist, manche Felder über eine Viertelmeile vom Dorfe entfernt liegen müssen. Die Bauern und Bäuerinnen haben fast ganz die Tracht unsrer norddeutschen, nur herrschen die sabots, oder Holzschuhe, noch sehr, eine eigenthümliche Fußfessel des nördlichen Frankreichs von Chalons an, worin das demokratische Ungeheuer Robespierre so populär einherzutreten pflegte. Die Männer tragen über ihren andern

Kleidern gewöhnlich einen blauen Fuhrmannsüberwurf, deſſen Kragen weiß, oder zuweilen gar goldſtitterig ausgeſticke iſt. Die niederländiſche Reinlichkeit zeigt ſich ſchon in ihrem Glanze. Alle Wände ſind abgeweißt und beimahlt, die Fenſter blank und hell, wie ein Spiegel; alles blizt und blinkt an Schüſſeln und Tellern, und ſelbſt die Straße zunächſt vor dem Hauſe, und Schwelle und Flur des Hauſes, ſind zierlich mit weißem und gelbem Sande beſtreut; alles flamländiſch und niederſächſiſch. Auch iſt von Mons an das Flämiſche ſchon Volksſprache, und das Franzöſiſche, welches man ſchleppend und dick ausſpricht, dem Ohre unausſtehlich. Die Pferde, die man ſieht, ſind ſchwer und ſtark, und die Kühe in den fetten Wieſen und Koppeln breitſchatirig und holſteiniſch; die Schafe groß und zum Theil feinwollig, und von ſpaniſcher und engliſcher Abkunft. Hanf, vorzüglich aber Flachs, wird ſeitwärts Cambray außerordentlich viel gebaut, und wächſt zu Mannslänge und darüber hinaus auf den feiteſten Feldern. Die Sichel und Senſe ſind noch in Gemeinſchaft neben einander; doch iſt die leztere häufiger im Gebrauch. Die Hecken findet man nicht mehr rund, wie einen Backofen, geſezt, wie in Flandern und der Piccardie, ſondern wie die unſrigen, doch mehr rund. Oben um die Köpfe der Garben gürten ſie ein groſſes Strohſeil, und halten ſo das Ganze zuſammen. So rollten wir durch ſchö-

nes Bleichfeld, durch Wiesen und Gebüsch und stille Wasser, auf immer schlechterm Wege in Brüssel ein den vierten Tag meiner Abreise von Paris. Es war Eilf Uhr Mittags, und ich nahm im Hotel d'Espagne mein Quartier.

Brüssel.

Weil ich müde war, so beschloß ich, meine durch das Schütteln verstimmten Glieder- und Gemüthsgeister durch einen Spaziergang wieder zu erfrischen. Kaum also hatte ich das Mittagsessen eingenommen, so ging ich durch das Thor von Laken, um diesen Sitz der edlen und den Niederländern unvergeßlichen Erzherzogin Christine zu besuchen, die eine der Fürstinnen war, auf welche Teutschland stolz seyn konnte. Mein Weg ging immer durch Wiesen und Baumreihen, aus Erlen, Ulmen und Linden bestehend. Es war ein schöner lauer Tag, mit umwölktem Himmel, einer jener stillen und halcyonischen Tage, die im August und September so häufig sind in den nördlichern Klimaten; auch hatten sich die schönen Brüsselerinnen lustig im Bienengesumm der Freude auf meinen Spaziergang ausgegossen, und zum Theil lagen sie im Grase bei kleinen Wohnungen und aßen Milch. Die Wiesen waren voll gewaltiger Kühe und Pferde. Ich schlenderte fröhlich fort, und überließ mich den süßen Eindrücken, welche die freie Natur und Himmel

und Erde ewig über mein Herz behaupten werden. So war ich dieſſeits eine halbe Meile längſt dem ſchönen Kanal fortgegangen, und hatte es in meinen luſtigen Träumen vergeſſen, daß ich nach Lakens wollte. Wenigſtens mußte ich nun eine Viertelmeile zurück, und das war mir nicht zu Sinne. Indeſſen träute ich den Menſchen und ging in ein großes und zierliches Haus am Kanal ein, bei welchem unter einem Schuppen ein feſtgeſchloſſener Kahn lag, und erſuchte den Beſitzer, einen artigen Mann, mich durch einen ſeiner Leute überſetzen zu laſſen. Er führte mich in ſein Haus ein, bewirthete mich mit Milch und Butter, nahm Schlüſſel und Stange, und that die Verrichtung ſelbſt, indem er die Worte ſagte: Wir ſind gebohren, uns nützlich zu ſeyn. Da erkannte ich den teutſchen Volksſchlag wieder mit Freuden, und dankte dem Manne herzlich. Und dies war ein ſtattlicher Mann, ein Lederfabrikant, der in ſeiner Gerberei über 150 Menſchen in Arbeit hatte, und der Frankreich, England und Teutſchland geſehen hatte; auch war er wie ein wohlhabender Landmann meines Vaterlandes gekleidet. So ging ich fröhlich über den geſundnen Menſchen auf Lakens zu; denn in Italien würden mich ſogleich bei einer ſolchen Gelegenheit zehn mitverſchiedenen Dienſtleiſtungen decimirt haben, in Frankreich auch wohl der eine und andre.

Das ſchöne Dorf Lakens, welches vor dem Anfange des Revolutionskrieges der ſchönſte Sitz des Niederlande war, liegt im Norden der Hauptſtadt, und weſtlich von der kleinen Duyle, welche die Stadt durchfließt. Man geht, oder fährt zu beiden Seiten des ſchönen Kanals hin, der mit Linden und Ulmen bepflanzt iſt, und liebliche Waſſer, von Kanälen und Gräben durchſchnitten, zur Seite hat. Rechts über das lange Wieſenthal hinaus im Oſten laufen Hügel mit herrlichen Kornfeldern, Dörfern, Obſt- und andern Bäumen fort; links beugt der Weg von der großen Straße nach Antwerpen aus, und wendet ſich weſtlich nach Lakens, einem einfachen ländlichen Dörfchen, das mit ſeinen Stroh- und Steindächern unter Erlen und Ulmen ſanft den Hügel hinanläuft. Die ganze Gegend iſt ſtill und beſcheiden, wie der Geiſt des edlen Weibes war, der ſie einſt zum Wohnort wählte. O hätten doch alle Töchter Thereſens ihren Sinn gehabt! ihrem Verſtand hatten vielleicht Antoinette und Karoline. Gleich unten zwiſchen den Wieſen ſieht man ſchöne Inſeln, mit Bäumen bedeckt, deren Zweige zum Theil in das ruhige Waſſer hängen, worauf auch jetzt noch Schwäne rudern. Zwiſchen ihnen iſt eine weite grüne Ebene, welche gehegt iſt, und worin unter Kühen und Pferden Hirſche weiden. Oben über dem Waſſer der kleinen Inſeln iſt eben ſo eine grüne Terraſſe, die vom Schloſſe in ſanfter Nei-

gung bis ans Waſſer herabläuft. Zu beiden Seiten der Inſeln und über ihnen im Weſten iſt Wald im luſtigſten Wuchs mit einigen Waſſerfällen und Grotten und mittelmäßigen Bildſäulen; die beſten ſind weggenommen. Aber deſto ſchöner und natürlicher ſind in dieſem ſtillen Hügelwald die Gänge und Steige, welche nach allen Seiten in die Wieſen, Felder und ins Dorf hinein führen, das in ſeinen Bäumen ruhig daliegt. Auf dem Hügel am Walde liegt das niedliche Schloß, das jetzt öde und todt iſt. Schon außen iſt es ſehr beſchädigt und gemißhandelt, aber weit gräulicher iſt die Verwüſtung, wenn man in die Gemächer ſelbſt eintritt. Da iſt ſo vieles muthwillig zerriſſen und verdorben, daß es auch einen Stuken erzürnen könnte. Was von Kunſtſachen Vorzügliches darin war, haben die neuen Herren herausnehmen laſſen, zum Theil auch wohl herausgeſtohlen. Einzelne ſchlechte Kupferſtiche und mittelmäßige Gemählde ſitzen und liegen noch zerſtreut und beſtäubt da. Zur Seite ſind die Nebenhäuschen der Gärtner und alten Bedienten, die jetzt Körbe flechten und Vogelbauer machen; wenigſtens ſah ich einige damit beſchäftigt. Weiter nach Norden ſind die hübſchen Obſtgärten und Gebüſche, die ins offene Feld hinauslaufen, auch ſchon ſehr verändert von dem, was ſie einſt waren. Um eine weite Ausſicht über dieſe freundliche Gegend zu haben, muß man den chineſiſchen Thurm beſteigen

gen, der unweit dem Schloſſe auf einem ziemlich erhabenen Hügel ſteht. Hier ſieht man die ganze ſchöne Stadt vor ſich, ſanft an ihre Hügel gelehnt, zwiſchen welchen ſie öſtlich und weſtlich liegt, indem die Wieſen und Thäler, wodurch man des Weges von Mons nach Brüſſel, und von Brüſſel nach Antwerpen kömmt, ſüdweſtlich und nördlich ſich ausbreiten. Mit dem Sonnenuntergang kam ich zu Hauſe, und hatte eine muntere Geſellſchaft von einigen franzöſiſchen Officieren, die als Kuriere aus Berlin kamen, und von drei holländiſchen und lütticher Familien, die durch die Kontraſte unendlich ergötzten. Nach ſo einem frohen Tage hätte ich mir doch um ein Haar den Hals gebrochen. Ich hatte nemlich die groſſen Fenſter meines Saals geöffnet, um deſto freier der Luft und der Menſchen zu genieſſen, die im Innern des Gaſthauſes ſich bewegten. Dieſe Fenſter hatten gar keine Bruſtwehre. Schon war ich in Gedanken an den äußerſten Rand gegangen, als eine Laterne mir den Sprung von zwei Stock Höhe zeigte. Ich ſchauderte und machte die Fenſter zu. Dieſe Art, daß die Fenſter bis auf den Boden hinuntergehen, iſt hier etwas ſehr gewöhnliches.

Den folgenden Morgen machte ich die Runde in der Stadt umher, und hatte meine Luſt an einigen Reſten der Mahlereien und Inſchriften vom feſtlichen Tage des 10ten Auguſt her, die zum Theil

in ächt holländiſchem Stil, ſo wie in der flämiſchen Sprache waren. Ich will zum Spaß einige davon im niederteutſchen Dialekt geben, worin ſie ſich noch am leidlichſten überſetzen laſſen. Viele waren Schmähungen gegen den alten Herrn, und gegen die Ruſſen und Engländer, und die Patrioten hatten ihren Witz recht erſchöpft, um dieſe als erbärmliche Wichte darzuſtellen. Z. B. mit der gehörigen Zeichnung (denn Mahlereien waren faſt bei allen) las man:

De Kaiser, de uns up den Nacken satt,
De lickt den Muschwiter nu dat Gatt;
Äwer wi swet'n das bi den teidden August,
Wi sluken se in, as ne Lawerwust.
För sawen Johr as hüt van Dagen,
Hebben de Patrioten sick wacker slägen.
Wer dat nich löwt, de küs mi dat
Gestell, wo süs de Näs mi satt.
De Ahnt swemmt upt Water,
Up dat Dack krüppt de Kater,
In dat Hor de Lus,
De Minsch in sin Hus,
In de Frihet de Patriot
Dörch Sweet un dörch Blot.

Ich ergötzte mich fürſtlich an dieſen freien Ausbrüchen des niederländiſchen Witzes, und machte dann die Runde um die Wälle der Stadt. Dieſe ward mir aber durch die zahlloſe Menge der Bett-

ter erſchwert, von denen die Stadt jetzt wimmelt. Auf der Höhe über dem Park ſchrie mich unter den übrigen Haufen einer an, den ich mit einem böſen Worte abwies. Er aber, der vielleicht von meiner Zunge einen eignen Anklang vernahm, rief ſogleich: „Ich bin auch ein Teutſcher, ein alter kaiſerlicher Soldat, den man fern von ſeinem Lande unter Fremden gelaſſen hat.“ Das wirkte, ich gab ihm einige Fünfſtüberſtücke, und ein Paar helle Thränen brannten mir heiß über die Wangen. Es freute mich, daß dieſer Menſch dem Worte Teutſcher ſo viele Zauberkraft beigelegt hatte, und zum erſten Mal war mir es lieb geweſen, durch meine Ausſprache des Franzöſiſchen verrathen zu ſeyn. O Gefühl des Vaterlandes! wann wird der Teutſche eines haben?

Die Stadt, eine der ſtattlichſten und ſonſt auch eine der prächtigſten und fröhlichſten Städte in den Niederlanden, hat, wenn man einen guten Mannsſchritt geht, anderthalb Stunden im Umfange. Ihre Lage iſt vom Park öſtlich bis zur Duyle und ihren Kanälen weſtlich, immer ſanft hinab ſteigend, indem ſie meiſtens einen Zirkel bildet. Südöſtlich liegt ſie hoch an einem Hügel, und man kann ſie von dem alten Wall über dem Park beinahe ganz überſehen. Am niedrigſten liegt die nordweſtliche Seite am Ausfluſſe des ſchönen Duylekanals und an den weiten Wieſenthälern zwiſchen den Hü-

ſehn, die zu beiden Seiten des Weges nach Antwerpen in der Ferne hinlaufen. An dieſen nordweſtlichen und weſtlichen Gegenden iſt ſie mit Waſſern in den alten verfallenen Wallgräben umgeben; ſüdöſtlich ſind dieſe Gräben zu Wieſen und Gärten geworden. Doch läuft noch eine alte, zum Theil bröcklichte Mauer herum. An den höhern Theilen hat ſie vormals in gewiſſen Entfernungen Thürme gehabt, von denen man noch die Trümmer ſieht. Einige indeſſen ſtehen noch in ihrer alten gothiſchen Herrlichkeit da. Einer der ſtattlichſten Zwinger iſt ein Gefängnißthurm, welchem ein andrer nördlich gegenüber ſteht. Leider ſind beide faſt ganz verbauert, und die Bewohner ſtören die Vorübergehenden durch ein unaufhörliches Geſchrei um einige Pfennige. Beſonders auffallend war es mir einmal, als einer rief: „Mein Herr, um Gottes willen einen Liard! Wir ſitzen am ſchwarzen Verbrechen, als daß wir den Franzoſen viel Leid zugefügt haben.“ Sie müſſen wiſſen, daß dieſe Formel hier bei gewiſſen Leuten populär iſt; und ſagen darf ein Gefangener ſchon vieles, was andern übel bekommen würde.

Dieſer Umfang, der äußerſt anſehnlich iſt, iſt nun bei weitem nicht dicht bewohnt. Die ehemaligen Klöſter, wovon die Stadt wimmelte, haben auch ihre ſchönen und geräumigen Gärten. Der weſtliche Theil der Stadt hat innerhalb den Ring-

mauern viele Oerter, Wieſen und Bleichen, wo man gar kein Haus ſieht. Am lebendigſten iſt die Gegend nordöſtlich, vom Kanal bis zum Park hinauf. Die äußern Gaſſen zunächſt an den Thoren und Mauern haben ſchlechte Häuſer. Aber von dem Rathhauſe bis zum Freiheitsplatz findet man ſchöne Gaſſen und treffliche Häuſer, zwei bis drei Stock hoch. Der ſteigende Theil der Stadt bis zum Gemeindehauſe iſt unſtreitig der ſchönſte, und in ihm findet man die Paläſte der ehemaligen Großen, die hier ihren Hof zu machen pflegten. Die Gaſſen ſind noch ziemlich ſchlecht gepflaſtert, und zwar zum Theil mit ſo kleinen Steinen, daß es eine Fußpein iſt, darauf zu gehen; doch ſind in den anſehnlichern zuweilen Fliſen, oder Ziegelſteine, für die Fußgänger eingelegt. Der nordweſtliche Theil der Stadt wird von der kleinen Duyle durchſtrömt, die man in einen ſtattlichen Kanal gefaßt hat, von dem mehrere kleine Seitenkanäle den ebenen Theil der Stadt hie und da durchkreuzen, der vom Gemeindehauſe anfängt. Dieſer Kanal erleichtert die inländiſche Schiffahrt ſehr, und kleinere Fahrzeuge ſegeln mit günſtigem Winde darauf, und werden ſonſt von Pferden gezogen.

Nach den Kirchen der Stadt darf man nun nicht mehr zu ſehen gehen. Die Kunſtwerke der großen niederländiſchen Meiſter ſind von der franzöſiſchen Nation entführt, und der Reſt nachhe

durch manche andre Hände gegangen, worüber die wenigen Frommen im Volke nicht genug zu kopfschütteln wissen. Ganz sind die meisten Kirchen alte Raritäten, die einzige zierliche und hübsche am Freiheitsplatze aufgenommen, die jetzt die Aufschrift eines temple de la loi führt, und worin die Volksfeste begangen werden. Manche Kirchen, vorzüglich manche der Klosterkirchen, sind verkauft, und werden schon demolirt. Plätze sind im niedrigern Theile der Stadt und um die Kandle gar keine. Der erste, den man trifft, ist der große Platz zu beiden Seiten des alten Rathhauses, oder jetzigen Gemeindehauses, der lebhafteste und wimmelndste von allen, weil er zugleich zum Marktplatze dient, wo das Leben und Getümmel der Käufer und Verkäufer ist, und weil das Gemeindehaus auch eine Menge Menschen in Geschäften und Nöthen dort versammelt. Denn dieses Gemeindehaus ist der Sitz der meisten Magistrate und Kollegien. Es ist ein altes ansehnliches gothisches Gebäude, und macht durch seinen großen Bau und sein finstres Ansehen einen tiefen Eindruck des Alterthums; über ihm steht ein bunter Thurm, den man über 360 Fuß Höhe giebt, und von welchem man einen herrlichen Ueberblick über die Stadt und die Landschaft hat. Bei weitem der schönste Platz in der Stadt ist der Freiheitsplatz, der ehemals la place royale hieß, und eine jede Stadt in der Welt zieren wür-

de. Es iſt ein ſchönes Oblongum, mit Palläſten umgeben, und hat vor ſich den Park, und unter ſich die tiefer liegende Stadt, die ſich von hier immer ſanft hinabſenkt. Sonſt iſt noch ein Platz, Wilmens Sablon, und der niedliche Bleichereiplatz, mit Bäumen rund umpflanzt und mit grünem Raſen bedeckt, der aber ſtill und einſam iſt.

Das Niedlichſte in der Stadt unſtreitig iſt der ſchöne Park, der an ihrer höchſten öſtlichen Seite liegt, und in welchen man ſowohl vom Wall, als von dem hieſigen Freiheitsplatz eingeht. Wenige große Städte werden ſich eines ſo freundlichen und ländlichen Zauberplatzes innerhalb ihrer Mauern rühmen können. Es iſt ein hübſches Viereck mit Alleen aller möglichen Baumarten, mit dem lebendigſten Grün, kleinen Büſchen und Vertiefungen, mit Quellen, die nicht rinnen, und ſchlechten Nymphen, ſo wie auch die übrigen Bildereien nichts taugen. Um dieſen Park ſammelt ſich gegen die Abendzeit das Wenige, was von lebenfroher Jugend und feiner Welt hier noch übrig iſt, und um ihn ſind auch die ſchönſten Wohnungen und Straßen der Stadt. Zunächſt an der Wallſeite iſt ein kleines nettes Schauſpielhaus und einige andere Häuschen, worin Erfriſchungen gereicht werden, und wo man Billard und andre Spiele ſpielt. Dieſer Park iſt nun immer ein allezeit bereiter und naher Spaziergang, aber auch der um den alten Wall iſt recht

ſchön, beſonders um den nordöſtlichen, wo man endlich über den Park eine anſehnliche Höhe gewinnt, welche die ganze Stadt unter den Füßen, und im Oſten die reichſte und lieblichſte Landſchaft zeigt. Will man bei dieſen Promenaden nicht ſtehen bleiben, ſo hat man gleich vor der Stadt, von hier hinabſteigend, im Grunde zwiſchen zwei Hügelketten die Vorſtadt von Löwen, und dabei das reizende Dorf Aiza, eine ſo himmliſche und einzige Gegend, ſo freundlich und romantiſch zugleich, daß es unbeſchreiblich iſt. Auch ſieht man hier alle Nachmittage die Brüſſeler gehen und fahren, und ſich in den kleinen Wirthshäuſern und Kegelgärten, die an dem See und den Teichen liegen, erluſtigen. Es iſt dieſes enge und weit fortlaufende Thal, worin die Löwer Vorſtadt und das Dörfchen Aiza liegt, mit Gärten, Wieſen, Bäumen, und ſtillen und rauſchenden Waſſern gemiſcht, und rund umher ſind wogende Weizenfelder. Die Mitte des Beckens füllt ein großer See, worauf Schwäne rudern, und in kleinen Zwiſchenräumen lehnen ſich an runden Schilfteichen kleine ländliche Wohnungen und Baumgärten. So eine Ruhe und tiefe Verſchwiegenheit herrſcht über dieſer Natur, daß ſie mit den Menſchen hier im genaueſten Zuſammenhange zu ſtehen ſcheint.

Aber doch ungeachtet der ſchönen Plätze, Häuſer und Gaſſen der Stadt, ungeachtet ihrer Umlie-

genheiten, die ſo ſelten ſind, macht ſie nur einen Eindruck des Todes und der Vergeſſenheit, und oft iſt man an ihren ſchönſten Stellen ſo allein und verlaſſen, als wenn man in den Mauern eines begrabenen und wiedergefundenen Pompeji herumirrte. Alles iſt ſtill und öde, und nichts von dem alten Glanz mehr übrig. Unſtreitig hat Brüſſel von allen Städten der öſterreichiſchen Niederlande am meiſten gelitten. Hier war der Generalſtatthalter, der einen prächtigen Hof machte, hier lebten die Herzoge und Prinzen und Grafen der reichen Provinzen, die nicht zu den ärmſten in Europa gehörten. Alle dieſe ſind durch den Krieg wie weggeblaſen, und wer die menſchlichen Dinge kennt, der begreift leicht, wie viele Menſchen mit ihnen weggeblaſen ſind, die von ihnen lebten. Aufruhre, die nachher gefolgt ſind, und Verdachte und Anklagen haben viele verjagt und zerſtört, und die Reichthümer, die noch immer vielen in Frankreich ein Verbrechen dünken, haben ihre Beſitzer zum Theil in den Tod, zum Theil in Haft und Gefängniſſe gezogen, wo man viele der angeſehenſten Bürger aus bloßem Verdacht, oder als Geiſſeln feſt hält. Wer um ihre Befreiung anhielte, würde ſeine eigne Freiheit einer ähnlichen Gefahr ausſetzen. Es iſt hier nicht die Rede von Recht und Unrecht, ſondern von der wirklichen That und Geſchichte, und ihren am Tage liegenden Folgen. Wer wollte in dieſen ſtürmi-

ſchen und windigen Tagen ſich noch etwas vom Recht einfallen laſſen, deſſen zarte Linie die Gewalt nie geachtet hat? Dieſe Stadt, die noch vor einigen Jahren eine der glänzendſten war, iſt nun eine der ſtillſten. Für die Karoſſen und Heiducken der Großen ſieht man jetzt wenige elende Fiaker, die auch wenig gebraucht werden, und die wimmelnde und frohe Volksmenge von ehedem ſoll um 20000 Menſchen, beinahe den dritten Theil der Einwohner, verringert ſeyn. Muthloſigkeit bei der Unſicherheit des Beſitzes hat faſt alles ergriffen, und Handel und Manufakturen liegen darnieder, weil derjenige, welcher noch Geld hat, es doch nicht zeigen will. Denn mehrere ehrliche Bürger haben mir im Vertrauen erzählt, daß doch in Brüſſel noch viel Reichthum ſei, daß er aber zum Theil in Kaſten und Kellern vergraben, auf beſſere Zeiten laure. Das läßt ſich denken; denn bei aller Plünderung und Ausrupfung ſind die Niederlande doch noch eines der reichſten Länder Europens.

Ob übrigens die Franzoſen Unrecht haben, argwöhniſch auf ſie zu ſeyn, weiß ich nicht. Es iſt immer ſchwer, Urſache und Wirkung von einander zu trennen. Die Niederländer ſind offenbar für ein Volk, das man behalten wollte, dem man von Anfang an die Brüderſchaft antrug und mit dieſer ſo herrliche Dinge verſprach, zu hart behandelt und gepreßt worden. Aber es iſt eine Frage, ob ſie bei

der mildeſten Behandlung es beſſer gemacht haben würden; denn als ein ſtörriſches und hinten ausſchlagendes Volk haben ſie ſich immer gezeigt. Daß man ihnen alle ihre Kunſtwerke der Rubens und van Dyk entführte, die zum Theil Heiligthümer waren, daß man eben ſo ungerecht, als unweiſe, ihre Religionsrechte angriff, daß ein ganzes Heer hungriger Räuber ſich ausgoß, ſie zu beſchatzen und zu plagen, das war auf einmal zu viel, und vollends empörend, weil man dies alles, wie von Freunden nahm, und unter Freunden erlitten hat, die mit dem ſiegenden Volke hinfort Eins ſeyn ſollten. Man machte Unzufriedene, und ſchrie nachher, man müſſe ſo verfahren, weil ſo viele Aufrührer ſeien. Krieg und Noth haben kein Gebot, und treten die Menſchheit grimmiger zu Boden, als alle Wuth losgelaſſener Elemente. Durch Mishandlungen und Strafen, die ſie erzeugten, hat man ſelbſt eifrige Anhänger der Franzoſen lau gemacht. Armuth und Erwerbloſigkeit, die Nagelproben der Rechtſchaffenheit und des Patriotismus, haben wieder andere Abtrünnige gemacht. Der Niederländer wird ſeine entheiligten Götter, ſeine ausgekleideten Biſchöfe, ſeine niedergeriſſenen Kirchen und aus einander gejagten Kloſtereinwohner nicht ſobald verſchmerzen. Man muß da nicht die Einzelnen hören, nicht auf die öffentlichen Aufzüge und die ausgehängten Bilderchen ſehen. Wann hat die Noth und das Ju-

tereſſe nicht Heuchler gemacht? Die Erbitterung und Wuth muß doch groß geweſen ſeyn, da im verfloſſenen Herbſt und Winter viele Tauſende die Städte und Dörfer verließen, und ſich in den Brüchen und Sümpfen, woran dies Land ſo reich iſt, ſetzten, und oft ſiegreich, immer aber hartnäckig und blutig, mit den Franzoſen ſchlugen. Einige wollen berechnen, daß über 10000 Franzoſen in dieſen grimmigen Kämpfen und den ſchlimmeren Ueberfällen, umgekommen ſind; wie viele müſſen denn nicht von den Eingebohrnen geblieben ſeyn? zumal da man ſo viele verhaftete, und bei Hunderten niederſchoß, die an den Unruhen Theil genommen, oder auch zuweilen die Waffen mit ergriffen hatten. Von den Gräueln ſolcher Parteikriege ſtellt das letzte Jahrzehend, ſeit vielen Jahrhunderten das denkwürdigſte und blutigſte, Beiſpiele genug auf. Nie aber ſind ſie ärger, als wenn Aberglauben oder Religionsintereſſe ins Spiel kommen; dann werden die Menſchen Beſtien. Viele gefangene Franzoſen haben die Ungeheuer an den Füßen aufgehängt, und ſie mit langſamen Feuer todtſchmauchen laſſen; andre nackt ausgezogen und in Moräſten feſtgebunden, um langſam zu erfrieren. Viele Reſte dieſer blutigen Händel ſind noch ungerichtet in den Gefängniſſen, und alle Thürme und Zwinger hier und in den nächſten andern Städten ſind davon voll gepfropft. Was Privathaß und Unwiſſenheit dabei

euch gesündigt haben, darüber schreit freilich alles; aber das Geschrei einer solchen Zeit ist nie rein. Jeder macht seinen Freund und Anhänger so gern zum Märtyrer einer guten Sache. Ganze Distrikte und Dorfschaften sind dabei verheert und verbrannt. Ein Ueberrest dieser Gräuel war bis diesen Sommer in den Wäldern und Morästen der Schelde und Dyle geblieben, und hatte sich von Zeit zu Zeit den Einwohnern, vorzüglich aber reisenden Franzosen und einzelnen kleinen Truppenkorps, durch die unmenschlichsten Grausamkeiten fürchterlich gemacht. Der Anführer war ein berühmter Räuberhauptmann, der sich schon seit mehrern Jahren durch ungewöhnliche Herzhaftigkeit und List auszeichnete, aber zugleich durch alles, was einen Menschen ärger als einen Tiger macht. Nachdem man ihn oft in der Schlacht erschlagen, oder hingerichtet, oder wenigstens mit seinem Anhang vernichtet und vertrieben auf immer glaubte, kam er immer in einer andern Gestalt und an einem andern Orte in neuer Schrecklichkeit wieder, und fing seine Geschichten von vorne wieder an. Er hat oft genug unter dem Namen Charles dit le Cousin Loupoigne in den Zeitungsblättern geglänzt; aber sein eigentlicher Name war Carel Jacquemin, und er wohnte vor dem Kriege als ein Höker und Bierzapfer hier in der Hauptstadt. Man sollte es kaum glauben, daß so ein blutriefendes Ungeheuer von vielen als ein Märty-

rer für die Sache der Niederländer bedauert werde. Doch welche Parthei hat jetzt nicht Ungeheuer wie Götter an der Spitze? Und hat man nicht von jeher ähnliche mit Lorbeer- und Heiligenſcheinkränzen auf die Nachwelt gebracht? Endlich ward dieſer ächte Wenzeer, nachdem er im Namen der Kirche und des Kaiſers lange genug geraubt und gemordet hatte, in der Nacht in einem Walde, mit ſeinen Geſellen und Huren (denn man fand unter den Niedergemachten und Gefangenen mehrere Weiber in Mannskleidern) am Feuer ſchmauſend, von Truppen umzingelt, und fand verzweifelt fechtend ehrlich durch das Schwert ſeinen Tod. Man hieb ſein Haupt ab und brachte es nach Brüſſel, wo man über dieſes Hoofd einen langen Proceß hielt, und alle die abhörte, die es im Leben geſehen hatten, ein Beweis, wie fürchterlich der Menſch der Regierung war. Noch jetzt las man den Hauptinhalt dieſes Verhörs nebſt einer Skizze ſeines Lebens und einem ſchlecht geſtochenen Porträt, an allen Straßenecken, wo es die Regierung in beiden Sprachen hatte anſchlagen laſſen.

Die Menſchen hier ſind ein eigner Schlag. Es iſt in ihrem Aeußern ſo viele Gutmüthigkeit und Wohlbehaglichkeit, und ſo eine frohherzige Stille, daß man es kaum begreift, wie ein ſolches Volk ſo leicht aus den Strängen ſchlagen, und ſich zu den ſcheußlichen Orgien des Aufruhrs und Mordes

heugen kann. Schon aus der Sprache kann man vieles von ihrem ebenen und ſtillmüthigen Karakter deuten. Es giebt beinahe nichts, was mehr zum Lehnſtuhl und zur Biertonne paßte, als der flamländiſche Dialekt, mit ſeinen breiten und dicken Tönen. Außer dieſem wird nun noch das Franzöſiſche von allen faſt geſprochen; aber es klingt wiederlich, wie es hier ohne Accent abgeſungen wird, und mit den vielen Provinzialismen gemiſcht. Es ſcheint, dieſes Volk ſei zu dieſer Sprache einmal gezwungen, ſo fremd ſteht ſie zu ſeinem Karakter. Man ſtelle nur einige gebohrne Franzoſen zu dieſen Zwittern, und höre ſie ſprechen und ſehe ſie ſich bewegen neben einander, und wer dann des Lächelns ſich enthalten kann, der ſoll mir ein großer Apoll ſeyn. Ich habe es bei mehreren Schriftſtellern geleſen, es ſei hier ſo ein Mittelkarakter, ſo ein Uebergang des franzöſiſchen in den teutſchen; aber ich mögte die Herren bitten, das ein wenig zu beweiſen. Zwar in Sprache und Haltung mag der Weſtfale, Holſteiner und Hinterpommer den Flamländer ziemlich nahe kommen, und, wenn man Ruhe und Phlegma für Kraftloſigkeit meint, ſelbſt mit ihm zuſammenfallen. Wenn die Leute nur nicht immer Kraft in der Queckſilbrigkeit, die oft ſehr körperlich iſt, ſuchten, und Trägheit und Faulheit in der Stille fänden! Aber wenn man dieſe glänzenden und feiſten Körper ſieht, wie ſie ſo rund ſich

bewegen, dieſe vollen Wangen mit den zufriedenen und ſtillen Augen, dieſen leiſen Schritt, ſo hat man es leicht weg, daß der Niederländer, wenn man ihn den Teutſchen zuzählen will, durchaus der langmüthigſte und phlegmatiſcheſte aller Teutſchen iſt. Wäre er aber eine Zuſammenſchmelzung der beiden Nationen, ſo müßte er lebendiger und ſchneidiger ſeyn, als der lebendigſte und grätigſte Teutſche. Ich habe zu meiner herzlichſten Ergötzung in meinem Gaſthauſe mehrere Exemplare, die den Abſtand grell genug zeigen. Da ſind einige Holländer, ein Paar Lütticherinnen, Brüſſeler Tiſchgenoſſen, und franzöſiſche Officiere und Kommis. Man darf ſie nur ſehen, nicht einmal hören, um den himmelweiten Unterſchied ſogleich gewahr zu werden. Der Niederländer iſt ſchwer und ſteif und irdiſch, wie ſein klebriger Boden, und ſeine Pferde und Rinder ſtehen mit ſeiner leiblichen Natur im richtigſten Verhältniſſe, und müſſen es, wenn die Natur in ihren Wirkungen Analogie und Uebereinſtimmung hat. Es giebt viele große und ſtattliche Körper, aber wenige, die man als Männliche Leiber ſchön nennen könnte, weil das Kühne und Raſche der Bewegung fehlt, und weil alles zu ſehr mit Fleiſch verhüllt und überwachſen iſt, ſo daß ſelbſt die treuherzigen Geſichtszüge ſelten Feinheit und Feuer zeigen. Das entgeht einem freilich nicht, daß die Nation ſchönere Bildungen zeigt, als das

nördliche Frankreich, wo die Häßlichkeit heimgha in Hauß iſt, aber das Lebendige fehlt, was dieſen ſchönen Automaten den Kranz aufſetzen würde. Dies gilt auch von den Weibern, obgleich ſie etwas munterer und geſprächiger ihrer Natur nach ſchon ſind. Unter dieſen kann man auf allen Straßen und in allen Fenſtern Schönheiten ſehen, wenn man nur ſehen will. Die Brüſſelerinnen haben natürlich durch den alten Hof, durch Theater, durch fremde und einheimiſche Magnaten, und ähnliche Helfer, die altväterlichen Sitten, die ſich in den Niederlanden zum Erſtaunen behauptet haben, immer mehr verjagt, und dafür die Galanterie und Munterkeit ihren feineren Nachbaren abzulernen geſucht, und daher findet man weniger Steifheit und Dickigkeit im Gange, in der Haltung und im Betragen, als bei vielen ihrer Landsmännnen. Ganz anders indeſſen, oder viel reiner und ungemiſchter, offenbart ſich der Karakter des Volkes auf dem Lande und in den kleinen Städten. Da iſt er unausſtehlich langſam und ſchleppend, und oft plump und düſter, weil der Aberglaube auch auf den Geſichtern und in den Herzen herrſcht. Ich weiß nicht, ob dieſe Leute vor 8 bis 10 Jahren ſich anders dargeſtellt haben, aber jetzt ſehen die meiſten aus, wie einer, der einige Minuten am Galgen gehangen hat, und deſſen verzerrte und verdunkelte Züge kaum anfangen, ſich wieder ein wenig zu entwickeln.

wickeln. Es iſt ſo eine Verſteckheit, ſo ein Mistrauen darin, ſo ein todtes und tödtendes Gefühl, daß man vielleicht nicht Unrecht hat, vieles auf die Fächerladen, Einkerkerungen und Wegführungen zu ſchreiben, welche die Revolte dieſer Leute veranlaßte. Alſo Stille und Phlegma ſind die Hauptzüge dieſes Volkes. Man gehe nur in ihre Schenken und Bierhäuſer. Da ſitzen ſie zu Funfzigen und praten, ohne daß je ein Wort recht hervorklinge, oder ein Leib ſich heftiger bewege, als der andre; doch lächeln und ſchäkern ſie auf ihre Weiſe mehr mit einander, als vielleicht irgend ein Volk in Europa. Wenn Lavater und Kramer in ſeinem Klopſtock Er und über ihn, ſelbſt in den Schriftzügen, in dem Halten einer Pfeife und dem Wegblaſen des Tabacks den groſſen, oder kleinen, den faulen, oder thätigen Mann erkennen wollten, ſo hätten ſie hier viel zu ſehen. Die meiſten ſitzen wie halb im Schlafe vor ihrem Kruge Bier, mit zierlichen weißen irdenen Pfeifen, woraus ſo ein Niederländer, glaube ich, Monatelang rauchen kann, ohne ſie zu zerbrechen. Man gehe in einen Kaufmannsladen, und man ſieht die lebendigen Originale zu Gerhard Douw, Mieris und Teniers Schalkeſtücken. Schon die Straße iſt mit Sand und Blumen beſtreut, die Schwelle wie mit Wachs gebont, und die Flur oft mit Figuren und Schnörkeln ausgeſtreut. Im Laden ſelbſt blizt und ſchimmert alles

und ist so nett und appetitlich eingewickelt, gestellt, oder aufgehängt, daß das allein schon dem Käufer Lust machen kann. Kommt man vollends in die Stube, so ist das ein Wunder. Die Fenster schimmern wie die Spiegel, die Diele ist blank gescheuert, Porcellan steht auf Gesimsen, Blumentöpfe auf den Tischen; keine Spinne kann da hausen, und selbst die Schooshunde und Katzen scheinen artige Thiere zu werden. Der Besitzer des Hauses in einem zierlichen Schlafrock und einer zierlichen Mütze geht auf grünen oder gelben Pantoffeln einher, und hütet sich wohl, an den gestreuten Zauberkreisen etwas zu verletzen. Mit diesen Pantoffeln ist er vielleicht schon Monate lang über die Gasse gegangen zu Freunden und Nachbaren, und sie sind noch, als kämen sie eben aus der Bude des Fabrikanten. Man stelle einen Franzosen, oder auch nur einen Teutschen hin, stecke ihn in dieses Haus und in diesen Anzug; wie lange würde es so bleiben können? Wer eine Geschichte durch den engen Hals eines Glases künstlich auszuschnitzeln die Geduld hat, wird nie einen Laokoon zu machen die Kraft haben. Dies sind ganz artige Kleinigkeiten, und die Nettigkeit und Zierlichkeit freut das Auge; aber sie können auch nur von einem solchen Volke zu solchem Grade getrieben und darauf erhalten werden.

Dieser Geist der Zierlichkeit und des Putzens, der nicht immer ein großer ist, breitet sich nun vom Hause zunächst auf alle Dinge und Geschäfte des Le-

bens aus. Nirgends iſt ſie aber niedlicher und will-kommener, als bei der Handhabung und Anordnung ſolcher Dinge, die unmittelbar für die Naſe und den Gaumen beſtimmt ſind. Es iſt wirklich wunderbar, wie ſich die Fiſchverkäufer und Verkäuferinnen und die Fleiſcher ſo ſauber halten können, als man ſie ſieht. Wenn man vollends jüngſt noch die Poiſſarden der Halle in Paris geſehen hat, ſo wächſt dies Erſtaunen noch mehr, und eine Brüſſeler Poiſſarde iſt reinlicher und netter, als ein Pariſer Blumenweib. Die nun vollends Obſt, Grün- und Blumen unter den Händen haben, entſprechen ganz den Gegenſtänden, mit welchen ſie ſich beſchäftigen, und erregen keinen Ekel, wie die meiſten dieſer Gattung. In dieſer Hinſicht muß der Fremde ja nicht unterlaſſen, den Fiſchmarkt in Brüſſel zu beſuchen, und den Platz um das Gemeindehaus, wo alle andere Artikel des täglichen Bedürfniſſes feil ſtehen; da kann er ſogleich den Geiſt der Blankheit und Ausſchmückung in ſeiner ganzen Glorie ſehen. Hier fängt auch das Gewimmel des thätigen und geſchäftigen Lebens an, und läuft ſo bis an das Thor von Lakens und Mons zum prächtigen Duylekanale fort. Der ſchönſte Theil der Stadt von hier bis zum Park hinauf, wo die Großen und Reichen ſonſt wohnten, iſt nun ſtill und leblos.

Noch giebt es hier zwei Theater. Das größere iſt nicht weit vom Gemeindehauſe ſo ziemlich in

der Mitte der Stadt, ein ganz hübsches Gebäude, mit einem niedlichen Platze und einer Menge Kaffe- und Bierhäuser. Man spielt Tragödie und Komödie und kleine Opern. Hier war nun nichts für mich zu hohlen, und das Haus auch gewöhnlich leer. Die Truppe der Schauspieler war eine äußerst mittelmäßige, und viele der Spieler waren gebohrne Niederländer. Es war nicht auszuhalten, wie sie meistens die französische Sprache schleppten und absangen, welche dies weniger leidet, als irgend eine andre. Diese Herren Niederländer waren überdem abscheuliche Stöcke, und agirten so lahm und bewegungslos, daß sie einen sogleich in die Welt der nahen Schenken und Kaffehäuser wieder hineinbrachten, woraus man ins Schauspielhaus gegangen war. Besser bei weitem war das niedliche kleine Schauspielhaus im Park sowohl von Zuschauern, als Spielern besetzt, obgleich auch dieses jetzt eben nicht glänzend seyn kann. Man gab meistens nur kleine Possen und Singstücke, nach dem Muster des Theater Montansier, und die Spieler verdarben diese anspruchlosen Kleinigkeiten wenigstens nicht. Dieses kleine Theater war immer gedrängt voll, nicht nur wegen des Parks, sondern auch wegen anderer Bequemlichkeiten, und hatte endlich noch in Einem Punkte viele Aehnlichkeit mit jenem. Das leichte und lose Gefieder der Nacht nemlich war hier in reicher Menge, und in dieser

Hinsicht ging es allerdings sehr frei her. Man konnte sich selbst im Theater kaum retten vor Augen und Händen und Füßen. Die Menschen waren ziemlich dieselben, wie die bei Marinelli in Wien, aber das Leben, das Abfliegen und Abmarschiren einzelner Paare noch weit natürlicher und ungezwungener. Im Park vollends, wo die Büsche und Vertiefungen einen günstigen Spielraum geben, waren die losen Dirnen unbeschreiblich zudringlich, und alle Gänge wimmelten von ihnen, die ganz auf den Pariser Fuß gekleidet und gesetzt unter den ehrlichsten Bürgern und Bürgerinnen sich herumtrieben. Einen Unterschied weiß ich nur, daß diese, die hier so öffentlich herumtraten, fast durchaus feine und schöne Gestalten waren. Lächerlich genug gegen sie stechen die jungen Brüsseler Stutzer und Patrioten ab, die mit den großen republikanischen Hüten und dem Pariser, oder auch dem soldatischen Kleiderstutz einen sehr belustigenden Anblick gewährten.

Man hat immer sehr geschrieen, besonders die, welche bei den jetzigen Franzosen nichts als Missethat sehen, daß diese Nation höchst unglücklich seyn wird, wenn sie mit den Franzosen so zusammengezwungen bleibt. Ueber das Plünderungs- und Aussaugungssystem habe ich meine Meinung gesagt, und in dem liegt wohl nur der größte Widerwille und Haß des Volks gegen alles, was französisch heißt. Politisch mögte sich auch vieles dagegen ein-

wenden laſſen. Aber warum die Niederlande nicht eben ſo gut mit Frankreich verbunden werden könnten, als ſie ehemals unter Spanien und zuletzt unter Oeſterreich ſtanden, das ſehe ich doch wahrlich nicht. Am natürlichſten freilich wäre es, wenn man ſie zu den Batavern, oder alten Holländern ſchlüge, ſo weit der flämiſche Dialekt reicht; ſonſt aber ſcheint mir die Verbindung mit Frankreich doch immer natürlicher und heilſamer, als die mit Teutſchland. Sie haben weder den teutſchen, noch den franzöſiſchen Karakter, aber die teutſche Sprache iſt ihnen eben ſo ſehr eine fremde, als ſie es den Schweden und Dänen iſt, dahingegen die franzöſiſche im größten Theil dieſes Staats geredet und geſchrieben wird. Wäre alſo ihr Karakter auch wirklich dem Teutſchen zuſtimmiger, ſo iſt die Sprache doch ewig das Organ der Ausbildung, und der Dolmetſcher der Thaten und Sitten eines Volks. Sie würden alſo immer ihre Bildung und Belehrung von den Franzoſen nehmen müſſen, und alſo mit ihnen dadurch den nächſten und allein nothwendigen Berührungspunkt haben. Die Sprache eines Volks giebt ſeinen Verbindungsknoten, es lägen dann viele Meilen oder weite Meere zwiſchen zwei Völkern, und ſie muß immer der Vereinigungspunkt bleiben; Berge und Ströme ſind keine Gränzen der Natur, ſondern die Sprache; Frankreich müßte alſo nie weiter herrſchen, als wie weit jedermann ſeine

Zunge verſteht. Iſt heute der Rhein die natürliche Gränze Frankreichs, warum ſollte es nicht morgen die Oder und das Karpathiſche Gebirge ſeyn können? Griechenland ward von den Königen von Syrien und Macedonien gemishandelt, aber es waren doch Griechen; als die Römer unter ihnen die Freiheit ausſchrieen, da wurden ſie Sklaven. Wenn die Erfindung der Sprache nach Rouſſeau das wunderbarſte Wunder iſt, wie ſollten nicht in ihr auch Tiefen liegen, die kein Sprachforſcher je erforſchen wird? Dieſe Sprache giebt mit dem unbegreiflichen Grundton jedes individuellen Karakters von der zarteſten Jugend ſo vieles mit, was ſich freilich nicht klar beſtimmen läßt; ſie wirkt ſo wunderbar, daß nur, wo ſie gilt, auch die ganze Ausbildung jedes Individuums gelten kann. Warum nannte man ſonſt ein ſolches Volk erobert und unterjocht, das ſeine eigne Fürſten verliert? wird es doch ſo oft den Siegern an Rechten völlig gleich — Aber man hat Recht, es ſo zu nennen; erſt wenn es auch die Sprache jenes Volks hätte, hätte es im Organ der Ausbildung und der politiſchen Wirkſamkeit völlige Gleichheit mit ihm. Deswegen zeigt auch die ganze Geſchichte ein Volk unter Tyrannen ſeiner Sprache und Sitten glücklicher, als ſelbſt unter einer milden Regierung, die von einem fremden gelenkt wird. Es iſt nicht anders mit einem ganzen Volke, als mit dem einzelnen Menſchen. Auch die wohl-

gemeinſten und ſanfteſten Eingriffe in ſein Weſen reißen Wunden, wo der Druck der eigenen Kraft nur ſchmerzt.

Eine Sonderbarkeit Brüſſels, die mich ſehr frappirt hat, und die ich mich nicht erinnere, anderswo geſehen zu haben, ſind die Tſchuktſchiſchen Hundegeſpanne, deren Langſamkeit freilich nur ein Niederländer ertragen kann, obgleich ſie zuweilen auch traben müſſen. Man ſieht dieſe kleinen Hundekarren in Menge, und ſie ſind ordentlich aufgeſchirrt, wie andres Zugvieh. Man ſieht oft vier bis acht Hunde hinter und neben einander geſpannt die kleinen Karren mit Fiſch- und Muſchelkörben, auch wohl mit kleinem Gemüſe ziehen; iſt er leer, ſo läßt ſich der Treiber großmächtig von ihnen zu Hauſe ſchleppen. Aber das Reich der Ochſen und Eſel hört hier auf, wahrſcheinlich weil man auf dieſen fetten Weiden eine Kuh eben ſo hoch nutzt, als ein Pferd. Alles wird mit Pferden beſtellt und gefahren, und ich habe keinen einzigen Ochſen auf dem Acker geſehen.

Reiſe von Brüſſel über Lüttich und Aachen nach Kölln am Rhein.

Um den ſchönen Rheinſtrom, ſo weit es der Krieg erlaubt, in ſeiner Glorie zu ſehen, wählte ich aus Frankreich dieſen Weg ins Vaterland zurück, weil mir der über Genf, durch die Schweiz nach Straß-

burg den Rhein entlang verſperrt war. Den 15ten Auguſt rollte ich mit Tagesanbruch aus den Thoren von Brüſſel nach Löwen durch die ſchöne Löwer Vorſtadt, ſah noch einmal das liebliche Alza, und dann ſank die Stadt hinter mir zurück. Der Weg nach Lüttich geht über Löwen, Tirlemont, St. Tron, Tongres. Die Chauſſee iſt mehr ſchlecht, als gut, beſonders vor und nach St. Tron, und die Poſtillione fahren nicht mehr ächt franzöſiſch. Allenthalben faſt ſind Löcher eingefahren, und die aufgeriſſenen Steine aufgethürmt, doch muß man bezahlen, als wäre der Weg der beſte von der Welt. Bis Löwen hat man ein ſchönes Höhen- und Hügelland, und am Wege doppeltreihige Ulmenalleen mit Gruben. Man findet dieſe Ulmen- und Pappelalleen immerfort mit einigen Wechslungen. Die Gefilde ſind reich, und die Bearbeitung ſcheint äußerſt gut. Zwar findet man zuweilen Dörfer, doch mehr einzelne kleine Wirthſchaften und Gütchen mit ihren Obſtgärten und Baumumſchließungen. Die Tracht der Bauersleute hat von der nordteutſchen nichts ausgezeichnetes, es ſeien denn die blauen leinenen Ueberwürfe und die öftern blauen Kamaſchen; die Weiber tragen ein ſchwarzes Schleiertuch gleich dem bunten um Livorno und Piſa, welches Rücken und Kopf bedeckt und bis über die Hüften herabfällt. Löwen iſt eine große und antike Stadt, mit einem weiten Umfang ſeiner alten Mauer, worin viel leerer Raum iſt, mit klei-

nen einſtockigen Häuſern und ſchönen breiten Gaſſen, die ſo fein ausgeſtreut und vor den Thüren geziert ſind, als ſolle ein Triumphzug durchziehen. So blank ſind auch ihre Häuſer bemahlt und geſcheuert; daß ſie wie ein Puppenhaus erſcheint. Sie ſcheint gewaltig todt, und jetzt fehlt alles Leben, da auch die Univerſität mit ihrem Lärm und Gewimmel zu Ende iſt. Das bunte Rathhaus, mit einer Menge Thürme und Thürmchen bis an den äuſerſten Giebel des Daches hinaus, ein wahres chineſiſches kleines Porzellanſtück, macht einen ganz angenehmen Eindruck. Von Löwen bis Tirlemont, von welchem ich weiter nichts ſage, als daß es in eben dem Stil gebaut und eben ſo weit umfangen iſt, lauft nur eine einzige Ebene des ſchönſten und beſtbebauten Landes fort, das alles reichlich trägt, was des Menſchen Herz nur wünſchen und begehren mag. Man ſieht gar keine Brache, ſondern alles iſt bebaut; alle Arten Getraides, Bohnen, Klee, auch zuweilen Kartoffel- und Kohlfelder. So kann man es machen wegen der fetten Wieſen und der häufigen Stallfütterung, obgleich auch hie und da Rinder und Pferde graſen. Man hat weniger Wieſe und Wald, als vorher. Sonderbar iſt es, daß die Wohnungen und Zimmer ſchlechter und ärmlicher werden, bis an St. Tron hin; auch die flamländiſche Zierlichkeit und das Sanden und Schmükken der Gaſſen hört ſchon in Tirlemont auf.

Nach St. Tron hin ſenkt ſich die Gegend etwas mehr, und das Land wird noch immer reicher und fruchtbarer; es iſt übrigens ein häßliches Neſt. Hier kann man das Aeußerſte, möchte ich ſagen, von umgezeichneten und ſeelenloſen Phyſiognomien und Geſtalten ſehen, flache Rundköpfe bei Männern und Weibern, freundlich und gutmüthig, mit hellblauen, oder gräuen ſprachloſen Augen; aber man muß ſie ſprechen hören, man muß ſie gehen, oder vielmehr ſtehen ſehen, dieſe Plutzerſchädel, um die dichteſte Gränze der flämiſchen Natur zu erfaſſen. Man hat auf dieſem Wege bis Lüttich meiſtens waldloſe Ebne, und höchſtens zuweilen eine Küppel oder einen Baumgarten, mit Bäumen eingefaßt, oder allenfalls die Gränze eines Ackers ſo gezeichnet; ſeltener kleine Vertiefungen und Wieſen. Die Wege werden immer ſchlechter, ſo daß ſelbſt meine eiſernen Rippen den Abend in Lüttich etwas krank waren. Hinter St. Tron wird das Land dem Anſchein nach noch ſorgfältiger bebaut, und ein erſtaunlicher Segen Korns ſtand allenthalben in Hecken und auf dem Halm. Daß man hier gleich nach dem Schneiden des Korns umbricht, iſt ſo gewöhnlich auf dem ganzen Wege bis Aachen, daß man oft noch bloß den Rücken der Hecke in lauter braunen Fürchen ſieht. Es war heute der alte Sonntag der Chriſten, und alles vor den Thüren und in feſtlichem Staate, doch ſah man einige pflü-

gen und mähen. In dieſer ganzen Gegend dieſſeits Brüſſel, und an einigen Orten jenſeits, hat man bei'm Sicheln zugleich eine Art von krummſchnäbeligen Haken, womit man die geſchnittenen Halmen zuſammenhohlt, und ſie endlich etwa in der Dicke einer kleinen Garbe hinreihet, um eben ſo bei einer neuen anzufangen. Die Häuſer werden auf dieſem letzten Drittel des Weges ſehr nett und wohlerhalten, und ſind größtentheils von gebrannten Steinen gemauert, und oben mit einem ländlichen Strohdache und Schornſtein; ſo liebe ich die ländlichen Wohnungen.

Wir fuhren mit dem Abend in Lüttich ein, und ich nahm im Poſthausgaſthofe Quartier. Es war eine zahlreiche Tafel, und Männer und Weiber, Officiere und Kommis der Armee, alles unter einander. Anfangs ging es munter und zierlich, wie immer in franzöſiſcher Geſellſchaft; aber als vier von den jungen Kommis anfingen, mit der Wirthin und einem andern Frauenzimmer Champagner zu trinken, da vergaßen ſie ſich, und behielten einige Leckereien und Nebengerichte bloß für ſich. Darüber entſtand erſtlich Gemurmel an unſerm Tafelende. Endlich ſagte ein Officier zu mir ziemlich laut: „Wundern Sie ſich hierüber nicht; dieſe Herrchen ſind gewohnt, alle Welt zu plündern und zu verſchlingen, und wir andern ſind die erſten, die ihren Wein bezahlen müſſen.“ Jene wurden grob,

und trieben den Feind so weit, daß er mit einem seiner Kameraden aufsprang, und den Säbel auf ihre Rücken regnen ließ. Alles freute sich über die Züchtigung, obgleich sie sehr unfranzösisch war.

Ich hatte beschlossen, mich hier einige Tage umzusehen, aber ein Geist des Unmuths überfiel mich hier so gewaltig, und machte mir die widerliche Stadt so ekelhaft, daß ich schon den Mittag des folgenden Tages mich mit einem Officiere auf einen Wagen setzte und nach Aachen abfuhr. Lüttich ist eine der häßlichsten Städte, die ich je gesehen habe, so eng, so schief und hügelicht, und so düster und schmutzig, daß man sich allenthalben wie in einem Kerker fühlt. Sonst giebt es viele schöne und große Häuser, die wegen der Menge Einwohner bis in die Wolken hinein gebaut sind. Man fährt von Tongres her, so wie man der Stadt nahe kömmt, immer sanft hinab, zuerst durch hübsche Gärten und Bäume, und dann durch die lange Vorstadt eine halbe Stunde, ehe man in die Stadt selbst kommt. Rechter Hand liegt die Citadelle mit ihren Häusern, die zur Kasserne dienen. Indessen haben die Oesterreicher jenseits der Maas, und die Franzleute (so nennt man sie in Aachen) diesseits brav auf einander gefeuert, und dies hat die jenseitige Vorstadt fast ganz eingeäschert; andre sagen, die Oesterreicher selbst haben das Feuer befördert, weil die Einwohner derselben mit auf sie schossen. Die Stadt selbst

senkt sich auch hügelig zur Maas herab. Die Häuser sind zum Theil sehr antik, und auch die guten wegen der engen Gassen fürs Auge verlaren. Aber Wohlstand, Thätigkeit und Volksmenge springt einem aus allem entgegen. Was man indessen so gern hat, und was durchaus nichts vergüten kann, Menschen, die gefallen könnten, sucht man hier vergebens; Die Lütticher haben sich durch alle Jahrhunderte als ein aufrührerisches und unruhiges Volk gezeigt, und noch kurz vor der französischen Revolution sollte eine Exekutionsarmee des Reichs die Stadt zurecht setzen. Freilich können Unterdrückung und Mishandlung auch ein edles Volk, und grade dieses am ersten, zu Auftritten zwingen, die jeder nach dem verschiedenen politischen Glauben gesetzwidrigen Aufruhr, oder gerechte Vertheidigung nennt; wo aber Meuterei in den ganzen Karakter eines Volkes übergeht, da ist es ein schlimmes Zeichen. Sie sind hierin den Liguriern gleich, und bei ihren Nachbaren eben so wenig gelitten. Im ganzen niederländischen und rheinischen Lande ist ein Lütticher und ein Händelsüchter ziemlich gleichbedeutend geworden. So sehr sie die Franzosen gewünscht haben, so würden sie doch jezt wahrscheinlich nicht die lezten seyn, auf sie zu schlagen. Nicht leicht habe ich so viele düstre und versteckte Gesichter gesehen, als hier, und dabei sind sie meistens häßlich und zeichnen sich auch dadurch aus. Welch ein Abstand ist es darin von

dem ſo nahen Aachen! Das ſind doch wahrlich Dinge, die ſich kaum erklären laſſen. Sie ſind gleichſam eine Mittelrace zwiſchen den langſamen und gutmüthigen Niederländern, und den Teutſchen jenſeits der Maas; denn weit mehr Feuer und Heftigkeit, als die erſtern, haben ſie offenbar, obgleich man nichts von der teutſchen Treuherzigkeit an ihnen findet. Kurz ſie ſind Baſtarde, ſo wie ihre Sprache. Die Lütticher Sprache iſt ein Gemiſch aus der teutſchen, flämiſchen und franzöſiſchen Sprache, und wer auch alle die drei verſteht, begreift doch von dem ihrigen nichts. Das Franzöſiſche, welches unter allen beſſern und in ernſtern Dingen die Hauptſprache iſt, kann an keinem Ort der Welt dem Ohre ſo fürchterlich klingen. Die Franzoſen nennen es nicht anders, als ihre Ohren rädern, wenn ſie mit Lüttichern ſprechen müſſen. Froh war ich, als ich aus dieſer Karakter- und Sprachverwirrung mich retten konnte, und unſern Wagen über die Maas donnern hörte.

Es ſchlug zwölf Uhr, als wir die Margarethenvorſtadt hinanfuhren, von deren Höhe man eine ſchöne Ausſicht auf die Maas und die unten liegende Stadt hat. Man hat hier nur Trümmer von Mauern und verbrannte Balken zur Seite des Weges, und verläßt die traurige Stadt zuletzt noch mit einem traurigern Gefühl. Das Land, durch welches wir bis Aachen fuhren, iſt durchaus in einem

andern Karakter, als das bisherige. Wie man vor Lüttich hinabstieg, so steigt man hier zuerst hinauf, und hat hinter sich das grüne und baumreiche Thal des Stroms, bis man über die Höhe kömmt, erstlich sanft hinabfährt, und dann bis Aachen stellenweise im leichten Auf- und Absteigen bleibt. War jenes Land von der Piccardie her reich und fruchtbar, und dadurch dem Auge erfreulich, so ist dieses ein gar reizendes und freundliches. Hügel steigt an Hügel, und Wiesenthal senkt sich an Wiesenthal fort, und zuweilen schneiden dunkle Eichenwälder, ächtes teutsches Laub, majestätisch ein. Hier ist ein Halmen- oder Hockenreiches Feld, dort eine abhängige Wiese und Koppel mit schönem Vieh, dort ein Baumgarten mit goldenen Früchten durchschimmernd. Diese lehnen sich außerordentlich viele an die schönen Hügel, und lebendige Hecken schließen sie ein. In diesem Gefilde, das nur einem fortlaufenden Garten gleicht, und durch grüne Gehäge in Tausendtheilchen abgeschnitten sind, verschwimmen die schönen Dörfer, oder die kleinen einzelnen Bauerstellen, die oft jede abgesondert bei ihrem Gebüte liegen. So gelangt man bald zu dem niedlichen Städtchen Herve, wo mancherlei Fabriken in Wolle sind. Gleich hinter Herve, welches ungefähr anderthalb Meilen von Lüttich liegt, beginnt die teutsche Sprache mit schönen und stattlichen Körpern der Menschen. Das Gartenland wird immer romanti-

scher,

ſchen, je näher man Aachen kömmt, die Berge werden höher, und herrliche Wälder breiten ſich ferner aus. Nahe vor Aachen hat man von der Höhe eines prächtigen Eichenwaldes eine himmliſche Ausſicht, indem man den Garten Eden hinter ſich, und die Stadt mit ihren ſchönen Umgebungen vor ſich ſieht. Es war Abend, als ich in die Reſidenz manches alten teutſchen Kaiſers einfuhr. Ich blieb natürlich im Poſthauſe, weil es da wegen der immer neuen Geſellſchaft am lebendigſten und intereſſanteſten war. So hatte ich ſchon an die 50 Meilen gemacht ſeit meiner Abreiſe aus Paris. Man rechnet nemlich ſo ungefär von Paris bis Brüſſel 36 teutſche Meilen, von Brüſſel bis Lüttich 11, von Lüttich bis Aachen 5.

Aachen.

Dieſe Stadt gehört unſtreitig zu den größten Antiquitäten Teutſchlands; aber wer ſieht es ihr nun noch an, daß in ihr Kaiſer gebohren und geſtorben ſind, und daß manche ſie zu ihrem Lieblingsorte gehabt haben? Alles iſt verändert, und in der ſchönſten Gegend iſt dieſe ehrwürdige Stadt verarmt, während Dörfer in ihrer Nachbarſchaft zu Städten aufgewachſen ſind. Auch hier hat das Patricierunweſen nebſt inneren Streitigkeiten viel gethan, die Stadt zu verderben, wenn es gleich mit Völkern und Gemeinheiten oft eben ſo iſt, wie

mit einzelnen Menschen, daß sie an einer unbekannten Krankheit unheilbar hinsterben. Jetzt ist die Stadt beinahe eine Wüste, so verlassen sind viele ihrer Gegenden. Sie läuft der Länge nach von Westen nach Osten von Hügeln ins Thal hinab, und ist mehr lang, als breit. Der Umfang ist ungeheuer, die Mauern alt und niedrig, und an manchen Stellen zerbröckelt, und mit einigen alten Thürmen. Die Thore sind fast alle solche Spitzthürme, mit Schindeln gedeckt. Der Wallgraben an der höhern Seite ist in Gärten und Baumschulen verwandelt und östlich in der Tiefe verwachsen mit Schilf und kleinen Inseln, zwischen denen einige Schwäne rudern. Man kann innerhalb der Stadt an den Mauern rund umher gehen; doch ist diese Promenade bei weitem nicht so angenehm, als die äußere des Walles, welcher nordöstlich die schönsten Ulmen und Lindenalleen hat, und auch, wo er ohne Schatten ist, die schönste Gegend zeigt. Der östliche Wall mit seinen Schwanengräben und seinen anstoßenden Gärten, Schenkhäusern und ländlichen Spazierpfaden ist die letzte Promenade der Jugend und Schönheit Aachens, und im letzten Sonnen- und ersten Mondenscheine immer wimmelnd voll. So groß indessen der Umfang der Stadt ist, so faßt er doch viel Heterogenes in sich. Offenbar hat man im Südwesten später eine Vorstadt eingeflickt, die man nach ihrer ganzen Beschaffenheit auch jetzt noch

ohne Sünde eine Vorſtadt nennen kann. Man ſieht noch die alte erſte Stadtmauer deutlich im ganzen Ringe, ſo wie auch nach dieſer Seite hin eigne Thore in die zierlichere innere Stadt führen. Dieſe Vorſtadt in der Stadt hat Wieſen, kleine Felder und Gärten, Strohdächer und häuriſche Hütten und Ställe, und ſelbſt alle Arten Vieh kann man im Grünen und auf Miſthaufen hier weiden ſehen. Aber auch das andere äußere Rund der Stadt nach Nordoſten hat viele Gärten und leere Plätze. So ſind alſo die äußeren Wohnungen und Gaſſen der Stadt häßlich und ſchmuzig, und nur, wenn man zu ihrem Innern und zu ihrer Mitte hinabſteigt, wird ſie luſtiger und freundlicher von Anſehen. Wenn die Gaſſen dort nicht immer grade ſind, ſo ſind ſie doch meiſtens breit und reinlich, und die Häuſer haben das an Nettigkeit und Zier, was ihnen an Schönheit und Größe des Baues abgeht. Schöne große Häuſer giebt es wenige; die meiſten ſind aus einem oder zwei Stock und mit ſpizem Giebel, nach alter teutſcher Art; viele ſind auch mit Schindeln gedeckt, welches das Anſehen des Alten und Finſtern noch vermehrt.

In der Stadt iſt meiſtens eine tiefe Stille und Ruhe, ein Beweis, wie wenige Menſchen ſich in ihrem weiten Raum bewegen. Nur auf dem Freiheitsplatze, um den Dom und das Rathhaus findet man noch zuweilen einiges Gewimmel. Man kann

das Gefühl, welches dieſe Stille, und die Kleidung und Einfalt der Menſchen einflößt, welchen man begegnet, nicht beſſer beſchreiben, als daß man es ein ländliches nennt. Der einzige Platz, der das Nennen verdient, iſt der des Rathhauſes. Das alte Haus iſt ganz brav, oben mit einem meſſerrückigen Giebel, und auf jeder Spitze mit einem Thurm. Man ſieht drinnen in den Gemächern mehrere alte Gemählde und Schnurren, und zeigt ſeine Kaiſerſäle der Vorzeit; doch das verdient eine Beſchreibung. Gleich ſüdlich von ihm ſteigt man zum Dom hinab, den man einen Dolmetſcher des Zuſtandes der Stadt nennen kann, beſonders einer ſo frömmen Stadt, als dieſer. Er erſcheint von außen mit ſeinem Schindeldache, welches überdem über der großen Kuppel kein Dach mehr iſt, ſehr kümmerlich, aber wenn man hineintritt, wird man angenehm getäuſcht. Ich habe nie einen heiterern und freundlichern Tempel geſehen, als dieſen; von allen Seiten ſtrömt ihm das Licht zu, im Schiffe und in der Kuppel; wollte Gott, es ſtrömte auch ſo in die Köpfe, aber da ſteht es finſter aus. Hier habe ich faſt alle Arme der alten Weiber während der Meſſe die Arme kreuzigen ſehen; iſt das nicht eine rechte Bonzenpein? Die ſchönen lichten Decken ſchmücken und verſchmälen mehrere unvollkommene Gemählde. Der Hauptaltar aus weißem Marmor iſt ganz hübſch, nur oben etwas mit Prunk überfüllt. Eine Schnitzig-

leit ist noch der große Leuchter vor dem hinteren Altar, künstlich aus Messing gearbeitet. Gekrümmte Männchen tragen mit Satyr- und Marsyasmienen die Leuchter, die sich in ihre Schultern einsenken, und diese Leuchter selbst sind wieder mit Thürmchen und Schnörkeleien von oben bis unten geziert. Das Ganze hat so einen Ausdruck des Komischen und Ueberladnen, daß ich wetten wollte, es sei von der Hand eines ächten Niederländers. Noch sieht man einen elenden Christus in seiner fleischfarbigen gipsigen Haut, in der halbknieenden Stellung eines Gedemüthigten, die Dornenkrone auf dem Haupte, mit geschwollenen Füßen, wie ein Wassersüchtiger, und an einigen Stellen mit Blut besprützt. Sollte man so eine Gestalt eines bonzischen Götzen aufstellen zum Andenken an das Edelste? oder solchen Marien, wie man sie in manchen katholischen Kirchen sieht? Ich weiß nicht, woher die Weiber im Bairischen und Oesterreichischen nach Herrn Nicolai das Ideal der Madonnengesichter genommen haben, die sie ihren Töchtern anfantasirten. Aus den mittelmäßigen Kunstwerken, die in ihren Kirchen aufgestellt und aufgehangen sind, konnten sie nicht schönere Kopieen, und noch überdem lebendige Kopieen schlechter Originale hervorbringen. Wäre dies, warum findet man im katholischen Franken und in den Niederlanden nicht auch Muttergotteskäpfe? Nach der Theorie müßten sie

in Toskana und im Kirchenstaate einen bei jedem Schritte begegnen. Noch muß ich unter den vornehmern Gebäuden der Stadt der Bäder gedenken, die mit hübschen Casinis, und Ball-, Billard- und Speisesälen ein lustiges Quadrat einschließen. Sie sind niedlich und bequem eingerichtet; aber ihr Ruf und ihre Wichtigkeit sind einmal dahin. Man zieht selbst die in dem nahen Burscheid vor, und wer zugleich die ganze Pracht und das volle Gewimmel von Menschen haben will, der reist nach Spaa, welches etwa 6 Meilen weiter ist, als Aachen.

Diese Stadt, die einst so blühend und reich war, hat jetzt in ihrem weiten Umfang äußerst wenige Menschen, und von diesen wenigen wieder sind mehr arm als reich. Die Tuchfabriken, die sonst so eine Menge Volks hier ernährten und bereicherten, verschlechtern sich von Jahr zu Jahr, und wandern in die umliegenden Dörfer und Flecken aus; ein eben so unwichtiger Artikel der Industrie sind auch die Nadelfabriken geworden. Der Aristokratismus der Patricier herrschte auf den Schultern der Bürger immer schwerer, je mehr die Stadt abnahm, weil er doch nicht schlechter gefüttert werden wollte, als bei ihrem Reichthum. Daher, glaub' ich, giebt es jetzt auch in keinem Orte mehr Huren und Bettler.

Die Einwohner sind im Allgemeinen wohlgebildet, aber nicht stark, und treten [illegible]

len, hinter Lüttich in einen ganz andern Karakter ein. Man ſieht viele lebendige und kühne Geſichter und ſchöne gefühlvolle Augen, noch mit der niederländiſchen Gutherzigkeit gemiſcht, daß es einem recht wohl thut, unter dieſen Leuten zu leben. Unter den Weibern ſind die meiſten wohlgebildet, viele reitzend, und faſt alle haben ein ſehr ſchönes Blut, faſt wie die am Rhein wohnenden. Ein feiner ſchlanker Wuchs findet ſich ſelbſt bei denen, die eben nicht mit feinen Dingen umgehen. Man könnte fragen, warum Leute, die ein ſitzendes und brütendes Leben führen, ſo häufig ſchöne Töchter machen, z. B. Handwerker, Fabrikanten, Prediger? Dieſe Behauptung dringt ſich jedem auf, der manche Fabrikſtädte geſehen hat, und ſie iſt nicht ungereimter, als die des berühmten Wickard in ſeinem philoſophiſchen Arzt, daß Branntweintrinker häufig ſchöne Töchter machen. Die Tracht hat, wie auch in manchen andern Reichsſtädten, noch viel natürliches und ehrbares, und ſteht im ſonderbarſten Kontraſte mit der feineren und gebildeteren Welt, die nun ächt franzöſiſch, und zum Theil ächt republikaniſch einhergeht. Die Kleidung der Männer hat noch meiſtens den altmodiſchen Schnitt, und jeder kunſtreiche Meiſter und Fabrikant geht faſt in einer Paruke einher, ſei er auch noch kurz vor den Dreißigen. Die Weiber tragen über der gewöhnlichen Kleidung lange ſchwarze Schleiertücher, die als

Mantel um die Schultern, und als eine Nonnenkappe um den Kopf geſchlagen werden, und worunter ſie mit ihren ſchönen blauen Augen, die fromm oder ſchelmiſch gleich furchtbar ſind, ganz allerliebſt hervorgucken.

Die Sprache, die man hier ſpricht, iſt ein Gemiſch von Hoch und Platt. Man nehme umſchichtig ein ſächſiſches und ein weſtphäliſches Wort, und man hat ſie weg; doch ſpricht man hier bei weitem ſo breit nicht, als in Kölln. So ungefähr iſt auch der Karakter des Volks; ſie ſind freilich nicht mehr ſo langſam und ſchwer, wie die auf dem vorigen Wege, aber bei aller Munterkeit doch ohne Kraft und Ausſprudeln. Uebrigens herrſcht in dieſen Ländern zwiſchen dem Rhein und der Maas noch nicht alles ganz ſtrenge franzöſiſch, wie zwiſchen der Maas und dem Ocean, ſondern vieles iſt noch auf dem Fuße, als könne es noch einmal die alte Haut wieder anziehen. Z. B. iſt hier das Glockenläuten und fleißige Kirchengehen, nebſt der Feier des Sonntags noch ganz auf dem alten Fuß. Die Klöſter ſind noch nicht geſäubert, und Pfarrer und Mönchlein gehen noch vor aller Welt in Ehren mit feiſten Bäuchen und Roſenwangen einher. Wie dies Geſchlecht die Franzoſen mit unſterblichem Haſſe verfolgt, das läßt ſich denken. Es hat hier auch ein ſchrecklich pfaffiſches Anſehen, und der Pfaffengeiſt und ſeine däſterſchlauen Geſchäfte finden ſich häufig

unter den Laien, und wenn man über die neuen Herren klagt, ſo iſt es immer das fünfte Wort: wenn man nur unſre Prieſter und Kinder nicht nimmt, ſo wollen wir gern alles weggeben und tragen.

Bei dieſer Frömmigkeit und Prieſterlichkeit herrſcht in der Stadt eine außerordentliche Sittenloſigkeit und Frechheit, wie ich ſie in keiner teutſchen Stadt ſo gefunden habe. Ich will es zur Ehre der Stadt und ihrer Bewohner glauben, daß dies vor wenigen Jahren noch anders war, und daß nur die Auflöſung alles Alten, die Wildheit und Ungebundenheit des Kriegs, das Verarmen mancher Familien daran Schuld iſt. Man weiß ſchon, was ziehende Heere und ihr Anhang zu bedeuten haben, vollends in einer beſiegten Stadt. Wohin man tritt, kaufen einen Buben an — ich ſage es mit Grauſen von dieſem zarten Alter — und fragen nach Anbietung kleiner Dienſte, oder Ausrichtung kleiner Aufträge, ob man weiter nichts für ſie zu thun habe, ob man kein ſchönes Mädchen brauche. Oeffentlich in den beſuchteſten Straßen ſtehen die armen Küchlein ſelbſt mit einer alten ſtrupfigen Glucke, und winken und locken und flüſtern zu ſich, deſto bedauernswürdiger, weil ſie meiſtens ſchön ſind. In dem elenden teutſchen Theater waren ſie wie ein Schwarm, und eine Menge Franzoſen von der Rheinarmee und vom Proviant- und Plünde-

ausgenommen unter ihnen. Auf den öffentlichen Promenaden entlief man nur einem Bettler um auf eine eben so unverschämte Dirne zu kommen. Aber es bleibt hier nicht bloß bei dieser niedersten Klasse, auch die feineren Weiber sind nicht besser beschaffen. Ich habe auf einigen Bälen, und täglich auf der schönen östlichen Wallpromenade Belege genug davon gesehen. Doch ist es ein Vergnügen, um die Abendzeit so einen Ort zu besuchen; denn schön sind die meisten, wie die Engel, und die demokratische Freiheit treibt selbst diejenigen ans Licht und unter dem Schleier hervor, die sonst vielleicht zwischen vier Wänden auch nicht züchtiger waren. Kurz Aachen ist mehr ein Paris in diesem Punkte als alles Land seit Paris, wo man noch französisch spricht.

Unsre Hausgesellschaft war eine der unterhaltendsten, die man nur zusammenwünschen mag. Die Wirthsleute, ehrliche Eingebohrne, stachen grell genug zu den übrigen Franzosen und französirten Deutschen ab, die aus Officieren, Geistlichen, halben Emigranten und andern bestanden. Denn des Wirthes Bruder, ein Kölner Domherr, und ein Kapuziner waren auch als besuchende Gäste im Hause logirt, und bissen sich witzig und derb genug mit den Franzmännern herum. Die Menge der Fremden, die hin und her gingen, zu Posten und Estaposten, war groß, besonders den Holländern

die mit ihren Dukaten ſich näher nach Deutſchland hinflüchteten, und deren Weiber (denn einige führten auch dieſe) in einem leuchtenden Kontraſt zu den Franzöſiſchen ſtanden; denn auch deren hatten wir, als Weiber und Maitreſſen einiger Fremden, einige auch als Raſthaltende Reiſende. Unter dieſen letztern war eine anderthalb Tage hier, die mit der Poſt von Köln kam, und ihrer Sage nach nach Paris gehen wollte, das niedlichſte und feinſte franzöſiſche Weib, das ich geſehen habe, ſo reizend, ſo naiv und witzig, ſo liebenswürdig unſchuldig, daß ich ſie gern für etwas beſſeres, als eine Glücksritterin gehalten hätte. Sie war die Grazie unſrer zahlreichen Tafel und ſelbſt den geiſtlichen Herren eine wohlgefallende Perſon.

So hatte ich des Abends und den Mittag Unterhaltung, und die Zwiſchenzeit füllten Spaziergänge in der Gegend um die Stadt, die einen ganz eignen Karakter und Zauber hat; ſo, daß ich mehr als einmal mit der Sehnſucht daraus heimging: o könnteſt du in ſolchen Thälern, in ſo einer ſtillen Stadt einmal den kurzen Reſt deiner Tage beſchließen! Will man die Stadt und ihre Umgebungen in ihrem ganzen ſtillen Reiz überſehen, ſo muß man einen kleinen Gang auf den Louis- oder Loosberg unweit der Stadt an ihrer nördlichen Seite machen. Weſel liegt ganz abgeſchnitten da, wie ein Meſſerrücken in der Ebene, ohne einen Baum, oder

Strauch auf seiner Höhe, doch mit dem lebendigsten Grün bedeckt. Er mag ungefähr 1500 Fuß hoch über der Stadt liegen. An seinem Fuße ist die Wasserstange und ein kleines Häuschen nebst Bänken und Sitzen. Aber welch ein stilles und mildes Land öffnet sich dem Blicke an der von der Stadt abgewendeten Seite des Berges! Ich stand und lag wohl einige Stunden träumend da, und sah auf die herrliche Landschaft hinab. Immer liegen einzelne Wohnungen, beinahe wie im Citronenlande um Nizza, mit ihren Baumgärten, Wiesen und Feldern, und mit großen blinkenden Teichen, in den Wiesen und im Schatten der Bäume, die sie kränzen. Es war grade ein Festtag, als ich diese Wanderung machte, und ich sah eine Menge Menschen des alten Glaubens in Feierkleidern. Mich lockte meine Stimmung zu einem Hause hinab, wo unter dem Schatten einer Ulme und Esche mehrere frohe Bauersleute nach einer elenden Violine tanzten. Unter diesen und an dieser Stelle war mir eben recht. Man reichte mir des guten Biers genug, und freute sich herzlich meiner Teutschheit, da mein gestutzter Kopf und etwas schneidigerer Zuschnitt mich wohl zuerst für einen Franzosen hätte passiren lassen. Es fanden sich während meines Hierseyns mehrere spazierende Städter und Städterinnen zu ihnen, die am Tanz Theil nahmen, der wegen der vielen schönen und frohen Menschen mir äußerst belustigend

weit. Auf dem Rückwege ging ich um den Loosberg herum, und beſtieg dann den kleinen Berg Salvatoris (von der Skt. Salvatorkirche ſo benannt) im Oſten des Loosberges, deſſen Duodezformat er iſt, und von welchem ihn nur ein kleiner Hohlweg ſcheidet. Auch dieſer iſt hübſch und grün, und gewährt ſchon einen feinen Ueberblick über die Stadt. Die Kirche, die ehedem berühmt geweſen iſt, iſt nun bröcklicht und verfallen und ein kleines Dingelchen. Das ſtumpfe Ende hat einen Keller, eine polyphemiſche Höhle, worin die Kühe und Schaafe des kleinen Beſitzers kriechen, der ſich neben der Kirche angeſiedelt hat, und am andern Thurmende ein Häuschen und einen Hof bewohnt. Auf dem Plan vor der Kirche hat er eine Kegelbahn angelegt, wo die Jugend der Stadt ſpielte, und aus dem Eingangskapellchen iſt eine Schenkſtube geworden, wo unter den Heiligenfratzen und exvoto Bilderchen ein langer Tiſch mit Bierkrügen und Milch ſtand. Ich trat in die Kirche, niemand darin, die Lichter auf dem Altar brannten. In einer Niſche ſtand die gebenedeite Jungfrau mit einem Schwerdte im Herzen, ihr zu den Füßen lag der erbleichte Gekreuzigte, zu deſſen Häupten eine andre mit einem Stabe ſtand, vielleicht Magdalena. Beide waren gemein in ihren Zügen, dafür aber in feinen Battiſt eingewickelt, der bei den Weibern mit ſchwarzen Trauernäthen beſetzt war. Rund um

vor der Kirche standen Maienſträuße, zum Theil mit Blumen umwickelt, und in der Stadt waren viele Thüren und Häuſer mit ähnlichen geſchmückt, weil man das Salvatorsfeſt nur vor einigen Tagen begangen hatte. Religion und Freude ſollten immer im Bunde gehen.

Am entgegengeſetzten Ende der Stadt im Süden liegt Burſcheid gleich vor den Thoren der Stadt, ein ganz luſtiger Flecken, den einige ein Städtchen nennen. Er ſenkt ſich von einem Hügel tief ins Thal hinab, ſo daß man nur den kleinſten Theil des Oertchens erblickt. Alles ſpricht Gemächlichkeit und Wohlſtand, und ſieht bei weitem lebefriſcher und jugendlicher aus, als in Aachen. Die Häuſer ſind alle zierlich, bunt und luſtig auch von außen, die Möbeln drinnen koſtbar und reich, wenn auch nicht geſchmackvoll. Dieſer Ort iſt ein Kind von Aachen, deſſen Tuchfabriken ſich großentheils hieher gezogen haben, ſo daß hier bei weitem reichere und anſehnlichere Fabrikanten ſind, und jetzt weit beſſeres Tuch gemacht wird, als in der Stadt ſelbſt. Dieſe Leute wohnen zum Theil, wie die Fürſten, und haben prächtige Gärten und Gartenhäuſer. Auch warme Bäder und Geſundbrunnen ſind hier, und auch dieſe thun mehr, als bloß buhlen mit denen in Aachen. Sie befinden ſich nicht an einem eignen Orte beiſammen, ſondern ſind durch die verſchiedenen Privathäuſer vertheilt. Man findet in

der Mitte des Fleckens im Thale die größte siedende Quelle, die so heiß ist, daß jedes lebendige Leben sogleich des Todes ist, wenn es hineinfällt. Vor dem Orte unten im Thale rinnt aus einem Berge die beste Quelle zum Trinken. Man hat dort eine kleine Esplanade mit Lindenbäumen angelegt, doch war es übrigens nur schmutzig und unreinlich. Besondere Promenaden für die Badegäste giebt es nicht, dafür aber sorgt schon die ganze freundliche Natur umher. Besonders lieblich ist das südliche Thal gleich hinter Burscheid. Man steigt zwischen schönen Teichen im Schatten alter Eichen sanft den Hügel hinan, und kann sich in Felder, Koppeln und Eichen vertiefen, wie es grade gemüthlich ist; oder man geht östlich in das anmuthige Thalland, das zu dem nahen Frankenberg führt. Dieses alte Schloß ist weder durch seine Trümmer, noch durch die nahe stehenden Gebäude etwas Großes; aber seine Lage macht es reizend. Rund umher fließt ein schilfiger Teich, dessen Rand Eichen bekränzen, und auf dessen Oberfläche Schwäne und Mümmelken schwimmen, und die melancholischen Unken ihr Baßinstrument aufschwellen. Ueber diesen Teich führt ein schmaler Zugang zum Schlosse. Am Eingang findet man einen Schuppen und einige Viehställe, dann kömmt man zum Hauptgebäude, dessen untern Theil eine Bauernfamilie bewohnt, unterdessen oben durch das Dach und die obern südlichen Zimmer alle

Winde pfeifen. Zerbröckelt hängt die alte Mauer und die Ruinen eines alten Thurms, mit Epheu bekleidet, über dem Teich; kurz es ist das Schloß der Elegiker, und die ganze Gegend für die süßen Träume der Melancholie gemacht. Von hier in den Osten der Stadt fortwandelnd, trifft man das lustigste Land, was sich nur die Phantasie mahlen kann. Rauschende Bäche, von welchen einer mit dem heißen Wasser der Burscheider Bäder fließt, liebliche Teiche, meist mit Schwänen, an welche sich Gärten, Meiereien und Mühlen lehnen, sanft ansteigende grüne Hügel, mit Hecken eingefaßt, voll des schönsten Viehs; Kornfelder, Baumgärten und Küchenfrüchte aller Art sind in der bezaubernd̃sten Mannigfaltigkeit unter einander gemischt. Auch wissen es die schönen Aachnerinnen wohl, daß die Gegend schön und für manche Freuden gemacht ist. Viele der nächsten Wohnungen, Mühlen und Gärten sind zu Vergnügungsplätzen eingeweiht; und man sieht die Fußpfade auf den grünen Hügeln alle Nachmittage nach dem heißesten Sonnenbrande und näher der abendlichen Zeit, immer mit fröhlichen Menschen bedeckt, die hin und her wandeln. Es dünkt einen wirklich anfangs, wenn man die Menge Menschen auf allen Spaziergängen und an allen Lustörtern bedenkt, Aachen müsse eine Menschenmenge in sich schließen, weil sie so viele aussenden kann; nachher scheint es nur, daß die Aachner jetzt

wohl

wohl nicht viel anderes zu thun haben. Die franzöſiſchen Officiere und Kommiſſäre ſind, hier natürlich die Führer und Herren der ſchönen Weiber. Von hier umgehend nach dem Wall ſteigt man allmälig hinauf bis an den Lousberg hin, und ſo geht es immer ziemlich hoch fort um die Stadt, bis der Weg ſich nach dem Burſcheider Thore wieder ſenkt. Dieſe höhere Gegend um die Stadt beſteht größtentheils aus freierem Kornfeld, durch welches indeſſen auch kleine Thäler und Wieſen laufen; die entferntere Gegend rund umher ſchließen dunkle Eichenwälder ein.

Reiſe nach Köln den 19ten Auguſt.

Wir fuhren um 8 Uhr des Morgens mit der Diligence ab in einer zahlreichen und muntern Geſellſchaft. Vorn im Kabriolet waren zwei ci-devant honnêtes hommes, Anhängſel des Kriegskommiſſariats; ſie verhielten ſich taubſtumm, weil unſre Geſpräche ſehr häufig über die Plackereien und Beſtehlungen der fremden Völker hinrollten, wie über die Urſachen des diesjährigen ſchlechten Feldzuges der Neufranken. Im Innern waren drei Franzoſen; ſie machten alle drei die Republikaner, obgleich es einer, ein Mitglied des Roerdepartements, (in Aachen) nur war. Dieſer hatte ſeine guten Gründe dazu; denn er war in zwei Jahren von einem kleinen Kommis dazu aufgeſtiegen, und hatte in Aachen

ein feines teutſches Weib mit einem noch feinerem Vermögen erſchnappt. Der erſte dieſes Dreiblatts war ſchon in Aachen mit mir im Poſtwirthshauſe logirt geweſen, und wir hatten, wenn nicht mehr als Ein Salzhäufchen mit einander verzehrt, doch mehr als einen Mundvoll mit einander geleert, ein Mann, bei ſeinem einfachen Kleide, ſeinem gekürzten Haare und ſeiner Stille, mit einem Ausdruck hohen Gemüths und feiner Welt, die ſogleich einem jeden auffiel, ſo daß ſelbſt die gute Wirthin in Aachen ſagte: Der da muß ein recht vornehmer Mann ſeyn und was Großes im Schilde führen. Er iſt mir auch bei allem Intereſſe, das er mir einflößte, ein Räthſel geblieben. Alles, was er ſprach und beurtheilte, hatte Hand und Fuß. Er kennt faſt ganz Teutſchland, wie Frankreich, und mehrere Dinge ließen mich in ihm einen Emigranten vermuthen. Der Departementsgenoſſe erkannte in ihm einen alten Bekannten von Lille her, wo er vor 16 Jahren als Bube ſchon Kapitain geweſen war. Ein Liebesabentheuer brachte ihn ein Jahr ins Gefängniß durch den harten Willen ſeines Vaters. Macdonald, der durch die Schlacht an der Trebbia ſich einen unſterblichen Ruhm erfochten hat, dieſer Rieſe, den die Franzoſen ſelbſt le lion Macdouald nennen, ſaß damals neben ihm. Dem Intendanten von Flandern hatte nemlich Macdonalds (der damals Lieutenant war,) ſchönes Weib gefallen.

Der Mann ward geſetzt, das Weib ging nach Paris mit ihm. Jener Intendant ward nach einer andern Provinz verſetzt, Macdonald aus dem Gefängniß entlaſſen. Nach einigen Jahren beſucht jener ſeine Güter in Flandern. Macdonald erfährt es, ſattelt ſich ein Pferd, nimmt Säbel und Piſtolen mit ſich, und trifft den Ehrenſchänder auf der Landſtraße. Er muß fechten, und ein Säbelhieb ſpaltet ihm den Kopf. Der Sieger flieht nach Holland, der Anfang der Revolution macht ihm die ſichere Rückkehr möglich. An der Trebbia hat er zuletzt noch mit einigen Regimentern als Soldat gefochten, und iſt mit Blut und Wunden bedeckt nur mit Gewalt von den Seinigen gezwungen, dem weichenden Glücke des letzten Tages auch zu weichen. Unſer Mann ſagte: „Ich hätte mein Glück machen können, wenn ich das Schmeicheln verſtanden hätte. Aber, ich hatte nur zu gut das Wort meines Vaters behalten, der ein ſtolzer Edelmann, aber noch ein ſtolzerer Menſch war: Der Menſch muß nie einen andern Herrn anerkennen, als das Geſetz. Jetzt ſind meine Haare grau, obgleich ich nur 33 Jahre habe; aber meine Hitze und der Gram einer langen Gefangenſchaft in Paris haben mich verzehrt.“ O Roman des Lebens; du biſt doch viel lehrreicher und unterhaltender, als der der Bücher, oder des Gehirns! Der dritte, ein ſtiller Mann, Dragonerobriſter, jetzt außer Dienſt, ſchalt heftig auf die Regierung, doch

meinte er, müsse er seinen Säbel wieder hervorhohlen, wenn die Fremden den französischen Boden betreten sollten. Noch hatten wir einen dänischen Schiffer, der nach einem 19 monatlichen Prisenprocess, und mit dem Aufwand von 80000 Livres Bestechungsgeldern bei'm Cassationstribunal sein Schiff und seine Ladung wieder erhalten hat. Dieser brachte mich zum ersten Mal in Verlegenheit mit meiner Maske eines eingebohrnen Schweden. Die Franzosen forderten mich nemlich auf, ich mögte mit ihm in der Landessprache sprechen, damit sie hörten, wie die Sprachen ungefähr klängen. Ich aber stemmte mich mit einigen Flüchen dagegen, sagte, die Sprachen seien sehr verschieden, und überdem verachte der Schwede den Dänen zu sehr, als daß er sich mit ihm einlassen sollte. Noch hatten wir einige Fabrikanten aus Verviers, und eine niedliche Halbteutsche von Boulogne am Meer, in Kölln wieder an einen Teutschen vermählt. Die Diligencen sind übrigens ganz auf dem netten und bequemen Fuß, wie im übrigen Frankreich, und die Preise fast dieselben, obgleich in diesen Departements die Barrieren noch nicht eingeführt sind.

Erstlich hat man schönes Land, nach der Weise der Landschaft zwischen Lüttich und Aachen, in grüne Hecken eingefaßt, Wiesen, Gärten, Koppeln, Felder und Hügel rund umher. So fährt man eine Meile beinahe sanft zur Ebene hinab, deren

Boden immer ſandiger wird, je näher man Köln kömmt, obgleich er darum immer noch zu den fruchtbarſten gehört. Man ſieht unermeßliche Kornfelder, und äußerſt fleißigen Klee- und Kartoffelnbau, ſeltener Toback, der hier faſt trefflich zu gedeihen ſcheint; ſeltener iſt Gebüſch und einzelne Wieſen und Dörfer. Ueberall ſcheint dieſe fruchtbare Ebene bei weitem nicht bevölkert genug zu ſeyn. Der Bau der Dörfer iſt ärmlich und faſt ganz pommeriſch, doch iſt die Außenſeite freundlicher; dies ſcheint aber mehr Urſache des milderen Klimas, als der größeren Nettigkeit und Sorgfalt der Einwohner. Der Obſtbau, den man ſeit Lüttich vorzüglich findet, ſcheint hier noch immer zu wachſen, und um jede kleine Wohnung läuft ein ſtattlicher Baumgarten. Unweit Jülich fährt man durch den niedlichen Flecken Edenhofen, kömmt dann durch vielen Wald, und hat endlich die Roer mit ihren Wieſen nahe vor der Stadt. Jetzt iſt ſie faſt ganz ausgetrocknet und hohl, doch ſoll ſie zur Zeit ſtarker Regen im Winter und Herbſt fürchterlich genug ſeyn. Unſer Poſtillion fuhr hier dicht am Thore einen Bauer mit ſeinem Ochſenkarren um, und es ſchien, als müſſe der arme Kerl gerädert werden; doch ſtand ſein gelehriger Ochs ſtill, als grade das Rad über ihn gehen wollte. Der Departementsverwandte wollte den Poſtillion züchtigen, doch der Bauer ſchrie: „O lieber Herr, thu' Ers doch nicht! Es iſt mein

Landsmann.“ Jülich iſt ein niedliches kleines Städtchen mit eleganten und freundlichen Häuſern und graden und breiten Gaſſen. Die Stadt iſt mit einem Wall und Graben umgeben, hat aber keine Außenwerke, ſondern bloß Ebene umher. Jetzt arbeitet man mit Macht, eine ſtarke und regelmäßige Feſtung daraus zu machen, und viele hundert Bauern waren mit Hacken und Karren beſchäftigt. Jede Gemeinde muß diejenigen unterhalten, die ſie ſchickt. Wir hatten in unſerm Gaſthauſe vielen Spaß, und das Mittagsmahl glitt gut in Geſellſchaft einiger hübſcher teutſcher Weiber und dreier Mönche, die unſtreitig die ſchönſten und rüſtigſten Männer am Tiſche waren. Wir trafen hier gar einen wackern Kommandanten, der ſchlicht und recht im blauen linnenen Ueberrock und blauen Strümpfen da ſtand. Kray und der Erzherzog Karl hingen unter den franzöſiſchen Heerführern in ſeiner Stube. Er ſagte mir, als er meinen Paß las: „Sie ſind von einer kreuzbraven Nation. Ich habe in Straßburg und Nancy mit mehrern Schweden in meiner Jugend zuſammen gedient, mit Schäffer, Ferſen und andern. Mein Vater war ein Teutſcher, und ich bin ſtolz darauf, aber ohne die Revolution würde der alte Nicolas noch nichts ſeyn.“ Er war nemlich vorher Kapitän, und jetzt iſt er General. Hinter Jülich hatten wir eine unendlich lange Fahrt durch Wald, der aus Eichen und Buchen beſtand, auf einem

schnurgeraden, sandigen und ungepflasterten Wege; so ist er fast durchweg von Aachen bis Kölln. Hinter dem Walde war wieder weite Ebene, leichten Bodens, aber schönen Korns. Die Dörfer liegen weit in der Ferne, man sieht weder Baum noch Strauch. Hierauf folgen an dem Thore von Berghem zu beiden Seiten des Weges herrliche Wiesen, die längsten, die ich je so mit ununterbrochenem Auge gesehen habe. Sie werden von der kleinen Erff gewässert, einem Flüßchen, das dicht an dem heiteren Flecken Berghem hinfließet. Hinter Berghem lief ein Verrückter wohl eine Viertelstunde am Wagen her, indem er die Carmagnole tanzte und sang, und auf seine Stirnnarben zeigte, die den Tanz erklärlich machten. Nicht einmal einer der Franzosen, seiner Landsleute, gab ihm etwas. Hinter Berghem geht es bergan, und dann eine ziemliche Strecke durch eine hüglichte und buschige Gegend. Endlich hatten wir die letzten zwei Meilen wieder ebenes Gefilde mit immer zierlicheren Dörfern und reicheren Kornfeldern. Um 9 Uhr des Abends fuhren wir zu Kölln am Rhein ein, und ich nahm mit den Franzosen im kaiserlichen Hof Quartier, wo ich dieses schreibe.

Kölln.

Kölln ist unstreitig die älteste Stadt in Teutschland, und sie hat sich immer auf dieses Alterthum

nicht wenig einzubilden, und bis auf die neueſten Zeiten hartnäckig auch in Sitten und Einrichtungen alles zu erhalten geſucht, was billig einmal hätte alten und veralten ſollen. Ob es nun nicht mit Gewalt wird neu werden müſſen, das wird die Geſchichte noch einiger Jahre uns vielleicht lehren. Agrippa, der berühmte Feldherr und Schwiegerſohn Auguſts, ſoll hier zuerſt eine Kolonie von Ubiern angelegt haben. Später ließ Neros Mutter Agrippina, die Tochter des Germanikus, eine Kolonie hieher führen, als ſie unter Klaudius herrſchte, und davon bekam die Stadt den Namen (Colonia Agrippina). Agrippina ſoll nämlich auf den Feldzügen ihres großen Vaters zu Kölln gebohren ſeyn. Man weiß, welch eine ſtattliche Rolle dieſe Stadt im Mittelalter ſpielte, als ſie an der Spitze des rheiniſchen Städtebundes ſtand, und beinahe ſo viele ſtreitbare Männer ins Feld führte, als ſie jetzt Einwohner hat. Aber ſie ſank mit andern Städten Teutſchlands, als der Handel und die Verfaſſung der meiſten Länder eine andre Wendung nahm; und dieſes Sinken beförderten eigene Verkehrtheit und Unduldſamkeit, welche bis auf den heutigen Tag gewährt hat. Die Vertreibung der Juden im 15ten, die der Proteſtanten im Anfange des 17ten Jahrhunderts ſchlugen dem Handel und den Fabriken der Stadt unheilbare Wunden. Die Proteſtanten, beinahe ein Viertel der Einwohner,

ſetzten ſich in den Städten jenſeits des Rheins und brachten ihre Induſtrie dahin, die bald nachher nicht mehr bloß buhlte mit der Köllniſchen. Der finſtre Zunft- und Pfaffengeiſt hat hier auch bis auf unſre Tage geſpukt, da es ſelbſt in den finſterſten Ländern anfing heller zu werden, und Köln ſtand gleichſam allein unter den rheiniſchen Städten als die häßlichſte Reliquie des Mittelalters noch da.

Nichts beurkundet die alte Größe und Menſchenzahl beſſer, als die ungeheure Weite der Ringmauern, die drittehalb Stunden für einen gewöhnlichen Mannesſchritt zu umgehen brauchen. Die Stadt liegt im Halbmond am Rhein, und dehnt ſich landwärts mehr in den Weſten aus. Die Mauern ſind antik, mit Zinnen und einem Wall und Graben. Die Mauer hat faſt alle 30 Schritt einen runden, oder ſpitzen Thurm, und zuweilen einen rechten Dräuet, ſo wie die Thore aus ihr mächtig hervorſtehen. Man zählt einige 80 Thürme, und an zwölf Thore. Der mächtigſte Thurm aber iſt der am öſtlichen Rheinende, der vormals die alte Brücke nach Deutz beherrſcht haben ſoll; man ſieht ihn faſt allenthalben über der Stadt. Auf dieſen Mauern ſind Mühlen wie Thürme, und, wie es ſcheint, auf den kleinern Thürmen gebaut. Die Wallgräben haben nirgends Waſſer, und ſind ſüdweſtlich ſehr luſtig mit allerlei Baumarten bepflanzt; zwiſchen der Mauer und dem Wall iſt eine Allee junger Bäume,

die schon zu einer ganz feinen Promenade wird. In diesem weiten Raum der Stadt ist wie in Brüssel und Aachen viel Leeres, und bis mitten in die Stadt hinein laufen Gärten. Die ganze südwestliche Landseite an der Mauer hin ist fast nichts als Gärten und kleine Bauerhütten, und selbst Strohdächer findet man in dieser Mutter aller teutschen Städte. Mancher dieser Halbbürger baut Korn und Wein innerhalb der Mauern soviel, daß er davon oft verkaufen kann. Die Häuser sind hier meistens klein und kriechig, spitzgieblig und ärmlich, nur Einen Stock hoch, und werden von den Arbeitern, Matrosen, Weibern, Huren und Gaunern, und was es sonst noch für Arme und Elende manches Namens und Gewerbes giebt, bewohnt. Man nennt diese ganze Menschenklasse Kappisbauern. Hier ist in den engen Gassen eine abscheuliche Polizei. Die Mistjauche und anderer Unrath fließt auf den Gassen, und Misthaufen mit ihren Augustausdünstungen sind in reicher Menge aufgethürmt. Mälig kömmt man aus dieser halbbäurischen Welt, worin nur noch einzelne Krämer und Bäcker und andre Fellscher der nothwendigsten Bedürfnisse mit stecken, in eine etwas zierlichere, wo immer noch die kleinen Häuschen von einem, höchstens zwei Stock sind. Hier ist das Reich der Spinnerinnen, Klöpplerinnen, Wirkerinnen, und was es noch für weibliche Arbeiterinnen giebt, die vor den Thüren in großer Zahl auf Stein-

nen, Seſſeln und Bänken ſitzen und koſen; unter dieſen ſieht man wieder die feinſten Mädchen. Endlich kömmt man denn, von der Mitte der Stadt an gerechnet bis zum Rhein hinunter, bis zu den guten Häuſern und Straßen, die aber faſt alle den Fehler haben, daß ſie eng, und, wenige ausgenommen, ſchief und winklicht ſind. Die ſchönſten Gaſſen ſind die zunächſt nach dem Rhein hinunterlaufenden, z. B. die Gereons-, Apoſtel-, Trank-, Johanns-, Sachſenhäuſer Gaſſe. Mir fällt bei dieſer Sachſenhäuſergaſſe und bei den Frankfurter Sachſenhäuſern ein, ob nicht dieſe Quartiere vielleicht von deportirten Sachſen den Namen haben, und ob die Sachſenhäuſer bei Frankfurt, die durch Sprache und Sitten und Gewerbe von der jenſeitigen Stadt ſich ſo ſehr auszeichnen, nicht ächte Niederſachſen von der Elbe und Weſer her ſind. Man weiß, welche grauſame Mittel Karl der Große brauchte, die tapfern und kriegeriſchen Sachſenſtämme zum Chriſtenthum und zur Frankenherrſchaft anzubändigen, und daß viele Sachſen, um die Nation zu ſchwächen, in die rheiniſchen und überrheiniſchen Städte und Provinzen abgeführt wurden, von denen ein Theil nur unter Ludwig dem Frommen wieder ins Vaterland zurück gehen durfte. Die Stadt ſoll ſeit den Verheerungen des Rheinſtroms im Jahr 1784 viele neue Häuſer bekommen haben. Manches hat die wandernde Zeit verändert und erneut, man

ches haben die reichen Domherren und gräflichen Familien, die hier leben; wenn nicht schön, doch stattlich aufgebaut; andern Glanz geben die unendliche Menge der Stifter mit ihren Kirchen. Am schönsten ist der östliche Rheintheil der Stadt von den Marktplätzen und dem Dom hinabwärts. Doch sind immer unter den stattlichsten drei- und vierstockigen noch einige häßliche und altfränkische und selbst halbhölzerne eingeflochten. Aber selbst das Schönste kann wegen der Enge und Krummheit der Gassen nicht erscheinen. Daß man aber Köln das schmutzige nennt, darin hat man doch Unrecht, man rede denn allein von den Kappisbauern und ihrer Wirthschaft. Die Einwohner trifft dieser Vorwurf nicht, sondern höchstens die Urgroßväter, welche die Stadt so eng und häßlich zusammenklemmten; bei regnigtem Wetter ist dies eine nothwendige Folge der Bauart der Stadt. Sonst hält der Kölner gern alles sauber und nett, und man sieht vor und in den Häusern vieles von niederländischer Blankheit und Reinlichkeit, und selbst elende Nester sind von außen in der eigentlichen Stadt gewöhnlich so sehr aufgeputzt, als sie es nur irgend vertragen konnten. Nicht umsonst liegen lange Reihen weißen Sandes am Ufer des Rheins aufgeschüttet, und nicht allein die Flur, die Stuben und Buden sind besandet, sondern auch nicht selten das Pflaster. Letzteres ist spitzsteinig, wie seit Paris fast in allen Städ-

ganz doch ſind die Rinnſteine vernünftig meiſtens an den Seiten, und der Fahrweg in der Mitte. Vor den Kaien des Rheins läuft die Länge lang auch eine Mauer, doch hängt die Mauer an einigen Stellen dicht über dem Strom, ſo daß man die ganze Länge längſt dem Strom nicht durchmeſſen kann, ſondern einige Male durch ein Thor in die Stadt gehen muß, um durch ein anderes wieder an den Strom heraus zu gehen. Dies iſt wirklich unleidlich, auch ſind die Façaden der Häuſer am Rhein hinunter bei weitem nicht die ſchönſten. Welch ein Anblick müßte es ſeyn, wenn dieſe Viertelmeile ſo nett und licht mit ſchönen Häuſern den Halbmond des Stroms umfaßte!

Einen ungeheuren Theil der Stadt nehmen die vielen Stifter und Klöſter ein, welche zum Theil noch ein Gärtchen bei ſich haben. Dieſe werden aber, wenn Kölln in franzöſiſchen Händen bleibt, ſchon nach und nach von ſelbſt zerbröckeln, wenn man nicht ſelbſt ſie zu Werkſtätten des menſchlichen Fleißes macht. Jedes dieſer Stifter hat noch ſeine Kirche, und gewöhnlich auch ein Plätzchen um ſich. Das merkwürdigſte aller heiligen Gebäude iſt der Dom, der, wenn er vollendet worden wäre, gewiß eines der ſtattlichſten Gebäude Teutſchlands geworden ſeyn würde. Man fing im dreizehnten Jahrhunderte den Bau an, und hörte mit dem Ende des funfzehnten auf, weil die Kräfte dazu an-

fangen der Stadt zu mangeln. Nun ſteht er gleichſam als eine ſtattliche Ruine da, und Sträuche und Gras wachſen oben auf ſeinen nicht zugebauten Mauern. Zwei Thürme ſollten die Zierde der Stadt werden; aber der eine iſt nur wenige Fuß hoch von der Erde, und der andre kaum zur Hälfte ſeiner Höhe emporgeſtiegen, welche dreihundert Fuß haben ſollte. Die Decke oben iſt nicht zugebaut, und an dem hohen Thurm hängt noch ein Krahn gleichſam als Verkündiger, daß der Bau nur durch Zufall unterblieben ſei. Nun wird er wohl auf immer unterbleiben, und dieſes erhabne Denkmahl, das man nicht ohne Ehrfurcht ſehen kann, durch den Zahn der Zeit immer mehr zermürſet werden. Im Dom ſelbſt konnte man nichts vom alten Schmuck ſehen; das Meiſte war mit Heu und Stroh bevorrathet. Man hat nemlich ein Magazin für die Armee daraus gemacht. Ein altes Mütterchen ſagte ganz naiv, indem ſie auf die heilloſe Zeit ſchalt: ſo weit iſt es gekommen, daß man uns den lieben Gott in Pferdefutter einſchließt. Sonſt war hier im Dom die Kapelle der heil. drei Könige äußerſt ſehenswürdig wegen der manchen antiken Steine, die man auf die Einfaſſung der Köpfe der Magier verwandt hatte; aber das hat man aufgeräumt. Von außen iſt die Kirche nach gothiſcher und altteutſcher Art mit allerlei Schnurrigkeiten geziert, mit Thieren und Ungeheuern auf den Ecken der Pfeiler und an

derswo, mit Hunden, Wölfen, Säuen und andern Fabelthieren. An das ſtumpfe Ende ſtößt die kleine Margarethenkirche, und rund umher laufen Buden, worin ein großer Theil der katholiſchen Heiligthümer verkauft werden; Roſenkränze, Crucifixe, Kreuze, Heiligenbilder, Legenden und fromme Fabeln: es ſcheint, daß die Krämer dieſer Sieben ſachen ſich recht gut dabei ſtehen. Dieſe kleinen Buden ſollte man abbrechen, um den Domplatz, um welchen manche recht ſtattliche Häuſer ſtehen, und der dem Rhein ſo nahe iſt, freier zu machen. — Nächſt dem Dom iſt die Skt. Gereonskirche die vornehmſte und ſtattlichſte nebſt der Apoſtelkirche. Zu den Wundern gehören die Reliquien der heiligen Urſula mit ihren eilftauſend Jungfrauen, die zugleich mit ihr erſchlagen wurden. Sie werden im Stift Skt. Urſula in der ſogenannten goldnen Kammer aufbewahrt. Welche Stadt kann ſich überall mehr der Wunder rühmen, als das orthodoxe Köln? Sonſt beſuchte man auch die Pfarrkirche zu Skt. Peter wegen eines Gemähldes von Rubens. Dieſer größte niederländiſche Künſtler, der hier gebohren war, bat die Vorſteher dieſer Kirche um ſeinen Taufſchein, und ſchickte ihnen dafür das herrliche Gemählde, welches die Kreuzigung Petri vorſtellte. Sie ſchienen ſich anfangs zu bedenken, ob ſie das Gemählde, oder nicht lieber Geld nehmen ſollten; da bot ihnen der Künſtler für das Gemählde 28000 Thaler zurück, und ſie ſchäm-

den ſich, und behielten es hinfort, wie ein Heiligthum.

Die meiſten Plätze findet man unweit dem Dom; nur ſind ſie alle faſt zu klein im Verhältniß gegen die Stadt. Gleich weſtlich von hier iſt der Altmarkt und der Heumarkt, die beide dicht auf einander folgen. Der Altmarkt iſt ein regelmäßiges Oblongum, nur leider etwas zu ſchmal; doch hat er ein ganz munteres und heiteres Anſehen, und gehört überdem zu den lebendigſten Gegenden der Stadt. Viele ſeiner Häuſer ſind ſehr alt, viele aber auch erneuert, und manche recht hübſch, aber mit den aufſtehenden Vormauern, nach öſterreichiſcher Weiſe, welche die ſpitzen Giebeldächer verſtekken, und einen oft glauben machen, es ſei ein italiäniſches Dach dahinter; manche indeſſen laufen ganz ſpitz wie eine Biſchofsmütze zu, und haben oben die Böden mit Holzluken, nach der Weiſe unſeres Landes. Hier ſieht man Häuſer von drei, vier, fünf Stock. Hierbei muß ich anmerken, daß ſeit den Niederlanden der untere Stock wieder bewohnt wird, und nicht bloß zu Buden und Werkſtätten verdammt iſt. Auf der Mitte des Platzes hat man Bäume gepflanzt, um mit der Zeit der Promenade Grün zu verſchaffen; eben ſo auf dem Heumarkt, der größer und länger, aber unregelmäßiger iſt. Gleich über dem Altmarkt iſt der Rathhausplatz, dem Domplatz in der Entfernung von etwa 200 Schritten grade

gegen

gegenüber. Hier iſt das Rathhaus, oder das jetzige Gemeindehaus, mit ſeinen anſtoßenden und angehörigen Gebäuden. Der Platz an ſich iſt jämmerlich klein und häßlich. So iſt auch das Rathhaus, das mehr einem alten Gefängniſſe ähnlich ſieht, und einer ſo großen Stadt gar nicht entſpricht. Das ſchönſte daran iſt am Eingange ein hübſcher Portal aus Marmor, der aber zu dem übrigen Gemäuer paßt, wie ein Purpurläppchen auf einem leinenen Kittel. Dieſer Portal könnte einem Unerfahrnen einbilden, er ſei aus der erſten Gründung Kölns, ſo viel hat man mit alten Inſchriften und andern Schnurrigkeiten darauf geklext, die zum Theil aus lateiniſchen Schriftſtellern genommen ſind. Es iſt eine Arkade von zwei Stock mit ganz feinen Säulen und Basreliefs geziert, und hat das Anſehen eines Triumphbogens, und würde es ganz haben, wenn es frei ſtände. Das ſpitze Dach mit ſeinen bunten Schnörkeln paßt übrigens wenig zum Antiken. Man lieſet in dem Leeren zwiſchen den Säulen verſchiedene Inſchriften, die antik genug ausſehen, deren Aechtheit aber leichter zu glauben als zu beweiſen ſeyn mögte, ſo wie der Kopf Julius Cäſars, und ein andrer des Vipſtanius Agrippa in Hautreliefs. Die erſte iſt ein Dank der Ubier an J. Cäſar, daß er ihnen die Sueven etwas weiter vom Halſe getrieben habe, die zweite an Agrippa, daß er ſie von dieſen gefährlichen Feinden weg dieſſeits des

Rheins pflanzte; eine dritte verewigt die Gesandschaft der Ubier und Trevirer an Cajus Cäsar Caligula, welcher ihnen zur Belohnung ihrer Treue das Bürgerrecht gab. Noch eine andre verherrlicht die steinerne Brücke, welche Konstantin zu dem jenseitigen Deutz (wo ein Kastell war,) soll haben hinüber schlagen lassen, um den Franken ein Gebiß anzulegen, und ihnen eher auf den Leib fallen zu können. Wenn Brücken etwas helfen, so wäre es jetzt Zeit. In dem sogenannten hanseatischen Saal findet man Gemählde, welche die spätere Geschichte der Stadt und ihre Thaten und Verhandlungen zur Zeit der großen Städtebündnisse und die Hanse betreffen. Im Vorzimmer ist manches, das auf die Stiftung und Begründung der Stadt, auf Ertheilung von Privilegien in ältern und neuern Zeiten anspielt, einiges mit Unterschriften aus Tacitus und andern, z. B. Agrippinens Vermählung mit Klaudius, Friedrich der Zweite, wie er der Stadt das Stapelrecht ertheilt, und noch viele andre Mittelmäßigkeiten. In der Vorhalle, wenn man die Treppe der Arkaden hinaufgestiegen ist, sind die Fenster mit feiner Glasmahlerei geschmückt, und im Grunde stehen heilige Beter, oder Schläger, fein vergoldet, so wie einigen zur Seite Denkmähler, die mit den Basreliefs auf den Säulen der Loggie sonderlich abstechen. Eben so heterogen ist über dem Eingang des ersten großen Vorsaals die Göt-

tin Freiheit, ſchlecht gemahlt, mit der Ueberſchrift: la republique. Vier lateiniſche Verſe von Claudian ſtehen darunter, die wahrlich jezt eine feine Auszifchelung der Schreiber ſind, und die ich herſezen will:

„Haec est, in gremium victos, quae sola recepit
Humanumque genus communi nomine fovit,
Matris, non dominae ritu, et cives vocavit,
Quos domuit, pituque pio longinqua revinxit.

Dieſe allein empfing in ihren Schooß die Beſiegten,
Hielt in Liebe das Menſchengeſchlecht durch Namensgemeinſchaft,
Nicht als Tyrannin, als Mutter, und nannte Bürger Beſiegte,
Und ſo band ſie Entfernte durch fromme Weiſen zuſammen.“

Der ſchönſte Platz der Stadt, der aber vom Rheintheile, d. h. dem lebendigern, ſchon etwas entfernt iſt, iſt der Neumarkt bei der netten Apoſtelkirche. Er iſt ein ſchönes geräumiges Viereck, rund umher mit Bäumen umpflanzt, die in der Mitte ein zweites Viereck bilden. Aber dieſer ſchöne Platz hat umher die elendeſten Häuſer und die todteſte Gegend, ſo daß er wenig glänzend und nur vom kleinen Volke beſucht iſt.

Der Handel Kölns war im Mittelalter der blühendſte und ſtärkſte am Rhein, und Manufakturen

und Fabriken mancherlei Gattung schloß sie in sich ein. Sie ward als Oberhaupt eines mächtigen Bundes, von vielen untergeordneten Städten geehrt und genährt, und war damals ein großer Name; nachher sank sie, weil sie nicht mit dem übrigen Vaterlande fortgehen wollte, und wo einst über 100000 Menschen wohnten, zählt man jetzt kaum 40000. Von ihrem alten Flor ist sie so ganz herabgekommen, daß Städte, wie Frankfurt und Mainz, die sonst ihre Dienerinnen waren, sie nur noch zur Unterhändlerin brauchen. Ihr meister Handel nemlich ist Speditionshandel zwischen Teutschland und Holland, der nebst der Schifffahrt und dem Stapelrecht, das sie hat, ihr wegen ihrer glücklichen Lage immer einiges Leben geben muß. In der That ist der Rhein immer ziemlich lebhaft, und es kommen schon ganz ansehnliche Wasserschwimmer aus Holland hieher. Diese Fahrt gegen den Strom, die man die Bergfahrt nennt, ist äußerst langsam, und bei widrigen Winden wird sie noch mehr in die Länge gezogen; z. B. von hier bis Mainz, das man 20 Meilen rechnet, braucht ein größeres Schiff zwischen 8 und 14 Tage, auch wohl mehr; ein Thalschiff hingegen (so heißen die mit dem Strome gehenden) macht die Reise von Mainz hieher, ungeachtet aller Verzögerungen und Hemmungen der vielen Zölle, bequem in drei Tagen, wenn es auch von den größten ist. Von den kleinen Böten und Nachen kann

hier die Rede nicht seyn; diese fliegen pfeilschnell mit dem Strome fort, oder werden leicht gegen ihn an gezogen. Von dieser Rheinschifffahrt und von dem Gelde und Verkehr, welches die Reisenden und die Mannschaft in die Stadt bringen, lebt immer ein großer Theil von Kölln, besonders die niedere und mittlere Klasse. Was noch von Fabriken hier ist, schränkt sich auf Gegenstände ein, die unbedeutend sind, wenn man an die alten Zeiten denkt; es sind Spitzen, Strümpfe, ordinäre und seidne Tücher, Band und dergleichen, die man hier macht, und die auch nicht einmal so sind, daß sie sich mit Vortheil weit verfahren lassen. Jetzt schreit nun alles über die Franzosen, daß sie das letzte Stück Brod dem armen Bürger noch unter den Händen stehlen. Man klagt, es haben sich fast in allen Künsten und Gewerben Meister eingenistet, die alles, was französisch ist, oder seyn will, an sich ziehen und nicht darben, da das meiste Geld der Stadt jetzt in französischen Händen ist, oder doch durch diese Hände läuft. Dreiviertel von uns, schreit man, sind ruinirte Leute; indessen ward vorher schon die Bettelei hier auf eine scheußliche Art genährt. Selbst die Huren klagen über französische Nebenbuhlerinnen, die ihnen freilich weit überlegen seyn müssen.

Ein wichtiges und merkwürdiges Institut dieser alten Stadt ist die Universität. Schon unter den

Karolingern war Köln ein durch ſeine Schulen und Gelehrſamkeit berühmter Ort, und die erſte Pflegerin der Scholaſtik und des Mönchthums. Auch liegen hier ein Paar der berühmteſten Köpfe des Mittelalters begraben, nemlich Albertus Magnus und Duns Scotus, beide ächte lumina des inſtern Mittelalters. 1380 ward hier endlich eine berühmte Univerſität errichtet, die mit der Prager lange ganz Teutſchland theilte. Mit der Reformation kam die Zeit ihres Verfalls, und dazu trugen die Geiſſelhiebe des berühmten Ulrich von Hutten und ſeiner Anhänger nicht wenig bei, welcher in den epistolis obscurorum virorum die Erbärmlichkeiten und die Anmaßungen ihrer Diktatoren aller Welt zum Gelächter an den Pranger ſtellte. Beſonders mußte der Verketzerer Hochſtraten, und der Renegat, der Jude Pfefferkorn, herhalten, und dabei ging es gelegentlich über den ganzen Zirkelkanz ihrer elenden Verfaſſung, über die einzelnen Kollegien, Burſen und Gymnaſien weidlich her. Ich wollte indeſſen noch dieſe Stunde zu allen ſeinen Porträts die Originale richtig hier finden. Dieſer Mönchsgeiſt der Univerſität, wie der Steckgeiſt der bürgerlichen Verfaſſung, hat ſich unverändert in ſeiner ganzen Finſterniß und Unbehülflichkeit erhalten, um wenn man ein altes Neſt der Dummheit und Verfinſterung zeigen wollte, ſo wieß man nur auf Köln. Alles Freie und Feine war auf ewig aus ihren

Mauern ausgeſchloſſen und, wenn es nur aufduckte, augenblicklich unterdrückt. Als alle ihre katholiſchen Schweſtern rund umher wenigſtens etwas fortgingen mit dem freieren Jahrhundert, ließ ſie kein alles bei dem alten Schlendrian, und verfuhr mit Bann und Austreibung gegen alles Freiere und Beſſere. Eben dies drückte bisher den Buchhandel und die Buchdruckerei, die hier nie zu ihrem Schwunge kommen konnten, weil alles Fremde auch als etwas Feindliches ſei gehalten ward. Jetzt iſt dieſen freilich der Druck und die Einfuhr alles Möglichen frei gegeben, aber der Geiſt wird nicht ſo leicht frei gegeben, als er ein Sklave werden kann. Das Meiſte, was hier indeſſen immer gemacht und gebildet wurde, und wofür die Univerſität eigentlich da zu ſeyn ſchien, ſind Mönche und Geiſtliche; und alle die Dickköpfe und Dickbäuche, die ich nur von Aachen her in Städten und auf dem Lande geſehen habe, ſind noch ganz hübſche Gegenſtücke zu einem Huttenſchen Arnoldus de Thungaris, Johannes Kalb, Jodocus Sartorius und Johannes Krabacius, und ſehen ihrer Mutter Köln in jeder Rückſicht ſehr ähnlich. Es iſt unglaublich, welch eine Menge Mönche und Schwarzröcke einem bei jedem Schritte aufſtößt; ich glaube beinahe, jeder dritte Mann iſt ein Geiſtlicher in Köln, wenn man die auswärtigen Studirenden und die vielen anderer Orten verjagten und emigrirten Mönchsköpfe

dazu rechnet, die hier in groſser Zahl leben. Die Zahl der Stifter, der Kirchen, der Mönchs- und Nonnenklöſter iſt ſelbſt für eine Stadt, wie Köln, unglaublich groß, und dieſes fromme Vieh wird hier bis auf den heutigen Tag vom heiligen Eifer der Väter und den milden Händen anderer gottesfürchtiger Seelen gefüttert. Hier iſt die Geiſtlichkeit in ihren vollen Ehren, und ſelbſt die kühne Zeit und der ſtürmende Geiſt des Unglaubens hat ihr nichts anhaben können. Wo nur ſo eine Figur von ferne zu ſehen iſt, ſteht alles ſtill und beugt ſich tief mit kahlem Kopf. Ich glaube, man läſt ſich hier noch auf alle Mährchen und Poſſen der Pfaffen und für ſie ſelbſt todtſchlagen. Ich habe oft zum Spaſe eine ganze Hetze ſchwarzer Seminariſten und Studenten mit ihren dicken Anführern vorbeipaſſiren laſſen; aber ich will des Henkers ſeyn, wenn es mir nicht war, als ſähe ich den Ausſchuß von Menſchen. Unter Funfzigen war kaum einer, der eine lebendigere Geſtalt und eine freiere Stirn mit einem kühneren Auge zeigte. So was Unedles, Geſtaltloſes und durchaus mit irdener Schwere der Erde Angehöriges habe ich in keiner andern ächtkatholiſchen Stadt geſehen, wo doch auch ſolches junge Vieh oft eben ſo methodice zur geiſtlichen Tränke getrieben wird. Es ſind faſt lauter lange und feiſte Bengel, mit ſtarken Knochen und mächtigen Körpern, aber ihre Geſichter ſind gewöhnlich noch faſt

länger und ausgespannter, und sehen im zwanzigsten Jahre so aus, als hätten sie alle Kraft des Lebens schon verstritten und alle Freuden genossen. Selbst die Alten haben nichts von der Schlauheit und Spionirung in ihrer Miene, die bei irgend einem klugen Gesichte sich bei der geistlichen Würde so leicht einnistet, und selbst protestantischen Geistlichen noch anhängt, wofern sie nicht sehr edle, oder auch sehr kräftige Menschen sind. O es giebt doch nichts häßlichers in der ganzen Welt für den Menschen, als ein Mensch, der eiskalt, ohne Gefühl und Geist, nur wie ein Automat erscheint, und dessen Gesicht nichts weiter sagt, als: ich kann essen und schlafen. Man kann sich wirklich kaum dickhäutigere Stiere denken, noch plumpere Gestalten, als diese Ausspender des Heils. Ich habe sie doch, wie gesagt, bei hunderten wandeln sehen, habe sie in Kirchen, auf den Straßen, auf der Reise, beobachtet, aber wenn mir ein einziger aufgefallen ist, der Zorn und Kraft in seinem Gesichte und seiner Stellung trug, will ich ewig ein Lügner seyn. Langsam schleppen die alten Butterfaßbeine die dicken Bäuche fort, um welche sich ihnen auch die ganze Welt zu koncentriren scheint, und die um die Ohren lang herabhängenden Lichtspießhaare zu den langen Gesichtern, und die Art sich zu kleiden, giebt ihnen ganz die Physiognomie und den Anstand eines spuhlenden Webers, welcher Jakob Böhmens Him-

meireiche mit den Luft- und Lichtengelein durchfliegt. Doch ich ſollte milder von ihnen urtheilen; etwas Gefühlloſigkeit mag ihnen bald zu einer lieben und himmliſchen Gabe werden, wenn vielleicht die meiſten werden zum Spaten und Ruder, oder zu etwas anderm greifen müſſen, um nur zu leben.

Mit dieſer Uebergahl der geiſtlichen Herren fallen ſehr natürlich die Bettler zuſammen, ein Geſindel, das hier ungeachtet der vielen Spitäler und anderer Anſtalten eben ſo zahlreich und oft eben ſo frech iſt, als in einigen Städten Italiens. Es iſt unglaublich, wie es davon in allen Gaſſen, am Rhein, auf den Plätzen, und bei und in den Kirchen wimmelt; man kann oft kaum den Fuß weiter ſetzen, ſo tritt man ſchon auf einen friſchen Schreier. Man ſagt, daß ſie die beſten Poſten gleichſam unter ſich getheilt haben, und daß es ein Verbrechen gegen ihre Polizei iſt, ſo ein andrer es wagt, einen ſolchen eigenmächtig einzunehmen. Ich weiß nun zwar nicht, ob dem wirklich alſo ſei, aber das weiß ich, daß kaum eine bequeme Stelle gedenkbar iſt, wo nicht einer läge und ſäße. Zum Theil ſind es ſtarke und junge Kerls, die ſchon auf eine edlere und menſchlichere Art ihr Brod verdienen könnten. Ein Glück wäre es, wenn man von dieſem Geſindel bloß anſchrieen würde, aber ſie fallen zuweilen mit der Kraft ihrer Arme etwas unſanft die Vorübergehenden an, packen die Hände, oder zerren an ihnen

Rockzipfel, daß man ſich ſchon loskaufen muß; alsdann zu ſchimpfen, oder zu ſchlagen, hieße viel gewagt; ſie ſind in dem Schutze des Volks, das ſie als einen Theil der Cölniſchen Devotion ehrt; eine Devotion, die vortrefflich menſchlich wäre, wenn ſie bloß die Hülfloſen ſchirmte. Es giebt unter ihnen ganze Banden, die im Bunde ſtehen, ſich über einen gewiſſen Diſtrikt vertheilen, und den Gewinnſt ihrer Hälfe gewiſſenhaft unter ſich theilen; denn auch ein Bettler behält noch oft ſo einen Fleck, wo er für die Ehre kitzlich und empfindlich iſt. So erben die Kirchenpfeiler und Straßenecken vom Vater auf den Sohn, und mancher Stein in Köln könnte vielleicht, wenn er ſprechen könnte, das Geſchlechtsregiſter mancher Bettlerfamilie über ein Jahrhundert hinaus führen. Giebt man den Lumpen nichts, ſei es auch mit der größten Artigkeit, ſo hört man die ſchmutzigſten und ausgeſuchteſten Phraſen hinter ſich herfliegen. Indeſſen, wenn man nur hinlänglich vor einem Ueberfall gedeckt iſt, kann man dieſe Methode brauchen, um kurz und erbaulich den Fünfteljaſt des gemeinen Kölner Dialekts zu erhalten; denn ein Menſch, deſſen ganzes Leben eine beſtändige Uebung der Zunge und der ſchlauſten Wendungen der Sprache iſt, muß ſie natürlich vollkommener beſitzen, als ein anderer, der Spitzen und Bänder wirkt, oder ſeinen Mitbürgern Tobak verkauft. Nirgends iſt dieſer Ausſchuß des Volks aber

unverſchämter und überläſtiger, als in den Kirchen, wo er in der reinſten Jungfrau und in allen Heiligen ſo viele Mitbeſchwörer hat, und wo man die Heiligkeit des Orts nicht durch eine ernſthaftere Abweiſung entweihen darf. Man behauptet, daß hier über dreitauſend Bettler herumlaufen, eine ungeheure Zahl, wenn man bedenkt, daß ſo manche Alte, Hülfloſe und Gebrechliche doch in Armenhäuſern und Spitälern verſchloſſen ſind. Die Feinde der Franzoſen und alles Neuen klagen nur dieſe an und ſchwören, nur der Krieg und der Druck der Fremden haben ſo viele Menſchen arm und nothleidend gemacht; aber aufrichtige Kölner ſelbſt verſichern, daß dieſes Unweſen ſchon vor dem Kriege arg genug, wenn gleich nicht völlig ſo ſchlimm, als jetzt, geweſen ſei, und daß es als eine nothwendige Folge dem Aberglauben, den vielen Stiftungen und Mönchsorden nachtrete; denn iſt es bei einigen Mönchen ein heiliges und verdienſtliches Leben, nichts zu beſitzen, und durch Betteln das Nothwendige für jeden Tag zu ſuchen, wie ſollten ſich da nicht viele chriſtliche Herzen erwecken laſſen, zum Heil ihrer Seelen und Leiber ſo ganz bequem und ſorgenlos in den Himmel einzugehen? Der ächtkatholiſche Glaube, wo er noch konſequent iſt, macht in freiwillige Armuth und Tagdieberei gar etwas Verdienſtliches. Dieſe Bettler verſtehen auch ihre Religion recht gut, und viele halten ſich ein klei-

nes Kruciſix und Heiligenbilderchen, auf welche ſie alle ihre Gebrechen und Nothſtände beſchwören, eine Methode, die bei dem ehrlichen Bürgers- und Bauersmann nie ihre Wirkung verfehlt; andre haben zugleich einen kleinen Handel mit frommen Büchelchen und Bilderchen, mit Kruciſixen, Roſenkränzen und andern heiligen Sächelchen, welche ſie barmherzigen Gemüthern unter dem Schutz ihrer Armuth um das Doppelte verkaufen, wofür man ſie bei kleinen Krämern haben kann. Eine Bemerkung hat ſich mir indeſſen aufgedrungen, welche der Bettelei einigermaßen das Wort reden mag, dieſe, daß man unter den Bettlern in Köln grade die lebendigſten und klügſten Phyſiognomien findet; ſo bildet ſelbſt Schurkerei die Kräfte des Menſchen aus. Ich glaube, im Ernſt geſagt, ſo ein Bettler muß doch das menſchliche Leben in mancher Hinſicht auf eine ſehr intereſſante und originelle Art anſehen und fühlen. Könnte doch jeder Reiche wenigſtens nur einige Jahre aus dem Bewußtſeyn ſeiner Schätze herausgeſtoßen werden! ich meine, es wäre dann nicht ſo leicht möglich, daß er bis zu ihrem Sklaven erniedrigt würde.

Nun ein Wörtchen von dem Kölner im Allgemeinen, d. h. von der ganzen Volksklaſſe, vom erſten Domherrn an bis zum unterſten Sackträger. Dieſes Volk zeichnet ſich von ſeinen teutſchen Brüdern rund umher, und ſelbſt auch von den Niederländern ſo aus, daß es ſchwer ſeyn mögte, etwas

Bestimmtes von ihnen zu sagen. Man mag sie Teutsche, oder Niederländer, oder Holländer, Westfalen, oder Rheinländer nennen, sie sind am Ende doch keines von diesen allen, und man kömmt immer wieder dahin zurück, sie Kölner zu nennen, d. h. ein eignes Völkchen. Schon die alten Formen aus einer lange ausgestorbenen Welt, welche hier noch heute herrschen, die Steifheit und Unbehülflichkeit der Verfassung, der finstre Aristokratismus der Regierung und der Gelehrsamkeit, die düstere Herrschaft der Pfaffen, die so einen großen Theil des Völkchens ausmachen, der Stolz auf alte Größe und Herrlichkeit, der vielleicht am meisten dies Alte pflegte und emporhielt, und zuletzt die aus diesem allen entspringende Selbstgenügsamkeit und Unduldsamkeit, welche sogleich den freieren Geist, wenn er einmal zu erscheinen wagte, als einen Teufel austrieb, und alles Fremde als etwas Unheiliges und Abscheuliches entfernte: dieses zusammengenommen scheint mir mehr als hinlänglich, um das Eigene und Ausgezeichnete der Kölner zu erklären, wenn es nicht ein Trost wäre, daß man viele Dinge nicht zu erklären nöthig hat. Ich denke, das Befremdende läßt sich in dieser kurzen Bemerkung ziemlich lösen. Im Bürgerlichen und Geistigen blieb der Kölner beinahe, was er zur Zeit der Reformation war; aber die väterliche Derbheit der Leiber und Keuschheit der Sitten konn-

ten die alten lahmen Einrichtungen nicht erhalten. Er bekam Luxus und Verdorbenheit, ohne die Kunst und das Wissen ihrer Zeit mitzubekommen, welche ihren Abscheulichkeiten einzig als Gegengift entgegen stehen können. Ein Volk fällt immer in die schädlichste und unheilbarste Barbarei, wenn es aber Lüderlichkeit und Schwächung, als Aufklärung erhält. Nur so viel steht fest, daß die Kölner auch in Aeußerm, in ihrer ganzen Bildung, als ein eigenes Volk erscheinen, und sich eben so sehr durch ihre Gesichter als ihren Karakter, von ihren Nachbaren unterscheiden. Viele haben dies von der alten römischen Kolonie herleiten wollen, und in ihrer Bildung gar viel Italiänisches gefunden; aufrichtig aber weiß ich nicht, wo diese Leute den Kopf hatten, als sie so urtheilten, wenn sie anders je italiänische Physiognomien auf einem Haufen zusammengesehen hatten; denn ich will wohl mitten in Frankreich einen einzelnen Franzosen aufgreifen, welcher dem teutschesten Teutschen ähnlich sehen soll. Manche meinen, damit abzukommen, wenn sie die Kölner teutsche Holländer nennen. Freilich ist es wahr, sie haben nebst den andern Westfalen, ihren Nachbaren, in dem gemeinen Volksdialekt eine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem holländischen, sie haben auch vieles vom holländischen Phlegma und der niederländischen Sauberkeit und dem Geist des Putzens und Scheurens, aber wenn man sie

näher zuſammenſtellt, wird man ſie weder für Holländer noch Weſtfälinger ſchelten; da iſt doch ein beſtimmter und feſtgezeichneter Karakter; hier aber iſt es karakteriſtiſch, gar keinen zu haben. Ich habe einmal über die guten und treuherzigen Nürnberger ein Urtheil gefällt, das ich von ihrer Verfaſſung herzuleiten wagte; ſollte das hier nicht wieder ſeine Beſtätigung finden können, wenn es anders überall einige Richtigkeit hat? Von den Mönchs- und Pfaffengeſichtern habe ich oben ſchon zu viel geſagt. Man wird nicht leicht ungezeichnetere Züge und lebloſere Geſtalten ſehen, als bei dem ächten und nie ausheimiſch geweſenen Kölner. Man kann es nicht beſſer ausdrücken, als Bewußtloſigkeit des Geiſtes, und Geſtaltloſigkeit der Geſtalt; da ſind keine treffenden und allgemein feſſelnden Züge, kein Ausdruck der muthigen und kräftigen Thätigkeit. Die Körper ſind nicht ſchwach, ſondern vielmehr ſtark gebaut, aber durchaus formlos, der Kopf ſpricht nicht, die Bruſt drängt ſich nicht vor, und es ſcheint, als wenn die dicken Beine und Oswaldsfüße immer erſt den Boden unterſuchten, ehe ſie ſich weiter ſchieben. Man ſagt oft, es ſei der Geiſt, der ſich ſein Haus baue; hier ſollte man es faſt glauben, wenn in andern Gegenden das Gegentheil nicht ſo klar am Tage läge. Was man bei andern Menſchen Phyſiognomie und Mienen nennt, gehört in Kölln kaum zu Hauſe, und

das

das Todte iſt der Karakter der Bildungen, die mit einem bischen Feuer im Auge und Losgebundenheit der Stirn, und mit etwas Leben im Körper oft ſchön heißen würden. Wer bloß nach dem Aeußern urtheilt, ſollte die Kölner ein tückiſches und in ſich ſelbſt wie kalte Kröten zurückgekrochenes Volk nennen. Plump freilich und grob ſind viele von ihnen, aber das gehört mit zum Schiffs- und Stapelrechte; aber wenn ſie erſt Zutrauen gewinnen, ſo fallen ſie doch, ich ſage es ſo gern, wieder in die alte, jetzt ſo geſchändete Teutſchheit ein, und ſind grade und ehrlich und dienſtfertig, nur daß ſie keinen Anſtand durch die Art, es zu thun, würzen können. Auch das Aeußere in Kleidung und Einhergehen entſpricht der Unbehülflichkeit im Innern. Auch darin iſt, obgleich die Franzoſen manches Neue eingebracht haben, vieles altnatürlich und bürgerlich, und mancher reichſte Kaufmann geht einher, wie in kleinen Provinzialſtädten des übrigen Teutſchlands ein Schuſter und Weber ſich zu zeigen ſchämen würde; der Rock mit altfränkiſchem Zuſchnitt, gute wollene Strümpfe zu hohen Randſchuhen mit Schnallen, und die Haare ſchlicht und lang um die langen Geſichter herabhängend, oder ſtatt ihrer eine krauſe Stutzparucke. So ſind auch die Weiber in ihrem Geſchlechte. Man ſieht manche nicht unleidliche Geſichter, denen die feigen Züge des Aberglaubens und der Frömmelei immer weniger ſchaden, als den

Männern; aber wie selten begegnet man einer, die nur einen Augenblick stillstehen machen könnte, um sie wohlgefällig zu betrachten. Die meisten sind mit ihren todten Augen und kalten Stirnen wie in Nebel gehüllt, hinter welchem kein Sonnenstrahl liegt; und seelenlos und frostig wie sollten sie den Weg zum Herzen finden. Will man dies alles nur so kurzweg durch den Aberglauben und den Geisteszwang erklären, so geht man zu weit. Warum konnte dieser die holden Züge und die wollustreichen Graziengestalten der Baierinnen nicht verdunkeln? Indessen will ich den Köllner Schönheiten nicht die Gabe, zu gefallen und zu reizen, abstreiten; fehlte ihnen dieses Weibliche ganz, so müßte die Stadt ja lange zu einer Wüste geworden seyn.

Die Sprache Köllns, soviel ich aus dem gemeinen Munde der Bürger und Arbeiter davon vernommen habe, ist etwas eben so Gemischtes und Unbestimmtes. Das Holländische, Platte und Hochteutsche schlägt sich wunderbar darin, und über dieses unstimmige Ganze ist eine jüdische Gesangweise gegossen, die langsam schleppend es oft eben so komisch, als langweilig macht; ich habe Köllner Liederchen oft mit einigem Vergnügen absingen hören. Aus diesem Volksdialekt geht nun der richtigere teutsche Sprachton, wie er unter den Gebildeten herrscht, sehr dick und voll hervor; noch weit mehr, als bei dem Westfalen und Holsteiner, der noch noch zu

weilen accentuirt, welches der Köllner gar nicht thut.

Will man den Karakter dieſes ſonderbaren Völkchens in ſeiner ganzen Glorie ſehen, ſo muß man die Oerter und Tummelplätze ihres Vergnügens fleißig beſuchen, z. B. die Promenaden in der Stadt, um den weſtlichen Wall und in der Stadt die Gärten, Steins Gärten, der alte und neue Kuhberg; man muß mit ihnen an ſchönen Tagen nach dem jenſeitigen Städtchen Deutz überfahren, wohin ſie ſehr fleißig wallfahrten. Ich glaube kaum, daß die Freude ſchlechtere Kinder hat, die ſie ſo ungefällig und unzierlich zeigen. Selbſt die Krüge Bier und Flaſchen Weins, die ſo fleißig die Kehlen herunter gleiten, können ſie nicht in Feuer und Schwung bringen; es bleibt immer das Eine einförmige Toſen, wovon man nur ſelten ein Wort aufgreift, und die Säfte der Reben und Gerſte, mit dem Dampf der Tobackspfeifen ſchicken ſie wohl roth und glühend, aber wahrlich nicht munterer heim, als ſie ausgingen. Einen Köllner tanzen zu ſehen, iſt vollends ein Spaß aller Spaße. Es geht ſo lahm, und mit einer ſo deſperaten Miene, daß einige Franzoſen, mit denen ich nach Deutz gezogen war, meinten: ſie ſähen aus, als würden ſie zum Vergnügen geprügelt, und wahrlich, man kann es nicht naiver und treffender ausdrücken.

An Vergnügungen und Orten des Vergnügens iſt dieſe große Stadt übrigens ſehr arm. Zwar iſt

ein Theater hier, aber dieſes iſt nun auch überdem mit Franzoſen beſetzt, die in einer Sprache ſpielen, welche hier die wenigſten noch verſtehen. Doch gehen viele Teutſche hin, um ſich ein Anſehen zu geben, vielleicht auch, es gehöre mit zum feinen Ton und zum Republikanismus, den ein jeder ſchon heucheln muß, dem es um eine Stelle zu thun iſt. Die Franzoſen müſſen indeſſen allein doch die Truppe aufrecht halten, und ſo weit geht ihre Eitelkeit und Nationalliebe, daß ſie hier ganz leidlich finden, was ſie in Frankreich ſelbſt anſpeien würden. Denn etwas Erbärmlicheres, als dieſe Spieler, kann man ſich kaum denken, und die erſten Liebhaber und Liebhaberinnen hier müßten in Paris die alten Bedienten und Gouvernanten machen. Außer dieſem Theater ſind in der Stadt einige Gärten, die ich eben ſchon genannt habe, wo aber wenig Zuſammenfluß von Menſchen iſt, obgleich ſie mit den Lauben und Rebengeländern recht hübſch ſind. Dieſe Wuth, Wein in der Stadt zu bauen, iſt allgemein. Faſt jedes Kloſter hat ſeinen anſehnlichen Weingarten neben ſich. In der Stadt ſelbſt ſieht man die Köllner und Köllnerinnen wenig ſpazieren, welche überall eben nicht ſpazierluſtig ſind. Freilich iſt die Stadt auch nicht günſtig zum Spazieren und zu weit. Am Hafen hat man bei Tage keine Ruhe wegen der Arbeiter und Kärrner, und der Steindamm iſt ſpitzig. Der hübſche Neumarkt, weil er enile

gen ist, und keine Beschauung verspricht, ist leer. Die Promenaden um die Wälle sind recht hübsch, aber auch sie zu entfernt. Wenn man den herrlichen Strom abrechnet, so ist die Gegend für eine rheinische sehr mittelmäßig; sie besteht nur aus einer fortlaufenden Sandebne, und hat keine hübsche Dörfer, noch Wälder und Büsche in der Nähe. An der einen Seite wird dieser Boden zu einer Art kahler Maremmen, wo Disteln und kümmerlich Hafer und Rocken wachsen, und jetzt ein kleines französisches Lager, Mühlheim gegenüber, steht. Man kann dieses Land mit Einem Pferde regieren, so wie ich es selbst mit einem Ochsen habe pflügen sehen, der hier wieder in seine unveräußerlichen Rechte eintritt. Was dem Kölner also übrig bleibt und was er auch ganz fleißig benutzt, ist die Fahrt an das jenseitige Rheinufer, zuweilen nach dem entferntern Mühlheim, häufiger nach dem niedlichen Deutz, welches seiner Stadt grade gegenüber liegt. Da hat er seine ganz artigen Gärtchen, Schenken und Tanzplätze, und liest, wenn er nach solchen Zeitungen fragt, die neuen Weltbegebenheiten, die dort in allen möglichen Blättern für ihn ausgelegt werden, welche hier Kontrebande sind, und freut sich, einmal etwas zu lesen, wo mitunter auf die Franzosen geflucht und geschimpft wird. Doch auch dies Vergnügen wird ihm jetzt verdrießlich und theuer gemacht. Denn er muß durchaus vom Kommandan-

ten des Platzes sich jedesmal einen Erlaubnißschein hohlen, den er mit sechs Stübern löset. Wenn es auch nicht um das Geld ist, so weiß man wohl, das Vergnügen kann solche Neckereien nicht ertragen. Dieses Deutz soll zu der Römer Zeiten ein Kastell gewesen seyn, welches die Rheinbrücke Konstantins deckte; auch im Mittelalter war es noch befestigt; jetzt ist es ein offenes Oertchen, und sticht mit seinen netten und freundlichen Häuschen und seinen breiten Gassen recht hübsch gegen das räucherichte Kölln ab. Hier ist eine reiche und schöne Benediktinerabtei, und die Industrie des Fleckens hat eine Menge Schenk- und Tanzhäuser für die Köllner angelegt, von denen das Marienbildchen das vornehmste ist. Zwischen ihm und Kölln, wie zwischen Mühlheim und dem diesseitigen Ufer ist beständig eine Schiffbrücke im Gange.

Nun noch von einer Menschenklasse, die mit der Rubrik öffentliche Vergnügungen ziemlich zusammen fällt, und die Manche schon gewohnt sind, mit den Wein-, den Kaffehäusern und dergl. aufzuzählen; ich rede von den Unglücklichen, die mit ihrem Leibe ein Gewerbe treiben. Als die Kreuzfahrer im eilften Jahrhunderte zu Trier, Kölln, Speier, und in andern Städten zur Ehre Gottes, die Juden ausplünderten und todtschlugen und die Weiber mishandelten, da, sagt man, stürzten sich viele Jüdinnen, einen Sack von Steinen um den

Hals, in den Rhein und die Mosel, um diesen Barbaren zu entrinnen; sollten sich jetzt noch wohl viele Christinnen finden, die dieses in ähnlichen Nöthen nachmachten? Ich zweifle fast. Die Zahl dieser verlornen Geschöpfe ist hier größer und ekelhafter, als an irgend einem Orte gleicher Volksmenge. Sie pflegt freilich überall da nicht am kleinsten zu seyn, wo das Priesterregiment am höchsten thront; aber hier ist des Gesindels doch eine schreckliche Zahl, hier, wo der Pöbel, welcher der Schifffahrt und dem Gepäcke dient, so groß ist, und wo in dem Winkel der Kappisbauern aller mögliche leibliche und irdische Unrath sich versteckt. In dieser abgelegenen Ecke der Stadt soll es in der Dunkelheit gefährlich seyn, sich sehen zu lassen, weil die Bootsknechte und Träger und ihr ganzer Anhang mit ihren Dulcineen dort ihr Wesen treiben, und in ihren Orgien die Fremden oft necken und zuweilen ausgeprügelt und mit leerem Beutel zurückschikken sollen. Aber auch in andern Gegenden der Stadt, besonders in einigen engern Gassen um den Dom und nach dem Rhein hin, wird man ziemlich handgreiflich von ihnen eingeladen. Doch bleiben sie selbst in diesem Leibesstudium Köllnerinnen, und ich begreife nicht, wie solche plumpe und gemeine Thiere andern, als Thieren, gefährlich werden können. Eine andre schlimmere Klasse sind die Französinnen, deren hier einige hundert eingezogen seyn sollen,

wahrscheinlich von denen, die im Palais royal und im Park zu Brüssel ihre goldne Zeit schon überlebt hatten, und jetzt hier als zu gefährliche Nebenbuhlerinnen der Köllnerinnen auftreten.

Nur noch ein Wort von den jetzigen Herrn Köllns, von den Franzosen. Ich glaube, wenn diese auch Engel vom Himmel wären, so könnten sie den Köllnern nicht gefallen, zu deren Karakter sie, wie das Feuer zum Wasser, passen, und welchen überdem alles Fremde verhaßt ist. Aber die Wahrheit zu sagen, sind sie keine Engel vom Himmel, sondern sehr irdische Geister, die um sich greifen und nehmen, wo sie es nur kriegen können. Es sind hier ganz andre Franzosen, als in Frankreich selbst, und trotz aller Verbrüderung und Gemeinschaft, wovon sich so viel Herrliches schwatzen und schreiben läßt, wissen sie wohl, in welchem Verhältnisse die Köllner zu ihnen stehen, und lassen sie es nur zu gut fühlen. Ich schelte sie darum nicht, sie sind immer noch manierlicher, als die meisten andern Völker als Sieger seyn würden, und der Druck der neuen Freiheit und Brüderschaft würde unter andern Namen nicht sanfter seyn, wenn ihn der Teutsche oder Engländer auflegte. Aber die Götter sind sie auch nicht, wie sie sich so gern proklamiren, und wie ihre schwärmerischen Freunde ihnen nachbeten und nachglauben. Sie lassen jeden, dem es beliebt, mit den Wörten spielen, und halten sich an den

reellen Dingen, deren Gebrauch ſie ſehr gut verſtehen. So human, ſo menſchlich ſie daheim ſind, ſo übermüthig tragen und betragen ſie ſich zum Theil hier, und haben es gar kein Hehl, daß ſie die Erſten ſind und ſeyn wollen, daß ſie die Teutſchen als plumpe und dumme Beſtien verachten, und ſie zum Sacktragen gut genug glauben. Kurz, die Volksleichtigkeit, die daheim aus Feinheit zurückhält, erlaubt ſich hier alles. Ich habe es mit Erſtaunen bei unſerer Wirthstafel geſehen, wo ſie ganz wider die häusliche Sitte, immer die beſten Stellen am Tiſche einnahmen, und manche Gerichter allein zu ſich nahmen, die zu den unten ſitzenden Teutſchen nicht herab kamen; daß vollends einer von ihnen, der Jahre lang hier geweſen, ein Wort Teutſch ſprechen ſollte, wäre ein Wunder der Herablaſſung. Die Köllner haſſen ſie alſo, und wünſchen lieber wieder in ihre alte gemächliche Nacht zurückzukriechen. Aeußerſt Wenige, die etwas gelten wollen, vielleicht auch im Ernſt Republikaner ſind, gehen in franzöſiſchen Sitten und Kleidern lächerlich genug einher. Schon die jungen Brüſſeler Patrioten waren zum Theil ſehr ſpaßhaft angethan, aber ein franzöſirter Köllner mit dem dreieckigen franzöſiſchen Hute, den Halbſtiefeln und dem kurzen fliegenden Zöpfchen, indem er zugleich mit franzöſiſcher Schneidigkeit und Behendigkeit umherzugehen verſucht, iſt das lächerlichſte aller lächerlichen Dinge. Daß die

Franzoſen ihre Handwerker und kleinen Krämer einführen, verziehen ihnen die Köllner Bürger vielleicht noch, aber daß ſie ihren Weibern zu ſehr gefallen, das giebt einen blutigen Haß. Das Weib folgt in der ganzen Welt dem Glanz und der Macht; was Wunder iſt es denn, wenn es in Kölln eben ſo geht, beſonders wenn der liebenswürdige und leichte Franzoſe, der ſo ſehr Herr ſeines Körpers iſt, mit dem ſchweren und unbehülflichen Köllner in Vergleichung geſtellt wird? Die ſchönſten und reichſten Köllnerinnen mit einem alten patriciſchen Vermögen, fallen in Menge den Oberofficieren und Beamten zu, welche die Republik zur Regeneration der alten Stadt ſendet. Mit ihrem Glücke nicht zufrieden, rühmen ſich dieſe Herren deſſelben öffentlich, indem ſie die Köllner nur ungeſchlachte und ungebildete Bauern nennen. Das ſetzt kein gutes Blut, wenn überdem durch die Menge neu erfundener Auflagen und Erpreſſungen alles ſchon geſpannt iſt. Es bleibt doch eine ewige Wahrheit, der Einzelne, wie ein Volk, wird in der Uebermacht ein Tyrann. Die Seltenen, die es nicht geweſen ſind, zeigt darum die Geſchichte als Wunder.

Reiſe von Kölln bis Mainz. Den 24ſten Auguſt.

Obgleich die Gegend von Kölln bis Bonn noch zu den weniger ſchönen des Rheins gehört, und man alſo eben ſo gut den Weg bis dahin zu Lande ma-

chen kann, ohne vieles zu verlieren, ſo beſtieg ich doch den 24ſten Auguſt um Mittag ein kleines Fahrzeug, um wenigſtens den Rhein von Kölln bis Mainz, wenn gleich Strom an, ganz zu Waſſer gemacht zu haben. Dieſe kleinen Böte werden von Pferden gezogen; ſie ſind ganz nett nach Art holländiſcher Treckſchaiten eingerichtet, mit Tiſchen und Bänken und netten Glasfenſtern, ſo daß man bei ſchlimmen Wetter drinnen ſeyn und alles ſehen, bei gutem Wetter ſich aber auf dem Kaſten dieſes Häuschens ſtellen kann. Man rechnet bis Bonn 6 Stunden. Die erſten viertehalb Stunden ſind meiſtens zu beiden Seiten flache Ufer, und nur in der Ferne Hügel. Rechts iſt das Ufer höher, als links, und zwar immer noch ſehr leichter Boden mit mittelmäßigem Getraide und großen Obſtgärten; die Dörfer ſtehen noch ſeltener und unanſehnlicher; links ſind ſie noch dünner, und man hat an dem niedrigeren Ufer anmuthige Fläche und mehr Weidengebüſch und Wieſewachs. Der Rhein macht etwa anderthalb Stunden von Kölln, zwiſchen den rechts liegenden Dörfern Rodenkirchen und Weiß, eine große Krümmung in den Oſten, und wendet ſich dann plötzlich wieder anderthalb Stunden mit einem ähnlichen Bogen gegen Weſten bis zu dem Dorfe Godorf, wo er einen allerliebſten Buſen macht. Nicht weit von hier rechter Hand zeigte man mir landeinwärts das Städtchen Brüel, das noch im

vorigen Jahrhundert eine Feſtung war, und eine Zeitlang den ſchlauen Mazarin beherbergte. Hier werden die Dörfer und Flecken immer dichter und ſtattlicher, und der Boden fängt an, ſich an beiden Seiten mälig zu erhöhen. Aber erſt anderthalb Stunden vor Bonn wird das Land romantiſch, und da fing auch der Himmel mit einem fernher rollenden Donner und ſeinem Regenbogen und die tiefer wandelnde Sonne an, unſer Herz mehr dem holden Gefühl der Natur und dem ſüßeren des Lebens zu öffnen. Rechts wird das Ufer fruchtbarer, und links hügeligter, und unterweilen mit Reben bekleidet; man erblickt etwas tiefer zurück im Oſten luſtige Wälder und grüne Hügel, die ganz ein älpliches Anſehen haben, und mehrere niedliche Inſelchen ſcheinen mit dem eilenden Strom vorbeizufliegen. Jezt ſieht man links grüne Hügel auf hohen Bergen (die ſieben Berge bei Bonn), und die Thürme alter Burgen; rechts beſtrahlt die ſinkende Sonne ſchöne Waldhügel und Dörfer; man macht einer anmuthigen Inſel vorbei einen Zug um eine Bucht, und iſt plözlich an den Thoren von Bonn.

Bonn.

Dieſes Städtchen, das vom Himmel mit einer der ſchönſten Lagen beſchenkt worden iſt, hatte auch mehrere wackere und biedere Fürſten erhalten, die raſtlos an ſeiner Aufnahme und Bevölkerung und

Bildung arbeiteten. Selbst die schöne äußere Natur ward dem Geist des Jahrhunderts entsprechend geschmückt, als plötzlich ein Sturm kam, der alle diese schönen Blüthen abzuwehen droht, ehe sie zur Reife kommen. Seit Max aus dem Hause Oestereich, dieser menschliche und freie Fürst, regierte, schien noch neueres und frischeres Leben sich über seine Unterthanen zu ergießen. Alle Künste des Friedens nahm er edelmüthig unter seinen Schutz, pflegte die junge Pflanze, die Universität, gab dem menschlichen Geiste, nach dem Beispiele seines größeren Bruders, seine heiligen Rechte zurück, suchte Manufakturen und Fabriken zu beleben, und zeigte sich mit Abwerfung alles Pomps, der nur der Schwäche nöthig ist, als den ersten Bürger seiner Staaten. So war das Köllnische Land eines der glücklichsten geworden, als der Krieg ausbrach, und sich verheerend über die schönen Rheinländer stürzte. Die Hoffnungen vieler Jahrhunderte sind niedergetreten. Dieses Städtchen aber, welches allein vom Hofe lebte, keine Fabriken hatte, und keinen Handel haben konnte wegen seiner größern und glücklicher liegenden Nebenbuhlerinnen, hat bei der Veränderung am meisten verloren. Mit dem Hofe ist sein Glanz und sein Erwerb dahin. Die Universität, die nie groß war, ist fast vernichtet, alle Indüstrie stocket; auch rechnet man, daß von 12000 Einwohnern, welche Bonn noch 1792 zählte, jetzt kaum 8000 mehr

übrig sind, und daß auch diese die Nahrungslosigkeit und die Forderungen des hungrigen Krieges zum großen Theil arm gemacht haben. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war die Stadt eine nicht unbedeutende Festung; allein sie ward 1717 von Joseph Klemens aus dem Hause Baiern geschleift, und das kann ihr unter den jetzigen Umständen nur lieb seyn. Dieses Städtchen liegt sehr anmuthig am Rhein, zu welchem es ziemlich steil von einem Hügel hinabsteigt, welches seinen Gassen eben keinen angenehmen Abhang, noch den Häusern die gehörige Reihung an einander giebt. Außer einigen Plätzen und den um, und anstehenden Häusern sind seine Gassen eng und spitzsteinig und schief, doch die Häuser größtentheils ganz nett und zierlich von außen anzusehen. Das churfürstliche Residenzschloß, wie andre öffentliche Gebäude, ist durch Einquartierung und Muthwillen sehr entstellt worden, und muß es immer mehr werden, da jetzt keine heilende und herstellende Hand hinzukömmt. Doch dies alles hindert nicht, daß das kleine Städtchen in seinem halbstündigen Umfang nicht einen recht freundlichen Effekt mache, besonders weil die Menschen hier schon weit heller aussehen, als die Brabanter und die nahen Köllner. Bei der Domkirche ist noch ein hübsches Lindenplätzchen für die Spazierenden, und vor den Gebäuden des ehemaligen Regiments ebenfalls. Aber das Innere von Bonn ist nichts gegen das

Aeußere, das es zu einem der luſtigſten Landſtädtchen macht, die man vielleicht weit und breit finden mag. Vor ſich nordöſtlich hat es den Rhein mit ſeinen Inſeln, ſeinem Gewimmel von Fahrzeugen und ſeinen lieblichen Ufern, und das Dorf Beuhel (vielleicht Bühl) mit netten Häuſern, Gärten und Weinbergen, wohin die fröhliche und junge Welt ſo gern von hier wallfahrtet. Weiterhin die ſchönſten Berge und den Schlangenlauf des Rheins in den Südoſt hinein mit ſeinen Ufern und den ewiggrünen Siebenbergen. Aber bei weitem der ſchönſte iſt der ſüdweſtliche Landhalbzirkel, den man um dieſe Stadt ziehen kann, und die Natur hat da Linz in Oeſterreich gleichſam noch einmal im Kleinen wiederhohlen wollen. Ein alter hoher Wall mit einem tiefen Graben läuft an dieſer Seite um die Stadt, und erinnert an die ſchrecklichen Belagerungen des vorigen Jahrhunderts. Dieſer Wall hat jetzt oben kleine Pflanzungen und Luſtgärtchen, und eben ſo iſt der weite Graben mit reichen Obſtbäumen und Früchten bedeckt. Näher außen umher laufen Hecken und elyſiſche Felder, und wenn man aus dieſen heraustritt aufs Feld, ſieht man eines der ſchönſten und lachendſten Thäler im Halbmond ausgebreitet, welches in der Entfernung einer halben Meile waldbekränzte Hügel mit Schlöſſern, Kirchen und Abteien einfaſſen. In den Gründen gukken nette Dörfer mit ihren Kirchthürmen und weißen

Schornſteinen hervor, oder ſie ſchimmern reicher dem Auge vom Abhange des Hügels herab. Schöne Alleen und Steige, mit Bäumen eingefaßt, führen in dieſes reizende Thalland, das ſie freundlich mit der Stadt verbinden. Südlich an der Stadt, vor dem Pallaſt des Fürſten ſind ſchöne Promenaden aus Linden und Ulmen, mit Hecken und Gebüſchen durchdunkelt, durch welche man frei aufs Feld und in die Weinberge geht, und von denen man den ganzen Lauf des Rheines vor ſich ſieht. Von dieſem rechts vor dem Eingange in die Stadt iſt ein feiner Garten mit dunkleren und duftigern Lauben, mit Blumenbeeten und Gängen; und andre Privatgärten laufen mit kleinen Schneckenhäuschen der Freude unter ihm zum Rhein hinab. So liegt die freundliche Stadt in einem lieblichen Kranz, wie eine ländliche Braut, die einfältig und unſchuldig es kaum zu wiſſen ſcheint, wie ſchön ſie iſt.

Ich wandte den größten Theil des folgenden Tages zu Ausflüchten auf das umliegende Land des dieſſeitigen Ufers an, und muß, ehe ich auf immer vom Rheinſtrom ſcheide, doch noch ein Wörtchen von dieſer reizenden Gegend und einigen Merkwürdigkeiten ſagen. Mein erſter Gang ging nach dem niedlichen Luſtſchlößchen Vinea Domini, welches dicht am der Promenade, von Reben umpflanzt, nahe am Ufer des Rheins liegt. Dieſe niedliche Villa iſt ſo nahe, daß ſie nur noch einen Theil der

Promenade auszumachen scheint, von der man sogleich in ihren Weinberg durch ein offenes Thor eintritt. Ich hielt mich an diesem Plätzchen nicht auf, sondern gab ihm nur einen Morgengruß, und eilte dann auf das alte Schloß Godesberg, das eine Meile von Bonn liegt; ich war schon um 9 Uhr an seinem Fuße, indem ich immer sanft am Berge und an den Ufern des Rheins, die sich hier stufenweise heben, hingewandert war. Es war einer der schönsten Morgen, als ich die alte Burg bestieg. Sie soll vormals sehr fest gewesen seyn; lange hielt sie zur Zeit der Reformation standhaft für den reformirenden Erzbischof Gebhard, dessen Nachfolger, Ernst von Baiern, die Festungswerke zum Theil zerstörte. Das schönste ist ihre Lage, welche den Rhein und die Siebenberge gegenüber, Siegburg, Königswinter, Lanzhausen und andere Schlösser und Abteien in der Nähe und Ferne mit den mahlerischesten Ansichten zeigt. Hier genoß ich einen schönen Vormittag, und hieher würde ich oft wallfahrten, wenn das Glück mich hätte in Bonn gebohren werden und wohnen lassen. Die Tradition sagt, hier sei in der Vorzeit eine römische Gottheit verehrt, ich glaube, Merkur, und davon soll der Ort bis diesen Tag der Godes, oder Gottesberg heißen. Im Rhein liegt die liebliche Insel Nonnenwörth mit einer Abtei, und dieser gegenüber unweit Oberwinter, die Rolandseck, wo der berühmte Paladin

in einem Stübchen ſeiner Burg lange um ſeine Liebe geſeufzt haben, und oft, wie einen Strahl des Himmels, einen freundlichen Blick aus ihrem Auge empfangen haben ſoll, wenn ſie zum Morgengruß ihm das Fenſterchen ihrer Zelle öffnete. Denn in die Abtei zu Nonnenwörth ſteckte man fern von ihm ſeine ſüße Liebe weg; er baute ſich gegenüber am Rhein eine Hütte, oder ein Schlößchen und ſah ſeine Vielgetreue, bis der Tod ihm die Augen ſchloß; und bis heute heißt die Stätte, wo er ſchaute und verging, Rolandseck. Ach! wohl wäre das Inſelchen zu einem Sitz der Liebe gemacht! Gott gebe, daß ſich für die Nonnen bald einige Pfäffer und Gärtner einniſten und Kinder zeugen und Bäume pflanzen mögen! Am Godesberg unten iſt der Geſundbrunnen Draitſch, deſſen Waſſer ganz vorzüglich ſeyn ſoll, und deſſen Gegend ihn ſicher zum angenehmſten Brunnen in Teutſchland machen würde. Max fing an, alles zu ſeiner Aufnahme in Thätigkeit zu ſetzen, mehrere hübſche Gebäude wurden aufgeführt, Wege geebnet, zierliche und niedliche Promenaden für die Beſuchenden ausgeſonnen, als der Krieg kam und auch dieſe ſchöne Anſtalt unterdrückte. Jetzt ſteht alles einſam und unbeſucht, und das Dörfchen Draitſch und Bonn ſehen alle ihre Hoffnungen vernichtet. Ich ging von hier wieder am Rhein zurück, und Bonn vorbei, um mit einem Spaziergang nach dem Schloſſe Poppelsdorf und

dem Kreuzberge meine Wallfahrt zu beſchließen. Nach Poppelsdorf, einem freundlichen Luſtſchloſſe, eine ſtarke Viertelmeile von der Stadt, führt eine ſchöne doppelte Allee. Es iſt eine ſanfte und milde Gegend, und ſchönes fruchtbares Kornfeld, mit Bäumen durchſchnitten und hie und da mit einigen Reben bepflanzt. Hinter Poppelsdorf liegt ein großes Dorf gleiches Namens, und nicht weit davon eine ähnliche Villa in noch kleinerem Geſchmack, die Baumſchule, oder la pepinière. Indeſſen nicht um dieſe zu ſehen, die bei der Leere und Oede, worin ſie ſtehen, ſehr gelitten haben, war ich wieder feldein gewandert, ſondern um eine Wallfahrt nach dem berühmten Wallfahrtsort Kreuzberg zu machen, nach deſſen Höhe meine Füße und Augen läſtern waren. Es iſt eine Kapelle hinter Poppelsdorf auf einem ſtattlichen Berge, wohin aus der ganzen Gegend gewallfahrtet wird. Eine ſchöne Treppe aus weißem Marmor führt hinauf, welche die Frömmigkeit die Heilige nennt; dieſe darf man mit Füßen nicht betreten; ſondern bloß die Knie und der Hintere haben das Recht, ſie hinauf- und hinabzurutſchen; zu den Seiten indeſſen ſind andere Steige für die, ſo weder die Luſt, noch die Zeit haben, dieſe fromme und langſame Schneckenpoſt hinanzukriechen. Die Kapelle iſt ſehr hübſch, doch ſollen die Diener derſelben manche Weihgeſchenke verſteckt haben, die ſonſt zur Ermunterung und Freude frommer Chri-

ſten hier hingen. Ein Mann, der ſich zu mir drängte, erzählte mit heiligem Entſetzen, der Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg habe hier ſein Hauptquartier gehabt, als er im Jahr 1689 das von den Franzoſen beſetzte Bonn belagerte. „Da ſpottete der Herr, der ein ſchlimmer Ketzer war, einiger frommer Wallfahrer, und ſagte, die Mönche ſeien mit dem Teufel im Bunde, darum beherrten ſie die Welt; aber er ward von Stund an krank und lag einige Tage elendiglich, und ſeitdem kam er nichts wieder hieher.“ Ich lachte der frommen Einfalt, und weidete mich im Abendſonnenſtrahl an der herrlichen Ausſicht, die wegen der weitern Entfernung, ſo wohl hinter, als vor mir, über den Rhein viel ausgebreiteter und unbegränzter war, als die von Godesberg. Nachdem ich ſo eines ſchönen Tages und eines milden Abends genoſſen, ging ich bergab, und machte ſchnell meinen Rückweg nach Bonn, wo in meinem Gaſthofe viel Jubel und Spektakel war, der einen einſam genoſſenen Tag lärmend genug endigte.

Es waren nemlich von Kölln und Aachen franzöſiſche und teutſche Kaufleute, Officiere und Kommiſſäre mit Weibern und Seitenweibern eingerückt, um morgen auf verſchiedenen Wegen zu Waſſer und zu Lande nach Koblenz und Mainz abzureiſen, wo grade die Meſſe bevorſtand. Dieſe, mit einer Zeche, wie ſolche Leute ſie wohl halten können, nicht zu

frieden, waren endlich durch das zufällige Eintreffen einer Bande Fiedler zu einem Tanz angefeuert worden, zu welchem ſich einige der Bonner und die Töchter des Hauſes nebſt einigen ſchönen Nachbarinnen (denn die Bonner Mädchen ſind nicht häßlich) geſellt hatten. Die Männer und ihre Begleiterinnen hatten im guten Rhein- und Moslerwein ſchon die Köpfe befeuert, der wilde Tanz und der ſchnelle Walzer that das Uebrige. Ich glaubte mich hier noch einmal in die Tanzkeller des Palais royal verſetzt, und anfangs ergötzte es mich. Aber am Ende ging es ſo über die Schranken des Anſtands, daß es für einen Zuſchauer nicht auszuhalten war, und daß ſelbſt mehrere der Anweſenden und der Wirth ſelbſt ihr Misfallen laut äußerten. Ich machte mich, ſolcher Scenen ſeit langem müde, bald aus dieſem Tollhauſe, und kroch in mein einſames Kämmerlein, ſah noch einmal die ſtillen Fluthen des Rheins, die ein fliegender Drache erhellte, und legte mich dann zur Ruhe.

Den 26ſten Auguſt des Vormittags um 9 Uhr war unſer Schifflein für Koblenz fertig, und ich ging mit der Geſellſchaft an Bord, um hinfort bis Mainz ein Paradies zu durchſchwimmen, in unſrer langſamen Bergfahrt jedes Schöne und Merkwürdige der Geſtade des Stroms deſto reitzender und ſchöner genießend und nach jeglichem bei den kundigen Schiffern deſto beſſer fragen könnend. Vor

allen nun zuletzt einige Worte von meiner Gesellschaft. Jedes Ding hat seinen Haken, eine Gesellschaft, die munter seyn soll und schwungreich, hat darf der Weiber. Wer war froher, als ich, als ich bei'm Ausgange aus dem Rheinthore deren erblickte, und zwar recht leidliche und Eine schöne! Es waren zwei junge Frauen mit kleinen Kindern und zwei Mädchen in ihrer Begleitung, alle das Wort der Franzosen bestätigend: les Allemands ont de belles femmes. Aber meine Freude ward mir verdorben. Sie waren freilich Töchter Germaniens, aber vielleicht schon zur Hälfte durch Heirath Französinnen; wenigstens zogen sie den ausländischen Flitter vor, und krächzten lieber elend französisch, als seien sie dadurch eines Kopfes höher als wir. Ich ärgerte mich, sprach nur aus Höflichkeit mit ihnen in fremder Zunge, hielt mich mehr zu den Männern und zu der herrlichen Natur, deren Wunder mich heute entzücken sollten. Es waren fast alle Männer wieder mit mir zusammen, die von Kölln nach Bonn mit mir gingen. Voran stehen zwei halbe Marblerums, die aus Rotterdam, wo sie lange gewohnt haben, ins Wirtembergische gehen, um eine große Lederfabrik und Gerbereien auf englischem Fuß anzulegen. Diese Burschen, die schwäbische und holländische Treuherzigkeit in einander gemischt hatten, machten mir vielen Spaß, und ich sprach mit ihnen plattteutsch, womit ich ganz

gut fertig ward, da ſie ein Gemiſch vom Holländiſchen und Teutſchen hatten. Außerdem waren noch da zwei Pfälzer Kaufleute, artige Männer, ein junger bleicher Gehlſchnabel, der nichts als artig ſeyn konnte, und zwei Huſaren von Chamboran, die ſich im Winter in Brabant mit den Aufrührern herumgeſchlagen und Wunden geholt hatten. Ihre Erzählungen von den gegenſeitigen Grauſamkeiten, und vom Todtſchießen und Einkerkern der Bauern machten mir Schauder. Der eine, ein Elſaſſer, (Teutſche waren ſie beide) hatte ein recht menſchliches Weſen, und jammerte mich unendlich; denn noch war ſeine rechte Hand von einer Flintenkugel unbrauchbar. Ich rieth ihm, ſich mehr in Acht zu nehmen, zu Hauſe zu gehen und einen vernünftigen Arzt zu brauchen. Da meinte er, das ließe ſich jetzt nicht mehr machen; ſeine Aeltern, die ihn erſt vor drei Jahren mit einem zerſchoſſenen Bein drei Monate lang in Schwalbach unterhalten hätten, ſeien ruinirt, und hielten kaum das väterliche Gütchen: „Und," ſetzte er naiv und lächelnd hinzu, „ſoll der Menſch hier nicht ein bischen leiden, da Gott ſo viel am Kreuze für uns gelitten hat? die hier den Schmerz haben, werden dort im Himmel glücklich ſeyn." Ich freute mich des wackern Jünglings und lächelte ſeines Glaubens, für deſſen Sache er doch wahrhaftig nicht den Säbel führt. Dieſer Huſar, mit dem ich auch von Koblenz die

letzte Fahrt nach Mainz machte, ward bald mein bester Freund. Er war unstreitig der erste Mensch von uns, und hatte das meiste Menschliche erfahren. Eine zweite Erzählung, die er mir auf der zweiten Reise mit Thränen gab, machte mir ihn noch interessanter, so wie es sein Schicksal auszeichnet. In der Riesenschlacht bei Gemappe macht er einige Gefangne von den Kondeern, von denen der letzte nur dann sich ergiebt, als er mit seinem verwundeten Arm nicht mehr den Säbel führen kann. Als er diesen Gefangenen näher besieht, so ist es sein Bruder, der zu Mirabeaus, des Dicken, Legion übergegangen war. „Ich konnte ihn, sprach er, nun nicht mehr laufen lassen, sondern er ward mit den andern Gefangenen fortgeführt, und, so sehr ich bat, so sehr die Officiere selbst baten, ihn laufen zu lassen, den folgenden Morgen mit andern Ueberläufern erschossen. Wir hatten damals eine schlimme Zeit, jetzt hätte man ihn mir wohl geschenkt."

Hinter Bonn beginnt nun das, was man eigentlich eine Rheinfahrt nennen kann, wenn man dabei an die schöne und erhabene Natur denkt, welche diesen stattlichen Strom von seiner Wiege in den Schweizergebirgen bis hieher begleitet. Die Berge steigen hier allmälig, und binnen Einer Stunde ist man in einer der schönsten Rheinbuchten, die man nur denken kann. Rechts steigen aus dem Thale

und über den Thürmen des Schloſſes Godesberg die Ufer mit Einem Male hoch und grün empor, und links hat man die ſanft anlaufenden Alpenhöhen mit ſieben großen und mehreren kleinern Bergſpitzen, die man die Siebenberge bei Bonn heißt. In dieſen Bergen ſind Kupfergruben und Steinbrüche, die man die Steinbrüche von Königswinter heißt, wo die Steine zum Theil noch feiner bearbeitet und dann eingeſchifft werden. Welch ein Anblick iſt dies über dem herrlichen Strom, und wie glänzen die Rieſenköpfe im Strahl der jungen Sonne! An ihrem äußerſten ſchroffſten Auslauf über dem Strom, wo ſie eine ſteile Wand bilden, welche durch das Moos und das Grün das kahle und graue Geſtein zeigt, hängen die Trümmer des alten Schloſſes Drachenfels majeſtätiſch herüber, und in weiter Ferne die höhere Löwenburg, die Wolkenburg, der Strombberg, die nebſt ihren kleineren Brüdern zum Theil auch Trümmer alter Feſten zeigen. Links hat man jetzt ſelten noch Weinberge, weil der Höhe die Sonne fehlt, welche auf das jenſeitige nördliche Ufer fällt, wo auch meiſtens die niedlichſten Dörfer ſind, die auf der ganzen Fahrt häufiger aus Ziegeln und Schiefer, als aus Leimen und Stroh beſtehen. Nach dieſem erſten romantiſchen Aufſchwung ſenkt man ſich links und hat nun fortlaufend nur Weinberge und Obſtpflanzungen, mit kleinen Streifen Korns (denn auch hier iſt dieſes Jahr alles ſpät

und Eppuſch untermiſcht, und im Hintergrunde Wald. Links liegt diesſeits unten im Siebengebirge der groſse und ſchöne Flecken Königswinter, und jenſeits das nette Dorf Hunſen oder Honnef, welches einen der beſten Bleicherte erzeugt. Rechts über Honnef fuhren wir dicht unter der Rolandseck hin, wo die Trümmer vom Schloſse des Paladins nahe über die Fluth ſich hinbeugen. Dies iſt eine reizende Stelle des Rheins, der alles Groſse und Schöne hier verſammelt zu haben ſcheint. Zwiſchen dieſen erhabenen Geſtaden liegen nemlich drei Inſeln, von denen die gröſste der Nonnenwörth mit ihrer Abtei und ihren Pappeln, Ulmen und Weiden ruhig und freundlich in dem ſtrudelnden Strome da liegt; zwei kleinere Eilande drängen ſich zwiſchen ſie und Rolandseck ein, nemlich der Grafenwörth und der Rolandswörth gleich unter den Ruinen. Wie gern wäre ich hier auf einen halben Tag gelandet, doch wir flogen vorüber, und wandten uns mit unſerm Nachen durch eine lübliche Bucht gegen Unkel, wo wir um eilf Uhr arbeiſtreiften. Es iſt ein nettes Dorf am linken Ufer, wo man viele Baſaltſteine gräbt, aber anmerkwürdigſten iſt es dem Reiſenden durch den Unkelſtein, der freilich in unſern Tagen mit manchen andern Weſpenſtern vieles von ſeiner Furchtbarkeit verloren hat. Es ſind zwei Steine, die bei jetzigem niedrigen Waſſer etwa zwei Ellen darüber hinaus

ſehen, ſchichtenweiſe, als ſeien ſie gemauert. Man lenkte unſre Jacht mitten zwiſchen ihnen durch, und erzählte von zwei Hexen, welche den Schiffern alles mögliche Herzeleid anthun ſollen. Da ſei nichts kräftiger, als der fromme Gedanke und die Kniebeugung vor dem Gekreuzigten im Felſen. Rechts nemlich, Unkel gegenüber, liegt das ſchöne Kloſter, der Apollinarisberg genannt, hoch thronend über dem Rhein, und unter ihm hat man eine tiefe und weite Niſche in den Felſen gehauen, wo Chriſtus mit den Schächern und den gewöhnlichen Zuſchauern unten am Kreuz mit ſehr hellen Farben gemahlt iſt. Und noch jetzt beugten ſich Kniee, und Hüte flogen und Worte ſumſeten, während die Köpfe franzöſiſcher Soldaten oben aus den Fenſtern des Kloſters guckten, und Officiere auf ſeinen zwei Erkern den Rauch ihrer Pfeifen über den Rhein bliesen, und unſer Steuermann, der alte Michel, ſein „Komm Schätzchen bei der Nacht, die die Herzen luſtig macht“ ſang. Einen Schabernack erlaubten ſich indeß die Waſſernixen, indem ſie einer unſerer ſchönen Begleiterinnen den Hut abwehten, der mit ſeiner koſtbaren Agraffe und ſeinen Federn wie ein kleines Boot den Strom abwärts ſchoß. Dies machte mich auf meinem Borde, wo ich gewöhnlich ſaß, etwas vorſichtiger; ich bedachte, daß ich ſchwerlich ſo oben ſchwimmen würde, und nahm eine etwas behutſamere Stellung. Die Gegend war einige

Stunden weniger erhaben, und die Ufer steigen sanfter hinauf. Links hat man Weinberg auf Weinberg und Obstgärten auf Obstgärten, rechts flachere Ufer und buschigtern Bord. So kamen wir um zwei Uhr Nachmittags zu Breißig, unweit dem alten Schlosse Rheineck an. Gleich hinter Unkel liegt rechts das alte Städtchen Rheinmagen oder Remagen, und links das Dörfchen Erpel, über welchem ein zerspaltterter Basaltberg hoch empor läuft, der die Erpeler Leye genannt wird. Leye nemlich heißt ein Schieferberg, und die einzelnen Platten und Steine heißt man daher Leyensteine. Dieser Berg ist beinahe bis an die Hälfte mit Weinstöcken begrünt, die einen trefflichen weißen Wein geben sollen. Bald kömmt man rechts dem Städtchen Sinzig gegenüber, bei welchem die kleine reißende Ahr in den Rhein fällt, deren Ufer, so weit die Augen reichen, zu beiden Seiten mit Reben bepflanzt sind, die einen guten Bleichert liefern sollen (so heißt der blaßliche rothe Rheinwein). An der linken Seite liegt das Städtchen Linz mit den Trümmern der Schlösser Dattenberg und Ockenfels, und dem schönen Argenfels und dem freundlichen Dörfchen Hönningen in seinen Weinbergen und Gärten. Hier zwischen Breißig und Linz wird die Natur plötzlich kühner und erhabener. Die Ufer steigen hoch und steil empor, und hoch oben liegt das schöne und wohl erhaltene Schloß Rheineck, und auch

links treten die Berge ſchroff und ſteil ans Ufer und zeigen unter ihnen die lieblichſten Weinberge. Der Rhein läuft hier grade wie ein Pfeil fort und bildet in der Entfernung durch ſeine gähen Ufer ein wunderſchönes Felſenthor, das von Breißig aus wie ein durchgehauener Berg ausſieht. Auf der ganzen Fahrt habe ich keine ſo weite Ausſicht den Strom entlang gehabt, als dieſe, es ſei denn die flache und ſeeähnliche hinter Bingen. Schroffe Berge, romantiſche Felſengruppen wechſeln mit kleinen Einſchnitten und Thälern, die Weinhügel und Dörfchen zeigen; und, um alle dieſe Reize noch zu erhöhen, ſchwimmen mehrere freundliche Eilande im Strome, der zwiſchen ſeinen engen Felſenufern brauſend und zürnend fortſchießt. Vorzüglich ſchön ſind links die Trümmer von Oberhammerſtein und die vorſpringenden Felſenzacken, die in ihrer ſchwarzen Herrlichkeit einander gegenüberſtehn, und die Kluft zwiſchen Ober- und Niederhammerſtein machen. Am rechten Ufer bei Brohl und Fornich luden mehrere Böte Tuffſtein ein, aus dem die Berge dort häufig zuſammengeſetzt ſind. Dieſer Bauartikel geht häufig nach Holland, wo er durch die Menge Rheinzölle und Fracht allerdings nicht am wohlfeilſten ſeyn kann. Auch hier mauert man ſehr häufig damit. Den gemahlenen und germürſeten Tuffſtein nennt man Traß. Er ſoll mit Kalch gemiſcht einen äußerſt feſthaltenden Mörtel geben, und vorzüglich anwendbar

bei Mauern seyn, die an, oder im Wasser stehen, weil er eine fast eben so unvergängliche Mauer giebt, als die terra puzzuolana, wodurch auch kein Tropfen Wasser durchsiepern kann.

So schwammen wir lustig bei dem Schieferdachstädtchen Andernach ein halbes Stündchen an. Man rechnet diese Stadt gute fünf Meilen von Bonn. Sie ist altfränkisch und räucherig. Ich ließ mir den Wein, der an ihren Hügeln wächst, gut schmekken, indem ich Heilbrunner Wasser darauf goß, mit dem er wie Champagner brauste. Es sind nemlich hier in der Nachbarschaft zwei Gesundbrunnen, der Heilbrunner und der Tönniesbrunn, deren Wasser ausgeführt werden. Auch Tuffstein und Mühlensteine lagen in Menge am Rhein aufgehäuft nebst großen Stapeln irdener Kruken, die vom linken Ufer kamen. (Ich nenne die Ufer nach meiner Bergfahrt, wie sie mir links und rechts sind.) Vor der Stadt unten am Rhein steht ein stattlicher hoher Thurm, der ihr noch einiges Ansehen giebt, und am südlichen Theile liegen die zerfallenen Trümmer eines alten Schlosses. Von hier bis Koblenz, welches zwei starke Meilen sind, geht der Rhein mit mehrern Krümmungen östlich, so daß er am rechten Ufer einen Halbmond bildet, bis er nahe vor Koblenz wieder südlicher läuft. Die Ufer sinken wieder, und die hohen Berge treten weiter ins Land zurück. In einer lustigen Gegend stieß man

ſanft eine halbe Stunde bis Neuwied fort, welchem die kleine Nett gegenüber in den Rhein fließt. Hier wird alles auf beiden Seiten zur Ebne. Rechts iſt eine weite Fläche, die mit entfernteren dämmernden Bergen zur Seite ſo bis an die Moſel und Koblenz fortläuft; links hinter Neuwied ſteigt im ſchönſten Halbmond ein paradieſiſches Amphitheater mit Wieſen, Kornfeldern, Reben, Wäldern und Schlöſſern, Thürmen und Klöſtern allmälig zum Gebirge empor. Die Stadt ſelbſt hat gar eine freundliche Lage, ſo wie die umliegende Landſchaft. Vorn an hat man Wieſen mit einer ſchönen Allee lombardiſcher Pappeln, dann kömmt der ſchöne Garten und Pallaſt des regierenden Fürſten, an welchen ſich die kleine nette Stadt anſchließt, mit ihren lichten und graden Gaſſen, die auf den Rhein laufen, und durch die man klar ins ferne Waldgebirg ſchauen kann. Dieſes Städtchen iſt etwa hundert Jahre alt, und war unter dem Schutz ſeiner Fürſten, die allen Religionsverwandten einen ruhigen Wohnſitz neben einander erlaubten, luſtig empor gewachſen, und durch ſeinen Wohlſtand und ſeine Fabriken und Manufakturen berühmt, als der Krieg ausbrach, der viele arm gemacht, viele auch vertrieben hat. Die ganze Gegend iſt mit Leichen gedüngt worden, und mehrere leer ſtehende Häuſer zeigen noch die Wunden, die ihnen geſchoſſen worden ſind. Kaum iſt man der Stadt vorbei, ſo kömmt die bekannte In-

ſel im Rhein, woran ſich der Brückenkopf ſchloß. Sie liegt kahl und zertreten ohne einen Strauch da, hat aber noch deſto mehr Verſchanzungen und Palliſaden, und an beiden Ufern die Batterien. Hier wurden unſre Huſaren munter und erzählten ihre Leiden und Freuden und einige Gemetzel an dem linken Ufer, wobei der eine mitten drinn geweſen war. Wir hatten nun bald links das ſchöne Dorf Weiſſenthurn, welches vielleicht von ſeinem hohen viereckigen Thurm den Namen haben mag. Hier iſt die Gränze des Köllniſchen und Trierſchen. So ſchwimmt man an niedrigen Ufern zwiſchen Inſeln und Weinbergen und Kornfeldern fort immer in den Oſten hinein, indem das linke Ufer mit ſeiner ſchönen Landſchaft ſich immer noch erweitert und das rechte wieder etwas mehr ſteigt, wie man ſich Koblenz nähert. Man ſieht links die ſchönen Schlöſſer Montrepos, Sayn, Rommersdorf auf hohen Berghügeln, rechts kömmt man an das ſtattliche Dorf, kalten Engers. Bald macht der Rhein nun wieder eine mehr ſüdliche Wendung, und ſeine linken Ufer ſteigen und laufen immer höher und höher aus. Die Thäler und Klüfte ſind unbeſchreiblich lieblich, Weinberge, Obſtbäume wie geſäet, kleine Bäche, luſtige Dörfer, die mit dem Abend nach und nach in Schatten verſinken, und deren Thürme und Schornſteine man nur noch ſieht, und die mit ihren Glocken und Dreſchflegeln an die

Melan-

Melancholie des Abends eintönen. Es ist hier die romantische Gegend der Ruhe und Freude zwischen den grünen Hügeln, den Klöstern zu beiden Seiten und an den Bächen, die durch das Thal ihrem großen Herrscher zurieseln. So ist man bis Kesselsheim gekommen, der Krone dieses Rheinufers. Zwei schöne grüne Inseln, von denen die eine der Niederwörth heißt, mit Gebüsch und Heuhaufen und Häusern und einem Kloster, laufen lang neben einander im Strome fort. Jenseits zur Linken ist ein bunter Grund mit tiefen Einschnitten im Gebirg. So folgen die Klüfte und Thäler des Ufers, bis der Strom bei dem freundlichen Dorfe Neuendorf sich gleichsam dem Empfange der Mosel zubeugt. Man staunt schon halb in Nacht das thürmende Ehrenbreitstein an, und schwimmt unter seinen unbezwinglichen Felsen auf Rhein- und Moselwassern an die Stadt an. Ich nahm mit dem bessern Theil der Gesellschaft bei den drei Schweitzern am Ufer des Stroms mein Quartier.

Koblenz und seine Gegenden.

Sie ist unstreitig eine der ältesten Städte Teutschlands, und schon Ammian Marcellin redet von einem Kastell bei Confluentes. So nannte man nemlich die Gegend, wo die Mosel und der Rhein zusammenfließen, und davon bekam die Stadt in dem Munde der teutschen Sprache den Namen Koblenz.

Dem ungeachtet ſteht ſie jetzt nur noch an Einer Seite, nemlich an der Moſel hin, antik aus, und ſie war auf dem Wege, ſich immer mehr zu verjüngen, wenn ihr dieſe blutige und umkehrende Zeit nicht ſo in die Queere gelaufen wäre. Was aus manchen dieſer rheiniſchen Städte werden muß, wann ſie vielleicht aufhören, Reſidenzen beſondrer Fürſten zu ſeyn, das kann ihnen jeder leicht vorherſagen. Ich will nun ſo in und um die Stadt umherſpazieren, und erzählen, was mir gefallen und merkwürdig geſchienen hat. Zur Vorrede will ich aber doch ſogleich ſagen, daß ich in dieſem Koblenz am liebſten wohnen mögte von allen rheiniſchen Städten, die ich bisher geſehen habe. Sie hat eine der reizendſten und luſtigſten Lagen von der Welt, und wir wollen ſehen, wie der Koblenzer und der Fremde ſeine freien Stunden benuzen kann, um der ländlichen Natur in ihrer ganzen Fülle und Lieblichkeit zu genieſſen.

Nordöſtlich hat die Stadt den Rhein und die Moſel. Der erſte zeigt ihr gegenüber die ſchönſten Weinberge und Dörfer, und das Felſenneſt Ehrenbreitſtein mit ſeinem anmuthig bebauten Thale, wohin man auf der wandelnden Schiffbrücke leichte Promenaden machen kann. Wie gern hätte ich oben auf dieſen ewigen Felſen geſtanden, aber das iſt einem Fremdling jetzt nicht vergönnt; Glück genug, wenn man nur überall ans andre Ufer hinüber darf.

Dieſes Ufer mit dem herrlichen Strom könnte allein einer Stadt ſchon den Namen der Schönen verdienen, wenn man die Luft und das Gewimmel der Rheinfahrt noch dazu nimmt. So konnte ich bei meiner Ueberfahrt nur von unten zu den natürlichen und künſtlichen Mauern dieſer unüberwindlichen Feſtung hinaufſehen. Die Häuſer am Fuß des Berges längſt dem Strom nennt man nur das Thal, oder das Thal von Ehrenbreitſtein; über dieſem hübſchen Thale liegt auch die alte Reſidenz der Churfürſten von Trier nebſt ſeinem Umhang; aber alles das ſehr verödet; weil es ſeit der Regierung des jetzigen Fürſten nicht mehr bewohnt worden iſt. Sanft und mild iſt die kleine Landſchaft hinter dem Thal, oder vielmehr der in die Berge einlaufende Sack des Thals mit Bäumen, Reben und einem Sauerbrunnen, deſſen Waſſer man nebſt Selterſer in Koblenz unter den Wein gießt. Ach! es kann einen doch jammern, daß dieſe ſchönen Ufer von einander geriſſen werden ſollen! Jetzt iſt dieſes Thal ein Sitz des tiefſten Friedens, da keine Kugeln mehr herumfliegen. Man proviantirt die Feſtung von Zeit zu Zeit und behauptet, erſt vor einigen Monaten ſei von der Landſchaft für 6 Monate Proviant zuſammen und hinein gebracht; es ſei aber vielleicht nicht für 14 Tage da, ſo fleißig gehe der Handel hinten wieder hinaus. Will man dieſe Ueberfahrt nicht machen, ſo wandert man ſogleich

aus der Stadt den Rhein entlang, hat drüben immer die lustigsten Dörfer und Weinberge, und ferne hin Schlösser und Thürme und Berge, und diesseits Gärten, Felder und Obstbäume; bald kömmt man an die niedliche Rheininsel, den Oberwörth, ein Gegenstück zum Niederwörth am andern Ende der Stadt. Diese liebliche Insel hat Büsche und Wiesen und Felder, und ihr sonst prächtiges Nonnenkloster liegt in seinen Trümmern traurend da. So geht man fort, bis das Ufer sich eng einschließt, und schont einen kleinen Schweiß nicht, den Berg zu ersteigen, von dem sich die schöne Welt in einer weiten Aussicht über die große Gegend, die alten Thurmzacken am Strom, über die Stadt und die beiden Ströme elysisch aufthut. Ich habe auf seinem grünen Rasen zweimal recht angenehme Stunden verträumt. Man lasse nun die der Stadt nähere Karthause noch unberührt, und gehe so südwestlich eine gute halbe Meile von der Stadt auf ihm fort, bis man an die Mosel gelangt, die zuerst südwestlich von der Stadt fließt, und dann auf einmal eine südliche Wendung nimmt, und in dieser Schlingung durch hohe Berge am jenseitigen Ufer die anmuthigsten Weinberge, nette Dörfer und Waldufer, und in der Ferne den Hundsrück zeigt, von dem die hieher auslaufenden hohen Bergufer noch Fortsetzungen sind; denn man nennt das Gebirge einige Male hinter Koblenz südlich schon den Hunds-

rück. Von dieſem Berge geht man nun in den Weſten hinein, an den ſchönen Ufern der Moſel fort, und wendet ſich alsdann nördlich mit ihr der Stadt zu, bis man auf ihre Brücke kömmt, wo man ſo gern Stillſtand macht, um die Vermählung der Ströme und Ehrenbreitſtein mit ſeinem ſchönen Ufer aus einem andern Standpunkte zu ſehen. Dann geht man jenſeit hinüber, und kann am Rhein herum eine halbe Stunde bis Keſſelsheim einen entzückenden Spaziergang haben. Der Fremde geht auch nach gerade von der Brücke hinauf einige hundert Schritt zur Anhöhe, um das Blockhaus und die Batterien zu ſehen, aus welchen man ſich mit Ehrenbreitſtein kanonirt hat, ehe es durch Hunger fiel. Eine Merkwürdigkeit hier ſind noch die Gräber zweier franzöſiſcher Generale, die zugleich edle Menſchen waren. In den Verſchanzungen ſelbſt liegt Hoche, einer der ſchönſten und edelſten Menſchen, welche ſein blutiges Jahrzehend auszeichnen. Er hat ſtatt eines Monuments bloß eine hölzerne Skizze von dem zu hoffenden ſteinernen Monument. Es dient einſtweilen der Wache zur Decke. Einige Soldaten lagen auf ſeinem Hügel, worüber dieſer hölzerne Schuppen geſchlagen iſt, und welcher keinen Grashalm hat, und ſchnarchten; ein recht ſoldatiſches Lager und die gebührende Geſellſchaft des Tapfern, deſſen Aſche hier liegt. Außerhalb den Verſchanzungen nördlich, einige hundert Schritte im freien

Felde, ſteht das ſteinerne Denkmal des General Marceau. Ein niedriges hölzernes Staket läuft rund herum, um es zu ſichern; aber Menſchen und Thiere hatten ſchon ihren Schmuz hinein gemacht, weil die Thüre ausgeriſſen da lag. Es iſt eine Pyramide aus röthlichem Granit, drei Mannslängen hoch, und ich will die Worte der vier Seiten herſetzen, weil die Begebenheit ſo neu iſt. Gleich am Eingange an der Weſtſeite lieſet man:

Westen.

Ici
Repose
Marceau
Né à Chartres
Departement d'Eure et Loire
Soldat à XVI ans
Il mourut
En combattant
Pour sa patrie
Le dernier jour de l'an IV
De la Republique françoise
Qui que tu sois
Ami ou ennemi
De ce jeune
Heros
Respecte les cendres

Osten.

Il vainquit
Dans les champs de Fleurus
Sur les bords de l'Ourthe
De la Roer de la Moselle
Et du Rhin
L'Armée
De Saubre et Meuse
A son brave General
Marceau

Süden.

Je voudrais
Qu'il m'en eut couté
Quart de mon sang
Et vous tinsse en santé
Mon prisonnier
Quoi que je sache que
L'empereur mon maitre
N'eut en ses guerres
Plus rude ni facheux ennemi
Mémoires du chevalier Bayard
Allusion aux paroles
Du General autrichien Baron de Kray

Norden.

L'armée
De Sambre et Meuse
Apres sa retraite
De la Franconie
Quittait la Lahn
Le General Marceau
Commandait l'aile droite
Il étoit chargé de couvrir
Les divisions qui defilaient
Sur Altenkirchen
Le III jour complementaire an IV
Il faisait ses dispositions
Au sortir de la forêt de Hoechstlach
Lorsqu'il fut mortellement atteint
D'une balle
On le transporta à Altenkirchen
Ou sa foiblesse obligea de l'abandonner
A la generosité des ennemis
Entre les bras de quelques François
Et des Generaux autrichiens
Dans la XXVIe année
De son age.

Am weſtlichen Eingange ſieht man durch das Gitter der Thüre des Monuments eine ſchöne ſchwarze Urne, mit einem Lorbeerkranz umwunden. Sie enthält die Aſche ſeines Körpers, und eine Inſchrift,

die in Kürze mehr sagt, als der vorige lange Schwall von Worten: Hic cineres, ubique nomen. Dieser Thüre gegenüber östlich ist ebenfalls eine Nische und eine Oeffnung mit einem Gitter in Stein, worin Tropäen und Waffen mit seinem Generalshut aufgethürmt sind.

Mit ernsten Gedanken, nicht bloß über diese Todten, wanderte ich so feldein, und war, ehe ich es selbst merkte, in der breiten Pappelallee, welche zu dem churfürstlichen Lustschlosse Schönbornslust führt. Auch hier war mir's, als seien Todten da begraben, so still und melancholisch war alles rings umher. Dieses Schloß, von einem Churfürsten aus dem Hause Schönborn erbaut, hat schon nicht die glücklichste Lage, und es scheint, als habe man in diesem Paradiese, wie einst der stolze Ludwig zu seinem Versailles, die schlechteste Gegend ausgesucht. Es liegt nemlich auf einer kahlen Ebene, die kaum gutes Korn trägt und sehr sandig ist. Nun alles halb zerstört und ausgeleert und unbewohnt, schickte es mich eben so wehmüthig nach dem nahen Koblenz zurück, als ich die Gräber der Todten verließ, wo vielleicht noch andre Todten, von Ehrenbreitsteins Kugeln getroffen, liegen.

Der nächste und beste Spazierort der Koblenzer war sonst die Karthause, die eine Achtelmeile von ihren Thoren liegt, auf der halben Höhe des Berges, über welchem ich nach der Mosel vom

Rheinufer aufstieg. Sie war wegen ihrer Nähe, wegen der reitzenden Aussicht über das Thal, die Stadt und die beiden Ströme, sonst eine der Lieblingszuflüchte der Koblenzer, und sie ließen sich Milch, Bier und Wein, hier auf der grünen Terrasse gelagert, wohl schmecken. Jetzt ist sie fast ganz zerstört, und ihre Vögel sind in ein anderes Nest in der Stadt eingezogen, woraus sie vielleicht auch bald gejagt werden. Ich glaubte anfangs, sie sei von den Kanonen Ehrenbreitsteins vielleicht so schlimm mitgenommen, aber man erzählte mir, die Franzosen, als sie hier ihr Lager hatten, haben sie bloß aus Muthwillen so gemißhandelt. Die Kirche ist allenthalben im Gewölbe und den Wänden aufgerissen, die Zellen zertrümmert, welche durch mehr als Eine Oeffnung Tageslicht geben; die andern Gemächer durchaus so abgebrochen, zerschlagen und verwüstet, daß dem Kolonus kaum einige Löcher für sein bischen Korn und Gartengewächs übrig bleiben. So schnell ist ein schönes Gebäude verdorben, das vom Anfange dieses Jahrhunderts zählte, und woran der Zahn der Zeit fünf Jahrhunderte hätte nagen können, eh' er es so weit gebracht hätte. An einer Wand las ich die erklärenden Worte mit Rothstein geschrieben: Telle est la guerre de l'egalité, de devaster les palais et respecter les chaumieres. Gilbert Capitaine. Wenn das erste Gleichmachungssystem schon den Unwillen

des Rechtschaffnen erregt, so mögte man es als einen Irthum noch verzeihlich finden, wenn man das zweite nur gehalten hätte; aber man gehe rund bei den Leuten unter dem Strohdache, und frage sie; was werden sie zur Antwort geben? Indessen auch so noch hat dieser jetzt öde Platz unbeschreibliche Schönheiten, und ich habe einige Abende aus seinem Weinberge und aus den verbrannten und mit Heu- und Pferdedung gefüllten Nischen, den ehemaligen Sitzen der Heiligen, die sinkende Sonne hier erwartet. Man hat das ganze schöne Thal, das an diesem Berge und dem Ufer des Rheins nach Süden läuft, unter sich, sieht den Oberwörth mit seinem eben so zerstörten Kloster in den Fluthen des Rheins antworten, sieht jenseits die herrliche Berg- und Thalgegend mit alten Schlössern und Thurmspitzen, das gewaltige Ehrenbreitstein, die Stadt, die von dieser Seite so freundlich und romantisch da liegt; alles dieses, von dem milden Lichte des Abends und von dem thauenden Schleier der nahenden Nacht umwölkt; und man vergiebt mir, wenn ich bei diesem Anblick der Noth des schönen Landes vergaß, und wünschte, hier in einem zerbröckelten Theil des Klosters meine stille Wohnung aufschlagen zu dürfen. Noch jetzt, da ich dieses im äußersten Germanien zum zweitenmal schreibe, wird die heiße Sehnsucht wieder wach nach Koblenz, und es ist mir, als läge ich sehnend und

ſelig im Fenſter meines Stübchens zu den Drei Schweißern über dem rauſchenden Strom, worin die Sterne leuchten, und das hohe Ehrenbreitſtein jenſeits ſeine Schatten wirft, und furchtſam in der Nacht einzelne Ruder am Ufer hinplätſchern.

Die Stadt liegt von Weſten nach Oſten längſt der Moſel hin bis zum Rhein, und hat zu dieſer Länge ungefähr die halbe Breite vom Norden nach Süden. Offenbar war dieſe Moſelſeite der erſte und älteſte Theil der Stadt, und für dieſe Ehre hat ſie den Vorzug, jetzt der ſchwärzeſte, dunkelſte und verlaſſenſte zu ſeyn, worin ſich viele Gärten eingefunden haben, und man ſelten Menſchen wandelnd trifft, es ſei denn in der Moſelbrückeſtraße und um das Rathhaus. Die Gebäude ſind größtentheils altfränkiſch und häßlich, eben ſo das Rathhaus oder jetzige Gemeindehaus mit ſeinem Platze, die Straßen eng und ſo ſchlimm und ſpitzſteinig, daß ſie in Jahrhunderten nicht gepflaſtert ſcheinen. Eben das alte Anſehen iſt in den Klöſtern und Kirchen dieſer Gegend. So iſt auch die äußere weſtliche Landſeite eng, trübe, abgeſchnitten und menſchenleer. Dort iſt der ganze äußere Ring längſt der Mauer mit kleinen Tagelöhnerhütten beſetzt, und eine Schnur von Wein- und Obſtgärten folgen einander. Aus dieſem Theil der Stadt geht die alte ſteinerne Moſelbrücke, welche das jenſeitige Land mit ihr verbindet. Man ſagt, es ſoll jenſeit vormals noch ein zweites

kleineres Koblenz, gleichsam eine Vorstadt von Koblenz, gelegen haben, jetzt ist keine Spur mehr davon. Die Brücke ist so hoch, daß kleine Schiffe, wie sie auf der Mosel fahren, mit ihren Masten darunter hinlaufen können, mit vierzehn Bögen, beinahe 500 Schritt lang. Sie dient gegen die Abendzeit häufig zur Promenade, welche durch die Aussicht auf die beiden Flüsse und ihr brausendes Zusammenströmen recht munter ist. Nur die östliche Seite und die Rheinseite der Stadt kann man eigentlich das schöne Koblenz nennen, und da ist die Stadt recht hübsch, die Häuser meistens dreistockig und aus Stein gebaut, und, wenn nicht alle palastartig, doch nett und freundlich, und die Menschen selbst hier nicht der Ausschuß des Glücks. In diesem Theile liegen auch die Paläste einiger Großen des Landes, z. B. die der Grafen von Elz, von Bassenheim, von Leyen, von Metternich und andre, welche jetzt aber größtentheils leer stehen. Doch ist es schade, daß hier keine grade und fortlaufende Gassen sind, die einzige vom Rheinthore ausgenommen, die nachher mit einigen Krümmungen unter verschiedenen Namen durch die ganze Stadt bis zur Moselbrücke läuft. Hier sind auch ein Paar ganz hübsche, wenn gleich nicht große Plätze, der Platz, meistens in der Mitte der Stadt, und näher dem Rhein und der südlichen Außenseite der Paradeplatz, ein feines Viereck, rund umher mit einer Linden-

allee, mit Billards, Kaffe- und Schenkhäuſern, Galanteriebaden und andern hübſchen Gebäuden. Dieſer Platz iſt die Tages- und vorzüglich die Abendpromenade der jungen, ſchönen und galanten Koblenzer Welt, und er verdient dieſe Ehre in mehr als Einer Rückſicht. An ihn ſtößt eine Reihe neuer Gebäude mit ſchönen Straßen, welche man die Klemensſtadt nennt, und die erſt in den letzten 30 Jahren dieſes ablaufenden Jahrhunderts unter dem jetzigen ſächſiſchen Fürſten Klemens Wenzeslaus entſtanden ſind. Man geht durch dieſe eleganten und netten Wohnungen, gleich ins ſchöne Freie ſüdlich hinaus, wo kein Thor, keine Schildwache die Ein- und Ausgehenden beläſtigt. Hier findet man links den neuen churfürſtlichen Pallaſt, und rechts in der Entfernung von etwa 300 Schritt den Gaſthof zum Trieriſchen Hof, das Ball- und Schauſpielhaus, und andre feine Gebäude, dem Herrenhauſe ſymmetriſch gegenüber gebaut. Alles dieſes iſt Anlage, oder doch Beförderung des jetzigen Fürſten, dem die alte Felſenwohnung unter Ehrenbreitſtein nicht gefiel, und der ſich hier ein luſtiges Haus im Freien dicht am Rhein baute. Doch hat der Pallaſt, ſo ſchön ihn die Koblenzer auch finden, immer etwas Schwerfälliges, und das ſchönſte dieſer neuen Gebäude iſt das Schauſpielhaus. Unweit dem Pallaſt an der Stadt am Rhein liegt noch der ſtattliche Dikaſterialbau, der aber nur durch ſeine Maſſe wirkt. Alles

dieſes Friſche und Schöne hat in den letzten drei, vier Jahren unendlich gelitten. Die Reſidenz und ihre anſtoßenden Gebäude und Ställe geben nur das Bild der Zerſtörung. Sie dient jetzt zum Hoſpital für die Truppen, und die andern für die Reiterei. Im Innern herrſcht ganz der Schmuz, der dem gemeinen Franzoſen eigen iſt, noch mehr dem Kranken und Lazarethartigen. Von der alten Zier iſt auch keine Spur mehr übrig. Schon trieft der Schmuz an den ſchönen Wänden und Kolonnaden nieder, und eine Menge Fenſter ſind mit Brettern zugenagelt. Prächtig herrſcht der ſtattliche Bau auf den Rhein, von welchem er etwa 20 Schritt entfernt liegt, und an der andern Seite baut man der freien ländlichen Luft und ſeiner Nähe zu Ehren, ſelbſt in dieſen trübſeligen Zeiten, immer noch neue Häuſer. Zwiſchen dieſen ſchönen Gebäuden legte der prachtliebende Churfürſt eine ſchöne Promenade an, die weiter nach Süden mit Lindenalleen, Baumgruppen und Hecken ausläuft, und mit ihrem ewig grünenden Raſen ſo nahe am Strom und am ſchönſten Theile der Stadt viel Reitzendes hat. Doch auch von ihren Bäumen ſind viele verdorben, und weniges Geſtripp und Stumpen verrathen die alten Büſche und Hecken, welche die Zeit, nicht mit Thereſiſchem Pratergeiſt, zerſtört hat. Von hier breitet ſich das liebliche Thal längſt dem Rhein und unter dem Karthauſerberge aus, in wel-

ches luſtige Steige und Wege nach allen Seiten führen. Dieſes Thal iſt in mancher Hinſicht ächt heſperiſch, nur daß das Grün lebendiger, die Bäume friſcher, der Strom kraftvoller iſt. Nah an der Stadt ſind Gärten und Gartenfrüchte zum Vergnügen und Nutzen. Selbſt die alten Wallgräben und die zerbröckelten Feſtungswerke an der weſtlichen Stadt ſind durch den Fleiß der Menſchen in Gärten und Kornland verwandelt. Man ſieht die trefflichſten und reichſten Obſtbäume, Pfirſiche, Aprikoſen, Mandeln und andre Südfrüchte in größter Fülle, und einen unſäglichen Reichthum von Küchengewächs, und ſelbſt die Felder, mit Bäumen und Baumreihen durchpflanzt, geben nur das Bild eines einzigen Gartens. Man ſieht alle Arten Getraides, Weitzen, Gerſte, Hafer, Erbſen, Spelt, nebſt Klee- und Kartoffelfeldern; und Nuß- und Aepfelbäume hängen ihre reichbeladene Kronen zur Erde. Aber das Schönſte, was dieſen Gärten und Feldern auch nie fehlt, ſind die reitzenden Weiber und Mädchen der Stadt, die in mancherlei Arbeit und Freude ſich hier den Tag über zeigen.

Koblenz iſt mit ihrer Nachbarin Bonn ganz in gleicher Lage. Sie hat keinen Handel, obgleich ſie ungemein vortheilhaft dazu liegt, und eben ſo wenig Indüſtrie. Man lebte hier von dem ſchönen Lande und von den zufälligen Vortheilen der beiden Ströme, am meiſten aber von der Nahrung, die

der

der Hof und mehrere Reiche und Große des Landes, die dem Hofe folgten, durch alle Adern der Stadt trieben. So wuchs die Stadt an Wohlstand und Kultur, und bekam noch einige Jahre vor ihrem Wittwenstande einen neuen und schimmernden Zufluß durch die Menge der Emigranten, die unter der Anführung der Brüder des Königs von Frankreich, bei ihrem Oheim, dem Churfürsten, Schutz suchten. Aber dies diente nur, sie vollends zu verwöhnen, machte einige reich, verdarb viele für ihr Leben, und ließ sie nachher ihren öden Zustand desto bitterer fühlen. Man giebt der Stadt mit einer runden Zahl etwas über 1050 Häuser, und rechnete ihre Einwohner, das Thal und die Festung drüben mitgerechnet, an 12000; jetzt aber sind sie durch den Abzug des Hofes und den Druck der neuesten Jahre wenigstens um ein Drittheil verringert, und ein großer Theil Häuser steht leer, worin sonst das lebendigste und lustigste Leben war. Ich werde von den Ursachen noch etwas mehr sagen, wenn ich erst ein Wort über die Menschen werde verloren haben. Schon in Bonn fällt es einem wunderbar auf, wenn man ein Paar gesunde Augen hat, daß man es nicht mehr mit den gestalt- und seelenlosen Köllnern zu thun hat, und hier ist der Unterschied noch sichtbarer. Wie sollte auch der milde und zugleich frische Himmel, die freundliche und segenreiche Erde, die Korn, Obst, Wein, Mineralwas-

ſer und alles Schöne und Gute reichlich erzeugen, wie ſollten dieſe, deren Kraft rings umher wie ein geiſtiger Becher aufſprudelt und ſchäumt, nicht auch ſchöne Menſchen machen? Es entgeht keinem, daß dieſer anrheiniſche ein ſtarker, behender und wohlgebauter Menſchenſchlag iſt. Die Leiber ſind nervigt und gewandt, die Füße nicht zu groß, die Schenkel gezeichnet, und nicht holländiſch und flamländiſch in einander fließend, Schultern und Bruſt breit und gewölbt, und bei dem allen ein Geſicht, das oft ſchön, meiſtens kräftig und ausdrucksvoll iſt. Aufgefallen iſt es mir, daß man hier mehr Blondlinge und ächte Flachsköpfe findet, als in irgend einer andern Provinz Teutſchlands, es ſei denn in den untern Harzbergen. Sind die Männer ſo, wie ſollten die Weiber nicht wohlgebildet, ja wie ſollten viele ſelbſt nicht Schönheiten ſeyn? Man gehe nur des Morgens um 9 und 10 Uhr auf den Kräuter- und Obſtmarkt und die umliegenden verkehrvollen Straßen nicht weit vom Plan, und betrachte die Bäuerinnen, wie die Städterinnen des ſchönen Moſel- und Rheinlandes; man betrachte die Alten, die mit ihrer Waare feil ſitzen, oder die Hausfrauen und Jungfrauen und Mägdlein, die kaufen, oder ſchauen und geſchaut werden wollen, und man bewundert den Menſchenbau dieſes glücklichen Landes nicht weniger, als die Vortrefflichkeit der Früchte, die in Körben und Netzen zur Schau liegen. Ich muß es

bekennen, daß ich die wenigen Tage meines Hierseyns diesen langsamen und gedrängten Morgenspaziergang immer mit Vergnügen gemacht habe. Selbst unter denen, die das Alter schon gegelbt und berungelt hat, sucht man umsonst die dicken, schmierigen und unverschämten Biertonnen der Pariser Hallen, oder die reinlicheren der Niederlande; und die holde Jugend, welche Lieblichkeit, Geschmeidigkeit und Zartheit hat sie! Das mittlere Alter, wie zeigt es noch immer freundlich und gefallend die Spuren gebleichter Reitze! Ein schöner Wuchs, ein feiner Fuß, ein hoch gewölbter Busen, so wie ein seltener Reichthum des Haarwuchses, sind hier so in der Regel, daß man die Ausnahmen zählen muß. Sie haben ein sehr schönes Blut und eine schneeweiße Haut, einen fein geschnittenen Mund, und blaue Augen, große blaue, ächt germanische Augen, o wie begegnen sie einem oft mit Entzücken! Aber wenn mich die Anmuth und Schönheit des Geschlechts so begeistert hat, so muß ich leider bekennen, daß ich doch lieber vor 25 Jahren ihre Mütter mögte gesehen haben. Man weiß es, und die Klage ist von einem Ende des Vaterlandes zum andern geschallt, wie der ausgewanderte französische Hof wie eine Pest auf die Sitten fiel, wohin er sich nur wandte. Er brachte auch im Unglück alle Verdorbenheit und allen Uebermuth mit, die vorher sein eignes armes Land geplagt hatten. Hier war lan-

ge ſein Hauptſammelplatz, und es iſt den müſſigen und damals noch reichen und glänzenden Taugenichtſen nur zu gut gelungen, tiefe Spuren ihres Verderbens zurückzulaſſen. Was ſie angefangen haben, das ſetzen die jetzigen republikaniſchen Franzoſen fort, und manche junge Teutſchen treten gelehrig in ihre Fußſtapfen. So ſchütteln denn die rechtlichen Männer den Kopf, und die Redlichen trauren. Man hat mir beſondre und ganz unteutſche Dinge erzählt, von hiſpaniſchen und italiäniſchen Inſtrumenten, die hier die Zeit eingeführt haben ſoll; ich kann es nicht glauben. Zur Beglaubigung indeſſen des Vorhergeſagten gehe man nur des Abends um 9 und 10 Uhr durch die Gaſſen und auf dem Plan, dem Paradeplatz und der Promenade ſpazieren. Da fällt mir das Wort eines Franzoſen von Kölln wieder ein, der Koblenz hoch zu rühmen meinte, wenn er es das kleine Paris nannte. Es iſt da beinahe pariſiſch, und, mit Wehmuth ſage ich es, ſelbſt Kinder von 13, 14 Jahren, die noch lange in der Knoſpe bleiben ſollten, ſtreifen in lüſternen Gruppen umher, oder ſtehen einladend vor den Thüren aus, und unter dem Schatten der Bäume in und vor der Stadt liebt man vollends recht adamiſch und demokratiſch; denn Adam war ſicher noch Demokrat, ehe er Kinder hatte. Was kann der Franzoſe nicht thun, wenn er einmal die Weibſen für ſich gewonnen hat? Ich will ein Schurke

ſeyn, ſind mir auf den Promenaden — ich rede nicht bloß von den abendlichen — viele Blicke begegnet, die vor meinem Auge geſunken wären, ſo ſcheinen die ſchönen Augen alles durchbohren zu wollen, und wehe dem Weibe, vor deſſem Auge der Mann erröthen muß! Selten mag es größerer Geiſt und größeres Herz ſeyn; gewöhnlich iſt es noch alles verachtende Frechheit.

Ich bin indeſſen weit entfernt, dieſes der anmuthigen und lieben Stadt zur Laſt zu legen, noch die ſchönen Frauen und Jungfrauen alle in Einen Topf zu werfen; ich ſage nur, daß es bei vielen ſo iſt, und das iſt ſehr erklärlich. Verführung, Krieg, Unterjochung, Druck und Armuth, mit der Verachtung der eignen Sitten, die man täglich ſieht, könnten mehr als dieſes erklären. Auch das äußere Leben, Tracht und Kleidung und Sprache, wenn das ſo ſchnell anginge, ſind ſehr franzöſirt, und dieſes lebendige und muntre Völkchen nimmt ſich darin ganz gut aus, und hat nicht das Lächerliche und Steife des Brüſſelers und Köllners im neuen Sonntagsrocke der Freiheit, den es ſo theuer bezahlt hat. Man weiß, wie ich über die franzöſiſche Nation denke und denken muß, wenn ich von ihr im Ganzen ſpreche. Ganz anders iſt es, wenn man ſie gewaffnet und ſiegreich in einem fremden Lande denkt, da bleibt ein Volk ſich nicht getreu. Doch ſind nicht die Bewaffneten die größten Dränger, ſondern die

ihnen wie die Krähen und Raben folgen, um den Raub zu verzehren. Nach solchem unbewaffneten Geschleppe der Armeen muß man kein einziges Volk beurtheilen. Zu den Diensten, wozu sie gebraucht werden, drängt sich nicht gern ein ehrlicher Mann, weil es schwer ist, nicht allein durch die Verführung, sondern auch durch die Verklütterung, unter lauter Spitzbuben ein ehrlicher Mann zu bleiben. Ueberall habe ich mein Wort über die Regierung und Verwaltung von Frankreich oben zur Genüge gesagt, und bitte, in jenem Urtheile nicht ein Urtheil über die Nation zu finden, die ich rühmen werde, so lange ich lebe, so abstechend auch ihre Sitten und ihre Denkungsart von den teutschen seyn mögen. Man hat hier leider die schlechtesten Lehrer und Muster gehabt, und also können die Schüler und Schülerinnen auch nicht am besten ausfallen, besonders die Weiblein, denen alles Fremde und Neue immer gefällt, wenn es nur schimmert und herrscht.

Was diese Herren des Landes betrifft, so sind ihrer hier immer auf jedes Dutzend eilf zu viel, die gar nichts zu thun haben, sondern sich nur von irgend einem Gauner und Vetter unter irgend einem wahrscheinlichen Namen anstellen lassen, und nur ins Land kommen, um mit vollem Sacke heimzuziehen, wie alle die Herrchen, die Italien überschwemmten. Wenn auch das Volk die schrecklichen

Laſten der Soldaten und die immer wachſenden Auflagen bei abnehmender Bevölkerung und Indüſtrie noch ertrüge, ſo iſt ihm doch die Unverſchämtheit, der Uebermuth und die Plünderung dieſer Landplagen unerträglich, die es ſo arg gemacht haben, daß der franzöſiſche Name ein Fluch geworden iſt. Selbſt ihre weiland wärmſten Freunde, die Gutes von ihnen und Wahrheit in ihren Verſprechungen hofften, ſind jetzt ihre bitterſten Feinde geworden, und wenige nur hält die böſe Nothwendigkeit an ſie, daß ſie mit ihnen ſtehen und fallen müſſen. Dies ſind keine Franzoſen mehr, wie man ſie bei ihnen ſelbſt zu Hauſe findet, es iſt ihr Ausſchuß, ein Anhang der großen Räuberbande, welche das eigne Land, wenn es möglich wäre, auffreſſen mögte. Weil ſie nichts anders zu thun haben, noch wollen, ſo brüten ſie immer auf neue Namen, unter welchen ſie den letzten Heller der armen Länder erpreſſen können, welchen ſie zur Geißel geſandt ſind. Nicht genug, daß die franzöſiſche Regierung die alten Auflagen beibehält und die alten Rheinzölle einhebt, muß das Land auch noch alle neue tragen, die in Frankreich eingeführt ſind, die Vermögenſteuer, die Fenſter- und Möbeltaxe, und wie ſie alle heißen mögen, und dies alles, da aller Verkehr gehemmt, und alles Gewerbe und aller Erwerb zerſtört iſt. Dies iſt ſo drückend, daß mittelmäßige Häuſer unter den verſchiedenen Namen in dieſer Zeit 6 bis

7000 Gulden bezahlt haben, und manche wohlhabende Leute Bettler geworden sind. In allen Zweigen der Verwaltung ist Verschwendung und Druck. So muß der Bauer hier um Koblenz für Eichen, die bei Trier gefällt sind, die Fuhren bezahlen, und so umgekehrt, damit sie es nur hoch ansetzen können; so müssen Lieferungen zehnmal gemacht werden, die bei einer guten Verwaltung vielleicht nur zwei Mal im Jahre vorkommen würden. Ich habe mit vielen rechtlichen und unpfaffischen Männern (diese waren hier immer selten) gesprochen und habe sie sprechen hören, und muß wahrlich die Geduld der Menschen unter diesen Henkern bewundern. So weit haben sie die Frechheit getrieben, wenn einige teutsche Beamte die von ihnen selbst gegebenen Gesetze vorgehalten haben, zu sagen: die Gesetze sind für euch und nicht für uns. Sie sitzen in den besten Stellen, treiben die Gelder Haufenweise ein, um sie nicht zum Besten ihres Volkes zu verwenden, prunken mit einem empörenden Luxus und Sardanapalismus, heirathen die reichsten Mädchen des Landes, weil sie die Herren sind, und beschlafen die schönsten Weiber; denn sie sprechen, wie die Assyrer unter Holofernes zu den Juden: Sapperment die Teutschen haben schöne Weiber. Wenn solches alles eine Nation ohne Murren leiden kann, und ohne endlich fürchterlich auszuschlagen, so hat sie den Namen und die Ehre eines Volks verwirkt. Ich habe

in Frankreich einige Franzoſen verabſcheut, die meiſten beklagt, viele geſchätzt und einige geliebt; hier lerne ich ſie haſſen als Feinde und Verderber meines Volks, und kaum kann ich einen mehr ſehen, daß mir das Blut nicht heiß in die Wangen aufkocht. Und dieſe predigen uns das Geſetz und Freiheit und Gleichheit? Sitten und Wohlſtand haben ſie genommen, wohin ſie gekommen ſind, was können ſie noch nehmen? Ihren armen Soldaten geht es nicht beſſer. Während ihre Verpfleger und Kommiſſarien Steuern für ſie ausſchreiben, und mit ihren Huren von einer ſchönen Stadt zur andern ihren Uebermuth zur Schau tragen, ſind dieſe zum Theil ſeit einem halben Jahre ohne Sold, und der Soldat und Bürger muß ſie füttern, wenn ſie weiter nichts haben; denn der Naturzwang geht über alles. Das Geſchrei von Freiheit iſt ein heiſeres Dohlengekrächze für den, welchem der Hunger im Magen ſchreit. Sie ſtehlen, weil ſie ſtehlen müſſen, und die armen Beſitzer laſſen jetzt jede Nacht bei ihren Gärten eine Bürgerwache von 15 bis 20 Mann patrouilliren, um nur einen Apfel und eine Kartoffel zu behalten. Ja noch nicht acht Tage vor meiner Ankunft hat man des Morgens einen Flurſchützen mit Säbelhieben ermordet gefunden, ohne den Thäter zu finden. Nicht beſſer, oder wenigſtens nicht viel beſſer, als hier, ſoll es den holländiſchen Bundesgenoſſen gehen, wo es auch nur auf das Rupfen

angeſehen iſt. Alle zwei, drei Monate kommen friſche Truppen, verhungert und abgeriſſen an, werden in ſchönes holländiſches Tuch gekleidet, eſſen ſich einmal wieder recht ſatt, und ziehen dann weiter, um neuen Platz zu machen, die ihrem Einzuge ähnlich ſind. So erzählt mir ein holländiſcher Officier, der hier auf Werbung liegt.

In der That jammert mich nicht allein die Mißhandlung dieſer armen Leute, ſondern auch die ziemlich gewiſſe Ausſicht, daß der Rhein, worauf Germanien ſonſt ſo ſtolz war, mit den Franken getheilt werden wird; daß dieſer ſchöne Volksſchlag zu einem Zwitter herabgewürdigt werden ſoll, daß Teutſchland, das Unbezwungne, der Spott aller Völker werden ſoll. Und die Warums? Frage nicht, Lieber, ſie haben nur leiſe Hms! in ſtärkern Worten darf man es nicht ſagen. Warum unterjochte Cäſar die Gallier ſo leicht? warum waren die Schweden im dreißigjährigen Kriege Helden? Beantworte dir die beiden Fragen nur. Du ſchöner germaniſcher Rhein, du ſtolzer und freudiger Sohn der Berge, der in Kraft fortſtrudelt, und in Kraft aus ſeinen Feuerbergen Schönheit und Fruchtbarkeit allenthalben hervortreibt, du heiliger Rhein, mit deinen geiſtvollen Söhnen und Töchtern, mit deinen Rebenhügeln und Quellen, woraus Feuer und Geſundheit ſtrömen, mit den Denkmählern der alten Väter auf jedem Hügel und in jedem Thal, du

wirſt hinfort der Sklave der Fremden mit deinen Kindern, die du nicht mehr ſchützen ſollſt, und läſſeſt ihnen ihre kahle Elbe und Weſer und die ſtolzere Donau, die erſt bei dem Unger herrſchend wird. O möge nur die Menſchheit an deinen Ufern blühen! mögen ſie hinfort nicht mehr von dem Blute der Erſchlagenen roth fließen! und möge es dann Teutſchland vergeſſen, daß es einſt an beiden Ufern ſeine Sprache ſprechen durfte!

Der Geiſt der Auflöſung und die Anarchie, die die Verwaltung auszeichnen, zeigen ſich hier und im umliegenden Lande zum Theil in den ſcheußlichſten Symptomen. Viele, die ſonſt vom Webſtuhl und Pfluge lebten, haben dieſe jetzt zerſchlagen, und ſchießen mit dem weltverheerenden Strom fort; ſehr natürlich in einer Zeit, wo man allein die Macht herrſchend, und die Gerechtigkeit und Mäßigung unterdrückt ſieht. Der Hundsrück und andre Wälder und Schlupfwinkel wimmeln von Spitzbubenbanden, welche von Verbannten, Ausgepfändeten, Verarmten und Ueberläufern ergänzt werden, und von allen, welche der ſchlimme Krieg noch ſchlimmer macht. Dieſe haben kein Erbarmen mit denen, die in der Geſellſchaft leben, weil ſie keines mit ihnen hatte, und wüthen hie und da, wie losgelaſſene Beſtien. Alle Gefängniſſe und Löcher ſtecken voll, und trotz den ſtrengen Strafen ſind faſt alle Nacht Einbrüche in der Stadt, und auf den Landſtraßen und im Ge-

birg von Zeit zu Zeit Mordthaten und Räubereien. Hier ſitzen jetzt ein Brudermörder und zwei Kindermörder, deren Geſchichte meinem Herzen faſt unglaublich iſt, auf den Hals. Die beiden letzten hatten an der Moſel, zwiſchen hier und Trier, ein kleines Gaſthaus. Sie erſchlugen einen franzöſiſchen Officier, der eine reiche Baarſchaft bei ſich hatte, und verſcharrten ihn im Keller. Man zieht ſie in Verdacht, ſucht nach und findet nichts. Ein kleines dreijähriges Mädchen, ihr einziges Kind, iſt in der Stube bei dem Morde gegenwärtig geweſen, und hat aus ſeiner Wiege zugeſehen, indem die Aeltern meinten, es ſchlafe. Dieſes, wie von dem blutigen Geſpenſt gerührt, hat nachher bei'm Spielen oft ſinnend gerufen: der todte Mann! Um dieſen läſtigen Mitwiſſer fortzuſchaffen, giebt die Mutter den Rath, es zu verbrennen, der Backofen wird glühend gemacht, und das arme Unſchuldige hineingeworfen von dem Weibe, das ſie gebahr. Das Ganze wird nachher entdeckt, und die Mutter erzählt ſelbſt die Geſchichte ſo. Wohl mag man hier mit Virgil ſagen: Hunger nach Geld, verfluchter, wozu bewegſt du ſterbliche Herzen?

Eine andere merkwürdige Erſcheinung der Zeit iſt der Geiſt der Wunder und Prophezeihungen, der bei dem ungebildeteren Theile ſehr allgemein iſt, und mich oft lachen gemacht hat. Ich habe es von mehr als Einem gehört, daß dieſes 1799ſte Jahr,

nach einer Weiſſagung von 1702, die franzöſiſche Herrlichkeit endigen ſoll. Man hat Mäuſe von allen Farben in dieſen Gegenden gefunden, einige wollen ſogar ein Kamäleon geſehen haben. Was das nicht für Veränderungen bedeuten muß! Blut und Steine hat es geregnet, und Heuſchrecken und Schnecken ſollen vom Himmel gefallen ſeyn. Es muß weit gekommen ſeyn, wenn der Menſch von ſolchen Dingen glaubt und hofft. Es iſt doch ſonderbar, wie die alten Phänomene des Menſchengeiſtes immer wiederkehren. Elend und Unheil macht gläubig, darum ſind die Reichen und Großen ſelten gute Chriſten geweſen. Man blättere nur die Weltgeſchichte ein wenig durch, und es wird ſich die Bemerkung ergeben, daß faſt alle Glaubensſekten im Bedrängniß entſtanden ſind. Es wäre kein Wunder, wenn jetzt ein neuer Prophet erſtünde und neue Mähren vom Himmel brächte. Indeſſen haben wir nicht Propheten genug und nach allen Seiten hin? Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe, und wer Ohren hat zu hören, vernehme!

Von Koblenz nach Mainz. Den 30ſten Auguſt.

Ich hatte mir auf einer kleinen Jacht, die von Einem und zwei Pferden gezogen ward, die Reiſe von hier nach Mainz verdungen, die ich binnen zwei Tagen zu machen hoffte. Um zwei Uhr Nachmittag ſtießen wir vom Ufer ab. Die zahlreiche Geſellſchaft

machte ſich meiſtens an den Spieltiſch und zwickte, und ich war der einzige, der von einem Fenſter zum andern lief, um das Land und die Geſtade zu entdecken. Sanft ſchwammen wir dem ſchönen Thal und dem reizenden Pfaffendorf links vorbei, wohin nun noch dem etwas entfernteren Horchheim die Kölnerinnen ſo gern ſpazieren fahren, und welche anmuthig in ihren Obſtbäumen und Weinhügeln ſich zum Rhein hinabneigen; und ſo ſtreiften wir längſt dem freundlichen Eilande Oberwörth nahe am Ufer des paradieſiſchen Thals von Koblenz hin. Die Inſel, deren ich oben erwähnt habe, iſt in einer beträchtlichen Länge von den Armen des Rheins umfaßt, der hier gedrängter und ſchneller mit ſeinen geengten Wellen fortſchießt. Die Inſel iſt ſelbſt mit ihren Kloſtertrümmern ſehr luſtig, und erinnerte mich freundlich an die des Palatinus bei Ofen, wo ich ungefähr vor einem Jahre ſo froh war. Sie hat Aecker und grüne Wieſen, und ſpiegelt ſich mit hohen Pappeln und bleichen Weiden im Rhein. Wir grüßten mit lautem Jubel jenſeits bei Pfaffendorf und Horchheim eine Menge Koblenzer und Koblenzerinnen, die am grünen Geſtade des alten Weines tranken und ſangen; eine ſchöne Feier dieſer himmliſchen Natur. Mit Oberwörth verſchwindet das ſchöne Thal rechts, und die Berge treten hoch und thürmend an den Strom hinan. Links ſind immer die ſchönen Rebenhügel, rechts meiſtens Waldgebirg,

und hie und da ein einzelnes Streifchen mit Weinſtöcken beſetzt. Jenes linke Ufer muß man nemlich von jetzt an immer denken, wenn vom Rheinwein die Rede iſt, weil es mehr die Mittags-, und faſt ganz die Mittags- und Abendſonne hat, einzelne Stellen ausgenommen, wo die kühnen Windungen des Rheins auch den Ufern andre Himmelsgegenden geben. Man vergeſſe auch nicht, daß ich hier die Ufer das linke und rechte nenne, wie meine Bergfahrt dem Strome entgegen geht. Sanft krümmt ſich hinter der Inſel der Rhein, um mehr ſüdöſtlich zu fließen, und zeigt bei dieſer Krümmung ein unſäglich ſchönes Bergthor mit zwei ſtolzen Burgen, die ich ſchon von Koblenz aus im Morgen- und Abendſtrahle oft mit ſtiller Sehnſucht angeſchaut hatte. Sie ſtehen ſich rauh und trotzig gegenüber, als ſpotteten ſie der Zertrümmerung alles ſchönſten Irdiſchen, welche doch auch ſchon anfängt, aus ihren alten Mauern und Thürmen mehr als Einen Stein abzubröckeln, und Epheu und Moos aus den ausgeriſſenen Fugen mit friſchem Leben aus dem Tode heraustreibt. Rechts liegt hoch im Gebirg über dem Dörfchen Kapellen der Stolzenfels in großen Ruinen, und links das noch ſtolzenfelſigere Lahneck, welches weitere Mauern und Thürme, und von der Zeit weniger gelitten hat. Das linke Thal unter ihm iſt ein ſehr anmuthiges. Aus einer buſchichten Kluft, die man ferne in einen hohen Wald endigen

ſieht, ſtürzt ſich um eine zackige Felſenecke die Lahn mit ihren ſchäumenden Waſſern in den Rhein. Zu ihren Seiten liegen die ſtattlichen mainziſchen Dörfer Ober und Niederlahnſtein mit ſchönen Gärten und Weinbergen, welche mehrere Klüfte und Einſchnitte haben. So wechſeln die Gebiete am Rheinſtrome alle Augenblicke, und ihr jedesmaliges Nennen würde langweilig ſeyn, ſo wie das Aufrechnen der unendlichen Zölle, wo man anhalten und viſitiren laſſen muß. Wir wollen ja keine geographiſche Beſchreibung vom Rheinſtrom geben; die wäre jetzt ſehr übel angebracht, wo dieſer ganzen Gegend bald neue Eintheilungen und Karten nöthig ſeyn werden. Doch immer ſteigend iſt die Schönheit der Ufer und das Intereſſe des Reiſenden. Bald hatten wir rechts eine ehrwürdige Erinnerung der Vorzeit, den Königsſtuhl mit dem Städtchen Rhenſe auf einem grünen Raſenhügel, im Schatten von Nußbäumen. Er mit ſeinen acht Pfeilern liegt nicht hoch, und iſt nur gleichſam eine Einfaſſung der Sitze der alten Wahlfürſten Teutſchlands, deren Sitze im Innern rund umher laufen ſollen. Er ſelbſt alſo macht keinen großen Eindruck, aber einen andern macht das Andenken an die alte Zeit, wo man ſich hier über dem teutſchen Strom in der Runde ſetzte, um Kaiſer ein- und abzuſetzen. Dadurch wird das runde Gemäuer, welches aus der Ferne, wie an vielen Orten Teutſchlands ein Hochgericht, ausſieht, wirklich

lich ein Königlicher Stuhl. Hier werden die Ufer zu beiden Seiten ſanfter, und zeigen rechts und beſonders links Weinberge und unzählige Pflanzungen von Obſtbäumen, und im Kranze ihres luſtigen Grüns eben ſo niedliche beſchieferte Dörfer. Es iſt ein ſtilles Land der Ruhe, wo ſelbſt die Fluthen des Rheins ſtiller hinſtrömen, und über der ganzen Landſchaft ein Zauber von Milde und Lieblichkeit liegt. Der Rhein ſchließt ſich hier wider dem Blick und macht eine Krümmung erſt in den Norden und dann in den Weſten hinein. Die Ufer ſteigen höher und höher, und mit ihnen ſteigen natürlich Schlöſſer und Berge hoch in die Wolken hinein. An der Krümmung liegt das Städtchen Braubach, und hoch über ihm das heſſiſche Schloß Marxburg, auf einem einzelnen Felſenſtücke, abſtürzend und mächtig mit ſeinen hohen Thürmen. Rund umher ſind Einſchnitte im Ufer, weit hinaus bewegt ſich ein dunkler Eichenwald, und Waſſerbäche rieſeln durch grüne Gebüſche hinab. In einer ſolchen Lage und durch ſeine eigne Stattlichkeit wird dieſes Schloß zu einer der erhabenſten Lagen am ganzen Rheinufer, indem es maieſtätiſch den alten Vater Rhein, der hier ſeine Krümmung in den Weſten nach Boppart macht, zu gebieten ſcheint. So ſchifft man fort. Das linke Ufer wird immer ſchroffer, und ſelbſt die Reben verſchwinden, die ihm ſonſt allein anzugehören ſchienen, und treten auf die rechte Seite, die durch die

mittägliche Sonne holder wird. Man fließt durch anmuthige Dörfer fort, sieht Dünkholder am Ufer, wo ein guter Sauerbrunnen ist, und weiterhin die kleine Burg Liebeneck, die freundlich und noch bewohnt herüberscheint; bald sieht man rechts den Jakobsberg herüberdämmern, eine lachende Aussicht auf der Höhe, wo die Jesuiten von Koblenz vormals zu zechen und den Vorüberfahrenden auf die Köpfe zu sehen pflegten. Die Ufer werden hier wild und schroff zu beiden Seiten, die fröhlichen Obstbäume und Weinhügel verschwinden, und für sie hängen einzelne Büsche und Epheuranken an den Felsen, und kümmerliche Dörfchen und einzelne Häuschen liegen in den engen Klüften, welche reißende Wasser durchbrausen; der eingeengte Rhein strudelt zürnend zwischen seinen Felsenufern hin. Auf dieser wildesten und rauhesten Stelle thürmte sich noch ein Donnerwetter in finstern Wolken über unserm Haupte, schon rollten die Donner, die Blitze leuchteten, die Fluten schwollen höher, alles verfinsterte sich noch mehr in dieser finstern Gegend, als der Strom sich plötzlich mit uns wandte, und zu einem tiefen Becken erweiterte. Der Donner rasselte, und der Regen fiel stromweis; so legten wir schon um fünf Uhr zu Boppart an, welches man zwei Meilen von Koblenz rechnet, und das Donnerwetter schloß die Fahrt, die bis St. Goar gehen sollte. Schön ist das Becken vor dieser Stadt,

ſie ſelbſt aber deſto räuchriger und häßlicher. Nur die Benediktinerabtey oben im Berge giebt ihr einigen Glanz. Sie liegt am Gebirge, die Häuſer immer über einander mit engen und ſchmuzigen Gaſſen und einigen Kirchen und Klöſtern. Wir zogen alle in dem Gaſthofe zum Spiegel ein, der ſich wahrſcheinlich dieſen Namen beigelegt hat, weil er ein Spiegel iſt von allem, was ein guter Gaſthof nicht ſeyn ſoll. Die Speiſen, der Wein, das Licht waren ſchlecht, und die Aufwartung ſo lahm, daß wir zwiſchen den Gerichten immer wieder hungrig wurden. So legten wir uns nach guter Zahlung in ein ſchlechtes Bette, nachdem die meiſten geſpielt hatten, und ich meine Zeit bis tief in die Nacht hinein mit meinen Stubengeſellen, einem franzöſiſchen Kapitän und einem Binger Kaufmann, verſchwatzt hatte. Vom Schlaf ward nicht viel, das Gewitter kam wieder auf und machte Nachtmuſik; ein Theil der Geſellſchaft ſpielte noch neben uns an, um vier Uhr weckte unſer Schiffer alle, und auch ich mußte mit heraus.

Jezt iſt es Zeit, meine Geſellſchaft ein wenig zu beleuchten. Obenan ſtehen die beiden Huſaren von Chamboran von der Köllner Fahrt. Auf dieſe folge gebührlich das ſchöne Geſchlecht, welches leider wieder nichts Erleſenes war. Die erſte ſei eine ſchöne Dirne aus Trier, die frechſte Kreatur, die ich je geſehen habe; dieſe Tugend verdankte ſie viel-

leicht den wenigen französischen Brocken, die sie stammelte; dann folgen zwei artige Kinder aus Koblenz, die zur Mainzer Messe ziehen, um mit einer in Mainz wohnenden Schwester für den kleinen Kram der Mutter einzukaufen. Sie waren beide niedlich, die älteste eben aus den Kinderwindeln des Blatts in die Knospe tretend, witzig und naiv und doch sittsam und bescheiden; die zweite ein muntres Kind von dreizehn Jahren. Ferner zwei französische Officiere, die alles mitmachten, doch oft um Unterhaltung verlegen waren, weil wir andern gewöhnlich die teutsche Zunge voran gehen ließen. Drei artige Männer aus der ehemaligen Kapelle des Churfürsten von Koblenz, die uns unterwegs viele Lust machen sollten. Ein Förster aus dem Nassau Ustingischen, ein schöner, freudiger Jüngling, wie der Rhein so viele gebiehrt. Noch war da ein vielgereister und unterhaltender Mann aus Brüssel, voll Feinheit und Tiefe, vielleicht eine Art Exnobel, wenigstens war er nie vorlaut und scheute die Menschen, deren Zunge er sprach; er machte sich den Morgen unsrer Ankunft auch sogleich von Kassel nach Frankfurt, ohne einen Fuß in Mainz zu setzen. Außerdem waren noch einige junge Kaufleute und anderes namenloses Volk. Der Hauptvorzug der Gesellschaft war die gesellige und gute Laune. Die meisten spielten, während ich im frohen Schauen auf dem Verdecke lag, wie ein Seehund auf seiner Klippe im Meer.

Um halb fünf Uhr stießen wir im Jubel des schönsten Morgens ab, der den Silberschleier des Thaues magisch um die Felsen gewoben hatte, und mit seinen letzten erbleichenden Sternen die Fluth erhellte. Der Regen war vorbei. Blau und heiter war der Himmel, und der frisch aufdämmernde Tag gab selbst der alten finstern Stadt und den hohen und schroffen Gestaden ein freundlicheres Ansehen. Ich schaute mit Entzücken den Rhein zurück, und sah noch einmal sein schönes Becken hinter uns und die reizenden Ufer, wo er sich bei der gähen Krümmung schließt. Von Boppard bis Oberwesel ist unstreitig sein Ufer am meisten mahlerisch und zauberisch, und ich ward durch das Säuseln des kühlen Morgenwindes, durch das stille Plätschern der Flut am Gestade, durch das magisch aufdämmernde Morgenlicht, endlich durch die Schlaflosigkeit der Nacht ganz in diese Zauberei eingeweihet. Man kann die Fahrt von hier bis Bingen nicht besser und kürzer beschreiben, als wenn man auf die Donaufahrt von Passau bis Krems in Oesterreich hinweiset, obgleich die Donau im Großen und Erhabenen ewig den Vorzug behauptet, wie der Rhein im Mannigfaltigen und Lieblichen. Eng und hoch treten die Ufer an den Strom, der sich immer schlängelnd windet, ohne deswegen von seiner Richtung abzuweichen. Selten sieht man hier ein kleines Thal, oder einen fruchtbaren Berghang, wohl aber blickt man zuweilen von ferne über das hohe

Blachfeld hinüber, das ſich mahleriſch mit Wäldern und Gebirgen im Hintergrunde ausbreitet. Wir fuhren bald an dem freundlichen Wallfahrtsort Bornhofen links hin; er hat durch die Veränderung des Jahrhunderts, und noch mehr durch die der neueſten Zeiten gelitten; denn alle die vom jenſeitigen Ufer müſſen ſich jetzt zum Heil ihrer armen Seelen bei Nacht und Nebel dahin ſtehlen. Ich würde aus einem andern Grunde dahin wallfahrten; die Anbetung der Natur bleibt eine ewige für empfindende Herzen; ſie leidet durch keine Zeit noch Umdrehung der Köpfe. So hat man weiterhin hinter Bornhofens Weinhügeln rechts Obſt- und Kirſchbäume in Menge, und links an einer Rheinbucht die Trümmer der alten Schlöſſer Sternfels und Löwenſtein, welche mit der ehrwürdigen Stirne des Alters ſtolz auf die Fluthen herabnicken und gegen das mildere jenſeitige Ufer einen hübſchen Kontraſt geben. Hinter dieſen grauen Reſten der Vergangenheit werden die Ufer immer düſterer und ſchroffer, und zeigen weniges Leben umher, ſtill rauſcht der Rhein; in den hohen Buchen und Eichen, die die Gipfel der Felſen umklammern und hinankriechen, iſt keine Vogelſtimme, als die Silberglocke des Raben; kleine Nachen ſeufzen an uns vorbei, die Salmfiſcher ziehen ihre Netze ans Land, und die in Skt. Goar übernachteten Schiffchen und Floßen ſcheinen in ihrem pfeilſchnellen Vorbeiſchießen unſers langſamen Zu-

ges zu ſpotten. Endlich ſcheint die Sonne roth und wärmend über das Gebirg herab, mit ihr wird alles Leben laut und des Menſchen ſchwellendes Herz klopft heißer dem großen All, das im Strome brauſt und im Blättchen ſäuſelt, das dem Waſſerfall ſeine Stimme, und der Nachtigall den himmliſchen Wohllaut der Liebe gab, und alle Weſen im großen Einklang der Freude an einander kettet. So fühlte ich den ſchönen Morgen eines meiner ſchönſten Tage, als mich links die ſchöne Burg Thurenberg aus meinem ſüßen Traum weckte. Ich weidete mein Herz an ihrem ſchönen Ufer, ſiehe, da ſtoſſen wir rechts dicht an St. Goar, und hatten die mächtigen Mauern und Trümmer von Rheinfels über uns. O welch eine Schöpfung des Erhabenen ergreift hier das Herz! Hinter der Feſtung eine ſchroffe Kluft, und drüben hoch in den Wolken dunkle Eichen mit rieſelnden Waſſern, die alten Thürme und Mauern und Kaſernen zerſprengt und zertrümmert von den Franzoſen, aber die ewige Natur allen ihren Angriffen unzerſtörbar; drunten im Thale das blanke und nette Städtchen St. Goar, welches Reben und Obſtbäume über ſich hat; drüben das Oertchen Goarshauſen, ſchroffe Klüfte und dornverwachſene Bäche, und jezt die beiden Schlöſſer, die Katze und die Maus, welche, wie St. Goar, heſſiſch ſind und zur Grafſchaft Katzenelnbogen gehören, deren Name vielleicht von dieſer Katze ausging. Man nennt nem-

lich die nahe bei der Katze gelegene Burg Thurenberg die Maus, die freilich von der ſtattlichern und hohen Katze ſcheint verſchlungen werden zu können. Die Katze iſt ein feſtes und mit einiger Mannſchaft beſetztes Bergſchloß, welches von ferne aus den Wogen des Rheins königlich empor zu gehen ſcheint.

Wir dämpften indeſſen den Geiſt der Fantaſien und der ſchlafloſen Nacht durch ein gutes Frühſtück in St. Goar, und gingen unter den ſchönen Gärten des Ufers hin unſrer Jacht nach, die indeſſen über die Bank nahe an der Stadt gelootſet war. Dieſe nennt man ſo, weil hier mehrere Felſen ziemlich hoch liegen, und alſo die Waſſer des Stroms ſich ſchneller und ungeſtümer über ſie hinjagen, als da, wo ſie in tiefen und ſtillen Ufern fließen. Am ſchlimmſten geht es darüber, wann der Strom ſeicht iſt, doch hat es im geringſten keine Gefahr bei Schiffern, die der Fahrt hier kundig ſind. Hier ſtrömt der Rhein, hier ragen und trotzen die Ufer in ihrer vollen Kraft und Herrlichkeit. Der Strom windet ſich von Klippen und zackigen Felsmaſſen um ihre Brüder. Kaum ein Fußpfad am Ufer, ſelten ein Streifchen Weinberg, furchtbare Spitzen von Baſalt- und Schieferfelſen, alte Buchen, die mit ihren gelben Kronen herabzuzittern ſcheinen, tiefe dornigte, von Bächen durchbrauſte Klüfte jagen einander, und der wildere Strom ſtürzt ſich reißender durch ſeine felſigen Geſtade. So kamen wir bald an

den links herabdräuenden und in mehrern Klüften gespaltenen Lurleiberg, der seit Jahrhunderten durch sein Echo berühmt ist. Mar. behauptet sogar, er habe hiervon den Namen, indem Lurleien im alten Teutschen so viel heiße, als nachsprechen. Ich wollte die erhabene Donnerstimme der Natur für den schönen Morgen nicht verloren gehen lassen, und weckte selbst die Spieler aus ihrem Todesschlaf. Das Boot hielt an, Pistolen wurden geladen und abgeschossen, und fünfmal antwortete ihr Donner vernehmlich, wie ein Wort des Herrn aus Wolken; Gesänge schallten, sonst schwache Stimmen suchten sich zu stentorisiren, und ich selbst ward für den Tag und für die Gesänge des schönen Abends heiser. Aber alles verstummte und horchte, als zwei unsrer Virtuosen ihre Hörner ergriffen und die herrliche Tochter des Schalls aus den Höhlen antworten liessen. Das waren einige himmlische Minuten, und alle schweigend wurden wir von unsern beiden Pferden langsam wieder fortgeschleppt. Jenseits erschien bald Oberwesel, eine alte Trierische Stadt an einem sanfter geneigten Berge, der von unten bis oben mit Weinstöcken umgrünt war. Sie war vormals mit vielen andern rheinischen Städten eine freie Reichsstadt, und ihre Mauern, welche oben jetzt nur Gärten und Bäume zeigen, sagen, daß sie einst um zweimal größer war. Ihre vielen Thürme und die Trümmer des alten gothischen Rathhauses am

Berge machen ſie indeſſen trotz ihrer Finſterheit zu einer ſehr anmuthigen Stadt am Rhein. An der Höhe gleich neben der Stadt liegt das romantiſche Schloß Schönberg. Von hier bis Bacharach iſt eine der anmuthigſten und heiterſten Rheingegenden, die ſo ein junges Leben, ſo einen friſchen Anſtrich der Freude, ſo ein ſchönes Bild der Fruchtbarkeit hat, daß man weniges damit zu vergleichen finden wird. Hinter Oberweſel ſinken die Ufer zu beiden Seiten etwas, und die Höhen treten amphitheatraliſch ins Land zurück. So ſchwimmt man ein Stündchen auf einer der luſtigſten Flächen des Rheins fort, und hat vor ſich die erfreuende Ausſicht der Pfalz im Rhein, und links des netten und freundlichen Städtchens Kaub, das ſich gegen die Großmutter Weſel wie ein funfzehnjähriges roſenbackiges Jüngferchen zeigt. Dieſe Pfalz iſt ein auf Felſen im Rhein gegründeter hoher und feſter Thurm, der majeſtätiſch aus den Wellen hervorzuſteigen, und ſelbſt ihren winterlichen Eisbergen zu trotzen ſcheint, ſo dick und gewaltig ſind ſeine rauhen Mauern, und ſo kühn ſeine ſchimmernde Spitze. Er ſoll unten tiefe Gemächer und Käſichte haben, die zu Gefängniſſen dienten, und hat das Beſondere eines tief in ſeine Felſen eingehauenen Brunnens, der ein herrliches klares Waſſer giebt, ein ganz anderes, als das des Rheins. Die alte Sage giebt ihm den Namen Pfalz, oder macht vielleicht nur aus dem

Namen die Deutung, er ſei den Pfalzgräfinnen am Rhein heilig geweſen, welche hier ihre Niederkunft hätten halten müſſen; vielleicht hat es einmal zufällig eine thun müſſen. Jetzt dient er den Zollbedienten in Kaub zu einem Wachtthurm. Schade, daß man ihn durch einen neuen Anſtrich ſo modernisirt hat. Das Städtchen Kaub liegt gar freundlich und luſtig da unter ſeinen Rebenhügeln zu den Füßen des ſchönen Schloſſes Gutenfels, welches mit ſeinen Thürmen und blinkenden Fenſtern noch wohlerhalten über den Rhein ſchimmert. Wir fingen hier nun an, mit unſrer Jacht am linken Ufer unſrer Fahrt hinzuziehen oder vielmehr hinzukriechen. Ein neues Vorgeſpann hatten wir hier gehofft, aber alle Pferde waren auf Requiſitionsfuhren aus, und ſo mußten wir eine halbe Stunde füttern, und zugleich hören, daß es nun unmöglich ſei, heute nach Mainz zu kommen; mir war es nur lieber, weil ich ſo deſto länger des Rheins genieße. Ich wanderte in Kaub herum, und traf einen meiner Reiſegeſellen von Kölln bis Bonn, welcher hier wohnt, und ließ mir in ſeinem niedlichen Garten unter einer Weinblattlaube ein Glas Rheinwein ſchmecken, bis wir uns wieder einſchifften. Wir gelangten gleich an das rechts liegende Städtchen Bacharach, vor dem ſich ein niedliches Inſelchen, Namens Wöhrd, (Inſel) hinlegt. Es iſt eine äußerſt romantiſche und liebliche Lage. Der Rhein hat hier ein

weites Bette, und man ſieht ſchon, wie er im Begriff iſt, von hier ſich abwärts zu wenden und ſüdöſtlich auf Bingen zuzulaufen. Die Stadt iſt eingeſchrumpft in ihren weiten Mauern, wie ein Alter in den Hoſen ſeiner Jugend; deſto ſchöner ſind neben ihm die Trümmer des Schloſſes Stahleck und die grauen Weinſtöcke ſeiner ſüdlichen Kluft; doch der beſte Wein wächſt hier auf dem ſogenannten Vogts- und Kühlberge, die weiter abwärts liegen. Der bacharacher Wein iſt einer der berühmteſten am Rheinſtrom, und hohe Perſonen ſollen ihn ſchon vor Jahrhunderten geliebt haben, wie man vom Kaiſer Wenzel ſagt, der ſein Lebenlang nichts that, als bei ſchönen Weibern liegen und Wein trinken.

Von Bacharach bis Bingen behält die Gegend mit mehr, oder weniger kleinen Wechslungen faſt immer denſelben Karakter bei. Die große und erhabene Natur, die uns von Koblenz an, noch mehr aber von Boppard und Oberweſel wechſelnd in Entzücken und Erſtaunen ſetzte, iſt nun zu Ende, und die folgenden Ufer können, wenn man dieſen eben vorübergefahren iſt, nicht mehr ſo auf das trunkne Herz wirken. Sie ſind darum immer noch ſchön, oft ſchauerlich, öfter anmuthig und lieblich, und wehe dem verarmten Herzen, das je auf dieſer Fahrt lange Weile empfände! Die Ufer ſind oft kahl, und hängen mit ſcharfen Felſenmaſſen über

dem Strom; selten haben sie Gesträuch, und noch seltener Wald, dafür aber desto mehr Reben, und der Bau dieser erinnerte mich an die dürren Oelberge Italiens. Mit unsäglicher Mühe hat man die steilsten Ufer hinan, besonders das unsrer Fahrt links, Terrassen von Mauern geführt, und auf diesen die Reben gepflanzt; ohne diese Mauern, wie bald würden Regen und Schnee die wenige Erde und die Pflänzlinge mit in den Strom spühlen; Der Rhein, der sich von hier mehr in den Südosten wendet, gefällt sich immer noch im sanftschlängelnden und gewundenen Spiel seiner Wellen, und selbst hier, wo er wieder majestätische Ufer hat, verlassen ihn seine Burgen nicht. Bald hinter Bacharach hat man auf einem hohen Felsenblock die schönen Trümmer des alten Schlosses Fürstenberg, und gegenüber bei dem Dörfchen Lorrichshausen das kleinere Saareck. Die Ufer werden nun kahl und zackigt, und kleine Rebenstöcke begrünen die fürchterlichen Felsenspitzen, und das wilde Feuer der Freude kocht aus den Trümmern einer vulkanischen Welt in diese schönste Frucht der sterblichen Menschen auf. Hier schwammen wir einigen freundlichen Inseln vorbei, und hatten rechts in der schönsten Mannigfaltigkeit den Anblick der alten Schlösser Sonneck, Bautzberg und Falkenberg und mehrere andre Ruinen. So krochen wir um zwei Uhr Mittags in glühender Hitze um die reitzende Bucht bei der

St. Klemenskirche herum, und hatten bald links Asmanshausen. Waren vorher die Ufer mit Mauern und Terrassen versehen, so sind sie es hier bis an die äußersten Spitzen. Jeder Fleck, ja selbst jeder schroffste Abhang ist benutzt, und gleichsam mit Erde betragen, und diese Sorgfalt der mühseligen Menschen zeigt, daß dieser Boden die Mühe der Winzer lohnen müsse. Auch ist der Asmanshäuser Bleichert als ein trefflicher Wein weit und breit berühmt. In dieser Gegend vor Asmanshausen geht das sogenannte Rheingau an, welches man füglicher das Weingau nennen könnte; denn die besten Rheinweine werden an diesem Ufer bis nach Mainz hin gebaut. Asmanshausen selbst hat ein ärmliches und kümmerliches Ansehen, und bestätigt die alte Wahrheit, daß die armen Menschen immer nur für das Wohlseyn einiger Mainzer arbeiten, und daß der Winzer selten den zehn- und zwanzigjährigen Wein seiner Mühen zu schmecken bekömmt. Bald kamen wir nun an das verrufene Bingerloch, welches seinen furchtbaren Ruf so wenig verdient, als der Donauwirbel, aber an Naturherrlichkeit mit diesem nicht zu vergleichen ist. Hie und da sind einige Felsenspitzen sichtbar, und die andern, die zu dieser Reihe und Brüderschaft gehören, liegen ebenfalls höher, und zwingen also den Strom, sein Wasser schneller und strudelnder dem Meere zuzujagen. Man sieht die Wellen schäumend und etwas beweg-

ter, und ſie reißen das Schiff mehr dem Ufer zu. So ſind ſie etwa 50 bis 60 Schritt, mehr oder weniger, empört. Wir merkten nur an dem Stöhnen unſerer abgetriebenen und gegenan ziehenden Gäule, und an dem Schieben der Schiffleute, daß wir im Bingerloch ſeien. Nicht bloß der ſchnellere Strom ergötzte das Herz, auch die ſchöne Ausſicht auf Bingen und die verwandelten Uferſeiten trugen das Ihrige zu einem neuen Leben bei; obgleich Hunger in dem Magen und Dürre in der Kehle war, und die Sonne ihre glühendſten Pfeile herabſchoß. Dieſe Binger Krümme iſt eine der ſchönſten, wo nicht die ſchönſte der ganzen Rheinfahrt. Sie iſt die Gränze des anmuthigen und ſtillen und des erhabenen und reißenden Rheins. Anmuth und Kraft, Milde und Hoheit der Natur ſind hier in den reitzendſten und mannigfaltigen Bildungen dieſer ewigen Schöpferin vereinigt, und ein ſüßes Staunen, eine ſtille Flamme ergreift den Geiſt ſo wunderbar, daß er in ſeinem heiligſten Leben das Einzelne vergißt, und mit dem großen Weltgeiſt, dem All der Dinge, genießt und ſchaut. Gleich hinter dem Loche kömmt man an den berühmten Mäuſethurm des Erzbiſchofs Hatto von Mainz, der mit ſeinen grauen Mauern wie die Pfalz auf einem Felſeninſelchen im Rheine liegt. Links über Asmanshauſen hängt der Ehrenfels auf den Rhein herab, ein ſtattliches altes Schloß, wel-

ches mit ſeinen Thürmen auf koloſſaliſchen Felſenzacken ruht.

Gegenüber ſieht man die Stadt Bingen, ein gar nettes und freundliches Städtchen hart am Rhein, den eine ſchöne Lindenallee krönt, die längſt dem Bolwerk hinläuft. Sie lehnt ſich weſtlich an die kleine Nahe, die hier in den Rhein fällt, und über welche eine ſteinerne Brücke zur Stadt führt. Sie macht ein ſchönes Hügelthal, das von oben bis unten mit Reben bedeckt iſt, die einen guten Wein geben ſollen; aber über alle Beſchreibung ſchön iſt der dunkle Eichenwald auf der Höhe über den Weinbergen. Ueber der Stadt liegt der Rupertusberg und die Trümmer des alten Schloſſes Klopp romantiſch im Vorgrunde, aber das Ufer iſt kein Gebirg mehr, ſondern beſteht aus grünen Hügeln. Links ſenkt ſich das Geſtade eben ſo, und es fangen die Weinberge von dem nächſten linken Orte Rüdesheim an, und jenſeits gegenüber iſt der ſanfte Rochusberg mit ſeinem Wallfahrtskapellchen. Rüdesheim iſt ein jedem Weintrinker zu merkwürdiger Ort, als daß ich ihn ſo kurz abfertigen ſollte. Seine Weinberge laufen eine gute Viertelmeile am Geſtade hin, und nach beiden Seiten über den Flecken hinaus, und ſind mit außerordentlichem Fleiße bearbeitet und ummauert. Man ſagte mir, man rechne einen jeden Stock im Durchſchnitte einen Dukaten werth; man bedenke alſo, wie reich derjenige iſt,

der

der hier nur einen mäßigen Weinberg beſitzt. Unter allen Rheinweinen hat dieſer die meiſte Kraft und Gluth und Schwere, und wird alt am theuerſten verkauft, obgleich der Johannisberger, Markerbrunner, Nierenſteiner und Hochheimer früher lieblich werden. Wir hielten hier an, und während die Suppe gekocht ward, machte ich mit einem der jungen Geſellen eine Wanderung durch den Flecken. Wir hatten die Freude, manchen hübſchen Geſichtern zu begegnen, und manche andre vor den Thüren uns Fremdlinge angucken zu ſehen, und ſetzten uns dann zum vollen Tiſche und alten Wein hin, der trefflich, aber doch, wie die Kenner ſagten, immer nur vom dritten Range war. Doch mußten wir ihn im goldnen Löwen gut bezahlen, und wurden endlich um fünf Uhr Abends wieder flott, um Mainz noch einige Stunden näher zu kommen. Aber wie? Es ſchien, als wenn wir mit unſrer Fahrt durchaus nicht fortrücken ſollten. Denn hier im ganzen Neſte war kein Gaul aufzutreiben, und unſere waren einmal mit Recht ausgeſpannt, weil ſie in der That nicht weiter vorwärts konnten. So mußten ſich denn die Schiffknechte in ihre Seilen ſpannen, weil der größte Theil der Geſellſchaft darauf beſtand, heute Abend bis Elfeld zu kommen, um morgen bei guter Zeit in Mainz zu ſeyn.

Von Bingen aus alſo beginnt die Fahrt der Lieblichkeit, und, man kann mit Recht ſagen, aller

Lieblichkeit und Anmuth der milden und unerschöpflichen Natur, die Mannigfaltigkeit und Schönheit, Jugend und Alter, in immer neuen Gestalten zu zeigen weiß. Vorher war die Aussicht sehr begränzt und die Erwartung ward durch die Naturwunder und durch die Denkmähler des Alterthums herrlich überrascht. Hier ist das schöne Drama ohne Verwickelung, man sieht gleich im Anfange, wie das Ende seyn wird; aber so groß ist die Gewalt und der zauberische Reitz der Einfalt und Huld der Natur, so überschwänglich das Gefühl des überfließenden Herzens, daß es sich gern mit seinen süßen Empfindungen hingehen, und vom Himmel und Meer und dem Unendlichen, welches in der Natur lebt und schafft, in unnennbaren und unaussprechlichen Gefühlen forttragen läßt. Welch eine neue Welt thut sich auf, sobald man zwischen Bingen und Rüdesheim hinfließt! Der Rhein ist hier nicht mehr der enge und reißende Strom, der nur hohe Felsenufer mit einzelnen Rebenpflanzungen und den ehrwürdigen Resten der Vorwelt sieht. Heiter und freundlich ist seine breite Spiegelfläche, der man es kaum anmerkt, daß sie fortfließt. Weit in die Ferne verfolgt man seinen blauen Lauf, der still und bekränzt wie ein Sommersee fortwallt. Die Borde der Ufer sind liebliche Wiesen mit Pappelbäumen und Weiden, die Berge sieht man nur fernher als ehrwürdige Geistergestalten mit dem Dunst des Abends

in Eins verſchwimmen, und ſtatt ihrer Felſenſcheitel laufen ſanfte Hügel, mit Korn und Reben bedeckt, vom Geſtade empor. Eine ſtille und buſchigte Inſel folgt auf die andre, um welche die Fluthen des Stroms ſich mit ſchmeichelnden Plätſchern winden; Gewimmel fröhlicher Menſchen und fetter Heerden iſt am Ufer, und das Leben des Fiſchers mit ſeinen Netzen und Nachen um die Inſeln; die ſchönſten Dörfer ſteigen in ſtolzer Reihe an den Ufern empor, und geben mit ihren Thürmen und Pallaſten und ſchimmernden Dächern der reitzenden Natur einen neuen Schwung. So ſchwimmt der Menſch im Gewimmel der ſchönen Welt, und vom Jubel und der Geſchäftigkeit ſeiner eignen Gattung umgeben, dahin und vergißt es einige ſüße Augenblicke, wie dieſe ſchönen Ufer des vaterländiſchen Stromes durch die furchtbare Zeit und den blutigſten aller Kriege geſchändet worden ſind und noch geſchändet werden. Nie war mein Gefühl ſo ſehr das, wie es war um das vierzehnte Jahr meines Lebens, wenn ich an den ſtillen Tagen des Februars auf der lieben Inſel auf Schrittſchuhen dahin flog. Ich flog vorüber, aber die Dinge ſchienen vorüberzufliegen. Die fernen bereiften Bäume ſtanden wie einzeln von ferne aus dem ſpiegelglatten Meer empor. Die Dreſchflegel tönten durch die reine Luft von einer Viertelmeile zu mir, wie die Braken. Jedes Bellen der Jagd, jeder Schuß, jeder rollende Wa-

gen auf gefrorner Straße erreichte mein Ohr. Die Lerchen über mir sangen schon die Hoffnung des Frühlings, unterdessen der Winter mit seinen brennenden Wangen im Nordwesten glänzte. Auch mein Herz klopfte vom großen Gefühle des Lebens und des Frühlings. O daß du ewig währtest, holdes Jugendgefühl! Sanft fuhren wir zur linken Seite hin, oder vielmehr die Schiffleute zogen, und die junge reisige Mannschaft ging längst dem Strome hin. Rechter Hand hören hinter Bingen die Rebenhügel auf und werden immer seltener, je weiter man fortsegelt. Die Dörfer sind nicht so dicht an einander, noch so stattlich, als die diesseitigen, und man sieht in mannigfaltiger Abwechselung Streifen Kornfeldes, Haiden und Gebüsche. Diesseits aber von Rüdesheim bis Mainz hin liegen sie in Büchsenschußweite am Ufer hin nahe an einander, nicht klein und ärmlich, sondern schimmernd und reich, und nicht selten mit stolzen Palläſten und Gärten der großen Reichsgrafen und Baronen geschmückt. Gleich hinter Rüdesheim hat man das niedliche Nonnenkloster Eubingen, in seinen Reben und Obstbäumen versteckt, und das schöne Dorf Geisenheim, welches bei uns durch seine großen Gebäude und seine Nettigkeit eine Stadt heißen würde; auch sind hier die Palläſte mancher Großen, welche in dem höheren Eichenwalde zum Theil ihre Parks haben. Bald hinter Geisenheim gingen wir unter

dem Johannisberge hin, dem Könige der rheinischen Reben. Ich segnete diesen holden Sohn der Götter, wie es einem ächten Freunde des edelsten Saftes gebührt, mit einer bacchischen Dithyrambe des freudigen Herzens. Es sind die schönsten Hügel von der Welt, und auf ihrer Spitze liegt das schöne Schloß der Probstei mahlerisch, und noch mahlerischer im sterbenden Glanz der Sonne. Den besten Wein trinkt der Fürst von Fulda mit seinen Dohmherren; denn ihm gehört die Probstei mit dem besten Theil der Berge. Die geistlichen Herren verstanden sich von jeher wohl auf das menschliche Leben, während sie den übrigen Buße und Entbehrung predigten. An einigen niedlichen Dörfern hin kamen wir an den hübschen Flecken Oesterrich, dessen Wein, wenn er alt wird, mit zu den vorzüglichsten gehört; und bald von hier nach Hattenheim, noch am Strom, wo der berühmte Markerbrunner wächst, der zu den ersten Weinen gehört. Hier ist eine der schönsten Rheingegenden. Breit und sanft schwimmt er mit stillen Fluthen hin, und seine schönen Inseln scheinen mit ihm hinab zu schwimmen. Jenseits liegen schöne Hügel mit Kornfeldern und Dörfern, und die pfälzischen Oerter Ober- und Niederingelheim, wo Karl der Große und seine ersten Nachfolger in Teutschland oft zu Recht saßen, oder auch in süßer Muße wohnten; jetzt ist es öde, aber die unzerstörbare Natur bleibt ihm. So überkamen

uns die Schatten der Nacht, wir sahen das niedliche Erbach und die folgenden Dörter nur noch in der magischen Dämmerung des schönsten Sommerabends, und kamen um acht Uhr in dem Städtchen Elfeld an, wo wir noch einige Stunden von Mainz Halt machen mußten. So ward aus Abend und Morgen der zweite Tag unsrer fröhlichen Schiffahrt, die eine der anmuthigsten der großen Lebensschiffahrt seyn wird, ein wärmender Feuerbrand für den Winter des Lebends.

Wir fanden in Elfeld alles schon in Ruhe, weil die vorige Nacht unruhige Gäste die Wirthe nicht hatten schlafen lassen. Wir hatten unsre liebe Noth, die Wirthin und ihre schöne Tochter, und diese endlich nicht weniger, das Feuer auf dem Heerde lebendig zu machen. Endlich nach langem Warten ward der Tisch besetzt, und eine Flasche guten duftigen Rheinweins nach der andern ging die Tafel rund und erquickte die verschmachteten Seelen. So ward es halb zwölf Uhr, als wir aufstanden. Wir Rüstigen verachteten den Schlaf von drei, vier Stunden, und ließen die Weiber und Schwachen sich niederlegen, und saßen trinkend und schwatzend, einige auch spielend, bis vier Uhr Morgens. Dann ward Lärm gemacht, Kaffe und Kirschwasser gegen die bösen Dünste eingenommen, und gegen fünf Uhr fanden wir uns eingeschifft.

Wir hatten nun wieder ein Pferd vor unſrer kleinen Jacht, aber in der That ſchien eine kleine Hexerei auf unſrer Fahrt nach Mainz zu haften. Kaum hatte der Kerl am Rande des Stromes funfzig Schritt mit dem Gaule gemacht, ſo ward er kollerig, biß ſich feſt im Zaum, und ging ſtromein. Der Kerl, um nicht zu erſaufen, ſprang ab und rettete ſich ans Ufer, der Gaul aber, nun aller Bande frei, ſchwamm mit Schnauben und Aechzen mitten in den Strom hinein. Das ward ein Geſchrei der Weiber und der Aengſtlichen, das Thier mögte unſer Schifflein umreißen, und der Kühnen und Erfahrnen, es mögte erſaufen. Wir ſteuerten ihm immer wieder rückwärts mit der Jacht nach, und verlängerten das Zugſeil, um es durch Widerſtand nicht in die Tiefe zu reißen. Alles ward über dieſem Lärm wach, und gab ſeine Stimme der Angſt und des Rathes. Der Lärm hohlte endlich Leute herbei, die mit einem großen Boote zum Gaul ruderten, ihm den Kopf emporhielten, und ihn ſo ans Land retteten. So verloren wir beinahe eine Stunde in Todesnöthen und Klarmachen, und die Welt war indeſſen ganz hell geworden. Man ſah im ſchönen Morgenlichte über die Inſeln des Rheins die Thürme von Mainz herüberſchimmern, und endlich die majeſtätiſche Stadt im hellen Sonnenglanze da liegen. Welch ein Paradies der Natur! Sanfter und ſanfter neigen ſich die Re-

benhügel zu Ebnen und Obſtgärten, in weiter Ferne ſchimmern die Uſingiſchen Waldberge, und die ſchönen Berghöhen über der Maynſtraße nach Frankfurt, weiter und weiter ſchlängelt ſich der Strom mit ſanfter Umarmung um die lieblichen Inſeln herum. Ein ſeliges Gefühl beglückte mein Herz. Doch wie ich fortſchwamm, verjagten die Trommeln dieſe freundlichen Empfindungen, und jene Inſeln und Ufer, welche die Natur zum Sitz der Freude und Ruhe gemacht zu haben ſcheint, zeigten nur Schanzen und Palliſaden und jene aufgerichteten Feuerſchlünde, die hier ſo viele Kinder Frankreichs und Teutſchlands geſchlachtet haben. Selbſt Mainz, das ſo herrlich in dem weiten Bette des Stromes zu ruhen ſcheint, verwirrte alle Bilder der Freude, ſo wie wir näher kamen. Wir ſchifften bald an den feinen Ort Wallrauf an, wo das Land ſich immer mehr zur Ebne ſenkt, und von da an die Naſſau-Uſingiſchen Ortſchaften Schierſtein und Biberich, die nahe am Ufer ſchön gebaut und mahleriſch mit ihren Inſeln und Reben da liegen. Die letzten ſchönen Inſeln — man nennt ſie hier Auen — die Ingelheimer und Petersau, zeigen itzt nur Bilder der Trauer, und ſind ohne Buſch und Grün zu Mordgruben des Kriegs geworden. Dieſer Anblick, das Gewimmel der Schanzarbeiter, die Gezelte rings umher, die mit Tauſenden bedeckten Straßen, welche über die Brücke und durch Kaſſel paſſirten, das

Wirbeln der Trommeln, das Wiehern der Roſſe, das Staunen der verſammelten Menſchen, alles dieſes erfüllte mich mit einem fremden und bangen Gefühle, und betäubt floß ich zuerſt in Kaſſel und von da zu Mainz an, wo ich im weißen Hof mir ein nettes Stübchen über den Rhein hinaus wählte. Ich kleidete mich ſchnell um, erquickte mich mit Speiſe und Trank, und ließ dem Schlaf für die folgende Nacht ſein doppeltes Recht. Ich weiß nicht, wie ſonderbar mir um das Herz war; aber den ganzen Tag, was ich auch ſah und hörte und begann, war ich nur auf meinem Rhein, und ſo groß war die Luſt des Herzens, daß ich feſt beſchloß, hier einige Tage zu bleiben, und dann noch einmal bis Düſſeldorf hinab mit dem Strom zu gehen. Dieſer ſüße Entſchluß wich nur endlich der Ueberlegung, und beſonders dem Gedanken an die Schwierigkeit der Päſſe, aber er wich mit einer Art Schmerz, und den ganzen Tag fühlte ich die Wehmuth und Sehnſucht, die man hat, wenn man etwas Liebes verlaſſen hat. O wie oft und viel habe ich dieſen und jenen Ort des ſchönen Stroms mir zum ſüßen Wohnplatz für das Leben gewünſcht! wie viele Plätzchen habe ich gefunden, wo ich es für mich im Arm der Liebe und Ruhe ſo recht bequem meinte! Dann grämte ich mich, daß wir Teutſchen dieſen unſern Strom mit den Franzoſen theilen und ſchimpflich theilen ſollen; und es dünkte mich, dieſer Rhein

mit ſeinen Reben und ſeinem ſchönen Volke könne in Ewigkeit nicht von uns genommen werden, ohne eine unſrer ſchönſten Ehren zu verlieren. Nein, er darf uns nicht genommen werden. Was ſoll der Franzoſe damit? Er kann ihn nur brauchen, darauf zu ſchiffen und Feſtungen daran anzulegen. Er ſchifft eben ſo vergnügt auf einem holländiſchen Kanal, wenn er nur zu rechter Zeit Wein und Speiſe, ab und an ein hübſches Weibergeſicht, und immer Geſellſchaft zum Plappern hat. Wer die beiden Nationen verſteht, verſteht mich; für die Einfältigen wird man immer zu wortreich.

Mainz.

Ich hatte für meinen Aufenthalt hier wenigſtens fünf bis ſechs Tage beſtimmt, aber die drei, welche ich darin zubrachte, überfüllten mich ſchon mit einem ſolchen Gefühle des Ueberdruſſes und Unmuths, daß ich froh war, als ich die Stadt und den ſchönen Rheinſtrom hinter mir hatte. Mainz hatte vor ſieben Jahren einen der glänzendſten Höfe, den reichſten Adel Teutſchlands, eine blühende Univerſität, ein gebildetes Volk, ſein Strom erſcholl von Freude, und ſeine ſchönen Gegenden wimmelten von frohen Menſchen. Handel und Gewerbe blüheten; ein gutes Schauſpiel, Bälle, Promenaden, die reichſte und lieblichſte Natur, alles mußte dieſe Stadt zu einer der ſchönſten im Vaterlande machen.

Die ſogenannten Patrioten weinen jetzt über ihre betrogenen Hoffnungen, und die Anhänger des alten Syſtems fluchen noch bitterer dem neuen, welches ſie verdarb, und nicht aufhört, ihnen ihr letztes Mark abzuquälen. Auch hier geht es ſehr unrechtlich her, und zwei Belagerungen und ſieben Kriegsjahre haben alles gethan, dieſe einſt ſchöne und luſtige Stadt herunter zu bringen. Doch wie ſollte es hier beſſer gehen, als in Frankreich ſelbſt? Handel und Induſtrie, die Mainz als eine Stapelſtadt am Rhein vorzüglich belebten, ſind durch begreifliche und zum Theil oben ſchon angegebene Urſachen zerſtört. Um den Unmuth der Leute zu häufen, ſind die Zoll- und Acciſebedienten und Viſitiere, die man hier die Prepoſten nennt (les préposés), geborne Franzoſen, welches das verhaßte Geſchäft dieſer Leute noch verhaßter macht. Man ſollte meinen, die große Beſatzung und der Marſch der Truppen, der ſo häufig über Mainz geht, müſſe doch Geld bringen unter die Leute; aber dabei iſt nicht viel für ſie zu gewinnen, weil die Soldaten oft in drei Monaten nicht, und dann noch mit dem Gelde der Einwohner und den Requiſitionen der beiden Ufer bezahlt werden, und ſo viele Dinge unentgeldlich von den Wirthen gereicht und geliefert bekommen. Auch haben die armen Franzoſen hier, wie faſt allenthalben, ihre Popularität verloren. Die Urſachen davon liegen am Tage und ſind zum Theil

dieſelben, die ich ſchon bei Kölln und Koblenz genannt habe. Doch hier erſcheint mir wirklich alles ſo düſter und häßlich, hier iſt alles ſo doppelt und dreifach, daß ich davon kein Wort mehr ſagen will, um nicht partheiiſch zu werden.

Weil man von Mainz nichts mehr ſagen kann, als was es vor zehn Jahren war, und weil ich nicht Luſt habe, den Schluß meiner Beſchreibungen ſo düſter und gewitterſchwarz zu machen, als die Klagen und Plagen dieſer Stadt es wollen, ſo will ich hier ſehr kurz ſeyn, und bloß, um die natürliche Gränze Frankreichs auch zur meinigen zu machen, das ſterbende Leben meiner Reiſe noch durch einige Seiten hinſchleppen. Ich wollte von der Frankfurter Blockade, von dem Landſturm des Speſſarts und Odenwaldes und ſeinen merkwürdigen Aufzügen etwas hinzufügen und ſo bis Würzburg fortgehen, aber mich überfiel ſo ein Unmuth über dieſen ganzen heilloſen Krieg, daß ich froh bin, wenn aus meiner Feder mit der unheilſtiftenden Dinte nicht zu viel Galle ausfließt.

Wie man von Gott nur alles das ſagen kann, was er gewiß nicht iſt, ſo gilt dies jetzo von Mainz, und leicht könnte man drei, vier Bogen mit der Aufzählung deſſen füllen, was dieſe Stadt nun nicht mehr hat und iſt. Will man ſie in ihrer jetzigen Lage und nach ihrem ganzen Aeußern mit einem Worte treffend benennen, ſo nenne man ſie ein ſte-

hendes Lager; denn ſo iſt ſie mit ihrem ganzen Anſehen und Geſchleppe mir immer erſchienen. Man ſieht auf den Straßen, Brücken und Plätzen, in den Thoren und Gaſſen nur Soldaten und Huren, und die geſchäftigen und thätigen Bürger und Bürgerinnen ſcheinen bloß noch für dieſe da zu ſeyn und zu arbeiten. Was man wenigſtens wälzen, fahren und tragen ſieht, iſt alles nur Bedürfniße für den Magen und den Marſch und das Lager eines Heeres. Hier herrſcht noch immer nur das eiſerne Geſetz des Krieges; alles ſchweigt unter dem Klang der Waffen, die hier eine Hauptniederlage haben, und man ſieht keine ſüßen Früchte des Friedens und der Geſetzgebung. Wie oft habe ich an den edlen Georg Forſter, den Weltumſegler, hier gedacht, der aus Gram in Paris ſtarb, als das Blutregiment die junge Freiheit ſchändete. O der Mann verdiente eine Thräne, er verdiente ſie doppelt, wenn auch ſeine Hoffnung nur Irrthum war. Was würde er ſchreiben, wenn er jetzt eine Reiſe längſt dem Rhein und durch die Niederlande machte? — Die Stadt iſt jetzt öde und ſtill, wenn man den Lärm und Marſch und Transport der Soldaten abrechnet. Ueber ein Drittheil der Einwohner, die man ſonſt nahe an 30000 Menſchen rechnete, hat ſich verloren, und der beſte Reichthum iſt mit ihnen weggegangen, oder durch andre Kanäle abgezapft und abgeleitet; Handel und Schifffahrt,

die hier sonst so bedeutend waren, [illegible] einer des Kriegs und den erlittenen Ausfällen; weswegen die Stadt die Konkurrenz nicht halten kann mit andern Städten am jenseitigen Ufer. Den Abbruch der Eingebohrnen vermehrt noch dies, daß der Franzose, was er noch gebraucht und einbringt, allein von seinen Landsleuten nimmt und ihnen zuwendet; denn Mainz ist eine rechte Kolonie dieser Nation geworden, und in keiner teutschen Stadt haben sich so viele französische Handwerker, Künstler, Gastwirthe, Weinschenken &c. niedergelassen, als hier; [illegible] die Politik ihrer Nation nachahmt; indessen übertreibt solche Dinge der Haß gewöhnlich.

Durch ihre Lage in einem Paradiese der Natur, nahe am Zusammenflusse von zwei Strömen, wird Mainz immer einer der schönsten Plätze bleiben. Diese natürliche Anmuth war noch durch manche politische unterstützt, und als Stapelstadt, als Residenz des ersten Churfürsten, als Straße ins überrheinische Land hinein, als Universität, als der Sitz vieler reichen Fürsten und Reichsbaronen, die hier einen Theil des Jahres zu verleben pflegten, hatte sie manche Vortheile, die den meisten ihrer Schwestern mangelten. Dies gab Reichthum und Gewerbe, und diese wieder Lebendigkeit und Glanz und Pracht. So ward diese Stadt, eine der ersten und ältesten im alten Germanien, zugleich

eine der elegantesten und glänzendsten. Vieles hat die Ruchlosigkeit und der Partheigeist der eignen Einwohner, vieles auch Vernachlässigung und Verödung, das Meiste aber doch die preußische Belagerung verdorben; indessen wenn Mainz nur noch alle seine Menschen hätte, so könnte sie das noch nicht häßlich machen.

Die südöstliche Seite, oder die von der Citadelle bis zur Rheinbrücke hinab, mit allem, was bei ihrem Durchschnitte rechter Hand gegen Nordosten liegen bleibt, ist die dürftigste und engste und häßlichste. Man geht von der Gegend der Citadelle immer sanft zum Strom hinab durch schiefe und krumme Gassen, deren einige doch recht hübsche Häuser haben. Indessen ist in diesem Theil der Stadt unten am Rhein bei weitem die meiste Lebendigkeit und Geschäftigkeit. Weit schöner, neuer und regelmäßiger ist der andre südwestliche Theil der Stadt, der die schönsten Gassen und die stattlichsten Häuser und Paläste hat, und mit manchen hübschen Plätzen geschmückt ist. Hier findet man an der westlichen Außenseite die drei Bleichen, drei schöne parallel neben einander hinlaufende Gassen, alle mit lustigen neuen Häusern und mit breiten Steinen gepflastert, da der bergigte Theil der Stadt spitzsteinig belegt ist. Linker Hand von diesen Bleichen liegt der schöne Thiermarkt, der jetzt der grüne Platz (place verte) heißt, mit Bäumen einge-

faßt, und von netten Häusern und einigen Pallästen umgeben, die nun leer stehen. Vorzüglich schön aber ist der große Schloßplatz, von welchem die Gleichen auslaufen, obgleich kein regelmäßiger. Hier liegt die alte ehrwürdige Residenz der Fürsten, die Martinsburg, hart am Rheinstrom, und von ihr sowohl, als vom Platze selbst, hat man eine herrliche Aussicht über ihn und seine Inseln und Nebenufer. Ein Theil dieses alten Schlosses ist jetzt in eine Kaserne verwandelt, und ein ähnliches Schicksal haben andre Palläste der Magnaten, die entweder Wohnungen oder Lazarethe der Soldaten sind. Ein jeder denkt sich nun leicht die übrigen nothwendigen Verwandlungen hinzu, die sie erlitten haben. Viele dieser stattlichen Gebäude, z. B. das Dalbergische Haus, haben auch durch die Bomben der Belagerung sehr gelitten, andre sind ganz zerstört, als die Domprobstei, von welcher die Mainzer behaupten, daß es das schönste Gebäude am ganzen Rhein gewesen sei, und welches jetzt in Trümmern liegt, und nur noch einzelne Mauern als traurige Spuren der Verwüstung zeigt. Am wenigsten hat der alte Dom gelitten, eine ehrwürdige Antiquität, die meist in der Mitte der Stadt der Rheinbrücke gegenüber, doch näher dem Strome, steht. Er hat nichts Großes, als sein Alter und seine Länge, und eine Menge kleiner Buden und Käsehäuschen nimmt seine stattlichern

Seiten

Seiten noch dem Auge. Darinnen ſind manche hübſche Denkmähler mainziſcher Prälaten. Die beiden unregelmäßigen Plätze umher kennt man unter dem Nämen der Markt, und der Leichhof. Sie ſind der Mittelpunkt des Handels und Gewerbes, und in ihrem Bezirke iſt alſo die Miethe der Häuſer am theuerſten. Hieher muß man die Vormittagsſtunden gehen, wenn man die Einwohner alles Geſchlechts und Standes und Alters unter einander ſehen will. Nahe am Dom iſt die Kirche Unſrer lieben Frauen zu den Stufen, deren ich nur wegen einer kleinen Rarität erwähne. Man findet nemlich unweit derſelben auf dem Markte ein vier Ellen langes Eiſen auf drei hervorragenden Steinen, welches das fromme Volk als eine Teufelsreliquie anſieht. Dieſer böſe Weltregent wollte nemlich den vollendeten Dom damit zerſchmeißen, aber eines Engels Hand ließ es glücklich hinüberfliegen, und hier ſeine Ohnmacht noch dem Enkel verkündigen. Ich habe es ſchon bei einer andern Gelegenheit behauptet, daß der Teufel vorzüglich uns Teutſchen angehöre, und daß ſein Karakter vielleicht bei keiner Nation ſo ausgebildet, noch ſein Andenken und Name in mehreren Denkmählern verherrlicht iſt. Denn wer hinderte je, das Ideal der höchſten böſen Kraft aufs vollkommenſte darzuſtellen? ein anderes iſt es bei dem Ideal des höchſten Guten, und darum —

Die Citadelle liegt im Südoſten in der höchſten Gegend der Stadt, und hat Kaſernen, Kirchen, Häuſer und Klöſter, und unten, ſelbſt in dieſen Zeiten des Krieges, Gärten und Weinberge. Man findet hier eine Seltenheit, worauf die Mainzer viel Gewicht zu legen pflegen, nemlich den Eichelſtein, einen unförmlichen Steinklumpen, den die Meiſten gern aus den Römerzeiten her datiren und für ein Monument des Druſus halten, der hier ein Kaſtell oder Lager gründete, woraus nachher eine Stadt erwuchs. Alt genug mag dieſer Steinhaufen ſeyn, aber einem römiſchen Grabmahle ſieht er eben ſo wenig ähnlich, als ein jeder andrer Schutthaufen. Man hat von der Benediktinerabtei dieſer Citadelle eine niedliche Ausſicht über den Rhein und den einſtrömenden Mayn mit allen ihren lieblichen Ufern und Dörfern, und zugleich eine nähere über die ganze Stadt, die man von keinem Standpunkte ſo gut überſieht.

So wie die Stadt vor dem Kriege ſchön und luſtig war, ſo war es die Gegend umher eben ſo ſehr, aber es iſt nur das Unzerſtörbare geblieben. Im Süden war gleich vor den Thoren die ſchöne Favorite mit ihren Gärten und Spaziergängen, aber davon iſt ſo wenig eine Spur, als von den ſchönen Alleeen an der Nordſeite der Stadt längſt

dem Rhein und um die Stadt herum, alles hat der unbarmherzige Krieg niedergetreten; und wann wird es wieder aufſtehen? Man trifft nun nur Gräben und Wälle unter den Weinhügeln, welche die Stadt umkränzen; große Schattenbäume darf man hier nicht mehr ſuchen, und ſchwärmt man ſelbſt zwiſchen dieſen Rebenhügeln, ſo ſtoßen die Batterien und Kanonenſchlünde, worauf man plötzlich geräth, wieder in die traurige Wirklichkeit hinein. So iſt die ganze Gegend um die Stadt nur ein Bild des Todes und der Zerſtörung, und überdem muß man alle Augenblicke umkehren, wenn eine Schildwache aufſchreit: Hier darf man nicht gehen! Wunderſchön indeſſen iſt der Spaziergang am Rhein nach Mombach, obgleich die Bäume fehlen. Es iſt eine freundliche Ebne am Strome mit Gärten und Feldern und Weinhügeln im Hintergrunde, ſanft gleiten die Waſſer in den weiten Ufern um die Auen hin, die jetzt ſtatt des alten Grüns nur Wälle und Batterien zeigen. Froh entrinnt man endlich dieſen häßlichen Bildern, und kömmt wieder ins Gebiet des Lebens, ſo wie man das freundliche Mombach erreicht. Dieſes iſt ein Lieblingsort der Mainzer, wohin vorzüglich im Frühling und Sommer tagtäglich gewallfahrtet wird. Es iſt nur ein einziger ſchöner Obſtgarten, und lehnt ſich mit ſeinen Bäumen freundlich an den

Ströme. Alle die Südfrüchte, welche das Vaterland nur trägt, wachsen hier, und wegen seiner Kirschen hat das Dorf den Beinamen Kirschenmombach. An der andern Seite der Stadt nahe vor den Thoren liegt Weissenau, das man wie eine Vorstadt von Mainz ansehen könnte, mit einer Reihe hübscher Häuser am Strom hin, dem Einflusse des Mayns grade gegenüber. Auch hier sind die alten Bäume zerstört, und die Weinberge mit Gräben und Basteien durchwühlt. Auch giebt es hier viele kleine Tummelplätze des Vergnügens für die frohen Bürger, und eine wunderschöne Uebersicht der beiden Ströme. Als Schützer und Beschirmer des Oertchens gegen die Fluthen sieht man den heiligen Christoph an der Wand eines Klosters gemahlt, im Kostüm eines Riesen, der Christum auf seine Schultern nimmt. So scheint er mit ihm durch den Rhein waten zu wollen, und die vorüberfahrenden Schiffer versäumen nie, ihn mit bloßem Haupte zu begrüßen, und um eine glückliche Fahrt zu bitten. Aber das schönste und fruchtbarste Land des Rheins liegt jenseits; aber dahin zu spazieren, ist jetzt schwer und unsicher, und wird durch eine Menge kleiner Umstände und Neckereien erschwert. Man geht über die hölzerne Rheinbrücke nach Cassel, und von da weiter. Diese Brücke ist die vorzüglichste und liebste Promenade

der Mainzer. Nicht allein die Menge der Arbeiter und Bürger, die in Geſchäften von einem Ort zum andern gehen, erfüllt ſie den ganzen Tag, ſondern ſie iſt auch, vorzüglich gegen den Abend, immer mit Spazierenden bedeckt, die auf einzelnen Bänken von Zeit zu Zeit Ruheplätze finden. Hier kann man um die abendliche Zeit des Sonnenuntergangs die ſchöne, junge und elegante Welt ſehen, und wo fände ſie auch einen ſchönern Spaziergang? Die ſinkende Sonne matt auf den Silberfluthen, und der dämmernde und thauende Abendſchleier auf den Inſeln, Dörfern und Rebenhöhen; ſo fließt das Herz mit dem Strome ſanft und heiter dahin. Wendet man ſein Auge, ſo ſieht man den Lauf zweier Ströme im Nordoſten, die brauſend zuſammenſtrudeln, daß, hinfort der Eine deſto mächtiger ſei; man ſieht ferne Waldberge, ſchimmernde Schlöſſer, grüne Hügel und Felder mit Dörfern, Bäumen und Weinſtöcken. Warum muß man ſo nahe nur Schanzen und Bolwerke ſehn? Dieſe Brücke ſteht gleichſam wie ein reiner und himmliſcher Geiſt zwiſchen zwei Würgengeln; denn ſo kann man Mainz und das jenſeitige Caſſel mit Recht nennen. Dieſes kleine Caſſel haben die Franzoſen zu einer gewaltigen Feſtung ausgearbeitet, und alle Weinberge umher, wie die Kaninchen, durchgraben; auch ſieht man in dem ganzen

Oertchen das lebendigſte Bild des Krieges, Kanonen, Kugeln, Bomben, Granaten, in thürmenden Haufen aufgeſchüttet, Soldaten, Schanzgräber, Karren ꝛc. Ich wäre, als ich ſorglos umherſchlenderte, hier um ein Haar arretirt worden. Ich ſtand nemlich vor einer Schenke an den Außenwerken ſtill, wo die franzöſiſchen Soldaten teutſche Mädchen nach dem Klange einer erbärmlich klimpernden Violine im Tanze drehten, und ward von einer ſo ernſthaften Betrachtung ergriffen, daß ich ausſehen mogte, wie einer, der was Rechtes ſuchen und ſchauen will. So faßten mich ein Paar Arme und hießen mich in die nahe Wache marſchiren. Ich folgte. Der Officier fuhr mich barſch an: Was ich hier zu gucken und ſtill zu ſtehen hätte, und woher ich ſei? Ich zeigte ihm meinen Paß, und ſogleich erheiterte ſich ſeine Miene, und er rief mit einer Art Entzücken: Ah! vous venez de Paris, passez donc, passez! Ich wanderte nun aus den Befeſtigungen auf die ſanften Hügel von Hochheim zu, wo noch immer Batterien und Auſſenwerke ſind. Dieſes Hochheim iſt eines der geprieſenen Dörfer am Rhein, und ich ſegnete im Vorbeigehen ſeine Reben, und wünſchte ihnen und ihren beiden Strömen Frieden. Tiefer unten am Einfluß des Mayns liegt Coſtheim, größtentheils bei der Belagerung zuſammengeſchoſſen und abge-

brochen; ja die Franzoſen drohen von Zeit zu Zeit, den Ort ganz zu ſchleifen, weil er ihren Werken bei dem Zuſammenfluß der Ströme, ſo wie ihren Außenwerken nachtheilig iſt. Auch der Coſtheimer iſt ein trefflicher Wein, und mit ihm endigt auch das berühmte Rheingau. Man ſieht hier auf der Maynſpitze, welche die beiden zuſammenfließenden Ströme bilden, gewaltige Werke aufgeworfen, welche die beiden Ströme beherrſchen, und die Außenwerke von Caſſel unterſtützen können. Dieſe Spitze heißt auch die Guſtavsburg, von dem großen Schwedenkönig Guſtav Adolph, der hier Schanzen aufwerfen ließ. Die Franzoſen ſollten den Namen nicht ändern. Ohne Guſtav wären ſie nie ſo verderblich für Teutſchland geworden. Sie betrogen die Schweden, und ärndteten den ſchönſten Preis ihrer blutigen Siege ohne Aufopferungen, während jene für alle Kämpfe neben dem unſterblichen Ruhm einige der ärmſten und menſchenleereſten Provinzen Teutſchlands zur Ausbeute erhielten, und dieſe auch noch zerſtückelt und ſchwerer und koſtbarer zu behaupten, als ſie werth waren. Allenthalben am Strome ſtehen Patrouillen, und ſind in Zwiſchenräumen Schanzen aufgeworfen und Zelte aufgeſchlagen. In dieſen Zelten mußten ſehr wenige Inhaber ſeyn, wenn nicht Tanz und Feſtlichkeit darin ſeyn ſollte. Allenthalben ward ge-

tanzt und gezecht und gesungen. Weiber fehlen dem Soldaten nie, und eben so wenig die Freude. Wer morgen sein Leben verlieren kann, genießt es heute am fröhlichsten nnd unbefangensten. Alles was ihre Stimme erreichen konnte, mußte herbei. So sah ich dem Lagerleben einiger Schaaren zu, trank ein Glas Wein mit ihnen, und wanderte durch Cassel und über die Brücke zurück, als schon das leichte Volk der Nacht darauf schwärmte.

Was nun die Mainzer betrifft; so mögte ich von ihnen sagen, was ich bei Gelegenheit von Koblenz schon von den Rheinländern geäußert habe, und zwar dieses in einem vorzüglichen Grade. Hier war vielleicht am ganzen Rheinstrom die meiste Aufklärung und Lebendigkeit, als die Revolution in Frankreich ausbrach und anfing, die Welt in neue Formen umzugießen. Daß diese große Begebenheit so gewaltig auf die Feuerherzen des schönen rheinischen Volkes wirkte, und daß auch sie gern den Versprechungen und Hoffnungen der Menschlichkeit glaubten, mögte ihnen mit andern Schwärmern menschlich zu verzeihen seyn. Man weiß die wechselnden Schicksale dieser Stadt, und ich selbst habe ihre Klubbisten einst in Erfurt an-

geſtaunt; jetzt ſtaune ich über nichts mehr, und gehe mit meinem Glauben etwas tiefer an der Erde. Auch der hieſige Menſchenſchlag iſt ein wohlgebildetes und munteres Volk, voll Lebendigkeit und Schnelle, mit behendem und gewandtem Körper, die, mit der Quickheit des Geiſtes verbunden, von den Anwohnern des Rheins hohe Dinge für die Zukunft hoffen laſſen. Dabei hat das Volk eine Feinheit und Urbanität, die man an der andern Rheinſeite bald vermißt. Unter Weibern und Mädchen ſieht man manche feine und viele intereſſante Geſichter, doch hat der Krieg und die franzöſiſche Leichtigkeit auch hier die Menſchen an eine ungeheure Duldſamkeit gewöhnt, und die Franzöſinnen, die als Herrſchervolk den Ton angeben, thun mit ihren Landsleuten das Ihrige, altteutſche Sitten als lächerliches Gezier einer kindiſchen Moral zu belächeln. Selbſt in den Bleichen, den ſchönſten und breiteſten Gaſſen der Stadt, bin ich am hellen Tage mit einem: Kommen Sie herein, mein Schätzchen! mein ſüßes Herrchen! von einer dicken Quickly angerufen worden, welche ihre glatten Hühner in den Fenſtern und Thüren um ſich herum hatte. Das übt wenigſtens die Augen, und ich

mögte mich endlich vermessen, dieses Wildpret trotz einem spionenäugigen Kuppler bei dem ersten und zweiten Blick zu erkennen.

Eine zahlreiche Klasse der hiesigen Einwohner sind die Juden, die nahe an der Martinsburg in einigen kleinen Queergassen wohnen. Diese dürfen nun freilich von dem christlichen Pöbel nicht mehr so gemishandelt werden, wie es noch in dem nahen Frankfurt geschieht, wo man ihnen früh des Abends ihre Gasse verschließt, die freilich neuerlich eine Feuersbrunst aufgeschlossen hat, und wo sie auf der Promenade um die Stadt mit den Karrnern und Rindern im Staube waten müssen, während ihre christlichen Mitbrüder und Geldverwandten zur Seite im wohlbeschatteten privilegirten Linden- und Ulmengange spazieren. Indessen haben sie, was sie als Bürger und Menschen gewonnen haben, als Kaufleute und Fabrikanten mit den andern Maingern verloren. Doch war es mir eine Herzensfreude, sie als Menschen zu sehen; das freiere Gemüth tritt doch sogleich auch auf den Leib und in die Gebehrde des Gesichts heraus, und giebt einen ganz anderen Ausdruck und ein ganz anderes Gefühl auf den Sehenden, welches sich freilich nicht

beſchreiben läßt. Dieſe Kinder Iſrael ſind wegen ihrer feinen und ſchönen Bildung eben ſo merkwürdig, als die übrigen Rheinländer, und mehr als Ein Holofernes würde hier eine Judith finden können. Am ſchlimmſten ſind dieſe armen Schelme jetzt mit ihrem Geldkommerz daran, weil bei hoher Strafe verboten iſt, baares Geld aus dem Lande zu führen, obgleich das doch immer eine leicht tranſportable Waare iſt. Da ſind die Prepoſés ein Schrecken der Bürger. Doch trifft dieſes Unheil öfter Reiſende, die etwa nicht Gelegenheit haben, ſich davon zu unterrichten, daß ſie nicht mehr, als ſechs Louisd'or am Werth, ſollen ausführen dürfen. So hatte man bei meiner Anweſenheit in Kölln einem Mann vom jenſeitigen Ufer 1500 Reichsthaler weggenommen, obgleich er ſeine Unwiſſenheit vorſchützte, und bewies, er habe dieſes Geld hier nur umgewechſelt, und alſo einen gleichen Werth eingebracht. Eine ähnliche Geſchichte war hier einige Wochen vor meiner Ankunft paſſirt. Der Bankier Goldſchmidt, ein reicher Jude, ſchickt ſeinen zwölfjährigen Buben zu einem Kaufmann, um 300 Sechsfrankenſtücke einzukaſſiren. Der Burſche geht mit dieſem Gelde der Brücken-

wache vorbei, ſieht auf der Brücke eine Schlägerei, welcher mehrere zulaufen; er läuft mit durch die Wache und die Barriere hinaus, immer ſein Geld im Beutel in der Hand offenbar haltend. Da ſpringt ein Franzoſe zu, reißt ihm das Geld weg, ſchreiend, er habe es ans jenſeitige Ufer tragen wollen. Vergebens ſchützt der Vater den Unverſtand des Knaben und das offene Tragen des Beutels vor. Er iſt nach aller Form Rechtens ſeines Geldes verluſtig, und die Spionenbande theilt ſich darin.

Nachtrag von Druckfehlern des 5ten Theils.

Seite.	Zeile.	
403	21	für einer Schöne l. einer Schönen.
407	23	f. Bächer l. Bürger.
408	28	f. diesem l. in diesen.
420	12	f. meist l. einst.
432	18	f. in dieselben l. in denselben.
433	21	f. die Quartiere l. der Quartiers.
436	25	f. drängen l. dringen.
444	10	f. trefflige l. dressirte.
—	—	f. und für den l. und den.
450	11	f. setzt ihm l. sieht ihn.

Sechster Theil.

12	13	f. venés d'embellir l. venés embellir.
—	14	f. pair l. peur.
—	24	f. Geschte l. Gesicht.
13	4	f. verbrannte Hand l. verstannte Haut.
18	6	f. warum l. worum.
20	16	f. auf einer Wiese l. auf eine Wiese.
29	24	f. Strauche l. Strauch.
50	18	f. der ersten l. die ersten.
58	3	f. Ballatten l. Ballerten.
62	2	f. dem gestampftem l. dem gestampften.
128	8	f. Lacare l. Lacave.
133	28	f. pieten l. spielen.
151	1	f. Suitanin l. Suitane.
162	8	f. Gardei l. Cardei.
163	12	f. Gardeis l. Cardeis.
165	28	f. Gardei l. Cardei, und an andern Stellen.
183	14	f. einem jeden l. einen jeden.
188	10	f. Scheune l. Scheunen.

Seite.	Zeile.	
192	24	f. la Frioul l. le Frioul.
194	11	f. Peter l. Paul.
203	23	f. Hecken l. Hocken.
213	[illegible]	f. den man l. dem man.
225	4	f. Füssenladen l. Füssiladen.
235	25	f. Hecke l. Hocke.
244	10	f. verdient eine l. verdient keine.
245	16	f. solchen l. solche.
247	16	f. Wickard l. Weikard.
250	20	f. stachen ab zu den ꝛc. l. stachen ab von den.
—	23	f. Bruder l. Brüder.
254	13	f. lebefrischer l. lebenfrischer.
255	19	f. Basseinstrument l. Blasinstrument.
290	20	f. einigem l. innigem.
342	7	f. Verklütterung l. Verklitterung.
366	17	f. Mainzer l. Wenigen.
369	19	f. Seilen l. Sielen.
374	10	f. Lebends f. Lebens.